



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

3400  
.991

Library of  
Princeton University.



Germanic  
Seminary.

Presented by  
The Class of 1891.









**Zeitschrift**  
für den  
**deutschen Unterricht.**


---

Begründet unter Mitwirkung  
von  
**Rudolf Hildebrand.**

Herausgegeben  
von  
**Dr. Otto Lyon.**

---

**9. Jahrgang.**

 UNIVERSITY  
LIBRARY

1285 DCE TOR. N. 1

Leipzig,  
Verlag von B. G. Teubner.  
1895.

(RECAP)

3400

.991

Johns

1895

YERGENBU  
YASSEL  
A. A. A. A. A. A.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.



# Inhalt des neunten Jahrganges.

## A. Allgemeines.

	Seite
Rudolf Hilkebrand. Von Otto Lyon . . . . .	1
Die Hans Sachs-Feier in Nürnberg. Von Dr. Theodor Hampe . . . . .	81
Ein Brief Rudolf Hilkebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä. Von Archivrat Dr. Theodor Distel in Dresden . . . . .	98
Hesiodos' Werke und Tage. Übersetzt von Prof. Dr. L. Freytag in Berlin	94
Wilhelm Raabe, ein echt deutscher Dichter. Von Direktor Dr. Georg Müller-Frauenstein in Hannover . . . . .	122
Dramatische Schüleraufführungen, Von Dr. L. Koch in Bremerhaven . . . . .	214
Bismarck. Gedicht von Otto Lyon	235
Bismarck als Künstler in Politik und Sprache I. Von Otto Lyon . . . . .	245
Die Kriegspoese von 1870/71 und das Rutschkelielied. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden . . . . .	309
Ein weiterer Brief und Reime Rudolf Hilkebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä. Von Archivrat Dr. Theodor Distel in Dresden . . . . .	367
Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1893. Von Rudolf Dietrich in Zürich . . . . .	368
Aus Rudolf Hilkebrands Unterrichtspraxis. Von Gymnasialoberlehrer Georg Verlit in Leipzig . . . . .	373
Die Schulbildungsfahrt der höheren Lehrerschaft nach Friedrichsruh. Von Dr. Joh. Kreuzer in Köln a. Rh. . . . .	393
Das Wort Germania. Von Dr. Gustav Leue in Gotha . . . . .	447
Politische Thaten u. Worte Jakob Grimms. Von Dr. Carl Franke in Worna	466
Zur zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages Christian Günthers. Von Dr. Broßmann in Siegnitz . . . . .	557
Zur Erinnerung an Gustav Freytag. Von Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt . . . . .	713
Die Enthüllung des Denkmals für Rudolf Hilkebrand . . . . .	807
Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung. Von Dr. Rudolf Wustmann in Leipzig . . . . .	810
Schlimmes Gitteren. Von August Mühlhausen in Hamburg . . . . .	844

## B. Lektüre.

Der deutsche Lesestoff, vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. M. Evers in Darmen . . . . .	44
Kleinigkeiten zu Tiecks Schriften. Von Prof. Dr. Gotthold Klee in Baugen	65
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Von Gynn.-Oberl. Dr. C. Krumbach in Wurzen. Nr. 5. Ein Kanon der zu besprechenden Prosafüde	140
Über einige Quellen der Gedichte von August Kopisch. Von Dr. A. Puls in Altona . . . . .	191
In Schillers Wilhelm Tell (IV, 2, 426 flg. u. V, 1, 35 flg.) u. Braut von Messina (1846 flg. u. 2116 flg.). Von Dr. Theodor Matthias in Jittau i. S. . . . .	217
Die Quelle zu Uhlands Taillefer im Unterricht der Tertia. Von Dr. Willy Chamhain in Seehausen i. A. . . . .	348
Der Schlusschor des Goethischen Festspiels: Des Epimenides Erwachen. Von Prof. Dr. Heinrich Dünker in Köln a. Rh. . . . .	355
Georg Leopold Weyland, Goethes Straßburger Genosse. Von Prof. Dr. Heinrich Dünker in Köln a. Rh. . . . .	364
Ein dunkles Wort bei Hölderlin. Von Prof. Dr. Robert Wirth in Plauen i. B. . . . .	375

	Seite
Willems Keinaert in dem deutschen Unterricht. Von Prof. Dr. Christian Semler in Dresden . . . . .	377
Der ursprüngliche Text von Hauffs Märchenalmanach auf das Jahr 1827. Von Dr. Max Mendheim in Leipzig . . . . .	405
Einige Bemerkungen zu der Novelle C. F. Meyers: Der Heilige. Von Geh. Regierungsrat Dr. R. F oß in Berlin . . . . .	441
Zu Goethes Fischer. Von Prof. Dr. J. P. Schmitz in Montabaur . . . . .	453
Wie C. R. Arndt um Städte werden läßt. Von Kaiserl. Rat Prof. Franz Brantl in Wien . . . . .	471
Bild und Gleichnis in Luthers Briefen. Von Prof. Dr. Heinrich Rinn in Hamburg . . . . .	476
Zu Gellerts Gedicht: Der Bauer und sein Sohn. Von Dr. R. Eichhoff in Remscheid . . . . .	494
Zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Von Dr. P. Blunk in Altona . . . . .	494
Zu Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . .	495
Verlassen hab ich Feld und Auen. Von Dr. Theodor Matthias in Alttau . . . . .	555
Es bricht wie ein irres Kind. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . .	556
Zu den Kranichen des Ibykus. Von Dr. C. Schumann in Lübeck . . . . .	559
Zur Bürgerschaft. Von Dr. C. Schumann in Lübeck . . . . .	559
Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama. Von Dr. A. Bogeler in Hildesheim . . . . .	577
Hans Sachsens Ehrensprüchelein. Von Bibliothek. Dr. Arthur Kopp in Berlin . . . . .	600
Zu Christian Thomafius. Von Prof. Dr. Adolf Müller in Chemnitz . . . . .	665
Zu Hans Sachs. II. Leben und Wirken des Hans Sachs. Von Dr. Julius Sahr in Dresden . . . . .	670
Giebt es eine allgemein-verbindliche Art der Gedichtbehandlung? Von August Mühlhausen in Hamburg . . . . .	746
Zu Fährlein bei Upland. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . .	772
Zu Goethes getreuem Edart. Von Dr. D. Linsenbarth in Kreuznach . . . . .	772
Der Schlußchor aus Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen“ und die preussische Nationalhymne. Von Dr. Hans Worsch in Berlin . . . . .	785
Die Stoffquelle zu Freiligraths Ammonium. Von Direktor Dr. Karl Fessel in Koblenz . . . . .	846
Schillers sicilianische Dichtungen. Von Direktor S. Kohrs in Lüneburg . . . . .	852

### C. Grammatik und Stilistik.

Mittelhochdeutsches in. Von Univ.-Prof. Dr. Oskar Brenner in Würzburg . . . . .	150
Da wären wir endlich (Btschr. VIII, 691 fg.). Von Gymnasialoberlehrer Dr. Karl Müller in Dresden . . . . .	152
Das Verb „lassen“ bei Luther und Goethe. Von Dr. Ernst Götzinger in St. Gallen . . . . .	169
Der Streit über das Wesen des Sages. Von Dr. E. O. Müller in Breslau . . . . .	181
Der oder die Tiber, der oder die Rhone? — auch etwas von deutschen Schiffen. Von Dr. Hans Kehrt in Braunschweig . . . . .	188
Der Beibente (Btschr. 8, 688 fg.) Von Dr. Karl Müller in Dresden . . . . .	221
Zu alloweile. Von Dr. S. Weber in Ludwigshafen a. Rh. . . . .	413
Welche und Welches in Liebs Don Quijote-Übersetzung. Von Kaiserl. Rat Franz Brantl in Wien . . . . .	768
Noch einmal zur papiernen Sprache. Von Dr. Karl Prahl in Danzig . . . . .	849
Zum Sprachgebrauch Venaus. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . .	851

### D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Zum Unterricht des Mittelhochdeutschen. Von Dr. Karl Wehrmann in Kreuznach . . . . .	37
Zu der Anfrage F. Lindners VIII, 259 nach: Sprechen kann er nicht, aber er denkt um so mehr. Von Dr. Th. Wiesehaun in Friedberg i. H. . . . .	67

	Seite
Bornamenstudien. Von Seminardirektor Dr. Bruno Stehle in Colmar i. Elß.	68
Zu dem Scherzgespräch VII, 272 fig. u. VIII, 408 fig. und zu dem Scherzgespräch II, 294 fig. Von Dr. Anton Englert in München . . .	146
Sich jagen. Von Dr. J. Bernhardt in Solingen . . .	149
Kinderreime aus Meßlenburg. Von Gymnasialoberlehrer Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	162
Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	217
Namen mit und ohne Bedeutung. Von Rudolf Hildebrand . . .	306
Sabatäl. Anfrage von Dr. J. Leithaeuser in Darmen . . .	412
Nachtrag zum Scherzgespräch (Btschr. VIII, 408 fig.). Von Dr. Karl Ulrich in Krems a. d. Donau . . .	412
Zur Betonung und Verkürzung der Namen. Von Heinrich Menges in Kusach i. Oberelß.	414
Bemerkungen zu Madels Aufsatz über Namensforschung. Von Dr. Fr. Spälter in Schweinfurt . . .	486
Ein Spottlied auf die Dänen aus dem Jahre 1657. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	489
Sprechen kann er nicht, er denkt aber desto mehr. (Zu Heft IV, 259.) Von Prof. Dr. A. Reinhold in Grimma. Von Dr. D. Glöbe . . .	498. 774
Zu Buxmanns Buch: „Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Von Direktor Dr. B. Buchner in Eisenach . . .	498
Die Sage vom Ringer Rüsteturm in ihren geschichtlichen, litterarhistorischen und mythischen Beziehungen. Von Dr. S. Feist in Bingen a. Rh. . .	506
Zur Namensforschung. Von Dr. R. Haad in Bihow . . .	549
Zu dem Aufsatz von E. Madel: Zur Namensforschung. Von Prof. Dr. August Zimmermann in Celle . . .	552
Niederdeutsche Verse auf alten Geschützen. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	553
Zu Zeitschrift VIII, 272 fig. Von Dr. Moriz Goldschmidt in Wolsfenbüttel . . .	555
Namen auf -lin. Von Prof. Dr. E. Kestle in Ulm . . .	557
Eine niederdeutsche Urkunde aus dem Jahre 1492. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	558
Der Teufelsglaube in Meßlenburg. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	583
Der deutsche Walb in Religions- und Rechtsanschauung alter Zeit. Von Dr. A. Freybe in Parchim . . .	641
Degen. Von Prof. Dr. E. Kestle in Ulm . . .	710
Eine Sage von Karl dem Großen. Von Dr. Schmitt in Kassel . . .	770
Eianspruch. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . .	771
Beiten—borgen. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . .	771
Zu Btschr. VIII, 282. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . .	772
Zu „einen Korb geben“ (Btschr. 5, 122 u. 6, 225). Von B. Kohnschmidt in Kassel . . .	773
Hölzerner Koff (Btschr. 8, 120). Von Heinrich Menges in Kusach . . .	773
Stein und Wein klagen. Von Dr. D. Glöbe in Doberan . . .	774
Jannen (Btschr. 7, 123 u. 8, 129). Von Heinrich Menges in Kusach . . .	853

### E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

Galant, Kurios und Politisch. Von Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena . . .	22
Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Interpunktion. Von Dr. B. Bilmar in Marburg . . .	210
Wer hat das Wörterverzeichnis in Adam Petris Nachdruck des Neuen Testaments aufgestellt? Von Heinrich Menges in Kusach . . .	460
Deutsche Rechtschreibung vor 300 Jahren. Von Dr. R. Jordan in Mühlhausen (Thür.) . . .	708

**F. Deutscher Aufsatz.**

Zur Methodik des beschreibenden Aufsatzes. Von Gymnasialoberlehrer Dr. E. Heydenreich in Schneeberg . . . . . 329

**G. Bücheranzeigen.**

Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. Angezeigt von Gymnasialdirektor Prof. Dr. F. F. Müller in Blankenburg am Harz . . . . .	71
Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . . . . .	74
Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . . . . .	76
Gotthold Klee, Das Buch der Abenteuer. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . . . . .	77
Gotthold Klee, Lieds Leben und Werke. Angez. v. Otto Lyon in Dresden . . . . .	78
Hermann Unbescheid, Mein Heim in Siebern. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . . . . .	78
Heinrich Löhner, Winter Sonnenwende. Angez. v. Otto Lyon in Dresden . . . . .	79
G. Berlit, Worte der Liebe und Dankbarkeit am Sarge des verehrten Lehrers Dr. Rudolf Hildebrand. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . . . . .	79
Martin Greiß Hans Sachs. Von Dr. Ernst Hentschel in Memmingen . . . . .	117
Edhardt, Einhundert und fünfzig ausgewählte deutsche Gedichte. Angezeigt von Dr. F. Schuller in Plauen i. B. . . . .	153
Storm, Maria Stuart. Angez. v. Dr. Ernst Wasserzieher in Flensburg . . . . .	154
Schröber, Faust. Angezeigt von Dr. E. Wasserzieher in Flensburg . . . . .	154
C. F. Meyer, Jörg Jenatsch. Angezeigt von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. H. Fofß in Berlin . . . . .	154
Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	157
Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	161
Lehrbuch für höhere Lehranstalten, herausg. von den Fachlehrern der R. Kreisrealschule München. Angezeigt von Dr. Anton Englert in München . . . . .	222
G. Bötticher und R. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur. Angezeigt von Dr. Felix Hartmann in Großlichterfelde . . . . .	223
Magarete Link, Der kleine Lumpensammler. Auf dem Christmarkt. Angezeigt von Prof. Dr. Gotthold Klee in Danzig . . . . .	226
L. F. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. Angezeigt von Prof. Dr. Gotthold Klee in Danzig . . . . .	227
Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	228
Max Koch, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	229
Paul von Elpöns, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Angezeigt von Prof. Dr. Hermann Unbescheid . . . . .	324
Horst Kohl, die politischen Reden des Fürsten Bismard. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	326
Horst Kohl, Bismard-Jahrbuch. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	327
Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismard 1848 bis 1894. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	328
Martin Greif, Das erste Blatt zum Helmenkranz. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	328
Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. Angezeigt von Gotthold Klee in Danzig . . . . .	419
Georg Heydner, Lesebuch für das 2. Schuljahr. Angezeigt von Carl Julius Krumbach in Würzen . . . . .	421
Charles Lamb's Shakespeare-Erzählungen. Angezeigt von C. Hentschel in Döbeln . . . . .	423
A. Edel, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Angezeigt von Carl Menge in Vöppard . . . . .	425

	Seite
Georg Berlit, Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Angezeigt von Otto Lyon	427
Gustav Krüger, Bismarcks Mahnruf an die akademische Jugend. Angezeigt von Otto Lyon	428
Rudolf Franz, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Angezeigt von Otto Lyon	428
Karl Einzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts. Angezeigt von Otto Lyon	429
Rudolf Franz und Karl Bindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrißen der Dichter. Angezeigt von Otto Lyon	429
O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Angezeigt von Otto Lyon	430
In Schöpfers Gotter. Von Dr. Rudolf Wustmann in Leipzig	495
Rag Stöber, Regeln über die Satzzeichen, verbunden mit Aufgaben. Angezeigt von Dr. Rudolf Friede in Dessau	497
Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Angezeigt von Dr. O. Glöbe in Doberan	499
Karl Katten, Dies richtig! Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna	500
Gottbold Klee, Zu Ludwig Tiedes germanistischen Studien. Angezeigt von Otto Lyon	501
B. S. Kiehl, Land und Leute. Schulausgabe von Theodor Matthias. Angezeigt von Otto Lyon	502
Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Angezeigt von Otto Lyon	508
Oberländer, Siegm., Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatze. Angezeigt von Direktor Dr. Karl Menge in Boppard	560
August Engeltien, Sammlung von Musteraufsätzen für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen. Angezeigt von Karl Menge in Boppard	560
Abolf Reh: Nochmals die „Geschichte in Esenheim“. Angezeigt von Heinrich Rinn in Hamburg	561
Sammlung Götchen: Dr. F. Kurze, Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500. Angezeigt von Karl Landmann in Darmstadt	565
Sammlung Götchen: Dr. Ernst Raumann, Der Eid von J. G. Herder. Angezeigt von Karl Landmann in Darmstadt	566
Rutsches ausgewählte Gedichte. Angezeigt von Hermann Unbescheid in Dresden	566
Julius Weiske, Der Sachsenspiegel. Neu bearbeitet von Prof. Dr. R. Hildebrand. 7. Auflage. Angezeigt von Otto Lyon	568
Karl Müller-Fraurenth, Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus. Angezeigt von Otto Lyon	569
Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen. Herausgegeben von August Sauer. Angezeigt von Otto Lyon	570
Karl Heinemann, Goethe. Angezeigt von Otto Lyon	573
Ernst Richard Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Angezeigt von Otto Lyon	574
Anzeigen aus der Schillerliteratur 1894—95. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden:	
Schiller, Dem deutschen Volke dargestellt. Von Dr. F. Bychgram	611
Eine Dichterliebe. Von Rudolf von Gottschall	614
Schillerstudien. Von Gustav Kettner	615
Schillers Wallenstein als tragischer Charakter. Von Dr. Franz Kiebel	618
Untersuchungen über Schillers „Wallenstein“. Von Friedrich Frädrich	620
Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen (Schluß). Von Dr. A. Stein	622

	Seite
Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. Von Prof. A. Popel . . . . .	623
Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Von Emil Große . . . . .	625
Schiller und die Bibel. Von Johannes Schlurid . . . . .	626
Schiller in seinen Briefen. I. Theil. Von Otto Niedbergesäß . . . . .	626
Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr. Von Heinrich Vogt. Herausgegeben von Georg Berlit . . . . .	626
Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Von Karl Goebcke . . . . .	627
Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Von Karl Goebcke . . . . .	627
Schillers Briefe. Von Fritz Jonas . . . . .	628
Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Von Prof. Emil Soffé . . . . .	628
Zur Poetik der Ballade. Von Dr. Ludwig Chevalier . . . . .	630
Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch. Von Dr. Wilhelm König . . . . .	632
Getreue Nachbildung der eigenhändigen Unterschriften Schillers, seiner Frau und Kinder . . . . .	632
Illustrirte Klassiker-Bibliothek . . . . .	632
Aufgaben aus deutschen Dramen. Von Dr. S. Heinze und Dr. W. Schröder . . . . .	632
Schulausgaben . . . . .	633
Aus Zeitschriften . . . . .	633
Sprechzimmer: Zwei Dichtergeständnisse. Von Karl Landmann in Darmstadt	634
Wilhelm Bietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Angezeigt von S. Schuller in Blauen i. B. . . . .	636
Dr. S. R. Prem, Am 100. Geburtstage Grillparzers. Angezeigt von Carl Franke in Vorna . . . . .	637
A. Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Vorna . . . . .	776
P. Tesch, Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Vorna . . . . .	780
Gotthold Klee, Grundzüge der Litteraturgeschichte. Angezeigt von Otto Lyon . . . . .	782
Hildebrandheft. Bearbeitet von Rudolf Dietrich. (Neue Bahnen 6. Jahrg. 10. Heft.) Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Georg Berlit in Leipzig . . . . .	854
J. D. Ranzer und Robert Ranzer, Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Vorna . . . . .	856
Chr. Ruff, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Angezeigt von Dr. Heinrich Glöckl in Wiesel . . . . .	868
D. König, Geschichte der deutschen Litteratur. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Vorna . . . . .	860

H.

Kleine Mittheilungen: 163. 481.

J.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 163. 166. 230. 231. 434. 438. 504. 576. 638. 640. 710. 712. 783. 784. 862. 863.

K.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Rudolf Hildebrand . . . . . 168

## Rudolf Hildebrand.

Im Fluge nicht, nur Schritt vor Schritt  
Kannst du zu Gott gelangen,  
Und bringst du nicht die Brüder mit,  
Bist du umsonst gegangen.

Rudolf Hildebrand.

Am 13. März 1824 wurde Rudolf Hildebrand zu Leipzig geboren. Die altberühmte Buchhändler- und Gelehrtenstadt sah die glücklichen Spiele des frohen Knaben, den emsigen Fleiß des strebenden Jünglings, das segensreiche Wirken und Schaffen des thatkräftigen Mannes, die reiche Geistesernste des körperlich leidenden, aber geistig bis zum letzten Augenblicke frischlebendigen Greises. Sein Vater Heinrich Hildebrand stammte aus Arnstadt in Thüringen und war ein geschickter Schriftsetzer, der sich nach glücklich durchlebten Wanderjahren, die ihn nach den verschiedensten Ländern und Städten Europas geführt hatten, in Leipzig niederließ, wo er sich mit Amalie Borgeß, einer geborenen Leipzigerin, verheiratete. Er wurde später Faktor in der Brodhaus'schen Druckerei und erwarb sich in dieser Stellung namentlich Verdienste um die ersten Ausgaben des Konversationslexikons und um die „Deutsche allgemeine Zeitung“. Seiner Ehe entsprossen fünf Kinder, die jedoch alle, mit Ausnahme Rudolfs, in jugendlichem Alter starben. So wuchs dieser eine Sohn Rudolf als Sorgenkind behütet und bewahrt auf. Der Vater war ein seelisch fein gebildeter Mann, der sich als Autodidakt eine ziemlich umfassende Bildung und gute Kenntnisse im Lateinischen, Französischen und Englischen erworben hatte, sodaß er seinen Sohn Rudolf schon in sehr frühem Alter in die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik einzuführen vermochte und auch sonst die Lernbegierde des Knaben auf mannigfache Weise zu wecken und zu pflegen wußte.

Den ersten Unterricht erhielt Rudolf Hildebrand in der Raundorf'schen Privatschule, einer sogenannten „Winkelschule“, die sich in der Grimmaischen Straße in Selliers Hof befand. Hier war es Magister Gurlitt, ein junger Theolog, der einen nachhaltigen Einfluß auf den Knaben ausübte und den Rudolf Hildebrand bis ins Greisenalter hinein mit Liebe und Anerkennung nannte. Vom zwölften Lebensjahre (1836) an besuchte Rudolf Hildebrand die Thomasschule, die er unter Stallbaums Rektorate 1843 verließ. Er studierte nun an der Leipziger Universität anfangs Theologie, wandte sich aber bald ausschließlich der Philologie

und Philosophie zu. In der klassischen Philologie wurden Gottfried Hermann und Moritz Haupt seine geistigen Führer; Haupt las aber zugleich auch einige Kollegien über deutsche Sprache und Litteratur und wurde sein Lehrer in der germanischen Philologie. Beide Männer wurden von tiefgehendem Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung. Gottfried Hermanns großer Unabhängigkeitsinn, seine echt antike, schlichte Art (schickte doch Gottfried Hermann den ihm verliehenen Geheimrathstitel an das Ministerium zurück) wurden vorbildlich für Hilbrands Lebensauffassung. Die immer bis zu den letzten Gründen vordringende Klarheit Moritz Haupts, vor allem auch dessen leidenschaftliche Wärme, die allerdings weniger in seinen technisch vollendeten Ausgaben altdeutscher Dichter, als in seinen Vorlesungen zum Ausdruck kam, gingen als unverlierbares Besitztum auf den begeistert lernenden Studenten über, in dessen Eigenart ja von Haus aus eine stets bis zu lebendiger Anschauung sich durchringende Klarheit mit einem reichen und tiefen Gefühlsleben gepaart war. Von beiden Männern sprach er sein ganzes Leben hindurch mit hoher Verehrung.

Sein ursprünglicher Lebensplan war, der alten und der neuen Philologie in gleicher Weise anzugehören, um beide, zum Vorteil unserer wahren höheren Bildung, in engere Beziehung zu bringen, wie er in dem Vorwort zu seinen gesammelten Aufsätzen und Vorträgen (1890) bekennt. Erst die Fügung der Verhältnisse drängte ihn von diesem Lebensplane ab und ließ ihn sich ganz der deutschen Philologie hingeben. Aber er hat stets die ältere Schwester, die klassische Philologie, in Ehren gehalten, und so entschieden er einen pedantischen und übertriebenen Lateinkultus verurteilte und eine Neugestaltung unserer Gymnasien auf nationaler Grundlage forderte, so lebhaft wünschte er einen Betrieb der alten Sprachen, der sich in den Dienst unserer Muttersprache und unseres nationalen Lebens zu stellen wüßte und mit der deutschen Philologie in Wechselbeziehung stünde.<sup>1)</sup>

Nachdem er 1848 sein Staatsexamen bestanden hatte, war er den politisch bewegten Sommer dieses Jahres hindurch in der Redaktion der Deutschen allgemeinen Zeitung, die bei Brockhaus erschien, hauptsächlich als Übersetzer aus fremdsprachigen Zeitungen thätig. Im Herbst 1848 wurde er aber, der dringend ausgesprochenen Bitte Stallbaums folgend, Lehrer an der Thomasschule, wo er sehr bald den deutschen Unterricht

1) Rudolf Hilbrands Stellung zur klassischen Philologie hat namentlich Dr. Max Bünschmann in Leipziger Tageblatte in seinem kurzen, aber inhaltreichen Aufsätze: Zur Erinnerung an Rudolf Hilbrand treffend gekennzeichnet (2. Beilage zum Leipziger Tageblatt Nr. 564, Sonntag, den 4. November 1894).



in Sekunda zugewiesen erhielt, den übrigens sonst niemand gern übernehmen wollte; denn damals stand der deutsche Unterricht bei den Gymnasiallehrern noch in geringem Ansehen. Gerade deshalb aber nahm sich Hildebrand mit Liebe und Begeisterung dieses schwer vernachlässigten Unterrichtsfaches an, und wenn heute der deutsche Unterricht bei allen Einsichtigen ganz im Gegensatz zu der damaligen unklaren Zeit als eins der wichtigsten Unterrichtsfächer gilt, so ist dieser Wandel vor allem mit dem unermüdblichen Eintreten Hildebrands für diesen Gegenstand zu danken. Jahrelang hielt er schon damals ein Privatissimum ab, das von begabten Schülern aus Sekunda und Prima eifrig besucht wurde und in dem namentlich altdeutsche Dichter gelesen und eingehend besprochen wurden. Die gesicherte Lebensstellung gestattete es ihm nun einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn auch zunächst nur mit bescheidenen Mitteln. Am 18. Mai 1853 vermählte er sich mit Luise Müller aus Arnstadt in Thüringen, der Heimat seines Vaters. Es war eine von tiefstem Glück durchstrahlte Ehe, und das schwerste Leid seines Lebens war der frühe Tod der geliebten Gattin, die seine Geistesarbeit mit innigem Verständnis begleitete, durch ihr reiches Gemüt und ihren frohen Sinn sein Haus belebte, seinem Hauswesen getreulich vorstand und den Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, eine sorgende Mutter war; sie starb am 18. November 1874, tief betrauert von ihrem Gatten und ihrer Familie. Aber es war noch nicht genug mit diesem Leide, ein neuer, schwerer Schicksalsschlag traf ihn, als vor wenigen Jahren sein erstgeborener, hoffnungsreicher Sohn, der seine Studien vollendet hatte und sich für die akademische Laufbahn vorbereitete, plötzlich und unerwartet aus dem Leben schieb. So war er ein vielgeprüfter Mann, der aber mit männlicher Kraft und siegreichem Mute sich durch allen Kummer zu einer Weltanschauung durchrang, die weitab von allem weltlichen Pessimismus lag. Selbst jahrelanges körperliches Siechtum vermochte ihm nie die tief in ihm wohnende Freude am Leben zu rauben.

Gleich als die Ausarbeitung des Grimmschen Wörterbuches begann (1850)<sup>1)</sup>, wurde Rudolf Hildebrand auf die Empfehlung seines Lehrers

1) Schon am 28. August 1838 hatte die Leipziger Zeitung mitgeteilt, daß die Brüder Grimm ein Wörterbuch der deutschen Sprache vorbereiteten, in dem alle Wörter mit ihren mannigfaltigen Bedeutungen, alle Redensarten, Bilder und Sprichwörter aus den Quellen, d. i. den Schriften von Luther bis auf Goethe, belegt werden sollten und dessen Grundlage die historische Grammatik sein sollte. Vergl. A. Mühlhausen, Geschichte des Grimmschen Wörterbuches. Erst im Jahre 1850 aber, nachdem die umfangreichen Vorarbeiten bewältigt waren, konnten die Brüder Grimm zur eigentlichen Ausarbeitung schreiten. Am 3. Januar 1852 sandte Hirzel den ersten halben Druckbogen an Jakob Grimm nach Berlin als Geburtstagsgruß.

Haupt als Korrektor für die Drucklegung dieses großen nationalen Werkes angestellt. Der Verleger Salomon Hirzel schrieb am 3. Januar 1852, als er den ersten halben Druckbogen sandte, an Jakob Grimm: „Dr. Hildebrand, wie des Korrektors Name ist, besteht darauf, daß Ihnen dieses erste Mal das Manuskript mitgeschickt werde, da Sie sich erst überzeugen müßten, ob er nichts übersehen habe . . . Derselbe Herr Dr. Hildebrand hat auch ein Blättchen beigelegt: er hat gewiß zehnmal gefragt, ob er auch wohl dürfe.“ Gelegentlich der Korrektur lieferte er nun zu der Arbeit der Brüder Grimm so wertvolle Beiträge, daß diese auf ihn aufmerksam wurden und ihm bald die Befugnis erteilten, Zusätze zu ihrer eigenen Arbeit zu machen, ohne daß sie diese noch einmal zu sehen brauchten. So war Rudolf Hildebrand schon bei den ersten Bänden stiller Mitarbeiter, und zahlreiche Bemerkungen und Belegstellen darin stammen unmittelbar von ihm her. Bekennt doch Jakob Grimm 1860 in der Vorrede zum zweiten Bande: „Über Excerpt und Beitrag hinaus reicht die von Hildebrand fortwährend und vorzüglich dem Buchstaben D erwiesene, auf volle Befähigung zur Mitarbeit schließende Hilfe.“ Nur das „allerallerliebste Mädchen“, das Hildebrand zu Beginn des 15. Bogens kurz nach seiner Verlobung gleichsam als ein Denkmal für seine Braut in das Wörterbuch einzufügen versuchte, finden wir unter dem Artikel Allerliebste nicht verzeichnet, obwohl Jakob Grimm selbst später unter dem Worte Amtmännin, wohl veranlaßt durch seines Korrektors Versuch, das Andenken an seine eigenen Eltern in ähnlicher Weise in dem Wörterbuche verewigte.<sup>1)</sup> Ein lebhafter Briefwechsel mit den Brüdern Grimm entwickelte sich nun, und Hildebrand wurde die Ausarbeitung des R übertragen, die gleich in ihren Anfängen eine so meisterhafte Leistung war, daß er von Jakob Grimm als sein Nachfolger an dem gewaltigen Werke bestimmt wurde. Diese Willensäußerung Jakob Grimms wurde nach dessen Tode (20. September 1863) durch ein gedrucktes Rundschreiben des Verlegers veröffentlicht. Die fleißige Arbeit am Wörterbuche im Verein mit dem Lehramt an der Thomasschule brachten aber allmählich Hildebrands Gesundheit in Gefahr. Nicht hoch genug kann es daher eingeschlagen werden, daß im Jahre 1865 der Rat der Stadt Leipzig als Patron der Thomasschule, um das Wörterbuchsunternehmen zu fördern, auf Anregung Franz Pfeiffers den Beschluß faßte, daß Hildebrand auf drei Jahre nur acht Unterrichtsstunden wöchentlich zu erteilen brauchte. Dabei wurde ihm sein Gehalt in keiner Weise verkürzt, obwohl die dauernde Vertretung Hildebrands in den übrigen Stunden die Gründ-

1) Näheres siehe bei A. Mühlhausen, a. a. O., sowie in dessen warmempfundener Aufsätze: Rudolf Hildebrand im Dienste der Wissenschaft und der Schule (Rheinische Blätter 1894, S. 432 fig. u. 465 fig.).

ung einer neuen Lehrerstelle nötig machte. Der Rat der stolzen Handelsstadt Leipzig hat damit bewiesen, daß seine Pfade weitab von Kleinlichem Krämergeist liegen, und sich durch diese Entscheidung den Dank des Vaterlandes erworben. Im Jahre 1867 erwirkte die germanistische Abteilung der Philologenversammlung zu Halle, hauptsächlich auf Anregung Bachers hin, daß Rudolf Hildebrand weitere Erleichterung und Förderung und zwar von seiten des Norddeutschen Bundes zu teil wurde. Nun war ihm die Bahn zu vollständig freier wissenschaftlicher Thätigkeit geebnet, und 1869 wurde er zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor der neueren deutschen Litteratur und Sprache an der Universität zu Leipzig ernannt.

Am 24. April 1869 hielt Rudolf Hildebrand seine Antrittsvorlesung: Über Grimms Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung. Darin führt er aus, daß das Arbeitsfeld der Wörterbuchthätigkeit, und zwar nur für deutsche Zwecke, so ziemlich ganz Europa sei, das alte wie noch das heutige. Wie oft finde ein Wort von heute, das bei uns manchmal verwaist stehe, seinen Anhalt und sein Licht überraschenderweise in der Fülle der englischen, besonders der norwegischen und schwedischen, aber auch der romanischen Mundarten von heute. Und nicht bloß in den Mundarten, am Boden gleichsam, gingen so versteckte Verührungen von uns aus über ziemlich ganz Europa hin: in weit größerem Maße noch sei das der Fall in der Höhe der Schriftsprachen Europas mit ihrem gewaltigen Inhalt, d. h. der ganzen Kulturfülle der neueren Zeit. Tausendfältig gingen da die engsten Beziehungen herüber und hinüber, offen oder versteckt, zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden, zwischen uns und Italien, zwischen uns und den Niederlanden, besonders aber zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen uns und der antiken Kulturwelt, in andrer Weise zwischen uns und dem slavischen Osten. Der ganze Reichtum des modernen Lebens in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, in seinem Werden und seinen Verzweigungen, mit seinem fortwährenden Tausch von Kulturgaben herüber und hinüber spiegele sich in den modernen Sprachen wieder, in keiner aber mehr als in unserer, weil wir zwischen den zusammenlebenden Völkern Europas die Mitte inne hätten, mit einer Empfänglichkeit wie sie kaum je ein anderes Kulturvolk gehabt habe. Unserer Stellung in der Mitte gebühre es, alle die Fäden jener Beziehungen wie im Knotenpunkte zusammenzufassen; der deutschen Wissenschaft gezieme es, der ganzen Wahrheit nachzustreben, natürlich auch da, wo sie auf unsere Kosten gehe. Aber auch wenn wir innerhalb unserer Sprachgrenzen blieben, stelle sich uns eine Fülle und Großartigkeit des Stoffes entgegen, wie sie noch kein Wörterbuch zu verarbeiten gehabt und wie sie beim Be-

ginn des Werkes noch niemand geahnt habe; denn nicht nur die Schriftsprache, sondern vor allem das große, weite Gebiet der deutschen Mundarten seien zu erforschen. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Mundarten aber seien so groß, daß niemand lebe, der mehr als allenfalls eine bedeutende Ahnung davon hätte. Die ganze Fülle dieses fröhlichen Reichtums, der nebenbei zu fruchtbarem geschichtlichem Denken anrege, habe das Wörterbuch zu verarbeiten. Aber nicht nur das Nebeneinander, sondern auch das Nacheinander habe das Wörterbuch zu betrachten; dem heutigen Begriffe von wissenschaftlicher Arbeit entspreche allein das geschichtliche Verfahren; ein anderes sei daher auch bei dem Grimmschen Wörterbuche nicht möglich. Nicht eine Festsetzung der Sprache wolle das Wörterbuch geben, sondern ein streng historisches Begreifen. Um das alte Verfahren, wie es noch die Franzosen und Niederländer zum Teil festhielten, wehe noch etwas beengende Schulluft, wo es uns anlinge: „So und so muß es sein!“, wie es den Schüler aus seiner lateinischen Grammatik anlinge; wir brauchten aber die freie Luft der Wissenschaft, wo es heiße: „Sieh, das ist so und so, denn so ist es gewachsen und geworden — sieh selbst!“ Das Wörterbuch werde so von selbst zugleich zu einem Buche deutscher Geschichte; denn mit und in den Wörtern ziehe zugleich das Leben der Nation, das innere und äußere, an uns vorüber wie in herausgeschnittenen Bildern, und das Wörterbuch arbeite zugleich an einer deutschen, in gewissem Sinne europäischen Kulturgeschichte, die die Königin der Wissenschaften zu werden sich anschicke. Es stehe aber zugleich in unmittelbaren Diensten der Sprachwissenschaft, die sich die Aufgabe gewählt habe, die ganze große eigene Welt von den Indern über die Hellenen hinweg bis zu den Kelten mit ihrer ungeheuern Ausdehnung in Raum und Zeit durch die Sprache hindurch zu erforschen. Die bloße Durcharbeitung des germanischen Sprachstoffes führe einem von selbst hier und da eine noch nicht bemerkte Thatsache der Urverwandtschaft in die Hände oder eröffne eine Aussicht, die sich aus der zusammengebrachten Menge der Thatsachen nun von selbst ergebe. Vor allem aber sei das Wörterbuch von selbst das natürliche Werkzeug zur Klärung und Schärfung des eigenen Sprachgefühls, zur Belehrung über die Irrtümer, denen es ausgesetzt sei (und die doch sofort wieder wirkend ins Ganze eingriffen), und was noch wichtiger sei, zur Belehrung über die Entwicklung und Umwandlung, die Geschichte des Sprachbewußtseins, die den Kern des ganzen Sprachlebens darstelle. Neben dieser wissenschaftlichen Aufgabe stehe aber gleichberechtigt die nationale Bedeutung des Grimmschen Wörterbuchs. Für jedes Volk, das sich fühle, sei ja seine Sprache ein Nationalschatz, ja sie werde ihm unter Umständen zum höchsten Nationalschatz, in dessen Schicksal, Gedeihen

oder Bergehen es sein eignes Schicksal als Volk greifbar vor sich sehe. Die Geschichte unserer Schriftsprache sei wirklich zugleich ein wesentliches Stück unserer Geschichte als Nation. Und in dieser Geschichte trete auch das deutsche Wörterbuch ziemlich früh mit auf, zuerst als Schatten gleichsam, als Traum, als inniger Wunsch der Patrioten. Wie würden jene Patrioten aus dem 17. und 18. Jahrhundert staunen und danken und jubeln, wenn sie kommen könnten und sehen, wie sich nun ihr Sehnen erfülle. So werde das Wörterbuch zur Erneuerung unseres Volkes wesentlich beitragen. Und er schließt mit den Worten: „Zu Fichtes Zeit ist der Plan unserer Erneuerung mit großer Klarheit entworfen worden, hunderten, tausenden der besten Männer war er klar ins Herz geschrieben, und ein Teil dieses Erneuerungsplanes sind die altdeutschen Studien, die damals zum Range einer Wissenschaft erhoben wurden, und in diesem Plane hat auch das deutsche Wörterbuch seine rechte Stelle. Denn wenn eine Zeit, wenn ein Volk krank ist, so ist die Erkenntnis der Heilung in seiner Geschichte zu holen, nicht bloß in der politischen, auch, ja mehr noch in der eigentlichen Volksgeschichte, wie sie in Poesie und Sprache sich am klarsten spiegelt. So ist denn die deutsche Philologie im engeren Sinne nicht bloß eine Wissenschaft, sie ist zugleich eine Arbeiterin für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höheren Sinne; aber die deutsche Philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andere. Ich darf wohl hinzufügen, das war's, was mich, fast wider Willen, und von anderen Zielen ab, zu ihr zog.“

So tief und groß faßte Hildebrand seine Arbeit am Wörterbuche auf; die wissenschaftlichen Anforderungen, die er an das Werk stellte, gingen weit über das hinaus, was die Brüder Grimm anfänglich erstrebt hatten. Diese hatten ursprünglich gewollt, das Wörterbuch solle ein Hausbuch für das deutsche Volk werden, aus dem der Vater am Abend der Familie vorlese wie aus einem schönen Sagen- oder Dichtungsbuche. Aber bei der vorschreitenden Arbeit vertiefte und erweiterte sich die Aufgabe ganz gewaltig. Und doch verstand es Hildebrand, auch den ursprünglichen Zweck des Wörterbuches, daß es ein Buch für die Familie sein solle, festzuhalten und seinen Artikeln bei aller tiefgegründeten Wissenschaftlichkeit eine anmutige, wunderbar anheimelnde Form zu geben und das Werk, wie einst Jacob Grimm, mit wahrhaft dichterischem Geiste zu durchtränken. Den erhöhten und strengen Anforderungen wurde Hildebrand bei der Ausführung im einzelnen durchaus gerecht, sodas in seiner Wörterbucharbeit, wie Prof. Sievers in seiner Gedächtnisrede treffend sagte, jede Zeile den Meister bekundet. Man braucht hier nur an die Bearbeitung von Wörtern wie Kerl, Korb, Knabe, Kummer, Kobold, Kirche, Kirsche, Kuß, Küssen, Kopf, kommen, können, kosten, Garten, Gau, Gauch,

Gasse u. a. u. a. zu denken, um sich die meisterhafte Behandlung des ganzen weitverzweigten Gebietes zu vergegenwärtigen. Einzelne Artikel erweiterten sich zu umfassenden sprachgeschichtlichen Monographien, wie die Behandlung der Vorsilbe *ge*, die vierunddreißig der bekannten großen und enggedruckten Spaltseiten des Wörterbuches umfaßt, oder der Artikel *geben*, der sechzig Seiten füllt, oder das Wort *Geist*, bei dem Hildebrand über zweitausend Citate beibringt, die er nach den Schattierungen der Wortbedeutung in dreißig größeren Gruppen, die wieder in Unterabteilungen zerfallen, zur etymologischen, zur kulturgeschichtlichen, zur begrifflichen, zur grammatischen, zur stilistischen Beleuchtung dieses wichtigen Wortes behandelt u. a. Ganz und gar unverständlich ist es, daß ihm diese tiefgrabende Gründlichkeit, die hier doch gerade so notwendig war, von einzelnen zum Vorwurf gemacht wurde, indem sie darin eine Verzögerung des ersehnten Abschlusses der ganzen Arbeit sahen. Ein Werk von solcher Größe wie das Grimmsche Wörterbuch verträgt kein Eilen und Hasten, nur bei inniger und tiefer Versenkung in den Reichtum unserer Sprache kann das Gold aus dem tiefen, oft verschütteten Schachte zu Tage gefördert werden. Wörterbücher, die das Gesamtgebiet unserer Sprache kurz behandeln, haben wir schon mehrere, die vollständig fertig sind; bei eifriger Herstellung würde das Grimmsche Wörterbuch nichts anderes geworden sein als ein etwas umfangreicheres Seitenstück zu diesen, und damit wäre sein Zweck verfehlt gewesen. Aber ein Werk, aus dem uns das Wachsen und Werden und die tiefe dichterische Gewalt unserer Sprache und damit zugleich die Geschichte unseres innersten Volkslebens in seinem ganzen Verlaufe und Umfange entgegengetreten wäre, hätte das Wörterbuch auf dem so dringend gewünschten Wege der Beschleunigung niemals werden können. Zu einer Verflachung und Verwässerung konnte Hildebrand niemals seine Hand bieten; seine ganze Persönlichkeit war darauf angelegt, aus der Tiefe heraus zu arbeiten und aus dem Ganzen zu schaffen, und mit Recht hielt er unerschütterlich an seiner Eigenart fest.

Im Jahre 1873 hatte er den Band *R* vollendet, der 2916 Seiten umfaßt. Nun ging er an die Ausarbeitung des *S*, in der ihm deswegen eine so große Aufgabe gestellt war, weil es von fast allen Wörtern unserer Sprache Zusammensetzungen mit der Vorsilbe *ge* giebt, sodas hier fast der gesamte deutsche Sprachschatz sich zur Behandlung darbietet. In diesem Buchstaben drang er, in den letzten Jahren unter thätigster Beihilfe des Herrn Dr. Rant, bis zu dem Worte *Gestalt* und dessen Zusammensetzungen vor. Mitten in dieser Wörtergruppe rief ihn der Tod von seiner Arbeit ab. Sehr wichtige Bekenntnisse über Hildebrands wissenschaftliche Anschauungen sind in seiner 1873 geschriebenen Vorrede zum fünften Bande von Grimms Wörterbuch enthalten. Es gewährte

ihm innige Befriedigung, daß die endliche Ausführung des Wörterbuchplanes, der sich durch Jahrhunderte unserer Geschichte hindurchzieht, zusammenfiel mit dem Wiederaufsteigen der Nation selbst. Die politische Einheit, die in den Jahren 1870—71 so glücklich erkämpft war, sollte nun, das war seine innige Überzeugung, durch einen inneren Ausbau des deutschen Volksgeistes und Volkslebens ergänzt und weitergeführt werden. Daher sagt er in dieser Vorrede: „Das Wiedererstehen der Nation hängt in der That mit an dem Gedeihen und der Wirkung der deutschen Philologie<sup>1)</sup> überhaupt und nicht am wenigsten unseres Werkes. Staatskunst und Kriegskunst und Tapferkeit haben endlich dem kranken und verkümmerten Baume der Nation wieder Spielraum und Luft und Licht geschaffen; die Geschichtswissenschaft lehrt die werdenden und künftigen Geschlechter, wie er zu behandeln ist, daß er nicht weiter verwachse, daß er fortan mehr so wachsen könne, wie er von Haus aus will und immer wollte, aber den Saft, aus dem sein rechtes Leben quillt, den hat die deutsche Philologie wieder flüssig zu machen, d. h. das Bewußtsein und Gefühl der eignen deutschen Art, und dieser Lebenssaft quillt am reinsten und vollsten in dem Schatzhause deutscher Sprache, wie wir es aufzugraben beflissen sind. Oder, um an ein kräftigeres Bild Luthers anzuknüpfen, der einmal über Tische äußerte (Tischreden 4, 662): Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengest, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reiter — nun da der Reiter endlich kam, ist es nötiger als je, für gesundes Futter zu sorgen, und das hat unmittelbarer, als irgend eine andere Arbeiterin im Haushalte der Nation, die deutsche Philologie zu liefern, unser Wörterbuch aber ist der reichste rechte Futterspeicher.“ Sehr wichtig, leider zu wenig beachtet, ist auch, was er in der nämlichen Vorrede über die Behandlung der Etymologie sagt (S. IX u. X): „Ein Vorurteil ist es, wenn man vielfach noch meint, daß die Etymologie die Hauptaufgabe der Sprachforschung sei. Worte sind wie Menschen, und wer bei einem Worte nur fragt: Wo kommt es her? der macht's eigentlich wie ein Polizeibeamter, der von einem Manne außer Namen und Stand nur zu wissen braucht, wo und wann er geboren ist, lauter Dinge, die für den wahren Wert des Mannes im Leben fast oder ganz gleichgültig sind. Das Leben eines Wortes brauchen wir für die höheren Zwecke, d. h. den Anteil, den es an dem gesamten Leben äußerlich und innerlich hat und gehabt hat, und von diesem Leben ist der Ursprung nur ein Endchen, das uns eher fehlen kann als sein erwachsenes Dasein

1) Germanist und Germanistik bezeichnete Hildebrand als ungeschickte, ja barbarische Wörter.

und Wirken, wie Menschen vorkommen, die ihr Geburtsjahr nicht wissen, ohne an ihrem Werte dadurch das Mindeste einzubüßen.“ Einer seiner Lieblingsgedanken war es, daß gerade in der Sprachwissenschaft, bei der die ungeheuren Zwischenräume in Zeit und Raum zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen im Kopfe des Sprachvergleichers so leicht ganz verschwänden, statt des krankhaften abstrakten Denkens Goethes gegenständliches Denken bewußt eingeführt würde. Er selbst dachte wirklich gegenständlich; Wort und Sache waren ihm eins; jede Verwendung des Wortes als toter Schall, als leere Phrase war ihm verhaßt, und er hat in seinem Leben nie eine Phrase gesprochen oder geschrieben.

Die Wörterbucharbeit müssen wir als Hildebrands eigentliche Lebensarbeit bezeichnen; er widmete seine Lebenskraft einem Werke, das nicht einmal unter seinem Namen ging. Hätte er das, was er für das Wörterbuch geleistet hat, unter seinem Namen in zusammenfassenden Einzeldarstellungen gegeben, so würde eine stattliche Zahl von starken Bänden vorliegen, die seinen Ruhm schon in jüngeren Jahren in alle Welt getragen hätten. So aber blieb das, was er in unermüdlicher Thatkraft schuf, im Wörterbuch vergraben; denn der hohe Preis des Gesamtwerkes hat es wesentlich zu einem Bibliothekswerke gestempelt, ein Hausbuch, das in jeder gebildeten Familie zu finden wäre, ist es leider aus solchen äußerlichen Gründen nicht geworden. Darum wird es auch noch viel zu wenig gelesen, und ebenso ist es noch keineswegs genügend für die Wissenschaft ausgenutzt. Mancher Irrweg, den die Wissenschaft gegangen ist, wäre nicht gegangen worden, hätte man eingehender und allgemeiner in Grimms Wörterbuch gelesen. Erst künftige Jahrhunderte werden daher den hier aufgespeicherten Schatz heben und münzen, und Grimms Wörterbuch wird selbst wieder zu einem hervorragenden Quellenwerke für die Sprachwissenschaft, die Kulturgeschichte, die neue Ästhetik und die neue Dichtung und Kunst werden. Selbstverleugnung und Entsagung übte daher Hildebrand in nicht geringem Maße, als er sein ganzes Leben in den Dienst dieser Riesenaufgabe stellte, als er eine Bahn beschritt, auf der glänzende äußere Ehren um so weniger zu erwarten waren, je geringer die Fähigkeit unserer Zeit ist, eine Arbeit nach ihrer Tiefe und Innerlichkeit zu schätzen. Trotz dieser äußeren Hemmnisse war die Wirkung des von ihm Geschaffenen so mächtig und tiefgehend, daß die Zahl seiner Jünger und Freunde von Jahr zu Jahr wuchs und heute eine weitverzweigte und außerordentlich zahlreiche Hildebrandgemeinde um ihren dahingegangenen Meister trauert.

Aber trotzdem das Wörterbuch eine solche Fülle von Kraft und Thätigkeit forderte, fand Hildebrand doch noch Zeit, sich auch anderen Aufgaben zuzuwenden. Im Jahre 1840 hatte Professor J. Weiske den



Sachsenspiegel nach der ältesten Leipziger Handschrift herausgegeben, die vorzüglichste und wichtigste Quelle des mittelalterlichen deutschen Rechts. Die Ausgabe war für Juristen bestimmt; denn Weiske wünschte, daß der Jurist sich auch mit den Rechtsdenkmälern der deutschen Vorzeit beschäftige, und er forderte, daß jeder wenigstens den Sachsenspiegel studieren sollte. Dadurch erlange der Jurist Kenntnis von der Darstellungs- und Behandlungsweise des Rechtes in den Quellen des Glanzzeitalters des reinen deutschen Rechts; dies gewähre ihm eine übersichtliche Anschauung von den gesamten damaligen Rechtszuständen; dadurch werde er zu den Anfängen vieler noch bestehender Rechteinrichtungen geführt, zudem habe der Sachsenspiegel in mehreren Gegenden Deutschlands noch unmittelbare praktische Bedeutung. Eine recht allgemein verbreitete Kenntnis des Sachsenspiegels hielt Weiske für die Entwicklungsgeschichte nicht bloß des deutschen Privatrechtes, sondern auch anderer Rechtssteile, z. B. des deutschen Staatsrechtes, für überaus förderlich. Jeder Gebildete aber weile doch gern bei der großen Zeit der Hohenstaufen, und für deren vollständige Kenntnis sei der Sachsenspiegel in so mancher Hinsicht Schlüssel und Schlüsselstein. Und wie für den Juristen, so sei der Sachsenspiegel auch für den Sprachforscher höchst wichtig; denn die Rechtssprache sei im Mittelalter nur ein Zweig der Volkssprache gewesen, bildeten doch die Rechtsdenkmäler neben den Dichtern einen hervorragenden Teil der Litteratur unseres Volkes, stünden doch deutsches Recht und deutsche Poesie in inniger Verbindung; würden doch die Rechtsausdrücke von den Dichtern mit Vorliebe gebraucht, wie umgekehrt auch im Rechte Poesie wohnte. Weiske war, wie man hieraus ersieht, vollständig von Grimmschem Geiste durchtränkt; er gab daher, da die niederdeutsche Ausgabe Hommeyers den Juristen zu fern lag, einen mitteldeutschen Text des Sachsenspiegels nach der ältesten Leipziger Handschrift heraus. Schon die zweite Auflage dieser Ausgabe (1853), bei der Hildebrand vom Herausgeber zur Lesung der Korrektur herangezogen wurde, verfaß Hildebrand mit einem ausführlichen, vorzüglich gearbeiteten Glossar, das zugleich auf syntaktische Schwierigkeiten eingehend Rücksicht nahm. Im Jahre 1863 fiel ihm nun die völlige Neubearbeitung der dritten Auflage anheim. Er führte die Bezeichnung der langen Vokale durch, wie sie in wissenschaftlichen Ausgaben altdeutscher Texte von Jakob Grimm eingeführt war. Nötig war ferner eine Unterscheidung von ez und es, von dā und dō, von dā, wā und dar, war, sint und sin, wer und swer, die in der Handschrift völlig vermengt waren; auch zu grobe mundartliche Formen und Schreibungen, z. B. begein für begeinen, eigen für eichen, kunden für kunnen, gebunnen für gebunden u. a. wurden beseitigt, natürlich ohne daß dabei das Berechtigte der Mundart

angetastet wurde. So ließ er durchaus den um das *n* verfürzten mitteldeutschen Infinitiv (*vechte, volge, volbrenge, stâ* u. s. w.), sowie das mitteldeutsche *jene* für *jener*, die für *der* u. a. stehen. Hildebrand nahm eine erneute Vergleichung der Handschrift vor, die zu mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen des gedruckten Textes führten; auch wurde die Abweichung des Druckes von der Handschrift durchaus angegeben. Außerdem zog er andere Handschriften und insbesondere auch die damals soeben erschienene dritte Ausgabe von Homers Text und Varianten zur Vergleichung heran, ermittelte die ursprüngliche Fassung zweifelhafter Stellen und änderte darnach den Text der Weiskeschen Ausgabe. In der Vorrede gab er seine Beobachtungen über die zwischen dem Mitteldeutschen im genauern Sinne und dem Oberdeutschen in der Mitte stehende Mundart der Handschrift. So wies er nach, daß die Aussprache von *ch* und *g* nach *e* und *i* schon damals die palatale war, wie noch heute mitteldeutsch, nicht guttural, wie oberdeutsch, was er aus der Vertauschung des *ch* mit *g* in *eigen* (*queroeus*), *wigbilde*, *ieclige* u. s. w. schließt. Als Beleg dafür sieht er mit Recht auch das merkwürdige *kneste* (für *knechte*) und *ristet* (für *richtet*) an; „dieses palatale *ch* vor *t* klingt noch heute bei manchen dem *s* ähnlich, bei Kindern anfangs meistens.“ (S. XIV.) So bietet Hildebrand in seiner Neubearbeitung des Sachsenspiegels eine der ersten philologisch genauen Behandlungen eines wichtigen mitteldeutschen Sprachdenkmals. In dieselbe Zeit ungefähr fällt sein Aufsatz: „Sachsens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache“, der aus einer Rede, die er im Dezember 1859 an der Thomasschule zur Feier von Königs Geburtstag hielt, entstand und 1860 in den Grenzboten erschien (1, 99 flg.). Dieser Aufsatz stellt gleichfalls die Bedeutung des Mitteldeutschen, insbesondere des meißnischen Deutsch, für die neuhochdeutsche Spracheinigung ins rechte Licht. Ist er auch heute in manchen Punkten veraltet, so steht er doch als ein wichtiges und bemerkenswertes Denkmal mit am Eingang der neuen Periode der historischen Sprachforschung, die sich nun mit großem Eifer der Geschichte unserer neuhochdeutschen Schriftsprache annahm.

Junig vertraut war Rudolf Hildebrand mit der Sprache des Volkes. Daher war er auch ein Kenner des Volkslebens, wie es wohl kaum einen zweiten in der Gegenwart giebt. Ein Volkspruch, ein Kinderreim wurde ihm oft der Ausgangspunkt zu einer weit über Jahrhunderte hinreichenden sprachgeschichtlichen Untersuchung, er entwickelte an solchen einfachen Dingen aus dem Volksmunde, die bisher von der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt waren und wie herrenloses Gut dalagen, überraschende Lautgesetze und wies an unscheinbaren Volksausdrücken aus

unserer unmittelbaren lebendigen Nähe Geist und Wesen der deutschen Grammatik oder der deutschen Metrik aufs schlagendste nach. Denn zweifellos richtig war sein Grundsatz, daß sich in unseren Kinderspielen, im Volksaberglauben und in den Bräuchen der schlichten Leute aus dem Volke uralte deutsche Sitten und Anschauungen oft mit einer unglaublichen Treue erhalten haben, und daß daher von hier aus die Geschichte unserer Sprache, unserer Metrik, unserer Grammatik erst wirklich lebendig erfährt und verstanden werden kann. Zahlreiche Aufsätze in Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, in Pfeiffers Germania, in Gosches (Schnorrs) Archiv für Literaturgeschichte, in der Zeitschrift für deutsches Altertum und in unserer Zeitschrift geben von der Meisterschaft Zeugnis, mit der er aus einem einzigen Worte, aus einem kurzen Spruche oder Verse einen großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang entwickelte und tote Zeichen zum Leben zwang, aus scheinbar leeren Hülfsen einen nährenden Kern hervorzauberte. Viele dieser Aufsätze sind wahrhaft glänzende Offenbarungen eines weitsehenden Geistes, die in ihrer ganzen Bedeutung heute wohl von vielen noch nicht erkannt und erst in der kommenden Zeit zu voller Würdigung gelangen werden. Seine gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht (Leipzig, W. G. Teubner 1890) werden für alle Zeiten eins der wichtigsten Denkmäler seines Forschens und Wirkens bleiben; legen sie doch die geistvolle Methode seines wissenschaftlichen Arbeitens aufs Klarste dar und bieten sie doch eine Fülle überraschender Entdeckungen und Beobachtungen. So liegen z. B., um nur einen dieser bedeutsamen Aufsätze hervorzuheben, in dem Vortrage „Zur Geschichte des Sprachgefühls bei den Deutschen und Römern“, den er 1869 auf der Philologenversammlung in Kiel in freier Rede hielt und der dann 1870 in Zachers Zeitschrift (2, 253 flg.) gedruckt erschien (Gesammelte Aufsätze S. 88), die Wege, welche die Sprachforschung der Zukunft zu gehen hat, klar vorgezeichnet, nicht etwa in allgemeinen Regeln und Gesetzen, sondern in klaren Beispielen an einzelnen Fällen. Darin weist er darauf hin, daß das Sprachgefühl des einzelnen Menschen oder einer Zeit die einzige wirkliche Lebensquelle der Sprache sei und daß dorthin die Forschung vorbringen müsse, um die Sprache als lebendiges Ganzes an ihrer Wurzel zu fassen. Von dieser Lebensquelle weist er drei Formen nach: Sprachinstinkt, Sprachgefühl und Sprachbewußtsein, die oft getrennt erscheinen, vielfach aber ineinander spielen, und nun führt er eine Anzahl Fälle vor, wo er nicht nur das Sprachgefühl unserer Zeit beobachtet, sondern mit vollkommener Sicherheit in das Sprachbewußtsein unserer Vorfahren hineinblickt.

So brachte er auch dem Volksliede innige Neigung und tiefgehendes Verständnis entgegen. Seine Vorlesungen über das Volkslied gehören

zu dem Bedeutsamsten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und die große Zahl seiner Hörer wurde gerade durch diese Kollegien in lebhaftester Begeisterung versetzt. Schon in den Jahren 1855 und 1856 hatte er sich eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigt; denn 1856 erschienen in Leipzig: Fr. L. v. Soltans Deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltans und Seyfers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von Heinrich Rudolf Hilbrand. Von Soltans erster Sammlung unterschied sich Hilbrands Auswahl wesentlich dadurch, daß sie die Sprüche ausschloß. Hilbrand stellte sich hier mit Recht auf den Standpunkt Jacob Grimms, der in den Alldeutschen Blättern (2, 138) an Soltans Buch getabelt hatte: „die aufgenommenen Sprüche gehören ebensowenig unter die Lieder, sie verdienen etwa ein besonderes Buch“. In dieser Sammlung faßte aber im übrigen Hilbrand den Begriff des Volksliedes weiter, als er ihn sonst zu bestimmen pflegte. „Der Begriff des Volksliedes, sagte er, ist seiner Natur nach ein schwankender und vielseitiger, giebt es doch Leute genug, die ihn ganz und gar leugnen; ich mußte einen weiteren Begriff als Maßstab brauchen und ließ im allgemeinen als Volkslied gelten ein solches Lied, das von einem größeren Kreise, der dem frischen Leben angehört, wirklich gesungen worden ist als willkommenener Ausdruck einer gemeinsamen Stimmung. In diese Form würden aber noch nicht alle von den hundert Liedern passen, ich habe auch solche gelten lassen, die in die Form des Volksliedes als in eine einmal feststehende Form hineingefungen wurden, um die Mittel des Volksliedes für einen gleichen Zweck zu benutzen, oder aus der Stimmung heraus, die dem Volkslied eigen ist.“ So hat er also außer den eigentlichen Volksliedern auch Gesellschaftslieder und volkstümliche Lieder mit in diese Sammlung aufgenommen, und mit Recht; denn auch diese schildern den Anteil des Volkes an den politischen Bewegungen und sind daher wichtige kulturgeschichtliche Denkmäler. Jacob Grimm, in dessen Kreise damals Hilbrand als Korrektor und stiller Mitarbeiter am Wörterbuch stand, billigte dieses Verfahren; wenig einverstanden war er aber mit dem von Hilbrand in Bezug auf die Wiedergabe der Texte eingehaltenen Standpunkte. Hilbrand hielt an der urkundlichen Wiedergabe der Texte fest, wie sie Soltan geübt hatte; er war der Überzeugung, daß man solchen Schriftstücken, die als einer bestimmten Zeit angehörig vorzulegen seien, ihr Kleid lasse, wie es ihre Zeit mit sich bringe, und daß wir gar kein Recht dazu hätten, ihnen ein anderes Kleid anzuziehen. Wenn man bei Schriftstücken des 16. und 17. Jahrhunderts gar so viel von wüster Schreibung reden höre, von regelloser Willkür und Laune der Schreiber und Drucker, so spreche sich darin wohl mehr ein Verdruß aus, daß die Sprachgestalt

nicht so ästhetisch schön sei, wie man sie gern sähe, als eine ruhige Würdigung der Sache. Denn vieles, was in der angefochtenen Willkür mit begriffen werde, sei entschieden viel mehr Regel durch alle Gaue gewesen, und das 16. Jahrhundert sei gerade die Zeit, wo man angefangen habe, die Sprache mit den Augen der Theorie anzusehen, und man habe da eben mit Außendingen angefangen. „Wie viel uns daher häßlich scheinen mag, sagt er deshalb in der Vorrede, wer weiß denn schon genau, was nicht davon auf einer Theorie beruht? wie z. B. offenbar die *dt*, *gl* im Auslaut, die oft zu bemerkende Unterscheidung von *in* der Präposition und *in* dem Pronomen. Sodann, wer hat denn schon genau gefichtet, was von dem orthographisch Auffälligen der Aussprache seiner Zeit dient, was nicht? Freilich fragt man im allgemeinen der Aussprache nicht viel nach in einer Zeit, die nur noch mit den Augen lieft, für die das Wort oft nur noch auf dem Papier zu leben scheint. Und doch, welcher Preis wäre zu hoch, der uns den lebendigen Klang zurücklaufen könnte, in dem die Rede ertönte, mit der man sich nun doch einmal beschäftigt? Nun, daß in der Wortgestalt, wie sie eben ist, die Zeichen dafür mit verborgen liegen, ist notwendig, und der Herausgeber, der da „regelt“, kommt bei größter Vorsicht nicht aus der Gefahr heraus, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man findet z. B. öfter einen Verdruß darüber ausgesprochen, daß auf derselben Seite oft dasselbe Wort in verschiedener Schreibung erscheint; wie seltsam! statt Verdruß, könnte man oft genug eben daran Wohlbehagen empfinden, denn das ist auch ein Zeichen einer lebendigen Zeit, die das Wort noch im Klange suchte, der laut oder gedacht im Ohre tönt, nicht in den Lettern, die ihr nur Zeichen waren, nicht die Sache selbst; gar oft sucht wohl die verschiedene Schreibung nur dem lebendigen Klange von verschiedener Seite her beizukommen. Und wo auch das alles nicht gelten mag, wo bloße Gewohnheit, launenhafte Gewohnheit waltet, auch diese gehört zur Sprachgeschichte und fordert ihren Teil an der Achtung vor dem historisch Thatsächlichen; es wirken darin bestimmte Reigungen, Liebhabereien, ja Regeln, die sich entwickeln, sich ablösen, die Zeit malen helfen und entschieden zur Geschichte des Geschmacks gehören.“ Mit diesen Sätzen, namentlich aber mit dem letzten hatte Hildebrand Jakob Grimms Zorn erregt, der ja ein Idealisieren der Sprachform nicht nur für Grammatik und Wörterbuch wie Hildebrand, sondern auch für Ausgaben altdeutscher Denkmäler für tauglich und nötig hielt. Er schrieb an Hildebrand, daß dieser wohl Zopf und Schlendrian in Schutz nehmen wolle. Hildebrand befänstigte aber den Zorn des Meisters durch die Deteuerung, er hinge so wenig an Zopf und Schlendrian, daß er z. B. sofort bereit wäre, bei der Abschaffung des unsäglich albernen Sie

als Anrede mitzuthun. Darauf antwortete Jakob Grimm: „Sie haben die beste Gesinnung“, und die Angelegenheit war glücklich beigelegt. Dennoch erkennen wir aus dieser Meinungsverschiedenheit, daß Rudolf Hilbrand auch im kleinsten die geschichtliche Treue gewahrt wissen, und daß er diese historische Treue auch der neuhochdeutschen Sprachperiode zugewandt wissen wollte, auf die Jacob Grimm, da er darin den Einfluß verkehrter und einseitiger Theorien vorherrschen sah, mit einer gewissen Geringschätzung herabbligte. Wiederum sehen wir hier Hilbrand am Eingang der neuen Periode unserer Sprachforschung stehen, die sich dem neuhochdeutschen Zeitalter mit gleicher Liebe zuwandte wie einst Jacob Grimm und seine Zeitgenossen dem alt- und mittelhochdeutschen.

Wie ihm bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten große Gedankenschärfe und wunderbarer Feinsinn eigen waren, so auch bei seinem Unterricht. Auch hier war ihm die Theorie, das System, die Schablone, das bloße Regeln der Tod alles wahren Lebens und damit der Feind der Wahrheit und rechten Erkenntnis. Geradezu eine Neubelebung unseres deutschen Unterrichts ging daher von Hilbrands epochemachender Schrift: Vom deutschen Sprachunterricht aus.<sup>1)</sup> Wie so viele seiner Aufsätze war diese Schrift aus einem Vortrage hervorgegangen. Im Jahre 1865 fand in Leipzig zu Pfingsten eine allgemeine deutsche Lehrerversammlung statt. Freunden im Ausschusse hatte Hilbrand zu dieser einen Vortrag über deutschen Sprachunterricht zugesagt. Er kam aber weder zur schriftlichen Ausarbeitung noch zum Vortrage selber. Dennoch schrieb er bald darauf auf Veranlassung des Oberlehrers W. Werner in Leipzig den Vortrag für dessen: „Pädagogische Vorträge und Abhandlungen, in zwanglosen Heften“ nieder. So erklärt sich die ursprüngliche mehr rednerische Haltung des Buches und die vorwiegende Berechnung von Stoff und Form auf die Hörer, die er sich zunächst für diesen Vortrag gedacht hatte. Aber gerade dadurch erhielt das Buch eine so lebendige Gestalt, daß es wohl für alle Zeiten als ein Meisterwerk der pädagogischen Litteratur gelten wird. Das

1) In der ersten Auflage führte sie den Titel: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von etlichem ganz Anderen, das doch damit zusammenhängt. Leipzig, Julius Klinckschardt 1867. Von der zweiten Auflage an jedoch lautet der Titel: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Die zweite Auflage enthielt jenen ausgezeichneten Anhang über Fremdwörter und ihre Behandlung in der Schule, der wesentlich mit der Anstoß zur Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins geworden ist, und die dritte Auflage wurde um ein ganzes großes Kapitel: Vom Altdeutschen in der Schule vermehrt, in dem Hilbrand nachdrücklich und mit Erfolg für die Wiedereinführung des mittelhochdeutschen Unterrichts in die Gymnasien Preußens und Oesterreichs eintrat.

Buch that, wie alles, was von Hildebrand kam, seine Wirkung still und allmählich, erst 1879 erschien die zweite Auflage, aber um so tiefgehender und nachhaltiger war dieser Einfluß. Daß der Sprachunterricht mit der Sprache immer zugleich den Inhalt der Sprache voll und frisch und warm erfassen solle, daß das Hauptgewicht auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden solle, nicht auf die geschriebene und gesehene, daß das Hochdeutsch nicht als etwas für sich gelehrt werden solle wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volkssprache, das wurde hier nicht etwa als allgemeine Forderung aufgestellt, sondern an einzelnen vortrefflich gewählten Beispielen in lebendiger Weise dargelegt. Heute giebt es wohl keine Schule in Deutschland mehr, in der Hildebrands Grundsätze nicht zu größerer oder geringerer Anerkennung gelangt wären, wenn natürlich auch die praktische Ausführung noch vielfach hinter dem Gewollten zurückbleibt. Es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß seine großen nationalen und menschlichen Forderungen durch die Schule in das heranwachsende Geschlecht eingepflanzt würden. Gerade dieser Herzenswunsch Hildebrands führte zur Gründung unserer Zeitschrift, die in ihm mit innigem Danke ihren geistigen Begründer verehrt, und die außerordentliche Ausbreitung, welche die Zeitschrift in kurzer Zeit fand, war ihm eine Herzensfreude, die seine letzten Lebensjahre freundlich verklärte.

Von ebenso tiefgehender Wirkung wie seine wissenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit war seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Seine Vorlesungen über Walthar von der Vogelweide, über die Gudrun, die mittelhochdeutsche Lieberdichtung, das Volkslied, Meier Helmbrecht, deutsche Etymologie, deutsche Grammatik, deutsche Metrik und Rhythmik, Goethes Lieberdichtung, Schillers philosophische Gedichte, Wilhelm Tell, über das Zusammenwirken von Goethe und Schiller, deutsche Litteraturgeschichte u. a. waren sehr stark besucht; in allen gab er in freier Rede begeisternde Anregung, tiefgegründete Unterweisung, nicht nur sprachwissenschaftliche, sondern zugleich auch ästhetische und sittliche Belehrung, immer wies er auf die letzten und höchsten Ziele der Menschheit hin, wie diese sich auf der ganzen großartigen Kulturarbeit des deutschen Volkes so wunderherrlich aufbauen. Einen engeren Kreis von Hörern sammelte er in seinem Privatissimum um sich, das er in seiner Wohnung abhielt, und das er auch noch in den letzten Jahren seines Lebens nicht aufgab, als er gelähmt durch Krankheit an sein Zimmer gefesselt war. Noch am 29. Oktober dieses Jahres wollte er aufs neue zweiundzwanzig Hörer um sich versammeln, die sich für sein Privatissimum angemeldet hatten, aber der unerbittliche Tod rief ihn am Tage vorher aus seiner Wirksamkeit ab. Im Privatissimum erklärte er Goethes Faust, das Nibelungen-

lieb, den Sachsenspiegel, Herder, Thomas Platter, Jörg Widrams Kollwagenbüchlein und vieles andere. Sein lebendiges poetisches Gefühl, sein feines Kunstempfinden, seine Gestaltungskraft, sein nachspürender Scharfsinn verbunden mit seinem alle Gebiete umspannenden eindringenden Wissen machten ihn zu einem wahrhaft gottbegnadeten Dolmetscher der tiefsten Dichtergedanken. Die Geheimnisse des Sprachgeistes und der Volksseele enthüllte er seinen Hörern in wahren Erbauungs- und Weihestunden. Dazu verfügte er über eine Sprachgewalt, die seinen schlichten, niemals pathetischen oder theatralischen Vortrag von Dichtungen und Dichterstellen zu einem innerlich packenden, Herz und Geist mächtig ergreifenden machte. Seine Kenntnis der deutschen Litteratur erstreckte sich bis auf entlegene Kleinigkeiten; in Goethe namentlich war er zu Hause, als ob die Welt dieses Dichters seine eigene wäre; einzig war die Art, wie er das Verständnis dunkler Stellen durch immer neue Parallelen aus des Dichters Werken zu beleuchten verstand, bis sie zuletzt ganz hell und klar vor allen dalagen. Die Bedeutung Herders hat er zuerst wieder in ihrer ganzen Größe hervorgehoben, aber auch Gellert, Klopstock und Schiller u. a. wußte er in vielfach ganz neuer Auffassung und Beleuchtung darzustellen. Man bebauert es tief, daß er nicht einen Walthers, einen Goethes, einen Herderkommentar geschrieben hat. Was für einzige Werke hätten das werden müssen! Aber die Wörterbucharbeit ließ ihm leider keine Zeit dazu. Das zwölfte und dreizehnte, das sechzehnte und das achtzehnte Jahrhundert waren die Lieblingsgebiete seiner dichtererkärenden Thätigkeit. In alle deutsche Gauen, in alle Schulen Deutschlands und weit über die deutschen Grenzen hinaus drangen aufhellende Lichtstrahlen, die von seinem Hörsaale ausgingen, drang stille Begeisterung und sinnige Sprachbetrachtung, die in seiner akademischen Lehre ihren Ursprung hatte.

Teuer und heilig war ihm stets der Lehrerberuf, nicht bloß der akademische, sondern der jedes Lehrers. Er hat sein ganzes Leben hindurch gekämpft für die Anerkennung der hohen Weltstellung des Lehrers, der die tatsächlichen Verhältnisse heute noch so wenig entsprechen. Auch darin war er, wie in so vielem andern, seiner Zeit vorausgeeilt; in der neuen, der kommenden Zeit, für die seine Worte und Werke den Boden vor allem mit bereitet haben, sah er die Erfüllung seiner Wünsche und Gedanken reifen, und die begeisterte Gefolgschaft, die er immer mehr und mehr fand, die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl seiner Anhänger, Jünger und Freunde gab ihm die freudige Gewißheit, daß sein Wirken nicht umsonst gewesen, daß die neue deutsche wissenschaftliche, sittliche und künstlerische Bildung sich endlich zur siegreichen Beherrscherin aller Verhältnisse emporringen werde. Mit dem Siege dieser neuen Weltanschauung, die Hildebrand verkündigte, wird aber auch die hohe



Weltstellung des Lehrers ihre völlige Anerkennung finden, und damit der Erziehung und Bildung ein unendlich weites Gebiet neuer, schöner Bethätigung erschlossen werden, die unser Volk zu seinen höchsten Zielen emporführen wird. So stand er auch in dem Kampfe der alten absterbenden Geisteswelt gegen die frischen und neuen Anschauungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins auf der Seite des neuen Geistes, und als am 28. Februar 1889 in den Preussischen Jahrbüchern die bekannte Erklärung gegen den Sprachverein erschien, da schrieb er seinen kraftvollen Aufsatz gegen diese Erklärung, den er mit den denkwürdigen Worten schloß: „Da unsere heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich auf unsere ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesamtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach vielsagende Sprache von damals, so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder aufgenommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeistes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterschied: man nannte sie oder sich einfach und alles sagend „die Alten“ und „die Neuen“. Wie im zwanzigsten Jahrhundert die Anwendung auf unsere Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu sagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unsere Neugestaltung überhaupt, nur daß „die Neuen“ in Anspruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten“ zu sein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß seines Liedes vom Jahr 1523 von den beiden Glaubensmännern in Brüssel paßt wirklich auch auf unsere Zeitlage:

Der Sommer ist hart für der Thür,  
 Der Winter ist vergangen . . .  
 Der das hat angefangen,  
 Der wird es auch vollenden.“

Hier meint Hildebrand die ganze neue deutsche Geistesbewegung, von der die Sprachvereinsbewegung ein Teil ist: den Sieg der Deutschgesinnung über alle Ausländerei so gut wie das Vordringen deutschen Denkens, Fühlens und Willens, deutscher Bildung und Arbeit über verderbliche innere und äußere Einflüsse.

Hildebrand war ein wirklicher philosophischer Kopf und zugleich eine tiefreligiöse Natur; wenn er auch alle Schulphilosophie und philosophische Systematik verwarf, so suchte er umso mehr aus der Sprache und Dichtung die Welt philosophisch zu begreifen. Schon als Student schrieb er eine Schrift über Spinoza, nicht für den Druck bestimmt, und in seinem Alter veröffentlichte er die herrlichen „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen“ in den Grenzboten, die er dort erscheinen ließ, ohne seinen Namen zu nennen. Aber die Leser erkannten bald an dem eigenartigen

Gepräge des Stiles den Verfasser, und Hilbrand antwortete einem Freunde, der ihm dies schrieb, durch folgendes scherzhafte Gedicht:

Ich will's gestehn, ich bins gewesen  
Und werd' es wohl auch wiederthun,  
Daß Sie es mit Vergnügen lesen,  
Das ist mir ein Vergnügen nun.

Ich wollte freilich mich verstecken,  
Doch ist mein Stimmton zu bekannt.  
Da ruft es nun aus allen Ecken:  
Ach, das ist ja der Hilbrand!

So gehörte Hilbrand zu den wenigen in unserer Zeit, die einen eigenartigen Stil schrieben. Seine freie, echt deutsche Satzbildung, die so wohlthuend von dem akademischen Paragraphenstil abtritt, sein behaglicher Plauderton, der immer wie in ruhiger froher Feierabendstimmung die Dinge hin- und hertwendet und von allen Seiten betrachtet, die genaue Übereinstimmung von Wort und Sache in jedem seiner Sätze, die Freiheit von jeder Phrase, der große kulturgeschichtliche Hintergrund in allen seinen Arbeiten: das alles giebt seinem Stile jenen heimlichen Zauber, der uns fesselt, wir mögen wollen oder nicht. In seinem Stile lebt seine ganze Person, und darin liegt die eigentliche Kraft seiner Rede. Hilbrand hat nie den Effekt gesucht; seine ganze Art war schlicht und einfach; stille Größe und edle Einfachheit war das Gepräge seines ganzen Wesens. Niemals versuchte er jemand seine Meinung aufzudrängen; er wollte vielmehr, alles solle frei wachsen. Die freie Überzeugung des einzelnen achtete er stets am höchsten, mochte sie mit seiner Meinung übereinstimmen oder nicht. Eine großartige Unbefangenheit, die selbst aus dem Feinde und dem Gegner noch das Förderliche und Zugbringende herauszufinden mußte, die jedem gerecht zu werden suchte, zeichnete ihn aus. Ein Hauch des Friedens und der Milde ging von ihm aus, der auf die Gegensätze versöhnend wirkte. Wer in seine tiefliegenden, blauen Augen schaute, aus denen unendliche Güte und Herzenswärme hervorstrahlte, auf den strömte ein geheimer Zauber von dieser gewaltigen Natur über. Seine mächtige, hochgewölbte Stirn, die durchgeistigten Züge seines Antlitzes, der ganze edele, charakteristische Kopf dieses großen Gelehrten werden allen unvergeßlich bleiben, die ihn kannten. Seine Rede konnte in mächtigem Zorn auflockern, wenn er auf üble Zustände in unserm Volke zu sprechen kam, aber sie konnte auch in wunderbar sanften Wellen dahingleiten, wenn er bei einer schönen Dichterstelle ausrief: „Das ist ganz köstlich!“ Von Natur tiefernst angelegt, befeelte ihn doch zugleich eine wahrhaft kindliche Heiterkeit. Als er an seinem siebenzigsten Geburtstage tiefgerührt und weinend die un-

zähligen Zeichen der Verehrung und Liebe empfing, da konnte er doch dazwischen hinein in köstlichem Frohsinn Sprüche altdeutschen Humors erklingen lassen. So erzählte er bei Tische von der alten herrlichen Art unserer Vorfahren die Dinge zu betrachten, wie da Ernst und Humor so wunderbar gemischt seien. Und als Beispiel führte er den Spruch an:

Du dich, Hansel, du dich,  
Du dich, laß vorübergan!  
Das Wetter muß sein Willen han.

Du dich, Hansel, du dich,  
Du dich, laß vorübergan!  
Die Frau muß ihren Willen han.

Du dich, Hansel, du dich,  
Du dich, laß vorübergan!  
Das Unglück muß sein Willen han.

Und von altdeutschem Wiß gab er folgende Probe:

Glück und gut Geld  
Hat mir nimmer gefehlt,  
Hat mir nimmer gebrochen  
Als am Sonntag  
Und sechs Tag' in der Wochen!

Noch wenige Stunden vor seinem Tode erzählte er seiner Tochter Hedwig, die stets um ihn war, solche altdeutsche Scherzgespräche. Er ahnte nicht, daß der Friedensbote, der ihn in eine bessere Welt abholte, so nahe war. Am Morgen des 28. Oktober, an einem Sonntage, entschlummerte er sanft und schmerzlos. Friedevoll wie sein Leben war sein Heimgang. „Ich richte mich nun wieder ein!“ waren seine letzten Worte.

Was er geschaffen, ist tief eingepflanzt ins Herz unseres Volkes. Da wird es wachsen und emporbringen, und aus der zarten Pflanze wird ein starker Baum werden. Und die kommenden Jahrhunderte werden sein Streben und sein Wirken in immer hellerem Lichte sehen, und staunende Enkel werden seiner dankbar gedenken, wenn sie im Schatten des gewaltigen Baumes wohnen und von seinen Zweigen köstliche Früchte brechen. Uns aber, die wir es nicht fassen können, daß er nun plötzlich von uns genommen ist, mitten aus zahllosen Plänen und Arbeiten heraus, die er noch auszuführen gedachte, uns hält tiefer Schmerz umfangen und will nicht von uns weichen. Aber wir fühlen es: sein Werk floß aus einer höhern Gewalt. Und darum leise und heimlich zuerst, und zuletzt freudig und gewiß erklingt es in unsern Herzen:

Der das hat angefangen,  
Der wird es auch vollenden.

Dresden.

Otto Lyon.

## Galant, Curios und Politisch.

Drei Schlag- und Robeworte des Perrücken-Zeitalters.

Von Georg Steinhausen in Jena.

Zwei der im Titel angeführten Worte haben in Grimms Wörterbuch eine Würdigung ihrer charakteristischen Bedeutung, wenn auch in aller Kürze, erfahren: die Worte „Galant“ und „Politisch“. Namentlich der kurze Artikel H. Hilbrands: „Galant“ ist in kulturhistorischer Beziehung beachtenswert, während derjenige über „Politisch“ zu allgemein gehalten ist. Aber sie verdienen als für ihre Zeit ganz besonders charakteristische Lieblingsworte, die überdies das Lebens- und Bildungsideal derselben umschreiben, doch eine eingehendere Betrachtung. Als drittes, weniger wichtiges Lieblingswort will ich daneben das bei Grimm überhaupt nicht oder doch nur als das heute noch übliche Curios erwähnte „Curios“ besprechen.

Das Wort Galant ist neuerdings noch in einer anonym in den Grenzboten erschienenen „Mokostudie“: „Artig und galant“ behandelt. Aber diese anziehende Skizze verschiebt durch die Verbindung mit „Artig“ die eigentlich kulturhistorisch bemerkenswerte Bedeutung von „Galant“. Als man erst „artig und galant“ sagte, war die Blütezeit des Wortes schon im Schwinden. Ganz besonders charakteristisch war das Wort zu der Zeit, als man nicht nur galant, sondern auch politisch sein wollte.

In meiner, kürzlich in der Zeitschrift für Kulturgeschichte veröffentlichten Studie: „Der vollkommene Hofmann“ habe ich schon darauf hingewiesen, daß gerade die Worte Galant und Politisch das äußerliche Bildungsideal jenes Zeitalters bezeichnen und als bezeichnend damals öfter hervorgehoben werden. Die kurzen Bemerkungen, die ich dort über die beiden Worte gemacht habe, will ich nunmehr zu einer ausführlichen Untersuchung erweitern.

Alle drei uns interessierenden Worte finden sich einmal in einem charakteristischen Satze eines charakteristischen Buches zusammen erwähnt. In der Vorrede zu dem 1706 erschienenen Buch: „Der galante und in dieses Welt-Leben recht sich schickende Mensch, vormahls aus der Italiänischen Sprache seiner Güte wegen in die teutsche übersezet von Arione; jezo aber, was die Methode und den Stylum betrifft, merklich gebessert und in Frag- und Antwort gestellet von Fortunander“ heißt es einmal: „Nemehr auch die iezige curiöse Welt begierig ist, in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen: ie glücklicher wird sich der Autor schätzen, daß er dem geneigten Leser hierinnen mit

suffisanten Regeln der Weisheit hat können zu statten kommen.“ Das galante und politische Leben wird also hier ausdrücklich als Ideal bezeichnet, und die Menschen oder vielmehr die Menschenschichten, die diesem Ideal nachstreben, erhalten das Prädikat curiös. Und daß diesem ersehnten Ideale nachzustreben nicht so leicht sei, deutet derselbe Autor gleich am Anfange des Vorworts mit dem Satz an: „Wer heute zu Tage den Rahmen eines galanten und politischen Menschens behaupten will, der muß sich gewaschen haben.“

Fragen wir nun, was diese geheimnisvollen Bezeichnungen eigentlich besagen, so finden wir, daß über die Bedeutung beider Worte schon damals Uneinigkeit herrschte, und daß von allen Seiten über ihren Mißbrauch geklagt wird.

Über den Mißbrauch des Wortes Galant spricht sich die bekannte und oft citierte Stelle des Thomasius<sup>1)</sup> aus: „Über a propos was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürffte uns in Wahrheit mehr zu thun machen, als alles vorige, zumahl da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbraucht worden, daß es von Hund und Ragen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänden, von Feder und Dinten und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Äpfeln und Birn zum öfftern gesagt wird.“ Ähnlich äußert sich über das Modewort eine erheblich später niedergeschriebene Stelle in der Gottschedschen *Wochenschrift*: „Die vernünftigen Tadlerinnen“<sup>2)</sup> „Es scheint eine schwere Frage zu seyn, was der französische Ausdruck, un galant homme, auf Deutsch heiße? Noch schwerer ist die andere, wenn man sich bekümmert, worinnen das eigentliche Wesen eines sogenannten galant homme bestehe? Am allerschwersten aber würde mir die Entscheidung der dritten fallen: Was nemlich von dergleichen Leuten zu halten sey? Was die erste Frage betrifft, so kann theils das Wörtchen galant, theils die ganze Redensart, einige Schwierigkeit verursachen. Jenes hat unsern heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemacht, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galantem Frauenzimmer; sondern von galanten Hunden, Pferden, Ragen und Affen. Ein galantes paar Stiefeln ist unsern jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthschaft hört man oft von einem galanten Ragout, Fricassee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weiß mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzählte, wie sie ihrem Manne leßlich

1) Die betreffende Abhandlung ist u. a. der Übersetzung von Gratians *Homme de cour*, Augsburg 1711, vorgelegt.

2) I, S. 79 ff.

einen galanten westphälischen Schinken vorgeſetzt hätte. Mit einem Worte, der Mißbrauch dieſes Wortes iſt ſo groß, daß alles, was man ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen und empfinden, oder ſich auf einige Weiſe erfinden und vorſtellen kann, galant, überaus galant und vollkommen galant heißen muß.“ Er kommt dann, nachdem er als paſſendſte Überſetzung für galant das Wort artig empfohlen, d. h. für ein Modewort ein neues, eben — man ſchrieb damals 1725 — aufgekommeneſe geſetzt hat, auf die Frage „was iſt denn eigentlich ein wahrer galant homme?“

Die verſchiedenen Antworten, die er erhält, ſind dieſe. „Bisette ſagte mir: Ein galant homme ſey ein politer Cavalier.“ Dieſe wird abgelehnt, weil das eine ſo wenig wie das andere zu verſtehen ſei. „Bald ſagte mir Philandra: Ein galant homme ſey ein charmanter Courtisan.“ Wird ebenſo abgelehnt. Dann erfolgt eine Antwort, die zuerſt gefällt: „Ein galant homme iſt ein civiler junger Menſch, der inſonderheit gegen unſer Geſchlecht eine gute Conduite hat.“ Doch wird auch dieſ nicht für genügend befunden, „indem die gute Ausführung gegen Frauenzimmer nur eine einzige von denen Eigenſchaften iſt, die ein ſo genannter galant homme haben muß.“ Dem Kern des Begriffs näher zu kommen, wird dann zu dem Mittel gegriffen, zwei Exemplare von Menſchen, die nach allgemeiner Anſchauung galant genannt werden würden, in ihrem Thun und Treiben zu ſchildern. Die Skizzen ſind nicht übel gelungen und geben das Modeideal jener Zeit gut wieder. Aber die endliche Erklärung des Modewortes iſt doch wenig treffend: „Ein ſo genannter galant homme ſey ein junger wohlhabender Menſch, der ſeinem Herzen keine Freude wehret, ſeine Zeit mit Luſtbarkeiten, Eſſen, Trinken und Schlafen zubringet, und wenn es hoch kömmt, einige Leibesübungen treibet, um ſich dadurch bey Leuten, die darauf ſehen, beliebt zu machen.“

Von anderen Erklärungen, die ſich in der damaligen Litteratur finden, nenne ich diejenige in dem trefflichen Zedlerſchen Univerſal-Lexikon.<sup>1)</sup> Nachdem auch hier über die mißbräuchliche Verwendung des Wortes geklagt iſt — „z. E. ein Pferd, ein Haus, oder noch geringere Dinge galant nennen wollen, iſt ein Mißbrauch, der bey dem Pöbel ſonderlich eingeriſſen“ —, werden als „wahrhaftig galante“ Menſchen ſolche bezeichnet, „die alles dasjenige, wodurch ein kluger Menſch ſich vor der Welt ſehen läſſet, nach den durch die Gewohnheit politer Welt-Leute hergebrachten Manieren und Geſetzen der Wohlſtändigkeit artig und angenehm darzuſtellen wiſſen.“ Dieſe Erklärung übertrifft diejenige,

1) Bd. X, Sp. 78 fig.

die einige Franzosen geben<sup>1)</sup> und die Thomasius an der erwähnten Stelle citirt: „Ich halte meines Bedüdens davor, daß Mr. Vangelas und Mr. Costar die Eigenschaft der Galanterie ein wenig genauer und deutlicher beschrieben haben, daß es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne Scay quoy, aus der guten Art etwas zu thun, auß der Manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, auß Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzt werde, und dem aller Zwang, Affectation und unanständige Plumpheit zuwider sey!“ Jene übertrifft diese insofern, als diese bessere Seiten dem Begriff beilegt, als er sie in Wirklichkeit besaß, und als jene namentlich das Außerliche als punctum saliens hervorhebt. Die „Conduite“ ist für den galanten Menschen das erste Erfordernis. So äußert sich denn auch Thomasius weiter: „Ja, ich meyne, daß ich nicht irren werde, wenn ich sage, daß bey den Franzosen die Galanterie und la Politesse eins sey, und dannerhero zu besserem Verstand der Galanterie alles dasjenige wohl verdiene gelesen zu werden, was rühmlich erwehnte Mademoiselle Scudery in einer andern Conversation von der Politesse anmuthig und artig anführet. Denn daß sie daselbst vermeynet, wie die wahre Politesse darauf beruhe, daß man wohl und anständig zu leben, auch geschickt und zu rechter Zeit zu reden wisse, daß man seine Lebens-Art nach dem guten Gebrauch der vernünftigen Welt richte, daß man niemand einige Grob- und Unhöflichkeit erweise, daß man den Leuten niemahls dasjenige unter Augen sage, was man sich selbst nicht wolle gesagt haben, daß man in Gesellschaft das grosse Maul nicht allein habe, und andre kein Wort aufbringen lasse, daß man beyhm Frauen-Zimmer nicht gar ohne Rede sitze, als wenn man die Sprache verlohren hätte, oder das Frauen-Zimmer nicht eines Worts würdig achtete; Hingegen auch nicht kühn sey, und sich mit selbigen, wie gar vielfältig geschicht, zu gemein mache, dieses alles, sage ich, sind solche Eigenschaften, die zu einem galanten Menschen erfordert werden.“ Hier tritt deutlich hervor, wie wichtig für den „galanten“ Menschen das Benehmen ist. Auch bei einem für seine Zeit sehr charakteristischen Autor, bei Julius Bernhard von Rohr, findet man entsprechende Äußerungen. An einer Stelle seiner „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen“<sup>2)</sup> kommt er ebenfalls auf unser Wort zu sprechen, betont wie die übrigen citirten Autoren die Unklarheit des Begriffs — „es haben die meisten, die von lauter Galanterien reden, dunkle Begriffe dabey, und wissen

1) Der Verfasser der erwähnten „Grenzbotenstudie“ läßt die Franzosen fort und schreibt die Definition dem Thomasius zu.

2) S. 4 fig.

sich dikhfalls nicht deutlich zu erklären" —, geht verschiedene Erklärungen durch und meint schließlich: „Ich glaube, daß man die Galanterie am besten erklären kan, durch eine Geschicklichkeit bey seinem äusserlichen Wesen, den meisten oder doch den vornehmsten, zu gefallen.“ —

Wenn nun Hildebrand im Grimm'schen Wörterbuch galant als „gebildet nach französischen Begriffen“ definiert, so halte ich diese Erklärung für eine sehr geschickte. Nur muß man sich erinnern, daß diese französische Bildung, die damals in Deutschland so sehr geschätzt wurde, in Außerlichkeiten, die meist ungeschickt nachgeahmt wurden, das Wesen der Sache sah, daß alles, wie gesagt, auf die „Conduite“ ankam. Es gehörte weiter zur galanten Bildung Kenntniss der französischen Sprache und Geschicklichkeit in einigen modischen Fähigkeiten, dazu einige rein äußerliche Kenntniss von Dingen, über die man konversieren konnte. Darüber äußert sich Nohr sehr treffend<sup>1)</sup>: „Es besteht aber die galante Gelehrsamkeit darinnen, daß man sich vornehmlich diejenigen Wissenschaften bekandt mache, die zu der Zeit bey den Hof- und Welt-Leuten in besondern Credit stehen, und aus mancherley andern Wissenschaften das artigste heraus lese, dadurch das Gemütthe mehr beleufliget, in angenehme Verwendung gesetzt, als mit allzusauern und mühsamen Nachsinnen beschwehret werde, und dasselbe zu rechter Zeit und an rechten Ort anbringen lerne.“

So stimmen Nohr, Thomasius, Zedler im großen und ganzen überein. In Kürze charakterisiert Nohr die Sache einmal<sup>2)</sup> so: „Wer die Pflichten der Tugendlehre beobachtet, wird mit Recht ein ehrlicher, redlicher Mann oder ein honet homme, nach dem Französischen genannt; wer den Maximen der Politique folget, heist ein verschlagner, ein geschickter, ein weltkluger Mann, und wer sich in das Ceremoniel-Wesen wohl zu schicken weiß, wird als ein galant homme, ein politisch und manierlicher Mensch gerühmt.“

Er erwähnt hierbei auch das Wort „Politisch“ und scheint es fast dem „Galant“ gleichzusetzen. Andererseits erwähnt er die Maximen der Politique und hätte den, der diesen folgt, richtiger „politisch“ genannt. Es scheint, als ob auch hier Unklarheit oder vielfache Verwendung herrschte.

In der That finden wir dieselbe Erscheinung, wie bei Galant. Wir hören verschiedene Definitionen und hören über den Mißbrauch des Wortes klagen. So beginnt der Artikel in Zedlers Lexikon<sup>3)</sup> mit

1) Ebd. S. 6.

2) Ebd. S. 4.

3) Universal-Lexikon XXVIII Sp. 1628 fig.



der Erklärung, daß das Wort „vielen Mißbrauch unterworfen“ sei und fährt dann so fort:

„Zuweilen legt man diesen Namen Leuten bei, denen er gar nicht zukommt, als denenjenigen, die von Flatterien Handwerk machen, nicht nur allen Leuten nach dem Maul reden, sondern auch auf eine recht slavische Art sich gegen andere demüthigen, als wären Fuchsschwänger und Politici Leute von gleicher Sorte. So müssen auch diejenigen Politici heißen, welche durch unrechtmäßige Art ihre zeitliche Glückseligkeit zu befördern bedacht sind, da doch die wahre Klugheit mit den Regeln des Gesetzes nicht streiten darff. Arglistige Leute, welche ihren unredlichen und eiteln Absichten einen Schein der Vernunftmäßigkeit geben, pflegt man auch Politicos zu nennen, ohnerachtet ein rechter Politicus rechtmäßige und redliche Absichten durch wohl ausgefonnene Mittel auszuführen suchet. Dieses sind solche Bedeutungen, die mit dem Wesen der wahren Politic gänzlich streiten. Es heißen auch diejenigen Politici, welche sich in ihrer Aufführung nach der Mode galanter Leute richten, es betreffe nun solches ihre Kleidung, ihre Reden oder sonst andere Berrichtungen, auch das Studieren, wie man denn die Studien, so sonderlich von galanten Leuten erlernt werden, politische Studien nennet. Dergleichen Leuten beobachten zwar was von der Klugheit, aber das macht die ganze Politic noch nicht aus, indem die Höflichkeit, die Manierlichkeit, Wohlansständigkeit, nur als Gründe der politischen Klugheit mit anzusehen. Doch hat diese Bedeutung eine genauere Verknüpfung mit der wahren Politic, als die erstern. Im gemeinen Leben nennt man diejenigen, welche in öffentlichen Bedienung, so nicht geistlich sind, stehen, Politicos, da man alle Ämter in geistliche und weltliche eintheilet, und wer ein weltliches bekleidet, wird von dem Pöbel ein Politicus, und im Deutschen ein Weltmann genennet, daher auch die Juristen Politici heißen, welches wohl daher kommen, weil man lange Zeit die Politic so enge eingeschrenket und sie nur als eine Lehre vom Staat oder Republic angesehen, und dahin viele Quaestiones juris gebracht... Das ist ein wahrer Politicus, welcher vermöge eines munteren und mit einem wohlgeübten Judicio verknüpften Ingenii sich gegen die Güter, die als Mittel zur Erlangung der unmittelbaren Güter dienen, als Ehre, Reichthum, Gemächlichkeit, geschickt verhält, und seine und anderer äußerliche Glückseligkeit auf eine rechtmäßige Art zu befördern weiß.“

Dieser Artikel schließt sich sehr eng an die Vorrede zu dem „Politischen Philosophus, das ist, vernunftmäßige Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben“ von Christoph August Henmann an, wo es so heißt:

„Hierinnen wirstu mit mir einig seyn, daß dieses Wort gar vielem Mißbrauch unterworfen sey, und daß viele nicht nur sich selbst in die Classe der Politicorum setzen, sondern auch von andern davor gehalten, und also genennet werden, denen doch dieser Titel keines weges mit Recht gebühret. Denn erstlich heißet man denjenigen einen Politicum, der sich äußerlich wohl aufführet und so wohl in der Kleidung galant ist, als auch in Complimenten seine Person wohl zu spielen weiß... Vors andere nennet man diejenigen Politicos, die von flatterien profession machen und nicht nur allen Leuten aus größter Falschheit nach dem Maule reden, sondern auch auf eine recht slavische Art sich gegen andere submittiren... vors dritte... einen solchen Mann... welcher, er mag nun ein Regent oder Staats-Minister oder eine Privat-Person seyn, per fas et nefas, mit Lug und Trug sein zeitliches Interesse zu befördern bedacht ist... Etwas geringer ist der Irrthum derjenigen, bey welchen vierdtens ein Jurist und ein Politicus gleichgültige Worte sind... Fünffstens heißet bey etlichen ein Politicus so viel als ein Orator, absonderlich wenn er zugleich die Geographie, Genealogie, neue Historie und Heraldic, welches man Politische studia nennet, verstehet... Sechstens müssen alle diejenigen Politici heißen, die in öffentlichen Bedienungen, die nicht geistlich sind, stehen. Denn man theilet alle Aemter ein in weltliche und geistliche, und wer ein weltliches bekleidet, der hat bei dem Pöbel die Ehre, ein Politicus zu heißen. Daher ist es auch gekommen, daß man einen Politicum im Teutschen nennet einen Welt-Mann.“

Ganz ähnlich äußert sich J. J. Lehmann in seiner „Anleitung, die wahre allgemeine und sonderlich die Staats-Klugheit gründlich zu erlernen“. Auch er spricht von dem großen „abusus“ des Wortes politisch und meint<sup>1)</sup>, daß man unter einem Politicus erstens einen Juristen verstehe; weiter den „welcher auf eine heimliche, verdeckte, verdrehte und listige Art die Leute zu betrügen weiß“; drittens wollen die so genannt werden, „welche sich in dem äußerlichen decoro recht galant aufzuführen wissen“.

Am gründlichsten hat sich schon 1662 Conring<sup>2)</sup> mit der Sache beschäftigt. Auch bei ihm, dem nach Lehmanns Wort „um die gelehrte Welt und sonderlich um die prudentiam politicam hochmeritirten“ Autor, interessiert uns weniger die eigene Ansicht als das, was er über den von ihm bekämpften Gebrauch des Wortes berichtet. Er meint: si vulgus quidem audias, politicus aut homo civilis est, quisquis morum aliqua

1) S. 12 fig.

2) De civili prudentia S. 1 fig.

urbanitate et cultu valet prae reliquis. Weiter hießen Politisch, qui blandiri duntaxat norunt omnibus aut adsentari. Der Zusatz: quod tamen itidem vulgo solet haud paucis videri zeigt, daß dies eine sehr häufige Anwendung war. Weniger wichtig ist folgende Stelle: „Invaluit hodie tetra quaedam et horribilis acceptio vocis politici, qua is demum ita audit, qui ad commodum rei publicae unice omnia sic dirigit, ut pietatem divinumque cultum huic postponat imo habeat insuper. Endlich hören wir auch wieder, daß die Juristen Politici genannt wurden.

Ehe wir weitere zeitgenössische Stimmen uns zu Nutze machen, erscheint es dienlich, die bisherigen Äußerungen zusammenzufassen. Sie stimmen alle darin überein, daß damals von der großen Menge mit dem Ausdruck „politisch“ 1. die galanten Leute, 2. die Fuchsschwänzer, Schmeichler und Streber, die immer nur ihren Vorteil im Auge hatten, 3. die weltlichen Beamten, namentlich die Juristen, auch die Welt-Leute überhaupt bezeichnet wurden.

Um die für die Perrückenzeit bezeichnendste Bedeutung festzustellen, will ich kurz die historische Entwicklung des Begriffs skizzieren. Mit der Reformation begann bekanntlich ein ungeheurer Aufschwung des politischen Lebens in Deutschland. Sie war bald nicht mehr eine rein religiöse Frage, sondern wesentlich eine diplomatisch-politische, die eine große Schreibthätigkeit hervorrief. Es kamen hinzu die sonstigen, immer regeren innerpolitischen Verhandlungen, die auswärtigen Verwickelungen mit Frankreich und Italien, weiter die Türkengefahr. Es entwickelte sich ein großes Gesandten-, Berichterstatter- und Agentenwesen.<sup>1)</sup> Die Politiker, die „Federfuchser“ begannen sehr wichtige Leute zu werden. Auf ihre Bildung und ihr Gebahren wirkte vielfach das Vorbild der gewandten französischen Diplomaten. Weltklugheit und äußere Gewandtheit wurden wesentliche Erfordernisse. Und diese Färbung erhielt auch früh den Begriff „politisch“. In Fischarts Geschichtsklitterung finden wir solche Anwendung schon: „Als nun Meister Gobelin abgesehen“, heißt es da<sup>2)</sup>, „berathschlag Grandgoster mit gedachtem Vicelkönig, was man ihm (Gargantua) für ein Präceptor sollte zuordnen, da war unter ihnen beschloffen, den Ehrenbrecht Kundlieb von Arbeitsteg . . . zu erfordern, denn der verstand sich umb Politisch Leben“. — Noch wichtiger wurde dann die Klasse der Politiker durch den dreißigjährigen Krieg, insbesondere die Friedensverhandlungen. Nach dem Frieden kamen diese weltklugen Politiker in allen deutschen Staaten und Stätchen zu großer Macht und zu großem Einfluß. Freitag charakterisiert sie so: Es „zog nach dem Frieden eine

1) Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. I, S. 126 ff.

2) Scheible, Das Kloster. Bd. VIII, S. 266.

Generation von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urtheil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in der Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlverfahrene Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt den eigenen Vorteil nicht zu vergessen". Solch ein Politicus zu werden, wurde für viele das Ideal, und politisches Interesse — politisch hier noch wesentlich in Bezug auf den Staat und das öffentliche Leben — zu haben, wurde für den, der seiner Zeit folgte, unbedingt notwendig. Noch später äußerte sich Christian Weise in: „Die drey klügsten Leute von der ganzen Welt“<sup>1)</sup>, darüber gelegentlich so: „Es ist iso ein kluges seculum, ein jedweder hausjunge bekümmert sich umb die welt-händel; doch man muß den leuten die freude lassen, sie nehmen doch nur die schalen und lassen den kern dahinten: also thun sie denen Politicis schlechten schaden“.

Dieses allgemeine Interesse zeigt sich vor allen Dingen in einer höchst ausgebreiteten Litteratur. So sagt einmal Boje<sup>2)</sup>: Hoc autem et superiori seculo magno conatu et certamine compendia politica scribi coepta sunt, iisque orbis ad nauseam usque impletus“. Als Unterrichtsgegenstand auf Universitäten wurde die Politik ganz besonders bevorzugt. Ja auch auf den Schulen begann man sich damit zu beschäftigen: „Was die Politica ist, das wollen ist auch die Kinder wissen.“<sup>3)</sup>

Aber der Begriff der Politio hatte auch schon eine andere Färbung angenommen. Jenes Element der Weltklugheit trat stärker hervor. Neben der Staatsklugheit gab es schon früh eine allgemeine und private Lebensklugheit, die man auch Politic nannte. Schon 1650 und früher wird deutlich, wie stark diese Färbung hervortrat, wenn es z. B. heißt<sup>4)</sup>, daß „unzählich viel Ethiken und Politiken in allerley Sprachen geschrieben, wie ein Welt- und Hofmann beschaffen und mit allen Tugenden begabt seyn solle“. Diese Ausdehnung des Begriffs über die eigentliche Staatsklugheit hinaus stammte wesentlich aus den romanischen Ländern. „Sonder-

1) Augsburg 1710, S. 116.

2) De prudentia et eloquentia civili comparanda diatribae isagogicae. Jenae 1699. S. 8 flg.

3) Der Politische Räucher von R. J. D. Leipzig 1679. S. 11.

4) L'Honneste Homme, das ist: Der Ehrliebende Welt-Mann, Erstlichen ... durch ... den Herrn Faret herausgegeben u. s. w. Leipzig 1650. Vorrede. Vgl. auch Lehneß Aulico-Politica. 1622 S. 21: „Also lehret Politica ferner, wie er sich auch in vita civili gegen andern Menschen verhalten solle.“

lich haben auch die Franzosen und Italiäner“, sagt Rohr<sup>1)</sup>, „als welche in dergleichen Sachen gar geschickt und sinnreich sind, unterschiedene Regeln, Reflexions und politische Maximen geschrieben, dadurch die Lehre der prudentiae privatae und publicae in einem und andern erleichtert und erläutert wird.“

So gewinnt denn das Wort Politio allgemein einen weiteren Begriff; der beschränktere ist die eigentliche Staatsklugheit; jener weitere, die „Privatklugheit“, die allgemeine Klugheit zu leben. In Stolles kurzgefaßter Lehre der allgemeinen Klugheit, die ziemlich am Schluß dieser Periode (1748) erschien, wird denn auch jene Scheidung wiederholt, wie eine selbstverständliche, angeführt.<sup>2)</sup> Im Vorbericht zur „Politischen Nachricht von sorgfältigen Briefen“ nennt Weise im Gegensatz zur eigentlichen Politio diese, die „ad conversationem sui ipsius geht“, die „galante Politica“.

Nunmehr wissen wir, was man damals vorzugsweise unter Politio verstand. Diese Art von Politio war es, in die alle Welt damals eingeweiht werden wollte. „Unser gegenwärtiges Seculum“, heißt es in des Buddens Büchlein: „Kürzester und leichtester Weg, die Grundsätze und Beschaffenheit Einer gründlichen Moral und Politio zu erlernen“<sup>3)</sup>, praetendiret von allen jungen und alten Leuten, besonders aber von denen Gelehrten eine sattfame oder hinlängliche moralische und politische Klugheit, so daß fast keiner bey der heutigen Welt wohl fortkommen kann, der sich nicht täglich in dieser Kunst perfectioniret“. In diesem Sinne wird denn auch die Politio vielfach definiert. Fortunander<sup>4)</sup> meint von der politischen Klugheit: „Sie siehet auff die äußerliche Conduite des Menschen, es sey nun ein Fürst oder eine Privat-Person, und ist darinne beschäftigt, daß Land und Leute, Gut und Vermögen, Ehre und Respect, Leib und Leben keinen Anstoß leyden möchten“. Am treffendsten definiert Rohr<sup>5)</sup>: „Die Politica oder die Klugheit zu leben bewerkstelliget dieses letztere (nämlich „wie man auf eine zulässige Weise sich durch seine Handlungen mancherley Nutzen zuwege bringen, und einigen Schaden abwenden soll“) und giebet Cautelen, wie man auf eine bequeme Weise sein Interesse befördern soll“. Dieser Definition entspricht auch die oben aus Bedlers Verikon angeführte Definition des wahren Politicus.

1) Einleitung zur Staatsklugheit. S. 18.

2) S. 20, 25, 39.

3) S. 2.

4) a. a. D. S. 1.

5) Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen S. 3.

Mit dieser Klugheit zu leben beschäftigten sich denn auch die meisten der zahllosen Bücher, die damals als rechte Modelitteratur gelten können. Aus dem Spanischen — hier war Balthasar Gracians *arte de prudencia*, die, wie Thomastius sagt, „aus lauter Regeln geschickt und artig zu leben besteht“, das erste berühmte Buch dieser Art — und Italienischen wurden sie in das Französische übersezt und aus Frankreich wurden dann diese und zahlreiche originalfranzösische nach Deutschland importiert, wo man sich denn auch bald selbständig in dieser Gattung versuchte. Hier galten als die besten Klugheitslehren die von Thomastius, v. Rohr und Heumanns Politischer Philosophus<sup>1)</sup>. Diese zahlreichen Wegweiser zur Glückseligkeit — in einem<sup>2)</sup> heißt es einmal: „massen nun fast keine beliebtere Materie seyn kan, als wovon dieses handelt, namentlich wie man recht zu dem Weg der Glückseligkeit gelangen könne“ — hatten doch trotz vieler Verkläuerungen eine sehr äußerliche Glückseligkeit im Auge. Es sollte gezeigt werden, wie man sein Glück in dieser Welt machen könne und wenn man auch von moralischen Bemerkungen triefte, man lehrte doch nur äußerlichste Weltklugheit. Und wenn jene angeführten Definitionen der Politic<sup>3)</sup> „die äußerliche Glückseligkeit“ nur „auf eine rechtmäßige Art befördert“ (Zedler), oder nur „auf eine zulässige Weise“, „Nuzen zu wege gebracht“ (Rohr) wissen wollten: es kümmerte sich die große Welt um diese Einschränkung nicht; durch servile Gewandtheit des Benehmens, durch äußern Schein und selbstfüchtige Streberei und Gefinnungslosigkeit hinaufkommen, womöglich zum Hofe, diesem idealen Mittelpunkt des damaligen Lebens, gelangen, das war das Ziel der Politic, wer das verstand, war ein „politischer“ Mensch.

Das erkennt auch einmal Rohr an.<sup>4)</sup> Er spricht von der „Klugheit“ und unterscheidet eine wahre und ein falsche Politic. „Die falsche sucht dasjenige, was ihren Haupt-Passionen convenient ist, mit der größten Begierde, sie läßt sich unbekümmert, ob sie befugt sey, nach diesem oder jenem zu streben oder nicht, wann sie nur ihren Zweck er-

1) Vergl. Stolle, Kurzgefaßte Lehre der allgemeinen Klugheit S. 22 fig.

2) Formentin, Weg zur Glückseligkeit, übersezt durch Contento. Hamburg 1709.

3) Vergl. auch noch Lehmann a. a. D. S. 47: Die Prudentia politica ist diejenige practische disciplin der Philosophie, welche in gegründeter und deutlicher Ordnung die maximen oder Regeln der Klugheit in sich hält, welche von denen äußerlichen Umständen menschlicher Verrichtungen hergeleitet werden, die theils auf die Beförderung der action, theils auf die Wegräumung der Hindernisse sehen und dadurch den Menschen so zu instruiren, daß er seine wahre Glückseligkeit desto commodor und leichter erlangen und erhalten könne.

4) Einleitung zur Staats-Klugheit S. 1 fig.

reicht, bedient sich aller Mittel, die sie als möglich vor sich siehet, sie mögen zulässig oder unzulässig seyn, es mag ihr Rechtster darunter leiden oder nicht" zc. zc. Von den weiteren Sätzen führe ich noch einen damals fast überall zutreffenden an: „Sie steckt sich hinter gewisse Leute, die bey den Fürsten viel gelten, die intercessionales einlegen müssen“. Dann aber heißt es: „Es ist die falsche Politic, ob sie gleich mehr vor eine Thorheit und Verblendung des Satans, denn wahre Klugheit zu halten, grand mode“.

Damit stimmen denn auch jene Verse Logaus überein, die „politisch“ also definieren:

„anders sein und anders scheinen,  
anders reden, anders meinen —  
wer sich dessen will befeßen,  
kann politisch heuer heißen“ (1, 9, 71).

und:

„was heißt politisch sein? versteckt im Strauche liegen,  
sein zierlich führen um und höflich dann betriegen“ (2, 1, 52).

Ich glaube so die charakteristischste Bedeutung von „Politisch“ hinlänglich festgestellt zu haben. Durchaus nicht immer war sich so ein Politicus der Unfittlichkeit solcher Maximen, um jeden Preis „sein Interesse“ zu befördern, bewußt, er kam sich im Vollbesitz seines äußeren galanten Auftretens, seiner politischen Studia, seiner Fähigkeit, die Menschen zu erkennen und zu benutzen, vielmehr höchst bewundernswert vor und war stolz, wenn er nun eine hohe Ehrenstelle erlangt hatte, überall als vollkommener Hof- und Weltmann, als ein rechter Politicus zu gelten. Es ist das jene niedrige, äußerliche und unfittliche Lebensauffassung, die für das 17. Jahrhundert so ungemein bezeichnend ist. Ihre Allgemeinheit und ihre Selbstverständlichkeit in jener Zeit habe ich schon in meiner „Geschichte des deutschen Briefes“<sup>1)</sup> dargelegt.

Die Charakterisierung, die ich eben von einem Politicus gab, zeigt auch, wie erklärlich es ist, daß das Wort in mehrfacher Bedeutung angewandt wurde. Wesentlich konnte sich so ein politischer Mensch nur im öffentlichen Leben, d. h. damals besonders auch im Hof-Leben bewegen. Er hatte „Sehnsucht nach den politischen Hof-Suppen“ und wollte „aus der politischen Beförderungs-Schüssel naschen.“<sup>2)</sup> Daher denn die höheren Beamten und die Hof-Leute, überhaupt die Welt-Leute dieses Prädikat besonders verdienen. Daß auch vielfach die ursprüngliche engere Bedeutung: staatsklug in die Bezeichnung hineinspielt, ist klar. Ein richtiger Politicus, der nach Staatsehrenstellen und nach dem Hofe strebte, mußte in der eigentlichen Staatsklugheit natürlich besonders be-

1) II S. 140 flg.

2) Weizens Kurzer Bericht vom politischen Rädscher. S. 157.

wandert fein oder wenigstens so thun. Daher nennt auch Weise die *Politica*, hier die eigentliche, mit Recht eine „galante Disciplin“. <sup>1)</sup> Und wenn man endlich häufig auch die galanten Menschen politisch nannte, so sah man auf das Äußere. Die Galanterie war Vorbedingung für jeden Politicus; galant war modern, und der Politicus konnte nie gegen die Mode handeln, sondern mußte in ihr excellieren.

Ein in gewisser Weise schillernder Begriff bleibt „Politisch“ immerhin. Gleichwohl wird das Wesen desselben klar geworden sein, und wir verstehen nun jene oben erwähnte Forderung, daß damals alles darauf ankam, „in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen“. Alle Welt bemühte sich „sowohl in der politischen Klugheit, als auch in denen zur Conversation benötigten Tugenden (in welchen eigentlich die Galanterie bestehet) sorgfältig angewiesen“ <sup>2)</sup> zu werden.

Leicht erklärlich ist es nun ferner, daß solche vielsagenden Schlagworte im modischen Jargon sich abschliffen und überall gebraucht wurden, um der Sache ein gewisses Air zu geben. Einer der in der Litteratur diese Worte besonders gern gebraucht, ist Christian Weise. Man braucht bei ihm in der Regel keinen tieferen Sinn dahinter zu vermuten. So giebt es von ihm eine Anweisung für den Redner unter dem Titel: „Politischer Redner“, einen Briefsteller unter dem Titel: „Politische Nachricht von Sorgfältigen Briefen. Nebenst einem Vorbericht vom galanten Hoff-Redner“. Bekannt ist von ihm „Der politische Rächer“. Er scheint aber doch das Zusatzwort Politisch als eine ganz besondere Feinesse von sich aufgefaßt zu haben. Denn er beklagt sich, <sup>3)</sup> daß andere Anonymi auch das Wort gebraucht haben und auf dem Titel die Liberey des Politischen Redners oder des Politischen Rächers geführt haben, um den Anschein zu wecken, als sei das betreffende Werk von Weise. „Und da hat kein Hetschelmacher, kein Bratenwender, kein Maul-Affe können hingeschmieret werden, er hat müssen Politisch heißen. So wenig aber mich das Lumpenwesen angehet, was andere Papier-Verberber vor Grillen fangen; so sehr muß ich mich über die unverschämten Leute beklagen, die alle unpolitische Chartreden vor meine Arbeit verkauft und hierdurch an vornehmen Orten meiner Existimation einen ziemlichen Fleck angeschmieret haben.“

Der Titel „Politischer Rächer“ soll freilich allegorisch sein. <sup>4)</sup> Doch giebt Weise gelegentlich selbst eine Aufklärung über die von ihm beliebte

1) Politische Fragen, das ist: Gründliche Nachricht von der *Politica*. Vorrede.

2) Fortunander a. a. O. Vorrede.

3) Neu Erleuteter Politischer Redner. Vorrede S. 5.

4) Bergl. Weisens Bericht vom politischen Rächer S. 115, 156.



Anwendung solcher Worte: „Rede mit der Welt“, sagt er einmal,<sup>1)</sup> „und lasse dir die neue Mode gefallen, sonst bleibst du ein kluger Mensch vor dich alleine“.

Er brauchte sie gern, eben weil es Modeworte waren. So finden wir denn auch das dritte der uns beschäftigenden Worte, *Curios*, bei ihm außerordentlich oft angewandt. Von seinen Schriften haben z. B. folgende das Wort im Titel: *Curiose Gedanken von Wolken-Brüchen*, *Curiose Gedanken von den Nouvelles oder Zeitungen*, *Curioser Körbelmacher*, *Curiose Gedanken von der Imitation der lateinischen Autoren* und andere. Dieses Wort *Curios* ist im galanten Zeitalter außerordentlich beliebt, sagt aber viel weniger, als galant und politisch. Die eigentliche Bedeutung ist völlig klar. Überall und zu allen Zeiten, besonders aber damals „ist man *curious* und will allzeit was neues wissen.“<sup>2)</sup> „Und diese *Curiosität*“, sagt Weise,<sup>3)</sup> „belehrt sich an neuen, an unerhörten und an unverhofften Dingen“. Er erläutert das durch bezeichnende Beispiele. „Man erzähle nur bey dem Frauen-Zimmer was vor eine facon von Heuch oder Band mit der nächsten Post aus Frankreich kommen ist; ich will wetten, Chrysostomus, wen er aufstünde und seine goldene Worte in Deutsch übersetzen lernte, so würde er mit solcher Attention nicht gehört werden.“ Oder: „Es ist wohl ein Ding ob ich meine klugen Sprüche aus dem Seneca gelernet habe oder ob ich den Balzac zu rathe ziehe. Doch weil dieser nicht so alt ist, so lassen sich seine Worte viel anmuthiger vorbringen.“ Neben dieser Sucht nach dem Neuen, dem Modernen, ist auch die Suche nach *Curiositäten* von ihm erwähnt (das „unerhörte“), beide gleich bezeichnend für den wiederholt betonten äußerlichen Geist der Zeit. So hörte oder las man gern Sachen, wie solche: „Angelus Politianus gedenket etlicher Völker, da sich die Männer an der Weiber statt in das Wochen-Bette legen“ u. s. w. — Um einen Begriff von dem Geschmack der Zeit an solchen *curiosen* Dingen zu gewinnen, lese man einmal Paullinis zeitkürzende Lust. Alle Welt ließ sich gern „*curieuse Liebhaber*“<sup>4)</sup> nennen.

Wie die gelehrte Litteratur des 17. Jahrhunderts ihre Lust an *Curiositäten* hatte, ist bekannt. Es giebt übrigens eine ganze zeitgenössische gelehrte Litteratur über die *curiosität*,<sup>5)</sup> die zwar nur allgemein den Nutzen der *curiositas* erörtert, immerhin aber zeigt, daß das Wort damals gern gebraucht und der Begriff erörtert wurde. „Wie nun aber

1) Ebenda S. 76.

2) Ebenda S. 24.

3) Ebenda S. 29.

4) z. B. Vorrede zu Weise, Politische Fragen.

5) z. B. von Stolle (*de curiositate*), von Silberrad u. a.

eine Neugierigkeit“, heißt es bei Bedler,<sup>1)</sup> „in gehörigen Schranken nicht zu verwerffen: so ist hinwiederum die gelehrte Curiosität, aber ebenfalls in gehöriger Proportion, vornehmlich jedem Gelehrten anzupreisen“.

Die ganze Sucht, namentlich aber als Sucht nach dem Modisch-Neuen, ist für die damaligen Menschen so bezeichnend, daß Fortunander, wie oben erwähnt, von der „iezigigen curieuses Welt“ sprechen kann und damit ein charakteristisches Epitheton giebt. Prägnant ist es aber hier kaum gemeint. Denn der Gebrauch verwißte die prägnante Bedeutung immer mehr, und wie wir bei den Weisefchen Büchertiteln gesehen haben, wurde das Wort als reines Modewort angewendet, um etwas recht in die Augen stichendes, recht modisches zu bezeichnen.

So meinen einmal die „vernünftigen Tablerinnen“<sup>2)</sup> von einem recht galanten Menschen, daß ihm „vor allen Büchern ette, die in seiner Muttersprache geschrieben werden“. — „Wie er denn auch unsere Blätter nicht lesen will, weil es seiner Meynung nach nicht möglich ist, daß diese deutschen Zettel einiger Galanterie fähig sein sollten. Wenn wir wenigstens den Titel curieuse Pensées der raisonnablen Tabler-Assemblée, so würde es ihm noch einiger massen galant geklungen haben.“ Curieus war also ein Modewort der galanten Welt.

Ich führe zu weiterem Beweise noch eine Reihe von charakteristischen Büchertiteln an: Curieuse Hausapothek. Frankfurt 1699; Nuzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon. Frankfurt 1739; Curieuse Affecten-Spiegel von Melissantes. Frankfurt 1815; Curieuse Kunst und Werk Schul. Nürnberg 1732; „Der wohlerefarene und curiöse Kellermeister“, Huhold, Curieuse Nachricht von denen heute zu Tage grand mode gewordenen Journal, Quartal- und Annual-Schriften; Neu eröffnete Assemblée oder Zusammenkunft derer curieuses und gelehrten Novellisten, Curieuses Bücher-Cabinet oder Nachricht von Histor. Staats- und galanten Sachen u. s. w. u. s. w.

Ähnlich wie man alles mögliche galant nannte, bezeichnete man vieles curieus. In den von Valli-Gontard herausgegebenen „Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ finde ich beim 24. Januar 1727: „Eine curieuse Flinde, woraus man mit Pulver und Wind schießen kann, ist alhier zu sehen.“ Hier kann man curieus allerdings durch merkwürdig ersetzen und die Anwendung für die Sucht nach Curiositäten bezeichnend sein.

Man sprach endlich auch viel von curieuses Menschen, um die Leute nach dem Herzen der Zeit zu bezeichnen. So heißt eine Zeit-

1) XXIV, 173 fig.

2) I S. 85.

schrift: „Aufgefangene Briefe, welche zwischen etlichen curieusen Personen über den izeigen Zustand der Staats- und gelehrten Welt gewechselt worden.“ Und bei Weise<sup>1)</sup> heißt es einmal: „Die recommendation=Schreiben machen sich in diesem Seculo dermassen gemein, daß ein curieuser Mensch Bedenken tragen möchte, solches zu versuchen.“

Selbenfalls trägt auch dieses Schlagwort zur Erkenntnis jener Zeit bei. Und so wissen wir nunmehr nach langem Umschweifen, was jener Satz Fortunanders, nach dem die „iezige curiöse Welt begierig ist, in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen“, zu besagen hat.

## Zum Unterricht des Mittelhochdeutschen.

Von Karl Wehrmann in Kreuznach.

In dem Bötticherschen Aufsatze: „Wie ist die preußische Bestimmung über die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda zu verstehen und auszuführen?“ (siehe Heft 9 des Jahrganges 1893) richtet der Verfasser an die Fachgenossen die dringende Bitte, sich über die Lektüre des Nibelungenliedes öffentlich auszusprechen. Bötticher selbst giebt in dem Aufsatz seine Ansicht oder vielmehr die der Berliner Kollegen, welche sich in der Gesellschaft für deutsche Philologie zusammenfinden, kund. Die Herren glauben in diesen Ausführungen und den fünf Thesen, in welchen sie ihre Ansicht zusammenfassen, den eigentlichen Sinn des Gesetzgebers getroffen zu haben, unter welchem sie den Verfasser der Lehrpläne und Lehraufgaben für das Deutsche verstehen. Ich bin auch der Ansicht, daß die aufgestellten Thesen immerhin als eine sehr maßvolle und ruhige Auffassung der betreffenden Bestimmungen der neuen Lehrpläne gelten können. Wenn aber gesagt wird, daß die Bestimmung über die Lektüre des Nibelungenliedes in Obersekunda unter den vielen Bestimmungen der neuen preußischen Lehrpläne vielleicht die unklarste sei, so scheint mir diese Ansicht doch auf einer ganz irrigen Auffassung des Lehrplanes zu beruhen. Und ebenso ist die Klage Böttichers kaum berechtigt, wenn er die jetzige Lage einen unerträglichen Zustand nennt, nur weil diese Bestimmung so undeutlich sei. Ist denn das wirklich so undeutlich, wenn es da heißt: „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben, welche vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind“. Das muß jeder zugeben, daß diese Angabe sehr allgemein gehalten ist; es wird ja nicht einmal angegeben, ob die Proben aus dem mittelhochdeutschen Text des Nibelungenliedes genommen werden sollen, und das

1) Politische Nachricht von sorgfältigen Briefen II S. 285.

ist doch sicherlich die Absicht des Verfassers dieser Bestimmung. Indessen darf man wohl annehmen, daß diese ganze Verfügung absichtlich so dehnbar und allgemein gehalten ist, damit nun jeder Lehrer des Deutschen nach seiner eigenen ernstesten Auffassung den Unterricht übernehme und dessen Ausführung im Einzelnen überlege. Nun mag jeder seine Erfahrungen sammeln und möglichst auch mitteilen: aus diesen Erfahrungen aber kann man mit der Zeit ein Ergebnis ziehen, das man dann schon eher als allgemeine Richtschnur gelten lassen kann, als es bei den von Bötticher aufgestellten Theesen bei der Kürze der wirklichen Erfahrung jetzt schon möglich ist. Vielleicht wird man die Lektüre des Nibelungenliedes später nach Ober- oder Unterprima, vielleicht gar in die Untersekunda legen. Wer weiß es? Früher hat man gerade deshalb mit dem Unterricht der mittelhochdeutschen Litteratur Schiffbruch gelitten, weil man den Lehrern nicht die genügende Zeit ließ, um ruhig im Unterricht Erfahrungen zu sammeln und danach allmählich die geeignete Lehrweise und die richtige Stoffverteilung zu finden. Nur jetzt keine Überhastung! Wir Germanisten sollten uns von Herzen freuen, daß dem Mittelhochdeutschen wieder ein kleines Pförtchen in den Unterrichtsbau unserer höheren Schulen geöffnet ist, und da mag nun jeder auf seine Weise eintreten und sich dort zurecht finden. Abgesehen von anderen Gründen, ist es doch auch der Übereifer germanistisch gebildeter Lehrer gewesen, welche durch die übermäßige Betonung ihrer Wissenschaft, durch eine einseitige, grammatische Lehrweise es selbst verschuldet haben, wenn die Behörde damals den mittelhochdeutschen Lehrstoff aus dem Unterricht des Deutschen an unseren höheren Schulen einfach strich.

Es ist auch gar nicht so schlimm, wenn der eine Lehrer vorläufig diesen Stoff so behandelt, der andere so. Es führen auch hier viele Wege nach Rom. Und wenn Bötticher es beklagt, daß viele Bitten um Aufklärung bis jetzt vergeblich an die Behörde gerichtet worden seien, so halte ich es für ganz richtig, wenn die Behörde diese Bitten unerhört und die Lehrer einfach die Wege selber suchen läßt. Hier denken ohne Zweifel die maßgebenden Persönlichkeiten freier als die ausübenden Organe. Direktor Oskar Jäger „schwelgte“ auf der letzten Direktorenkonferenz „geradezu in Befriedigung“, als der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Stauber seinen Standpunkt über die Auffassung der Lehrpläne klar legte. Selten hat mir ein Wort soviel Freude gemacht, als dieses Wort „Ausblide“ in den Lehrplänen des Deutschen für die Obersekunda. Da heißt es: „Ausblide auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagentreife, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik“. Was läßt sich da nicht alles von einem denkenden Lehrer hineinlegen? Wie glücklich muß er sich ob der Freiheit fühlen, die ihm hier gelassen

wird! Ich selbst stehe auf dem Standpunkt, daß bezüglich der Methode wie des Lehrstoffes dem Lehrer möglichst viel Freiheit gelassen werde. Nur keine Entschlüsse! Nur keine Vorschriften! Gerade die Freiheit unseres deutschen Unterrichts mit den vielen ungelösten Fragen über Methode und Stoffauswahl mag mit der Zeit vorbildlich sein für andere Fächer des Unterrichts an unseren höheren Schulen. Die strenge gleichmäßig durchgebildete Methode, das abgerundete, abgeschlossene Wissen, wie wir es in den anderen Fächern finden, was sich so schön in Prüfungen abhören und sich so genau kontrollieren läßt: alles das haben wir im deutschen Unterricht nicht, aber wir wollen es auch nicht. Es ließe sich ja das grammatische Wissen und die Lektüre im deutschen Unterricht mit leichter Mühe in einen festen Kanon zusammenfassen, der nun überall derselbe wäre. Wir glauben, daß die Lehrpläne des Deutschen mit voller Absicht so frei gehalten sind, und jeder weitere Schritt wird nach der Richtung der individuellen Freiheit der einzelnen Lehrer und Schulen sein.

So werden wir denn auch die Thesen, welche wir in Böttichers Aufsatz finden, als Ansichten auffassen müssen, die noch nicht als sicher feststehende Normen gelten können. Wenn auch diese Thesen, wie in dem Aufsatz mitgeteilt wird, auf der letzten Philologen-Versammlung in Wien die einstimmige Zustimmung der germanistischen Sektion gefunden haben, so darf man wohl hier die Ansicht aussprechen, daß man bei dieser Zustimmung vorwiegend germanistische Interessen vertreten und die allgemein pädagogischen Interessen, welche für die Unterrichtsfragen an der Spitze stehen, nicht genügend berücksichtigt hat. Das werden wir bei den einzelnen Thesen noch näher zeigen. Das ist ja der alte Fehler, durch den unser höheres Unterrichtswesen schon so sehr gelitten hat, daß aus einseitigen Fachinteressen heraus die Fragen des Unterrichts beurteilt worden sind.

Nach dem jetzigen Stand der allgemeinen Auffassung des deutschen Unterrichts, seiner Zwecke und Ziele, würde ich es für einen wirklichen Rückschritt halten, wenn wir das ältere Gebiet unserer Litteratur im Unterricht wieder zu sehr betonen würden. Von vielen hervorragenden Männern, die für den Unterricht des Deutschen Tüchtiges geleistet haben, ist mit Nachdruck verlangt worden, daß wir auch in diesem Unterricht mehr der Gegenwart leben müssen als bisher. Münch fordert mit Recht, daß es dem deutschen Unterricht nicht übel anstehe, wenn man auf den obersten Stufen den Jüngling einen planmäßigen Blick in die Hauptgebiete des geistigen Interesses der Gegenwart thun lasse. Und der anderen berechtigten Forderungen für den deutschen Unterricht sind so viele, daß man wirklich nur mit der größten Vorsicht und mit Berücksichtigung des jetzt Bestehenden noch Neues hinzufügen darf.

Der ersten These Böttichers, wonach es auch nach den neuen Lehrplänen gestattet ist, den Schülern den Originaltext des Nibelungenliedes in die Hand zu geben, kann man ohne Frage zustimmen. Bötticher aber weist die andere Möglichkeit mit sehr scharfen Ausdrücken ab, daß der Lehrer nur Proben aus dem Urtext vorlese und die Schüler diesen Text nicht in den Händen haben: davon hätten die Schüler, selbst die begabtesten, absolut nichts. Ist das nicht übertrieben? Soll denn überhaupt in unserm deutschen Unterricht alles haften bleiben, alles im Gedächtnis eingeprägt werden? Wir halten das für, daß durch häufiges, langames und deutliches Vorlesen der betreffenden Stellen des Nibelungenliedes, welche die Schüler schon aus der Übersetzung kennen, durch Aufschreiben besonders geeigneter Verse es sich wohl möglich machen läßt, daß die Schüler einer Obersekunda „etwas davon haben“. Münch zeigt in seinem für jeden Lehrer des Deutschen hochwichtigen Aufsatz: „Ein Blick in das Leben der Muttersprache“ (s. diese Zeitschrift I, S. 412—440), wie man den Schülern, ohne daß sie den Urtext haben und ohne daß sie eigentlich Mittelhochdeutsch trieben, die ältere Dichtung vorführen kann. Münch wünscht, daß der Lehrer die betreffende Stelle mit aller der Korrektheit der Sprache vorlese, deren er nach dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis dieses Gebietes fähig sei; ein Vertwaschen mit der heutigen Aussprache oder Rhythmit sei dabei zu vermeiden. Die einzelnen Strophen an die Tafel zu schreiben, werde wünschenswert sein. Dann möge man den Sinn gemeinsam durch Kombinieren feststellen. Wo nötig, sei der Empfindungsgehalt der Dichtung in abweichendem Ausdruck wiederzugeben. Endlich werde das im Einzelnen Verständliche und Bekannte zuletzt wieder zusammenhängend vorgeführt, und es werde so ein Eindruck bleiben, der seinen bescheidenen Zweck sicherer erfülle, als das oberflächliche Durchjagen eines halben Epos. — Münch zeigt dieses im Einzelnen an dem Waltherschen Liede: „Ir sult sprechen willekomen.“ Er glaubt, daß ein Gefühl von der edlen Einfachheit und Unmittelbarkeit der älteren Sprache nicht ausbleiben werde. Ebenso ließe es sich zur Not jetzt noch in der Obersekunda bei dem Nibelungenliede machen, zumal wenn man nicht so wie Münch in seinem Aufsatz sprachliche Ziele im Auge hat.

Ein richtig vorbereitetes Vorlesen des Nibelungenliedes im Urtext kann, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, wohl tiefen Eindruck machen. Wir hatten einen Lehrer, der auf solche Weise verschiedene Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit vorlas. Gerade die tiefe Stille, welche dabei in der Klasse herrschte, zeigte die tiefe Einwirkung auf die „empfindlichen Herzen unserer Jugend,“ wie es in den Lehrplänen bei den methobischen Bemerkungen zum deutschen Unterricht heißt. Und was ebenda gefordert wird, daß die Jugend für „deutsche Sprache, deutsches Volkstum und

deutsche Geistesgröße“ erwärmt werde, das wurde wirklich erreicht. Solche Einwirkungen kann man zwar durch Prüfungen nicht kontrollieren, es ist das eine Art von Herzensandacht, deren Wirkung auf das Empfindungsleben, zu dessen Pflege gerade der deutsche Unterricht berufen sein sollte, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Leider aber wird die Pflege des Empfindungslebens, trotz der Bemühungen tüchtiger Männer der Erziehung, die auch in dieser Zeitschrift schon ihre Stimme erhoben haben, noch bei weitem nicht genügend gewürdigt.

Die zweite und dritte These werden sicherlich die Zustimmung der Fachgenossen finden. Allerdings ist es klar, daß es gegen den Inhalt der Lehrpläne ist, wenn die Schüler selbst lesen. Aber diese Freiheit muß wohl den Lehrern gestattet werden. Wenn in der dritten These hervorgehoben wird, daß die Leistung des Schülers hier nicht eine präparierte oder extemporierte Übersetzung, sondern ein verständnisvolles Vorlesen in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung sein soll, so ist damit das Richtige getroffen. Das war einer der größten Fehler, welcher bei der früheren Lehrweise des Mittelhochdeutschen in unseren höheren Schulen begangen wurde: durch das viele Übersetzen kam man, vielleicht ohne es zu wollen, auf die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts hinaus und näherte sich damit dem leidigen grammatischen Betrieb.

Aus gleichen Gründen müssen wir uns gegen die Form und den Sinn der vierten These erklären. Wenn gesagt wird: „Das Verfahren bei der Erklärung der grammatischen Formen ist durchaus induktiv“, so ist dem zuzustimmen. Aber statt zu sagen: „Eine systematische Behandlung über mittelhochdeutsche Grammatik ist der Lektüre nicht voranzuschicken“, würden wir vorschlagen: „Eine systematische Belehrung über mittelhochdeutsche Grammatik findet überhaupt nicht statt“. Denn nach dem Wortlaut der These darf man annehmen, daß nach der Lektüre, wenn genügende Anschauung des Mittelhochdeutschen stattgefunden hat, eine systematische Behandlung der Grammatik angebracht wäre, wenn dies auch sicherlich nicht in Böttichers noch in Pinzels Absicht liegt, der am Schluß des Artikels seine Ansichten über diesen Punkt mitteilt. Da aber schon in der dritten These gesagt wird, daß der Lehrer sprachliche Erklärungen bei der Lektüre zu geben habe, so könnte das wohl genügen und es bedürfte dann gar keiner weiteren These über die sprachliche Seite mehr. Ich halte es für sehr notwendig, gerade den nicht germanistischen Kreisen unseres Standes gegenüber, das Sprachliche in den Thesen möglichst zurückzudrängen. Durch Betonung dieser Seite können wir der Sache selber nur schaden. Wir wollen uns jetzt freuen über den fußbreit gewonnenen Gebietes, den man uns nunmehr abgetreten hat. Aber fühlen

wir uns da erst heimisch, dann können wir weiter gehen. Das indessen überlassen wir besser der Folgezeit.

So muß ich mich auch entschieden gegen die fünfte These erklären. Es geht jetzt wirklich nicht an, daß man neben dem Nibelungenlied noch als Vertreter der höfischen Dichtung Walthar in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt. Ganz abgesehen davon, daß man nicht neben dem Nibelungenlied, sondern nach dem Nibelungenlied Walthar in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen hätte, halte ich für durchaus nötig, daß während des mittelhochdeutschen Unterrichts das Nibelungenlied der Konzentrationspunkt bleibt, von dem aus man nach dem Lehrplan „Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagentreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik“ thun kann. Noch weniger gehört der Parzival, wie Wötticher auch verlangt, in den Unterricht unserer höheren Schulen, auch nicht nach Prima hinein; und vollends ist Professor Einzels Absicht, daß vor Walthar noch an einer kleinen Zahl vorwaltherscher Lieder die Entfaltung der deutschen Lyrik zu zeigen sei, abzuweisen. In diesen Forderungen zeigt sich mehr der eifrige Germanist, als der ruhige, abwägende Pädagoge. Wir müssen uns sicherlich bei dem „Ausblicken“ auf Wolfram, auf Walthar und andere mittelhochdeutsche Dichter begnügen; von einem Mittelpunkt des Mittelhochdeutschen, in welchem noch etwas anderes stünde, als das Nibelungenlied, kann keine Rede sein. Mag man doch strebsamen Schülern, die für die ältere deutsche Litteratur sich begeistern und das kann man leicht erreichen, Gelegenheit geben, Walthar und andere mittelhochdeutsche Dichter zu lesen; aber stelle man keine allgemeine Normen für den Unterricht auf. Besonders hüte sich jeder, aus der Begeisterung für sein eigenes Privatstudium solche Normen aufzustellen. Wenn man unsere pädagogische Litteratur daraufhin durchmusterte, würde man eine Unmenge von Vorschlägen finden können, die, thatsächlich ausgeführt, die Sache des Unterrichts durchaus nicht fördern würden. So wurde vor gar nicht langer Zeit von einem Germanisten die Forderung aufgestellt, daß sogar das Gotische in den oberen Klassen in den Mittelpunkt des deutschen Unterrichtes zu stellen sei.

Dankenswert muß man sicherlich für die Anregung sein, die hier von der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie ausgegangen ist. Man empfindet fast eine Art neidischen Gefühls, daß die Berliner Kollegen so glücklich sind, sich mit einer Anzahl engerer Fachgenossen zuzuthun und mit ihnen diese Fragen in ebler Geselligkeit verhandeln zu können. Auf solche Zusammenkünfte müssen wir Provinzler leider verzichten. Aber im engeren Gespräch mit einzelnen Fachgenossen, denen der deutsche Unterricht eine Herzenssache ist, habe ich erfahren, daß die Wötticherschen Vorschläge für jetzt noch zu weit gehen. Der Germanist



muß jetzt ebenso wie der klassische Philologe, der Mathematiker, der Neuphilologe hinter dem Pädagogen, der doch in jedem stehen soll, zurücktreten. Man braucht bei unserer Frage nur einen Blick auf die ganze Lehraufgabe der Obersekunda zu werfen, um einzusehen, daß kaum noch ein neuer Stoff ernstlich hinzugefügt werden darf. Wie wir schon erwähnt haben, empfiehlt es sich aus taktischen Gründen nicht, jetzt schon nach dem kleinen Zugeständnis, das uns zuteil geworden ist, gleich mehr zu verlangen.

Gewiß müssen wir anerkennen, daß es von großer erziehlischer Bedeutung ist, unsere Jugend mit den Schätzen der mittelhochdeutschen Dichtung bekannt zu machen. Der ethische wie der ästhetische Wert dieser Schöpfungen ist für uns Deutsche ein ganz hervorragender, der auch in seinen Wirkungen auf unser deutsches Gemüts- und Kunstleben noch bei weitem nicht erschöpft ist. Das wird mit der Zeit immer mehr eingesehen werden und danach werden sich die Lehrpläne allmählich ändern. Den großen Dichtern der neueren Zeit, welche in der Schule gelesen werden, steht jetzt eine große Zahl unserer engsten Volksgenossen innerlich fast fremd gegenüber; denn den Idealen, die zu Schillers und Goethes Zeiten den Stolz der Nation ausmachten, entwachsen wir leider immer mehr. Bei den Schöpfungen der älteren Zeit ist das anders. Durch liebevolles Versenken in diese kann eine Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens angebahnt werden, die wir in unserem deutschen Volksleben jetzt so schmerzlich vermissen. Hier können wir wirklich, wie es die Lehrpläne verlangen, die Pflege des vaterländischen Sinnes und des nationalen Gedankens im Ernst und in der Wahrheit übernehmen und ausüben. Ästhetisch betrachtet, sind diese mittelhochdeutschen Gedichte, um Bachmanns Worte, die er auf Wolfram anwendet, zu gebrauchen, nicht etwa verzeihliche, wohlgemeinte Versuche eines unschuldigen kunstlosen Dranges, sondern die edelste, reichste Blüte einer bewußten und zum klassischen ausgebildeten Poesie. Und vom erziehlichen Standpunkte aus finden wir da in der That das Ideal der wahren deutschen Treue, die Münch so schön erklärt als die germanische Erscheinung eines freiwilligen Sichbindens an eine gebietende oder befreundete Person für Leben und Tod, als eine Hingabe für Leben und Tod an den voll und innerlich übernommenen Dienst, des obersten Herrn zumal und des Vaterlandes. Da können wir die Jugend erziehen, um mit Wolfram von Eschenbachs Worten zu schließen:

zer manheit und zer triuwe,  
und zer milte an riuwe,  
und zer stæte diu niht wenken kan.<sup>1)</sup>

1) Obwohl wir auf dem Standpunkte Böttichers und Kinzels stehen, haben wir doch gern auch einer andern Auffassung Aufnahme gewährt. D. A. d. Wl.

## Der deutsche Lesestoff, vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen.

Von M. Ebers in Barmen.

Vorbemerkung. Ursache und Anlaß, die nachfolgenden Gedanken nicht etwa bloß in Form amtlicher Vorschläge für den deutschen Lehrplan den Behörden zu unterbreiten, sondern auch zu freiem Gedankenaustausch öffentlich auszusprechen, sind diese gewesen.

Zunächst liebenswürdige persönliche Anregungen und Aufforderungen, dieses Thema einmal der rheinischen Osterdienstags-Versammlung vorzulegen, und — sobald der Vortrag gehalten war — der gleiche vielerseits geäußerte Wunsch, denselben auch durch den Druck zugänglich gemacht zu sehen.

Sodann — als sachlicher Grund — vor allem der neue preussische Lehrplan fürs Deutsche von 1892, und zwar in Vergleichung einerseits mit den Auffassungen der 4. rheinischen Direktoren-Konferenz von 1890, die zwar hauptsächlich nur den Lesestoff für Unter- und Mittelklassen behandelt, dabei aber doch auch die Aufgabe für die Oberklassen gestreift und wichtige Folgerungen dafür nahe gelegt hatte; andererseits mit den Ergebnissen eigener langjähriger Lehrererfahrung auf diesem Gebiete, insbesondere auch bei Behandlung der kulturellen und ästhetisch-moralischen Abhandlungen Schillers in der Prima-Lektüre.

Leider hat mir nun allerdings die sonstige drängende Arbeit, zumal die diesjährige ungewohnte Einarbeitung in mein direktoriales „Probejahr“, es nur verstatet, einige wenige Hauptgesichtspunkte und auch die nur skizzenhaft herauszuheben — wofür ich geeignete Nachsicht erbitte. Dabei habe ich aber, trotz der Beschränkung des eigentlichen Themas auf den Lesestoff der Oberklassen, doch nicht umhin gekonnt, wenigstens einleitungsweise etwas darüber hinauszugehen und für diese Lehrstufe, die gleichsam den Oberbau unseres gesamten deutschen Unterrichts darstellt, zur Grundlegung auch den Mittel- und Unterbau des vorausgehenden Lesestoffes mit heranzuziehen.

In Betracht kommen für meinen besonderen Zweck nur:

- A. die Auswahl des Lesestoffes — nach deren Erörterung ich
- B. die, im übrigen ja ebenso wichtige Frage seiner Behandlung im Unterricht nur kurz, nur so weit zu berühren gedenke, wie es zum Verständnis meiner Vorschläge nötig ist, oder wie es zur Vorbeugung gegen Mißverständnisse und zur gelegentlichen Auseinandersetzung mit abweichenden Ansichten wünschenswert erscheint. Endlich

C. die ganz besondere Bedeutung gerade der Schillerschen Abhandlungen für die Aufgabe in Unter- und Ober-Prima, wobei ich natürlich wiederum sowohl die daraus zu treffende Auswahl, als auch die mir vorsehende Art der Behandlung werde zu besprechen haben.

### A. Die Auswahl.

I. Bekanntlich skizziert der neue preussische Lehrplan dieselbe im ganzen, ohne Unterschied zwischen Gymnasial- und Realschulen zu machen, folgendermaßen, wobei ich, wie gesagt, naturnotwendig von den Unter- und Mittelklassen ausgehen muß.

Für 6. Lesen von Gedichten und Prosastrücken: Fabel, Märchen, Erzählungen aus der vaterländischen<sup>a)</sup> Sage und Geschichte.

Für 5. Erzählungen<sup>b)</sup> aus der alten Sage und Geschichte, sonst wie 6.

Für 4. Lesen von Gedichten und Prosastrücken (ohne weitere Bestimmung).

Für U3. Behandlung prosaischer und poetischer Lesestücke<sup>b)</sup> (nordische, germanische Sagen, allgemein Geschichtliches, Kulturgeschichtliches, Geographisches, Naturgeschichtliches; Episches, insbesondere Balladen). Belehrungen über die poetischen Formen, soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich.

Für O3. Im allgemeinen wie U3 unter allmählichem Hervortreten der poetischen Diktur<sup>b)</sup> vor der prosaischen. Lyrisches und Dramatisches (insbesondere Schillers Glocke<sup>a)</sup> und Wilhelm Tell<sup>a)</sup> mit Anknüpfung weiterer induktiv zu behandelnder Belehrungen aus der Poetik und Rhetorik. (In Realanstalten<sup>a)</sup>, statt des Dramas, Homer<sup>a)</sup> in der Übersetzung von Voß.)

Für U2. Schillers Jungfrau von Orleans<sup>a)</sup> (in Realanstalten Wilhelm Tell<sup>a)</sup>), Lessings Minna von Barnhelm<sup>a)</sup>, Goethes Hermann und Dorothea<sup>a)</sup>. Die Erklärung ist in möglichst einfacher Weise darauf zu richten, daß das Ganze<sup>a)</sup> vom Schüler als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk<sup>a)</sup> aufgefaßt werde.

Für O2. 1. Einführung in das Nibelungenlied<sup>b)</sup> unter Veranschaulichung durch Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind. Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise<sup>a)</sup>, auf die höfische Epik<sup>a)</sup> und die höfische Lyrik<sup>a)</sup>. — Einzelne sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele.

a) Alles im folgenden mit a Bezeichnete ist von mir hervorgehoben, teils um den Unterschied von anderen Stufen zu markieren, teils um auf meine späteren Abweichungen vorzubereiten.

b) Alles mit b Bezeichnete ist im Lehrplan selber schon hervorgehoben.

2. Zusammenfassender Rückblick auf die Arten der Dichtung<sup>b</sup>.

3. Lesen von Dramen („z. B. Wallenstein, Egmont, Götz“<sup>a</sup>).

Für U1. Lektüre<sup>b</sup>. Lessingsche<sup>a</sup> Abhandlungen (Laotoon<sup>a</sup>). Einige Oden Klopstocks<sup>a</sup>; Schillers und Goethes<sup>a</sup> Gedankenlyrik; ferner Dramen, „namentlich“ Iphigenie<sup>a</sup>, Braut von Messina<sup>a</sup> (auf Realanstalten „auch“ Sophokleische Dramen in der Übersetzung). Proben von neueren Dichtern.

Für O1. Lektüre<sup>b</sup> aus der Hamburgischen Dramaturgie<sup>a</sup>, ferner Lesen von Dramen, „insbesondere auch“ Shakespeares<sup>a</sup> in der Übersetzung (am Gymnasium).

II. Überblicken wir nun diesen Gesamtplan, so dürfte sofort Folgendes auffallen.

1. Gewährt ist ein erfreulicher Spielraum der Freiheit, die jeden Lehrer des Deutschen zu aufrichtigem Danke verpflichten muß — eine Freiheit, die ja einerseits im Plane selbst wiederholt durch allerlei Wendungen, wie „insbesondere, insbesondere auch, namentlich, z. B.“, sowie durch die Klammern verdeutlicht wird; und die andererseits auch in den „Methobischen Bemerkungen“, später in den „Erläuterungen“, sowie in wiederholten Erklärungen und Verfügungen der Behörden durch den mehrfachen Hinweis darauf verbürgt erscheint, daß sich's hier zwar um ein allgemeines und einheitliches, durchaus überall zu erstrebendes und zu erreichendes Lehrziel und um Fingerzeige handele, welche den Wegen dazu bestimmte Richtungen und den Verfahrensweisen bestimmte Grenzen nach oben wie nach unten, für gewisse Maxima wie für die Minima, setzen sollen; daß nun aber innerhalb dieser allgemeinen Richtungen und Grenzen im einzelnen doch wieder ein freierer Spielraum zu Abweichungen, Verschiebungen und maßvollen Erweiterungen oder auch Verengerungen gestattet sein werde. — Allein nun erhebt sich eben

2. die Frage: wie weit geht die Grenze dieser Freiheit? Wo hört das Sonderrecht der einzelnen Schulen, Klassenstufen oder Lehrer auf? In dieser Hinsicht scheint z. B. der Lehrplan für 4 durch die Abwesenheit jeder näheren Bestimmung einen fast unumschränkten Spielraum zu gewähren, dagegen bei den Klassen U2 bis O1 umgekehrt eine Freiheit mehr oder weniger auszuschließen. So fehlt gerade bei der U2 jede der sonstigen Spielraum gestattenden Wendungen; die genannten Stücke des Lesestoffes sind einfach hingestellt und anscheinend wird ihre Lesung und Behandlung unbedingt vorgeschrieben. Ähnlich tritt in O2 das Nibelungenlied auf, während bei den Dramen Freiheit gestattet scheint. Letzteres auch in U1 bei den „Lessingschen Abhandlungen“, wo die Hinzufügung des „Laotoon“ in Klammer wenigstens die Lesung auch

anderer Abhandlungen (z. B. über Fabel, Epigramm u. a.) erlauben dürfte; ebenso bei den Dramen, wo allerdings das „namentlich“ einerseits zwar auch andere Dramen gestattet, andererseits aber doch gerade Iphigenie und Braut von Messina obligatorisch zu machen scheint. In O1 endlich scheint Lessings Dramaturgie als obligatorisch, bei den Dramen dagegen wieder volle Freiheit gelten zu sollen.

Kurz, es ist mindestens diese Frage der Freiheitsgrenze einmal aufzustellen. Und das umsomehr, als nun in der That auch die neuesten Schulprogramme fast durchweg allerlei Abweichungen aufweisen, die also eine gütige Bewilligung der betreffenden Behörden voraussetzen. Auch mir selber ist wiederholt und noch neuerdings ein vielfach eigene Wege wandelnder und vom allgemeinen Lehrplan hier und da bedeutend abweichender Lesekanon genehmigt worden — ein Entgegenkommen, welches gewiß ebenso zu Dank verpflichtet, wie es den Wunsch erregt, in gleich weitherziger Weise den Lehrplan überhaupt auffassen und jenem freien offenen Meinungsaustrausch unterziehen zu dürfen, welcher eine Grundlage alles lebendigen Wirkens und Fortschreitens gerade auch in unserem Verufe bildet, und welcher von jeher unseren rheinischen Versammlungen ihren besonderen Reiz verliehen hat.

Eine solche Aussprache ist auch deshalb schon nötig, weil

3. bei einer ganz buchstäblichen Durchführung der amtliche Lehrplan einige Lücken oder gleichsam Leeräume offen lassen würde, über deren Ausfüllung er selber nichts besagt. So ist die bei 4 gelassene volle Freiheit schon erwähnt. Auch bei O3 ist ja der Zell nur für Gymnasien vorgeschrieben, soll aber auf Realschulen durch einen deutschen Homer ersetzt und der U2 vorbehalten werden, für welche dann die Jungfrau von Orleans ganz ausfiel. Weshalb aber diese ganze Verschiebung — bleibt unaufgeklärt. In O1 soll die Shakespearelektüre an Realschulen doch wohl im Urtext erfolgen, also in den englischen Unterricht fallen. Dann bleibt abermals die Frage offen, welchen Ersatz dafür das Deutsche erhalten soll.

Außer solchen Lücken würde auch, bei so buchstäblicher Auffassung, noch die Reihenfolge der Stoffe zu manchen Fragen Anlaß geben. So z. B. bei U2 die Stellung des Epos Hermann und Dorothea hinter den Dramen; bei O2 die Reihenfolge: Wallenstein, Egmont, Götz, die ich wenigstens im Unterricht selbst lieber umgekehrt behandelt sähe: Götz, Egmont, Wallenstein; bei U1 die Folge: Iphigenie, Braut von Messina; und endlich überhaupt: diese Dramen und die Gedankenlyrik in U1 vor der Lektüre Shakespeares in O1 — während ich beidemal auch hier das Umgekehrte vertreten würde.

Doch alles dies sind ja Nebensachen, wenn eben eine freiere Auffassung auch hier von oben herab gemeint ist und deren Zulässigkeit

verbürgt bleibt. Denn dann wird jeder vernünftige sachkundige Lehrer oder Direktor ganz von selber die scheinbaren Lücken passend ausfüllen und die Reihenfolge nach seinen besonderen didaktischen oder pädagogischen Rücksichten und Bedürfnissen bald so, bald so gestalten können.

Dagegen ist nun — und das bildet für mich die Hauptsache dieser ganzen Erörterung —

4. geradezu über die Gesamt-Auswahl und Stufenfolge des Lesestoffes im neuen Lehrplan, also über dessen Grundzüge und Leitgedanken eine offene Aussprache um so dringender erwünscht, als selbst hierüber noch keineswegs alle Meinungen übereinstimmen, vielmehr gewichtige Urteile anerkannter Schulmänner dem vorgeschriebenen Plane gegenüberstehen.

In dieser Beziehung sei zunächst nur an zwei Gutachten gerade rheinischer Fachleute erinnert.

Die schon genannte Direktoren-Versammlung von 1890 hat als 21. Satz geradezu das Urteil ausgesprochen:

Dramen sind frühestens in 2 zu lesen — also ein gerader Gegensatz zu der Lehrplanmäßigen Ansetzung des Tell schon in O3!

Sodann waren bei unserer Osterdienstags-Versammlung vor zwei Jahren (1892), gerade schon mit Bezug auf den neuen Lehrplan, auf der Tagesordnung folgende — damals leider nicht mehr zur Verhandlung gelangte — Thesen zu lesen.

Satz 5: Schillers Glocke und Tell erscheinen ungeeignet für O3.

Satz 7: Eignet sich Goethes Götz überhaupt für die Schullektüre, und nicht besser für die Privatlektüre? Eignet sich Schillers Wallenstein nicht besser für die Prima?

Den Verfasser dieser Thesen weiß ich nicht, kann ihn höchstens in unserem Altmeister Jäger selbst vermuten. Jedenfalls aber teile ich seine Bedenken durchaus und erlaube mir dies kurz zu begründen.

III. Für O3 zunächst halte auch ich den Tell in der Regel für verfrüht. Auf der Direktoren-Konferenz hat das besonders der Korreferent, Direktor Eberhard-Sigmaringen, eingehender zu seiner These 16 begründet, welche dann vom Plenum in dem eben zitierten 21. Satz angenommen wurde. Allerdings hatte sich damals — wie auf S. 96 fig. der Verhandlungen zu lesen — der Referent des Elberfelder Gymnasiums dafür erklärt und betont: gerade der Tell sei so recht für O3 geeignet, hatte jedoch hinzugefügt: „natürlich“ müsse eine umfassende Würdigung erst in U2 darauf folgen. Darin liegt aber schon das Eingeständnis: daß der Durchschnitts-Tertianer für solche höchste Kunstgattung eines Schillerschen Dramas noch nicht reif, daß er — wie der

Korreferent ausführte: noch zu sehr Knabe, nur voll Interesse für das Sachliche, noch ohne richtiges Gefühl und Verständnis für die Form ist. Und ich füge hinzu: dies soll der Tertianer womöglich auch in Zukunft bleiben, und demgemäß biete man ihm leichtere Kost. Andererseits würde die von Elberfeld geforderte sofortige Wiederholung in U2 gerade für diese Stufe allzu leicht reizlos und langweilig werden und den frischen Jungen das herrliche Stück geradezu verleiden können. — Diesen Erwägungen, mit denen viele andere Referate übereinstimmten, hat sich damals, wie gesagt, auch die Versammlung angeschlossen, und zwar so enge, daß selbst ein Vermittlungsantrag meines Vorgängers Henke auf „ausnahmsweise Zulassung des Tell in einer besonders fähigen O3“ (S. 367 fig. der Verhandlungen) abgelehnt worden ist. — Sofern endlich — wie wir sahen — auch der neue Lehrplan selber für Realanstalten den Tell nach U2 verlegt und im übrigen doch den Gesamtplan für alle höheren Schulen fast ganz einheitlich bestimmt: so fragt sich's eben: warum hier dieser Unterschied? Warum nicht auch für Gymnasien der Tell erst auf der höheren Stufe? —

Andererseits möchte ich nun aber doch nicht der These 21 der Direktoren-Konferenz in dem weiten Umfange zustimmen: als solle nun Dramatisches überhaupt nicht in O3, sondern erst in U2 gelesen werden. Das hieße mir das Kind mit dem Bade ausschütten. Vielmehr halte ich eine Vermittelung mit dem Gedanken des neuen Lehrplans für möglich und erwünscht, indem auch schon nach O3 solches Dramatische paßt, was nach Stoff, Handlung, Idengehalt auch den Knaben schon verständlich, interessant, ja hinreißend und begeisternd erscheinen kann, dagegen in der Form so schlicht bleibt, daß diese vor dem Inhalt fast ganz zurücktritt.

Und diese Bedingungen scheinen mir vor allem zu erfüllen:

Uhlands Herzog Ernst und Körners Briny,

die ich aus langjähriger Erfahrung so recht als die Tertianer-Dramen κατ' ἐξοχήν empfehlen möchte.

Die Bedenken, die man dagegen aus „künstlerischen Rücksichten“ erhoben hat, nämlich wegen der verhältnismäßigen Minderwertigkeit beider Stücke in dramatisch-technischer oder allgemein-ästhetischer Hinsicht an sich — so abermals der Elberfelder Referent —, die scheinen mir gerade für die Tertia-Stufe wenig stichhaltig. Daß wir Erwachsenen, vollends wir „hochgebildeten“ Fachleute diesen Dramen in der That vielfach kühler, kritischer, absprechender gegenüberstehen, eben wegen der weniger strengen Kunstform, das ist kaum ein Gegengrund. Das träfe auch auf manches andere zu, was wir trotzdem entweder in der Schule selbst behandeln,

oder doch unseren Schülern zur Privatlektüre empfehlen. So auf manche Zeile des Nibelungenliedes, auf manche Oden Klopstocks, auf einzelne Jugendwerke selbst Goethes und Schillers, wo wir gewisse kleine Schwächen und Unvollkommenheiten wenigstens den reiferen Schülern nicht nur nicht vorenthalten, sondern umgekehrt zur Läuterung ihres Geschmacks, zur vollen Würdigung der Werke selbst und in Übereinstimmung mit der strengen Selbstkritik ihrer Verfasser ruhig bezeichnen dürfen, ohne daß ihnen darum irgendwie die Freude des Gesamteindrucks vergällt zu werden brauchte. Andererseits sind aber gerade jene beiden Dramen — wie ich in langjähriger Erfahrung immer neu gefunden habe — so recht für die Jugend auf dieser Mittelstufe geeignet. Sie sprechen so unmittelbar und dabei in so charakteristisch verschiedener Weise zum Knaben- und auch noch zum Jünglingsherzen: Uhland mit seiner schlichten Treuherzigkeit und Einfachheit, Körner mit seinem glühenden Schwunge; und sie wecken solche Begeisterung für Treue, Vaterlandsgefühl und alle sittlichen und religiösen Tugenden: daß wir Alten gerade umgekehrt lernen sollten, sie, kraft eigener Erinnerung, wieder mehr mit den Augen der Jugend anzusehen, ja auch nur mit den Augen unserer Väter und Großväter! Oder haben diese Stücke nicht notorisch einst, in schweren und trüben Zeiten, unsere besten Volkskreise entzückt und entflammt? Und jetzt sollten sie ganz zum alten Eisen geworfen werden? — Zu meiner Freude habe ich sie noch in vielen Programmen, z. B. auch in dem höchst lehrreichen Unterrichtsplan des Kasseler Gymnasiums von 1887, vorgefunden, wie denn auch Jäger in seinem „Testament“ (1. Aufl. 1883, S. 79 flg.) speziell für „Herzog Ernst“ mit Wärme eintritt.

Nehme ich nun zu diesen beiden Stücken — die man der Jugend geradezu als Hohelieder der Treue und der Vaterlandsliebe vorführen darf — als drittes, allerdings episches und darum im Unterricht jenen vielleicht voranzustellendes Kunstwerk gleich hier noch Herders Eid hinzu, abermals gleichsam als ein Hohelied der Ehre — natürlich nur in einer Auswahl der besten Gesänge —: so würde gerade für die stufenweise folgenden höheren und schwereren Kunstwerke eines Lessing, Schiller und Goethe diese leichtere Trias die geeignete Vorbereitung bilden, auf die man noch in den späteren Klassen bei den literaturgeschichtlichen Bildern erinnernd zurückgreifen könnte. Ja sie würden auch eine anregende und fruchtbare Parallele darstellen: Herder und Uhland ganz direkt zu der Geschichte des Mittelalters in O3, und Körners Briny indirekt als Seiten- und Gegenstück zum Eid in dem großartigen Kulturaufkampf zwischen Christentum und Islam!

Neben diesen drei Stücken denke ich mir dann für O3 noch eine lyrisch-epische Hauptgruppe derjenigen Balladen und Romanzen,



die gleichfalls einen höheren sittlichen IDeengehalt deutlich ausprägen und doch in der Form noch einfach und schlicht gehalten sind. Also besonders von Uhland und anderen schwäbischen Dichtern, von Chamisso, Rückert, Platen. Dagegen noch nicht oder doch nur teilweise die von Schiller, die mir eben der Mehrzahl nach hier noch zu hoch und schwer erscheinen. Zulässig wären höchstens: Gang nach dem Eisenhammer, Ritter Loggenburg, Unüberwindliche Flotte, Handschuh, Raboweffiers Totenlied — während die übrigen, selbst die beiden verhältnismäßig leichteren: Alpenjäger und Ring des Polykrates, besser der nächsten Stufe vorbehalten blieben. —

Eingefügt sei dann gleich hier als Zwischenbemerkung, daß ich mir als Hauptstoffe der Vorstufen hierfür, in 4 wie U3, einerseits die rein geschichtlichen Romanzen Uhlands u. a., andererseits die patriotische Lyrik der Freiheitskriege (hierbei auch das Beste von 1870/71) denken und so die Leerräume des amtlichen Planes nach festen Gesichtspunkten stufenmäßig ausgefüllt wünschen würde.

Schon hieraus erhellt, daß ich auch die Glocke noch nicht hier, sondern erst in U2 behandelt sehen möchte. Allerdings wäre das Gedicht selbst ja auch in O3 schon leicht auswendig zu lernen und nach seiner äußeren Organisation wenigstens so weit zu erklären, wie dieselbe sich unmittelbar anschaulich an den Glockenguß anknüpft. Aber die sonstige Organisation der wundervollen Kunstform, die Sprachschönheit, die Parallelismen und Antithesen, und vollends der tiefere IDeengehalt in seiner weltumfassenden Bedeutung, alles das ist doch für den Tertianer völlig „Kaviar“! Ja, die innere Organisation ist — um das gleich hier zu sagen — auch in U2 noch nicht ausreichend zu Verständnis und Würdigung zu bringen! Das kann meines Erachtens erst bei einer vertiefenden Wiederauffrischung in 1 im Zusammenhang mit Schillers sonstiger Gedanktenlyrik geschehen. Allerdings kommt da eben alles auf die Art der Behandlung an, die man überhaupt dem sogenannten „IDeengehalt“ der Dichtungen angedeihen lassen will — worüber hernach ein kurzes Wort. —

Also für O3 ergäbe sich hiernach als dichterischer Lesestoff:

Gib — Herzog Ernst — Briny — ethische Balladen und Romanzen leichterer Art — ein Stoff, der bei richtiger Verteilung und Wechselwirkung von Klassen- und Haus-Lektüre nach meiner Erfahrung kein Zwiel darstellen würde. Demnach müßten nunmehr

IV. der U2 folgende Stoffe zufallen.

1. Die ethischen Romanzen und Balladen schwererer und höherer Art, vor allem die von Schiller, und zwar — wenn die vorhin genannten schon der O3 zugewiesen werden — besonders: 1. Ring des

Polkrates, 2. Alpenjäger, 3. Taucher, 4. Bürgerschaft, 5. Kampf mit dem Drachen, 6. Graf von Habsburg und 7. Kraniche des Ibykus. Von diesen wären — um gleich hier auch über den Lernstoff ein „kräftig Wortlein“ einzuflechten — meines Erachtens Nr. 1, 4, 6 und 7 und wohl auch 2 ganz, von 3 und 5 wenigstens einige Hauptstrophen auswendig zu lernen. Denn überhaupt ist es doch wohl eine der allerwichtigsten Aufgaben der Schule, nach Kräften dafür zu sorgen, daß die Schüler einen Schatz von Gedichten wirklich fest im Gedächtnis eingeprägt fürs Leben mitbekommen! Gewisse auf der Unter- und Mittelstufe gelernte Gedichte von Uhland, den Freiheitskämpfern, Chamisso und ähnlichen, und vollends Schillers Romaneen, sowie die gleich zu erwähnenden kleinen Balladen Goethes aus dessen erster Periode, habe ich — samt der „Glocke“ — auch auf der Prima, selbst bis ins letzte Tertial der O1, unbedenklich wiederholen und im Notfall neu lernen lassen. Sie bilden dann zu den überhaupt erst auf dieser obersten Stufe zu behandelnden und gleichfalls zum Teil zu lernenden Stücken der erhabenen Gedankenlyrik (z. B. von Goethe: Zueignung, Mahomets Gesang, Das Göttliche; von Schiller: Die Ideale, Ideal und Leben, Macht des Gesanges, Sprüche des Confucius u. a.) den interessantesten Gegensatz und gleichsam — als bloße Auffrischung früherer Erinnerungen — eine wohlthuende erleichternde Abwechslung. Allerdings pflegen sich die Herren Primaner, wenn man ihnen zum ersten Male mit derartigen Zumutungen kommt, anfangs gegen diesen vermeintlichen „Gedächtniskram“ zu sträuben, ja auch wohl sich „überbürdet“ zu glauben. Allein schließlich gelingt's doch, ihnen ein Verständnis und Gefühl dafür beizubringen, daß es eine Ehre, ein Gewinn, ja eine wachsende Lust ist, einen derartigen Geisteschatz zu gewinnen und dauernd zu bewahren. Und geht man — was ich allerdings für die erste und unumgängliche Pflicht jedes Lehrers halte — ihnen selber mit gutem Lernbeispiel voran und zeigt, ohne je nach dem Buche greifen zu müssen, die eigene Beherrschung der Stoffe bis aufs Wort; ja, spornt der Lehrer geradezu den Wettstreit der Jünglinge mit ihm selber noch dadurch an, daß er jeden schlagfertig-tertficheren Nachweis ihrerseits über ein etwaiges Irren und Vergessen seinerseits freundlich gestattet und geradezu belobt: so hat man, nach meinen Erfahrungen, den Sieg wenigstens im ganzen errungen und sich eine lernfrohe, mit jedem neuen und höheren Zwecke an Übung, Kraft und Begeisterung wachsende Gefolgschar gewonnen. Natürlich muß man diese eigentliche Lernarbeit nicht jede Stunde, ja nicht mal jede Woche verlangen, sondern nur in Zwischenräumen, etwa monatlich zwei- bis dreimal zu Stunden und Tagen, die eventuell die Schüler selbst sich je nach ihrer sonstigen Arbeitsbelastung wählen dürfen. Und man muß sie

überhaupt auf allen Klassen und immer neu anleiten, nur ja nicht so mechanisch und eintönig bloß mit dem Gedächtnis, sondern von vornherein auch logisch, mnemotechnisch und — ästhetisch, also mit Verstand, Gefühl und Ausdruck zu lernen. Auch spornst man sie an, die ganze Arbeit nicht auf gewisse Extra-Lernstunden zu beschränken und dadurch zu häufen, sondern umgekehrt auf alle möglichen kleineren tagtäglichen Abschnitte, z. B. auf die An- und Ausziehfstunden morgens und abends, auf Spaziergänge oder Schulwege, auf geselliges Zusammensein mit Freunden und dergleichen zu verteilen, und allemal nicht eher zu ruhen, als bis sie der jedesmaligen Aufgabe wirklich Herr sind. Endlich übe man nur niemals Pedanterie und Schulfuchserie dabei, geschweige denn, daß man anders drohte oder gar strafte, als wo man auf tatsächliche Widerspenstigkeit oder Dickfelligkeit stieße.<sup>1)</sup> Die Grundzüge auch dieser ganzen Didaxis müssen sein und bleiben: Gemeinsamkeit von Lehrer und Schülern, Freiwilligkeit, Ehrgefühl, Interesse für die Meisterwerke selbst und Freude an ihrer Herrlichkeit! Dann bleibt von vornherein auch jede wirkliche oder angebliche „Überbürdung“ ausgeschlossen.

Nach dieser Einflechtung lehre ich zum Lesestoff der U2 zurück. Als Seiten- und zugleich Gegenstücke zu Schillers Romanzen kann man gleich hier auch die — schon kurz berührten — Balladen Goethes, zumal die schönsten aus dessen erster Balladenperiode, heranziehen, von denen „Erlkönig, Fischer, Sängler, Mignon“ wohl zweifellos auch zu lernen sein werden. Gerade am Gegensatz dieser echt balladenartigen, liedmäßig sangbaren, einfach volkstümlichen und doch so wundervollen „Epik der ahnungsvoll-mystischen Naturgefühle“ wird dem Schüler dann auch auf dieser Stufe schon ein erstes Verständnis der so verschiedenen Art Schiller'scher Romanzen aufdämmern: ihre erhabene schwungvolle Sprache, die Pracht ihrer Schilderung, die Kunst ihres Aufbaus, die strenge Durchführung ihrer künstlerischen Einheit, die Tiefe und Macht ihres sittlichen Ideengehaltes. Und gerade auch letztere beiden Seiten halte ich für diese, den Mittelbau der höheren Schulen abschließende

1) In dieser Beziehung darf ich vielleicht ein heiteres Erfahrungsbeispiel mitteilen. Einem Abiturienten, der beim Wiederholen beziehungsweise Lernen der „Glocke“ ewig als Marodeur hinter der übrigen Klasse herhinkte, drohte ich allerdings, halb ernst- halb scherzhaft: ich würde ihm das Reifezeugnis noch vorenthalten müssen, bis er mir das Gedicht fehlerlos aufsagen könne. Schließlich geriet er doch selbst so in Angst und zugleich so in Zug und Eifer, daß er — wie ich später hörte — am Morgen des gesetzten Tages — als die Kameraden ihn fragend umringten — ihnen stolz erwiderte: „Wohl, nun kann der Guß beginnen!“ und wirklich die Forderung lückenlos erfüllte. Nach der Entlassung hat er mir dann geradezu gebannt, daß ich ihn so ins Lernen und in den Besitz der herrlichen Dichtung hineingezwungen habe.

Klasse für ganz besonders wichtig. Allerdings betrifft dies schon unmittelbar auch die Art der Behandlung des Lesestoffes, insbesondere der Dichtwerke. Doch darüber, wie gesagt, erst später eine kurze Erörterung! Hier fahre ich zunächst mit der Auswahl fort.

2. Als zweiter Hauptgegenstand würde dann hier Schillers „Glocke“ zu behandeln sein, und zwar — wie ich meine — im Zusammenhange mit den leichteren anderen kulturgeschichtlichen Gedichten: dem Eleusischen Fest, dem Siegesfest, Pompeji und Herculaneum, welche in die antike Welt führen; Teilung der Erde, Pegasus im Foché, Mädchen aus der Fremde, Nacht des Gesanges und ähnliche, welche allgemeiner die Bedeutung der Dichtkunst für das Kulturleben behandeln. — Dann folgte

3. als dritter Hauptstoff nunmehr hier der Tell und eventuell noch

4. als vierter Goethes Hermann und Dorothea. Allerdings hätte dieses Epos — wie 1890 auch der Korreferent ausführte — seine geeignetste Stelle, um mit vollem Verständnis und Genuß gelesen zu werden, erst in der Prima. Doch ist auch dem Untersekundaner — der ja gleichzeitig schon Homer und Vergil liest — zumal beim Abschlußcharakter der Klasse diese „Krone Goethescher und überhaupt moderner Epik“ wohl zu gönnen. Sie kann ihm auch bei ihrer verhältnismäßig schlichten Handlung und Darstellung wenigstens soweit aufgehen und ans Herz treten, daß er wirklich einen Hauch des darin waltenden Geistes verspürt und auch später im Leben noch von neuem dazu greift, um sie immer tiefer würdigen zu lernen. Bleibt er vollends auf der Schule, nun so muß der Primaunterricht ihn noch einmal darauf zurückführen. Wie etwa? davon später.

Dagegen möchte ich mich nun gegen die im Lehrplan schon für U2 vorgesehene Behandlung der Jungfrau von Orleans und zumal der Minna von Barnhelm erklären.

Beide erscheinen mir für diese Stufe zu hoch!

Die Jungfrau wegen ihrer eigenartigen Romantik und Mythik, wegen der immerhin nicht leichten und nicht überall durchsichtigen psychologischen Zeichnung; ferner weil gerade eine Heldin, ein Frauencharakter den Mittelpunkt bildet, wofür und für den der halbwichsige Untersekundaner kaum schon Verständnis mitbringt. Endlich wegen der unleugbaren Schwierigkeit der Tragik darin, über deren richtige Auffassung bekanntlich noch heute der Streit der Erklärer keineswegs geschlichtet ist.<sup>1)</sup> Kurz es

1) Inwiefern ich bei dieser Frage von allen mir bisher bekannt gewordenen Erklärungen — wie man sie trefflich vorgeführt und teilweise widerlegt u. a. bei Beller mann findet — aber auch von des letzteren eigener Erklärung, sowie von

sind Probleme da, für die man wohl einen reiferen Obersekundaner, auch den erst in der 2. Jahreshälfte, aber noch nicht den Durchschnitts-Unterssekundaner wird interessieren können. Schon jetzt zeigt ja auch die Erfahrung vielfach — z. B. bei den Aufsätzen der Abschlußprüfungen, wenn Thematata aus diesem Stück gegeben werden — wie sich da eine künstliche Altklugheit, ein Firniß von Frühreise zeigt, die den 15—16 jährigen Jungen komisch genug zu Gesicht steht.

derjenigen meines Freundes und Mitarbeiters Knenen (in der von uns gemeinsam herausgegebenen Kommentarsammlung zu den deutschen Klassikern) in dem eigentlich springenden Punkte abweiche, hoffe ich seinerzeit in einem besonderen Aufsatze darüber ausführen zu können. Nahe an meine Auffassung streifen Laas' Bemerkungen (D. A. S. 682 ff.). Dagegen kann ich die, erst bei Niederschrift dieses Vortrags mir zu Gesicht gekommene Deutung Goldscheiders (Erklärung deutscher Schriftwerke S. 47) mir nicht aneignen. Andeuten will ich nur, daß ich in der Dionesscene nicht die eigentliche Schuld der Jungfrau, sondern schon die Remesis für eine vorhergegangene Schuld der Hybris, für die Selbstüberhebung, die eigenmächtige Überspannung und Übertreibung ihrer ursprünglichen Aufgabe erblicke. Diese aber finde ich allerdings nicht in dem, was Döttiger — auf angeblichen Briefen und Äußerungen Schillers selbst fußend — und nach ihm Eszell angeben; auch nicht in Dünkers, Klaudes, Fielig' u. a. Lösungsversuchen. Sondern rein aus dem Stücke selbst, aus den bisher von keinem Erklärer genügend beachteten Szenen II, 4. 7. 8 im Vergleich mit Prolog 4. I, 9. 10 und wiederum mit II, 4: den Worten des Erzbischofs und Johanna selbst, sowie mit IV, 1. 9) glaube ich eine widerspruchsfreie Erklärung begründen und allseitig verteidigen zu können — eine Erklärung, bei der allerdings die Montgomeryszenen nicht mehr als bloßes Ornament und Nebenhandlung erscheint, sondern geradezu mit II, 4 zusammen als die Achse tragischer Schuld. Denn hier wendet sich eben Johanna aus der bisherigen reinen Bahn der Prophetin und idealen Gottesstreiterin, als welche sie nur kraft ihrer wundermächtigen Erscheinung die Ihrigen zum Kampf zu begeistern und ihrerseits nur dadurch den Feind zu besiegen, also denselben nur mittelbar und nur kollektiv „niederzuschlagen“ verpflichtet war; aus dieser ursprünglich ganz allein so gefaßten und begrenzten Aufgabe, sage ich, wendet sich nunmehr die Jungfrau, von zwar religiös-patriotischer aber doch zugleich weltlich irdischer Kampfesglut fortgerissen, trotz der Warnungen ihrer Freunde, zu der unmittelbaren persönlichen Einmischung in das blutbedelnde Kriegs- und Mordgetümmel. Ja in dieser Selbstverblendung schreitet sie zu jener Selbstüberhebung fort, sich, das immer doch irdische Weib — fast gotteslästerlich-vermessen — den reinen geschlechtslosen Himmelsgeistern gleichzustellen. Ihr ursprünglicher Beruf verschiebt sich in ihrer erregten Phantasie, ihr selbst unbewußt, zu der grauenvollen Aufgabe, zu der sie sich Montgomery gegenüber bekennt, die aber von ihren eigenen früheren Angaben darüber sehr wesentlich abweicht. Daher schon von diesem Punkte ab (II, 8) innere Unsicherheit und Zerrissenheit, Schwanken zwischen Extremen, kurz ein psychologischer Rückschlag, der dann unmittelbar nach dem äußerlich so glanzvollen Höhenpunkte so jäh zum tiefen Falle führt. Alles das aber echt tragisch, weil sie doch die Heldin und die sympathische Jungfrau bleibt und sich unbewußt, aus edelsten Motiven fortreißen läßt.

Für fast noch schwieriger aber auf dieser Stufe halte ich Lessings klassisches Lustspiel. Sind denn wirklich für den Untersekundaner die Rollen — ich will nicht sagen: des Tellheim, Just und des Wirtes, aber die des Werner und Riccaut und vor allem der beiden Frauen, dazu Minnas reizendes Doppelspiel und die zahlreichen Einzelseinheiten der ganzen Verwicklung wie der Dialoge: sind denn alle diese Züge dem Durchschnitts-Untersekundaner wirklich auch nur einigermaßen zu sachgemäßer Würdigung nahe zu bringen? Ich meine gefunden zu haben, daß das selbst in O2 noch gar nicht so leicht ist. Ja, eine Rolle wie die der Franziska wird auch von einem Primaner nur ausnahmsweise wirklich verstanden und sinngemäß gelesen; fast immer muß da der Lehrer selber eintreten. Kurz, ich möchte das Stück der nächsten Stufe vorbehalten wissen. Ein Lustspiel ist ja am Ende auf der U2 auch noch nicht nötig, wenigstens nicht als Klassenlektüre. Für die Privatlektüre kann man ja Schillers „Kesseln als Onkel“, Körners „Bettel aus Bremen“ oder dergleichen empfehlen — wenn man überhaupt ein komisches Stück hier für passend erachtet.

Somit ergäbe sich als Stoff für U2:

a) Für den Sommer etwa: 1. Schillers größere ethische Romane, womöglich in Vergleich mit den besten Goetheschen Balladen; 2. Schillers Glocke, gleichfalls im Zusammenhang mit einigen der leichteren Kulturgedichte, deren Behandlung sich wohl in den Winter hineinziehen dürfte;

b) für den Winter: 3. Schillers Tell, 4. Goethes Hermann und Dorothea.

Darnach würde

V. Für O2 folgen: a) im Sommer etwa:

1. Ganz nach dem Lehrplan das Nibelungenlied samt den Sagen und Stücken der höfischen Epik und Lyrik. Vorbereitet könnte ersteres schon in einer früheren Klasse werden durch Lesung der bekannten klassischen Darstellung Wilmars. Auch kann man betreffs der sittlichen Grundidee der Treue zum Vergleich zurückgreifen auf Herzog Ernst und Briny.

b) Im Winter folgten dann nunmehr:

2. Schillers Jungfrau von Orleans und 3. Lessings Minna von Barnhelm, und womöglich 4. etwa als Privatlektüre, ein drittes sogenanntes Frauenstück: Maria Stuart, die im Lehrplane ganz übergegangen, dagegen in vielen Programmen aufgeführt wird, und gerade als Seiten- wie Gegenstück zur „Jungfrau“ lehrreich zu verwerten ist.

Dagegen möchte ich die im Lehrplan genannte Trias: Wallenstein, Egmont, Götz auf dieser Stufe am liebsten ganz beseitigen, höchstens den Götz noch als Privatlektüre wählen und dann meinetwegen schon im

Sommer, in einem gewissen Zusammenhange oder zum Abschluß der mittelalttrigen Epit. Jedenfalls wäre dabei aber eine bestimmte Schulausgabe vorzuschreiben! Denn sonst kann man, bei den ganz verschiedenen Bearbeitungen Goethes, den mancherlei bedenklichen Stellen (namentlich den Szenen zwischen Adelheid und Franz) und den abermals recht verschiedenen Sonderausgaben arg in Verwirrung und Verlegenheit geraten!

Auch der Egmont eignet sich meines Erachtens mehr für Prima und auch dort mehr für die Hauslektüre, natürlich so, daß einzelne Hauptteile gründlicher in der Schule besprochen und auch zu den Aufsätzen oder Vorträgen mit verwertet werden (so z. B. die Herausschälung der politischen und persönlichen Gegensätze in den drei großen Szenen zwischen Regentin und Rachiavell (1. Aufzug), Dranien und Egmont (2. Aufzug), Egmont und Alba (4. Aufzug).

Vor allem aber halte ich den Wallenstein für viel zu hoch für eine O2 und lediglich für 1 geeignet.

Schon der Bau dieses größten und großartigsten aller Dramen der Welt und seine äußere Organisation ist in O2 kaum zur Übersicht, geschweige zum Verständnis zu bringen. Und nun die ganze innere Organisation, die vielen feinen Verwickelungen, die Fülle und zugleich Tiefe der Charaktere, der gewaltige Gedankeninhalt der Wechselreden und Selbstgespräche: alles das geht meines Erachtens über die Fassungskraft dieser Stufe hinaus. Dies um so mehr, als eigentlich — und damit berühre ich zum ersten Male das Schlußstück dieser ganzen Darlegung — der Hauptideengehalt des ganzen Dramas in seiner spezifisch Schillerschen Gestaltung meines Erachtens vollständig erst in Wechselwirkung mit dem Schlußteil von Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ verständlich wird. Denn — um dies gleich hier einzufügen — wie die berühmte dort aufgestellte Antithese von Realismus und Idealismus geradezu den Kommentar zu dem Hauptgegensatz der Charaktere bildet, den Schiller im Wallenstein dichterisch hat veranschaulichen wollen, so ist umgekehrt das Drama eben die Probe, das dichterische Belegstück für die in jener Abhandlung niedergelegte psychologische und ästhetisch-ethische Gedankenentwicklung. Kann doch gerade die sogenannte Maxhandlung, gegenüber den unglaublich absprechenden und schiefen Urteilen so vieler Kritiker, von Bilmar bis auf Karl Werder, erst vom Standpunkte dieser Abhandlung in die richtige Beleuchtung gerückt werden: daß sie keineswegs bloß eine das Ganze eigentlich nur beschwerende oder gar störende Episode, eine unnötige und daher am besten auszuschneidende That darstellt, eine Nachgiebigkeit des Dichters gegen seine Schwäche für hochpathetische Deklamation und dergleichen; sondern gerade umgekehrt, nach Schillers ausdrücklicher Ab-

sicht und charakteristischer Auffassung der Dichtkunst, den „poetisch wichtigsten“ Teil des Dramas bildet, den organisierenden Mittelpunkt desselben, der erst den Schwerpunkt des Ganzen aus der historisch-politischen Sphäre in den sittlichen Gegensatz zweier miteinander ringenden Gesamtweltanschauungen verlegt!

Alles dies ist aber selbstverständlich noch nichts für O2. Ja selbst in der U1 — wie ich gleich ausführen werde — würde ich das Drama erst in der zweiten Jahreshälfte behandeln. Höchstens möchte ich mir eine vermittelnde Auskunft etwa so denken, daß noch am Schlusse des O2-Jahres rasch Wallensteins Lager gelesen würde und so einen Vorausweis, eine Brücke bildete, woran die spätere Behandlung des Gesamtstückes anknüpfen könnte.

Somit bildeten für O2 den Hauptstoff:

1. Nibelungenlied, 2. Jungfrau von Orleans, 3. Minna von Barnhelm; eventuell noch 4. Maria Stuart, oder auch, wenn man dies vorzöge: Götz bzw. Egmont als Privatlektüre. Übrigens ein Stoff, der an Umfang den im Lehrplan vorgesehenen kaum übertreffen würde, da der hier empfohlene Wallenstein ja allein 2½ bis 3 Dramenlängen umfaßt.

Within fielen nun

VI. in die U1, zunächst als dichterische Stoffe, vor allem 1. Wallenstein ganz als Klassenlektüre, und je nachdem 2. Götz oder Egmont als Hauslektüre.

Allerdings würde schon dadurch ein Teil der im Lehrplan bezeichneten Stoffe (Oben Klopstocks, Gedankenlyrik Schillers und Goethes, Iphigenie, Braut von Messina, Proben neuerer Dichter) von vornherein ausgeschlossen werden. Gegen dieselben erheben sich aber auch sonst Bedenken und Fragen. Vor allem möchte ich fragen: Warum ist überhaupt Shakespeare erst bei O1 und noch nicht bei U1 genannt? Er ist doch — meines Erachtens wenigstens — mit seiner Fülle sinnlich-konkreter Handlung und machtvoller Plastik teilweise leichter und früher zu verstehen, als die Gedankendichtung unseres großen Meisterpaares, die sich gerade auch in den beiden genannten Frauentragödien so gewaltig vertieft! Wir erschienen gerade umgekehrt Shakespeares Macbeth oder auch Coriolan mit ihrer verhältnismäßig so einfach durchsichtigen Handlung als die beste Vorbereitung sogar für Schillers Wallenstein in der U1. Denn jedes der Shakespeareschen Stücke bildet ein Seiten- und zugleich Gegenstück zu demselben, der Macbeth sogar bis in eine Reihe direkt verwandter Einzelzüge. Der große Briten und der große Deutsche würden sich also zu wechselseitiger Beleuchtung und Würdigung gereichen; und in hochinteressanter Variation würden die



Schüler so das gewaltige Thema, die Tragik der *ἕβης* und *ἀτη*, unmittelbar nach einander vorgeführt erhalten: dort bei Shakespeare einfacher, naturalistischer, von antiker Wucht und Furchtbarkeit; hier bei Schiller viel verwickelter, tiefer greifend, philosophischer, auf der Höhe moderner Empfindung und Erschütterung.

Spricht also alles Sachliche, Inhalt und Form der Dramen selbst, für diese Reihenfolge, so mag, ganz nebenher, auch noch ein anderer Gesichtspunkt gestreift werden, der wenigstens für die Auffassung der Jugend selber nicht ganz belanglos erscheint: ein national-patriotischer! Wird nämlich der gesamte Lehrgang im Deutschen und speziell auch die Stoffauswahl mit Recht unter dem ästhetischen und zugleich didaktisch-pädagogischen Gesichtspunkt einer allmählichen Steigerung aufgefaßt, an deren Schluß den Jünglingen der Höhepunkt, die Krone von allem dargeboten und der letzte, herrliche Eindruck für den Austritt ins Leben mitgegeben werden soll: so muß es, offen gesagt, die Jünglinge selber mindestens befremden oder — wenn's das nicht thut, irre führen, wenn sie als diesen Höhepunkt und diese Krone des Lehrganges nun nicht mehr unsere deutschen Dichter mit ihren herrlichsten Werken vorgeführt sehen — letztere sind dann ja schon auf der Vorstufe der U1 erledigt —, sondern über dieselben hinaus nun auf einmal der — wenn auch stammverwandte, so doch immerhin ausländische Dichter zum krönenden Abschluß erhoben wird. Man komme mir bei dieser offenen Aussprache nicht mit dem Schlagwort: das sei bornierter Nationalismus oder Chauvinismus! Davor sollte mich wenigstens bei allen Unbefangenen die vor-  
aufgehende rein sachliche Begründung aus dem Wesen und dem Verhältnis der Dramen und Dichter selbst schützen, sowie die doppelte Klausel: daß ich diesen Gesichtspunkt nur nebenher streife und nur vom Sehwinkel der Primaner selbst auffassen will.

Diese müssen aber — wenn sie überhaupt darüber nachdenken, und das wünschen wir doch hoffentlich? — entweder sich wundern, daß das letzte Wort im deutschen Unterricht Shakespeare lauten soll; oder sie müssen glauben: das gehöre sich in der That so; Shakespeare bilde wirklich den Höhepunkt, über den hinaus es nichts mehr gebe und vor dem auch unsere Großmeister so sehr zurückständen, daß selbst vor der Shakespeareübersetzung — denn auch auf die nur kommt's hier an — deren größte und herrlichste Originaldeutsche Werke dennoch eine Stufe tiefer rangieren müßten! Diese immerhin doch etwas beschämende und niederdrückende Folgerung ist auch keine willkürliche Phantasie von mir, sondern sie ist mir — da ja die Lehrpläne überall zu haben und bekannt geworden sind — thatsächlich schon von Schülern wie von gebildeten Erwachsenen entgegengetreten und hat mich überhaupt erst auf

diesen Gesichtspunkt gebracht. Nun möchte sich allerdings jeder Shakespearemanne völlig damit einverstanden erklären und sich dieser Reihenfolge geradezu freuen. Dann kann ich meinerseits jenen Irrtum nur aufs nachdrücklichste bekämpfen. Ich bekenne offen und glaube damit nicht allein zu stehen: allen Meisterwerken des großen Briten muß ich die höchsten Leistungen unserer deutschen Klassiker mindestens als vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen; ja für den Jugendunterricht muß ich eine Iphigenie, einen Wallenstein, eine Braut von Messina, einen Demetrius, unter Umständen auch einen Tasso und Nathan für noch wertvoller erachten, als Shakespeares Macbeth, Coriolan, Cäsar, Richard II., Hamlet und Lear! Und es ist mir keineswegs bloß ein nationaler Ehrenpunkt — den würde ich, läge hier die Sache anders, völlig beiseite lassen —, sondern vor allem eine didaktische und pädagogische Forderung, daß wir unseren gesamten Deutschunterricht, auch die dramatische Dichterkultüre, nicht mit Shakespeare, sondern mit Goethe und Schiller krönend abschließen. Denn an sich, wie gesagt, nach Ideenfülle und Gedankentiefe vollauf ebenbürtig, stehen sie einerseits dem Empfinden unserer modernen deutschen Jugend zweifellos näher, lassen sich aus ihrer idealen Höhe freundlicher, heimischer zu ihr herab und wissen sie vertraulicher, inniger, nachhaltiger anzuregen, als der um zwei Jahrhunderte frühere und schon darum fremdere und sprödere Riesengenius des Ausländers. Zu diesem wird die Jugend zwar ganz gewiß staunend, bewundernd aufblicken und soll ihn ja auch an einigen ersten Proben verstehen, würdigen und lieben lernen. Aber ganz kann er ihr, der Jugend als Jugend, doch nie das werden, was unsere eigenen Meister ihr doch werden sollen; und — so wenigstens meine ich — er soll ihr das womöglich auch später nicht werden, soll nicht unsere Helden von dem ersten Platz verdrängen, der ihnen im Herzen unseres deutschen Volkes nun einmal noch auf unabsehbare Zeit hin gebührt. Und eben dieser erste Platz soll letzteren im Unterricht selber auch die letzte, höchste Stelle sichern; und zwar andererseits aus dem Grunde, der schon eben beim Vergleich zwischen Macbeth und Wallenstein angedeutet wurde: weil Shakespeare, wenigstens in den hier vorwiegend in Betracht kommenden Stücken: Macbeth, Coriolan, Cäsar, Lear, obzwar dem Empfinden der Jugend spröder, doch ihrem sachlichen Verständnis leichter, einfacher, drastischer, naturhafter entgegenkommt, als jene verwickeltere, philosophischer gefärbte, breiter sich ergehende, ganze Weltanschauungs-Weiten und -Tiefen umspannende und ermessende Gedankenwelt unserer deutschen Dramen.

Nach diesem Ausflug lehre ich zum Dramenstoff der U1 zurück. Ich denke mir also als eigentliche Schullektüre Shakespeares Macbeth

(oder Coriolan) im Sommer, Schillers Wallenstein im Winter, sodasß Iphigenie und Braut von Messina eo ipso der O1 zufielen, wofür ich gleich hernach noch andere Gründe vorbringen werde. Für die Privatlektüre — welche, wie gesagt, in der Klasse nur kurzforischer nach ihren Hauptgesichtspunkten behandelt und besonders als Stoff auch für die Vorträge herangezogen werden würde — bliebe dann immer noch ein zweites Shakespearesches Stück, zur Auswahl etwa Coriolan (bezw. Macbeth) oder Cäsar. Sehr wünschte ich aber hierzu auch — sei es hier, sei es in O1 — ein Lessingsches Stück, Emilia Galotti oder Nathan, herangezogen, auf die ich ungern verzichten würde. Jenes schon um des höchst lehrreichen Vergleichs mit Livius' Verginia willen, der den Schüler ganz wie von selbst in die innere Organisation des Lessingschen Meisterwerkes einführt. Dieses schon wegen der Mißverständnisse und Vorurteile, die in weiten Kreisen unserer „Gebildeten“ darüber herrschen, und deren Bekämpfung ich für eine höchst dankenswerte Aufgabe gerade unseres Primaunterrichts halte.

Aus dem lyrischen Stoffe würde ich der U1 nur Dden Klopstocks in beschränkter Auswahl zuweisen, dagegen die Gedankenlyrik Goethes und Schillers durchaus der O1 vorbehalten. Für jene wäre dann gleichfalls die Schillersche Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ mit ihrer klassischen Beurteilung Klopstocks trefflich heranzuziehen, während andererseits, z. B. von der Ode „die beiden Musen“, eine Brücke zu schlagen wäre zu der Dramenlesung aus Shakespeare und Schiller. Die im Lehrplan vorgesehenen „Proben von neueren Dichtern“ würde ich gleichfalls ausschließlich der Privatlektüre bezw. den Vortragsgegenständen zuweisen und einestheils dabei Wiederholungen aus den früher gelernten Stücken von Uhland, Chamisso, Rückert, Hölderlin, Schwab, Hölty, Platen, B. Müller, Freiligrath und den Freiheitsdichtern veranlassen; andernteils mich etwa beschränken mit dem Hinweis auf Geibel, Droste-Hülshoff, A. Grün, Hebel, Heine und Lenau, Kinkel und etwa noch Ringg und Storm. Streifblicke auf die neuesten Richtungen, zumal den Naturalismus zu werfen, würde — wie noch zu zeigen ist — die Prosalectüre aus Lessing und Schiller genügenden Anlaß geben.

Ehe ich nun aber zu dieser mich wende, sei zunächst noch rasch

#### VII. die Dichterlektüre für O1 zusammengestellt.

Für diese bilden also nach dem Borgehenden die Braut von Messina und die Iphigenie zunächst die Hauptstücke des Dramatischen und zugleich den Abschluß, die Krönung des gesamten Dramenstoffes. Denn gerade hierfür scheint mir dieses Paar wie nichts anderes geeignet. Beide wieder Frauendramen, einander verwandt als Seitenstücke und doch wieder so abweichende Gegenbilder. Beide auch angewiesen

auf die Wechselbeziehung mit der Sophokleelektüre in O1, auf welche ganz direkt in der Braut von Messina der Chor, in der Iphigenie die Vorfabel und die Gestalt der Helbin hinweisen. Dabei in der Braut der gewaltige Widerstreit zwischen Schicksal und Menschenfreiheit — der alle früheren Dramen von U2 ab durchzogen hat — zu erschütterndster Höhe der Tragik getrieben. Dagegen in der Iphigenie derselbe Widerstreit endlich durch die herrlichste Überwindung des Fatalismus kraft reinsten religiös-sittlicher Selbsterhebung aufgelöst in vollste verklärte Harmonie! So dieses Ganze gleichsam selber eine Katharsis aller vorausgehenden Tragik! Und dabei die Helbin ein Weib, die reinste Menschlichkeit in der Form des Jungfräulichen und des Schwesterlichen — auch dies gerade für unsere reifere männliche Jugend überaus lehrreich, vorbildlich, läuternd und erhebend! Endlich beide Dramen die vollständigste Vermählung altklassischen und deutschen Geistes, ein Spiegelbild der ganzen Litteraturperiode, auch hierin und überhaupt in allem so recht die Höhe unserer gesamten klassischen Dramatik, und eben darum auch für die Schullektüre der herrlichste Abschluß und Krönungspunkt!

Privatim könnte sich dann — wie schon angedeutet — auf dieser Stufe je nachdem noch eins der zur U1 genannten Shakespeareschen oder Lessingschen Stücke anschließen, oder auch, wenn man den vorzieht, bei einer besonders tüchtigen Generation, Goethes Tasso oder Schillers Demetrius, den besonders Direktor Jäger empfiehlt und dessen gewaltigen Eindruck auf die Schüler auch ich selbst schon habe beobachten können. Vielfach tritt in den Programmen auch Kleists Prinz von Homburg auf, hier und da sogar die Hermannschlacht, mit denen ich selber allerdings noch keine Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Mit diesem dramatischen Höhepunkte würde sich endlich der Lyrische verbinden: die Gedankenlyrik — nicht bloß „Schillers und Goethes“, wie die Reihenfolge im Lehrplan lautet, sondern meines Erachtens gerade auch einmal umgekehrt: erst die, bei aller Tiefe, Macht und Herrlichkeit doch in Sprache und Form verhältnismäßig einfachere Weltichtung Goethes; dann die, ebenso in den Gedanken wie in der Formgebung und dem Ausdruck schwierigere, pathetisch-prachtvollere philosophische Dichtung Schillers. Doch hat auch eine dritte Anordnung hohen Reiz: beider Meister Gedichte nach Ideenverwandtschaft oder auch nach Gegensätzen durch einander gruppiert vorzuführen, wobei dann hier und da auch einige anklingende Werke neuerer Dichter eingeflochten werden könnten, z. B. zu „Mahomets Gesang“ Stolbergs „Felsenstrom“, Krummachers „Rhein“, zu „Prometheus“ Heibels „Herkules auf dem Deta“, zum „Gesang der Geister“ Hölderlins Schicksalslied u. s. w.

Eine Einzelauswahl vorzuschlagen, ist hier nicht der Ort; auf einige fast überall wohl als hierher gehörig anerkannte Hauptstücke habe ich schon früher beim Lernstoff hingewiesen; desgleichen darauf, daß auch die „Glocke“ samt anderen Kulturgedichten Schillers erst hier in O 1 in einer vertiefenden Wiederholung zu vollerer Würdigung gebracht werden kann. Allerdings zeigt nun eine Durchsicht der Programme und Einzellehrpläne eine auffallend große Verschiedenheit der Auswahl, und es wäre eine eigene, hochinteressante und lehrreiche Aufgabe, daraus einmal eine vergleichende Übersicht zusammenzustellen. Daß vielerwärts zu diesem lyrischen Stoff, und zwar insbesondere auch als Lernstoff, Stücke aus den Dramen herangezogen werden — z. B. Teile des Wallensteinprologs, der Chöre aus der Braut von Messina, der Monologe aus Wallenstein, Iphigenie u. a. — ist selbstverständlich nur zu billigen. Wenn dagegen manche Fachgenossen einzelne Prachtstücke der eigentlichen Gedankenlyrik ausdrücklich ablehnen, entweder als zu hoch — so z. B. Goethes Harzreise, Schillers Ideal und Leben (welches letztere auch in der bekannten Schtermeyerschen Sammlung fehlt); oder als bedenklich — z. B. Schillers „Götter Griechenlands“, Goethes „Prometheus“: so kann ich das meinerseits nur bedauern. Die „Harzreise“ halte ich zur Charakteristik Goethes selber, sowie seines Aufenthaltes in Weimar und der Freundschaft mit Frau von Stein, für ebenso wichtig und unentbehrlich, wie z. B. „Seefahrt, Sänger, Wanderer, Zueignung“, und habe auch stets bei der Erklärung in Prima reges Interesse und offenes Verständnis gefunden. Daß man — wie Goldscheider meint (a. a. D. S. 77) — dabei „ohne weiterschichtige Kommentare keinen Schritt weiter komme“, dürfte mindestens übertrieben sein. Natürlich muß man Goethes eigene Erklärung dazu kennen, eventuell auch deren Anlaß, die von Kannegießer, und womöglich, was aus dem Briefwechsel mit Frau von Stein und sonst zur Aufhellung dient — was man alles ja fein bei einander im Dünker, Götzinger, Viehoff u. a. findet. Aber diese biographischen und psychologischen Hilfslinien hat man gerade bei Goetheschen Gedichten auch sonst sehr häufig nötig; und sie sind — frisch und anschaulich der Besprechung eingewebt — auch für die Schüler von höchstem Interesse. Gerade die Harzreise mit ihrem unmittelbaren Lebenshauch, mit dieser energischen Kraft und doch wieder Herzensweichheit des Dichters, mit diesem Wechsel von ergreifendster Warmherzigkeit und hinreißender Jugendfrische, von erhabenem Aufschwung und fröhlichem Humor, pflegt nach meiner Erfahrung die Jugend ganz besonders zu begeistern. Der allbekannte, auch von Goldscheider u. a. wieder aufgestellte Kanon: „Jedes wahre Kunstwerk müsse sich rein aus sich selbst erklären“, ist zwar sehr schön formuliert und im Prinzip gewiß meistens richtig für die sachliche

Seite des Kunstwerks. Aber für dessen persönlichen Ursprung, Anlaß und Gehaltsinhalt; für das, was von des Dichters eigener innerlicher Stimmung, Seele und Weltanschauung sich momentan darin wieder spiegelt: dafür reicht diese Theorie eben keineswegs überall aus, zumal nicht bei Goethe, dessen Dichtungen bekanntlich fast stets Gelegenheitsgedichte und Seelenbeichten sind. Und ich halte es gerade für einen Hauptreiz und Hauptzweck des Unterrichts auf den Oberklassen: daß diesen die Dichtwerke nicht mehr lediglich als die fertigen, abgeschlossenen, rein in sich selbst beruhenden und „wie aus dem Nichts entsprungenen“ Gebilde entgegentreten; sondern daneben auch — wo dies noch möglich — gewürdigt werden nach der Fülle persönlicher und zeitgeschichtlicher Beziehungen, nach der jeweiligen ganz besonderen Veranlassung, Stimmung und schöpferischen Triebkraft, aus der sie — sei's im glücklichen Aufschwung des Genius, sei es unter ernstem oder schmerzlichem Geistes- und Gemütsringen — zur bestimmten Stunde geboren wurden. Freilich scheint nun gerade auf das andere beanstandete Gedicht, Schillers „Ideal und Leben“, alles dies am allerwenigsten zuzutreffen. In der That: neben den „Künstlern“ — die man übrigens nur selten als Lehrstoff findet und an die ich wenigstens nur bei einer ganz besonders befähigten Generation und bei Zeitüberschuß mich wagen würde — dürfte es wegen seines spezifisch philosophischen Gepräges unter allen hier in Betracht kommenden Gedichten das schwierigste zu erklärende darstellen. Aber doch auch nur in seinem ersten Teile (Strophe 1 bis 5); der zweite ist mit seinen vier großen Antithesen und Strophenpaaren und seinem prachtvollen mythologisch-symbolischen Abschluß ganz klar gegliedert und den Schülern direkt verständlich zu machen. Und selbst Grundgedanke und Gliederung des ersten Teiles sind Oberprimanern, die Plato gelesen und von seiner Ideenlehre das Wesentliche aufgefaßt haben, die in den Bildern und der Gedankenwelt der Antike zu Hause sind, gar nicht so unüberwindlich schwierig zu verstehen. Natürlich handelt sich's nur um eine annähernde, nicht um eine adäquate Würdigung, die ja uns Erwachsenen, uns Lehrern selbst erst nach langer Vertrautheit mit Schillers gesamter Ideenwelt aufgehen kann. Aber um ein bloß annäherndes Verständnis handelt sich's überall ja nur in diesem gesamten Unterricht! Genug, wenn den Jünglingen ein erstes Morgenrot der Nachempfindung, der Würdigung aufdämmert, und den hellen Tag dann später die Sonne der Bewunderung, Verehrung und Liebe heraufführt! Jedenfalls aber kann man auch bei dieser Dichtung die trefflichsten Hilfslinien des Verständnisses herbeiführen. So eine Reihe anderer Dichtungen Schillers selbst, wie „Sehnsucht, die Ideale, das Glück“, das gleichfalls antithetische „Würde der Frauen“ u. a.; sodann des Dichters eigenen Lebenslauf, als immer neuen Wechsel und

Kampf zwischen „Ideal und Leben“; dazu Goethes herrlichen „Epilog zur Glocke“; und endlich vor allem eben die Abhandlungen Schillers, auf die ich hernach komme, und aus denen ich allerdings, wie schon zum Wallenstein, so erst recht zum Verständnis dieser ganzen Gedankenlyrik, auch z. B. des „Spaziergangs“, manche Abschnitte geradezu für unentbehrlich halte.

Was dann endlich die angebliche „Bedeutlichkeit“ des göttertrohigen „Prometheus“ oder der götterschwärmenden „Götter Griechenlands“ betrifft — nun freilich, wer als Lehrer diesen Jugendgeburten des „Sturmes und Dranges“ beider Dichter nicht die richtige Seite abzugewinnen und die rechten Gegengewichte gegenüberzustellen weiß, der mag ja für sich persönlich die Hand davon lassen! Aber bei der sachlichen Auswahl des Stoffes überhaupt mitzusprechen, dürfte ein solcher kaum berechtigt sein. Denn Voraussetzung dafür ist doch wohl die Potenz, nicht die Impotenz eines Lehrers!

VIII. Und nun kämen wir endlich zur Prosalectüre in beiden Primen. Da sich aber hiermit unmittelbar meine Vorschläge und Ausführungen betreffs der Schillerschen Abhandlungen verbinden, so sei es gestattet, diese ganze Betrachtung erst dem dritten der eingangs bezeichneten Hauptteile gleichsam als Einleitung voranzustellen, hier dagegen zuvörderst die als Hauptteil B gleichfalls angekündigte kurze Erörterung über die Art und Weise der Behandlung unserer Dichtwerke einzuschieben.

## Sprechzimmer.

### 1.

#### Kleinigkeiten zu Tiecks Schriften.

### 1.

Im ersten Band meiner Tied-Auswahl habe ich folgende bisher ungedruckte Strophe des Dichters mitgeteilt:

Dunkel ist die Zeit gestaltet,  
 Und mit wunderlichen Gnomen,  
 Spul und albernen Phantomen  
 Wird hantieret und geschaltet;  
 Auch das Schöne scheint veraltet;  
 Lieb' erlischt und Glanz des Maien.  
 Kommt denn, ihr Verständ'gen, Freien,  
 Aus dem Druck und langen Dunkeln  
 Dahin, wo uns Lichter funkeln,  
 Wo wir uns der Sonne freuen!

Der Schluß klang mir gleich anfangs bekannt und Goethisch. Ich blätterte im Goethe, fand aber nichts, bis ich neulich bei der Lectüre

der „Wanderjahre“ im 1. Kapitel des 3. Buches auf die bekannten Verse, die in den „Gedichten“ unter der Überschrift „Wanderlied“ vereinigt sind, stieß. Die letzte schließt mit den Worten:

Wo wir uns der Sonne freuen,  
Sind wir jeder Sorge los;  
Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
Darum ist die Welt so groß.

Die obigen Tiedschens Zeilen bilden also die erste Strophe einer nicht fertig gewordenen Glosse über das Goethesche Thema, und es fand sich in der That noch der Entwurf einer zweiten Strophe, der auf demselben Blatt, kaum noch leserlich, geschrieben steht und folgendermaßen lautet:

Hundert zanken, tausend streiten,  
Millionen herrschen wollen;  
Wo sind, die gehorchen sollen,  
Da sich alle längst entzweiten?  
Laß vom Wirrsal uns ent . . .  
Wo wir alles Habers bloß  
Ruhn in Gärten, Gras und Moos  
. . . . . Ruheplätze  
Froh der bunten Blumenstücke  
Sind wir jeder Sorge los.

## 2.

Auf jenem Blatte steht auch die Skizze zu einem Gelegenheitsgedicht, von dem ich nicht sagen kann, wem es gilt. Die Zeilen — wohl auch um 1837 geschrieben — mögen hier einen Platz finden. Der Schluß der vierten war leicht zu ergänzen.

Begrüßt sei, liebes Pätzchen, zartes Kind.  
Ich sende dir die Büchlein, treu gesinnt,  
Du wirst sie künftig lesen und bedenken,  
Mit Sinn dich und Empfindung [drein versenten;]  
Denn im Genuß und allen Freudenwerten  
Muß wahrer Mensch auch Geist und Seele stärken.  
Jetzt bist du Kind und freundlich stets willkommen,  
Wie du nun wächst, an Jahren zugenommen,  
Da heißt es: gnädiges Fräulein, Sie befehlen —  
Und wie die Jahre weiter hin sich stehlen,  
Kunst man dir zu: Ihr Gnaden, gnädige Frau . . .  
Wenn dich der Mann beglückt und Kinder um dich spielen,  
Dann wirst du frohen Sinns dein Schicksal fühlen,  
Und wenn der Himmel dir vergönt's,  
Beschließest du dereinst als Exzellenz.

## 3.

Durch einen jener wunderlichen Zufälle, die dem Schriftsteller so oft Verdruß bereiten, ist mir bei der Bearbeitung meiner Tied-Aus-



gab ein kleiner, aber nicht unwichtiger Aufsatz von A. Hauffen „Zu Ludwig Tiecks Nachlaß“ in Schnorrs Archiv (15. Bd., S. 316—322) entgangen, mit dessen Hilfe ich zu der Chronologie der Tieckschen Schriften (im 3. Band der erwähnten Ausgabe) hier einiges nachtrage.

Vom Jahre 1789 ist das Fragment eines Lustspiels „Die Entführung“ handschriftlich im Nachlasse Tiecks auf der Berliner königlichen Bibliothek erhalten. Ebenda hat Hauffen das nicht ganz vollständige Manuscript eines Trauerspiels von 1790 „Roxane“, das zweier offianischen Skizzen „Iwona“ (1791) und „Gesang des Warden Longal“ (wahrscheinlich von demselben Jahre) und das des „Märchens vom Roßtrapp“ (1792) gefunden. Die zuletzt genannte Dichtung durfte also von mir (Biographie S. 10, Sonderabdruck S. 14) nicht als „nicht erhalten“, sondern nur als „nicht gedruckt“ bezeichnet werden. Endlich hat Hauffen wohl unwiderleglich nachgewiesen, daß das von Kämpfe zuerst veröffentlichte Drama „Das Reh“ nicht von Tieck, sondern von dessen Jugendfreunde Schmöhl verfaßt ist. Freilich bittet Tieck in einem Briefe (handschriftlich in Dresden) seine Schwester (Göttingen 1792), ihm alle seine schriftlichen Sachen zu schicken, auch die, „die von Schmöhl Hand sind, wie das Reh und Abdallah“; und der „Abdallah“ ist doch unbezweifelbares Eigentum des Dichters.

Zur „Chronologie“ bemerkte ich noch, daß der Aufsatz über Kleist schon unter 1821 (Nr. 107) aufzuführen war, zur Biographie, daß — was ich freundlich zu beachten bitte — mehrere Stellen in dem Sonderabdruck (Meyers Volksbücher Nr. 1028/29) berichtigt sind, daß aber der Druckfehler, durch den die Geburt der jüngeren Tochter Tiecks statt ins Jahr 1805 schon nach 1802 gesetzt wird, leider stehen geblieben ist.

Baugen.

Gottlieb Klee.

## 2.

Zu der Anfrage F. Lindners VIII, 259 nach: Sprechen kann er nicht, aber er denkt um so mehr.

In der hübschen Erzählung von Otto Müller: „Münchhausen im Bogelsberg“ (Bremen, Nordwestdeutscher Volkschriftenverlag 1876 Bd. 23) giebt ein Pfarrer in fröhlicher Tafelrunde die Geschichte vom Papagei von Ubeshausen zum Besten. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Schultheiß des genannten Dorfes kommt einst nach der großen Stadt Frankfurt a. M. und bleibt staunend vor einem prächtigen Gebäude stehen. „Dort wohnt der regierende Bürgermeister“, antwortet auf seine Frage ein Ratsdiener, und unser Bogelsberger, kurz entschlossen, steigt die Treppe hinauf, um seinem „Kollegen“ einen Besuch abzustatten. Er

findet freundliche Aufnahme, man zeigt ihm das ganze Haus, aber besondere Freude macht ihm doch ein bunter, sprechender Papagei. Er meint freilich, daß ähnliche Vögel auch bei ihm zu Hause vorkämen, und verspricht, als man ihm nicht glauben will, demnächst einen mitzubringen. Richtig, nach drei Wochen erscheint er wieder, sperrt seinen Vogel gleich zum Papagei in den Käfig und ruft dann seine Gastgeber herbei. Diese machen große Augen, fast wie die Ohrense, die sie neben ihrem munteren Sprecher sitzen sehen. Nur schade, der Papagei von Ibseshausen ist stumm, kein Zureden hilft, doch sein Herr findet ein rettendes Wort: „Herr Kollege, Fraa Kollegin, Schwäche kann hä frelich net, aber — hä diankt soi Doäh!“ (denkt sein Teil). Übrigens findet sich derselbe Schwant auch sonst erzählt, so in Münzels Geschichte von Hessen, 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. 1893.

Friedberg i. S.

H. Wiesehan.

### 3.

#### Vornamenstudien.

Zu Btschr. 7, 616 flg. und Btschr. 8, 483 flg.

Zu den beiden Arbeiten über Vornamen im siebenten und achten Bande dieser Zeitschrift möchte ich auf zwei Stellen aufmerksam machen, die ich in der schwäbischen Chronik von Crusius<sup>1)</sup> und in der Thanner Chronik von Malachias Tschamser<sup>2)</sup> gefunden habe.

Im ersten Bande schreibt Crusius, der nach eigener Angabe die Mitteilung aus Seb. Münsters Kosmographie lib. 3 genommen, in cap. 14 Von den Neuen Rahmen der Teutschen beyderley Geschlechts:

„Es ist zu wissen, daß die Namen: Christiana, Johannes, Petrus, Paulus, Anna, Maria, Margaretha, vor diesem nicht viel in Teutschland üblich gewesen; sondern erst zu den Zeiten Friedrichs des Ersten und Andern aus dem Umgang mit denen Italiänern öftters herein gebracht worden.“<sup>3)</sup>

1) Crusius Martin, Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Tübingen von 1569 bis 1607, erwarb sich einen solchen Ruf, daß man ihm einen neuen Hofsaal bauen mußte und viele Ausländer, namentlich geborene Griechen, nach Tübingen kamen, um ihn zu hören. Sein Hauptwerk sind die *Annales suevici*, die in zwei Foliobänden 1593 erschienen; sie sind eine Hauptquelle für die schwäbische Geschichte, besonders für das 16. Jahrhundert. Übersetzt wurden die *Annales* 1788: Martin Crusii, Schwäbische Chronik zc. von Johann Jakob Moser.

2) *Annales oder Jahresgeschichten der Barfüßeren oder Minderen Brüdern zc. zu Thann im Ober-Elsass* durch Malachiam Tschamser. Der Verfasser dieser Arbeit starb im Jahre 1742.

3) Nach Mosers Übersetzung.

Bei Tschamser lesen wir in seinen Annalen unter dem Jahr 1184: „Friederich der Kayser, umb den Welschen zu gefallen und ihre Gemüthher, welche er je länger je mehr ihm geneigter zu seyn verspürte, stärker an sich zu ziehn, brachte die Christliche Namen als: Joannes, Petrus, Andreas, Gregorius, Augustinus, Ambrosius, Anna, Maria, Lucia, Catharina, Margaritha u. ins Teutschland und führte solche als-gemach auch in unseren Landen ein, da sonst die Teutschen von keinen anderen Namen wüßten als: Friederich, Karlen, Huldreich, Ehrmereich, Cuonemann oder Conrad, Waldrath, Ludwig, Heinrich, Adelheit, Mathild, Gutta, Bertha, Blanca, Gisella, Kunigund, Rosenmund u.“

Beide Geschichtschreiber entnehmen, soweit es sich nicht um Geschichte ihrer Zeit handelt, die Stoffe aus früheren Geschichtswerken; doch kann ich die Quellen der beiden Stellen nicht angeben. Jedenfalls ergibt sich aus ihnen die Thatsache, daß um die Wende des zwölften Jahrhunderts, wie es ja auch das Studium der Namen selbst ergeben, eine wesentliche Veränderung in den Vornamen sich vollzieht. Beide sprechen von dem Eindringen dieser neuen Namen am Ende der Regierungszeit Barbarossas, nach Abschluß des Konstanzer Friedens 1183, der den endgültigen Frieden zwischen Kaiser und Papst bringen sollte.

Band VII, S. 621 hat Steinhausen nachzuweisen gesucht, daß der Name Johannes seit dem 13. Jahrhundert eine ganz außerordentliche Verbreitung besessen habe. Es ist deshalb gewiß nicht von ungefähr, wenn unter den neuen Namen die Thanner Chronik gerade Johannes an erster Stelle aufführt.

Steinhausen wie Madel suchen in den genannten Arbeiten dieser Zeitschrift nach Gründen der Neuerung in dem Namengeben. Die Thanner Chronik giebt uns einen neuen Grund, einen rein politischen: „umb den Welschen zu gefallen und ihre Gemüthher . . . stärker an sich zu ziehn“. Crusius glaubt, daß der vieljährige Aufenthalt Barbarossas und seiner Heere in Italien, die mit diesen Namen bekannt wurden, daran schuld sei. Es haben neben anderen wohl auch diese beiden Gründe mitgewirkt. Schon allein aus dem langen Aufenthalt der Deutschen in Italien während der Kriegsjahre zur Zeit Barbarossas ist eine Aufnahme fremder Vornamen zu erklären. Der Deutsche war von jeher ein Freund des Fremden, ein Freund fremder Vornamen. Man denke nur an unsere englischen und französischen Namen, die sich leider immer noch breit machen.

Gewiß ist es auch eine interessante Erscheinung, daß diese Neuerung nicht erst in unseren Zeiten auffiel, daß schon die alten Chronikenschreiber auf sie aufmerksam wurden. Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man aus ihren Worten herausklingen hört, daß dieses Eindringen latei-

nischer und griechischer und das Verschwinden deutscher Namen von ihnen als ein scharfer Schnitt ins eigene Fleisch gefühlt wurde.

Steinhausen glaubt, daß die Namen der Geistlichen zu interessanten Ergebnissen führen könnten. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Archibates Dr. Pfannenschmid dahier bin ich im Stande die lange Reihe der Äbte des oberelsässischen Klosters Murbach anzugeben. Es war das bedeutendste Kloster in unserer Heimat; seine Besitzungen waren ausgedehnt; Ludwig der Deutsche schenkte ihm die Stadt Luzern; es war reichsunmittelbar, die Äbte hatten den Rang von Fürsten und besaßen Sitz und Stimme im Reichstag. Der Gründer und sein Nachfolger trugen als Fremde auch fremde Namen: Pirminius und Romanus; ersterer starb 727, letzterer 752. Dann folgen: Walbobert 752—762; Haribert 762—774; Amico 774—787; Simpert † 790; Adilmar 792—794; Gerhohus (Perhoh) 794—801; Guntram 814; Ubelricus 830; Adelgozius; Theotericus; Sigmar 829—844; Recho um 860; Marcus vor 862; Iskarius; Emeritus; Wipertus; Reginold; Wipertus; Obelo; Fridericus 876—886; Mandbertus 913; Theodorich; Rupert; Werinarius; Laneloh 961; Beringer 976; Helmerich 988; Degenhart 1025; Eberhard 1041; Wolferad 1049; Wolbericus 1075; Samuel 1080; Abo 1084; Erlolfus 1122; Bertolph 1122—1149; Egelolf 1150; Conrad 1176—1185; Widerolph 1186; Suitpert 1190; Arnold 1194—1216; Hugo 1216—1236; Albert 1242—1245; Theobald 1260; Berthold 1260—1285; Berthold II. 1285—1298; Albert 1300; Conrad 1305—1334; Conrad Werner 1334—1343; Heinrich 1343 bis 1353; Johann 1353—1355; Johann Schultheiß 1355—1346; Wilhelm 1377—1383; Rudolf 1387—1393; Wilhelm 1393—1428; Peter 1428—1434; Theodorich 1434—1447; Bartholomäus 1447 bis 1476; Achatius 1476—1489; Walter 1489—1513; Georg 1513—1542; Johann Rudolf 1542—1570; Johann Ulrich 1570—1587; Wolfgang Theodorich 1587; Andreas 1587—1600; Johann Georg 1600—1613; Leopold von Österreich 1614—1626; Johann Heinrich 1626; Leopold Wilhelm von Österreich 1626; Joseph von Österreich 1662—1663; Columban 1663—1665; Franz Egon von Fürstenberg 1665—1682; Felix Egon von Fürstenberg 1682—1686; Philipp Eberhard 1686—1720; Coelestin 1720—1736; François Armand Auguste Cardinal de Rohan Soubise, Bischof von Straßburg, gest. 1756; Leobegar Coadjutor 1737 bis 1786; Benedikt 1786—1789, Emigrant, stirbt zu Eichstätt 1841.

Die Worte unserer Chronisten werden durch diese Namenreihe völlig bestätigt; nur blieben die Äbte von Murbach noch länger der schönen Sitte treu, urdeutsche Namen zu wählen. Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts treffen wir den ersten „Johann“; bis dahin fast nur deutsche

Namen in reicher Abwechslung, unter denen Marcus und Samuel ganz einsam stehen. Vielleicht waren es Mönche, die von auswärtz gekommen. Später führten sechs den Namen Johann. Ob „Amico, Emeritus“ richtig gelesen ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Colmar i. Elsaß.

Bruno Stehle.

Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893. 229 S. gr. 8.

Ein Kind, das gegen Abend die Schiffe still am Ufer liegen sieht, sagt wohl: die Schiffe schlafen schon. Wir sprechen von dem Fuß und dem Rücken des Berges, von den Augen des Weinstocks.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!  
 Es war gethan fast eh gedacht;  
 Der Abend wiegte schon die Erde  
 Und an den Bergen hing die Nacht.  
 Schon stand im Rebkleid die Eiche  
 Ein aufgetürmter Riese da,  
 Wo Finkernis aus dem Gesträuche  
 Mit hundert schwarzen Augen sah.

(Goethe.)

Noch kühner ist es, wenn Lenau die Lerche an ihren eigenen Liedern in die Luft klettern läßt, oder in der Werbung schreibt:

Doch der Jüngling hört es schweigend,  
 In die Schatten der Gedanken,  
 Die ihn bang und süß umranken,  
 Still sein schönes Antlitz neigend.

Das alles sind Metaphern, und in der Schule lernen wir aus den Handbüchern der Poetik und Rhetorik, daß die Metapher zu den Tropen gehört und daß die Tropen wesentliche Schmudkmittel der Rede bilden. „Wer sich nun aber einmal die Mühe macht, in der Sprache, im Denken und im Dichten den Spuren des Metaphorischen nachzugehen, der muß finden, daß was gemeinhin in der Sprache, besonders in der Poesie, als eine künstliche oder künstlerische Redeweise, als ein rhetorischer und poetischer Tropus gilt, vielmehr eine naturgemäße und naturnotwendige Ausdrucksweise ist, daß das Metaphorische nicht nur in der Sprache, sondern in unserm ganzen geistigen Leben von hervorragender Bedeutung ist, daß die Synthese des Innern und des Außern, die Erinnerung des Außern und die Verkörperung des Geistigen, der notwendige Ausdruck unsers geistlichen Wesens ist. Das Metaphorische, in welcher Form es sich auch kundgiebt, ist der naturgemäße Ausfluß jener zentralen Nötigung unserer ganzen geistigen

Existenz — nennen wir sie das Anthropozentrische — diese selbst zum Maße aller Dinge zu machen, das Äußere, also das an sich Fremdartige durch das einzig voll Bekannte d. i. eben unser eigenes inneres und äußeres Leben uns zugänglich, begreifbar zu machen und andererseits unser Inneres mit allen seinen Regungen, Gedanken und Empfindungen auszugestalten in der Sprache und in der Kunst, in der Religion und in der Philosophie.“

So Biese. Um nun zu einem richtigen Verständnis des Metaphorischen anzuleiten, geht er die vornehmsten Ansichten über die Metapher kritisch durch. Resultat: ganz richtig hat bereits Aristoteles das Wesen des Metaphorischen in der Analogie, in der Proportion gefunden, auch in der Verwendung des Begriffs der Lebensbethätigung, der *ἐνέργεια* den Kern der Sache getroffen; aber der Philosoph denkt seine Gedanken nicht zu Ende, und in der Folgezeit ist das Richtige teils ganz verloren gegangen, teils durch Einmischung unklarer Vorstellungen verdunkelt. Die Erklärung der Metapher als eines zusammengezogenen Gleichnisses lehnt Biese ab, da sie das Wesen nicht treffe. Ganz recht. Sie schiebt die Frage nur um eine Stufe zurück. Denn auch das Gleichnismachen ist aus der geist-leiblichen Natur des Menschen zu erklären, die das Geistige versinnlicht und das Sinnliche vergeistigt; alle Formen der Lehre von den Tropen und Figuren laufen darauf hinaus, die Körperwelt zu beseelen und das Geistige zu verkörpern. Aber die Zurückführung der Metapher auf das zu grunde liegende Gleichnis hat so zu sagen prophylaktischen Wert, in allen den Fällen nämlich, in denen die Metapher als solche nicht mehr gefühlt oder schwer erkannt wird. Es scheint mir das namentlich auf religiösem und philosophischem Gebiete wichtig, damit uns nicht statt des Begriffes ein Bild untergeschoben werde. Anschauungen ohne Begriffe sind blind.

Nach Beantwortung der Frage: was ist metaphorisch? geht der Verfasser dem Metaphorischen nach in der kindlichen Phantasie, in der Sprache, im Mythos, in der Religion, in der Kunst (den fixierenden wie den transitorischen Künsten) und in der Philosophie. In allen sechs Kapiteln findet sich viel Geistvolles und Lehrreiches. Gerade die Lehrer des Deutschen werden sie mit großem Vergnügen und Nutzen lesen. Biese ist immer mit ganzem Herzen und reiner Begeisterung bei der Sache; er hat eine frische, lebhaft und oft bestridende Art zu schreiben. Um so schwieriger, aber auch um so notwendiger ist die Kritik. Ich erlaube mir gegen das 4. und 6. Kapitel, das Metaphorische in der Religion und Philosophie, einige Bedenken anzudeuten.

Biese huldigt, wenn mich nicht alles täuscht, einem idealistischen Monismus oder Pantheismus, wie ihn neuerdings Paulsen mit Erfolg

vertritt. Vergl. die Grundzüge Nr. 1—3 S. 239 der Einleitung in die Philosophie und die metaphysisch-psychologischen Sätze 1—6 S. 195 der Ethik. Diese philosophische Grundanschauung ist mit ihrer parallelistischen Theorie der weiten Ausdehnung des Metaphorischen äußerst günstig. Ich stehe ihr skeptisch gegenüber.

Ob das Metaphorische eine Grundform gerade der menschlichen Vernunft ist, bezweifle ich. Die Vernunft als das Vermögen der Ideen, der Verstand als das Vermögen der Begriffe, sie mögen ohne Anschauungen leer sein; aber ihren rechten Gebrauch metaphorisch zu nennen, scheint mir doch eine bedenkliche Erweiterung des Begriffes „metaphorisch“ zu sein. Ur- und Stammsitz der Metapher ist die Phantasie, und so wenig wir in der Philosophie ohne Phantasie auskommen, so vorsichtig hat der Philosoph in ihrer Anwendung zu sein. Es ist doch übel, wenn der Philosoph ganz zum Dichter wird. Auch die Analogie kann, behutsam angewandt, als Leitfaden zur Auffindung neuer Wahrheiten dienen; als einem Erkenntnisprinzip kann ich ihr nicht das Wort reden.

Daß die Anfänge der griechischen Philosophie in der Poesie liegen und daß bei ihrer Ausbildung die Phantasie wesentlich mitgewirkt hat, wird niemand leugnen. Ebensovienig, daß sich Bilder und Gleichnisse in den Schriften aller Philosophen alter und neuer Zeit finden. Wer auf die Metaphernjagd geht, wird dies Edelwild auch da aufspüren, wo es dem harmlosen Spaziergänger nicht begegnet. Aber die Geschichte der griechischen Philosophie zeigt das Bestreben, die Poesie zu überwinden und die Phantasiegebilde begrifflich zu fassen. Auch Platon ist keineswegs immer Poet, er scheidet bestimmt zwischen *μῦθοι* und *λόγοι*. Wenn Platon die sokratischen Begriffe zu Ideen hypostasiert, wenn er auf die Ideen, vorzüglich die Idee des Guten alles Schöne, Große, Hohe, das in seiner Seele lebt, überträgt: wollen wir das eine Metapher nennen? Sein großer Schüler Aristoteles sucht die unleugbaren Metaphern des Meisters zu zerstören, und wenn er selbst Stoff und Form ohne genügende Entfaltung des Unterschiedes zusammenschiebt, wenn er durch stete Einmischung seelischer Merkmale in die elementaren Vorgänge der Natur die rechte Erkenntnis für Jahrtausende verhindert, wenn er am letzten Ende, um den Ursprung aller Bewegung aus Gott abzuleiten, bei dem *κινῆσις ὡς ἐρώμενον*, also einer Metapher anlangt: so liegt darin der stärkste Antrieb zum Weiterforschen und zur Auflösung der Metapher in den Begriff. So überall, auch in der neueren Philosophie. Hütet euch vor der Metapher! Sie täuscht euch mit dem schönen Schein, sie verdeckt euch die klaffenden Risse in eurem Denken; Wissenschaft und Philosophie müssen der Metapher herzhast zu Leibe gehen, nicht aber die

letzten Gründe oder Abgründe mit einer metaphorischen Redewendung zu überbrücken trachten.

Noch ein Wort über die Metapher in der Religion. Ich verkenne das tief religiöse Gemüt Diefes nicht. Aber das oft wiederkehrende: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch“ scheint mir das feste Knochengerüst christlicher Lehre allzu sehr zu erweichen. Religion und Poesie sind auch mir Schwestern, aber zum Verwechseln ähnlich kommen sie mir nicht vor. Gewiß hat Jesus die Geheimnisse des Himmelreichs vielfach in Gleichnissen dargelegt, in Gleichnisreden ist er ein unübertroffener Meister; aber nicht immer und nicht alles hat der Herr in Gleichnissen oder Metaphern geredet. Schöpfung, Sündenfall, Wunder sind mir mehr als herrliche Gleichnisse und liebliche Poesie. Wiedergeburt und Auferstehung sind für mich so wenig metaphorische Redewendungen als die Worte beim heiligen Abendmahl „Dies ist mein Leib“ und als der Ausdruck „Gottessohn“.

Doch das sind grundverschiedene Überzeugungen, die hier eben nur angedeutet werden konnten. Sie hindern mich nicht, das Gute und Anregende in Diefes verdienstvollem Buche freudig anzuerkennen.

Blantenburg am Harz.

G. F. Müller.

Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag 1894. 124 S. Preis M. 1,50.

Die meisten Dichtungen unserer Zeit kommen aus leichtem Herzen. Um so mehr ist es unsere Pflicht, auf die wirklichen Dichter unserer Zeit nachdrücklich hinzuweisen. Einer der begabtesten und hervorragendsten unter diesen ist Wolfgang Kirchbach. Er gehört nicht zu denen, die an der Oberfläche der Dinge haften bleiben und uns in ihren Werken nichts weiter als eine gefällige Unterhaltung bieten, sondern wo wir ihm auch begegnen, überall steigt er in die Tiefe, und was er aus der Tiefe heraufbringt, dem weiß er wirkliche Gestalt zu geben. Seine gedankenkräftige Poesie ruht auf dem festen Grunde der Thatsachen, aber er ist nicht nur ein Wirklichkeitsdichter, sondern vor allem, und das unterscheidet ihn von den meisten unserer Realisten, ein Wirklichkeitsdichter. Er besitzt das, was den meisten Dichtern unserer Zeit fehlt und doch für den echten Dichter unentbehrlich ist: eine reiche, lebendige Phantasie und einen starken, entschlossenen Idealismus. Und das gerade brauchen wir in unserer Zeit des ödesten Verstandeskultus und des niedrigsten Materialismus. In dem vorliegenden Drama schildert er mit Meisterschaft den Untergang der idealen, reinen Welt des Sonnenreiches in Peru durch die Treulosigkeit der niedrigsten Gewinnsucht, wie sie uns in den



spanischen Abenteurern und vor allem in deren Führer Pizarro entgegentritt. Pizarro, der weder schreiben noch lesen kann, der einst in Spanien Schweinehirt war, den die Mutter am Kirchenthor ausgesetzt und den, wie seine Genossen behaupten, einst ein Schwein gesäugt hat, läßt den wehr- und schutzlosen Atahuallpa, den letzten Inka von Tavantinsuyu (d. i. Peru, Chile, Bolivia und Quito) gefangen nehmen und späterhin hängen, obwohl dieser das vertragsmäßig geforderte Lösegeld in ungemünztem Golde durch sein Volk hat herbeischaffen lassen und so die Freiheit hätte erlangen müssen. Unterstützt wird Pizarro in seinem ruchlosen Vorgehen namentlich durch den Vater Valverde, der alles anbietet, um den Inka zur katholischen Religion zu bekehren, freilich auch dabei nur von Gewinn- und Habsucht geleitet wird und wie Pizarro vor Verrat und Treubruch nicht zurückschreckt. Atahuallpa stirbt nicht ohne Schuld, da er, um das Reich zu retten, den rechtmäßigen Inka, seinen Bruder Huascar, vom Throne vertrieben und später heimlich getötet hat. Aber Huascar wird von Atahuallpa umsonst hingeopfert, das herrliche Sonnenreich mit seiner hochentwickelten Kultur kann der rasend gesteigerten Gewinnsucht der Spanier nicht widerstehen, das Edle erliegt dem Gemeinen, das Hohe dem Niederen und Rothen. Aber zuletzt, nachdem alle Frevelthaten vollbracht sind, sieht Pizarro die Soldaten gegen seinen Willen von Golbgier getrieben zur Leichen- und Tempelschändung schreiten, sodaß der Leichnam des Inka nicht einmal bestattet werden kann: da erkennt Pizarro den Fluch des Goldes, weicht entsetzt zurück und erhebt die Faust gegen die Tempelschänder mit den entrüsteten Worten:

Berruchte! Ist es dahin schon gekommen?!  
 Ist das das Ende dieser großen Thaten? —  
 Verflucht der Reichtum, der uns nur zerstört  
 Und ohne Segen uns zermalmen wird!  
 Wenn das geschehn kann, was kann nicht geschehn?  
 Ich will nicht Schuld an diesem Frevel sein!  
 Ich nicht! Das ist die geile Gier des Goldes —  
 Und bricht der ganze Bau des Reichs zusammen  
 Mit diesem blassen Toten, der gerecht  
 (angstvoll) Gerichtet ward, so will ich doch nicht schuld sein  
 An der Berruchteit dieses schänden Goldes.

Und mit den Worten des Dichters Tschumbo, der auf der Freitrepppe mit aufgehobenen Händen auf den Inka weist:

Wo werden wir den Heil'gen nun bestatten,  
 Wo wird der Sonnensohn die Ruhestatt finden?

schließt das Stück.

Das Drama steigert sich von Akt zu Akt zu großen Wirkungen, und der eigentliche dramatische Aufbau erscheint, soweit man dies nach bloßem

Lesen beurteilen kann, wohl gelungen. Das Werk enthält tief poetische Szenen, die des Kontrastes wegen stellenweise von weniger poetischen abgelöst werden. Ein großer einheitlicher Zug geht durch das Ganze; die Handlung bewegt sich mit wirklicher Kraft vorwärts. Auch der Vers ist fast immer glücklich behandelt, die Sprache ist frei von Phrase und taubem Geröll. Ganz besonders fesselt uns aber die tiefe Symbolik des Ganzen: Wo kann die Idealwelt unsers Herzens, die sich in der höchsten Sittlichkeit, in der reinsten Entfaltung des religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens offenbart, eine Stätte finden gegenüber den andringenden wilden Mächten des Mammonismus und Materialismus? Dazu kommt die durch die wunderbare Welt des Sonnenreiches und seines seltsamen Kultus, die Sonnenmädchen u. s. w., und durch die peruanische Landschaft, die gewaltige Gebirgsnatur der Anden u. s. w. belebte Scene: das alles vereinigt sich zu einer mächtig anregenden und fesselnden Wirkung. Und gegenüber den stahlharten Charakteren der Spanier hebt sich die sanfte und gemüthstiefe Gestalt der Kaiserin Tschute, der Gemahlin Atahualpas, um so anmutiger und ergreifender hervor. Der Dichter hat mit diesem Werke einen glücklichen Wurf gethan, und wir können nur wünschen, daß sich unsere Bühne solcher Stoffe bemächtige. Das ist der Weg, der beschritten werden muß, wenn wir zum Höchsten und Vollendetsten in unserer Kunst und damit in unserem gesamten Geistesleben vordringen wollen.

Dresden.

Otto Lyon.

Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Mit einem einleitenden Vortrage über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. Zweite, vermehrte Auflage. Plauen i. V. Neupert 1894. XII, 194 S. Preis M. 1,50.

Eine köstlichere Gabe für den Weihnachtstisch als Dungers Kinderlieder kann man sich kaum denken; denn was könnte unseren Kindern und auch den Erwachsenen Besseres geboten werden, als die aus dem Munde des Volkes hervorquellenden Lieder und Tanzgesänge, die von unsern Kindern sofort wieder in die Wirklichkeit umgesetzt werden und ihrer Phantasie und ihrem Gemüthsleben reiche Nahrung nicht nur, sondern auch Gelegenheit zur Bethätigung, gleichsam zur Übung und Ausbildung geben? Und noch dazu, wenn diese Lieder von solcher Hand gesammelt werden, von der Hand eines Meisters auf dem Gebiete volkstümlicher Sprachkunde, von der Hand des Mannes, der mit unerschrockenem Mute, allen Feindseligkeiten einer absterbenden Geisteswelt zum Troß, das Banner des Sprachvereins hochhält und für die Wiedererweckung deutschen Lebens und deutschen Geistes mit immer wachsendem Erfolge

kämpft. Und nicht nur die zahlreichen Liedchen und Spiele selbst erfreuen unser Herz, auch die philologischen Anmerkungen und besonders die vortreffliche Einleitung zu dem Büchlein, in der so viel Geistesfrischendes und Herzbelebendes in einer anmutigen Form gesagt wird, sind ihres wissenschaftlichen Gehaltes wegen, der die ganze Schrift in eine höhere vornehme Atmosphäre hebt, von hervorragendem Werte. Jeder Gebildete kann an der Hand dieses Buches tiefe Blicke in unser Volksleben thun. Und wir müssen wünschen, daß jeder Deutsche mit seinem Volkswesen sich innig vertraut macht. Hier findet er reiche Gelegenheit dazu. Darum sollte es keine deutsche Familie geben, in der diese Schrift nicht zu finden wäre. Was uns ein Dunger bietet, kann nur gut und vortrefflich sein.

Dresden.

Otto Lyon.

**Gotthold Klee, Das Buch der Abenteuer. Fünfundzwanzig Geschichten, den deutschen Volksbüchern nach erzählt. Mit 16 Abbildungen. Gütersloh, E. Bertelsmann 1894. 592 S.**

Es sind natürlich alte deutsche Geschichten, zum größten Teile den sogenannten deutschen Volksbüchern entnommen, die hier der vortreffliche Erzähler der deutschen Jugend zu Weihnachten darbietet. Daß diese Geschichten, so wie Klee sie ausgewählt hat, ihres frischen deutschen Sinnes und Lebens, ihres Humors, ihrer sinnigen Poesie oder ihres sittlichen Gehaltes wegen von bleibendem Werte sind, das dürfte wohl niemand in Abrede stellen, der in diesem prächtigen Buche liest. Fortunat und seine Söhne, die schöne Melusine, die schöne Magelone, die Schilbbürger, die vier Haimonskinder, Till Eulenspiegel, der gute Gerhard von Köln, Herzog Ernst, die sieben Schwaben, Otto mit dem Barte u. a. u. a. ziehen an uns vorüber, und wir werden von dieser köstlichen deutschen Welt innig ergriffen und gepackt. Es wird uns wohl ums Herz, wenn wir in dem Buche lesen. Und ich dünkte, das wäre unserer heutigen Welt recht dringend nötig, in ihrer Unzufriedenheit und Zerissenheit, in ihrer Selbstsucht und unbefriedigten Geldgier. Das ist auch ein Kampf gegen den Umsturz, wenn jemand danach strebt, solche Gedanken und Geschichten in unsere Kinderherzen einzupflanzen; die Erinnerung an solche edle und wahrhaft erquickende Jugendlektüre giebt einen hellen Schein fürs ganze Leben. Darum Dank dem unermüdblich thätigen Verfasser, der hier wieder unserer Jugend etwas darbietet, das nach Form und Inhalt echt und könnig ist, eine gesunde Nahrung für Herz und Geist.

Dresden.

Otto Lyon.

Gotthold Klee, Tieds Leben und Werke. Meyers Volksbücher 1028. 1029. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 95 S. Preis M. 0,20.

Die Lebensgeschichte Tieds, die Klee seiner großen Tiedausgabe vorausgeschickt hat, erscheint hier in einem für weitere Kreise berechneten Sonderabdruck in Meyers Volksbüchern. Wir können nur wünschen, daß dadurch eine größere Bekanntheit unseres Volkes mit dem Schöpfer und Meister des deutschen Kunstmärchens und der deutschen Novelle herbeigeführt werde. Möchte daher dieses Schriftchen die weiteste Verbreitung finden. Klee hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst, und die ganze Tiedsche Geisteswelt tritt in dem Büchlein in lebendiger Gestalt in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung vor unser geistiges Auge.

Dresden.

Otto Lyon.

Hermann Unbescheid, Mein Heim in Liedern. Dresden, Barnack u. Lehmann. 199 S.

Vielen ist Hermann Unbescheid als tüchtiger Gelehrter bekannt; aber wir besitzen in ihm auch einen feinsinnigen Poeten, der gerade in dem vorliegenden Werke anmutige und zu Herzen bringende Töne gefunden hat. Formgewandt und innig empfunden stellen sich uns seine Dichtungen dar, und der Stoff, den er gewählt, ist ja die reinste und tiefste Quelle alles Menschenglücks: unser Haus, unser Heim. Schon durch diesen Stoff erhebt sich Unbescheids schöne Gabe bedeutsam über die Durchschnittsware unserer Tage, aber auch die Behandlung ist mit geringen Ausnahmen eine recht glückliche. Hier eine Probe:

Wie Gott es will!  
Drum sei nur still —  
Denk auch dabei:  
Wir sind ja zwei.

Drückt schwer die Pein  
Die Seele dein,  
Tritt her zu mir,  
Ich trag' mit dir!

Und kehrt das Glück  
Nicht mehr zurück,  
Wir warten still —  
Wie Gott es will!

Und noch eine zweite:

Am Teich stolziert der Störche Schar  
Und lübet lähnen Flug:  
Vor Freuden ruft das Mädchenpaar:  
„So steht's im Bilderbuch!“

Das Büchlein aber denkt bei sich:  
„Heut' werd' ich fragen frei!  
Sag, Mütterchen, wer brachte mich?  
Ist auch der Storch dabei?“

„Ich glaub', es war der große dort?“  
 Die Mutter spricht's und lacht,  
 „Solch einen Duden hätte fort  
 Ein Schwächerer nicht gebracht!“

Der große aber klappert laut  
 Und hebt die Flügel hoch —  
 „Ja, Mutter, du hast recht geschaut,  
 Denn sieh, — er kennt mich noch.“

So seien diese anmutigen Gedichte, die den Herzensbund zweier Liebenden, ihr Glück und Wehe am eignen Herde, das heimatliche Dorf und die ewige Heimat in innigtrauter Weise besingen, allen aufs beste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

Heinrich Löbner, Winter Sonnenwende. Erzählung aus den Kämpfen der Sachsen um Heimat und Glauben. Mit 5 Autotypien nach Originalen von Hans Vooschen. Berlin, Herm. J. Meidinger. 202 S. Preis geb. M. 3.

Heinrich Löbner schildert in diesem Roman mit großer historischer Treue, die auf gründliche altdeutsche Studien schließen läßt, wovon auch die Anmerkungen zeugen, den letzten Aufstand der Sachsen gegen Karl den Großen. Die Sprache zeigt altdeutsche Wucht, kraftvolle Stabreimformeln und durchweg einfachen und klaren Bau. Der Dichter hat den spröden Stoff mit großem Talent zu einem ergreifenden Gemälde jener Zeit gestaltet. Das Vorbild Gustav Freytags ist nicht zu verkennen, aber doch ist der Dichter keineswegs ein Nachahmer, sondern weiß aus seinem Eignen zu schöpfen. Das Werk verdient Beachtung und eignet sich zum Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend.

Dresden.

Otto Lyon.

G. Berlit, Worte der Liebe und Dankbarkeit am Sarge des verehrten Lehrers Dr. Rudolf Hilbrand, ord. Professors der neueren deutschen Litteratur und Sprache, gesprochen in der Universitätskirche zu Leipzig am 30. Oktober 1894. Als Handschrift gedruckt für Freunde des Heimgegangenen.

Aus innerstem Herzen quellende, tiefempfundene Worte widmete G. Berlit, einer der ältesten und begabtesten Schüler Hilbrands, der dem Verstorbenen durch innige Freundschaft verbunden war, bei der Trauerfeier in der Universitätskirche dem geliebten Lehrer und Freunde. Den Gefühlen, die uns alle beim Tode Hilbrands bewegten, hat er einen so vollendeten Ausdruck gegeben, daß alle Schüler, Freunde und

Anhänger Hildebrands ihm dafür zum wärmsten Danke verpflichtet sind. Wir heben daraus hier die herrlichen Schlussworte hervor: „Eine himmlische, hehre Göttin war Dir die Wissenschaft, und nie hast Du durch Selbstsucht ihren Dienst entweiht. Der Schild Deiner Ehre blieb rein und ohne Makel. Wenn einer, durftest Du mit Lessing von Dir sagen: „Die Ehre habe ich nie gesucht“ — die Ehre, die, nur ein schimmerndes Festkleid, dem wahren Wesen angeborenen Menschenadels nichts zufügt.

So steht Dein Bild vor uns, Deinen Getreuesten; so wird es in uns fortleben!

Wie ein Held hast Du gekämpft, treu ausgeharrt auf Deinem Posten. Leise umschwebte schon oft der Todesengel Dein Haupt; da ist er denn genahet als milder Friedensbote, mit sanftem Gruße Dich hinüberraufend in Deines Geistes wahre Heimat. Seiner irdischen Hülle ist draußen das Grab bereitet, und die Geister der vor Dir geschiedenen Lieben empfangen Dich. Verklungen ist das ehrenreiche Lied von dem thatenvollen Leben des Heimgegangenen; es gilt den letzten Scheidegruß:

Habe Dank, Du lieber Mann, der uns für die verborgene Pracht unserer Muttersprache Herz und Sinn erst voll erschlossen, für die ewige Schönheit unserer Dichtung uns begeistert, all die Heiligtümer unseres Volkes geehrt und gehütet hat; dessen Herz ohne Falch war und überquoll von Liebe — zu den Seinen, seinem Volke, der Menschheit; dessen Menschlichkeit geläutert und verklärt war von der Weihe eines männlich durchkämpften Lebens, das, vollgenossen, am Ziele der Laufbahn harmonisch verklungen ist!

Derselbe Geist, der Deine edle Persönlichkeit erfüllte, lebt auch in Deinen Schriften; durch sie ist der Kreis Deiner Schüler weit über die Grenzen der Heimat gewachsen: in allen deutschen Gauen trauern deutsche Lehrer um den Hingang ihres Meisters.

An der Bahre solch eines Mannes ziemt uns nicht Klage. Der tapfere, hoffende, gläubige Sinn, der ihn über schwerstes Leid erhob, wird auch von unserer Seele die bleierne Schwere nehmen, mit der der Schmerz des Verlustes sie jetzt bedrückt. Sein Leben, sein Leiden und Sterben weist uns auf den rechten Trost in den herrlichen Worten unseres großen Dichters:

„Des Lobes rührendes Bild steht  
„Nicht als Schreden dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.“

Dresden.

Otto Lyon.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

## Die Hans Sachs-Feier in Nürnberg.

Von Theodor Gampe in Nürnberg.

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt  
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen,  
Denn groß zu sein, ist wenigen gegönnt.

Grillparzer.

Glückliches Nürnberg, das seine großen Söhne so zu ehren weiß, wie es den alten Hans Sachs bei der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages geehrt und gefeiert hat! Freilich, wie hätte die Vaterstadt zurückstehen dürfen, da sich Alldeutschland rüstete, den 5. November festlich zu begehen, sei es auch nur durch Theatervorstellungen zum Gedächtnis des Dichters, da selbst aus Wien die Nachricht von festlichen Veranstaltungen zu Ehren des Tages gekommen war, die allerdings eine gewisse politische Tendenz unschwer erkennen ließen — kann es doch kaum einen deutsch-nationaleren Dichter geben als den Nürnberger Schuhmacher und Poeten. Aber die liebevolle und sorgfältige Art, in der Nürnberg sich die Ehrung Hans Sachsens hat angelegen sein lassen, wie man es hier verstanden hat, den Geburtstag des Dichters zu einem Festtag für jung und alt, zu einem wahren Volksfest zu gestalten, dazu bietet die Geschichte der Jubiläen sicherlich nicht viele Parallelen; das hat wieder gut gemacht, was vergangene Jahrhunderte durch Achtlosigkeit oder Mißachtung gegen den großen Volksdichter verschuldet hatten, und wird der Stadt Nürnberg selbst zu dauerndem Ruhme gereichen.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, wie viel dabei der umsichtigen Thatkraft des Nürnberger I. Bürgermeisters, Dr. von Schuh, zu verdanken ist. Auf seinen Ruf war bereits zu Beginn des Jahres ein Festausschuß von über 100 Mitgliedern zusammengetreten, der seitdem in einer Reihe von Kommissionsitzungen für einen guten Ausfall und Verlauf des Festes in allen seinen Teilen thätig gewesen war. Die erste Frucht dieser Vorbereitungen war die populäre Festschrift, welche der Nürnberger Stadtarchivar, Dr. Ernst Mummenhoff, im Auftrage der Stadt verfaßt hatte und die bereits einige Wochen vor dem 5. November zur Ausgabe gelangen konnte: eine kurzgefaßte Biographie des Dichters, so recht aus dem Vollen einer gründlichen Kenntnis der Nürnberger Geschichte und der Renaissancekultur heraus geschöpft. Die Gefühlswärme und der Schwung der Darstellung, dazu der reiche bildliche Schmuck, der nur durch das hochherzige Entgegenkommen der rühmlichst bekannten Kunstanstalt von Ernst Rißter, ohne den Preis des Buches zu verteuern, be-

schaft werden konnte, das alles macht das treffliche Werkchen, wie es seine Bestimmung sein sollte, zu einer Volksschrift in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes.

Etwas länger ließ das schwere Geschütz, die im Auftrage der Stadt Nürnberg von Herrn Reallehrer A. L. Stiefel herausgegebene wissenschaftliche Festschrift, auf sich warten, erschien aber doch noch rechtzeitig zum Jubiläumstage und liegt heute, ein stattlicher Band in Großoktav, den Fachgenossen zur Besprechung und Kritik vor. Die gesellschaftliche Stellung des Dichters erklärt es zur Genüge, daß über seine Lebensschicksale nur verhältnismäßig wenige authentische Nachrichten auf uns gekommen, wir auch Hans Sachs gegenüber, wie bei so manchem andern Vorkämpfer im Streite der Geister, dessen wahre Bedeutung erst eine spätere Zeit erkannte, in der Hauptsache auf seine eigenen Schriften als die wichtigste Quelle für seine Biographie angewiesen sind. Je geringer die Hoffnung ist, daß diesem Mangel noch einmal durch einen bedeutenderen archivalischen Fund in befriedigender Weise abgeholfen werde, um so dankbarer müssen wir jede kleine Förderung unserer Kenntnis von Hans Sachsens Lebensumständen und der Beziehungen zu seinen Zeitgenossen anerkennen. So ist denn in den „Hans Sachs-Forschungen“ — dies ist der Titel der wissenschaftlichen Festschrift — mit Recht dem Aufsatze von Viktor Michels, der uns Hans Sachs als treuen Freund des Nürnberger Patriarchen Niclas Braun kennen lehrt, der erste Platz eingeräumt. Es folgen Abhandlungen von A. L. Stiefel, Edmund Goetze, Karl Drescher, Hermann Wunderlich, Wolfgang Goltner, Charles Schweizer und Max Herrmann, welche die Werke des Hans Sachs zum Gegenstande haben, der Klarlegung des Verhältnisses der Handschriften und ersten Ausgaben unter sich und zu einander, der Lösung metrischer Fragen und namentlich der Fragen nach den Quellen des Dichters und seiner Abhängigkeit von diesen Quellen gewidmet sind. Eine Reihe weiterer Aufsätze von Ernst Mummenhoff, Friedrich Reinz, Ernst Martin und Theodor Hampe befaßt sich mit der Erscheinung des Meistergesangs und bringt neue Nachrichten über die holdselige Kunst und ihre Vertreter, namentlich aus der Zeit des Hans Sachs, bei. Dem Ganzen hat Karl Weinhold einen Geleitsbrief in Form eines Vorwortes beigegeben, der hoffentlich seinen Zweck, das Buch sicher in die meisten Bibliotheken des In- und Auslandes gelangen zu lassen, nicht verfehlen wird.

Auf die übrigen neuen Erscheinungen der Hans Sachs-Litteratur, welche das Jubiläumsjahr gezeitigt hat, hier einzugehen, muß ich mir leider versagen, denn nur von den Ehrungen, welche Nürnberg und seine Bewohner ihrem Dichter haben zu teil werden lassen, soll auf diesen Blättern die Rede sein.



Hand in Hand mit dem regen Anteil, der seitens der städtischen Behörden dem Gedentage entgegengebracht wurde und der sich in den besprochenen beiden Schriften ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, ging von vornherein das Interesse, das Private an dem alten Dichter und seinem Ehrentage nahmen. Es äußerte sich nicht nur durch Zeichnung größerer und kleinerer Geldsummen, wodurch der aus öffentlichen Mitteln gewährte Kredit zur Bestreitung der Kosten des Festes die wirksamste Unterstützung erhielt, es dokumentierte sich namentlich auch auf künstlerischem Gebiete. Unter den Kunstblättern, die zu Ehren des Hans Sachs erschienen, sei vor allem auf die vortrefflichen Reproduktionen eines in Zeichnung, Farben und sinniger Erfindung gleich vollendeten Blattes von Karl Hammer, dem Direktor der Nürnberger Kunstschule, unter den Hervorbringungen der Plastik besonders auf die von dem Bildhauer Hermann Schönau geformte Büste des Dichters, sowie auf die von der Bauerschen Münzanstalt ausgegebenen Jubiläumsmedaillen hingewiesen. Und selbst auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, ja des Handwerks waren die Wirkungen des herannahenden Festes früh zu verspüren: immer häufiger begegnete der Blick in den Schaufenstern der Hauptstraßen der ehrwürdigen Gestalt, dem freundlich-klugen Gesicht des wackeren Meistersingers.

So war der 4. November, an dem bereits eine Vorfeier stattfinden sollte, herangekommen und die Straßen begannen sich in Erwartung des historischen Festzuges, der als Glanzpunkt der Hauptfeier für den morgigen Tag geplant war, mit Blumen und Kränzen, mit Fahnen und Teppichen und bunten Bändern zu schmücken. Nürnberg im Festgewandel. Der Anblick allein wäre schon eine Reise wert gewesen, ohne die reichen Genüsse, die das von der bewährten Hand des Professors Friedrich Wanderer reizvoll ausgestattete, gedruckte Festprogramm den Begeisterungsfähigen, den Schaulustigen, den Freunden der edlen Frau Musica noch fernerhin verhieß. Auch der Himmel machte ein zwar ernstes, aber doch nicht übelgelauntes oder gar erzürntes Gesicht, wie man es gegenüber der Kühnheit, zu so vorgerückter Jahreszeit ein Volksfest mit feierlichem Umzug abhalten zu wollen, wohl etwa hätte erwarten können; und so waren denn von nah und fern die Fremden scharenweise — ihre Zahl wird auf über 100 000 angegeben — in die Mauern der alten gastfreien Stadt an der Pegnitz zusammengeströmt, um mit den fröhlichen Nürnbergern das schöne Fest gemeinsam zu begehen. Nur die Journalisten und Zeitungsreporter haben bei der raschen Folge aller der Festlichkeiten, die sich in dem kurzen Zeitraum von wenig mehr als vierundzwanzig Stunden zusammengedrängten, einen schweren Stand gehabt und manch einen hat man in komischer Verzweiflung über „saure Feste“ klagen hören können.

Das Stadttheater eröffnete am Abend des 4. November die Vorfeier mit der Aufführung des von Rudolf Genée für diesen Tag gedichteten Festspiels „Der junge Meister“, das durch einen Prolog und das Hans Sachs'sche Spiel: „Frau Wahrheit will niemand herbergen“ in leichter Modernisierung eingeleitet wurde und mit einer hübschen Apotheose des alten Meisters schloß. Das Genéesche Festspiel selbst war wegen seiner ausgesprochen protestantischen Tendenz in Berlin bekanntlich nicht zur Aufführung angenommen worden. Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß es nahezu unmöglich ist, Hans Sachs in richtiger Weise zu feiern, ohne seiner Verdienste um das urdeutsche Werk der Reformation in erster Linie zu gedenken, und daß es namentlich dem Festspieldichter, der uns ein Lebensbild Hans Sachsens in dramatischer Form vorführen möchte, nicht verdacht werden sollte, wenn er dazu diejenige Episode aus Hans Sachsens Leben wählt, die sich zur Dramatisierung am besten, ja einzig und allein eignet, wenn er in den Mittelpunkt seines Stückes den Anteil des großen Volksdichters am Reformationswerke und den Konflikt, in den derselbe durch seinen Eifer für Luthers gerechte Sache mit dem Rat seiner Vaterstadt geriet, stellt. Dieser Konflikt, der allerdings nicht von langer Dauer oder gar tragischem Verlaufe war, knüpfte sich bekanntlich an die Veröffentlichung des Wüchleins „Ein wunderliche Weissagung von dem Papstumb“, zu dem der berühmte Prediger bei St. Lorenz, der Eiferer Andreas Diander, die Vorrede, Hans Sachs die nötige Zahl streitbarer Verse geschrieben hatte, wodurch er sich vom Rat eine ernste Zurechtweisung unter Androhung von Strafe bei ähnlichen Vorkommnissen, die den religiösen Frieden zu gefährden geeignet seien, zuzog. Es lag nahe, dieses Motiv mit dem zweiten eines kleinen häuslichen Krieges zu verbinden, der seinen Grund in den gleichen Vorgängen hat. In geschickter Weise hat Genée beide Motive miteinander zu verflechten gewußt, und dem Ganzen erst dadurch eigentlich dramatisches Leben und Charakter verliehen. Ob sich freilich dieses Lebensbild Hans Sachsens auch über das Hans Sachs-Jahr hinaus auf unseren Bühnen halten wird, muß dahingestellt bleiben. Denn trotz der lobenswerten Eigenschaften, die das Festspiel aufweist, war es am 4. November — das ließ sich unschwer verkennen — doch vornehmlich die Weihe des Tages, die den Erfolg bedingte und dem Dichter zum Hervorruf und zu den durch seine liebevolle Hingabe an die Sache wohlverdienten prächtigen Vorbeerkränzen verhalf.

Inzwischen wogten in den Hauptstraßen und -gassen der Stadt dichte Menschenmassen, die alle dem Spitalplatz zuströmten, wo bei festlicher Beleuchtung am Fuß des ehernen Dichtermontments eine feierliche Ehrung stattfinden sollte. Der kleine Platz, sonst einer der stillsten und

unansehnlichsten in Nürnberg, war wie durch Zauberkraft verwandelt. Die hohen Giebelhäuser ringsum erstrahlten bis unter das Dach hinauf von Lichterglanz, und in den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf. Einen wunderbar magischen Anblick bot namentlich die imposante Synagoge, deren Hauptbaulinien durch die Anordnung von Hunderten kleiner gelber, roter und grüner Lämpchen wirksam hervorgehoben wurden. Drunten auf dem Platze selbst aber umgab eine vieltausendköpfige, buntgemischte Menge in seltener Einmütigkeit das Denkmal des Dichters, das, von einer Laube überwölbt, durch Beschadeln auf mächtigen Randelabern weithin sichtbar gemacht worden war. Das Haupt des alten Poeten schmückte ein Rosenkränzlein, wie solche die Meisterfinger wohl bei ihren Zusammenkünften aufzusetzen pflegten.

Und nun begann die eigentliche Ovation. Unter den Klängen der Musik zogen mit bunten Lampions die Sänger heran und eröffneten die Feier mit dem Liede „Des Sängers Heimat,“ wobei, ebenso wie während der weiter folgenden Vorträge, auf dem ganzen Platze eine musterhafte Stille herrschte. Nur aus den anstoßenden Gassen drang das Geräusch der schiebenden und geschobenen Menschenmassen wie entferntes Meeresbrausen dumpf herüber. Dann suchte der Festredner (Magistratsrat Barbed), in Folge der Ungunst des Platzes leider nur den Näherstehenden ganz verständlich, in begeisterungsvollen Worten die Versammelten im Geiste zurückzuführen in jene alte kräftige Zeit, welcher wir unseren Hans Sachs verdanken, in jenes Nürnberg der Vergangenheit, wo „mit Kunst, Kunsthandwerk und Poesie im Verein einher gingen blühender Handel, freie Wissenschaft und Forschung, Wohlstand und Bürgertugend. Alles wohlgebeidend unter dem Schutze starker Mauern, unter der Hut eines wohlgeordneten Regiments“; und ihm, dem alten Nürnberg, dieser Pflanzschule der edelsten Geister, galt auch des Redners Hoch, in das die Menge jubelnd einstimmte, während gleichzeitig rasch entzündete bengalische Feuer den Platz mit ihrem rosenroten Schein übergossen. Mit dem Vortrage des Gesanges: „Deutschen Mannes Lied und Wort“ schloß die erhebende Feier auf dem Spitalplatz. Der Abend vereinigte noch die Mitglieder des Festkomitees mit den auswärtigen Gästen und den Sängern in einer Saale des Hotels zum Adler, wo es gleichfalls nicht an Reden und Gesangsvorträgen Alt-Nürnberg und seinem großen Sohn zu Ehren gefehlt hat.

Trug die Vorfeier des 4. November, wie schädlich, in ihrem ganzen Verlaufe mehr den Charakter des Unmittelbaren, Inoffiziellen, so war namentlich dem Hauptfeste im großen Rathhause, mit dem die Reihe der Festlichkeiten am 5. November, Hans Sachsens vierhundertjährigem Geburtstage, eröffnet wurde, ein gewisser feierlicher Ernst eigen.

Dazu mußte schon die Örtlichkeit beitragen, die mächtige, altehrwürdige Halle, deren eine Längswand noch Fresken von Albrecht Dürers Hand schmücken. Nachdem die zu der Feier Geladenen, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, darunter auch der Regierungspräsident von Mittelfranken, Excellenz von Benetti, erschienen waren und die für sie reservierten Plätze eingenommen hatten, stimmte ein kräftiger Männerchor, der Nürnberger Lehrerengesangverein, einen für diesen Tag von dem Stadtsekretär Markus Schäßler gedichteten, von Professor Oskar Wermann in Dresden in Musik gesetzten Hymnus an, dessen Soli bewährten Kräften anvertraut waren. Sobald die Klänge dieses weihewollen Liedes verrauscht, bestieg als erwählter Festredner der namhafteste Hans Sachs-Forscher der Gegenwart, Professor Edmund Goetze aus Dresden, die Rednerbühne, die hinter einer mächtigen lorbeerbekränzten Büste des Nürnberger Poeten errichtet worden war. Beginnend mit einer vergleichenden Gegenüberstellung der beiden Männer, die dem Nürnberg der Renaissance sein geistiges Gepräge verleihen, des Malers Albrecht Dürer und des Dichters Hans Sachs, entwarf Professor Goetze im weiteren Verlauf seines feinsinnigen und überaus klar disponierten Vortrags<sup>1)</sup> zunächst ein Bild derjenigen Zeit, in welcher Hans Sachs geboren wurde. Überall drängte sich Neues heran in Künsten und Wissenschaften, in Erfindungen und Entdeckungen. Neue Staatengebilde entstehen in anderen Kulturländern, nur nicht in Deutschland, da herrscht Unfrieden und Zwietracht allenthalben. Eine große Gefahr droht von Osten: die Osmanen bedrängen das Christentum; die christliche Kirche selbst aber sehnt sich nach einer Erneuerung an Haupt und Gliedern.

Aber es fehlte die That. Der Mann der That rang damals noch in einsamer Zelle um sein Seelenheil. Als er aber die zündenden Worte gesprochen hatte, die in ganz Deutschland so schnell bekannt wurden, als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen, da vertiefte sich Hans Sachs in seine Schriften und schloß sich dann Luther aus tiefster Überzeugung an. Sofort aber wollte er die Gedanken Luthers der großen Menge begreiflich machen und ward so zum mächtigen Helfer am Werke der Reformation.

Die dogmatischen Streitigkeiten freilich berührten ihn nie, aber die Durchtränkung des ganzen inneren Lebens mit christlichen Ideen, das praktische Christentum, das Luther forderte, das predigte Hans Sachs in allen seinen Dichtungen; er schilderte den Eigennutz, mahnte eindringlich, die Ehe heilig zu halten, und eiferte gegen Trägheit und Müßiggang.

1) Den folgenden Ausführungen liegt ein vom Redner selbst verfaßter Auszug des Vortrags zu Grunde. Auch die Rede selbst ist inzwischen im Verlage der Rawaschen Buchhandlung, Nürnberg, im Druck erschienen.

Wie Luther aber die Stürmer und Dränger zur Ruhe verweisen mußte, so that es auch Hans Sachs. Auch er bekämpfte die falsch verstandene Freiheit, forderte Achtung vor der Obrigkeit und konnte auf das erhebende Beispiel seiner Vaterstadt hinweisen, die Armen- und Krankenhäuser zum Gemeinnutz baute; nicht minder pries er die Majestät des Kaisers.

Hans Sachs hat die evangelische Lehre bis zum letzten Atemzuge vertreten, er erlahmte nie darin. Er war nicht ein Mann des Kampfes, wohl aber der zähen Ausdauer. So trat er ein für das, was er als recht erkannt hatte; so hat er die Interessen der Gegenwart stets und stündig im Auge behalten.

Dieselbe Teilnahme wendete Hans Sachs den politischen Dingen zu. Er vertrat des Kaisers und des Reiches Sache, besonders aber die seiner Vaterstadt, die unter dem Andringen des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach arg zu leiden hatte. Auch als Patriot kämpfte Hans Sachs bis in sein hohes Alter und rief mit kräftiger Stimme seine Mitbürger zum Wohle der Stadt auf.

Neben dieser religiös-politischen Mission hatte Hans Sachs aber, um mit Goethe zu reden, eine poetische Sendung. Zuerst als Meisterfinger, als welchen ihn bisher jedermann hat nennen hören, in neuester Zeit aber erst hat schätzen lernen. Wie sehr Hans Sachs Einfluß übte auf den Nürnberger Meistergesang geht am deutlichsten aus den Notizen seines Gemerzbüchleins hervor, das erst ganz neuerdings (von dem Redner selbst) in der Weimarer Bibliothek entdeckt worden ist. Nicht selten stammten alle Meisterlieder, die in einer Singschule vorgetragen wurden, von Hans Sachs; mit seinen Liedern rang man um den Davidsgewinn, um das Schullleinod, um den Kranz. Die Gefänge behandelten nicht bloß wie bis dahin Stoffe aus der Bibel, sondern auch aus der Sage und Geschichte, aus der alten und neuen, und endlich aus dem alltäglichen Leben. So erweiterte Hans Sachs den Stoffkreis und den Gesichtskreis seiner Schulfreunde.

Größer jedoch war die Wirkung seiner Spruchgedichte, sie wenden sich an das ganze Volk. Mit ihnen will er seine Zeit belehren, hier spiegelt sich das ganze lebensvolle 16. Jahrhundert vom Geringsten bis zum Höchsten. Und nicht etwa kunstlos sind seine Dichtungen den Quellen nachgeschrieben; eine eingehende Untersuchung gerade dieser Quellen, die in der neuesten Zeit mit gutem Erfolge in Angriff genommen worden, zeigt, wie kunstvoll Hans Sachs zu Werke gegangen ist. Diese Einblicke in des Dichters Werkstätte machen sein Bild nur immer bewundernswerter.

Durch seine vielgestaltige Thätigkeit ist er auch ein Erzieher seines Volkes gewesen, wie es wohl ein Tageschriftsteller im besten und edelsten

Sinne des Wortes sein soll. Dazu befähigte ihn sein umfassendes Wissen und die maßvolle Besonnenheit, mit der er über den Ereignissen steht. Dadurch beweist er in jener gärenden Zeit geradezu eine gewaltige Natur. Ferner seine Sprachgewalt: Hans Sachsens Sprache kommt an Fülle der Lutherischen gleich; vollständig erschöpft ist sie auch im Grimmschen Wörterbuche nicht. Erst die Vollenbung der kritischen Ausgabe seiner Werke, die in naher Aussicht steht, kann die Unterlage zu näheren Untersuchungen des reichen Hans Sachs'schen Wortschatzes gewähren.

Nach einer Charakterisierung der Sprache des Dichters wendet sich der Redner zum Drama. Auf diesem Gebiete ist Hans Sachs ein wirklicher Reformator geworden. Während es vor ihm nur kirchliche Spiele gab, erweiterte er auch hier den Stoffkreis und brachte Gestalten aus der Geschichte und deutschen Sage auf die Bühne; er läßt zum erstenmal den jugendlichen Helden aus dem Nibelungenliede, den „hürnen Seufrid“, auftreten. Dennoch ist Hans Sachs in diesen Dramen noch sehr in den Anfängen der Kunst stecken geblieben; niemand freilich verstand bis dahin den dramatischen Aufbau, und unbillig ist es, ihn mit dem Maßstabe späterer Zeit messen zu wollen. Den gleichzeitigen englischen Dramatikern aber kann er sich getrost an die Seite stellen. Und Shakespeare begann zu dichten, als Hans Sachs die Augen geschlossen hatte.

Im Fastnachtspiele jedoch ist er unbeschränkter Meister, da beherrscht er auch die Technik vollkommen. Jeder Zug dient da dem Ganzen, jede Handlung ist wohl vorbereitet, die Charaktere treten scharf in ihrer Eigentümlichkeit dem Zuschauer vor Augen. Auch da ist Hans Sachs, wie sein Jahrhundert überhaupt, lehrhaft; ohne Moral geht es bei ihm nun einmal nicht ab, der erzieherische Zweck liegt nicht nur im Stücke, er kommt überall zum besonderen Ausdruck.

Zum Schlusse entwirft der Redner ein Bild, wie Hans Sachs von seinen Zeitgenossen geehrt wurde. Denn es ist eine Sage, der selbst Goethe Vorschub leistete, Hans Sachs wäre bei Lebzeiten nicht anerkannt worden. Wie aber das Volk seine Dichtungen gern las, so erfreuten sich auch die Heroen des Reformationszeitalters, Luther und Melancthon, daran, so sprachen selbst gelehrte Herren von der Weisheitsfülle in den Schriften des einfachen Handwerkers mit Bewunderung. Es kann auf ihn angewendet werden das Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“.

Wenn Hans Sachs später mißachtet wurde, so geschah es unter dem Drucke der Auslandsucht. Sobald aber Deutschland sich wieder auf sein Volkstum befann, als Goethe die deutsche Litteratur von der Ausländerei befreite, da sang er zur Ehrenrettung des Hans Sachs, dieses „derbständigsten“ unter den derbständigen Menschen seiner Zeit,

wie Goethe sie vortrefflich nennt, und fand begeisterten Anklang. Und so ist auch nach den Siegen der Siebziger Jahre Hans Sachs seinen Landsleuten wieder in verdiente Erinnerung gekommen. Eine weithin mächtige Wirkung auf sein Volk hatte er erreicht, weil er die großen, die Zeit erfüllenden Grundgedanken in sich aufgenommen und sie dann seinen Zeitgenossen in poetischer Verkörperung vor Augen geführt hatte. Auch ihm hätte eine Stelle gebührt am Wormser Lutherdenkmal, wie Wilhelm v. Kaulbach ihm in seinem Reformationszeitalter einen Platz angewiesen hat.

So lange die Wirkungen der Reformation fühlbar bleiben, wird man auch von den Mitarbeitern am Werke der Reformation reden, und unter ihnen ist der besten einer Hans Sachs.

Durch diese Rede, von deren fesselnder Wirkung der vorstehende Auszug nur einen schwachen Begriff zu geben vermag, war nun in würdigster Weise der Boden bereitet worden für denjenigen Teil des Festprogrammes, der ohne Zweifel die meisten Opfer an Zeit und Geld gekostet hatte, die Erwartungen aller auf das höchste spannte, aber auch jedem, den sein Glück an diesem Tage nach Nürnberg geführt hatte, als ein leuchtender Lichtpunkt in der Erinnerung bleiben wird, für den historischen Festzug. In gehobener Stimmung und unter den Klängen des Festmarsches aus Lannhäuser verließ die dankbare Zuhörerschaft, die mit ihrem Beifalle nicht gefargt, den Rathausaal, um sich zu den Plätzen, welche die Fürsorge des hohen Magistrats den Festgästen, sei es an den Fenstern der städtischen Gebäude, zumal des Rathauses, oder auf einer der drei ganz in der Nähe errichteten Tribünen gesichert hatte, zu begeben. Man sah nicht mehr den grauen Himmel, der sich über Nürnberg spannte, man empfand nicht mehr die feuchte Kühle der Novemberluft, man fühlte sich für eine kurze Spanne Zeit völlig zurückversetzt in das kräftig pulsierende, warme Leben der Blütezeit deutschen Städtewesens und lebte ganz dem Genuße der farbensatten Bilder, die sich jetzt vor den bewundernden Blicken entrollten und in Nürnbergs Straßen, zwischen den malerischen alten Giebelhäusern mit ihren ragenden Wetterfahnen und hübschen Chörlein doppelt stimmungsvoll wirkten.

Die Idee, welche dem ganzen Festzug zu Grunde lag, stammte von dem Nürnberger Stadtarchivar Dr. Mummenhoff. Danach sollte derselbe eine Fuldigung des Hans Sachs durch die Stadt Nürnberg versinnbildlichen. Die Ausführung der einzelnen Gruppen war verschiedenen Nürnberger Künstlern anvertraut worden, die in Pracht und Geschmack der Ausstattung, wie der Anordnung miteinander gewetteifert hatten, sodaß es nicht leicht gewesen sein würde, zu sagen, wem unter ihnen die Palme zuerzuerkennen sei.

Die erste Gruppe, deren Mittelpunkt der Prunkwagen der Moris bildete, ward eingeführt durch einen Herold, durch Fanfarenbläser, Trommler und Pfeifer, Armbrustschützen, Landsknechte und Musiker. Die Göttin selbst thronte unter einer Rosenlaube, umgeben von den vier Haupttugenden, der Weisheit in schneeweißem Gewande mit einer Urkunde von klarem Golde in den Händen, der Gerechtigkeit, ganz in Grün gekleidet mit Schwert und Wage, der Wahrheit in Himmelblau mit der Sonne, vor der Vögel und Getier zurückschrecken, und der Stärke, mit einem Harnisch angethan und den stählernen Hammer wider alle Feinde schwingend — genau wie sie uns der alte Dichter selbst in seinem Lobspruch auf die Stadt Nürnberg beschrieben hat. Der Rat, das Patriziat und die ehrbaren Geschlechter folgten den Wagen; ihnen schlossen sich die Meisterfinger mit ihrer Fahne, jeder ein Ehrenkränzlein auf dem Haupte, an.

Dann kam der Wagen der Schauspieler mit der unter einem Baldachin thronenden Frau Wahrheit und wiederum berittene Ehrbare, ferner die Meister und Gesellen des Schuhmacherhandwerks, mit ihrer Lade dem reich verzierten und von zwei Weibrauch spendenden Radelabern flankierten Wagen des Hans Sachs voranschreitend.

Der Wagen des Hans Sachs war wie derjenige der Nürnberger Stadtgöttin in Anlehnung an ein Gedicht des Meisters selbst ausgestattet, nämlich gemäß seinem Gespräch von den Gaben der Musen oder Kunstgöttinnen, in dem er in poetischer Einkleidung erzählt, warum und unter welchen Umständen er sein Herz der Dichtkunst zugewandt und sich ihr ganz ergeben habe. Zu oberst erblickte man die Gestalt des Hans Sachs in nahezu porträtähnlicher Wiedergabe, über den ein Genius den Lorbeerkranz hielt. Zu Füßen des überall mit Jubel Empfangenen und nach allen Seiten freundlich Grüßenden die Musen Klio, Thalia, Kalliope und Euterpe in verschiedenen malerischen Stellungen. Die Geistlichen und die Gelehrten, die Lehrer mit ihren Schülern, sowie die Vertreter der Kaufmannschaft folgten dem Wagen.

Ein neues überaus reizvolles Bild bot der Wagen der Künsterschaft, umgeben von berittenen, festlich geschmückten Künstlern, von Vertretern des Handwerks und der Gewerbe. Der Wagen, auf welchem die Kunst unter einem Baldachin thronte, wurde vom Ruhme gelenkt. Zu den Stufen des Thrones lagerten Knaben mit den Sinnbildern der Architektur, Malerei und Bildhauerkunst.

Den Schluß des ganzen Zuges bildete unter dem Vorantritt einer Abteilung Spielleute ein buntes Volksgewimmel: Bürger und Bürgerfrauen mit ihren Kindern, Bauern und Bauernweiber mit ihrem Gesinde, endlich typische Gestalten aus den Gedichten des Hans Sachs, wie Heinz



Widerborst, der Häderlein, der Walbbruder mit dem Esel, und ein paar Planwagen mit fahrendem Volk.

Die Schönheit der Farben läßt sich schwer oder überhaupt nicht schildern, und so muß jede Beschreibung eines derartigen Festzuges, von vornherein darauf verzichten, den Leser des Hauptgenusses teilhaftig zu machen. Nur wer Nürnberg kennt und weiß, wie vortreffliche Kräfte es gerade für die Kunst der Dekoration unter seiner Künstlerschaft besitzt, nur der wird es uns ohne weiteres glauben, daß sich wohl ein Festzug pomphafter, aber schwerlich geschmackvoller, historisch getreuer, lebensvoller gestalten läßt, als der zur Feier von Hans Sachsens 400jährigem Geburtstage.

Die Aufführung der beiden Hans Sachs'schen Fastnachtspiele „Der fahrend Schüler ins Paradies“ und „Der Krämerstorb“, welche, sobald sich die Festgäste und die Teilnehmer am Festzuge vollzählig in der städtischen Turnhalle eingefunden hatten, daselbst von statten ging, zeigte in ihrer Wirkung auf das Publikum von neuem, wie schon am Vorabend das Spiel von der Frau Wahrheit dargethan, daß Hans Sachs als Dramatiker noch keineswegs ausgespielt hat, seine Stücke keineswegs etwa nur noch historisch gewürdigt und genossen werden können. Es pulsiert in ihnen ein so gesundes Theaterblut, daß sie — bei richtiger Darstellung — noch heute ihren Platz auf unserer deutschen Schaubühne beanspruchen dürfen und behaupten können. Nur nichts von unserer heutigen Theater-routine; eine gewisse Edigkeit muß den derben Gestalten des alten Dichters stets eigen bleiben. Dadurch erhöht sich nur ihre Wirkung. Auch das haben diese beiden Stücke, bei deren Aufführung alle Rollen in den Händen von Dilettanten lagen, zur Genüge bewiesen. Nur die Worte des Ehrenholdes, welche Herrn Rechtsrat Jäger zum Verfasser hatten, wurden von einem der Schauspieler des Nürnberger Stadttheaters gesprochen.

Nach dem nun folgenden Mittagmahle, das von Festgästen und Jugtteilnehmern gemeinsam in den Sälen der Rosenau eingenommen wurde, blieb bis zum Beginn der Festvorstellung noch etwa eine Stunde Zeit, die vielleicht der eine oder der andere noch zum Besuch der Katharinenkirche benutzt haben wird. Dort nämlich, an der Stätte der Wirksamkeit der späteren Meistersinger, war von dem zweiten Direktor des germanischen Museums, Hans Bösch, und dem Stadtarchivar Mummenhoff eine Ausstellung von Handschriften, Drucken und sonstigen Gegenständen, die auf Hans Sachs oder den Meistergesang Bezug haben, arrangiert worden, die noch die ganze folgende Woche hindurch, solange nur die interessanten Dokumente einer vergangenen Zeit dort zusammen blieben, täglich einen Strom von Besuchern zu dem alten, sonst ganz unbeachtet liegenden Kirchlein lockte. Inzwischen sind Urkunden, Bücher und Bilder wieder

in das städtische Archiv, die Stadtbibliothek oder das germanische Museum, deren Beständen sie entnommen worden waren, zurückgewandert.

Zur Festvorstellung im Stadttheater waren für den 5. November Wagners „Meisterfinger“ gewählt worden, die in schöner Pietät unverkürzt und, besonders was den gefanglichen Teil betrifft, ganz vortrefflich zur Aufführung gelangten. Und wie hätte eine Wahl glücklicher sein können? Referent gehört nicht zu der merkwürdigen Sorte von Kunstkennern, die jeden Artikel und jede Abhandlung, das Thema mag heißen wie es will, in eine Verherrlichung des Bayreuther Meisters auslaufen lassen. Aber in diesem Falle war es nicht nur der künstlerische Wert von Richard Wagners großer Tonschöpfung, der ihre Darstellung am Haupttage der Hans Sachs-Feier empfahl, es waren vor allem die hohen Verdienste des Meisters um seinen bis dahin nicht gebührend gewürdigten Mitbruder im Reiche der Kunst, welche eine möglichst vollendete Aufführung seiner „Meisterfinger“ an diesem Tage zu einer Ehrensache machen mußten, ja gebieterisch forderten. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir sagen: ohne Wagners „Meisterfinger“ keine Hans Sachs-Feier von 1894, wenigstens keine Feier in dieser Vollendung, von dieser Ausdehnung, unter dieser allgemeinen Teilnahme von Vornehm und Gering. Noch das Jahr 1794 war kalt und stolz an Hans Sachsens Geburtstage vorübergegangen, so wenig hatten Goethes Worte im Grunde gefruchtet. Und bei aller Anerkennung und Achtung vor der Arbeit und den Verdiensten unserer Gelehrten um Hans Sachsens Popularisierung kann es doch kaum zweifelhaft sein: eigentlich vollstümlich und zugleich salonfähig hat ihn doch erst Wagner gemacht, ohne den sich noch heute mancher lieber in den Froschpfuhl verbannen ließe, als daß er ein tieferes Interesse für den großen Volksdichter und wackeren Meisterfinger auch nur heuchelte.

Wir sind am Ende unsrer Berichterstattung angelangt, denn die Versammlungen, welche abends noch in den fünf größten Sälen der Stadt tagten und in denen, wie die Zeitungen melden, der Nürnberger Poet und Schuhmacher noch durch manches Lied geehrt, mit manch kräftigem Wort gefeiert worden ist, diese Versammlungen mußten schon infolge der früh eintretenden Überfüllung denjenigen verschlossen bleiben, die es vorgezogen hatten, der Festvorstellung im Stadttheater beizuwohnen.

Möchte die erhebende Feier des Hans Sachs-Tages, in der alle deutschen Lande einmütig zusammenstanden, aufs neue dazu beigetragen haben, das Wesen und die Bedeutung des Dichters immer tiefer in das Bewußtsein unsres Volkes dringen zu lassen, daß es der reichen Schätze des Herzens und des Verstandes gewahr wird, die in den Werken des alten Meisters wie eitel Gold aufgespeichert liegen, daß es sich ihrer bemächtigt zu dauerndem Glücke. Das walt Gott der Herr!

## Ein Brief Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomae<sup>1)</sup>.

Op. 21. Der am 28. Oktober dieses Jahres heimgegangene Rudolf Hildebrand wird auch von seinen früheren Thomaneralumnen hoch verehrt.<sup>2)</sup> Einst saßen mehrere von ihnen, die längst zu Ämtern und Würden gelangt waren, in Dresden beisammen und erinnerten sich des alten „Thomaslastens“ mit seinen Freuden und — Leiden. Auf Hildebrand aber wurde ein „Salamander“ gerieben und ihm davon am folgenden Tage durch einen, seinem Herzen besonders Nahestehenden — unaufgefordert — Nachricht gegeben. Darauf antwortete der treffliche Mann aus Leipzig, 23. März 1879, im wesentlichen mit folgenden goldenen Zeilen:

„... Ein Wörtchen doch als Wiederklang auf Ihre Zuschrift, die so vom Raun gebrochen war, aber vom schönsten, grünsten, duftenden Frühlingszaune, daß sie mir den stärksten Duft tief in die Seele hauchte. Könnte ich doch den Herren allen danken, die da mit Ihnen der alten Zeiten gedacht haben und meiner dabei. Das ist Treue, diese alte deutsche Tugend und in alle Ewigkeit die oberste Tugend, der Pitt der Welt. Ich gedenke auch der alten Schulzeiten, je älter ich werde, mit um so mehr Freude, sodaß sich auch Schlimmes in das Bild als Schatten aber in besserem Lichte einreihet, und das Ganze doch erfreulich wird. Also Dank Ihnen und Ihren Kommilitonen. Sie schickten mir vor mehr als Jahresfrist etwas Wertvolles... und ich habe nichts erwidert. Ja ich war damals krank, siech, erholte mich nur langsam und arbeite eigentlich auch jetzt noch an dieser Erholung...“

Daß ich mit wahrer Freude an Ihrem Wirken teilnehme, muß ich doch auch noch sagen. Wer freute sich nicht mit über...? Ich glaube überhaupt, daß das der beste Weg ist, uns auch wieder im Bewußtsein zu Sachsen, freudigen Sachsen zu machen, was uns... erschwert und was doch zu einem gefunden Selbstgefühl durchaus gehört. Ich für meine Person, seit der Jugend glühender Deutscher... bin gerade seit 1870 auch wieder in mir guter Sachse geworden. Das Gesicht kam mir einmal auf dem Rochlitzer Berge, als ich mit meinen beiden Jungen da das weite Land über sah, das mir seit Schülerzeiten durch viel Liebes und Wichtiges ans Herz gewachsen ist, besonders das Muldenthal. Das reichte sich da auf einmal gesund ein in den neu gewonnenen freudigen

1) Später lasse ich Weiteres aus derselben Korrespondenz folgen.

2) Ein nobler Zug und eine treffende Bemerkung aus neuerer Zeit von ihm sei hier nur mitgeteilt: L. hatte Karzerstraße verwirkt, Hildebrand erließ sie ihm, weil er „nicht der Erste“ sein wollte, der sie über Jenen verhing. — „Großartig!“ rief er vor zwei Jahren aus, als ich ihm den Biß der fliegenden Blätter vom stolzen Zeitgenossen erzählte. Er fügte hinzu: „Ja! Selbst der Vertommene hat Respekt vor dem großen deutschen Dreigestirne.“

Wid über Deutschland und ich fühlte mich auf einmal mit Freuden als Sachsen . . . , daß mirs Thränen in die Augen trieb über die Entdeckung. Was . . . gesündigt haben, müssen wir aus dem tapfern Thun unseres Volkes ergänzen und gut machen. Das bloße Deutschtum dem leeren Heimatsgefühl gegenüber hat ebenfogut etwas Ungefundes und Unwahres, als das bloße Weltbürgertum dem leeren Vaterlandgefühl gegenüber. Mir ist es, als müßten Sie ebenso denken, ja als wäre es an der Zeit das einmal öffentlich auszusprechen, darum ist mirs aus der Feder geflossen. Es klingt wohl ungefähr wie ich in Sekunda manchmal geredet haben mag, also ein Nachtrag zu damals. Also tapfer weiter, es giebt noch viel zu thun. Nochmals Dank und besten Gruß von Ihrem R. Hilbebrand.“

### Hesiodos' „Werke und Tage“.

Übersetzt von L. Freytag in Berlin.

Vorbemerkung. Von dem hervorragendsten didaktischen Epiker der vor-solonischen Zeit, Hesiod, wissen wir bestimmt nichts anderes, als was aus den ihm zugeschriebenen Dichtungen erhellt. Sein Vater Dios war aus dem äolischen Rhyme nach Aëtra gezogen, welches am Fuße des Helikon lag und dem der Dichter selber in berechtigter Mißstimmung ein böses Loblied singt. Sein Bruder Perseus brachte ihn nämlich unter Weihilfe bestechlicher Richter um den größeren Teil des väterlichen Erbes, und deshalb verließ der erzürnte Dichter die Vaterstadt, um sich in Naupaktos niederzulassen. Seine späteren Schicksale sind unsicher; angeblich soll er durch Mord umgekommen und sollen seine Überreste nach dem böotischen Orchomenos gebracht worden sein. Anscheinend hat er im achten Jahrhundert gelebt und gedichtet; aber von den unter seinem Namen überlieferten drei Dichtungen 1. Theogonie, 2. Der Schild des Herakles und 3. Werke und Tage (*Ἔργα καὶ Ἡμέραι*, Opera et Dies) wird ihm nur das dritte Gedicht mit ziemlicher Sicherheit zugesprochen, und auch dies ist verstümmelt und stark interpoliert. Der schwer verständliche Titel beruht darauf, daß der erste, größere Teil von den Arbeiten des Landmanns handelt, der zweite, kleinere Teil von den glücklichen oder unglücklichen Postagen des Kalenders; der Dichter selbst dürfte den seltsamen Titel kaum erwählt haben. Wenn die Dichtung aber auch noch so stark interpoliert ist und ihr poetischer Wert mit dem der homerischen Gedichte auch nicht im entferntesten verglichen werden darf, so ist sie doch mit Rücksicht auf die daraus zu schöpfende Kenntnis altgriechischen Volkstums und Volksglaubens interessant genug, so daß ihre Übersetzung nicht zwecklos erscheint. Zu Grunde gelegt habe ich die von J. Flach herausgegebene Textausgabe (Leipzig, Teubner 1891), weiche

aber in Bezug auf die Meinung über die Interpolationen nicht selten ab; für die Lösung der sehr bedeutenden sachlichen Schwierigkeiten hat mir die alte Göttingische Kommentarausgabe manche gute Dienste geleistet, obwohl ich auch von ihr durchaus nicht abhängig bin. In Bezug auf meine metrischen Grundsätze verweise ich auf meinen vor einigen Jahren in D. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht veröffentlichten Aufsatz.

**Hesiods „Werke und Tage“.**

- 1 Nacht euch, vierische Muses, Herrlicherinnen im Liede,  
Kommt, und zu eures Erzeugers, des Zeus, Lob stimmt den Gesang an!  
Ruhmvoll einzig durch ihn sind Sterbliche oder auch ruhmlos;  
Wie's ihm gefällt, schmückt Ehre ihr Haupt und verfolgt sie der Tadel.
- 5 Zeus, der den Donner regiert, der Beherrscher der himmlischen Hallen,  
Kann leicht Stärke verleihen, und leicht auch stürzt er den Starken,  
Hebt in die Höhe den Niedern und mindert das Lob des Berühmten;  
Leicht selbst macht er den Krummen gerade und beschneidet den Stolzen.  
Du gieb acht mit Auge und Ohr, und richte, wie recht ist;
- 10 Aber von mir, o Perseus, vernimm nun die Worte der Wahrheit! —  
Nicht war Eris hienieden die einzige ihres Geschlechtes;  
Zwei sind's. Eine von ihnen verdient des Verständigen Beifall,  
Aber die Andere Tadel; verschieden ja sind sie gesonnen.  
Böse verschlimmert die Eine den schrecklichen Krieg und die Feindschaft;
- 15 Drum auch wird sie von Keinem geliebt; nur weil uns der Rat'schlus  
Ewiger Gottheit nötig, verehrt man die drückende Eris.  
Aber die finstere Nacht ist Mutter der Einen, der Ältren;  
Und der Kronide, der hoch im Äther gebietet und waltet,  
Machte sie für die Gebiete der Welt und der Menschen zum Segen,
- 20 Denn sie erweckt selbst Träge zum Werk, zu gedeihlicher Thatkraft.  
Mancher, der trüg war, blickt auf den Reichtum eines der Nachbarn,  
Eilt nun zu pflügen, zu pflanzen, das Haus sich in Ordnung zu bringen.  
Siehe, ein Nachbar eifert dem Nachbarn nach, der bemüht ist  
Fleißig zu werden und reich; die Eris gereicht uns zum Segen!
- 25 [Gleichwie der Löpfer dem Löpfer verfeindet, der Zimmerer dem Zimmerer,  
Reidet der Arme den Armen, desgleichen der Säng'er den Säng'er.]  
Perseus, erwäge du stets im Herzen die folgende Lehre!  
Nieh's auf dem Markt Streit, Jank, bleib ferne mit Augen und Ohren!  
Nie von der Arbeit halte dich ab die verderbliche Zwiertracht!
- 30 Fehlt doch jedem die Zeit auf dem Markte zu habern und streiten,  
Hat er daheim nicht liegen zum Leben den reichlichsten Vorrat,  
Den ihm die Fluren erzeugen, Demeters gesegnete Feldfrucht.  
Hat man an Habe genug, dann mag man um fremdes Besitztum  
Rechten im Streit; doch namentlich ziemt's, dich so zu benehmen:
- 35 Stracks durch unparteiisches Recht, das Zeus uns verliehen  
Als ein gesegnet Geschenk, sei jeglicher Haber geschlichtet!  
Längst schon teilten wir, was wir geerbt; doch vieles noch hast du  
Gierig entführt und hast die geschenkhehnächtigen Herrscher  
Mächtig gerühmt, die ins Unrecht gern, was rechtens, verkehrten.

- 40 Thoren, sie wissen es nicht, daß ein Halb mehr gilt als das Ganze,  
 Daß auch ein Malvensalat, selbst Lilienwurzeln erquiden!) —  
 Ja, schwer machens die Götter uns Menschen, das Leben zu fristen!  
 Ein Tag Arbeit würde dir sonst wohl die Mittel verschaffen,  
 Für ein gemessenes Jahr zu besitzen und mäßig zu bleiben;
- 45 Sonst wohl hängtest du eiligt das Steuer hinein in den Rauchfang,  
 Nichts mehr hätten zu thun lasttragende Räder und Kinder.  
 Aber verborgen vor uns hältst Zeus in erzürntem Gemüte;  
 Also erfann er für uns Armselige trauriges Unheil,  
 Weil ihn bereint schwer täuschte der arglistvolle Prometheus.
- 50 Und er verjagt' uns das Feuer! Geheim vor dem Donnergebieter  
 Wußt' es Japetos' herrlicher Sohn doch wieder auß neue  
 Klüglich dem weisesten Gott zu entwenden im markigen Hohlrohr.  
 Aber zu ihm sprach zornig nun Zeus, der das Donnergewöll türmt:  
 „Sohn des Japetos, Allen voran in berückender Arglist,
- 55 Freuts dich, daß du den Sinn mir getäuscht und das Feuer entwendet,  
 Sei es dir selber zur Strafe und allen Geschlechtern der Nachwelt!  
 Denn für das Feuer verleiht' ich den Menschen ein schreckliches Unheil,  
 Dran sie sich herzlich erfreuen, entzündt vom eigenen Fluche!“  
 Sprachs, und es lachte der Vater der Menschen und Himmlischen spöttisch.
- 60 Aber dem hehren Hephästos gebot er, sofort zu vermischen  
 Wasser und Lehm; drauß sollt' er ein Bildnis schaffen, den Menschen  
 Ähnlich an Stimme und Kraft, an Antlitz aber und Liebreiz  
 Göttlichen Jungfrau gleich. Dann sollte Athene sie lehren  
 Weibliche Arbeit thun und die Webkunst meisterlich üben;
- 65 Aber das Haupt ihr schmücken mit Anmut sollt' Aphrobite  
 Und mit verzehrendem Weh und herzenbeklemmender Sehnsucht.  
 Endlich befaßl er dem Hermes, dem raschen Erleger des Argos,  
 Listigen Sinn ihr zu geben und stets zudringliche Redheit.  
 Und es gehorchten sie flugs des Kroniden gebietendem Nachtwort.]
- 70 Stracks nach des Zeus Plan schuf der erhabene, starke Hephästos  
 Böllig der züchtigen Jungfrau gleich ein Gebilde aus Erde;  
 Pallas mit blühendem Blicke verlieh ihr den Schmuck und den Gürtel;  
 Peitho die hehre vereint mit den Chariten schmückte den Leib ihr  
 Strahlend mit goldnem Geschmeid, und die Horen, die herrlichgelodten,
- 75 Kränzten sie reich mit Blüten, die eben entsprossen im Frühling;  
 [Doch um den Leib ihr den Schmuck ganz ordnete Pallas Athene.]  
 Und in der Brust ihr legte der flichtige Argoserwürger  
 Bösslichen Trug, einschmeichelndes Wort, arglistiges Wesen  
 Nach dem Gebote des Donnerers Zeus, und der göttliche Herold
- 80 Gab ihr die Stimme dazu, und Pandora benannt' er die Jungfrau,  
 Weil ihr die sämtlichen Götter, Bewohner der himmlischen Hallen,  
 Gaben verliehen zum ewigen Leib brotessender Menschen.

1) Diese Verse dürfen nicht getrennt werden. Der gerechte Bruder, der sich mit der Hälfte des ihm zukommenden Erbes hat begnügen müssen, ist bereit, sich auch von Nahrungsmitteln zu nähren, die sonst nur den Ärmsten dienen. Unter den „Herrschern“ (βασιλῆας) sind vornehme, einflußreiche Richter, nicht Könige zu verstehen, ist wohl gar ironisch gemeint.

- Böllig gelungen nun war das verwünschte, verderbliche Trugwerk,  
 Welches als böses Geschenk durch Hermes der Herrscher des Himmels  
 85 Zum Epimetheus sandte; und völlig vergaß Epimetheus,  
 Daß ihn Prometheus gewarnt, er solle vom Herrn des Olympos  
 Nie ein Geschenk annehmen, vielmehr ablehnen die Gabe,  
 Weil sonst über die Sterblichen käm' ein entsetzliches Unheil.  
 Aber er nahm's und merkte den Fluch erst, als er ihn hatte.
- 90 Ehdem lebten die Völker der Menschen auf Erden hienieden  
 Böllig entfernt vom Leid und entrückt mühseliger Arbeit,  
 Frei von der Seuchen Gewalt, die das Leben der Menschen ins Grab führt;  
 [Mancher auch altert zu frühe, bedrückt vom lastenden Leide.]  
 Aber Pandora entnahm vom Krüge den mächtigen Dedel,  
 95 Schüttet' ihn aus voll feindlichen Sinns für die sterblichen Menschen.  
 Einzig die Hoffnung blieb in dem Innern der festen Behausung  
 Unten am Rand des Gefäßes zurück und entwich aus der Thür nicht,  
 Welche Pandora sofort mit dem schließenden Dedel verriegelt,  
 [Weils Zeus wollte, der Wolken uns türmt und die Aegis erschüttert.]
- 100 Sonst irrt unter den Menschen die Schar qualvoller Gebrechen;  
 Leibvoll ist ja die Erde, und leibvoll sind auch die Meere;  
 Aber bei Nacht wie bei Tage von selbst zu den sterblichen Menschen  
 Schleichend die Seuchen und bringen ein Heer von verderblichen Übeln,  
 Schweigsam, weil Zeus' Wille den Stimmlaut ihnen genommen.
- 106 [So weiß Keiner dem Schluß des gewaltigen Zeus zu entweichen.  
 Willst du, werd' ich ein anderes Wort dir in Kürze vermelden,  
 Gut und verständig zumal; du aber bewahr' es im Herzen,  
 Wie die Verwandtschaft ist bei Göttern und sterblichen Menschen.]
- Siehe, die himmlischen Götter, die Herren olympischer Burgen,  
 110 Schufen zudürberst ein goldnes Geschlecht der vergänglichen Menschen,  
 Die zu der Zeit einst lebten, als Kronos den Himmel beherrschte.  
 Gleichwie die Götter, so lebten sie stets sorglosen Gemütes,  
 Böllig von Nöten und Drangsal frei: das entsetzliche Alter  
 Drohte noch nicht; gleich blieb sich die Stärke der Hände und Füße.
- 115 Gänzlich den Leiden entrückt, stets blühten die Freuden des Daseins;  
 Friedlichem Schlaf gleich nahte der Tod. Und die Fülle des Schönsten  
 Hatten sie stets, weil reichlich die nahrungspendende Erde  
 Ihnen die Frucht freiwillig und gern bot: aber die Menschen  
 Bauten ihr Feld mit schönstem Erfolg nach Belieben und friedlich,  
 120 [Reichlich begütert an Vieh und den seligen Göttern befreundet.]  
 Aber als dieses Geschlecht ausstarb und hinab in die Gruft fiel,  
 Ramen sie, wie's Zeus wollte, aufs neue zur Erd' als Dämonen,  
 Welche als segnende Hüter die sterblichen Menschen begleiten.  
 Kings auf der Erd' hinschweben sie immer im Rebelgewande,  
 125 Nichts kann ihnen an Recht und verworfenen Thaten entgehen;  
 Reichthum spenden sie auch: ihr Amt ist herrlich und würdig!  
 Aber es schufen die Götter, die Herren olympischer Burgen,  
 Später ein silbernes Menschengeschlecht, das um vieles geringer  
 Und an Gestattung und Wuchse dem goldenen nimmer vergleichbar.
- 130 Kindlich gehalten und ganz unmündig, so wurde an hundert  
 Jahre das Kind in dem Hause der würdigen Mutter erzogen;  
 Zeitshr. f. d. deutschen Unterricht. 9. Jahrg. 2. Heft. 7

- Aber sobald es erwuchs und zur Blüte des Lebens gelangte,  
 Lebt' es in Not nur wenige Zeit durch eigene Thorheit.  
 Denn sie verstanden es nicht, unbändigen Troß von einander  
 185 Ferne zu halten, und wollten die Himmlischen nimmer verehren  
 Noch auf den hohen Altären die Götter mit Opfer bedenken,  
 Wie es Gewohnheit fordert' und Recht. Drum schuf der Kronide  
 Ihnen ihr Grab in erbittertem Jorn, weil Dank und Verehrung  
 Sie den erhabenen Göttern, den Himmelsbewohnern, geweigert.
- 140 Doch als die Erd' auch dieses Geschlecht im Grabe bedeckte,  
 Unter der Erde nun sind sie ein Stamm von vergöttlichten Menschen,  
 Wenn auch von minderm Rang; doch haben sie sichere Ehren.  
 Aber ein drittes Geschlecht der vergänglichen Menschen erschuf Zeus  
 Ehern und anderer Art als das silberne, schuf es aus Eichen,  
 145 Schrecklich, von troziger Kraft, und immer bedacht auf des Ares  
 Jammerbereitende Thaten und Wildheit. Nährende Kornfrucht  
 Aßen sie nicht, denn sie hatten ein Herz stahlfest und verschlossen,  
 Und auf den stroheuden Gliedern des riesigen Leibes erwuchsen  
 Hände von unnahbarer Gewalt aus den mächtigen Schultern.
- 150 Aber aus Erz war jedes Gerät, aus Erz die Behausung,  
 Ehern auch waren die Waffen; das Eisen, das schwarzliche, fehlte.  
 Ruhmlos aber gefällt durch Hände des eigenen Stammes  
 Stiegen sie nieder ins modrige Haus des entsetzlichen Habes.  
 Denn so gewaltig sie waren, so saßte sie dennoch des Todes  
 155 Finstere Hand, und sie schieden von Helios' leuchtendem Glanze.  
 Doch als die Erd' auch dieses Geschlecht im Grabe verschüllte,  
 Schuf noch ein viertes Geschlecht auf der nahrungsprossenden Erde  
 Zeus der Kronide, das tüchtiger war und gerechteren Sinnes,  
 Götlicher Art von Heroen, die auf der gewaltigen Erde  
 160 Von den Geschlechtern vergangener Zeit Halbgötter genannt sind.  
 Aber sie fielen im schrecklichen Krieg und verderblicher Feldschlacht  
 Teils, wo in Kadmos' Gesilde sich aufbaut Thebe mit sieben  
 Thoren, im hitzigen Kampfe um Oedipus' Herden und Reichthum,  
 Teils, als über die Schlünde des Meers um die herrlichgelockte  
 165 Helena gegen das troische Reich die gewaffnete Fahrt ging;  
 Dort war's, wo sie die Nacht des verderblichen Todes verschüllte.  
 Fern von den Menschen nun gab Zeus Wohnsitz ihnen und Leben,  
 Und er bestimmte die Grenzen der Erd' als ihre Besizung  
 [Ganz von den Menschen entfernt, und Kronos beherrschte sie mächtig].
- 170 Dort auf der Seligen Inseln am tiefaufwirbelnden Weltmeer  
 Wohnen in ewiger Sonne und leidlos diese Heroen;  
 Dreimal läßt in dem Laufe des Jahres die lieblichsten Früchte  
 Ihnen erwachsen und reifen die nahrungsprossende Feldflur.  
 Müßt' ich doch nicht zum fünften der Menschengeschlechter gehören,  
 175 Wär' ich doch längst tot oder gehörte zum Volke der Zukunft!  
 Eisern fürwahr ist unser Geschlecht, und zu ihrem Verderben  
 Raften sie weder des Tags noch des Nachts von bebrüdender Mühsal;  
 Neu stets legen die Götter auf sie schwerlastende Sorge.  
 [Freilich, es wird auch ihnen noch Freude vermischt mit dem Unglück.
- 180 Zeus wird dieses Geschlecht der vergänglichen Menschen verderben,  
 Haben die eben Geborenen schon grauhaarige Schläfen.]



Nicht mehr liebt nun ein Vater die Söhne, noch diese den Vater,  
 Nicht mehr lieben die Gäste den Wirt, der Genof den Genossen,  
 Nicht gilt zwischen den Brüdern die Liebe vergangener Zeiten,  
 185 Ja, sie behandeln sogar die ergraueten Eltern verächtlich,  
 Schwagen und schelten auf sie mit sinnlos drohender Rede.  
 [Frevelnd vergessen sie ganz, daß rächende Götter es sehen,  
 Löhnen den greisenden Eltern der Kindheit Pflege mit Lndank;  
 Einer der Faustrechtsmänner verwüftet die Städte der andern.]  
 190 Wer da gerecht, wer reblich und treu, dem danken sie's niemals;  
 Aber dafür wird jeder geehrt, der frevelnd und ruchlos  
 handelt; das Recht liegt ganz in der Faust, hinschwindet die Ehrfurcht;  
 Bessere Männer erliegen dem Schuft, der das Recht zu verdrehn weiß,  
 Listigen Wortschwalls sicher, und ohne Bedenken den Eid schwört.  
 195 Schellsucht folgt durchs Leben den unglückseligen Menschen  
 Allen mit Ärm, und im Blicke den Haß, und im Herzen die Bosheit.  
 Scham nun und Scheu still hüllen den herrlichen Leib in das lichte  
 Göttergewand und verlassen das Menschengeschlecht; von den weiten  
 Straßen der Erde hinauf zum Olymp und dem himmlischen Volke  
 200 Schweben sie auf. Nun bleibt für die sterblich geborenen Menschen  
 Nichts als bitteres Leid: und Abwehr giebt's für das Weh nicht!  
 [Mächtigen Herrn, die bedachtvoll sind, nun erzähl' ich ein Märlein.]  
 Einmals hatte der Falke die Nachtigall, unsere reiche  
 Sängerin, frech mit den Krallen hinauf in die Wolken getragen;  
 205 Als sie vom krummen Gekralle gepackt laut jammert' und aufschrie,  
 Rahm er das Wort, und er sagte zu ihr im Gefühle der Stärke:  
 „Schreist du noch, Thdrin? Es hat dich ja Einer, der stärker als du ist;  
 Bist du auch Sängerin, gehst du doch mit mir, wohin ich dich führe;  
 Wie's mir beliebt, so geschieht's; los laß' ich dich, oder dich freß' ich.“  
 210 [Thoren nur nehmen den Wettkampf auf mit stärkeren Segnern;  
 Denn sie verlieren den Sieg, und sie haben zum Schaden den Spott noch.]  
 Also der hurtige Falk, der mächtig die Schwing' ausbreitet.  
 Perseß, o höre die Stimme des Rechts, nicht reizre die Hoffahrt,  
 Welche ein Unglück ist für uns Glende. Selber die Eblen  
 215 Tragen sie niemals leicht; und geraten sie gar in Verderben,  
 Sinken sie unter der Last. Drum ist der entgegengesetzte  
 Weg nach dem Recht weit besser. Das Recht siegt über die Hoffahrt  
 Endlich ja doch; durch Unglück wird auch der blödeste Thor klug.  
 Gott, der den Meineid straft, hält Schritt mit dem Recht, das verdreht wird.)  
 220 [Wögen bestechliche Männer das Recht auch verschleppen und Urteil  
 Fällen in falschem Gericht: Recht findet doch endlich die Wege.]  
 Aber das Recht schweift weinend mit Wolken verhüllt in der Böller  
 Städten und Siben umher, und es rächt sich mit Nacht an den Menschen,  
 Die es verjagen und nicht grab sinnigen Herzens verwalten.

1) Das *ἀντίνα γὰρ τρέχει* "Ορκος ἅμα σκολιῆσι δίκεσιν war nicht gut anders zu übersetzen, weil wir den Eid nicht personifizieren können. Man könnte wohl auch so sagen:

„Strafe des Meineids folgt dem erschlichenen Recht auf dem Fuße.“

- 232 Richter, die richtiges Recht für Fremde und Stammesgenossen  
Sprechen und nie vom gesetzlichen Weg abweichen, sie sehen  
Schon aufblühen die Stadt und das Volk drin herrlich gedeihen.  
Rings in dem Land herrscht Friede zum Heile der Jugend, und niemals  
Sendet die Geißel des Kriegs Zeus, welchem ja alles bewußt ist.
- 230 Hunger und Unheil trifft nie Männer, die rechtlich entscheiden,  
Und sie genießen im Segen die fleißig verwalteten Güter.  
Reichliches Gut trägt ihnen die Flur; auf den Bergen der Eichbaum  
Trägt in der Höh Speiseicheln und Bienen inmitten des Stammes.  
Wollige Schafe erliegen beinah von der Bürde der Zotten;
- 235 Kinder, den Eltern an Schönheit gleich, stets haben die Frauen.  
Immer gebeihn sie an Gütern, und Kaufmannsschiffe besteigen  
Müssen sie nie, denn reich ist stets an Erträgen die Felsflur.  
Doch wer sinnt auf frevelnde That und verderbliche Hoffahrt,  
Ihn straft Zeus nach Verdienst, dem nichts auf der Erde verhehlt bleibt.
- 240 Oftmals muß für den Mann, der frevelt und sündiger Thaten  
Schuldig, die ganze Gemeinde die Schuld mittragen und büßen.  
Ihnen vom Himmel herab schickt Zeus die entsetzlichsten Strafen,  
Nöte des Hungers und Seuchen, und blühende Völker verderben.  
Fruchtlos bleiben die Ehen, und ganze Geschlechter verschwinden
- 245 Durch des Kroniden Beschluß. Dann wiederum in das Verderben  
Stürzt er ihr reißiges Heer und zerschmettert die Mauern der Städte,  
Oder es läßt Zeus rings auf dem Weltmeer sinken die Schiffe.  
Mächtige Herrn, habt dieses Gericht doch immer vor Augen!  
Unter dem Menschengeschlechte ja wandeln die Götter und sehen,
- 250 Welcher von ihnen den andern mit trüglisch erschlichenem Rechtspruch  
Schadet und Furcht nicht hegt vor der Himmlischen schrecklicher Drohung.  
Denn es entsendete Zeus auf die menschenernährnde Erde  
Nieber für uns zahllose<sup>1)</sup> und niemals sterbende Wächter;  
Über das Recht streng wachend und ruchlos frevelnde Thaten
- 255 Wandeln sie über die Erde dahin im Wollengewande.  
Tochter des ewigen Zeus ist Dike<sup>2)</sup>, die göttliche Jungfrau,  
Welche sogar die Olympier stets hochachten und scheuen.  
Wenn sie ein Sterblicher kränkt und mit Arglist bitter beleidigt,  
Setzt sie sich neben den Vater und führt die beweglichste Klage
- 260 Über das schmähslich gebrochene Recht; dann büßen die Völker  
Schwer für der Mächtigen Schuld, die verderblichen Sinnes auf falschen  
Weg hinwiesen das göttliche Recht durch trügrischen Rechtsbruch.  
Dieses behaltet im Auge, bestechungslüsterne Herren;  
Nichtet gerecht, hört auf, durch Schliche das Recht zu verfälschen!
- 265 Wer da dem andern den Fallstrick legt, der legt ihn sich selber;  
Schlimmer Entschluß schießt immer am schlimmsten für den, der ihn plante.  
Alles erschaut und alles gewahrt Zeus' ewiges Auge;  
Wenns ihm beliebt, dann sieht er, und niemals bleibts ihm verborgen,  
Was für ein Recht im Schoße der Stadt wohl heutiges Tags gilt.

1) τολς μυρολοι, eigentlich — dreimal zehntausend, in der Bedeutung des ge-  
reigerten höchsten Zahlenbegriffs.

2) Die Gerechtigkeit.

- 270 Weber ich selbst möcht' heute gerecht sein unter den Menschen  
 Noch mein Sohn. Gilt heute ja doch als Gerechter der Schlechte;  
 Denn wer unrecht handelt, bekommt vor allen zuerst Recht.  
 Aber ich hoffe, der Donnerer Zeus wirds anders erfüllen!
- Perseß, o nimm mein mahnenbes Wort dir immer zu Herzen:  
 275 Hör auf die Stimme des Rechts und enthalte dich ganz der Gewaltthat!  
 Denn der Kronid' hat solch ein Gesetz für die Menschen gegeben:  
 Während die Fische, das Wild, das beschwingte Geflügel einander  
 Fressen, da ihnen ja fehlt des erhabenen Rechtes Bewußtsein,  
 Gab er den Menschen Gesñhl für das Recht, für das höchste der Güter.
- 280 Denn wenn einer ein Urteil fällt, das ihm selbst als gerecht gilt,  
 Dann gibt Zeus, der alles ja weiß, ihm ein glückliches Leben.  
 Doch wenn einer gestügt auf trügerische Zeugen mit Absicht  
 Falsch schwört, heillos blind für den dauernden Schaden des Rechtsinns,  
 Dessen Geschlecht wird später in ewiges Dunkel versinken,
- 285 Während des Reblichen Kinder noch Ehre genießen in Zukunft.  
 Treulichen Sinns nun sag' ich dir eins, du thörichter Perseß!  
 Leicht ist's wahrlich, den Preis unzähliger Laster zu haben;  
 Bosheit wohnt dir ja nahe, zu ihr sind kurz nur die Wege.  
 Aber es setzten die Götter den Schweiß vor die ewige Tugend;<sup>1)</sup>
- 290 Anfangs steil ansteigend und steinicht leitet der weite  
 Weg zu ihr auf; doch wurde der Aufstieg endlich erzwungen,  
 Wird dir das weitere leicht und vergiffest du völlig der Mühsal.  
 Wer selbständig erwägt und erkennt, was später und schließlich  
 Dauernden Segen ihm bringt, der ist doch der beste von allen.
- 295 Gut ist, wer freiwillig dem Räte der Besseren nachgiebt;  
 Doch wer eignen Verstand nicht hat, auch freundlichen Rat nicht  
 Annimmt, wie es sich ziemt, der bleibt doch ein völliger Nichtsnuß.
- Perseß, du stammst aus edlem Geschlecht! Drum schaffe du fleißig,  
 Reinem Gebote getreu, auf daß dich der bittere Hunger
- 300 Hasse, dagegen Demeter, die herrlichbekränzte, dich liebe  
 Und die Erhabne die Scheuer dir ganz anfalle mit Gütern.  
 Aber dem Faulen verbleibt als getreuer Gefährte der Hunger.  
 Göttern und Menschen verhaßt ist jeder, der ohne die Arbeit  
 Hin durchs Leben sich schleppt, gleich ganz stumpfsinnigen Drohnen,
- 305 Welche mit fauler Begier am Fleische der Bienen sich mästen.  
 Maßvoll fleißig zu schaffen am Werk, das mache dir Freude,  
 Um dir die Speicher zu füllen mit reifem Ertrage der Selbstfrucht.  
 Arbeit macht dich begütert und mehrt dir die stattlichen Herden;  
 Wer da die Arbeit liebt, den lieben das für auch die Götter.
- 310 [Sterbliche Menschen desgleichen; sie haßen den Faulen von Herzen.]  
 Arbeit schändet dich nicht, doch Trägheit stürzt dich in Schande.  
 Macht dich die Arbeit reich, wird stracks dich der Faule beneiden;  
 Aber dem Reichtum folgt auf dem Fuße der Ruhm und die Ehre.

1) Das τῆς δ'ἀρετῆς ἰσοῦσα θεοὶ προκάρουθεν ἔθνην ἀθανάτης ist sprachwörtlich und so allgemein landläufig geworden, daß die an sich unschöne Übertragung hier gerechtfertigt ist. Vergl. unser „des Schweißes der Edlen wert“.

Einem verständigen Mann<sup>1)</sup>, wie du warst, schafft Nutzen die Arbeit,  
 815 Wenn du den thörichten Sinn nicht ferner auf fremden Besitz lenkst,  
 Wenn du nach meinem Gebot durch Fleiß dir die Habe vergrößerst.

Scham<sup>2)</sup> ist immer und sicher die schlechteste Freundin der Armen;  
 [Scham mag einigen nützen; den meisten doch dürfte sie schaden.]

Blödeste Scham ist stets bei dem Unglück, Mut bei dem Glück.

820 Reichtum raube du nicht; Wert hat, was Götter verliehen!  
 Wer durchs Faustrecht Schätze gewann, wer Beute errungen  
 Etwas mit Hilfe der Zunge, was oftmals heute ja vorkommt,  
 Wenn ihm das Herz die Gewinnsucht täuscht, dem verlorenen Menschen,  
 Bis ehrlose Gefinnung die Scham ihm völlig verjagte —  
 825 Diesem verbunkeln die Götter den Ruhm, und ihm schwindet der Hausstand,  
 Und in der Zukunft folgt ihm immer geringer der Reichtum.

Gleichviel, ob man nun freble am Flehenden oder am Gastfreund,  
 Ob man aufs Ehbett steige des eigenen leiblichen Bruders  
 [Und an dem Weibe desselben die heimlichen Lüste befried'ge],  
 830 Ob man verblendet an Waisen ein schweres Verbrechen begehe,  
 Ob man den greisen Erzeuger, der schon am Rande der Gruft steht,  
 Jörnig mit kränkelndem Wort ansahre und bitter beleid'ge;  
 Zeus wird stets ihm vergelten mit Jorn, und er sendet ihm schließlich  
 Furchtbar bitteren Lohn für das Unrecht, das er begangen.  
 835 Wende du drum vom Bösen das Herz, setz noch so verblendet!

Bringe nach deinem Vermögen den ewigen Göttern die fehlos  
 Heiligen Opfer, verbrenne für sie manch treffliches Häftstück;  
 Stimme sie sonst auch gnädig mit Weihfuß oder mit Rauchwerk,  
 Wenn du zu Bette dich legst, wenn Helios' heiliges Licht kommt,  
 840 Daß sie dir stets ihr gnädiges Herz und Gemüte bewahren  
 Und du das Erbteil anderer kaufst, nicht andre das deine!

Lade zum Gastmahl freundlich den Freund, laß draußen die Feinde!  
 Doch den bitte zumeist, wer nah wohnt deinem Besitztum;  
 Denn wenn sonst dir im Dorfe was zustößt, eilen die Nachbarn  
 845 Kaum noch gegürtet herbei; die Verwandten, die gürten sich erst noch!  
 Feindliche Nachbarn bringen dir Leid, Glück bringen die guten.

Wer treuherzige Nachbarn hat, hat reichliche Ehre.  
 Ist dir der Nachbar gut, geht nichtmal<sup>3)</sup> ein Hind dir verloren.

Nimm dir vom Nachbarn richtiges Maß, giebs richtig ihm wieder,  
 850 Ganz in dem nämlichen Maß, und lannst dus, gieb es ihm reichlich,  
 Daß du in Zukunft, wenn dus bedarfst, auch immer was<sup>3)</sup> findest.

Fliehe den bösen Gewinn; er ist ja dem Schaden vergleichbar.

1) *δαίμων* muß im Sinne von *δαίμων* gefaßt werden.

2) *αἰδώς* wäre durch „Blödigkeit“ eigentlich noch prägnanter übersetzt worden; das wäre aber metrisch bedenklich gewesen.

3) Ich habe mich nicht besonnen, unbestimmte Formen wie mal und was, wenn sie ganz allgemein gehalten sind, in die Thesis zu setzen.

Freundschaft weihe dem Freund; tritt nah dem, welcher dir nah tritt;  
 Lieb dem, welcher dir giebt, und dem Geizigen schenke du auch nichts.  
 355 Schenkenden schenkt man ja gern; mit Knäufelnden knäufelt man wieder.  
 Schön ist schenken, und schlimm ist rauben, das Lob nur uns einträgt.  
 Wer freigebig gefinnt, wird gern auch Großes verschenken,  
 Hat am Geschenk selbst Freude, ja, richtige Wonne des Herzens;  
 Doch wer dreisten Gemüts ausschließlich ans Nehmen gewöhnt ist,  
 360 Fühlt sein einziges Ich voll Graun bei der winzigsten Gabe.<sup>1)</sup>  
 Wenn du dir Kleines bei Kleinem zurücklegst, aber das oft thust,  
 Wird dir das Kleine wohl bald anwachsen zum großen Vermögen.  
 Wer das Vermögen vermehrt, weiß nichts vom wütenden Hunger.  
 Was man im Hause bewahrt, kann Keinem zur Sorge reichen;  
 365 Drum bleib lieber daheim; schlimm gehts dem, der sich umhertreibt.<sup>2)</sup>  
 Gut ist, sich am Vorhandnen genügen zu lassen; es schadet,  
 Hablustströme zu hegen; drum laß dir dieses gesagt sein!  
 Trinke dich satt aus dem Krug beim Anfang wie bei der Reige,  
 Doch ja spar' in der Mitte! Beim Boden zu sparen, das nützt nichts.  
 370 [Stets sei Freunden verheißener Lohn auch pünktlich entrichtet.  
 Selbst beim Scherze mit Brüdern empfehl' ich dir, Zeugen zu haben;  
 Denn zu großes Vertrauen wie Mißtraun stürzt uns ins Unglück.]<sup>3)</sup>  
 Wenn dich ein Kleidnachsleppendes Weib mit bußenden Worten  
 In der Behausung sucht, laß ja dich nimmer berücken!  
 375 Denn wer Weibern vertraut, der mag auch Räubern vertrauen.  
 Ein Sohn werde geboren, damit er des Vaters Besitztum  
 Hättend beschützt; dann mehrt sich im weiten Palaste der Wohlstand.  
 Stirbt man als Greis, muß Einem ein Sohn als Erbe verbleiben.<sup>4)</sup>

1) Die Stelle ist dunkel, und durch die Trennung des Verses 367 von 368—369 wird nichts gebessert, weil Vers 368 dann kein richtiges Subjekt hat. Der Sinn müßte sein: „Wer gern schenkt, läßt sich auch gerne beschenken; wer aber ungern schenkt, nimmt auch selbst ungern Geschenke an.“ Ich glaube, es ist hier eine Lücke anzunehmen, und zwar hinter dem Verse 369. So wie der Text jetzt lautet, sind die Gegensätze verschoben.

2) Ich glaube, diese beiden Verse gehören zusammen.

3) Der Sinn ist dieser: Selbst Freunden darfst du nicht etwa in der Meinung, du hättest im Scherze zu viel versprochen, den einmal bedungenen Lohn vorenthalten. Drum, handelt es sich um Geldsachen, so ziehe selbst beim Vertrage mit den intimsten Freunden, ja Brüdern, Zeugen hinzu. „In Geldsachen hört die Gemütslichkeit auf.“ Die Verse sind nicht zu trennen, vielleicht nicht einmal zu verdächtigen.

4) Ein verzweifelter Vers, über den auch Göttling in seiner Kommentar- ausgabe S. 200 viele Worte, aber keine Aufklärung bringt. Die Schwierigkeit des Verses *ἡγραιὸς δὲ θάνοι ἕτερον καὶ ἐνυκαταλέκωρ* liegt in dem *ἕτερος*; was soll das heißen: „Als Greis möge man sterben, indem man noch einen andern Sohn hinterläßt“? Oder das *ἡγραιὸς* muß falsch sein. Es bleibt nichts anderes übrig als *ἕτερος* im Sinne von *ἑτέρωτος* zu fassen, dann bedeutet also der Vers: Ein Greis muß bei seinem Tode jedenfalls einen Sohn hinterlassen (weil sonst

- Mehreren auch giebt Zeus gar leicht den gewaltigsten Reichtum;  
 380 Mehrere mehren die Sorge, vergrößern jedoch auch den Wohlstand.  
 Wenn sich dir Herz und Gemüt heiß sehnen nach größerem Reichtum,  
 Ei nun so handle danach, und Arbeit häufe auf Arbeit!
- Wenn die Plejaden, die Töchter des Atlas, am Himmel heraufziehen,  
 Dann mit der Ernte beginne; und adere, wenn sie sich senken.  
 385 Bierzig der Tage und Nächte nun bleiben sie völlig verborgen;  
 Wiederum zeigen sie sich in des Jahrs umrollendem Kreislauf,  
 Wenn man beginnt, sein Ackergerät aufs neue zu schärfen.  
 Immer fürs Flachland gilt ja der Brauch: ob nah man am Meere  
 Oder entfernt von der rauschenden See in der walbigen Thalschlucht  
 390 Dauern den Wohnsitz habe und Land, das reichen Ertrag giebt, —  
 Stets nur im leichten Gewand<sup>1)</sup> heißt's säen und pflügen und mähen,  
 Wenn du verlangst, daß sämtliches Werk der Demeter zur rechten  
 Zeit sich beende und auch rechtzeitig Erfolg dich erfreue  
 Und dich in späteren Tagen die Not nicht zwingt, in fremden  
 395 Häusern zu betteln und meist abschlägige Worte zu hören.  
 So jüngst kamst du zu mir; doch in Zukunft geb' ich dir nichts mehr,  
 Messe dir nichts mehr zu. Drum thu, leichtsinniger Perseus,  
 Fleißige Arbeit, welche die Götter den Menschen bestimmen,  
 Daß du mit Weib und Kind nicht sorgenbedrückt bei den Nachbarn  
 400 Bettelst ums tägliche Brot, doch nur der Berachtung begegnest.  
 Zweimal kommst du zum Ziel, auch dreimal; drängst du sie weiter,  
 Nichtest du nichts mehr aus und erschöpft dich in nichtigen Bitten.  
 All dein Neben, es hilft dir nichts; drum rat' ich dir dringend,  
 Hilf du der Not durch Klugheit ab und entgehe dem Hunger!
- 405 Erstlich erwerb dir ein Haus und ein Weib noch, ferner den Pflugstier  
 [Eine Gekaufte zum Hüften des Viehs, nicht Sattinnen mein' ich];  
 Alles auch, was nur zum Hause gehört, mach ordentlich fertig,  
 Daß nicht fruchtlos andre du bittest und Mangel erleidest  
 Und im Verlaufe der Zeit nicht Habe und Gut sich vermindre!
- 410 Ja nichts schieb du auf morgen hinaus und den nächsten der Tage,  
 Denn kein Fauler und Aufschubsfreund füllt Speicher und Scheunen,  
 Während Betriebsamkeit uns Güter und Habe vergrößert;  
 Wer unlustig zur Arbeit ist, kämpft immer mit Nöten.  
 Wenn nun die stehende Sonne die schweißauspressenden Gluten  
 415 Ruhn läßt, wenn Zeus' Göttergewalt scharf regnet zur Herbstzeit,  
 Dann auch fühlt es der Mensch, wie die Glieder sich kräftig verjüngen.<sup>2)</sup>  
 Über die Häupter der Menschen, die einzig zum Leide bestimmt sind,

das Erbe an Seitenverwandte oder Freunde übergeht). Der Sinn ist wenigstens erträglich, wenn auch nicht eben glänzend. (Am besten wäre es, wenn man ἡβασκων statt γηραιός lesen dürfte; Sinn: Wer wohlhabend ist, Sorge dafür, daß er früh heiratet und früh einen Erben hat, für den Fall, daß er selbst in der Vollkraft sterben müßte.)

1) γυμνὸν σκελεῖν etc., d. h. man betreibe diese Hauptarbeiten nur dann, wenn Einen die Sonnenwärme zum Ablegen des Oberkleides zwingt.

2) So muß doch wohl das τρέπεται βόρτος ζωῆς erklärt werden, weil das folgende πολλὸν ἐλαφρότερος sich unmbglich auf die Haut beziehen kann.

Wandelt der Sirius dann bei Tage nur kürzere Bahnen,  
 Doch für die größere Länge des Laufes gehört er der Nacht an.  
 420 Fällt man das Holz dann, wirds kein Wurm mehr lästlich benagen;  
 Ab dann schüttelt die Blätter der Baum, ausruhend vom Sprießen;  
 Dann auch fälle man Holz und vergesse die richtige Zeit nicht!  
 Hau den Mörtel dir drei Fuß lang, dreieilig den Stöckel,  
 Fünfsthalbellig<sup>1)</sup> die Aze (das ist wohl die handlichste Länge);  
 425 Mißt sie jedoch acht Fuß, dann gäbe sie Holz noch zur Spade.<sup>2)</sup>  
 Schneide den Pflügen, die zehnhandbreit, dreispannig dieäder,  
 Recht viel Krummholz ferner: so nimm steineichene Krümmel,  
 Wenn du zu Thal und auf Bergen sie triffst, stets mit in die Wohnung,  
 Weil es zum Pflügen mit Rindern so haltbar ist und vorzüglich,  
 430 Wenn es der Schmieb an des Scharbaums Last fest sägt und mit Nägeln  
 Scharf an die Deichsel des Pflugs mit dem Schlege des Hammers<sup>3)</sup> ihn anschließt.  
 Halte daheim zwei Pflüge bereit, die du fleißig verfertigt,  
 Einen nur einfach, künstlich den zweiten! Es ist so das beste;  
 Wenn du den einen zerbrichst, dann ziehen die Rinder den andern.  
 435 Frei von dem Wurmfraß bleiben die Deichseln aus Küstern und Vorbörn;  
 Nimm von der Steineich' immer die Krümmel, von Eichen den Scharbaum.  
 Spanne davor zwei Ochsen in Vollkraft reiferer Jugend,  
 Welche vielleicht neunjährig; zur Arbeit sind sie die besten,  
 Und es geschieht wohl kaum, daß solche beim Ziehn in der Furche  
 440 Jankend zerkrümmern den Pflug und die Arbeit also vereiteln.  
 Aber ein vierzigjähriger Knecht, der führe sie tüchtig,  
 Wenn er vorher vier Stück achtheiligen Brotes genommen,<sup>4)</sup>  
 Der um die Arbeit sorgt und grade die Furchen dahinzieht,  
 Nicht nach den Altersgenossen sich umsieht, sondern der Pflicht dient;  
 445 Denn es versteht kein anderer so gut, und sei er auch jünger,  
 Wichtig die Saaten zu streun und das Nachsä'n so zu vermeiden,  
 Während ein Jüngerer immer zerstreut nach Genossen umhergafft.  
 Wenn du die Stimme des Kranichs hörst, der hoch aus den Wolken  
 Schreit beim jährlichen Zug, dann laß es dir dringend gesagt sein,  
 450 Daß er zum Adern das Zeichen dir giebt; er verkündet des Winters  
 Glücke und beißt in das Herz den Mann, dem es mangelt an Rindern.  
 Dann ist's Zeit, dir daheim krummwandelnde Rinder zu mästen;<sup>5)</sup>

1) eigentlich „siebenfüßig“. Um den Trochäus zu vermeiden, nahm ich „fünfsthalbellig“, was (da die Elle damals  $1\frac{1}{2}$  Fuß betrug) ungefähr dasselbe ist.

2) (Zum Verschlagen der Erbslöße.) Die Worte *ἀπὸ καὶ ὀρθῶς καὶ τὰ μοιο* müssen wohl so aufgefaßt werden.

3) Das liegt in *κλάσας*.

4) *ἄρτον δειρνήσας τετρατέροπον, οὐκὰ βλαμον*, also vier Stück (= der Hälfte) eines Weizenbrotes, das schon beim Baden durch Einschnitte in 8 gleiche Teile geteilt war.

5) *ἔνδορ ἐόντας*, d. h. die zum Pflügen nicht gebrauchten Rinder als Schlachtvieh zu mästen. Die Erklärung Göttings „necesse est, ut habeas et bene nutrias“ halte ich wegen des *ἔνδορ ἐόντας* nicht für richtig; denn es hieß ja: „wenn es Winter wird, so wird es Zeit zum Pflügen“; dann sind doch nur diejenigen Tiere *ἔνδορ*, welche Stallfütterung haben sollen, also entbehrlich sind und deshalb gemästet werden sollen.

- Leicht wohl bittet dann Einer: „O leihe mir Rinder und Wagen!“  
 Leicht auch sagt man: „O nein, bei der Arbeit sind ja die Rinder.“  
 455 Freilich, ein Allflug sagt dir: „Ich weiß ja den Wagen zu fügen!“  
 Aber der Narr kanns nicht. Es gehören zum Wagen wohl hundert  
 Hölzer; verschaffe sie erst und halte daheim sie im Vorrat!  
 Aber sobald für die Menschen die Zeit zum Pflügen herannaht,  
 Dann soll schon in der Frühe der Herr mit den Knechten sich eilen,  
 460 Gleichviel, ob's in den Tagen der Saat feucht oder auch trocken;  
 Gebet euch Mühe, damit sich die Flur mit Früchten dir anfällt!  
 Pflüge im Lenz, pflüg' um, wenns sommert: so trägt es dich nimmer.  
 Säte auf Neubruck<sup>1)</sup> gleich; dann sind ja noch locker die Schollen;  
 Neubruck wehret dem Schaden, beschwichtigt die Sorgen der Rinder.<sup>2)</sup>  
 465 Flehe zum Herrscher der unteren Welt und zur hehren Demeter,  
 Stets dir mit Reife zu segnen Demeters geheiligtes Saatorn,  
 Wenn du mit Pflügen beginnst und, die Hand an dem Ende der Pflugsterz,  
 Hüters den Rindern den Rücken berührst mit stachlichtem Stabe,  
 Daß sie am Riemen des Pflugjochs ziehen, und es ärgre der Kleinknecht  
 470 Gierige Vögel, indem er dem Pflug folgt und mit dem Spaten  
 Sorglich die Saaten bedeckt. Es ist ja für sterbliche Menschen  
 Pünktliche Ordnung ein Heil, Unordnung ein ewiges Unglück.  
 Wenn der Olympier dann zum Schluß noch gutes Gedeihn giebt,  
 Werden die Ähren vor Fülle des Korn's zur Erde sich neigen.  
 475 Hältst du die Fässer nur rein von Spinnengewebe<sup>3)</sup>, so hoff' ich,  
 Daß du vom drinnen bewahrten Vespig mit Freuden genießest,  
 Reich bist selbst noch im lachenden Lenz; nicht brauchst du auf andre  
 Bittend zu schauen; dafür kann dich manch Dürftiger brauchen.  
 Pflügest du erst um die Wende der Sonne, so kannst du im Sizen<sup>4)</sup>  
 480 Mähen, und was du mit Händen ergreifst, ganz wenig nur ist es;  
 Ungleich<sup>5)</sup> bindest du dann, und garnicht wirst du dich freuen,  
 Kannst es im Korb heimtragen, und wenige werden dich achten.  
 Doch bald so bald anders gefinnt ist Zeus der gewalt'ge;  
 Sterbliche Männer verstehn ihn schwerlich voraus zu berechnen.  
 485 Pflügst du vielleicht erst spät, so möchte dir dieses noch helfen:  
 Wenn in dem Laube der Eiche das erste Geruse des Ruckucks  
 Klingt zum Entzücken der Menschen, soweit sie bewohnen den Erdkreis,  
 Müge dann Zeus drei Tage hindurch nicht ruhen vom Regnen,  
 Bis des Gespanns Fußspuren genau sich füllen mit Wasser!  
 490 Dann nimmst, wer als der Letzte gepflügt, noch auf mit dem Ersten.

1) Neubruck (*πειδὸν ἀρouraν*), Land, welches brach lag und nun wieder umgepflügt worden ist.

2) Sinn wohl: wird das Brachland rechtzeitig und sorgsam wieder umgepflügt, so braucht die Familie nicht zu darben und die Rinder sich nicht vor künftiger Armut zu fürchten.

3) d. h. bist du fleißig. Spinnengewebe finden sich nur in Fässern, die wegen der Unbetriebsamkeit ihres Besitzers leer bleiben.

4) Du hast dann zu spät gepflügt, und deshalb werden die Ähren so niedrig und dünn sehn, daß du dich dabei hinsetzen kannst.

5) Das *ἀγρία* kann nur im Sinne von „verschieden, ungleich“ gefaßt werden. Passows Lexikon bringt allerdings nur ein Beispiel.



Wieh du genau auf alles nur acht, und des heiteren Frühlings  
 Wie auch der zeitigen Regen Herannah hab' im Gedächtnis!  
 Winterts und hindert die Kälte uns alle am Schaffen im Felde,  
 Geh du da ja an der Schmiede vorbei und an wimmelnden Kneipen<sup>1)</sup>,  
 485 Denn für den fleißigen Mann giebt's reichlich im Hause zu schaffen;  
 Sonst wohl stürzt dich der Winter in Trägheit, endlich in Armut;  
 Schwellende Füße erkiegen den Lasten der mageren Hände<sup>2)</sup>.  
 Träge, die nichts mehr hatten zu essen, sich aber mit leerer  
 Hoffnung schmeichelten, kamen ja oft auf böse Gedanken.  
 500 Dürftigen, die nichts haben zum Weizen und Broden und immer  
 Eizen in Kneipen, vermag auch die Hoffnung nimmer zu nützen.  
 Wieh in der Mitte des Sommers bereits Anweisung den Knechten:  
 „Nacht mir die Hütten bereit; nicht immer ja dauert der Sommer!“<sup>3)</sup>  
 Aber die rinderverderbende Zeit des lenaischen<sup>4)</sup> Monats  
 505 Reide du ja und den Nachtfrost auch! Denn über das Erdreich  
 Breitet er schädlich sich aus durch Boreas' schneidendes Blasen,  
 Welcher außs mächtige Meer aus der rossegesegneten Thrake  
 Wild losbrausend sich stürzt, daß Erde und Wälder ertosen.  
 Viel hochlaubige Fichten und viel kraftfrohen Fichten  
 510 Streckt er im Stoß in den Schluchten des Bergs auf segnete Fluren  
 Nieder, und von dem Getrach hält rings die gewaltige Wabung.  
 Zwischen die Beine den Schweif streckt selbst frostbebend das Raubtier,  
 Ist auch das Fell durch Haare geschützt; so dicht auf der Brust auch  
 Ihnen das Haar wächst, bläst doch hindurch die erstarrende Kälte.  
 515 Selber des Stiers Haut hält nicht stand vor dem mächtigen Froste;  
 Auch langhaarige Ziegen vermögen es nimmer; indessen  
 Trotzt wohl die dichtere Wolle der Schafe dem Stoße des Nordsturms,  
 Welcher den Öreisen sogar scharfblasend die Beine besüßelt.  
 Nicht durchweht er der Jungfrau Haut, so zart sie auch sein mag,  
 520 Wenn sie der liebenden Mutter getreu im Hause daheimbleibt  
 Und ihr noch nichts von der Hulb und dem Reiz Aphroditens bewußt ist.  
 Hat sie die Haut, die so weich, sich gewaschen und hat sie mit fettem  
 Öl sich gesalbt, so legt sie sich nachts im Hause zu Bette,  
 Während es wintert und sich der Polyp an dem eigenen Fuß nagt<sup>5)</sup>  
 525 In dem entseßlichen Heim, wo's niemals wärmende Blut giebt.

1) Vergl. Hom. Od. 18, 328. In den Schmieden pflegten die Bagabunden zu schlafen.

2) Man glaubte, daß durch den Hunger die Füße anschwellen und die Hände verdorren. Der Sinn ist also: Die Last der abgemagerten Hände ist noch zu schwer für die vom Hunger unnatürlich angeschwellten Füße.

3) Schon Götting macht darauf aufmerksam, daß B. 502 fig. außerhalb des Zusammenhanges stehen.

4) Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß 503—560 von einem attischen Dichter herrühren und hier nur willkürlich eingeschoben sind. Der lenaische Monat, der Keltermonat (ληρός die Kelter) entspricht der zweiten Hälfte des Dezembers und dem ersten Teile des Januars.

5) Eigentlich ἀρόστεος „Der Knochenlose“. Diesen alten Aberglauben widerlegte schon Plinius H. N. IX, 29 „Ipsum [polypodem] brachchia sua rodere falsa opinio est.“

Nie ja zeigt ihm die Sonne den Weg auf die nährende Weide,  
 Sondern sie wandelt und strahlt auf Stadt und Gemeinde der Schwarzen, <sup>1)</sup>  
 Bis sie dann endlich die ganzen Hellenen aufs neue beleuchtet.  
 Alles Getier in dem Wald, ob hornlos oder mit Hörnern,  
 550 Hat dann wenig zu beißen; sie fliehn in die Schluchten des Forstes,  
 Und sie bestimmem um nichts sich sonst. Sie suchen den Schutz auf,  
 Nehmen das Fessengeklüft in Besitz und verborgene Winkel,  
 Und wie ein Alter am Stabe <sup>2)</sup> daherhinkt, welchem der Rücken  
 Böllig geknickt ist, welchem das Haupt zur Erde geneigt ist,  
 555 Ganz so gehn sie des Weges und weichen dem weißlichen Schnee aus. <sup>3)</sup>  
 Schütze den Leib (ich empfehle dir das) dann sorglich mit Kleibern;  
 Bis auf die Erde dir reiche der Rock; weich sei dir der Mantel.  
 Zieh in den kürzeren Aufzug ein den verlängerten Einschlag;  
 Dies zieh an um den Leib, daß nimmer die Haare sich sträuben  
 560 Und an den Gliedern vor Frost nicht aufwärts streben und starren.  
 Stede die Füße in passende Schuh' aus dem Leder von Kindern,  
 Welche du kürzlich geschlachtet; <sup>4)</sup> mit Filz drin magst du sie füttern.  
 Kommt nun die Kälte des Winters, so nahe mit Sehnen von Kindern  
 Felle der Erstlingsziegen zusammen, und gegen den Regen  
 645 Schütze mit ihnen den Rücken, und bedeck von oben das Haupt dir,  
 Daß dir das Ohr nichts nässe, mit tüchtig verfertigtem Filzhut.  
 Denn weht Boreas scharf, ist bitter die Kälte der Frühhe;  
 Scheinen zur Nacht die Gestirne, dann breitet sich morgens der Nebel  
 Fruchtbar <sup>5)</sup> über die Flur und die Felder gesegneter Menschen,  
 560 Welcher da quillt aus den Fluten der nimmer versiegenden Ströme,  
 Hoch dann über die Flur durch kräftige Winde geführt wird,  
 Bald sich des Abends in Regen ergießt, bald weiter dahinweht,  
 Wenn uns aus Thrale der Nord dichtwogende Wolken heran jagt.  
 Hast du die Arbeit fertig, so eile du, eh es noch nebelt,  
 565 Heimwärts, daß kein dunkles Gewöl vom Himmel dich einhüllt  
 Und dir das Kleid durchnäßt und durchbringt bis auf die Haut selbst.  
 Geh du ihm wohl aus dem Wege; es sind ja die Zeiten des Winters  
 Unheilvoll, sie schaden dem Vieh und den Menschen dergleichen.  
 Denn nur die Hälfte der Speise bedürfen die Ochsen; der Mensch mehr;  
 560 Lang dann sind ja die Nächte und helfen bedeutend ersparen. <sup>6)</sup>

1) Vergl. Herodot II, 29. Meroe, die Hauptstadt der schwarzen Äthiopen, muß gemeint sein.

2) Eigentlich *το/ποδι βορω*: Der dreifüßige Mensch, mit Anspielung auf das durch Odipus gelöste Rätsel der Sphinx.

3) Stötling meint: *inepte foret dictum: ferae quadrupedes incedunt ut homines senes etc. Durchaus nicht inepte dictum. Die Tiere, den offenen Stellen ausweichend, wo der Schnee massenhaft liegt, blicken umherstreichend nach Nahrung auf den Boden wie Greise, denen das Alter den Rücken gekrümmt und das Gesicht erdwärts gemendet hat.*

4) *βοδς λιπ κταμένοιο*. Das Leder soll also nicht etwa aus dem Leder gefallener Kinder sein. An Sohlen ist hier natürlich nicht zu denken.

5) *πρωτοφόρος*, eigentlich weizentragend.

6) Sinn: im Winter stehen die Rinder im Stalle und brauchen nur die Hälfte des Futters wie im Sommer, wo sie die harte Feldarbeit thun müssen.

Dieses behalte im Auge, und bis ans Ende des Jahres  
 Gleiche die Tage dir aus und die Nächte<sup>1)</sup>, bis wieder die Mutter  
 Aller, die Erde, das reichliche Maß an Früchten dir darbrut.  
 Hat nach der Wende der Sonne nun Zeus vollendet an sechzig<sup>2)</sup>  
 565 Tage des Winters, so steigt aus den heiligen Fluten des Weltmeers  
 Endlich wieder Arkturos der Stern, und am Ende der Nächte  
 Hebt er sich siegend empor und scheint mit leuchtendem Glanze.  
 Nach ihm läßt sich die Schwalbe, Pandions Kind, vor den Menschen  
 Fröh schon klagend erschauen beim neuen Beginne des Frühlings.  
 570 Aber zuvor noch beschneide den Weinstock; 's ist so das beste!  
 Freilich sobald auf der Flucht vor der Kraft der Plejaden die Schnecke  
 Auswärts kriecht an den Pflanzen, so ruhe das Graben im Weinberg<sup>3)</sup>;  
 Schärfe die Sichel dir dann und berufe die Knechte zur Arbeit!  
 Kommt nun die Ernte und brennt auch noch so scharf dich die Sonne,  
 575 Dann heißt's: stiehe den schattigen Sitz und das Bett in der Fröhe!  
 Dann mach hurtig und führe du heim die geerntete Feldfrucht!  
 Fröh sei auf, dann hast du fürwahr auch reichlich zu leben!  
 Frühaufstehn bringt ein ganz sicher ein Drittel der Arbeit;  
 Frühaufstehn, das fördert am Werk und fördert am Marsche;  
 580 [Wenn ein Gewimmel von Menschen das Frührot fährt auf die Straße  
 Und unzähligen Rindern das Joch, das belastende, auflegt.]<sup>4)</sup>  
 Wenn nun die Distel erblüht und im laubigen Baum die Citabe  
 Raftet und zwischen den Flügeln hervor scharfklingende Töne  
 Ausstößt und nie ruht zur Zeit des erschlaffenden Sommers,  
 585 Wenn uns die Ziegen am feistesten sind und am besten die Trauben,  
 Dann sind stets höchst klippig die Frau'n, kaltstinnig die Männer,  
 Welchen der Sirius Haupt und Kniee versengt und vor Hitze  
 Sämtliche Glieder verdorren. Um die Zeit taugt dir am besten  
 Tief in der Felschlucht Schatten, dazu ein biblinischer Wein auch,<sup>5)</sup>  
 590 Milchbrot auch und die Milch von nicht mehr säugenden Ziegen,  
 [Ferner das Fleisch von Kühen, die noch nicht Mütter geworden,  
 Und von den Erstlingsziegen. Im Schatten nun sitze und trinke  
 Feurigen Wein und stille das Herz mit reichlicher Nahrung,

Der Mensch aber braucht mehr, weil er sich doch immer noch zu schaffen macht,  
 auch draußen im Freien. Wörtlich: die langen Nächte sind hilfreich (*μακραί γὰρ  
 ἐπιρροδοὶ εὐφρόναι εἶσιν*).

1) Doch Sorge dafür, daß dir die langen Tage (Sommer) so viel einbringen,  
 daß du an den langen Nächten (Winter) zu leben hast.

2) Natürlich ist die Winter Sonnenwende gemeint; der genannte Termin schließt  
 also zu Ende des Februars.

3) Der Ausgang der Plejaden bezeichnet die Eröffnung der Schifffahrt und den  
 Beginn der sommerlichen Jahreshälfte. Dann wirbt den Schnecken am Boden zu  
 jonnig, und sie suchen Schutz in den Blättern der Pflanzen. Dann dürfen keine  
 Weinstöcke mehr versetzt werden.

4) Flach in der neuesten Textausgabe hält auch den Vers 579 für unecht.  
 Ich halte nur 581 für unecht, weil er gar keinen neuen Gedanken enthält.

5) Der *βιβλινος* oder *βύβλινος οἶνος* sollte nach einigen aus Thrake, nach  
 andern aus Naxos stammen; das erstere ist wohl das richtigere.

- Laß dir das Antlitz kühlen von scharf anhauchendem Bephyr  
 595 Und von dem reinen Gewoge des Quells, der munter hinabfließt!]  
 Nimm du nur ein Maß Wein auf drei Maß kühlenden Wassers! \*)  
 Aber sobald der gewaltige Stern des Orion heraufsteigt, \*)  
 Lieb du den Auftrag deinem Gesind, der Demeter erwünschte  
 Gaben am lustigen Ort auf der rundlichen Tenne zu dreschen;  
 600 Sorglich gemessen verwahre dir dann in den Fässern die Feldfrucht.  
 Gaß du den ganzen Bedarf nun untergebracht in der Wohnung,  
 Miete dir einen noch lebigen Knecht und ein lebiges Weib auch;  
 Nutzlos aber im Haus sind Mägde mit Kindern am Busen.  
 Sorg' auch gut für den bissigen Hund und füttr' ihn reichlich,  
 605 Daß dir ein nächtlicher Dieb nicht wegstiehlt, was du besitzest!  
 Füh' auch Futter hinein und Abfall, daß es den Kindern  
 Nebst Maultieren ein völliges Jahr nie mangelt am Futter;  
 Dann erst raste der Knecht, dann erst loß schirr' er die Rinder!  
 Wenn bis zur Mitte des Himmels Orion und Sirius steigen  
 610 Und auf Arktur schaut frühe die rosigfingrige Göt, \*)  
 Brich dann sämtliche Trauben, o Perseß, und schaffe sie heimwärts;  
 Leg' in der Sonne sie aus zehn Tage und Nächte, und säns dann  
 Bege sie tief in den Schatten; am sechsten nun kommt Dionysos'  
 Gütige Gab' in die Fässer. Inbessen sobald die Plejaden  
 615 Mit den Hyaden versinken, und so auch der helle Orion,  
 Denke du dann schon sorgenden Sinns rechtzeitiger Ausfaat!  
 Also nun wäre das Jahr anständig zur Ruhe bestattet!  
 Möchtest du schiffen auf stürmischem Meer, so merke dir dieses:  
 Wenn auf der eiligen Flucht vor dem Grimme des starken Orion  
 620 Sich die Plejaden verbergen im dunklen Gewoge des Meeres \*)  
 Und mit Gewalt loß wehen und stürmen die sämtlichen Winde,  
 Halte du dann nicht mehr auf stürmischem Meere die Schiffe  
 [Sondern den Rat nimm an, und betriebsam sei du am Lande]!  
 Zieh auf den Strand dein Schiff, und ringsum schütz' es mit Steinen,  
 625 Daß sie die Wut abwehren der nachstalt wehenden Winde;  
 Zieh auch den Zapfen heraus, daß nicht es im Regen verfaule! \*)  
 Hebe daheim ja ordentlich auf das Geräte des Schiffes,  
 Gut auch verwahre die Flügel \*) des meerdurchwandelnnden Fahrzeugs;  
 Aber das treffliche Steuer, das hängst du hinein in den Rauchfang. \*)

1) Das ist der Sinn des τρις ὕδατος προξέειν, τὸ δὲ τέταρτον λέμεν οἴνω. Passow unter προξέω erklärt falsch.

2) Anzeichen des Spätherbstes.

3) D. h. wenn Arktur am frühesten aufgeht, nämlich am 18. September.

4) Götting a. d. St.: Magna pars Graecorum cum Boeotis stellarum imagines venationem Orionis, magni Graecorum Nimrod, ita repraesentare putabant, ut Orio cum Sirio cane ἄρκτον, κελειάδας (κληιάδας, columbas), βάδας (suculas) etc persequeretur. Hinc illud φεύγουσαι Ὀρίωνα.

5) Die Schiffe hatten also im Boden einen Zapfen, den man herauszog, um das Regenwasser ablaufen zu lassen.

6) Natürlich die Segel.

7) Damit es sich im Rauche besser hält. Vergl. Vers 45.

630 Warte die Zeit selbst ab, die bestens sich schickt für die Ausfahrt;  
 Zieh in das Meer nun das hurtige Schiff und verstaue du drinnen  
 Tüchtige Ladung, welche ins Haus dir den besten Gewinn bringt!  
 So einft pflegte der Vater, o du höchst thörichter Perseus,  
 Oft in den Schiffen zu fahren, im Streben nach reichem Gewinne;  
 635 Einft auch kam er hieher auf einer der häufigen Fahrten,  
 Als er im schwärzlichen Schiff das äolische Ryme verlassen.  
 Nicht auf der Flucht wohl war er vor Wohlstand, Schätzen und Reichthum,  
 Sondern vor Armut wars, die Zeus für die Menschen beschieden.  
 Nahe am Helikon wohnt' er in Askra, dem elenden Dorfe,  
 640 Das nichts taugt, wos' schrecklich im Winter und widrig im Sommer!')  
 Also an jegliches Werk' rechtzeitig, o Perseus, gedente,  
 Aber vor allem besorge die Schiffsahrt! Kleinere Schiffe  
 Lehne du ab<sup>2)</sup> und bringe die Fracht in ein größeres Fahrzeug!  
 Denn je gewicht'ger die Fracht, je bedeutender häuft der Gewinn sich,  
 645 Falls uns die Winde verschonen mit widrigstehendem Blasen.  
 [Reigt sich jedoch dein thörichter Sinn auf den Handel im großen,  
 Willst du den Schulden entgehn und dem unheilbringenden Hunger,  
 Nun, in Bezug aufs tosende Meer gern will ich dir raten,  
 Wenn ich auch wenig nur weiß von der Schiffskunst oder den Schiffen.  
 650 Denn in die Weiten des Meeres zu Schiff mich wagt' ich nur einmal,  
 Als nach Eubda von Aulis ich fuhr, wo einft die Achäer  
 Während des Winters verweilten und rings aus der heiligen Hellas  
 Rächend gen Ilios zogen, die Stadt voll lieblicher Frauen.  
 Dort einft fuhr ich nach Chalkis, des hehren Amphidamas Festspiel<sup>3)</sup>  
 655 Mit zu begehn, und es hatten des Fürsten erhabene Söhne  
 Viele der Preise gestiftet: von dort dann nahm ich nach Hause  
 Einen gehenktesten Dreifuß mit als Sieger im Sange.  
 Aber ich weih' ihn den Mufen, die hoch auf dem Helikon thronen,  
 Wo sie zuerst in der Kunst klangvollen Gesangs mich belehrten.  
 660 Soweit lernt' ich sie kennen, die Schiffe, die künstlich verpflödet;  
 Tropdem weih' ich dich ein in des ägiserschütternden Zeus Sinn,  
 Weil mich die Mufen gelehrt, unsägliches<sup>4)</sup> selbst zu besingen.]  
 Zwischen dem fünfzigsten Tag nach der Frühlingswende der Sonne  
 Und dem Beschlusse des Sommers, der alles erschlassenden Jahreszeit,  
 665 Ist's für die Meerfahrt Zeit. Kein Fahrzeug geht dir verloren,  
 Kein Mann geht dir verloren im Meer, falls nicht der Erschütterer  
 Unserer Erde Poseidon ihm Unglück brachte mit Absicht

1) Stöbling fügt mit Recht bei: Quod tam malae notae epitheta adduntur, rationem habet in illa lite, quam iniuste diiudicasse dicebantur Ascræi iudices. Man konnte es' in Askra Winters vor Sonnenlosigkeit und Sommers vor Sonnenglut nicht aushalten.

2) *ἀλυσίω* (wie laudare Verg. Georg. 2, 412) im Sinne des negativen: „Ich danke dafür“.

3) Der König von Chalkis auf Eubda Amphidamas fiel im Kriege gegen Eretria, und von den Festspielen, die von seinen Söhnen von da ab eingerichtet wurden, soll unser Dichter den hier erwähnten Preis heimgebracht haben.

4) *ἀδύσφατον*. Die Gottheit verlieh ihm die Gabe auch über Dinge zu singen, die seinem menschlichen Verständnisse eigentlich fernlagen.

- Ober auch Zeus, der selbst Unsterblichen mächtig gebietet;  
 Sie ja beherrschen das gute Geschick und verhängen das böse!
- 670 Dann wehn heitere Lüfte, gefahrlos wallen die Meere;  
 Sorglos zieh du das hurtige Schiff in die Flut und vertrau' es  
 Ruhig ihr an und staue hinein die gesammelte Ladung!  
 Aber beeile dich ja, rechtzeitig nach Hause zu kommen;  
 Warte den Neuwein ja nicht ab und den herbftlichen Regen
- 675 Ober den drohenden Winter, des Notos<sup>1)</sup> gefährliches Wehen,  
 Der im Verein mit der mächtigen Flut vom herbftlichen Himmel  
 Aufregt wütend das Meer und die Schifffahrt fällt mit Gefahren.  
 Aber sobald auf der Spitze des Baums so weit sich die Blätter  
 Heigen, als Krähen den Fuß beim ruhigen Gehen vor den andern<sup>2)</sup>
- 680 Segen, so kann man es dann wohl wagen, das Meer zu befahren.  
 Das ist Frühlingsfahrt<sup>3)</sup>; ich hüte mich wohl, sie zu loben,  
 Weil sie mir nimmer gesiel. Doch willst du wagen, so mußt du  
 Mächtig dich eilen<sup>4)</sup> und kannst trotzdem noch Schlimmes erleben.
- 685 Aber die Sterblichen wollen es so in des Herzens Verblendung;  
 Leider: den Unglückseligen fällt Gold einzig das Herz aus!  
 Fürchtbar ist ja der Tod in dem Meer; drum höre den Ratsschlag,  
 Den ich dir gebe, und nimm ihn dir treulich und sorglich zu Herzen!  
 Nimmer vertraue dem wölbigen Schiff du den ganzen Besitz an;
- 690 Laß du das Meiste daheim und nimm nur ein wenig als Fracht ein.<sup>5)</sup>  
 Fürchtlich ist, in den Fluten des Meeres zu schaden zu kommen;  
 [Fürchtlich ist es, den Wagen des Glücks zu schwer zu belasten,  
 Bis dir die Axt zerbricht und die Ladung völlig verderbt wird.]  
 Halte du Maß, und in allem bedenke den richtigen Zeitpunkt!
- 695 Wähl' auch die richtige Zeit für die Heirat; rätlich erscheint es,  
 Wenn du dem Alter von Dreißig nur wenige Jahre voraus bist  
 Ober nur wenig dahinter zurückbleibst; dann für die Ehe  
 Ist es die Zeit. Und es blühe das Weib vier Jahre noch mannbar,<sup>6)</sup>  
 Bis du die Jungfrau nimmst; dann lernt sie die Pflichten der Hausfrau.<sup>7)</sup>
- 700 Wende auf solche das Auge zuerst, die nahe dir wohnen;  
 Doch sieh sorglich dich um; nicht freie zum Spotte der Nachbarn!

1) Südwestwind.

2) Wenn Krähen nicht hüpfen, sondern ruhig gehen, so ist die Entfernung zwischen ihren Fußspuren minimal. Sinn also: man kann sich aufs Meer wagen, sobald die Blätter in den Baumspitzen sichtbar geworden sind, also im (noch unzuverlässigen) Frühlingsansange.

3) *ελαρινός πλόος* im Gegensatz zu dem sicheren *ωραίος πλόος* (665) im Sommer.

4) Passows *Lexikon* erklärt *ἀρκατός* durch „auf den Raub gemacht“, scheint also an Seeräuberchiffe zu denken, was hier unmöglich ist.

5) D. h. setze nicht deinen ganzen Besitz auf eine Karte.

6) Die Mädchen werden mit durchschnittlich 14 Jahren mannbar; sie sollen also etwa mit dem 19. Jahre heiraten. Das ist für den Süden ein sehr vorsichtiger Standpunkt.

7) Unter *ἦθεα κερνά* kann nichts anderes gemeint sein, denn ehrbare Erziehung versteht sich bei einer freien Jungfrau von selbst.

Keinen so herrlichen Schatz ja erringt sich der Mann wie ein wackres  
 Weib, doch keinen so schrecklichen Fluch wie verschwendrische<sup>1)</sup> Frauen;  
 Solche ja saugen den Mann rein aus<sup>2)</sup> samt sämtlichem Reichthum,  
 705 Und sie verstehn frühzeitig die Armen zu Greisen zu machen.  
 [Habe du immer die Strafe der ewigen Götter vor Augen!]  
 Nicht leicht halte den Freund so wert wie den leiblichen Bruder!  
 Hast du aber gethan, dann sei nie schuld an dem Bruche!  
 Leichtsinn bringe dich nie zur Lüge! Doch macht' er den Anfang  
 710 Dich mit erbitterndem Wort zu beleidigen oder mit Thaten,  
 Laß dann doppelt ihn büßen! Vergiß es ihm nicht! Und erscheint er  
 Wieder als Freund und erbietet sich dir zur Buße des Unrechts,  
 Nimm sie! Abscheulich ja ist es, heftändig die Freunde zu wechseln;  
 Mag dein Antlitz immer entsprechen der Herzensempfindung!  
 715 Heiße du nie ungasflich, und ebensowenig zu gafffrei,  
 Wie mit den Bösen befreunde du dich, nie zanke mit Guten!  
 Rache dem leidenden Manne die qualende, brückende Armut,  
 Welche die Ewigen selber beschert, ja nimmer zum Wortwurf!  
 Weißt du die Junge zu sparen, so gilt sie dir unter den Menschen  
 720 Viel wie ein Schatz; wir schätzen sie hoch, je mehr du sie zügest.  
 Redet sie tränkende Worte, so kommt bald tränkende Antwort.  
 Gilt es ein Fest, wo viele gemeinsam tragen den Aufwand,<sup>3)</sup>  
 Sieh nicht schel: Klein sind ja die Kosten und groß das Vergnügen.  
 Spende für Zeus früh morgens und auch für die übrigen Götter  
 725 Nimmer des feurigen Weins, noch eh du die Hände gewaschen;  
 Ober sie hören dich nicht und spucken auf deine Gebete.<sup>4)</sup>  
 Wende du ja beim Harnen dich nicht grad gegen die Sonne;  
 Thu es mit Vorsicht, sanft sie hinab; und naht sich der Morgen,  
 Harnе du nicht im Weg noch außer dem Weg im Vorbeigehn;  
 730 Auch nicht blöße du dich: auch die Nächte gehören den Göttern.<sup>5)</sup>  
 Sitzend nur thut es ein heiliger Mann voll göttlicher Weisheit,<sup>6)</sup>  
 Ober er tritt an die Mauer des sorglich verschlossenen Hofraums.  
 Ist dir die Scham mit Samen besetzt, so sollst du sie ja nicht  
 Nahe dem heiligen Herde entblößen; du sollst es vermeiden!  
 735 Kommst du vom Opferermahl, gern magst du zum Weibe dich legen;<sup>7)</sup>  
 Ja nicht, kehrest du heim von der unheilvollen<sup>8)</sup> Bestattung!

1) *δειπνόλογος* bedeutet eigentlich eine solche, die auf Gastereien verfallen ist.

2) Das Bild *εἶναι ἄνευ πυρός* „versengt ihn ohne Feuer“ paßt nicht im Deutschen. Man sengte den geschlachteten Schweinen die Borsten im Feuer ab, während wir dieselben abbrühen.

3) Das *ἐν κοινῷ* läßt wohl kaum eine andere Bedeutung zu. Also ein Picnic.

4) Ich hatte keine Veranlassung das *ἀποκρούσαι δὲ τ' ἀράς* zu verwischen, weil wir die drastische Metapher auch kennen.

5) Eine ebenso wichtige wie schwierige Stelle. Sinn: verrichte deine Bedürfnisse nicht so, daß dich der Himmel bei Nacht oder bei Tage sieht. Ich halte diese Stelle für ein philosophisches Einschleßel.

6) Nach Herodot war dies ägyptische Sitte.

7) Im Texte herber *σπερμαίνειν γενεήν*.

8) *δυσφήμων τάφος*, wegen des bösen Omens.

- Nie durchwate die herrliche Flut schönfließender Flüsse,  
 Ehe du niedergeblickt in das klare Gerinn und gebetet  
 Und in dem hellen, gesegneten Raß dir die Hände gewaschen!
- 740 Wer durchwate, ohne den Fluch von den Händen zu waschen,  
 Ja, dem großen die Götter und lassen Verderben ihm folgen!  
 Bei dem gesegneten Mahle der Opferer darfst du mit nichten  
 Dir an den Fingern der Hand mit dem Messer die Nägel beschneiden!¹)
- Schätze du nie beim Trunke den Weinkrug mehr als den Mischkrug,²)  
 745 Denn aus dem Weinkrug blickt dir der schrecklichste Jammer entgegen.  
 Bauft du ein Haus, dann rast du nicht, bis daß es vollendet;  
 Sonst mit dem unheilflüchtenden Ruf sitzt droben die Krähe.³)  
 Schöpfe du nicht aus Kesseln, die noch kein Opferer weihete,  
 Weber zum Essen noch Waschen: ein Fluch liegt auf der Verschümmis.
- 750 Setze du kein zwölfwöchiges Kind so, daß es da stillst,⁴)  
 Weils ihm schadet und weil drauß sicher ein weibischer Mann wird;  
 Selbst kein jähriges Kind; ihm wirds nicht anders ergehen.⁵)  
 Ja nicht wasche ein Mann sich den Körper in weibischem Bade,⁶)  
 Denn es erfolgt auch hier andauernde klägliche Strafe.
- 755 Kommt du vielleicht zufällig zu brennenden Opfern, so spotte  
 Nicht des Geheimnisvollen; auch dies sonst strafen die Götter.  
 Nicht in die Mündung der Flüsse, der meerrwärts eilenden, darfst du  
 Harnen und nicht in den Quell; du mußt dies peinlich vermeiden.  
 Auch nicht mache hinein,⁷) was ebensowenig erlaubt ist.
- 760 Handle danach und vermeide das böse Gerede der Menschen!  
 [Schuldlos wird man und leicht zum Opfer des schlimmsten Gerüchtes;  
 Schmerzhaft trägt man daran; schwer läßt es sich wieder befeit'gen.  
 Böllig vergeht kein Schlimmes Gerücht, an welchem so viele  
 Eifrigst schafften; ein mächtiger Gott längst ist es geworden!]
- 765 Gieb du an jedem der Tage, die Zeus dir verliehn, dem Gefinde  
 Ordentlich Arbeit auf;⁸) an dem dreißigsten Tage des Monats

1) Wörtlich ἀπό πεντόζοιο, vom Fünfsack (= Hand); αὖον eigentlich das Dürre (= Nagel), ἀπό γλώσσον vom frischen Fleische (= Finger).

2) Nach Götting's unbedingt richtiger Auffassung. Sinn: Trinke den Wein nie ungemischt, denn sonst folgt der „Jammer“. (δολὴ μοίρα).

3) Die von Götting vorgeschlagene Änderung ist nicht nötig. Krähen (wie Raben) sind unglücksverkündende Vögel; setzen sie sich schreiend auf ein Haus, an das man aus Eifrigkeit nicht die letzte Hand gelegt hat (ἀνεπιξέστον), so wird das Haus nie fertig.

4) Sinn: selbst die kleinsten Kinder soll man sich frei bewegen lassen und sie nicht in einem Kinderstuhl festbinden.

5) D. h. in warmem Wasser. Götting z. d. St.: De balneo, quo usa sit mulier, noli cogitare in his symbolis; übrigens würde auch diese Erklärung einen guten Sinn geben.

6) Natürlich im Sinne von alvum exonerare.

7) Götting: Sequitur calendarium vetustissimum. Hesiodi mensis est triginta dierum, qui dividuntur in tres decades (μὴν ἱσάμενος, μεσῶν et φθίνων).



Sieh dir die Wirtschaft an und teil' an die Knechte die Kost aus;  
 Denn dann ruhn die Prozesse und kommt kein Mensch zur Versammlung.<sup>1)</sup>  
 Ganz mit Bedacht hat Zeus die Tage den Menschen bezeichnet.  
 770 Heilig erachte den ersten<sup>2)</sup>, den vierten<sup>3)</sup>, den siebenten gleichfalls,  
 [Weil einst Leto an ihm uns den schönen Apollon geboren],  
 Ferner den achten und neunten: es sind am vorzüglichsten diese  
 Tage des wachsenden Mondes geeignet für unsre Geschäfte.  
 Dann als vorzüglichste Tage empfehl' ich den elften und zwölften,  
 775 Jenen zur Schaffschur, diesen zum Rähn herzkärrender Feldfrucht;  
 Freilich der zwölfte besiegt am Wert bei weitem den elften.  
 Dann von dem längsten der Tag' ab spinnt hoch schwebend die Spinne  
 Eifrig ihr Netz; Ameisen beginnen im Sammeln des Vorrats;  
 Dann soll eifrig das Weib auch den Webstuhl stellen zur Arbeit.  
 780 Gegen die Mitte des Mondes ja meide zum Säen die Dreizehn;<sup>4)</sup>  
 Aber sie taugt für die Pflanzen, die schon im Wachsen begriffen.  
 Wieder der sechste der zweiten Delad' ist schädlich fürs Pflanzen,  
 Gut für Erzeugung von Knaben; für Mädchengeburten indessen  
 Taugt er uns nichts, auch schadet er sicher dem Mädchen zur Heirat.  
 785 Ebenso ist auch der sechste der ersten Delade<sup>5)</sup> verderblich  
 Für die Geburt von Mädchen; den Bod und das Schaf zu verschneiden  
 Oder für Herden die Hürden zu baun doch taugt er vorzüglich,  
 Auch zum Erzeugen von Knaben. Sie<sup>6)</sup> lieben betrügliche Worte,  
 Spott, einschmeichelnde Red' und verstoheles Liebesgefäflter.  
 790 Aber am achten des Mondes gern magst du den Eber verschneiden  
 Wie auch das brüllende Hind und das arbeitshulbende Maultier.  
 Knaben, die klug sind, zeuge am zwanzigsten, längsten des Großjahrs,<sup>7)</sup>  
 Weil sie mit kundigem Geiste begabt sind. Wieder am zehnten  
 Zeuge du Knaben; doch Mädchen am vierten der zweiten Delade.

1) Die 8 letzten Monatstage, namentlich der 30ste, waren ἀποφορές (nefasti), wo die Rechtsentscheidungen und Volksversammlungen ruhten, der Landmann also freie Zeit hatte.

2) Die εἴη ist der mit dem ablaufenden Monde anfangende erste Tag des neuen Monats.

3) Geburtstag des Hermes und des Herakles.

4) Hesiod begreift unter dem μὴν ἑτάμενος hier offenbar die erste Monatshälfte, nach welcher sogleich der μὴν φθίνων begann; er teilt hier also den Monat nicht in 3 Deladen, sondern in 2 Hälften. — Weil der „dreizehnte Tag“ unbedingt nicht in das Metrum paßte, mußte „die [Zahl] dreizehn“ als Notbehelf genommen werden; das war eine absolut unvermeidliche metrische Niederlage des Übersetzers, tröstlicherweise die einzige. — Die verderbliche Rolle der Zahl dreizehn ist also nicht erst christlich.

5) Geburtstag der Artemis.

6) Diejenigen, welche an diesen Tagen erzeugt sind.

7) εἰκὸς πλεῶν ἡματι est dies vicesimus eius mensis, in quo est dies anni longissimus, εἰκὸς μεγάλη idem dies, sed in trieteride s. anno magno (Östling). Die τριητηρίς war ein Zeitraum von 3 Jahren, und im dritten wurden Bakchosspiele gefeiert. — Ich folge sonst nicht der Meinung Östlings „Eo die catum virum decet progignere pueros“, denn wer hielt sich nicht für catus? sondern der Meinung Hermanns „Hoc die catum virum procreabis“.

- 795 Dann auch zähmst du die Schafe gewiß zu treuem Gehorsam,  
Auch schwererschreitende Kinder und bissige Hund' und das Maultier,  
Welches dir lastbar bient. Vor der ersten und dritten Delade  
Biertem nur nimm du dich sorglich in acht, sonst zehrt dir die Reue  
Bitter am Herzen: es ist ja der Tag zu heilig und furchtbar!
- 800 Führe am vierten des Mondes<sup>1)</sup> die Gattin du heim und erforsche,  
Ob heilkündende Vögel<sup>2)</sup> vorher dir die Ehe gesegnet.  
Aber die fünften<sup>3)</sup> vermeide als gar zu bedenklich und übel,  
Weil einst Eris am fünften gebar als Rächer des Eidbruchs  
Horlos<sup>4)</sup> und sein die Erinnenen sich annahmen als Pfleger.
- 805 Schütte am siebten der mittlern Delade Demeters geweihtes  
Saatkorn gut aufmerkend umher auf der rundlichen Tenne;  
Nügen auch dann Holzfäller das Holz zum Bauen der Häuser  
Schneiden und manches Gebäll, das tauglich passe zum Schiffsbau!  
Aber am vierten beginn mit dem Bau der gebrechlichen Schiffe.
- 810 Wieder der neunte der mittlern Delad' ist glücklich am Abend,  
Und an dem Anfang war er bereits für die Sterblichen harmlos;  
Wahrlich, der Tag ist nie ganz schädlich: er eignet zum Pflanzen  
Bestens sich stets, und auch zum Erzeugen von Knaben und Mädchen.  
Wenige wissen, wie gut sich der siebenundzwanzigste<sup>5)</sup> Tag schickt
- 815 [Fässer zu bauen und auch Maultieren und rüstigen Kindern,  
Kräftigen Rossen das lastende Joch auf den Nacken zu legen],  
Kräftigberuderte Schiffe zu ziehn in die dunkelnde Salzflut;  
Aber es dürften auf ihn sich nur wenige Menschen verlassen.  
Öffne das Faß am vierten: er ist in der zweiten Delade
- 820 Immer ein heiliger Tag; und der zwanzigste gilt als gefährlich  
Früh schon morgens, als schlimmer jedoch beim sinkenden Abend  
So für die Sterblichen sind die Tage von großer Bedeutung;  
Harmlos, wirkungslos dann liegen die andern dazwischen;  
Aber man lobt sie verschieden und weiß nur wenig von ihnen;
- 825 Bald stiefväterlich handelt der Tag, bald wirklich als Vater.<sup>6)</sup>  
[Der ist selig gewiß und beglückt, der alle die Weisheit  
Kennt und auch wahrhaft übt und schuldlos bleibt vor den Göttern,  
Nachsinn über die Flüge der Vögel und Sünden vermeidet.]

1) Der Aphrodite und dem Hermes geheiligt.

2) Nach Lzeßes durften nicht erscheinen: 2 Krähen, nicht 1 Meereisvogel, kein grauer Reiher, kein Wasserrabe (νορέ), keine alleinfliegende Turteltaube, keine Schwalbe, kein Storch [!] und kein Pfau.

3) Die fünften (aller 3 Deladen).

4) Der personifizierte Eidgott, aus welchem Vergil Ge. 1, 277 seltsamerweise den Orcus gemacht hat. Wer an einem Fünften falsch schwur, starb auch an einem solchen Tage.

5) Passons Lexikon erklärt τριγεσιμιάς als den 29ten im Monate; aber der 3te Reuner giebt doch 27.

6) Im Griechischen ist natürlich von einer μητρωνή und einer μήτηρ die Rede.

## Martin Greiß „Hans Sachs“.

Von Ernst Henschke in Remmingen.

Keine würdigere Gabe konnte dem Andenken des großen Nürnbergers zu seinem 400jährigen Jubelfeste dargebracht werden, als das vaterländische Schauspiel, in welchem Martin Greiß die Entwicklung Hans Sachsens zu menschlicher und künstlerischer Reife mit erprobter Meisterschaft dargestellt hat. In jüngeren Jahren des Dichters entstanden, dann in Zeiten gewachsener Erfahrung umgearbeitet und jetzt von der Hand des seiner Kraft bewußten, zielsicheren Schöpfers zur Dauergestalt vollendet, ist es eine Art Lebenswerk, aus dem zugleich die innige Geistesverwandtschaft Greißs mit Hans Sachs herzbewegend hervorleuchtet. Die menschliche Milde, das reine Gemüt, der Hang zum Volkstümlichen und die Fähigkeit dasselbe glaubhaft darzustellen, die heiße Liebe zum Vaterlande und eine ungeheuchelte Frömmigkeit sprechen uns aus den Dichtungen Hans Sachsens wohlthuend an und erfüllen auch Greißs Dichtung. Muntere Laune könnte man vielleicht noch reichlicher ausgestreut wünschen, aber hier entschuldigt sich der Dichter in der Widmung an den Leser:

● So ging, der mir geworden trüber,  
Der Blick auch auf den Helben über.  
Und wie die Wolke außs Gesicht  
Dringt auch ein Schatten auf sein Bild.  
Doch wem vertraut der Menschheit Grenzen,  
Dem wird es um so reiner glänzen.

Und damit hat er recht. Der Eindruck ist um so tiefgehender und erhebender. Sittliche Läuterung ist die Grundlage vollendeter Kunstlerschaft, das bleibt eine unumstößliche Wahrheit für uns Deutsche, trotz aller geistreichen Blendsprüche talentvoller Lieberlichkeit.

Die Aufgabe, die zu lösen stand, war keine leichte. Seit Goethes Tasso ist noch mancher Versuch mißlungen, Künstler als wirkfame Bühnenhelden zu verwenden. Was den Künstler macht und von anderen Sterblichen scheidet, ist etwas zu Innerliches, Unfaßbares und mit dem bloßen Vorführen der äußerlichen Kunstbethätigung läßt sich nicht viel erreichen. So wäre ein Dichter, der auf der Bühne fortwährend seine Verse her sagte oder ins Merkbüchlein einschrieb, höchstens lächerlich, ganz abgesehen davon, daß die Bühnendichtung bewegt fortschreitende Handlung verlangt.

Wie ist nun Greiß dieser Schwierigkeiten Herr geworden? Welche Kunstmittel hat er angewendet, um Hans als bedeutenden Dichter auf

uns wirken zu lassen? Vom Beginn des Stückes an sehen wir den lebhaften Jüngling von heißer Zuneigung zu seiner holdseligen Kunst erfüllt, von ihr zu lassen, ist ihm unmöglich, ihr zu Liebe trotz er aufbrausendem erzürnten Vater und ergreift auf dessen unmutige Weisung hin sofort den Wanderstab, kaum daß ihn seines verehrten Lehrers Nunnenbeck Mahnung und das Flehen der ihm nacheilenden Mutter noch bewegen, vor dem Scheiden, an dem er festhält, die Verzeihung des Vaters nachzusuchen. Und als er nach fünfjähriger Wanderschaft durch ganz Deutschland als anerkannter Meistersänger zurückgekehrt ist, steht bei ihm sofort wieder der Entschluß fest, der geliebten Vaterstadt den Rücken zu kehren, als ihm auf die Ränke der Merker hin vom Räte befohlen wird, hinfort nichts mehr drucken zu lassen. Das rasch aufwallende Dichterblut zeigt er auch bei andern Gelegenheiten. So fordert er im Hochgefühl der Freude, wieder auf heimischem Boden zu weilen, die ins Lesen vertiefte Goldschmiedstochter Röschen Gulden zum Reigen unter der Linde auf und erfährt als dreister Fremdling kurze Abweisung. Den Junker Krebsblut, der ihn zu verhöhnen sucht, weist er mit würdigem Stolz, aber in scharfen Worten seine Wege und gegenüber dem hämischen Verfahren der Merker hält er furchtlos aus und trägt sein Lied zu Ende vor trotz ihres Widerspruchs, auch trotz der bittenden Mahnung Röschens, deren Reichtum für ihn keine Verlockung bietet, obgleich sie ihm freundlich entgegengekommen ist, nachdem sie erfahren, daß er der Dichter des von ihr bewunderten Liedes ist und so ihr erstes Verhalten gut gemacht hat.

Die Wirkung der Dichtungen Hans Sachsens auf die Gemüter ist das andere Mittel, wodurch uns sein hoher Beruf glaubhaft gemacht wird. Birkheimer hat ihn in Köln als Meister und Leiter der Singerschule getroffen, gereist wie seine Lieder. „Schon wandelt rußlos sein Gesang, in Melodie zugleich und Worten, das ganze deutsche Volk entlang und heimisch ist es allerorten“. Birkheimer hat von ihm das Lied „Warum betrübst du dich, mein Herz“<sup>1)</sup> mitgebracht und lieft es begeistert Albrecht Dürer vor, der die verheißungsvollen Anfänge des jungen Dichters vor Jahren mit freundlicher Teilnahme beobachtet hat. Die Handwerksgefallen eilen in Aufregung fort, als sie die Rückkunft Hansens erkundet, um das freudige Geschehnis ihren Meistern zu vermelden; sind sie doch von Herzen stolz auf ihn. Aber auch dem Kaiser Max ist sein wachsender Ruhm nicht fremd geblieben; der hochherzige Förderer der Künste und Gönner der Künstler, der selbst dichtet, reicht bei der Begegnung im Walde noch unerkannt dem Dichter, der seinen Namen

1) Greif hat sich hier um die Zweifel der Forschung wegen der Verfässerschaft nicht gekümmert — mit dem guten Rechte des Künstlers.

genannt und den Grund seines Scheidens angegeben, die fürkliche Rechte mit dem Ausdruck hoher Achtung und schlichtet dann gerechten Sinnes die Verwirrungen, die Hans zum Fortwandern veranlaßt haben. Eine Anerkennung der hervorragenden Begabung Hans Sachsens liegt auch in dem gehäßigen Neid, mit dem ihn einzelne seiner Kunstgenossen beehren, wie Veit, Fesselmann und Konrad Nachtigall. Erfreulicher wirkt freilich die neidlose Bewunderung seines Lehrers Nunnenbed und die ehrliche Achtung, die ihm Hans Holz entgegenbringt.

Und er erscheint dieser Achtung durchaus würdig. Denn bei aller Begeisterung für seine Kunst ist er völlig frei von eitler Ruhmsucht, er sieht in seiner Begabung ein Gnadengeschenk Gottes, das er zu pflegen hat mit allem Fleiß, aber ohne jede Überhebung. Darum hat auch die verführerische Mahnung der in ihn verliebten Goldschmiedstochter, sich ganz der Kunst zu widmen, für ihn keine Gefahr. Ihm bleibt das Handwerk der feste Grund, auf dem er jederzeit steht, er trachtet nicht nach glänzendem Lohse und entzieht sich keiner geringsten Verrichtung seiner Schuhmacherei, dem Junker Krebsblut heftet er ruhig eine neue Spange an den Schuh, als dieser vor der Werkstatt danach verlangt.

Die Schule des Lebens hat ihn in harte Zucht genommen, schwere Schläge hat sein empfindendes Herz dulden müssen. Als er nach fünfjähriger Wanderung zurückkehrt, die Brust von der Sehnsucht nach den Eltern erfüllt, und Abends am Vaterhause klopft, wird ihm von fremdem Munde der rauhe Bescheid, er solle auf den Kirchhof gehn, wenn er der Eltern Wohnstatt suche. Den Schmerz nicht erwideter Liebe hat er in der Fremde kennen gelernt und auch das Bittere einer raschen Trennung von der eben gefundenen Lebensgefährtin, der treuen Kunigunde, muß er noch durchkosten, ehe ihm Ruhe in der Heimat gönnt ist. So gereift, verdient er es wohl, daß ihm Männer wie Albrecht Dürer und Willibald Pirtheimer ihre Freundschaft antragen und daß Kaiser Max sein Schicksal günstig wenden hilft. An ihm selbst erfüllt sich der Spruch seines frommen Liebes „Wer Gott vertraut, dem mangelt's nicht“, und zeitlicher Ehre, der er gern entbehren mochte, fällt dem bescheidenen Manne ein gut Teil zu.

Die im Anschluß an die Dichtung zusammengetragenen Züge werden ohne Mühe erkennen lassen, wie überzeugend lebenswahr diese Gestalt wirken muß und auch von der reichen Fülle planvoll verknüpfter Handlung dürfte daraus eine Vorstellung gewonnen werden. Mit nicht geringerer Sicherheit wie der Held sind aber auch die übrigen Handelnden gezeichnet. So Jörg Sachs, der ehrenfeste Handwerksmann, der streng auf Hausordnung hält und von dem nächtlichen Verschmachten des Sohnes nichts wissen will, den Widerspruch zu zorniger Härte reizt, die aber

bei ruhiger Überlegung wieder weicht, so daß die weise Rede des vor kurzem Hans gegenüber geschmähten Nunnenbeck williges Gehör findet. Dann die liebend besorgte Mutter, die immer zu vermitteln hat zwischen Vater und Sohn, die Hans nacheilt, damit er nicht ohne den Segen des Vaters scheidet, die voll warmen Dankgefühles Kunigunde, die ihr den Sohn hat suchen helfen, in die Arme schließt und beim Abschied bang ahnt, daß sie ihr geliebtes Kind nimmer sieht. Wie ein zweiter Vater wacht über Hans der alte Nunnenbeck, der mit neidloser Freude die reichere Begabung seines Schülers sich entfalten sieht, den alten Sachs in weitblickend welterfahrener Rede überzeugt, daß Hans hinaus müsse in das Getriebe der Welt und für dessen Geschwister nach der Eltern Tode hilfreich sorgt. Auch der verwaisten Kunigunde, die von ihrem Vormunde um ihr Vermögen gebracht ist, gewährt er treuen Schutz, indem er sie in sein Haus aufnimmt, und hat an ihrer heimlichen Reigung zu Hans seine stille Freude, erkennt er doch, daß die zwei zusammengehören, deshalb hilft er auch gutmütig ein Klein wenig zu beider Vereinigung. Unbescheidenem Verlangen gegenüber kann er aber auch schroff ablehnend sich zeigen, wie es der Goldschmiedsgefell mit seiner Reimerei erfahren muß.

Eine Meisterleistung ist auch Albrecht Dürer. Wie wächst in dem Gespräch mit Birkheimer, das den zweiten Aufzug beginnt, die ernste Gestalt des weltruhmgewöhnten Künstlers in stückerfreier Größe erhebend vor uns auf. Birkheimer hat dem Freunde huldigende Grüße aus Köln, Antwerpen, Mecheln und Gent mitgebracht und preist als neidenswert sein Schicksal „Der Leitstern einer Welt zu sein, erweckter Geister großer Führer, und alles nur durch sich allein“. Aber Dürer weist das tiefnachdenklich ab:

So lang wir noch im Dunkeln streben,  
Gewährt der Ruhm uns große Lust.  
Doch später kann uns nur erheben  
Die Ruh in der zufriednen Brust.  
Das Bild, das wir im Innern tragen,  
Erreichen wir im Bilde nie.  
Was Weise auch und Thoren sagen —  
Nichts zur Vollendung je gedieh.

Birkheimer: Wenn Ihr Euch nicht das Lob wollt gönnen,  
Wen soll die Anerkennung freun?

Dürer: Die alles wissen, alles können,  
Die nichts beweinen, nichts bereun! — —

Birkheimer wieder tritt uns entgegen als der vornehme Weltmann, aufgeschlossen für alles Edle, dessen Rat der Kaiser hört und der den dichtenden Landsmann, den Handwerker in Köln aufsucht, mit seinen

Gedichten seinen Ruhm verbreitet und stolz ist, wenn er ihn Freund nennen darf, wie auch Dürer, den es von Herzen freut, daß sein kunstberühmtes Nürnberg nun auch in der Dichtung einen großen Vertreter hat. Mit wenigen Strichen vortrefflich gezeichnet ist auch Peter Bischer als ein tüchtiger Künstler, der schafft, weil ihm die Arbeit eine Freude ist, der sich bescheiden Rotgießer heißt und nicht alles verstehen will und dem es in innerster Seele zuwider ist, auf Kosten anderer gelobt zu werden. Kopfschüttelnd sieht deshalb der neidfreie Mann, daß die Brüder von der Dichtersippe sich wie Mähren an der Krippe vertragen. Ihrer finden sich einige mit satirischer Schärfe umrissen, auch der Mitgift angelobte, prahlerische Junker Krebsblut steht in spöttischer Beleuchtung. Mit besonderer Liebe ist vom Dichter die Gestalt der Kunigunde gezeichnet, des teilnahmvollen, opferfähigen, tiefinnerlich anspruchlosen Mädchens, der verarmten Weise, zu der in Gegensatz gestellt ist die reiche Erbin, das etwas verwöhnte Mädschen, die sich in den Kopf gesetzt hat einen Dichter zu heiraten, dann aber, als sich das als verflatternder Traum erweist, doch gesunde Empfindung genug hat, um statt des vom Vater begünstigten Junkers den tüchtigen Handwerker Pogner zu nehmen, für den nun jeder Grund zum Versehen wegfällt, nachdem dazu seine Krönung zum Meistersänger seinen Ehrgeiz befriedigt hat. In vornehmer Menschlichkeit und im Auftreten auf das Nötigste beschränkt erscheint Kaiser Max; ganz der wohlwollend gerechte Herrscher, wie ihn die Volksvorstellung sich bildet, dabei aber nicht ohne eigenartig persönliche Züge. Seine leutselige Art findet eine Art Abschattung an dem behaglichen Wesen seines Thürhüters, dem freilich auch etwas von dem Selbstbewußtsein anklebt, mit dem Hofbedienstete auf die bittstellende Menge zu schauen pflegen.

Fassen wir rückschauend zusammen. Mit Martin Greiß Hans Sachs ist uns ein edler Geistesbesitz zugewachsen, wir begrüßen ihn nicht nur als eine dem Andenken des Helden würdig geweihte Schöpfung, sondern als ein in seiner Kunstform vollendetes Weltbild deutscher Tüchtigkeit, seinem Gehalte nach mit nichts zu vergleichen, als mit Goethes Hermann und Dorothea. Wir erhalten den vollen Eindruck von der einzigen Blüte deutschen Bürgertumes, wie sie sich in Nürnberg in jener Zeit entfaltete, mit dem Ausblick auf die weltgeschichtlichen Bewegungen, die Vorboten waren einer neuen Zeit. Und daß der Dichter mit feinfühligem Kunstfönn vermied, die Kampfzeit der religiösen Bewegung hereinzuziehen, kann sein Lob nur mehren.

## Wilhelm Raabe ein echt deutscher Dichter.<sup>1)</sup>

Von Georg Müller-Frauenstein in Hannover.

Das Fremdwort Humor ist bekanntlich eins von denen, welche unser deutscher Sprachverein nicht zu übersetzen unternimmt. Unser Grundsatz: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann — findet darauf keine Anwendung, wir benutzen es als unentbehrliches Lehnwort. Wie steht es nun aber mit dem darin liegenden Begriff? Ist er uns allen so klar wie ein beliebiges deutsches Wort? Ich fürchte, ich würde etliche der geehrten Anwesenden in große Verlegenheit setzen, wenn ich sie um eine sofortige Entwicklung dieses Begriffes ersuchte. So manche und so mancher wird z. B. nicht recht verstehen, warum Fritz Reuter sein humoristisches Meisterwerk „Ut mine Stromtid“ mit dem ergreifenden Bilde Hamvermanns am Sarge seiner Frau beginnen konnte. Und doch liegt gerade in dem Gegensatz zwischen den erschütternden Schicksalsschlägen, welche den braven Mann getroffen haben, und dem herzlosen Auftreten des „dicken, rotgesichtigen“ Gutsbesizers Pomuchelskopp der Humor auch in diesem ersten Kapitel. Erhabener Humor ist es, wenn das kleine Lovising die kalten Wangen der Toten streichelt und der Vater das Kind mit den Worten beruhigt: Ja, Mutting friert. — Hier quillt die lachende Thräne, wie man wohl auch den Humor bezeichnet hat, hier ist die Einheit des Komischen und des Erhabenen vorhanden, hier der Gegensatz zwischen dem Ewigen, Vollkommenen und dem Endlichen, Unvollkommenen sichtbar. In der humoristischen Darstellungsweise erhalten also beide Vorstellungen, die des Komischen und die des Erhabenen, unsere Teilnahme, unser Gefühl verbindet beide zu einer höheren Einheit, uns reinigend und befreiend, ähnlich wie in der Tragödie. Das Komische allein kann rein humoristische Kunstwerke nicht hervorbringen. Onkel Bräfig ist vielmehr eine Figur des reinen Humors auch dann, wenn er dem von Selbstmordgedanken beherrschten Axel von Rambow den Revolver unter dem „Smundbau“ wegzieht und abfeuert mit den Worten: „Ah, so! Sie wollen sich en bischen üben in das Pistolenschießen“, genau so wie wenn er hinter dem Bindhund und Ökonomiker Fritz Triddelfitz und der lütten Frau Pastern herschleicht, um ihr unerwartetes Stellbichein zu stören, oder wenn er auf dem Kirsch-

1) Öffentlicher Vortrag, gehalten im Deutschen Sprachverein, Zweigverein Hannover. Winter 1892/93.



baume in Jochen Müllers Garten seine Druwäppel und deren Liebhaber belauscht.

In dem Dichter der Stromtid und der Franzosentid hat unser Volk bis heute seinen beliebtesten Humoristen hervorgebracht. Ihm voraus aber geht Jean Paul Friedrich Richter, und ihm folgt Wilhelm Raabe. Freilich, heutzutage ist unsere Leservelt im großen und ganzen weit entfernt von der Begeisterung, mit der vor fast 100 Jahren des Bunfiedeler Dichters Unsichtbare Loge und Hesperus, Titan und Flegeljahre aufgenommen wurden; von ihm wie von so manchem anderen großen Schriftsteller gilt Lessings unsterbliches Wort über den Sängler des Messias: Wer wird nicht einen Klopstock loben? u. s. w.

Und wenn ich offen den letzten Grund dieser betrübenden Unterschätzung unseres Jean Paul angeben soll, so muß ich sagen: Er ist unserer Leihbibliothekesewelt zu hoch. Der Schwung seiner Einbildungskraft und die Zartheit seiner Empfindung findet in unserem auf das Praktische gerichteten Zeitalter naturgemäß weit weniger empfängliche Geister als damals. Wohl erquidt er noch jetzt als der phantasievollste Prediger der Menschenliebe eine kleine, treue Gemeinde, aber für die große Menge der Gebildeten ist er nicht nur körperlich, sondern auch in seinen Nachwirkungen tot.

Nun ist aber auf den fränkischen und den Mecklenburger Humoristen ein dritter gefolgt, dessen Wiege in unserer Gegend, am Rande so ziemlich des norddeutschen Berglandes, gestanden, der nun schon seinen 61. Geburtstag gefeiert und seit 35 Jahren schriftstellerisch gewirkt hat. Ist ihm, unserem Wilhelm Raabe aus Eschershausen am Jth, wenigstens in der engeren Heimat, dem Lande an der Weser und Deine, die gebührende Anerkennung zu teil geworden? Oder hat er ein Recht zu seinen gar nicht seltenen zornigen Bemerkungen über oberflächliche Kritiker, über die Gleichgiltigkeit der deutschen Landsleute, über deren Vorliebe für Leihbibliotheksbücher und ihre Scheu vor dem Ankauf der Werke ihrer besten Dichter? Ich fürchte, ich fürchte, er hat wenigstens lange Zeit ein Recht dazu gehabt. Außer seiner „Chronik der Sperlingsgasse“, die nach 30 Jahren es bis zur 9. Auflage gebracht hatte, weist mein Verzeichnis seiner Schriften nur noch den „Hungerpastor“ mit der 4. Auflage nach 23, „Abu Telfan“ mit der 3. ebenfalls nach 23 und „Porader“ mit der 3. Auflage nach 5 Jahren auf. Über die Hälfte seiner Bücher hat bis jetzt noch nicht einen Neudruck erlebt, und bei der weitaus größten Masse der übrigen ist ein solcher nur dadurch möglich geworden, daß sie zuerst in irgend einer Zeitschrift und sodann allein erschienen. So ist es wohl eine Ehrenpflicht, im Kreise unseres Vereins, der ja im Dienste des vaterländischen Gedankens arbeitet, einmal darauf hinzuweisen, daß Wilhelm Raabe ein echt deutscher Dichter ist.

Ein echt deutscher und dabei im besondern ein niederdeutscher! Wenn man unserer Zeit den Maler Rembrandt als Erzieher empfohlen hat, auch einen Niederdeutschen, wenn also wieder einmal der Nordwesten unseres großen Vaterlandes wegen gewisser Eigenschaften seiner Bewohner sein besonderes Lob erhält, so hat auch unser zeitgenössischer größter Humorist aus dem Kessel zwischen Vogler und Ith seinen vollen Anspruch darauf, als ein Erzieher gerühmt zu werden. Ich spreche dies gleich hier, am Anfange, so offen aus, um damit meine große Verehrung für diesen viel zu wenig gewürdigten Dichter ausdrücken zu können. So weit ich unsere zeitgenössische Litteratur überschau, wird kein anderer von ähnlicher Bedeutung so wenig belohnt von seinen mitlebenden Landsleuten. Und dabei ist er ein Humorist, also doch viel eher befähigt, die Aufmerksamkeit zu gewinnen, als die Dichter von Ideal Dramen oder von Iyrischen Gedichten. Und dabei ist er, ich betone es nochmals, ein echt deutscher Dichter, dessen Humor auf dem gesunden Boden unseres Vaterlandes wurzelt, dessen ganzes Denken und Dichten mit den besten Eigenschaften, hier und da auch wohl mit gewissen Schwächen unserer Nation zusammenhängt.

Seine Bücher umfassen bis jetzt 60 Geschichten in 50 Bänden, also schon eine ganz stattliche Bibliothek, aber eine Gesamtausgabe fehlt noch. Nur um meinem Urtheile, das manchem von Ihnen ja voreingenommen scheinen könnte, einen, wenn auch schwachen Nachdruck zu verleihen, schicke ich voraus, daß ich alle diese 50 Bände im Laufe der letzten 10 Monate durchgelesen habe, viele zum zweiten, nicht wenige auch zum dritten Male. Ihr Inhalt ist so reichhaltig, daß ich, um ihm nur einigermaßen gerecht zu werden, darauf verzichten muß, heute auch von Raabes Leben zu sprechen. In allen erscheint er übrigens als ein so einfacher und bescheidener Mann, daß ich dabei nach seinem eigenen Willen zu verfahren glaube. Nur soviel sei erwähnt, da es gewisse Stoffe und Örtlichkeiten in seinen Werken erklärt, daß er in Eschershausen geboren, auf den Gymnasien von Holzminden und Wolfenbüttel ausgebildet und darauf etliche Jahre in einer Buchhandlung thätig gewesen ist. Dann studierte er 1854—1856 in Berlin, lebte einige Zeit in Wolfenbüttel, dann in Stuttgart und hat seit 1870 seinen festen Wohnsitz in Braunschweig. Der Abfassungszeit nach gehören 14 von allen 35 gesondert erschienenen Werken in die Jahre 1857—1870, darunter 4 Sammelwerke mit 21 kleineren Erzählungen. Seitdem er in Braunschweig lebt, hat er nur noch zweimal eine ganze Anzahl von Geschichten unter einer Gesamtüberschrift veröffentlicht, außerdem aber 20 einzelne Romane und größere Novellen. Mehrbändige, also breiter angelegte Werke sind zunächst: Der heilige Dorn 1861, Unseres Herrgotts

Kanzlei 1862 und Die Leute aus dem Walde 1863, dann die drei in einem großen inneren geistigen Zusammenhange stehenden: Der Hungerpastor 1864, Abu Telfan 1867 und Schüdderump 1870, endlich Christoph Beschlin 1873 und Alte Nester 1879. Von den Sammelüberschriften vereinigt Der Regenbogen 7 Erzählungen in 2 und Krähenfelder Geschichten 6 in 3 Bänden. In einem äußeren Zusammenhange stehen, insofern einzelne bestimmte Personen in ihnen gleichermaßen auftreten: Die Kinder von Finkerde und Alte Nester, ferner: Deutscher Adel und Willa Schönow, endlich verraten die beiden Krähenfelder Geschichten: Zum wilden Mann und: Frau Salome mit den: Unruhigen Gästen eine äußere Verwandtschaft außer der inneren.

Lassen Sie mich nun nach dieser etwas trockenen Aufzählung der Frage nach der Eigenart unseres Dichters näher treten. Zunächst, ist seine Form deutsch? Im besonderen seine Ausdrucksweise, wird in diesem Kreise gefragt werden. Da enthält sein letztes, 1892 erschienenes Buch, Gutmanns Reisen, Seite 51 nach den Worten „amüfant“ und „amüfierte“ eine verdächtige Stelle. Er sagt, nachdem er diese Fremdwörter benutzt hat: „Der Satan aber soll den Sprachreiniger holen, der uns hier mit „Dredblech“ und „Fegebürste“ auf den Hacken folgt und hinter uns zusammenkehrt, was wir fallen lassen an Fremdwörtern, auf daß er einen teufelthuenden Entrüstungsartikel damit dünge“. Das klingt recht herausfordernd gegen unsere Bestrebungen, und möglich ist es, daß die eine Stelle manchem Heißsporne unseres großen deutschen Vereins an dem ganz prächtigen Buche die Luft verdirbt. Was Raabe zu diesem Satze veranlaßt hat, weiß ich nicht, möglicherweise irgend ein Drauschweiger Vorkommnis, das ihn verdrossen hat.

Jedenfalls kann der gründliche Leser seiner Werke versichern, daß Raabe schon lange vor der Stiftung unseres Vereins im ganzen auf dessen Boden gestanden hat und daß er zwar nicht peinlich jedem Fremdworte aus dem Wege geht, dafür aber seit 35 Jahren unseren Sprachschatz neu gemünzt und bereichert hat wie kaum ein anderer Schriftsteller.

Bei dem Humoristen spielt ja das Fremdwort eine ganz andere Rolle als bei dem ernstern Erzähler; er benutzt es oft als ein dankbares Kunstmittel, um einen komischen Eindruck hervorzubringen, und auch unser Raabe hat gar nicht wenigen Personen seiner Erfindung dadurch einen bezeichnenden Zug beigelegt, daß er sie entweder überhaupt mit Vorliebe Fremdwörter benutzen läßt oder wenigstens hie und da solche, und dann am falschen Platze, ein beliebter und oft recht wirksamer Kunstgriff. Zwar giebt es keine Gestalt seiner Rufe, welche dadurch allein oder in hervorragender Weise lächerlich erschiene, aber unzählige Male stellt er die deutsche Vorliebe für das Fremde in Wort und Sitte an den Pranger,

von dem ersten bis zum letzten Bande seiner Schriften, und noch in den ebengenannten „Gutmanns Reisen“ spottet er über das „Schießhaus oder vornehmer Café Moulin“ (S. 113). Es wiegt also bei ihm durchaus die Absicht vor, durch Benutzung von Fremdwörtern dem Zeitalter, aus dem er seinen Stoff holt, oder gewissen Personen etwas Eigenartiges, etwas für sie Bezeichnendes zu geben. Das erkennt man am deutlichsten in seinen geschichtlichen Erzählungen aus dem Zeitalter des niederländischen Freiheitskampfes, des 30 jährigen Krieges und des vorigen Jahrhunderts. Dagegen hält sich sonst sein Ausdruck frei von gar vielen fremden Satzfügungen, die in unserem schönen Schrifttum und vor allem in unseren Zeitungen immer und immer wiederkehren. Mit Vorliebe sucht er im Gegentheil altertümliche deutsche und mundartliche Worte und Wendungen auf und bemüht sich um ihre Wiederbelebung und Weiterverbreitung. Von den mundartlichen Ausdrücken entnimmt er, je nach dem Schauplatz der Erzählung, eine große Anzahl gerade unserer Gegend, dem Harze, Braunschweig, Hannover, dem Weserthale, dem Weser- und Leineberglande. Eine andere Gruppe entstammt der Berliner Redeweise, eine dritte kleinere dem Wiener und dem süddeutschen Ausdrucke. Er ist darin ungemein reich und verdankt dafür offenbar viel seinen eigenen Beobachtungen während seines längeren Aufenthaltes z. B. in Berlin und in Stuttgart, aber auch seinen Reisen. In dieser Hinsicht übertrifft er Jean Paul weit an Vielseitigkeit. Dieser hat überall einen und denselben poetischen, von Phantasie strotzenden Stil, denselben Wortvorrat der Gelehrten und Dichter seiner Zeit, der Raabes dagegen erscheint fast in jedem Buche und bei jeder wichtigeren Person anders. Von ihm treu bleibenden Eigentümlichkeiten möchte ich hier nur die Wörter nennen: „Achzen“ für: in Verlegenheit oder überhaupt in einer schwierigen Lage etwas sagen und „Grinsen“ für das Gegenteil, also mit einem gewissen Behagen oder auch wohl mit Schadenfreude, zumeist jedoch gutmütig über irgend einen Erfolg lächelnd reden.

Bei dem Gebrauche altertümlicher Ausdrücke unterstützt ihn seine genaue Kenntnis vieler Chroniken, Urkunden und Geschichtswerke früherer Jahrhunderte. Wie Lessing und Goethe hat er sich mit Nutzen insbesondere Schriftwerken des 16. und 17. Jahrhunderts zugewandt. Georg Rollenhagen, der Verfasser des Froschmeufelers und Ragdeburger Schullektor, ist z. B. ein Liebling von ihm. Eine Fülle sprichwörtlicher Wendungen entspringt diesen Forschungen; alte und neue Beispielsprichwörter in erster Linie, auch manche selbstgemachte, wiederholt er dann wohl in einem Buche möglichst oft, um ihren Wert in mannigfaltiger Anwendung darzulegen. Nicht selten ist das altertümlich Verschnörkelte der Sprache in einzelnen Büchern von den Beurteilern unlieb empfunden worden; ich

für meine Person gestehe offen die Absicht zu billigen, wenn solche Ausdrücke wie: wasmaßen, alldieweil und fintemal, in Erwägung daß u. s. w. von ihm im Flusse der Erzählung benutzt werden. Selbst wo die Handlung in der neuesten Zeit spielt, kann er dabei eine humoristische Wirkung erreichen. An die Redeweise alter Chroniken erinnert z. B. „Der heilige Vorn“; weniger angenehm mutete sie mich in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ an, zumal auch der Humor sich darin nicht selten landsknechtmäßig grob ausnimmt; ebenso steht es in: „Hörter und Corvey“, einer der Krähenfelder Geschichten. Von den in unserer Zeit spielenden Erzählungen fiel mir wegen des verschörktesten Ausdruckes „Abu Telfan“ oder: „Die Heimkehr vom Mondgebirge“ etwas auf. Ich habe übrigens dabei nicht solche Fälle im Auge, wo z. B. Partizipien des aktiven Perfekts gebraucht werden, etwa: Ausgeschlafen habend, sich zur Ruhe gesetzt habend. Diese schwerfälligen Wendungen benutzt Naabe vielmehr fast durchgängig nur da, wo sie eine schwerfällige Persönlichkeit oder einen schwerfällig sich vollziehenden Vorgang malen sollen.

Die humoristische Färbung wird durch solche kleine Mittel verstärkt, wenn sie in gut berechneter Art zur Verwendung kommen, genau so wie eine größere Breite der Darstellung hier am Platze ist. Jean Paul hat bekanntlich von dieser Breite unmäßig Gebrauch gemacht, in einer Weise, daß er sogar die meisten seiner großen humoristischen Erzählungen gar nicht zu Ende zu führen vermochte. In dieser Beziehung steht nun Naabe in der Mitte zwischen ihm und Reuter. Alle seine Schriften sind wie die des letzteren einheitlich und führen zu einem wohl vorbereiteten, wenigstens der Wahrscheinlichkeit Rechnung tragenden Abschluß. Nur die letzte Krähenfelder Geschichte „Vom alten Proteus“ ist mir in ihrer künstlerischen Absicht nicht klar geworden. Aber Naabe erzählt allerdings zumeist breiter und ausführlicher als der Mecklenburger Dichter, und eigentümlich bleibt ihm das Einmischen der eigenen Persönlichkeit, des eigenen Ich in den Strom seiner epischen Kunstwerke. Gern hält er eine Art Zwiegespräch mit dem Leser, fragt ihn, welchen Wunsch er nun habe, in welcher Weise er jetzt den Fortgang der Handlung sich denke, und entwickelt dabei seine eigenen künstlerischen oder philosophischen Anschauungen. Das tritt bei wenigen neueren Epikern unseres schönen Schrifttums so hervor wie bei ihm, ist aber etwas an sich durchaus Deutsches. Soweit die alten Volksepen nicht in Frage kommen, hat sich der deutsche Schriftsteller, auch der Erzähler, nie gern das Recht bestreiten lassen, seine persönliche Auffassung auch in dieser Art klarzustellen. Die Gegenwart mit ihrem Hasten und Drängen ist dieser beschaulichen und gemüthlichen Schreibweise abgeneigt, und ich sehe in dieser Thatsache einen Hauptgrund für die zu geringe Bekanntheit weiter Leserkreise mit unserem

Dichter. Und doch hat sein erstes Werk: Die Chronik der Sperlingsgasse, welches besonders reich an solchen persönlichen Einstreunungen ist, die meiste Verbreitung gefunden; die mittleren dagegen, wie Der Dräumling, Deutscher Adel, Das Horn von Wanza, Fabian und Sebastian, Villa Schönow, welche meinem Geschmade am meisten zusagen, halten sich weit freier davon und haben doch weniger Leser. Von den neuesten lehrt z. B. Das Obfeld wieder zu dem ersten Verfahren zurück, auch in: Stopfstuchen rückt die Handlung nur in langsamem Schritt vorwärts, während Gutmanns Reisen viel frischer ausschreiten. In das Obfeld geheimnist er eine so große Anzahl von Anführungen alter lateinischer und deutscher Litteraturstellen hinein, daß der Fortschritt der Handlung empfindlich verlangsamt und das Ganze zu breitpurig wird. Wenn in Stopfstuchen aber der gleichnamige Held in behaglichster Wortseligkeit bleibt, ohne daß er sein Geheimnis verrät, so gehört das zu der Eigenart dieses ganz wunderlichen Sonderlings. Wenn Raabe freilich hier und da die Leute so reden läßt, wie es nach ihrem Lebensalter oder ihrer Lebensstellung nicht zu erwarten ist, wenn z. B. der relegierte Holzmindener Primaner Thobel von Münchhausen sich in ganz ebenso geistvollen und anspielungsreichen Worten ergeht wie die erwachsenen Helden, oder wenn ungebildete Frauen außer dem durchaus möglichen Mutterwize eine geistige Gewandtheit verraten, wie sie selten ist, so fühlt wohl mancher Leser darin einen künstlerischen Mangel.

Doch so schlimm stellt sich die Sache nur in ganz wenigen vereinzeltsten Fällen dar, meist ist der Inhalt und auch die Länge der Reden in entsprechendem Verhältnisse zu der Bildung und der Eigenart der Redenden. Das gilt z. B. von den meist ungemein natürlich in die Verhältnisse einführenden Herzensergießungen älterer Frauen, wie der braven Frau Gutmann am Anfange des betreffenden Romans, das auch von den verschiedenen öffentlichen Reden, welche in andere Erzählungen eingefügt sind. Da hält z. B. der Maler Häseler am 10. November 1859 in dem Städtchen Paddenau an dem Dräumling eine ganz eigentümliche Schillerfest-Rede, und in demselben, vielfach satirischen Tone ergeht sich in Abu Telfan der Gefangene aus dem Tumurkielande Leonhard Hagebucher, als er in der kleinen Hauptstadt seines Vaterländchens eine Vorlesung über seinen Aufenthalt im inneren Afrika hält. Unvergesslich bleibt jedem Leser des Hungerpastors die ergreifende Weihnachtspredigt des alten Ehn Tillenius in dem Kirchlein am Ostseestrande, und so könnten noch mehrere rednerische Musterleistungen in Raabes Romanen angeführt werden. Eine andere Gruppe bilden die langen Herzensergießungen, welche uns in ihnen nicht selten vom Krankenlager aus entgegentönen, schaurig schöne Fieberphantasien, die mit ihrem ergreifenden Abspringen und Durch-

einander der Gedanken ganz der Wirklichkeit entsprechen. Vergleichen findet man schon in Unseres Herrgotts Kanzlei und in den Leuten aus dem Walde, später im Schüdderump, Meister Autor und noch in Willa Schönnow.

Dem aufmerksamen Beobachter werden die Vergleichpunkte, die sich dabei zu Jean Paul ergeben, nicht entgehen. Wer, der den Titan gelesen hat, kann je die Luftspiegelungen des eigenen Ich wieder vergessen, welche die Eigentümlichkeit Schoppes ausmachen; wer, dem der Armenadvokat Siebenkäs nicht unbekannt geblieben ist, das Vogelschießen in Rulhschnappel? Aber freilich, wer unser Volk bei seinen Festen oder wenigstens bei größeren Versammlungen lebenswahr und mit guter Laune dargestellt haben will, dem bietet Raabe weit mehr Befriedigung als sein großer Vorgänger. Da taucht eher Onkel Dräsig vor unserem Geiste auf, wie er in dem Bürgerverein seine schlagende Rede hält, wenn wir hier das bunte Bild der ersten Generalversammlung des Nationalvereins 1860 zu Coburg in Gutmanns Reisen entrollt sehen, wenn Christoph Pechlin sich kopfüber in die Hochzeitsschlägerei unter dem Hohenstaufen stürzt oder wenn im Dräumling der Schillerfestzug in Paddenau und in den Gänsen von Bügow (im Regenbogen) die Revolution geschildert wird, welche ein hochweiser Gänse-Ukas in dem mecklenburgischen Landstädtchen hervorrufft.

Unmerklich bin ich so nach und nach von der Form zu dem Inhalte von Raabes Dichtungen übergegangen. Trotz der Versuchung, gerade in diesem Kreise mich über ihr Äußeres, über Sprache und Form ausführlicher zu verbreiten, habe ich doch darüber mich kurz zu fassen gesucht und Beispiele bei der ungeheuren Überfülle möglichst selten benützt. Steht doch auch uns der Inhalt über der Form, so oft auch von Mißgünstigen das Gegenteil behauptet wird!

Am einfachsten würde es nun wohl sein, wenn ich Ihnen die von mir gefertigten Inhaltsangaben der Raabeschen Erzählungen gäbe. Aber mein Zweck ist ja wesentlich der, Sie selbst zum Lesen anzuregen. Ich verfare deshalb anders und bespreche zunächst die Zeit, in welcher, und die Örtlichkeit, auf der unser Humorist seine Geschichten spielen läßt, hierauf aber wende ich mich zu der künstlerischen Einleidung, die er wählt, zu den wichtigsten Ideen, die er vertritt, und zuletzt zu den Personen, weiblichen und männlichen, welche er unseren Augen vorführt.

Nicht weniger als 22 von den 60 Erzählungen muß man geschichtliche im engeren Sinne nennen. Am weitesten zurück führen uns die Hamelschen Kinder (im Regenbogen), sie spielen im Jahre 1259 während einer Fehde der Stadt Hameln mit dem Bischof von Minden. In die Hussitenkriege versetzt Des Reiches Krone (Deutscher Mondschein). Zwei größere

Dichtungen spielen sodann in dem Jahrzehnt zwischen 1550 und 1560, nämlich: Unseres Herrgotts Kanzlei während der Belagerung von Magdeburg durch den Kurfürsten Moriz von Sachsen und Der heilige Born während des französisch-spanischen Krieges, in welchem die Schlacht von St. Quentin 1557 das Hauptereignis bildet. Aber noch vier andere Erzählungen nehmen ihren Stoff aus dem Jahrhundert der Reformation, zunächst Der Student von Wittenberg (Halb Mähr, halb mehr), worin Georg Kollenhagen ein trauriges Ereignis aus seiner Jugendzeit berichtet, und die drei, sämtlich in das Jahr 1599 fallenden, mit dem niederländischen Freiheitskampfe zusammenhängenden: Der Junker von Dernow (Verworrenes Leben), Die schwarze Galeere (Ferne Stimmen) und Sankt Thomas (Regenbogen). Ihnen schließt sich die Grabrede aus dem Jahre 1609 auf Georg Kollenhagen an (Ferne Stimmen), und in Lorenz Scheibenhart (Halb Mähr, halb mehr) bilden ebenfalls zum Teil Geschehnisse aus der letzten Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege den düsteren Hintergrund. In diesen selbst hinein reißt uns die herzbewegende Geschichte von Elsa von der Tanne (Regenbogen), während aus der Zeit der französischen Raubkriege die köstliche Erzählung Der Marsch nach Hause (Deutscher Mondschein) und die wildbewegte Krähenfelder Geschichte Hörter und Corvey versehen. Noch drei andere geschichtliche Novellen sind dem Zeitalter Ludwigs XIV. zuzurechnen: Das Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas, Das Geheimnis (beide in: Verworrenes Leben) und Das letzte Recht (Ferne Stimmen). Die sechs übrigen verteilen sich in das folgende Jahrhundert in der Weise, daß Gedelöcke (Regenbogen) in das Jahr 1731, Die Innerste (Krähenfelder Geschichten) und das Obfeld in den siebenjährigen Krieg, Die Gänse von Bülow (Regenbogen) in die Zeit der ersten französischen Revolution, Im Siegestranze (Regenbogen) in das letzte Jahr des Königreichs Westfalen, also in den Befreiungskrieg, und Nach dem großen Kriege in die Jahre 1816 und 1817 fällt.

Das so gewonnene Ergebnis lautet demnach, daß Raabe auch zu unseren fruchtbarsten geschichtlichen Novellisten gehört, und ich versäume nicht darauf hinzuweisen, daß der viel zu wenig bekannte, prächtig erzählte „Marsch nach Hause“, der aus den Bergen des Allgäu auf das Schlachtfeld von Fehrbellin und von da wieder zurück in die Alpen führt, lange Jahre vor des Zürichers Konrad Ferdinand Meyer beliebten geschichtlichen Erzählungen erschienen ist. Während diesen letzteren aber, mit vollem Recht, schon eine ganze Anzahl Auflagen beschieden gewesen sind, hat Raabes ebenso meisterhafte Novelle es nur zu einem Neudrucke bringen können. Neben ihr hebe ich als besonders gelungen Elsa von der Tanne hervor, außerdem Die schwarze Galeere und Sankt Thomas, endlich Die Innerste und Die Gänse von Bülow, die behaglichste, aber auch breiteste dieser



kleineren Erzählungen. Im ganzen und großen herrscht in diesen geschichtlichen Novellen weniger der Humor vor, sondern die Tragik und hier und da die Satire. Sie zeichnen sich aber durch die große Kunst und die mühevollen Sorgfalt aus, die Raabe anwendet, uns in jene verflohenen Zeiten zu versetzen. Er muß ohne Zweifel zu allen die gründlichsten Quellenforschungen vorgenommen und den von ihm berichteten Erzählungen gleichzeitige Bücher durchgearbeitet haben.

Aber auch die Eigenart der Örtlichkeiten, die sogenannte Lokalfärbung, giebt Raabe meist ganz vorzüglich wieder. Das trifft ebenso zu bei den genannten, meist kleineren geschichtlichen wie bei den großen und kleinen humoristischen Erzählungen aus der Gegenwart. In weite Fernen wagt er sich vernünftigerweise nicht oft, und doch gelingt es ihm, z. B. Die Insel Sankt Thomas vor Kamerun in der gleichnamigen Geschichte vor unser geistiges Auge greifbar zu zaubern. Kopenhagen und die berühmte Feste Frederikshall steigen in Gedelöde vor unseren Blicken empor. Die Alpenlandschaft tritt in verlockendster Gestalt vor unserer Einbildungskraft in dem Marsch nach Hause und in den Reltischen Knochen (Regenbogen); dort ist es der Bodensee und das Allgäu, hier der Hallstädter See und der gleichnamige Flecken mit seinem Mühlbachfall, welche den anziehenden Hintergrund bilden. In Paris finden wir uns beim Lesen des „Geheimnisses“ und mehrerer Abschnitte des Hungerpasters; in Italien spielt ein kleiner Teil der Handlung des „Frühlings“. Mehrfach läßt unser Dichter seine Helden einige Jahre ihres Lebens in den Vereinigten Staaten von Amerika zubringen, doch verfolgt er da nur selten gründlicher ihren Weg; am genauesten thut er das wohl in den „Leuten aus dem Walde“, weit weniger z. B. in den Alten Nestern und in Prinzessin Fisch. Der schwarze Erdteil bildet in gewissem Sinne den dunkeln Hintergrund in Abu Telfan und in Stopfstuchen. In dem ersten nämlich muß der aus dem Tumurkielande am Mondgebirge, also aus dem Herzen Afrikas, heimgekehrte Leonhard Hagebucher öfter von seinem traurigen Aufenthalte unter den Negern erzählen, in dem zweiten aber fährt der Erzähler selbst nach Südafrika zurück, wo er längst eine neue Heimat gefunden hat.

Im übrigen aber bleibt unser Mitteleuropa der Schauplatz der heiteren und der ernstern Geschichten Raabes. In den westlichen Landschaften spielen die schon genannten Novellen aus dem Freiheitskampfe der Niederlande; Süddeutschland kommt in Christoph Becklin, in: Des Reiches Krone und im Letzten Recht zur Geltung, im besonderen Frankfurt am Main in der sehr vergnüglichen Erzählung Eulenpfingsten (Krähensfelder Geschichten). In die österreichischen Zustände aber, vor allem in den bodenlosen Leichtsinne und die Sittenlosigkeit des Wiener

Geschlechts- und Gelbadeles weihen uns umfangreiche Abschnitte im Schüßderump und außerdem der höchst komische Anfang von Abu Telfan ein. Auffällig ist mir gewesen, eine wie geringe Rolle das Meer bei unserem Dichter spielt, nur der „Deutsche Mondschein“ führt uns in ein kleines Seebad, und am Schlusse des Hungerpastors erleben wir einen Schiffbruch an der deutschen Ostseeküste.

Raabe's ganze Liebe gehört nun einmal den nördlichen deutschen Mittelgebirgen zwischen Weser und Elbe und der davor gelagerten Tiefebene mit ihren großen Städten und zahllosen Dörfern. Dort setzte sogleich sein erstes Werk: Die Chronik der Sperlingsgasse ein, und es verriet auch sofort in ganz unverkennbarer Weise, welchen Einzelheiten im großstädtischen Leben seine Beobachtungsgabe sich zugewendet hatte. Eine kleine armfelige Straße in einer Großstadt, vermutlich Berlin, mit einer dichten, bunten Bevölkerung ist es, in der er uns festhält, nicht nur in diesem Erstlingswerke, sondern auch in seinem zweiten, mir persönlich noch lieberem, nämlich in: Ein Frühling. Da heißt sie die Dunkelgasse, aber sie bildet nicht mehr den einzigen Schauplatz, vielmehr spielt sich die ganze eine Hälfte der Handlung in dem Hause eines Ministers an einem großen Platze ab, und das Unheil kommt aus dem vornehmen Gebäude in das sonnige Glück der Dunkelgasse. Die dritte größere Erzählung führte darauf aus der Großstadt hinaus in das Kleinstadtleben, die Kinder von Finterode enthüllen sich als wohl manchmal kleinliche und wunderliche Menschen, aber auch als gute und anziehende Leute. Hier finden sich die ersten Ansätze zu den späteren bedeutenderen Werken, in denen unser Humorist hineinleuchtet in das enge und doch oft so idyllische Treiben der weltverlorenen Örtchen zwischen unseren Vorbergen oder in der grenzenlosen Tiefebene. Noch mehr vertieft er sich in die anmutige Schönheit der Mittelgebirgslandschaft in dem folgenden Werke: Nach dem großen Kriege. Der Harz öffnet da seine dichten Wälder und versteckten Höhlen vor uns, und ein bekannter Sinnspruch, der an dem Rathause in Wernigerode angeschrieben steht, bezeichnet die Örtlichkeit, wo wir uns das Städtchen Sachsenhagen mit seiner gelehrten Schule zu denken haben, noch genauer. Im „Heiligen Born“ verfest er uns noch weiter nach Westen, nach Pyrmont und Holzminden mit dem am anderen Ufer gelegenen Dorfe Stahle; die Weser rauscht verhängnisvoll durch die bewegte, vorwiegend tragische Handlung. Doch schon Else von der Tanne führte wieder zurück zum Harze, aber höher hinauf, tiefer hinein in das eigentliche Brodengebiet, nach Wallrode im Glend. Dann aber wendete sich Raabe wieder für längere Zeit der Ebene zu, das Mecklenburger Kleinstädtchen Lübow ließ seine Gänseherden kräftigsten Einspruch gegen das Verbot des freien Umherlaufens dieser nützlichen Tiere erheben,

Magdeburg wehrte sich mutig in Unseres Herrgotts Kanzlei gegen das böse Interim, das den Schall hinter ihm hat, und die Novellensammlung Verworrenes Leben erzählte in gemüthlichem Tone von dem Jubelfeste der Universität Helmstädt und in erschütterndem von den Bluthaten, welche 1599 bei Rees am Rheine und in Wolfenbüttel verübt wurden. Zumeist in einer großen Stadt, wohl in Berlin, spielte dann wieder: Die Leute aus dem Walde, aber auch hier stehen sich zwei ganz verschiedene Kreise gegenüber: der Geldmensch Wienand und sein Günstling Leo von Poppen auf der einen, eine ganze Menge arme, aber vortreffliche Leute, in deren Mitte Menschenliebe und Humor herrschen, auf der anderen Seite. Doch auch unter den Vornehmen finden wir diesmal liebenswürdige Sonderlinge, wie das Freifräulein Juliane von Poppen, deren Stammsitz, der Poppenhof beim Binzelwalde, in der Einsamkeit des Landlebens den glücklichen Abschluß aller Irrfahrten des Helden sieht. Noch stärker wird im Hungerpastor der Gegensatz zwischen dem unruhigen und leidenschaftlichen Treiben der Großstadt, nämlich Berlins und Paris, und dem friedlich-glücklichen Leben kleinerer Orte durchgeführt. In dem Landstädtchen Neustadt und in dem entlegenen Dorfe am Ostseestrande sieht Johannes Unwirsch die schönsten Tage seines Daseins. Ebenso versetzt die kleinere Erzählung Drei Federn nach einander in die vergiftete Luft der Großstadt und in die kleinlichen Verhältnisse des unbedeutenden Örtchens. Am allerschärfsten aber wirkt die Gegenüberstellung in Abu Telfan und in Schüdderump; dort ist es Bumsdorf und Rippenburg mit ihrer Umgebung, wohin die von der großen Welt mißhandelten Unglücklichen sich und ihr Leid flüchten, hier steht das Dorf Krodedeck nördlich vom Harze mit seinem Siechenhause und seinem Schlosse in denkbar kräftigstem Widerspruch gegen die verlotterten Menschen der großen Donaustadt unter dem Rahlenberge. Mehr und mehr hat Raabe in den letzten 20 Jahren seine Stoffe in die einsameren Gegenden unseres Vaterlandes verlegt, wo der Mensch an der Brust der Mutter Natur neue Kraft holt oder wo er frei bleibt von zerrüttenden inneren Kämpfen. Neben Christoph Beshlin, der in Stuttgart, München und Frankfurt am Main außer in dem Dorfe Hohenstaufen die wunderliche Liebesgeschichte des braven Schwabendoktors verlaufen läßt, spielen nur noch Theklas Erbschaft, Deutscher Adel, Fabian und Sebastian, Im Alten Eisen und: Der Lär in Berlin oder irgend einer anderen großen norddeutschen Stadt. Aber auch in diesen allen halten fast nur kleine Leute unseren Blick fest. Dagegen führt Der Dräumling nach dem Spießbürgerörtchen Paddenau am Drömlingmoore im Braunschweigischen, Meister Autor in den Elmwald bei Kneitlingen, außerdem auch in die alte Großstadt, Horader in ein Landstädtchen und das Gebirgsdorf Ganfswinkel mit seiner Um-

gebung, Im wilden Manne, Frau Salome und Unruhige Gäste in ein und dieselbe nördliche Harzgegend, in das Rodebad am Fuße der Berge und die windumrausten Höhen darüber; Die Innerste zeigt uns zwei Mühlen, die eine bei Wildemann, die andere bei Sarstedt, und ganz ähnlich verfahren die neun noch übrigen Geschichten. Da ist eine ungenannte kleine Stadt, etwa Blankenburg am Harze oder Gotha, der Schauplatz von Bunnigel. Deutscher Adel und das Obfeld versetzen in Raabes Heimatslandschaft. Der Ith und der waldbedeckte Bogler, das Kloster Amelungborn und Bodentwerder an der Weser werden mit größter Naturwahrheit vor unser Auge gezaubert. Nach Gandersheim möchte ich Villa Schönow verlegen, in die Nähe von Göttingen oder auch von Jena Pfisters Mühle. Ein Städtchen an der Wipper, dem Nebenflusse der Unstrut, ist der Ort, wo das Horn von Wanza ertönt, Coburg und daneben eine Weserstadt an der Eisenbahn, etwa wieder Holzminden, sind der Schauplatz von Gutmanns Reisen; Prinzessin Fisch benützt einen aufblühenden Baderort im Ilmetal und Stoppfuchen ein nicht näher zu bezeichnendes niederdeutsches Städtchen. Sie sehen, sein goldenes Heimatsgefühl führt unseren Dichter immer und immer wieder in gewisse einfache und natürliche Lebenszustände zurück; und wenn er auch alle deutschen Gegenden kennt, in unseren Hügellandschaften und stillen Winkeln weilt er am liebsten. Die bescheidenen und doch unerschöpflichen Schönheiten von Heide und Holz, Wald und Wiese sind für seine Personen am häufigsten der Hintergrund. Im Sonnenlichte ziehen die Wolken über seine Waldberge und seine goldumspinnene Ebene, und einsame Güter, Mühlen und niedrige Häuser am Flusse oder an Weihern sind die Lieblingsplätze seiner Gestalten. Wie kein zweiter unserer Erzähler ist er mit den kleinen deutschen Städten in ihrer wunderlichen Mannigfaltigkeit und mit den engen Straßen oder mit den Mietskasernen der großen vertraut; stille Höfe, Erker und Giebelzimmer mit altem Gerät locken ihn unwiderstehlich an. Da ist er erschöpflich in der Schilderung von tausend kleinen Dingen, die in uns eine behagliche Stimmung erwecken, und wir wandeln gar bald leibhaftig mit seinem Bürgermeister von Wanza durch das ganze kleine Nest, in dem er herrscht, wir spazieren mit dem wackeren Konrektor Eckerbusch im Horader durch dessen Hausgarten und hinein in das Dörfchen mit seiner Räuberfurcht, wir sitzen in der waldb versteckten, grün umspinnenen oder im Schnee fast begrabenen Hütte bei den zwei trauernden Frauen in Abu Telfan, und wir durchstreifen mit den drei Kindern in den „Alten Nestern“ die Waldberge, um hinüber auf den Steinhof jenseits der Weser zu dem älteren Vetter Just zu eilen, oder, nachdem sie herangewachsen sind, das verfallene Schloß Werden, das dann der Familie Everstein wieder zurückgegeben wird.

Den Eindruck seiner Erzählungen aber verstärkt Raabe nicht selten dadurch, daß er nicht in dritter Person berichtet, sondern in erster. Er legt sie recht häufig ganz anderen Deuten in den Mund, mit Vorliebe älteren, welterfahrenen oder durch ein trübes Geschick über die Kleinlichkeiten des täglichen Lebens erhobenen. Ich zähle volle 15 sogenannte Zherzählungen in Raabes Werken; also ein ganzes Viertel seiner Schriften überhaupt benutzt diese Form der Einkleidung. Schon die Chronik der Sperlingsgasse ließ einen alten Junggesellen Erinnerungen aus seinem Lebensgange berichten, und dasselbe wiederholt er noch oft mit den mannigfaltigsten Änderungen in der Eigenart der Erzähler. Darin liegt nun nicht nur eine besondere Kunst des Schriftstellers, es bedingt vielmehr auch eine erhöhte Aufmerksamkeit des Lesers, der sich doch in die Denk- und Ausdrucksweise eines Dritten versetzen muß. Und Raabe hält die einmal gewählte Maske zumeist ganz folgerichtig fest. Das künstlichste Werk in dieser Beziehung ist seine Erzählung: Drei Federn, in welcher drei verschiedene Personen einander beim Niederschreiben der einzelnen Abschnitte ablösen, ein alter weltverachtender Jurist, eine junge, lebenslustige und heitere Frau und deren etwas weniger scharf gezeichneter Gatte, ein Arzt. Das ist gewiß recht überlegt entworfen und durchgeführt, aber freilich nicht gerade bequem, eine Reihenfolge zusammenhängender Ereignisse durch drei recht verschiedenartige Brillen betrachten zu müssen. Am wenigsten klar ist nach meinem Gefühle die Rolle des Erzählers in „Meister Autor“, eines Herrn von Schmidt, der sonst ganz wie Raabe selbst denkt und spricht und doch zum Schluß eine Frau der Gesellschaft heiratet, welche die weibliche Hauptperson, Trudchen Tofote, verdorben hat. An den übrigen Zherzählungen kann man aber eine ähnliche Folgewidrigkeit nirgends entdecken. Man muß vielmehr die Kunst bewundern, mit der einmal der unglücklich liebende Redakteur des Ramäleons<sup>1)</sup>, dann wieder der jüngste Kollaborator der Gelehrtenschule in Sachsenhagen<sup>2)</sup>, der soeben erst aus dem Befreiungskriege heimgekehrt ist, wie ferner ein fröhlicher Alpenreisender<sup>3)</sup>, der alte Medlenburger Magister Gyring<sup>4)</sup> und eine alte Großmutter<sup>5)</sup>, wie endlich ein ehrwürdiger Geistlicher<sup>4)</sup>, ein alter Arzt<sup>4)</sup>, ein Jurist aus unseren Tagen<sup>5)</sup>, ein Nürnberger Gelehrter aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts<sup>5)</sup> und ein vielgeplagtes Schulmeisterlein aus der Zeit um 1700<sup>6)</sup>,

1) Kinder von Finklerode.

2) Nach dem großen Kriege.

3) Alle drei im Regenbogen.

4) Beide in: Ferne Stimmen.

5) Beide im Deutschen Mondschein.

6) Verworrenes Leben 3.

wie alle diese so verschiedenartigen Menschen uns auf durchaus entsprechende Weise ihre Lebensweisheit und ihr Urtheil über die Mittwelt enthüllen. Die drei letzten und zwar größeren Erzählungen sind: Alte Nester, Pfisters Mühle und Stopftuchen. In der ersten berichtet der Dr. phil. Friß Langreuter seinen Lebensgang bis etwa zum Schwabenalter, giebt aber dabei als Hauptsache die Geschichte von vier Jugendbekannten. In der zweiten erzählt ein junger Gymnasiallehrer aus Berlin seiner niedlichen Frau während der Sommerferien seinen Lebenslauf. Sie wohnen in dem alten Besitzthum der Familie, einer Mühle und Sommerwirtschaft, die durch eine benachbarte Zuckersfabrik in ihrem Betriebe völlig zu Grunde gerichtet und deshalb schließlich verkauft worden ist. Das fröhliche, frühere Treiben in dem Wirtsgarten, als alle Tische besetzt waren und Professoren und Studenten sich hier vergnügten, tritt in wehmütigen Gegensatz zu den letzten Lebensjahren des braven Müllers, wo der übelste Geruch sein Haus durchzieht und eine den Betrieb hindernde, schleimige, schlingpflanzenartige Masse, die den Abflußwassern der Zuckersfabrik Kridderode entstammt, in gewissen Monaten des Jahres sein Mülhrrad bedeckt. Stopftuchen endlich ist in Form eines Reisetagebuches geschrieben, das ein südafrikanischer Viehzüchter auf der Fahrt aus der deutschen Heimat nach der Kapstadt verfaßt.

Gewiß sind es nicht äußere Gründe, welche Raabe so oft zu der eben besprochenen Form der Einkleidung seiner Geschichten greifen ließen. Einmal reizte ihn wohl gerade ihre Schwierigkeit, sodann aber bot sie ihm auch auf unverfängliche Weise Gelegenheit, seine eigenen sittlichen Ideen in möglichst buntem Gewande zu entwickeln. Und um dieser seiner Ideenwelt willen nehme ich vor allem das Recht in Anspruch, Raabe einen echt deutschen Dichter zu nennen. Aber einen von altem Schrot und Korn, einen Verächter des äußeren Glanzes und alles Blendwerks, einen Weltweisen, der den innersten Kern aller Dinge erforscht und ihn allein schätzt, kurz einen Dichter, der in dem malerischen Rahmen seiner Winkelgassen und in der Vermummung seiner Sonderlinge eine Weite des Blickes und eine Tiefe der Kenntnis von Welt und Menschen birgt, an welche unsere sogenannten Realisten und Jüngstdeutschen, die angeblich überaus weltkundigen, in Wirklichkeit nur von oberflächlichen Eindrücken lebenden Sittenschilderer des heutigen Lebens, nicht entfernt heranreichen. Es ist eine kräftige, männliche Stimme, die uns hier zuruft: Verne sechten, ficht tapfer, heule nicht, wenn Du Dir Wunden holst, und wenn Du fällst, so falle als Mann! Entwickle Deinen Verstand, aber stelle ihn unter die Herrschaft Deines Gemüthes, dieses Gemüth aber bilde nicht weichlich wie Wachs, sondern biegsam wie Stahl! Sieh Dich unermüßlich um in dem vollen Ernst des Lebens, aber denke auch an

die letzten Dinge. Sieh auf die Gassen und sieh nach den Sternen! In der Vereinigung dieser beiden Mahnungen liegt die volle Weisheit.

Und wie Raabes sittliche Anschauung durchaus ernst ist, so bleibt seine vaterländische Gesinnung überall national. Er kennt aber auch da keine Kleinigkeitskrämerei, keine Voreingenommenheit. Das einige deutsche Land war vor 1866 und 1870 und ist nach der Gründung unseres Kaiserreiches sein Lösungswort. Alles, was dem vorgearbeitet und es erhalten hat, also alles national wirklich Verehrungswürdige, wird von ihm warm anerkannt und ist sicher vor unpassendem Spotte. So steht Friedrich der Große, so stehen die Kämpfer der Befreiungskriege, so die Männer von 1866 und 1870, so Bismarck und Moltke in reinem Ruhmesglanze, wo er auf sie zu sprechen kommt. Dem größten welfischen Feldherrn aber der neueren Geschichte, dem guten Prinzen Ferdinand von Braunschweig, dem Sieger von Oesfeld und Minden, setzt er in dem Obfeld ein Denkmal herzlicher Dankbarkeit.

Der Gegensatz zwischen welschem und deutschem Wesen zieht sich durch viele seiner geschichtlichen Novellen. Nicht als ob er gegen die Ausländer ungerecht wäre! Dagegen spricht z. B. schon die öfter genannte Erzählung Sankt Thomas mit dem heldenmüthigen spanischen Statthalter der Insel und seiner unglücklichen Nichte Donna Camilla Drago. Aber sein Herz ist außs wärmste beteiligt, wenn er uns die protestantischen Niederländer im Kampfe gegen den Glaubenszwang oder unsere Voreltern gegenüber der Eroberungsjucht der Nachbarn vorführt. Die „Freiheit“ steht ihm neben der „Einheit“. Raabe schreibt also für selbständige, in sich feste Leser oder wenigstens für solche, welche nicht das Zufällige einer Zeitströmung, sondern das Dauernde der sittlichen Natur des einzelnen Menschen und der naturgesetzlichen Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft schätzen. Darum kennt er keine Rücksichten gegen höhere Kreise und Beamtenherrschaft, aber ebensowenig gegen engherige Kleinstädtereie und Kirchturmspolitik, mag sie sich in Bunsdorf oder in Wanza, in Finklerode oder in Paddenau breit machen. Die Sittenlosigkeit vornehmer Gesellschaftsschichten trifft seine kräftige Satire ebenso schonungslos wie den Aberglauben und die gleichgültige Beschränktheit des niederen Volkes. Der Herzlosigkeit erklärt er überall, wo er ihr begegnet, den Krieg; das innere Glück, welches die Aufopferung für andere gewährt, die Pflichterfüllung nicht nur, sondern die warmherzige Arbeit für schwächere Mitmenschen, daneben die Selbstbeschränkung und Genügsamkeit, die auf dem Gleichgewicht der Seele beruhende Behaglichkeit des guten Menschen, das sind die Begriffe, für welche er die farbenreichsten Worte findet.

Darum sieht er seine Vorbilder verwirklicht in den sanften, aufopferungsfähigen, aber auch entschlossen zugreifenden jüngeren und älteren

Frauen und in den mit ihnen zusammenstimmenden, kräftigen, allen Dingen auf den Grund gehenden, ihren Mitmenschen ins Herz schauenden, äußerlich meist wenig glänzenden Männern. Es ist das ein außerordentlich reicher Bildersaal, in dem ich Sie umherführen müßte, um Ihnen die Gemälde aller von Raabe gezeichneten Personen zu zeigen. Manche darunter mögen dem Ausländer ziemlich schwer verständlich erscheinen, weil sie wirklich nur bei uns, besonders hier in Niederdeutschland, öfter vorkommen. Wenige Fremdlinge, Franzosen und Engländer, Spanier und Italiener, sind darunter, aber er zeigt ihnen gegenüber keine nationale Voreingenommenheit, sondern verteilt auch unter sie Licht und Schatten in gerechter Weise. Genau so verfährt er mit seinen aus unserer eigenen Mitte genommenen Gestalten, denn wenn er auch im großen und ganzen der Dichter der kleinen Leute, des sogenannten niederen und mittleren Bürgerstandes ist, wenn er auch in mehreren seiner größten Erzählungen<sup>1)</sup> die höheren Kreise ihnen gegenüber als angefault und sittlich zweideutig darstellt, so bewahrt ihn doch sein Sinn für das Geschichtliche vor grober Einseitigkeit und Ungerechtigkeit.

Der edle Ritter von Glaubigern im Schüdderump und das prächtige Freisräulein von Poppen in den Leuten aus dem Walde, die schöne, geistprühende Nikola von Einstein in: Abu Telfan, und die reizende Irene von Everstein in: Alte Kester, Frau Salome, die reiche Südin, und Helene Wienand, die Bankierstochter<sup>2)</sup>, sie alle nehmen unser Gemüt wie unsern Verstand in gleicher Weise für sie ein. Eine geradezu hervorragende Rolle legt er aber gern älteren, vom Schicksal hart geprägten, doch edel bewährten Frauen bei, sie bilden den Halt für die leidenschaftliche Jugend, die verlorenen Söhne, die rat- und trostbedürftigen Verfolgten. So lenkt die Frau Rittmeister das ganze Städtchen Wanza mitsamt seinem Bürgermeister, so nimmt die Frau Claudine in Abu Telfan in aller Demut eine beherrschende Stellung ein, sie, bei welcher der unglückliche Gefangene aus dem Tumurkielande, ferner der geflüchtete Tierbändiger van der Noof, ihr eigener Sohn, und die schöne, verratene Nikola von Einstein gleichermaßen Hilfe in allen Nöten suchen und finden. Das sind herrliche dichterische Gestalten, die einen Ehrenplatz in unserem ganzen schönen Schrifttum einnehmen. In einer Art Ergänzung zu ihnen, als ihre jugendlichen Racheiferinnen, stehen die sanften weiblichen Wesen, die durch ihren reinen Sinn wie durch ihr vernünftiges und praktisches Auftreten die Herzen von jung und alt erobern und fesseln; in der Zeichnung dieser holdesten jungfräulichen Erscheinungen

1) Leute aus dem Walde, Abu Telfan, Schüdderump, Meister Autor, Unruhige Gäste zc.

2) Leute aus dem Walde.



beweist Raabe eine besonders große Mannigfaltigkeit. Eine dritte Gruppe bilden die vernünftigen älteren Frauen, die ihre Ehetyrannen an sanfter Reine führen und den Mund immer auf dem richtigen Fleck haben, so im Draumling die Frau Schulrektor Fißgarth und in Horader die Frau Konrektor Ederbusch. Und so könnte ich Ihnen noch eine lange Reihe eigenartiger, vorbildlicher Frauenfiguren vorführen, verheiratete und unverheiratete, ältere und jüngere, geistig freie und einfachere, beschränkte, Herrinnen und Dienstboten, Sübinnen und Christinnen.

Doch wir müssen wohl noch einen letzten Blick auch auf die andere Hälfte der Menschheit werfen, auf die männliche, soweit Raabe sie zeichnet. Da giebt es neben einer ganzen Zahl älterer trefflicher Männer, die sich trotz des besten Charakters nicht mehr in die Welt finden können, eine weit, weit größere mit gesundem Humor und warmem Herzen, die tapfer losziehen gegen die Übereien, welche sich auf Gottes schöner Welt breitmachen, die an sich selbst und ihre Bequemlichkeit zuletzt denken, vielmehr wacker beispringen, wenn sie ein Unrecht geschehen sehen. Aufsfällig häufig sind diese dem Lehrerstande entnommen, aber auch mehrere Juristen und Ärzte gesellen sich zu ihnen. Da sehen wir andere grundtichtige Naturen, die lange verkannt, auch wohl bespöttelt, sich nichts aus dem verkehrten Urteil ihrer Erdenbrüder machen, bis ihr goldbehtes Herz, ihre kindlich reine, menschenfreundliche Seele den Sieg gewinnt. Noch andere haben ihre kleinen Schwächen, ihre Achillesferse, die immer und immer wieder ihr bestes Wollen hindert, alte Gelehrte, die stets behütet werden müssen, oder brave Ehemänner, die ihren besseren Hälften gegenüber als arge Hasenfüße erscheinen. Die eigenartigste Gruppe aber der Raabeschen komischen Figuren stellt halbverbummelte, im Grunde tüchtige, herzenswarne und herzerwärmende Gestalten dar, manchmal nur gutmütig über die Thorheiten ihrer Umgebung lächelnd, meist aber als richtige Menschenkenner mit einem erlösenden Worte verfahrenere Berhältnisse ordnend, hier und da auch verlegend und nach außen möglichst vorftig. Neben ihnen stehen die schüchternen und irrenden, aber innerlich glücklichen Jünglinge, und auch die tolleren und übermütigen, die zuerst im Leben verkracht sind und schließlich von zarter Hand herausgeführt werden aus ihren Nöten. Kurz, es hieße einen neuen Vortrag beginnen, wollte ich den Reichtum der Erzählungen Raabes nach dieser Richtung hin erschöpfen; gerade in seinen Gestalten tritt seine sieghafte humoristische Dichterkrast, außer in der Erfindung des Stoffes an sich, am deutlichsten ans Licht.

Die beiden Fragen aber: Inwiefern bethätigt Raabe seine Eigenart in der Erfindung und in der Ausführung seines epischen Stoffes und inwiefern in der Darstellung seiner Gestalten? greifen über meine heutige Aufgabe

hinaus. Ihre Beantwortung würde den rein dichterischen, nicht den enger nationalen Wert unseres Humoristen feststellen. Sie würde eher einem sogenannten litterarischen als einem Sprachvereine zufallen, und so sei zum Schlusse nur noch die recht nahe liegende Frage ins Auge gefaßt: In welchen Werken im einzelnen mir denn nun die echt deutsche Eigenart Raabes am schönsten ausgesprochen erscheine? Da nenne ich von den kleineren in erster Linie Gutmanns Reisen und Das Horn von Wanza, Horader und Der Dräumling, Willa Schönow und Im alten Eisen, Fabian und Sebastian und Der Marsch nach Hause. Unter den größeren aber ragen die dreibändigen Romane gleichermaßen an äußerem Umfange wie an innerer Tiefe über die anderen hervor: Der Hungerpastor, Abu Telfan und Schübderump. Füge ich zu diesen elf noch die vier mir gleichwertig erscheinenden: Unruhige Gäste, Christoph Beshlin, Deutscher Adel und Pfisters Mühle hinzu, so habe ich ein volles Viertel von den 60 Erzählungen namhaft gemacht. Ich biete Ihnen damit einen farbenreichen Strauß, dessen Duft zwar nicht berauscht, aber jeden erfrischt und beglückt, der in der inneren Tüchtigkeit, in der Menschenliebe und in der selbstvergeffenen Arbeit für andere an sich, nicht in dem äußeren Lohne auf Erden das Beste sieht, was unser unvollkommenes Geschlecht hienieden leisten und erreichen kann.

## Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von C. Krumbach in Würzen.

### 5. Ein Kanon der zu besprechenden Profastücke.

Wir wollen allmählich einen tüchtigen für das Leben zu reichvoller Erinnerung enthaltenen Schatz anspeichern.

Daas, Der deutsche Unterricht, S. 249.

Was von den epischen und lyrischen Gedichten eingehend besprochen und gelernt werden soll, ist in dem Kanon der zu lernenden Gedichte wohl überall festgelegt. Der Lehrer erfährt daraus bestimmt, was er selbst durchzunehmen hat, und was er aus früheren Klassen als bekannt voraussetzen darf. Zur Beruhigung für diejenigen, die noch immer in einem solchen Kanon einen Zwang und eine lästige Fessel erblicken, sei bemerkt, daß in der Praxis auf kleine Abweichungen blutwenig ankommt. Wir haben, zumal wenn einige Gedichte zur freien Wahl gestellt sind, nicht die geringsten Bedenken gegen einen Kanon, der entweder von den Herausgebern der Lesebücher oder von den Deutschlehrern einer

Schulgemeinde nach reiflichen Abwägungen zusammengestellt worden ist.<sup>1)</sup> Ja, wir gehen sogar noch einen Schritt weiter. Wir empfehlen auch aus der Prosalectüre für die vier unteren Klassen einen Kanon, d. h. eine Anzahl von Lesebüchern, die in erster Linie bevorzugt und mehr oder weniger ausführlich besprochen werden. Der deutsche Unterricht, soll er ein wohlgegliedertes Ganze sein und einen festgeschlossenen Lehrgang aufweisen, der Zufälliges und Willkürliches ausschließt, muß in der Prosalectüre, die doch einen wesentlichen Teil davon ausmacht, ebenfalls ganz bestimmten Grundsätzen folgen. Je mehr Prosastoffe das Lesebuch bietet, um so mehr muß darnach gestrebt werden, einheitliche Gesichtspunkte aufzustellen, um dem Lehrer die Auswahl zu erleichtern und ein gemeinsames Bildungsgut zu schaffen. Denn gewisse Gestalten, wie Hans Lustig von Reinick, der Seiler von Fürfeld von Berth. Auerbach, Zimmermanns Dorfschule u. a. müssen dem ganzen deutschen Volke vor Augen stehen.

Wir wollen uns jedoch jetzt nicht in längere Erörterungen über die pädagogische Bedeutsamkeit eines prosaischen Kanons einlassen, vielmehr neben einigen kurzen Anmerkungen nur das bieten, was etwa als das Ergebnis theoretischer Betrachtungen anzusehen wäre. Nur darauf mag nachdrücklich hingewiesen werden, daß die Schülerbibliothek nach dem prosaischen Kanon zu ergänzen ist, ein Umstand, der in der Praxis für die Privatlectüre der Schüler von höchster Wichtigkeit wird.

Zu Grunde gelegt ist das Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von den Lehrern der deutschen Sprache an dem R. Realgymnasium zu Döbeln. Daß man bei einem andern Lesebuche in einigen Stücken zu andern Ergebnissen gelangen wird, thut nichts zur Sache. Es handelt sich zunächst vornehmlich darum, für die Grundgedanken Freunde zu gewinnen. Vorgeschlagen werden:

### 1. Von den Sagen, Märchen und Schwänken

für Sexta: Der Arme und der Reiche von Gebr. Grimm.  
Hans im Glück von Gebr. Grimm.

1) Über den poetischen Memorierstoff bringen Beachtenswerthes folgende Programme: Realschule Bremen 1880, Gymnasium Tremessen 1880, Gymn. Barmen 1884, Realgymn. Ulzen 1885, Realprogymn. Einbeck 1885, Gymn. Lingen 1886, Gymn. Danzig 1890; ferner folgende Sammlungen: Gerberding, Berlin bei Weidmann, Holbermann, Leipzig bei Freytag, Wirth, Leipzig bei Teubner, Boettcher, ebenda, Salzmann, Stuttgart bei Glaser u. Sulz; ferner von Lehrerkollegien veranstaltete Sammlungen: Gymn. Bielefeld bei A. Helmich, Gymn. Dortmund bei H. Meyer, Gymn. Reddinghausen bei Alby, Gymn. Elberfeld bei Martini u. Grätesien, Gymn. Neuwied bei Henjer; auch Fried, Lehrpr. u. Lehrg., Heft 24 u. a. Gegen den Kanon spricht sich z. B. aus: Richter, Der deutsche Unterricht, Leipzig 1876, „... da er doch die persönliche Freiheit des Lehrers wie des Schülers beschränkt“.

Die Wichtelmänner<sup>1)</sup> von Gebr. Grimm.

Der Herr des Riesengebirges nach Musäus.

Rübezahl als Schuldherr von Lehnert.<sup>2)</sup>

Die Geschichten von den Wasungen und Die sieben Schwaben von Wäfler, Wechstein und Birlinger.

Die Kyffhäuserfagen von Büsching.<sup>3)</sup>

für Quinta: Wie Braun der Bär bethört wird von R. Seifart.<sup>4)</sup>

Wie Lampe und Bellin betrogen werden von R. Seifart.<sup>4)</sup>

Der Rattensänger von Hameln von Ferd. Wäfler.<sup>5)</sup>

Geschichten von den Schildbürgern von Gust. Schwab.

Geschichten von Till Eulenspiegel.

Geschichten von Münchhausen.

für Quarta: Die Nibelungensage von Bismar.<sup>6)</sup>

für Untertertia: Die Gudrunsfage von Heinr. Red.<sup>6)</sup>

1) Die Heinzelmännchen von Fr. Hoffmann (VI, A 15) sind später dem gleichnamigen Gedichte von Aug. Kopisch (V, B 25) gegenüberzustellen.

2) Die Rübezahlfagen sind zu ergänzen nach der Ausgabe von R. A. Müller (bei Abel in Leipzig), z. B. wohl die empfehlenswerteste von allen. Vergl. auch Freiligraths wunderschönes Gedicht: „Aus dem schlesischen Gebirge“, dessen guter Vortrag den Schülern wohl mancherlei Schwierigkeiten bereitet, aber auch ein Prüfstein für die Leistungen einer ganzen Klasse ist.

3) Hierzu gehören: Barbarossa von Rückert (VI, 31), Kaiser Rotbarts Testament von Böltzsch (VI, 45), Barbarossa von Quandt (V, 104) und die Grimmschen Sagen: Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser (I, 23), Der Hirt auf dem Kyffhäuser (I, 297) u. a. Für die Schülerbibliothek: Heinrich Pröhle, Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen zc., Berlin 1870 bei Köster.

4) Demnach gehört Reineke Fuchs je nach der Stärke der Klasse in 2—3 Ausgaben in die Bibliothek der Quinta. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Klasse die ganze Sage mit großer Liebe aufnimmt. Als die besten Ausgaben sind zu empfehlen Reineke Fuchs von F. Schmidt; bezgl. von Soltau, Berlin bei Hofmann u. Co.; auch von der Goethischen Dichtung sind viele Ausgaben mit Bildern für Haus und Schule bestimmt.

5) Hier ist hinzuweisen auf die gleichnamige Erzählung von Franz Hoffmann, die nach und nach von allen Schülern gelesen werden muß. Vergl. auch die gleichnamige Sage der Gebr. Grimm, I, 245 und 246, und den Rattensänger von H. Klette in dem Bande IV, 47. — Für die Bibliothek: Adolf Wöttger, Till Eulenspiegel, Leipzig bei Fleischer; Gottfr. Aug. Bürger, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer; Carl Lebr. Jannermann, Münchhausen, Berlin bei Ehle.

6) Diese beiden Sagen sind in vorzüglicher Weise schulgemäß behandelt in Lyon, Die Lektüre zc., S. 304—346 und S. 396—411. Bei dieser Gelegenheit mögen als Festgeschenke für Schule und Familie empfohlen werden: Emil Engelmann, Heldenlieder für das deutsche Haus, Neue Ausg., Paul Neff in Stuttgart, 1898, die großen Ausg. je 6—8 M., die kleinen 3 M.

So werden die Schüler aufs beste und sicherste in die deutsche Sagenwelt eingeführt. Es ist gewiß nicht unwichtig, daß der Deutschlehrer der IIIb nun z. B. weiß, daß die Schüler der IV mit den Grundzügen der Nibelungensage bekannt gemacht worden sind, und daß er also daran anknüpfen kann, wenn er zur Gudrunnsage kommt. Auf diese Weise nur ist ein vernünftiger Auf- und Ausbau möglich. Antike Sagen sind absichtlich außer acht gelassen worden, weil das nationale Moment im deutschen Unterrichte vorwiegen muß, besonders in den unteren Klassen. Auf den Gymnasien finden ja ohnehin die Altertumsagen genügende Berücksichtigung in der Geschichte und lateinischen und griechischen Lektüre, während die Realschulen darauf bedacht sein mögen, ihre Schülerbibliotheken um so reicher mit altklassischen Sagen-sammlungen auszustatten. Hopp und Paulsiek haben im Lesebuche für VI weder griechische noch römische Sagen, ebenso nicht in dem für IIIb, wo dafür den nordischen und germanischen Sagen ein breiter Raum vergönnt worden ist.

## 2. Von den Darstellungen aus der Geschichte

für Sexta: Der hartgeschmiedete Landgraf von Gebr. Grimm.<sup>1)</sup>

Oberstleutnant Lingg z. H. von P. Hebel.

Fürst Bismarcks erstes Ehrenzeichen von G. Hezel.

Der deutsche Kronprinz Friedrich als Arzt von Petzsch.

für Quinta: Armin, der Befreier Deutschlands von Th. Dießig.

Die Zerstörung Magdeburgs von L. Stade.

Die Schlacht von Seban von Ferd. Schmidt.

für Quarta: Soldatenleben im 30jährigen Kriege von Gust. Freytag.<sup>2)</sup>

Friedrich II. und Gellert von Fr. Förster.

Preußens Erhebung 1813 von Heinr. Weizsäcker.

für Untertertia: Lebensart und Sitten der alten Deutschen von Fr. Kohlrausch.

Die deutschen Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges von G. Freytag.

1) Grimm führt seinen Landgraf unter den Sagen auf. Hier dient die ganze Erzählung zur Charakteristik einer geschichtlichen Person.

2) Die Schüler sind auf folgende Vorzüge des Freytagschen Stils hinzuweisen: a) einfacher Bau der einzelnen Sätze, b) einfache Anreihung derselben ohne auffällige Verwendung von Konjunktionen, c) schön gewählte Bilder, d) Wahl edler, bestimmter, klarer Ausdrücke, e) sparsame Anwendung von gleichartigen Satzgliedern. — Außerlich ist an der geringen Zahl von Ausrufe- und Fragezeichen ebenfalls zu erkennen, daß Freytags Stil ruhig dahinfließt. Daß die altertümlichen und mundartlichen Ausdrücke häufig Veranlassung zu kulturgeschichtlichen, etymologischen und grammatischen Betrachtungen geben, erhöht den Reiz und den Wert der Lektüre.

Die Krönung Josefs II. von Goethe.  
Theodor Körners Tod von Bernh. Rogge.<sup>1)</sup>

Lieber würden wir diese, wie auch die naturgeschichtlichen und geographischen Stücke eng an einen bestimmten Lehrplan angeschlossen sehen, um auch die Fachlehrer fürs Lesebuch zu interessieren, wie schon Hiede verlangte.<sup>2)</sup> Doch nehmen leider zur Zeit noch nicht alle Lesebücher Rücksicht auf diesen hochwichtigen Umstand. Weiteres hierüber im zweiten Teile meiner Lesebuchschrift.

### 3. Von den Erzählungen

- für Sexta: Der geheilte Patient von P. Hebel.  
Hans Lustig von R. Reinick.  
Die alte Mühle von Karl Stöber.
- für Quinta: Rannitverstan von P. Hebel.  
Die Amtmännin von Karl Stöber.
- für Quarta: Luthers Tischreden von Karl Stöber.  
Der fliegende Holländer von Reinh. Werner.<sup>3)</sup>
- für Untertertia: Der Seiler von Fürfeld von Berth. Auerbach.  
Das Waldhaus von P. R. Mosegger.

Karl Stöber dreimal! Nicht darauf kommt es bei der Auswahl an, daß alle oder recht viele Schriftsteller vertreten sind, sondern daß passende Stoffe geboten werden. Karl Stöber aber kann der deutschen Jugend nicht dringend genug empfohlen werden. Seine Schilderungen beruhen wie bei Mosegger und Auerbach auf eigenen Beobachtungen der Natur und wahrer Liebe zu den Menschen. Besonders ist er beliebt durch seine „Erzählungen“ (Volksausgabe in 12 Bändchen), die als echte Volksschriften geschätzt sind.

### 4. Von den Naturgeschichtsstoffen

- für Sexta: Wie der Wald erwacht von Fr. v. Eschubi.  
Die Eiche von H. Wagner.
- für Quinta: Deutsche Säger von R. Ruß.  
Die Linde nach H. Jäger.
- für Quarta: Der Schmetterling von Jul. Stinde.  
Die Birke von R. Schulz.

1) Nach der Lehr- und Prüfungsordnung für die Sächsischen Gymnasien vom 28. Januar 1893 soll Körner in III b besonders berücksichtigt werden.

2) Hiede, Der deutsche Unterricht, Leipzig bei Berner 1889, II, 22—27: Stellung der anderweitigen Lektionen zu dem Unterricht im Deutschen.

3) Vergl. dessen Seebilder und dessen Buch von der deutschen Flotte, beide der Jugend als fesselnde und lehrreiche Lektüre zu empfehlen.

für Untertertia: Die Gräser von R. Müller.

Das arabische Pferd von Alfred Brehms.

Auch auf andere hier nicht genannte Meister naturwissenschaftlicher Schilderungen kann hingewiesen und gelegentlich etwas daraus vortragen werden, z. B. auf Jul. Stinde, Th. Mügge, F. Stahl, F. Burmeister, A. W. Grube, Georg Hartwig, F. D. Lenz, Th. Dielitz u. a.

### 5. Von den geographischen Stoffen

für Sexta: Erzgebirge und sächsische Schweiz (Nr. 84—87).<sup>1)</sup>

für Quinta: Thüringen (Wartburg, Nr. 76).<sup>2)</sup>

Spreewald von F. Ad. Daniel.<sup>3)</sup>

Kiesengebirge nach R. Burmann (vergl. Nr. 1, Sexta, Hübezahlsagen).

für Quarta: Harz (Der Brocken, Nr. 46; „Deutsches Land und Volk“).<sup>4)</sup>

Fichtelgebirge nach J. G. Ruzner.

für Untertertia: Der Rhein (von Mainz bis Köln, Nr. 43, nach Mehlis).<sup>5)</sup>

So sind im ganzen für die Sexta 20, für die Quinta 16, für die Quarta 10 und für die Untertertia ebenfalls 10 Stücke vorgeschlagen worden. Eine Vermehrung dürfte kaum zu empfehlen sein. Was aber für die oberen Klassen längst durchgeführt ist, ist für die unteren und mittleren mindestens der ernstern Erwägung wert. Die Vorteile liegen auf der Hand: Jede Klasse wird durch ihre Stücke besonders gekennzeichnet; der Lehrer kennt seine Aufgabe, die nach mehr als einer Hinsicht eine bestimmte Abgrenzung erfährt; fleißige Schüler werden sich gedrungen fühlen, den prosaischen Kanon besonders zu studieren und darin eine Quelle reicher Belehrungen finden.

Zum Schluß noch ein kleines Exempel. Die Prosalectüre von 244 Seiten im Döbelner Lesebuche für IIIb würde etwa in 24 Lehrstunden, jede rund zu 40 Minuten gerechnet, bewältigt werden können.

1) Zu ergänzen nach Engelhardt-Flathe.

2) In Verbindung mit den thüringischen Sagen des Lesebuches u. a.

3) Für die Schülerbibliothek verdient die (unglücklicher Verhältnisse des Verfassers halber) viel zu wenig bekannte Schrift: Engelhardt Kühn, Der Spreewald und seine Bewohner, Cottbus 1889, aufs wärmste empfohlen zu werden.

4) Zur Ergänzung können dienen: Brockenreise von F. Heine, soweit sie für die Schule paßt; Klosterrappe, Bergmönch im Harz von Gebr. Grimm; Heint. Bröhle, Harzsagen, zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner, Leipzig bei Mendelssohn.

5) Zu ergänzen nach Mendelssohns „Rheinstrom“ und Gudes vortrefflichen, auch wesentlich einfacheren Schilderungen.

Wir rechnen dabei 4 Minuten auf die Seite. Das ist bei wöchentlich 2 Stunden der 3. Teil der deutschen Stunden überhaupt, denn trotz der 40 Schulwochen kommt man doch wegen des unvermeidlichen Ausfalls mehrerer Stunden nicht auf 80, sondern höchstens auf einige 70. Den 3. Teil der gesamten Stunden auf die Prosalectüre zu verwenden, entspräche wohl der hohen Wichtigkeit dieses Gegenstandes;<sup>1)</sup> aber da es in der Praxis ohne Erklärungen und Wiederholungen bekanntlich nicht abgeht, so kann nicht alles gelesen werden, und es muß ein genau vorher bezeichneter Pensum, das ist der Kanon, die Grundlage der gesamten Prosalectüre bieten, der dann jedem Jahrgange einige ganz bestimmt hervortretende Merkmale verleiht. Vieles von dem, was übrig bleibt, ist der Privatlectüre zu überweisen und in vorher zu bezeichnenden Stunden, jedes Halbjahr 2 bis 3mal, nachzuprüfen. Es empfiehlt sich deshalb, der Einführung ins Lesebuch gleich zu Anfang des Schuljahres einige Stunden zu widmen, was wohl noch nicht so allgemein geschieht, um die Schüler mit der Einteilung und Anordnung der Lesebuchstoffe bekannt zu machen, denn sie sollen sich in ihrem Lesebuche eben so zurechtfinden lernen (heimisch fühlen), wie in der lateinischen Grammatik. Wir wiederholen: Wenn dabei auf die stete Verbindung der Klassenlectüre mit der aus der Schülerbibliothek geachtet wird, um beide zu fördern und zu vertiefen, so wird sich daraus ein nicht unbeträchtlicher geistiger Gewinn für die Schüler ergeben. Lehrerkollegien, die einen prosaischen Kanon auswählen, werden von selbst auf diese gegenseitigen Beziehungen hingeführt.

### Sprechzimmer.

#### 1.

Zu dem Scherzgespräch VII, 272 flg. und VIII, 408 flg.,  
und zu dem Scherzspruch II, 294 flg.

Die Fassung des Scherzdialoges im Lehrer „Sinkenden Boten“, welche VII, 273 erwähnt ist, steht nach einer gütigen Mitteilung von Fräulein E. Bartusch, Lehrerin in Forst (Hgbz. Frankfurt), im Jahrgang 1869 des genannten Kalenders.

Herr Schulrat G. Stier in Dessau hatte die Freundlichkeit, mir folgende niederdeutsche Fassung mitzuteilen, die sein Vater als Knabe in Pommern gehört hat:

1) Schrader, Erziehung und Unterricht, 3. Aufl., S. 45: Der Mittelpunkt des deutschen Unterrichts ist der Lesestoff.



Hans, steh up, de Morgen grät!

„Lät'n grän!“

Hans, steh up, de Vāgel singen!

„Lät se singen, se han klēne Kōpp, können bāl utschlāpen.“

Hans, steh up, de Supp is fārig!

„Ua, wo is min ghrōter Lāpel?“

Die folgende Variante ist von einem Schüler in Stolp aufgezeichnet. Ich verdanke sie der gütigen Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Heinze.

Johann, stoh up, de Vōgel de pipen.

„Lot se pipen, lot se popen,

Johann will noch en beten schlopen.“<sup>1)</sup>

In Frischbiers Preussischen Volksreimen, Berlin 1867, steht das Gespräch in nachstehender Fassung aus Dönhoffstädt (Nr. 915):

Hans, stah op, de Himmelke grut!

„Lat em man grue, hei ðss ohlt genog.“

Hans, stah op, de Vāgelkes singe!

„Lat es man singe, se hebbe ok man kleene Kāppkes, se hebbe bol utgeschlape.“

Hans, stah op, de Sopp ðss gar!

„ðss ok min grot Lāpel da?“

(oder: „Wo ðss min Lāpel vom halwe Schāpel?“)

Vergl. auch die zwei ähnlichen Gespräche a. a. O. Nr. 914 und 923.

Beziehung zu unserem Scherzspruch hat auch das folgende Liedchen aus der Sammlung österreichischer Volkslieder von Bisla und Schottky, Pesth 1819, S. 140:

#### Der Morgen.

Diärndl, schteh af, leg's Kiderl ān,

D' Fuārlaid san draust, se fuādan schön.

I schteh nid af, Buā, 's is no Zaid,

Hān krumbi Resserln, foahrn nid waid.

I schteh nid af, bis's ācti schlägt,

Bis mi maiñ Vādr aus'n Bet aussa jāgt.

Zu dem Motiv von den Fuhrleuten vergl. Btschr. VII, 272 (Wageli) und VIII, 409.

Zur Ergänzung der von mir Btschr. VIII, 408 fig. gebrachten Belege für das Vorkommen des Scherzes in älteren Weihnachtsspielen verweise ich hier noch auf ein Hirtengespräch in A. Schloßars Deutschen Volksliedern aus Steiermark, Innsbruck 1881, S. 44. Hier findet sich der Anfang des Scherzdialoges.

Hans: Riapl, auf, auf, die Vōgel singa auf grūner Haid!

Riepl: Lass sō nur singa, haben kloane Krōpferl, singen bald aus.

1) Vergl. damit die beiden von R. Ed. Haase Btschr. VIII, 595 mitgeteilten Varianten aus der Provinz Brandenburg.

Der Scherzspruch scheint auch in Frankreich weiter verbreitet zu sein. Zeitschrift VII, 273 habe ich bereits eine Fassung aus der Bretagne nachgewiesen. In der Revue des langues romanes IV, 460 sind zwei mit unserem Gespräche verwandte „Fabliaux“ mitgeteilt, von denen das erste „Lou Pastre pigre“ betitelt ist. Sie lauten in der dem romanischen Text beigelegten französischen Übersetzung:

## 1.

Petit Pierre, lève-toi que le coq chante!

— Oh! je ne me fie pas à cette bête.

— Petit Pierre, lève-toi que l'angélus tinte!

— Oh! je ne me fie pas à ce bruit de fer.

— Petit Pierre, lève-toi que le soleil respandit partout!

— Oui, bien, je me lève, car celui-là ne m'a jamais trompé.

## 2.

Petit Guillaume, lève-toi!

— Pourquoi faire?

— Pour aller labourer.

— Je ne veux pas, je suis malade.

— Petit Guillaume, lève-toi!

— Pourquoi faire?

— Pour déjeuner.

— Attends un peu; je me lève.

Zu dem von Herrn Professor H. Hilbrandt Ztschr. II, 294 fig. mitgeteilten Scherzspruch möchte ich noch erwähnen, daß sich derselbe auch in J. Agricolas Sammlung „Fünfhundert Gemainer Newer Teüt-scher Sprüchwörter“, Eisleben 1548, fast völlig übereinstimmend mit der Fassung bei Luther findet. Agricola bemerkt dort zu dem Sprichwort „Ich frage nach Epffeln, vnd du antwortest mir von Birn“:

„Also sagt man, Wann sich frag vnd antwort nicht mit ainander vergleichen, wie dann die Dialectici diß haissen, Propositiones plures, wann man vil von ainem ding redet, vnd reymet sich doch kains zur sachen, Wie man sagt, Das ainer auff aim baum steht, vnd der ander der fürüber geht, fragt den auff dem baum.

Wa geht der weg hinaus?

Der antwort. Ich nehme junge Specht auß.

Wie vil seind es meyle?

Sy haben schnebel wie die pfeyle.

Ich maine du seyest toll.

Daß nest ist alle voll.“

Ähnliche Scherzdialoge waren schon im Mittelalter sehr beliebt (vergl. Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 8, S. 508 fig.) und sind es heute noch.<sup>1)</sup> Ein solches Gespräch bildet auch den Inhalt des

1) Vergl. Frischbier, Preussische Volksreime, S. 263 fig., Baslerische Kinder- und Volksreime, S. 42 fig., Kochholz, Alemannisches Kinderlieb, S. 44 fig.

Schwankes „Der vngehört Pauer“ von Hans Sachs (Folioausgabe I, 497). Goedeke (Grundriß II, 432) nimmt an, daß dem Dichter der Dialog bei Agricola vorschwebte. Da jedoch zwischen diesem Gespräche und dem bei Hans Sachs keine innere Ähnlichkeit besteht, so ist kein rechter Grund zu dieser Annahme vorhanden. Im Gegenteil läßt die Anführung des Ortes bei Hans Sachs (Hört am Rein ein Pauer saß — Alt vngehört was — Der thet gen Bingen lauffen etc.) auf eine andere Quelle schließen, welcher sich der Dichter vermutlich enge angeschlossen.

Ränchen.

Anton Englert.

## 2.

sich zauen (VII, 628).

Daselbe Wort, genau mit der von Koch angegebenen Bedeutung, findet sich auch hier im Bergischen; es heißt hier niederdeutsch „sich tauen“. Besonders häufig ist der Imperativ „Tau dich jet“<sup>1)</sup>. Es kommt aber auch „tauen“ allein vor in intransitiver Bedeutung in dem Sprichwort:

Fangt de Dvnd an to jrauen,  
Fangn de Fulen an to tauen.

Beide Ausdrucksweisen finden sich schon in der älteren Sprache und zwar sowohl im Hochdeutschen als auch im Niederdeutschen. zouwen (zawên) bedeutet nach Ausweis des Wörterbuches 1. intrans. a) von statten gehn, gelingen (dasselbe bedeutet gezouwen), b) eilig ziehen, marschieren; eilig sein, eilen, sich beeilen, 2. refl. sich beeilen. Ein anderes zouwen (zawjan) bedeutet 1. abs. thun, verfahren, 2. trans. machen, fertig machen, bereiten, 3. refl. sich bereit machen, aufmachen, beeilen. Ebenso bedeutet das mnd. touwen 1. intr. gelingen, eilen, 2. trans. a) bereiten (Leber, Pelzwerk, Tuch), b) rüsten, mit Gerät versehen, 3. refl. sich beeilen. Zu diesen Verben gehören die Adjektiva (Adverbien) zouwic, touwisch bei der Hand, eilig (expeditus), zouwelicke, gezouwelic, touwelic schnell, eilig (mit gutem Gelingen); ferner gehören hierher die Substantiva zouwe (fem.) Eile, gizawa (fem.) Gelingen, zouwe (neutr.) gezouwe, touwe (neutr.) jegliches Gerät oder Werkzeug, Rüstung (d. i. Kriegsgerät), Gefährt, Wagen (dies heißt mnd. auch vartouwe), Webstuhl, Schiffsgerät, besonders Seil (das in der Schiffersprache noch bis auf den heutigen Tag bekanntlich noch Tau heißt). zouwer, gezouwer Tuchweber, touwer Gerber. Dies letzte Wort kommt noch heute in Holstein vor; Tauer heißen dort nämlich — wenn ich recht berichtet bin — diejenigen, welche das Oberleder, wenn es gar ist, schwarz machen und schmieren.

1) Die Rheinländer schreiben das Wort jet (etwas) gewöhnlich „get“ (gett, gëtt) gemäß ihrer Aussprache des g = j.

Was nun die Etymologie betrifft, so muß nach den einfachsten Gesetzen der Lautverschiebung eine indogermanische Wurzel mit anlautendem *d* vorliegen, es kann also weder mit *telveiv* tendere noch mit *taxus* zusammenhängen, da ersterem ein deutsches (hoch- wie niederdeutsches) Wort mit anlautendem *d*, letzterem (wenn nämlich *taxus* nach dem bekannten Gesetz über die Aspiration für *taxus* steht) ein niederdeutsches Wort mit anlautendem *d*, ein hochdeutsches mit anlautendem *t* entsprechen müßte. *touwen*, *zouwen* ist offenbar dasselbe Wort wie got. *taujan*.

Solingen.

J. Bernhardt.

## 3.

Mittelhochdeutsches *iu*.

In meiner kleinen mhd. Grammatik habe ich für das mhd. *iu* zweierlei Bedeutung angegeben. Auch Paul hat in der neuesten (4.) Auflage seiner vortrefflichen Grammatik doppelte Geltung als wahrscheinlich bezeichnet. Wilmanns spricht sich in seiner Lautlehre über die Frage ob ein- oder zweierlei Geltung nicht aus<sup>1)</sup>. Neuerdings giebt R. Wechstein in Heft 9 dieser Zeitschrift (S. 568) als alleinige Geltung wieder *iü* an. Seine Darlegungen vom Jahre 1858 haben seiner Zeit mit Recht Anklang gefunden, vor allem nach ihrer negativen Seite. Wir dürfen weder (überall) *iu*, noch (überall) *ü* lesen; wie die Schreibung *if*, die um 1300 in Oberdeutschland nicht selten ist, zeigt, ist wirklich eine Zeit lang da und dort *iü* gesprochen worden; auch hinter der Form *iu* kann vielfach die Aussprache *iü* stecken, muß doch auch *eu* und *äu* eigentlich *eü* und *äü* gesprochen worden sein und ist die regelmäßige Bezeichnung des Umlautes von *u* überhaupt nur in sehr wenigen Handschriften zu finden. Wie weit und wie lange aber *iü* gesprochen wurde, wissen wir nicht. Es ist kein sonderlich bequemer Diphthong, weil die beiden Enden einander so nahe liegen. So ist schon theoretisch zu schließen, daß er bald sich geändert habe; die nächste Änderung war die durch Assimilation in *ü*. Sie hat sich nach Wechstein bei den Schweizern und Schwaben vollzogen. Das dürfte nicht ganz richtig sein. Die Schwaben haben fast allgemein durch Umsetzung aus *iü* erst *üi* und durch Vergrößerung des Artikulationsunterschiedes (gewissermaßen durch einen längeren Anlauf der Zunge) *ui* daraus gemacht. Ebenso auch der größere Teil der Baiern, die heute er *luigt* oder *loigt* sagen (*luigt* ist nur einem kleinen Fleck am unteren Inn eigen). Ein anderer Teil — und seine Aussprache galt, wie es scheint, für die feinere, bessere — hat den Diphthong

1) d. h. darüber nicht, ob es innerhalb der gleichen Mundart zweierlei *iu* gegeben habe.

iu entweder unmittelbar in äu — wie Bechstein will — oder zuerst in äü gewandelt, wie die Alemannen und Ostfranken, und dieses äü geradeso wie i und â behandelt, d. h. daraus äu, geschr. eu, gemacht; das ist bald die herrschende Schreibung bis ins 15. Jahrhundert, von da ab treten öfter wieder ui und oi aus der ländlichen Umgangssprache daneben. In der Schweiz sind die neuen äü auch behandelt worden wie i und â, d. h. der Regel nach einfache Längen geblieben<sup>1)</sup>. Man hat also für das 12.—13. Jahrhundert die Wahl zwischen iü, üi, äü und vielleicht schon ui (was im 13. Jahrhundert schon oft vorkommt, aber auch üi sein kann). Das alles gilt jedoch nur für das „organische“ ia (wie Bechstein das alte, schon ahd. vorhandene bezeichnet).

Das nicht „organische“ ia ist eben in der That gar kein ia. Glauben wir, daß ä aus ô, æ aus â einfache Längen waren (und in der eleganteren Aussprache waren sie es doch höchst wahrscheinlich), dann werden wir auch den Umlaut von â als einfache Länge betrachten dürfen, solange das Gegenteil nicht erwiesen ist. Daß er sich aber vom „organischen“ ia in Baiern und Schwaben unterschied, ist in den letzten Jahren zur allgemeinen Überzeugung geworden. Beweis dafür sind die heutigen Mundarten (haiser, heiser gegenüber zuig, zoig), die ältere Form der Diphthonge in Baiern (häuser : zeug), und, worauf man noch viel zu wenig geachtet, die Schreibungen der besten Zeit. Lange nicht überall, wo die Ausgaben ia bieten, haben es auch die Handschriften. Auch sehr wichtige Handschriften sind ihrer Orthographie nach für gute Kenner des Mittelhochdeutschen eine terra incognita; ich werde darüber an anderem Orte einen merkwürdigen Beleg geben. Viele sorgsame Schreiber des 13. Jahrhunderts scheiden nämlich in Baiern wie in Schwaben zwischen ia (i) und ä (oder u) sehr genau. Es bestand der Unterschied also auch in litterarischen Kreisen, obwohl die Reime der Dichter ihn öfter verleugnen. Ich habe nicht bloß auf Grund der heutigen Mundarten die Scheidung in meiner mhd. Grammatik und in der neuen Auflage des Englmannschen Lesebuchs durchgeführt, sondern in engerem Anschluß an die Überlieferung als selbst Sachmann und Grimm. Ich glaube auch hier empfehlen zu dürfen, das alte ia so, das „unorganische“ aber mit den besten Handschriften ä zu schreiben<sup>2)</sup>. Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle daran erinnert, daß auch ia einen Umlaut erleidet, nämlich den in ü, lüte ahd. liuti hat allenthalben denselben

1) So scheint auch v. Bahder, Literbl. 1894, S. 219 die Verhältnisse aufzufassen.

2) ia möchte ich als Diphthong gelesen wissen; ich rate meinen Zuhörern, auf die Gefahr hin einen kleinen Anachronismus zu begehen, üi oder ui zu lesen, da die Aussprache ia leicht zweifelsbig gerät ziuc = zi-uc.

Vokal wie häser ahd. hâsir. Der Umlaut von iu war natürlich zunächst iü, dann erst ü: ein Beweis mehr für Beschsteins Ansicht über die Aussprache der organischen iu. Ausführlicheres hierüber werden meine Erläuterungen zu meiner mhd. Grammatik bringen. Vor allem sollen sie erörtern, warum im Bairischen iü aus iu mit dem umgelauteten iü nicht zusammengefallen ist (zeug: læut).

Würzburg.

Oscar Brenner.

4.

Da wären wir endlich (Ztschr. 8, 691 fig.).

Daß der Konjunktiv mehr als der Indikativ sei, scheint mir doch nicht einleuchtend. Wenigstens mutet er mich nicht gerade kräftiger an. Allerdings darf man nicht dem „Da wären wir endlich!“ gegenüberstellen „Da sind wir endlich“, sondern „Da waren wir endlich!“ Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung rufen wir: „So, das war gemacht!“ Das hat nach meinem Gefühle mehr abschließende Kraft, als „Das wäre gemacht“; in diesem dünkt mich, liegt so etwas wie rückschauende Betrachtung, die Freude scheint sich nicht rein und unvermischt auszusprechen, vielmehr mit der Erwägung gepaart zu sein: Es hat aber auch Zeit und Kraft genug gekostet. Einen solchen Gedanken wird man in den Indikativ nicht legen können, der bezeichnet die Thatsache an sich. In die Vorvergangenheit aber legen wir den Abschluß dessen, was soeben erst vollendet wurde, weil es da noch deutlicher als hinter uns liegend bezeichnet ist. Dies Gefühl des Abschlusses befeelt wohl auch den Essenlehrerzungen, der mit dem Anspruche eines Trinkgeldes zur Thür herein meldet: „Wir waren fertig mit Rehren!“

Dresden.

Carl Müller.

5.

Kinderreime aus Mellenburg.

1. Ringel, Ringel, Rosen,  
Schöne Aprikosen,  
Beilchen und Bergifmeinnicht,  
Alle Kinder setzen sich.

(Die Kinder tanzen im Kreise herum, und lassen sich bei den letzten Worten fallen.)

2. (Beim Tragen der Handlaterne aus buntem Papier.)

Im Keller ist es duster,  
Da wohnt ein armer Schuster.  
Er hat kein Licht, er braucht kein Licht,  
Da scheint die liebe Sonne nicht.

3. (Wenn der Vater seinen ein- bis zweijährigen Sohn auf dem Knie reiten läßt.)

Zuck, zuck, zuck, zuck Habermann.  
Treck minen R. (-ing) bei Stäwel an.

Tred sei üt, tred sei an,  
 Ritt hei as'n Eddelmann.  
 Ritt hei nich so stur,  
 Denn ridd hei as'n Dur.  
 Dur, Dur, Dur, Dur, Dur.

4. (Wenn der Vater Sohn und Tochter auf seinen Knien reiten läßt.)  
 Hott, hott, hott, hott, Häling,  
 Hansing up dat Häling,  
 Greeting up dei bunte Rauf,  
 So riden sei nah bei Mähl hentau.  
 Sei geiten den'n Weiten woll up den'n Rump,  
 Dunn säb bei Mähl rapumpel rapump.  
 Rapumpel, rapumpel, rapumpel, rapump.

Wisnar i. W.

D. G. De.

Ein hundred und fünfzig ausgewählte deutsche Gedichte, schulgemäß und eingehend erläutert u. von Ernst Eckardt, Königl. Sächs. Schulrat und Bezirkschulinspektor. Wurzen und Leipzig. Verlag von E. Riesler 1890. Lieferung 1.

Das Buch, soweit es uns vorliegt (Lieferung 1), darf sich neben andern sehen lassen, nicht zum mindesten seiner Anlage halber. Die besprochenen Gedichte sind litterarhistorisch geordnet und reichen in der ersten Lieferung von denen Luthers bis zum Sommerlied von P. Gerhardt.

Dem abgedruckten Text folgen Erklärungen, die den Gedanken des Dichters nachgehen, eine Überschrift über das Gedicht, die Angabe des Grundgedankens, des Gedankenganges in seiner eigentümlichen Entwicklung, Bemerkungen über die Form (Versmaß, Dichtgattung, Regeln der Poetik, wie sie gerade im vorliegenden Stück zur Anwendung kommen), Winke über den Vortrag, über einen Aufsatz, zu dem das Stück auffordert, endlich Geschichtliches darüber, während Angaben über das Leben des Dichters, über wichtige Ereignisse daraus, über das Eigene seines Schaffens, über einzelne wichtige Leistungen die ganze Besprechung eröffnen.

Den Erklärungen folgt man mit Teilnahme; nur lassen sie den Leser wohl einmal im Stich. So sucht er sich vergebens über das erste Wort in „Schalt diß Wagschifflein nach begehren“ S. 36 aus Joh. Fischarts glückhaftem Schiff zu unterrichten. Schalten — fortschieben, besonders ein Wasserfahrzeug mit der Stange; schalts mhd. — Stange zum Fortstoßen des Schiffs, scaltscif ahd. — Fahrzeug, das mit der Stange fortgestoßen wird, ein Fahrzeug zum Flußübersetzen; vergl. Schaltjahr, ein Jahr, in das ein Tag eingeschoben ist; Schalter — Schiebethür.

Manche Erklärungen, auch treffliche, werden freilich in einer künftigen Auflage fallen, da sie sich auf falsche Texte stützen. So muß es statt „hochgelobte“ S. 58 hochbegabte Nachtigall heißen (P. Gerhards Sommerlied Str. 3). Zu verwerfen ist auch: „Schau an der schönen Garten-Zier“ (S. 58). Es muß heißen Gärten Zier. Garten-Zier hat nur Ebeling in seiner Gesamtausgabe der Lieder P. Gerhards, Berlin 1667. S. 108. Aber schon in der nächsten Ausgabe 1669 setzt er Garten Zier ohne Bindestriche. Wir können aber getrost Gärten Zier setzen wie alle Runge-Trügerischen Ausgaben der Praxis pietatis melica, mit Ausnahme der vom Jahre 1666, da deren Lesart Garten Zier gegen die Form Gärten Zier in den Ausgaben 1656, 1661, 1664, 1672 nicht ins Gewicht fällt.

Plauen i. B.

G. Schaller.

Maria Stuart. Von Professor Dr. Storm in Christiania. Übersetzt von Dr. Wittmann. München, Mehrlich. 1894. Mit Illustrationen.

Die Untersuchungen über Maria Stuart finden durch dieses Werk ihren vorläufigen Abschluß. Das Ergebnis ist: völlige Unschuld der Königin in betreff der Ermordung Darnleys und in betreff ihrer Entführung durch Bothwell. Wer unbefangenen die Ausführungen des Verfassers verfolgt, besonders bei der eingehenden Besprechung der acht Kassettenbriefe, wird nicht anders können, als diese für eine ebenso grobe als gemeine Fälschung zu halten. Das Buch sei hier den Lehrern empfohlen, die Schillers Dramen zu erklären haben; die Bilder können den Schülern einen Begriff geben von dem Außern der Schottenkönigin in ihren verschiedenen Lebensaltern, von ihrem Palast Holyrood, ihrem Gefängnis Lochleven u. Die Übersetzung macht beim Lesen den Eindruck eines Originals.

Flensburg.

E. Wasserzieher.

Auf Schröders Faustausgabe, von der die dritte, durchaus revidierte Auflage vorliegt (Leipzig, Reissland), sei hier nur empfehlend hingewiesen. Wer Faust mit Kommentar lesen will — und einmal muß ihn jeder durchgearbeitet haben — greife zu dieser Ausgabe: Sie zeichnet sich auch durch gute Ausstattung und Handlichkeit aus.

Flensburg.

E. Wasserzieher.

Förg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer.

Unter den neuen Romanschriftstellern nimmt C. F. Meyer eine bedeutende Stellung ein. — Wir haben hier nicht die Absicht darüber zu streiten, welche Art der Romane die beste sei; wir wollen nur bemerken,



daß die sogenannten historischen Romane bei uns sehr beliebt sind. Dafür sprechen die zahlreichen Auflagen, welche G. Freytags *Ahnen*, Georg Ebers und Felix Dahns Romane erlebt haben.

Um nun den Standpunkt zu bezeichnen, auf den wir bei der Besprechung des vorliegenden Romans uns zu stellen gedenken, wollen wir dafür auf ein Werk G. Freytags, auf seine Technik des Dramas, verweisen. Dort spricht er die Ansicht aus, daß es nicht gut sei, wenn der Dichter eines historischen Dramas die Hauptpersonen ganz anders schildere, als sie die beglaubigte Geschichte kenne. Dadurch wird in dem Leser ein nicht angenehmer Zwiespalt der Anschauungen erweckt, denn ein und dieselbe Person erscheint ihm in doppelter Gestalt, und das läßt dann widerstreitende Gefühle entstehen. So ist z. B. Schillers *Don Carlos* ein so ganz anderer als der historische, daß sie gar nicht mit einander verglichen werden können. Ich berufe mich nun auf die Erfahrung der Leser! War es uns angenehm den historischen *Don Carlos* kennen zu lernen, nachdem wir für den Schillerschen geschwärmt hatten? — Doch genug; ich stimme also G. Freytag bei. — Zum Lobe Meyers muß ich von vornherein bemerken, daß er gegen diese Forderung Freytags nicht verstößt.

Zunächst beschreibt E. F. Meyer die Lokalitäten einfach und klar. So führt er uns vom Julierpaß herunter ins Engadin; wir bewundern mit dem Wanderer die herrliche Alpennatur im blendenden Sonnenlicht und im Wettergraus, ziehen dann mit ihm zu den üppigen Fluren des Bästlein in die weinumrankten Häuser und in die sumpfige Niederungsebene der Abda, wo die spanische Festung Fuentes den Weg über die Senkung sperrt, die vom Comersee in das Rheinthal führt und die beiden Teile der Alpen trennt. Mit ein paar kurzen Bemerkungen macht der Schriftsteller es klar, daß die Bündner, welche diese Senkung und damit die Hauptwege quer durch die Alpen beherrschten, für die kriegsführenden Parteien in jenem gewaltigen 30jährigen Kampfe von hoher Bedeutung waren. Die Spanier, welche Mailand besaßen, mußten diese Wege benutzen, um mit ihren Habsburgischen Vettern in Tirol in Verbindung zu treten und Venetianer und Franzosen mußten alles daran setzen, um dies zu verhindern.

Auch Venedigs wunderfame Lagunentwelt lernen wir ebenso kennen wie den Zürchersee, wir erfreuen uns an den Palästen Venedigs und fühlen uns wohl in den Patrizierhäusern Churs und in den Schulstuben Zürichs. Alles stimmt harmonisch zu einander: die Lokalitäten und die Menschen, die in ihnen leben. In jener Lagunenstadt finden wir die feinen venetianischen Nobili, weitschauend in ihrer Politik, Kenner der Menschen und rücksichtslos das Beste ihres Staates wahrnehmend. Der

mailändische Statthalter Serbelloni ist ein Spanier und Italiener zugleich und demnach fein, hinterhältig und übermäßig stolz. Und die Bündner! Bald sind sie feurig und rasch, wie der Balteliner Rotwein, pfflig wie die Welschen und dann wieder treuherzig wie die Deutschen; ein richtiges Übergangsvolk. Daher sind sie zum Teil katholisch zum Teil reformiert, auf sie wirken katholische Priester ein und ebenso die reformierten Präbikanten. Diese stützen sich wesentlich auf Zürich, auf das Musterbild eines geordneten kleinen Staates, in dem man mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und ehrenfesten Pedanterie, während rings Unruhen toben, ein tüchtiges Regiment am Ruder findet.

Da ist Herr Waser zu Hause, der sehr bekannte und berühmte Bürgermeister dieser Stadt, den der Verfasser in die nächste Verbindung mit Jörg Jenatsch gebracht hat. Zwar können wir nicht nachweisen, daß Jenatsch mit Waser so eng verbunden gewesen ist, wie das der Dichter angiebt, aber seine Darstellung widerspricht durchaus nicht der Lage der Verhältnisse, sondern stellt sie in ein noch klareres Licht. Wie Waser die Züricher, so repräsentiert der Ritter Sprecher v. Bernegg die Bürger von Chur. Diesen Geschichtschreiber der Bündner Wirren läßt der Dichter in die engste Verbindung mit Waser treten.

Nun zur Hauptperson: Jörg Jenatsch ist in Zürich auf der Schule gewesen und hat dort mit manchen Bündnern, namentlich mit einigen Herrn v. Salis sehr innige Beziehungen gehabt. Aber weder hat er Waser nahe gestanden, noch der Lucretia Planta. Jedoch ist alles, was der Dichter darüber berichtet, so fein und so wundervoll in einander gewebt, daß es die Entwicklung nur spannender und farbenreicher gestaltet. — Mit allen anderen Hauptpersonen ist Jenatsch in Verbindung gewesen.

Alle Einzelheiten des Romans kann ich selbstverständlich hier nicht anführen und daraufhin prüfen, ob sie mit der Geschichte übereinstimmen oder nicht; ich kann nur versichern, daß, wo der Dichter von der beglaubigten Geschichte abweicht, dies nur so geschieht, daß entweder um so voller dann der historische Hintergrund in Farbenpracht erglöhrt oder ein Charakter desto schärfer heraustritt. — Es sei ein Vergleich gestattet! Wer weiß nicht, daß die Scene im Don Carlos, in welcher Medina-Sidonia dem Könige den Untergang der Armada meldet, zwanzig Jahre später zu setzen ist als die übrige Handlung des Werkes. Und doch möchte sie niemand missen, da sie nicht nur nicht störend wirkt, sondern zur Charakterzeichnung Philipps notwendig ist. Es wäre zu verwundern, wenn dieser Bündnerische Wallenstein nicht sollte Biographen gefunden haben. Dies ist denn auch der Fall gewesen. Die letzte Arbeit über diesen Mann, die uns vorliegt, ist unter dem Titel: Georg Jenatsch. Ein Beitrag zur Geschichte der Bündner Wirren von Dr. Ernst Hafner.

Davos. Richter 1894, erschienen. Es ist das eine fleißige und sorgsame Studie, über deren historischen Wert wir anderweitig berichten; hier wollen wir nur das Sprachliche betrachten. In den Mitteilungen aus der historischen Litteratur von F. Hirsch habe ich seit einer Reihe von Jahren die sehr fleißigen historischen Arbeiten der Schweizer Gelehrten besprochen und oft Gelegenheit gehabt, auf die Eigenheiten des Schweizer Dialektes hinzuweisen. Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß alle diese Abweichungen von dem gebräuchlichen Schriftdeutsch dem Genius der Sprache ganz fremd wären, aber sie sind uns zur Zeit fremdartig und hier und da unverständlich. So heißt es S. 9: „Verarbeitung des vorwürfigen Materials“ statt „vorliegenden“ anklingend an die philosophischen Ausdrücke: subjectum und objectum. S. 10. „Die Benutzung einer bisanhin nur lüdenhaft benutzten Handschrift.“

Es fällt weniger in Betracht. Es scheint, als sei diese Phrase aus zwei anderen entstanden, nämlich aus: es fällt in die Augen und kommt in Betracht. Ich wage nicht zu behaupten, daß jene Ausdrucksweise der Schriftsteller gegen den Genius moderner Sprache verstockt, glaube vielmehr, daß man ihn rechtfertigen kann; nur ist er nicht gebräuchlich.

S. 129 sie beschlügen meistens die österreichischen Herrschaftsrechte in Unterengadin statt betrafen.

S. 135 und mehrmals: verunmöglichte.

S. 141 sie weber als Niedergelassene noch als Aufenthalter zu bulden.

S. 236 er verdankte sich für etwas statt „er bedankte“.

S. 278 und mehrfach: er anerbote sich.

S. 267 die bisher im Felde gestandenen Truppen.

S. 293 nur erraten, nicht vollkommen verstanden habe ich folgenden Satz: Sie versprachen 20000 Dukaten zu bezahlen, nachdem durch Art. 11 und 12 der spanischen Krone schon der Unterhalt der ersten 20. Mannschaft überbunden waren und ebenso weiß ich nicht recht, was das heißt: S. 302 ein Veitag war gehalten. Ich schließe nur aus dem Zusammenhange, daß unter „Veitag“ eine kleinere Versammlung neben einer größeren zu verstehen ist.

Berlin.

R. Foh.

Bernhard Schulz, Geh. Regierungs- und Schulrat, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. 10. vermehrte und verbesserte Auflage. Erste Abteilung. Für die unteren Klassen. 567 S. Zweite Abteilung. Für die mittleren Klassen. 972 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895.

Eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen für den gesamten Unterricht ist die Lesebuchfrage. Bis auf Ph. Wadernagel und Fiedle

waren unsere Lesebücher zum größten Teil kritiklose Sammlungen platter, für die Kinder zurecht gemachter Aufsätzchen und Gedichtchen, langweiliger Sprachmusterstücke, öder Beschreibungen und moralisirender Erzählungen, sodas die Seele des Kindes bei der Lektüre solcher Lesestücke zusammen-trocknete und Herz, Phantasie und Geist nirgends ihre Schwingen regen konnten. Seit Ph. Wadernagels und Hiedes epochemachenden Arbeiten ist es endlich weit besser geworden, wenn auch die Meinungen, was zu einem guten Lesebuch gehöre, natürlich noch weit auseinandergehen. Wer ein Lesebuch herausgibt, hat eine dreifache Aufgabe zu lösen: eine pädagogische, eine ästhetische und eine philologische. Die pädagogische Aufgabe, die geistige und sittliche Entwicklung der Menschenseele, die Erziehung zu allem Schönen, Wahren und Guten, zu tiefreligiöser Gesinnung, zu edler Menschenliebe, zur innigen Hingabe an Heimat und Vaterland, zur Ehrfurcht vor Vater und Mutter und vor allen obrigkeitlichen Gewalten in Staat, Kirche und Schule, die sprachliche Ausbildung und die damit verbundene Entfaltung aller Geisteskräfte, des Verstandes so gut wie der Phantasie, des Wollens ebenso wie des Empfindens, kurz die Einpflanzung hoher und gewaltiger Ideale in die Kindesseele und die Entwicklung der Sprachfähigkeit und Sprachgewandtheit als des höchsten menschlichen Vermögens: das alles steht natürlich in erster Linie und ist ausschlaggebend für die Gestaltung des Lesebuches. Die ästhetische und philologische Aufgabe haben sich zweifellos der pädagogischen unterzuordnen. Alles, was die Kindesseele in ihrer Entwicklung hemmen, irre leiten oder schädigen kann, ist aufs strengste auszuschließen, mag es ästhetisch noch so schön oder philologisch noch so berechtigt sein. Die ästhetische Aufgabe besteht darin, das die Ausbildung des Geschmacks befördert wird; es kann eine Dichtung noch so schön und herrlich sein, wenn sie das Verständnis des Kindes vollkommen übersteigt, so muß sie von der betreffenden Stufe ausgeschlossen werden; denn die Geschmacksausbildung befördern kann sie nur dann, wenn sie an die Entwicklungsstufe der Kindesseele sich eng anschließt und das Kind allmählich einer höheren Stufe zuführt. Die Lesestücke und Gedichte müssen gleichsam dem Wachstum des kindlichen Geistes parallel laufen. Die philologische Aufgabe besteht in der Behandlung des Textes und der getreuen Wiedergabe der Quellen. Aber man ersieht schon aus dem Gesagten, das die pädagogische Aufgabe so beherrschend auftritt, das Textesänderungen häufig unbedingtes Erfordernis sind. Stellen, deren sprachliche Gestaltung im Original das Verständnis der betreffenden kindlichen Altersstufe weit übersteigt, müssen, wenn sonst das Stück wohlgeeignet ist, weggelassen oder leise und vorsichtig geändert werden. Denn das Kind haftet noch ganz und gar am Inhalt, fast noch gar nicht an der Form. Ebenso müssen sittlich oder philosophisch bedeut-

liche Stellen gestrichen werden. Je höher die Altersstufe aber, für die das Lesebuch bestimmt ist, um so weniger darf an den Originalen geändert werden, bis dann auf der Oberstufe die Schüler in das literarhistorische Lesebuch eingeführt werden, das natürlich die Texte mit vollkommener philologischer Genauigkeit zu geben hat. An Gedichten sollte aber schon auf der Unterstufe nichts geändert werden; es sind ja auch hier Änderungen nicht ganz ausgeschlossen, z. B. Auslassung von Strophen, wie in Bürgers Lied vom braven Mann, das in verkürzter Gestalt nur gewinnt u. ähnl., aber doch soll man hier der Form mit der höchsten Rücksicht gegenüberstehen und lieber ein Gedicht weglassen, ehe man sich zu einer Änderung entschließt.

Wenn wir nun ein Grundgesetz für die Auswahl aufstellen sollen, so kann es nur das sein: das Kind soll sich an den größten, gewaltigsten und erhabensten Mustern bilden, die wir besitzen; alles Kleinliche, Dürftige, Armselige, Mäckerne, Platte ist demnach aus einem Lesebuche mit größter Strenge auszuschließen. Leider wird diese Forderung fast nirgends wirklich durchgeführt, und auch in dem vorliegenden Lesebuche, das im allgemeinen recht gehaltvoll ist, sind Stücke vorhanden, die in einer neuen Auflage unbedingt getilgt werden müssen. Hierher rechne ich alle Stücke, die nicht dem lebendigen Strome unserer Sprache und Litteratur entnommen sind, sondern lediglich für Zwecke des Sprachunterrichts oder zur Einprägung einer platten Moral verfaßt worden sind. Zu streichen, beziehentlich beim Gebrauche des vorliegenden Lesebuches nicht zu behandeln sind also: Nr. 8. Joachim Heinrich Campe, Von einer Stadt und einem Riesen; Nr. 37. Der junge Hahn, welcher frei sein will (aus dem deutschen Lesebuche von Auras und Gnerlich); Nr. 47. Christoph von Schmid, Der Dieb; Nr. 49. Die Duelle (aus Krögers Lesebuch); Nr. 50. Friedrich Adolph Krummacher, Der Kuhhirt; Nr. 55. Christoph von Schmid, Die Fliegen und die Spinnen; Nr. 57. Friedrich Adolph Krummacher, Die zwei Wanderer; Nr. 59. Krummacher, Der Stellvertreter; Nr. 60. Lorenz Kellner, Der Blitz; Nr. 62. Gözinger, Du sollst nicht stehlen; Nr. 64. Schwarz, Der Schatz im Acker; Nr. 67. Vormann, Gott verläßt die Seinen nicht; Nr. 68. Krummacher, Die Reue; Nr. 88. Spielet nicht mit dem Feuer; Nr. 100. Krummacher, Der traurige Sohn. Ebenso sind alle Beschreibungen (nicht alle Erzählungen) von Chr. Heyse, Krummacher, Falkmann, Rüsvert, W. Sommer, L. Kellner und Curtmann zu tilgen. Bei einigen anderen Stücken müßte wenigstens die aufdringliche Moral gestrichen werden, z. B. bei Nr. 40. Lorenz Kellner, Der Fuchs und der Hahn. In der für untere und mittlere Klassen bestimmten zweiten Abteilung sind zu streichen: Nr. 18. Krummacher, Der rohe Edelstein; Nr. 21. Campe, Die beiden Sonnen; Nr. 25. Krummacher,

Das Wunder; Nr. 29. Agnes Franz, Die beiden Raupen; Nr. 31. Krummacher, Der Horn der Genesung; Nr. 217. Ritzert, Was ruft uns der gestirnte Himmel zu? — Nr. 223. Benn, Der Sparsame und der Geizige; Nr. 236. Linnig, Schwert und Zunge; Nr. 237. Würlert, Wiege und Sarg; Nr. 238. Schröder, Das Leben eine Reise und ähnliche Musteraufsätze, die lediglich der Anfertigung von Stilübungen dienen, sind aufs strengste aus einem Lesebuche zu entfernen. Hier sind auch einzelne Gedichte zu beseitigen, die für die mittleren Klassen viel zu hoch sind, z. B. Nr. 462. Klopstock, Der Zürchersee; Nr. 463. Goethe, Grenzen der Menschheit; Nr. 484. Goethe, Das Göttliche; Nr. 537. Monolog Wallensteins u. a.

Nimmt man das, was wir als ungeeignet ausgeschieden sehen möchten, hinweg, so bleibt noch eine solche Fülle des Guten und Kraftvollen oder der betreffenden Altersstufe Entsprechenden übrig, daß das Lesebuch als wohlgeeignet für den Unterricht bezeichnet werden kann.

Eine Vergleichung der Texte mit den Quellen ergibt eine im allgemeinen gewissenhafte und sorgfältige Behandlung. So ist in Grimms Märchen von Frau Holle sogar die Stelle: „Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber“ unverkürzt gegeben, während der gesperrt gedruckte Zwischensatz in den meisten Lesebüchern fehlt, lediglich um die Stiefmütter zu schonen. Wir stimmen hier mit dem Herausgeber vollkommen überein; der Zwischensatz darf gar nicht fehlen, weil sonst niemand in der Welt einsehen könnte, warum die Mutter gerade die Häßliche und Faule vor der Schönen und Fleißigen bevorzugt habe. Um die Stiefmutter zu schonen, zieht man die Mutter herab. Ich dünke doch daraus, daß einmal eine Stiefmutter ihr Stiefkind hintenangeseht hat, könnte niemand einen berechtigten Schluß auf die Allgemeinheit machen. Ein Wort des Lehrers, daß es auch sehr gute Stiefmütter giebt, durch die sogar die sprichwörtliche Redensart: „Wir werden stiefmütterlich behandelt“ in ihrer Grundlage erschüttert wird, dürfte genügen, um die Kinder vor einer falschen Auffassung zu hüten. Die Grimmschen Märchen bedürfen wahrhaftig keiner Verfälschung, und wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er dazu seine Hand nicht geboten hat. Um so verwunderlicher ist die Änderung, die der Herausgeber in Rückerts Gedicht: „Som Baumlein, das andere Blätter hat gewollt“ vorgenommen hat. Hier ist die prächtige Schilderung Rückerts:

Aber wie es Abend ward,  
Ging der Jude durch den Wald  
Mit großem Sack und großem Bart,

in der man die Geldgier in gestaltungskräftiger Weise in der in unserer Volkanschauung so lebendigen Person eines alten langbärtigen Juden

mit dem Sack auf dem Rücken verkörpert sieht, in folgender Weise abgeändert:

Aber wie es Abend ward,  
Ging ein Kaufmann durch den Wald,  
Und wie er's Bäumllein gewahrt u. s. w.

Das ist doch so poesieflos, platt und nüchtern als möglich. Schon Fiedle hat sich in seinen „Gesammelten Aufsätzen zur deutschen Litteratur“ Hann. 1864, S. 48 entschieden für Beibehaltung des „Juden“ ausgesprochen und sogar bezweifelt, daß jüdische Schüler dadurch verletzt und den Bliden ihrer Mitschüler ausgesetzt würden. In der That kann ein geschickter Lehrer hier sehr viel dazu beitragen, daß jeder Anstoß vermieden wird, wenn er auch hier, wie oben bei der Stiefmutter, die Kinder von vornherein dazu anhält, poetische Gestalten nicht zu verallgemeinern. Jedenfalls mußte der Herausgeber das Gedicht weglassen, wenn er den Juden nicht beibehalten wollte, durfte aber nicht zu einer so grausamen Verstümmelung schreiten. Ich halte es für ganz und gar unbedenklich, den ursprünglichen Text beizubehalten, und habe das Gedicht unzählige Male im Beisein jüdischer Schüler lesen und deklamieren lassen, ohne daß es diese irgendwie verletzt hätte. Höchstens beim ersten Lesen geht ein Jude durch die Klasse wie ein leises inneres Aufschauen, mit Seitenblicken auf die jüdischen Mitschüler, aber das ist bei richtiger Erklärung in der Folgezeit ausgeschlossen.

Abgesehen von den von uns angeführten Mängeln ist jedoch das Lesebuch von Bernhard Schulz der Empfehlung würdig, und wir wünschen nur, daß der Herausgeber bei einer neuen Auflage unsere Wünsche berücksichtigen möge, da deren Erfüllung bei der großen Verbreitung des vorliegenden Buches unserer Jugend zu reicherer und freierer Entfaltung des Herzens und Geistes dienen wird.

Dresden.

Otto Lyon.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. 10. Auflage. 608 S. Zweiter Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Sekunda. Achte, verbesserte Auflage. 581 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894.

Auch das vorliegende Lesebuch bietet wie das von Schulz in verschiedenen Stücken kleinliche und geschmacklose Muster aus der Sprachfabrik bekannter Aufsatzlehren. Solche Stücke gehören nicht in ein Lesebuch, das nur solche Litteraturerzeugnisse bringen soll, deren Schöpfer lediglich an den in der Dichtung behandelten Gegenstand, nicht aber an einen Schulzweck gedacht haben. Im Lesebuch soll das frische Leben

in seiner ganzen Gesundheit und Pracht in die Schulstube treten. Und das Lesebuch soll jedem Kinde ein kostbarer Schatz, ein liebes Hausbuch werden. Daher hinaus mit allen den Beschreibungen, die auf S. 452—466 enthalten sind und meist Aufsätze von Bone, Hirschfeld, Tschache, Sommer, Curtmann enthalten; aus demselben Grunde müssen von den Beschreibungen die Nummern 23. Hirschfeld, Der Winter; 24. G. Tschache, Der Distelfink; 25. Tschache, Die Nachtigall; 29. Tschache, Die Sonnenblume; 30. Die Laubnessel; 32. Winter, Tanne und Eiche; 33. Ritfert und Wagner, Der Winter und das menschliche Alter, und ebenso der ganze Abschnitt Lesefrüchte (S. 483—505) wegfallen. Reflexionen über das Gelesene, Bearbeitungen und Erklärungen gehören nicht in ein Lesebuch. Auch die deutsche Sprachlehre, die hier als Anhang gegeben ist, gehört zweifellos nicht hinein und müßte bei einer neuen Auflage ausgeschieden werden. Abgesehen von diesen prinzipiellen Ausstellungen ist jedoch das Lesebuch seines übrigen vortrefflich gewählten Inhaltes wegen zu empfehlen. Deutsche Märchen und deutsche Sagen sind in reicher Fülle, nach den besten Quellen gegeben, und auch die übrigen Gebiete sind mit dem Besten versehen, was unsere Litteratur bietet. In dem Teile für Mittelklassen fehlen glücklicherweise alle Proben aus Stilübungsbüchern, doch bedarf hier der Abschnitt „Kritiken und Abhandlungen“ einer nochmaligen Durchsicht, da er in den Proben aus dem Laokoon, aus Herders kritischen Wäldern, aus Goethes, Schillers, A. W. v. Schlegels ästhetischen Erörterungen Gegenstände darbietet, die der Prima, niemals aber der Sekunda zuzuweisen sind. In der Auswahl aus den Gedichten ist solche Versteiegenheit glücklich vermieden. Immer sollen wir uns bewußt sein, daß wir im Unterricht gar nicht einfach und natürlich genug sein können. Hierin liegt der feste Grund, auf dem alle Erziehungs- und Unterrichtskunst ruhen muß. Von aller Reflexion ist unsere Jugend so fern als möglich zu halten; darum sei man selbst in Prima sparsam mit kritischen Probestücken. Wir haben in der Betrachtung des Schöpferischen die eigentliche Aufgabe des deutschen Unterrichts zu erblicken, um die Seelen unserer Jugend, die ohnehin heute durch zahlreiche Umstände mehr eingeengt und eingeschrumpft sind, als gut ist, aus der Enge in die Weite, aus der Niedrigkeit zur Höhe, zu freiem, frohem Fluge und Schwunge zu führen. In der Schule ist niemand so schädlich als der Pedant und Silbenstecher. Wir brauchen eine lebendige, übersäumende Jugend; denn allein ein brausender Most giebt später einen guten Wein. Besonnenheit darf nicht fehlen, aber Kritik und kritische Abhandlungen sind nur sparsam zu geben, in Mittelklassen jedenfalls noch gar nicht.

Im übrigen ist das Lesebuch von Sinnig herzhast und kräftig und bietet eine gesunde Kost für unsere Jugend. Auch der „Zude“ bei



Rückert ist ruhig stehen geblieben, mit einer vorbeugenden Anmerkung: „Zude steht hier allgemein für hausierender Handelsmann“. Die Texte sind im allgemeinen sorgfältig behandelt, und die Gestalt derselben wird selbst strengeren Anforderungen gerecht. So kann das Lesebuch von Sinnig, namentlich für preussische Schulen, auf die in der Auswahl der patriotischen Litteratur besonders Rücksicht genommen ist, bestens empfohlen werden.

Dresden.

Otto Syon.

### Kleine Mitteilungen.

Die Lehrmittelsammelstelle Petersdorf b. Trautenau in Böhmen hat nunmehr das 7. Vorrathsverzeichnis herausgegeben und verschiebt dasselbe gegen Einfindung einer gewöhnlichen ungebrauchten Briefmarke.

Vorteile, welche die Sammelstelle bringt, sind:

- a) Tausch nach allen Richtungen des Sammelwesens,
- b) billige Besorgung von Lehrmitteln und
- c) Unterstützung bedürftiger Schulen des In- und Auslandes.

Anfragen beantwortet der Vorstand: Gustav Sellmacher, Oberlehrer.

— Auf der letzten Seite dieses Heftes befindet sich ein Aufruf von Freunden und Schülern Rudolf Hilbrands, den wir der geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen. Wie schließen hieran die freudige Mitteilung, daß der preussische Kultusminister Dr. Hoffe durch Ministerialerlaß 100 Mark zum Hilbrand-Denkmal beige-steuert hat.

### Zeitschriften.

Vitteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 10. Oktober: Fritz Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher, besprochen von P. v. Bradke. — Ed. Sievers, Latian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar. 2. Ausgabe, besprochen von D. Behaghel (Sievers' vortreffliche Latianausgabe hat zwei wertvolle Umgestaltungen erfahren: die grammatische Einleitung umfaßt jetzt das gesamte Material in systematischer Darstellung, und das Glossar verzeichnet bei allen Wörtern sämtliche Belege ihres Vorkommens). — George A. Hench, Der althochdeutsche Pschor, besprochen von D. Behaghel. — Gisbert Freiherr von Binde, Gesammelte Aufsätze, besprochen von Max Koch (die ganze Sammlung des feinsinnigen, vielbelesenen und gefällig darstellenden Shakespearelenners können wir mit dankbarer Anerkennung begrüßen).

— Nr. 11. November: John Ries, Was ist Syntax? besprochen von D. Behaghel (Eine ungemein anregende Arbeit, der wir viele nachdenkliche Leser wünschen). — G. A. Wolff, Die halbe Bir, ein Schwanke Konrads von Würzburg, besprochen von D. Behaghel. — Karl Reichenberger, Des hundes nöt, besprochen von R. Sprenger. — Von deutscher Art und Kunst (Sauers Litteraturdenkmale 40. 41), besprochen von A. Leizmann. — Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens, besprochen von Adolf Socin.

- Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 12. Dezember. Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen, besprochen von Karl Groos. (Das Buch wird sich durch den interessanten Gegenstand und die anziehende Form der Darstellung viele Freunde erwerben.) — Hugo Gering, Die Edda, übersezt und erläutert; Karl Röhler, Nordische Heldensagen, aus dem Altsländischen übersezt; Heinrich v. Lenk, Vatnsdälasaga, d. i. die Geschichte der Bewohner des Vatnsdal (auf Island) um 890—1010 n. Ch. Aus dem Altsländischen zum ersten Male übersezt, besprochen von B. Kahle. — Joseph Seemüller, Ottolars österreichische Reichchronik, besprochen von D. Behaghel. — Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Im Auftrage der Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Ausgabe, besprochen von W. Walther. — Louis G. Wysocki, Andreas Gryphius et la Tragédie Allemande au XVII<sup>e</sup> siècle, besprochen von Max Koch (Eine auch nur annähernd so eingehende Arbeit über Gryphius, wie W. sie in seinem trotz vieler Irrtümer thätigen Buche bietet, ist in deutscher Sprache nicht vorhanden).
- Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 4: Schröder, Ein neues Bruchstück der Nibelungenhandschrift K. — Girt, Der ab. Reimvers und sein Verhältnis zur Alliterationspoesie. — Meißner, Zur isländischen Heltorsage. — Schönbach, Disfridstudien II. — Schaus, Das Kloster der Winne. — Seemüller, Das Münchener Bruchstück der österreichischen Reichchronik.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 3. E. Bachmann, Dresdener Bruchstücke der Christherren-Chronik. — R. Sprenger, Zum Redentiner Osterpiel. — A. Hauffen, Die Duellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein. — A. Kopp, Gedichte von Günther und Sperontes im Volksgefang. — F. Pawel, Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim. — M. Koebiger, Zum Reichthum Priester Johannis. — D. Brenner, Erdison. — R. Sprenger, Zu Hebbels Trauerspiel Agnes Bernauer. — L. Fränkel, Zeitschriften für R. Hilbrand. — R. Sprenger, Zu Ottolars Reichchronik. — A. Hauffen, Kalitüt.
- Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. VII, 5. und 6. G. Steinhäusen, Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit. — W. Freiherr von Biedermann, Goethe und das Schrifttum Chinas. — R. Drescher, Hans Sachs und Boccaccio. I. — R. Weckstein †, Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustum. — E. Goetze, Hans Sachsens Gemerl-Büchlein. — F. Volte, Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede. — R. von Reinhardt Koettner, Zu Johannes Paulis „Schimpf und Ernst“. — A. Strausz, Die deutsche Litteratur in Bulgarien. — E. M. Prem, Ein Besuch von Friz v. Stein bei Uj.
- Altemannia 22, 2: E. H. Meyer, Babilische Volkskunde. — F. Kluge, Tagwahlen und Segen. — P. Joachimson, Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im 15. Jahrhundert. — F. Volte, Sechs Meisterlieder Georg Hagers. — B. Stehle, F. Fabricius Montanus, verdeutschet von Th. Vulpinus. — F. Pfaff, Topographisches Wörterbuch des Großh. Baden. I. Bearbeitet von Krieger. — F. Pfaff, Heinrich Hansjakob, Schneeballen. — F. Pfaff, Zur Volkskunde. — 3: H. Mayer, Die Universität zu Freiburg i. B. in den Jahren 1818—1852. (Schluß.) Zweiter Hauptteil. — B. Stehle, Nachtwächterslieder aus dem Elsaß. — A. Holder, Die mund-

artliche Dichtung im Ries. — E. Heyd, Neuigkeiten aus Jürich. — D. Heilig, Ortsniederlein und Schilbbürgergeschichten aus dem Elsenz-, Neckar-, Pfingzgau und Engtal. — G. von Terey, Ein wiederbefundenes Altarwerk Hans Baldungs. — A. Holder, Wolfgang Goltzer, Geschichte der deutschen Litteratur. — A. Holder, Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, herausgegeben von D. Bremer. — F. Pfaff, B. Kosmann, Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald.

Euphorion I, 3: R. Hebler, Die Hamletfrage. — B. Seuffert, Wielands höfische Dichtungen. — R. Steig, Herbers Verhältnis zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten. — Frij von Jan, Ein Modell zu Goethes Stella. — J. Minor, Zu Heinrich von Kleist. — H. Klümner, Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck. — S. Kleemann, Zur Geschichte der Robinsonaden. — A. von Weilen, Zu Goethes Laune des Verliebten. — J. Minor, Ein Gegenstück zu Rahomeds Gesang. — Derf., Zu Faust II.; Zum Heidenröcklein. — Derf., Der Falke. — Derf., Die 2. Aufführung von Kabale und Liebe in Frankfurt a. M. — Fr. Jonas, Aus Briefen von Dorothea Veit an Schleiermacher.

— I, 4: Seuffert, Wielands höfische Dichtungen (Schluß). — Kopp, Bibliogr.-krit. Studien über Joh. Chr. Günther. — W. Creizenach, Alliteration in Klopstocks Messias. — Vauchert, Die Anschauungen Herbers über den Ursprung der Sprache. — Klümner, Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck. — Volte, Ein Meistersied von Dr. Faust. — Pawel, Ein ungedruckter Brief Nabeners an Gleim. — Fund, Glucks zweimaliges Zusammentreffen mit Klopstock am Hofe Karl Friedrichs von Baden 1774 und 1776. — Es giebt für den Kammerdiener keinen Helden. — Bschommler, Erinnerungen an Julius Moser.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. II, 1: Karl von Hierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1691. Von F. v. Krones, Professor an der Universität Graz. — Die Faustsage nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Von Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. — Zur Geschichte der Uniform in Deutschland. Von Georg Liebe, Archivassistent in Magdeburg. — Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. Von Otto Nieber, Reichsarchivassessor in München. — Miscellen. Von Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. — Mitteilungen und Notizen: Die Lehrer und die Kulturgeschichte. — Der Königsfuß von Dachsbur. — Neue Zeitschriftenaufsätze. — Besprechungen: Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters (Georg Liebe). — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VI (G. Steinhausen). — Pappritz, Ulrich von Hutten (H. Detmer). — Eckart, Niedersächsische Sprachdenkmäler (Richard M. Meyer). — Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter (Richard M. Meyer). — Crampe, Philopatris (E. von Dobschütz).

Neue Jahrbücher für Philosophie und Pädagogik 1896, 1: W. Gilbert, Kritische Erörterungen zu Goethes Faust.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1896, 1: Julius Sahr, Zum Gedächtnis Rudolf Hildebrands. — Ernst Muellenbach, Fremdwörter und Kernwörter bei Musäus.

Der praktische Schulmann 44, 1: Albert Richter, Rudolf Hildebrand. (Mit dem Bildnisse R. Hildebrands.)

- Lehrer-Zeitung für Westfalen, der Rheinprovinz und der Nachbargebiete 11,41: E. Gieseking, Das Fremdwörterunwesen. Ein Mahnruf an alle Freunde der deutschen Muttersprache.
- Euphorien 2,1: August Brunner, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule.
- Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Organ des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens, sowie des Vereins sächsischer Realschullehrer, herausgegeben von G. Holzmüller und Karl Köhler (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig). 6, 3 und 4. — H. Kayser, Allgemeine Ziele und Aufgaben des Unterrichts, namentlich auf der Realschule.
- Die Grenzboten 53,14: E. Muelkenbach, Demoselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein.
- A. Schullerus, Volkstum und vollstämmliche Erziehung. (Verhandlungen des Siebenbürgener Lehrertages, S. 30—56)
- Edmund Goetze, Die Handschriften des Hans Sachs, Sonderabzug aus den Hans Sachs-Forschungen, Festschrift zur 400. Geburtsfeier des Dichters. Nürnberg 1894.
- Blätter für Pommersche Volkskunde, herausgegeben von D. Knoop und A. Haas III, 3. und 4.: A. Haas, Pommersche Rauchhäuser. — Richtigswerter im Altertumsmuseum zu Stettin. — Das Webdelbier. — D. Knoop, Neue Volksfagen aus Pommern. — Schwant und Streich aus Pommern. — A. Brunk, Pommersche Volksträfel. — Penase, Volkstümliches über die Schnecke. — Pommersche Flurnamen. — Pommersche Geschlechtsfagen. — Pommersche Märchen. — Volksfagen. — Sprachliche Mitteilungen. — Der Bauer im pommerschen Sprichwort. — Vornamen in Pommern.
- Neue Bahnen, 5,11: H. Kasten, Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Mit einem Bildnisse Dörpfelds. (Ein mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführtes Lebensbild des ausgezeichneten Schulmannes)
- Die Mädchenschule 7, S. 136: Karl Hessel, Über die Pflege eines guten Vortrags für Poesie und Prosa.
- Rud. Goette, Liebesleben und Liebesdichtung des deutschen Mittelalters. Sonderabdruck aus Steinhausens Zeitschrift für Kultur-Geschichte. I, S. 426—466.
- Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen 14,2: H. Stöckel, Orthographie und Schulreform.
- Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins VI: Friedrich Kluge, Über die Entstehung unserer Schriftsprache. — D. Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. — G. Amstel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

### Neu erschienene Bücher.

- Henri Lichtenberger, Histoire de la Langue Allemande. Paris, A. Laisney 1895. 477 S.
- A. Girot, Goethe et Schiller, Poésies lyriques suivies d'un choix de Ballades Allemandes. Paris, Paul Dupont 1895. 202 S.
- Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismard 1848—1894. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1895. 358 S.
- Horst Kohl, Bismard-Jahrbuch. Erster Band. Berlin, D. Haring 1894. 516 S. Pr. M. 10.

- Wolfgang Kirchbach, Gordon Pascha, ein Zeitdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierjon 1895. 118 S. Pr. M. 1,50.
- H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Emil Felber 1894. 271 S.
- Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg, Conrad Klopß 1895. 319 S. Pr. M. 5.
- Ludwig Hochhuth, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Wiesbaden, Elemente der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde im deutschen Unterricht. Im Anschluß an Chr. Muffs Neubearbeitung von Hopf und Paulsties Lesebüchern für die Klassen Sexta bis Quarta. Berlin, Grote 1894. 56 S.
- Joseph Baders, Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Für den ersten Geschichtsunterricht. Münster, Aschendorff 1894. 96 S. Pr. M. 1.
- Edmund Goetze, Hans Sachs. Festrede bei der am 5. November 1894 von der Stadt Nürnberg im Rathhause veranstalteten Feier. Nürnberg, Joh. Phil. Kraw 1894. 23 S. Pr. M. 0,50.
- A. L. Stiefel, Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben. Nürnberg, Joh. Phil. Kraw 1894. 471 S.
- S. Reide, Schillers Ilias, ein Beleg für die Wechselwirkung zwischen Poesie und Philologie. Sonderabdruck aus dem Göttersloher Jahrbuch 1895.
- August Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges. Festgabe zum Hans-Sachs-Jubiläum. München, Christian Kaiser 1894. 106 S.
- Heinrich Wolgast, Über Wiberbuch und Illustration. Hamburg, Conrad Klopß. 1894. 22 S. Pr. M. 0,40.
- Karl Haehnel, Goethes Faust im Gymnasialunterricht. Programm des Staats-Obergymnasiums zu Leitmeritz 1894. 31 S.
- Friedrich Seiler, Die Heimat der Indogermanen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (J. F. Richter) (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). 36 S. Pr. M. 0,80.
- Hans Sommert, Grundzüge der deutschen Poetik. 5. Aufl. Wien, Hermann und Altmann. 103 S. Pr. M. 1,60.
- Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von den Fachlehrern für deutsche Sprache an der Kgl. Kreisrealschule in München: Nabel, Micheler, Nägerl, Reidelbach, Roth, Schöttl, Schultheiß, Stöckel. III. Teil. 2. Aufl. München, Edward Böhl 1894. 604 S.
- Georg Heydner, Lesebuch für das zweite Schuljahr. VIII, 123 S.; Lesebuch für das dritte Schuljahr VIII, 140 S. Nürnberg, Friedr. Korn 1895.
- M. Evers, Schillers Jungfrau von Orleans. Schulausgabe. 173 S. (Meisterwerke der deutschen Litteratur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten herausgegeben von R. Holdermann, Ludwig Sevin, M. Evers, B. Uellner. Berlin, Neuther und Reichard 1895. Pr. geb. M. 0,75.
- Freytags Schulausgaben: Wilhelm Swoboda, Shakespeare, Coriolanus. Leipzig, O. Freytag. 143 S. Pr. geb. M. 0,70. — Rudolf Reichel, Herders Eid. 181 S. Pr. geb. M. 0,80.
- August Zimmermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Hannover und Leipzig, Hahn 1895. 95 S.

Im Kreise der Freunde und Schüler von

## Rudolf Hildebrand

ist der Wunsch lebendig geworden, dem hochverdienten Manne da, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat, auf dem Johannisfriedhof in Leipzig, ein schlichtes Denkmal zu errichten.

Die Unterzeichneten wenden sich daher an alle Verehrer des Geschiedenen, denen die Ausführung dieses Gedankens gleichfalls am Herzen liegt, mit der Bitte, Geldbeiträge an den mitunterzeichneten Herrn Johannes Biegler, in Firma **F. Volkmar, Leipzig, Hospitalstraße 10**, durch die Post einzusenden.

Leipzig, im Dezember 1894.

**G. Berlit**, Gymnasialoberlehrer, Leipzig.

**Dr. R. Burdach**, Professor an der Universität Halle a. S.

**Dr. P. Lyon**, Realgymnasialoberlehrer, Dresden.

**Dr. E. Stevers**, Professor an der Universität Leipzig.

**Dr. J. Baunack**, Gymnasialoberlehrer, Leipzig. **Professor Dr. F. Bsch**, Gymnasialoberlehrer a. D., Leipz. **Dr. R. Beer**, Gymnasialoberlehrer, Leipzig. **Dr. W. Braune**, Professor an der Universität Heidelberg. **Rudolf Brochhaus**, Verlagsbuchhändler, Leipzig. **Dr. K. Brugmann**, Professor an der Universität Leipzig. **Geh. Regierungsrat Dr. E. Dümmler**, Vorsitzender der Centraldirektion der Monumenta Germaniae, Berlin. **Dr. E. Eiser**, Professor an der Universität Leipzig. **Geh. Kirchenrat Domherr D. th. Friede**, Professor an der Universität Leipzig. **Geh. Regierungsrat Dr. F. Grimm**, Professor an der Universität Berlin. **Geh. Ober-Regierungsrat Dr. E. Höpfner**, Kurator der Universität Göttingen. **Professor Dr. O. Jäger**, Gymnasialdirektor, Köln a. Rh. **Oberstlieutenant a. D. Dr. M. Jähns**, Vorsitzender des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Berlin. **Professor Dr. E. Jungmann**, Rektor der Thomasschule, Leipzig. **Professor Dr. Gotthold Klee**, Gymnasialoberlehrer, Waagen. **Dr. R. Kögel**, Professor an der Universität Basel. **Dr. M. Lange**, Gymnasialoberlehrer, Dresden. **Dr. A. Laffon**, Professor an der Universität und Gymnasialoberlehrer, Berlin. **Dr. A. Matthias**, Gymnasialdirektor, Düsseldorf. **D. th. P. Mehlhorn**, Pastor, Leipzig. **Dr. E. Mogl**, Professor an der Universität und Oberlehrer am Realgymnasium, Leipzig. **Kaspar Noosbrugger**, R. R. Adjunkt a. D., Rüzibers bei Bludenz. **Dr. Max Niemeyer**, Verlagsbuchhändler, Halle a. S. **Dr. F. Paulsen**, Professor an der Universität Berlin. **Dr. R. Reissenberger**, Oberrealschuldirektor, Bielitz. **Albert Richter**, Schuldirektor, Leipzig. **Dr. R. Richter**, Rektor des Kgl. Gymnasiums und Professor an der Universität Leipzig. **Dr. Max Rieger**, Darmstadt. **Dr. G. Roethe**, Professor an der Universität Göttingen. **Dr. Jul. Sahr**, Oberlehrer am Kgl. sächs. Kadetten-corps. **Dr. E. Schmidt**, Professor an der Universität Berlin. **Dr. J. Schmidt**, Professor an der Universität Berlin. **Professor Dr. D. Schroeder**, Berlin. **Dr. A. Schullerus**, Seminarlehrer, Hermannstadt. **Dr. J. Seemüller**, Professor an der Universität Innsbruck. **Geh. Hofrat Dr. jur. und D. th. R. Sohm**, Professor an der Universität Leipzig. **Professor Dr. B. Suphan**, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar. **B. G. Teubner**, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. **Geh. Regierungsrat Dr. R. Weinholt**, Professor an der Universität Berlin. **Dr. R. W. Werner**, Professor an der Universität Lemberg. **Geh. Regierungsrat Dr. W. Wilmanns**, Professor an der Universität Bonn. **Geh. Hofrat Dr. J. Wislicenus**, Professor an der Universität Leipzig. **Dr. W. Windisch**, Professor an der Universität Leipzig. **Professor Dr. E. Woerner**, Konrektor, Leipzig. **Dr. G. Wustmann**, Oberbibliothekar, Leipzig. **Johannes Biegler**, Buchhändler, Leipzig.

Für die Zeitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon**. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: **Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Guplowstraße 24 II.**

## Das Verb „lassen“ bei Luther und Goethe.

Von Ernst Göttinger in St. Gallen.

Das Verb lassen ist ein gemeinermanisches Wort. Daß es unter die ältesten Bürger der verbalen Sprachgemeinde zählt, bezeugt schon seine ablautende Bildung: lasse, ließ, gelassen. Nicht schon im Gotischen, aber doch früh hat es verkürzte Formen angenommen und zwar meist im Anschluß und in Nachahmung der beiden Verben stehen und gehen. So lautet, analog den Infinitiven stān und lān, unser lassen schon früh lān oder lōn:

ē ich mein buolen wolt faren lān,  
ē wolt ich mit ir ins elend gān.

oder

nach wirt, ich will dich bitten schön,  
dass du mich wöllest reiten lōn.

Oberdeutsche Mundarten stellen deshalb die drei genannten Verben in eine Reibensart zusammen: stō, gō und blibe lō oder staū, gaū und bleibe laū. Analog den Präsensformen von gehen und stehen: ich stand, du stōst, er stōt, wir stōnd, ir stōnd, si stōnd; ich gang, du gōst, er gōt, wir gönd, ir gönd, si gönd, heißt es bei lassen: ich lō, du löst, er lōt, wir lönd, ir lönd, si lönd oder ähnlich.

Seiner Bedeutung gemäß ist lassen ein altes, altes Menschenwort, das aber schon früh in die gesamte übrige Vorstellungswelt einbezogen wurde: Steine, Lüfte, Töne, Empfindungen, Pflanzen, Tiere, die Gottheit, von allen diesen Begriffen kann unter Umständen ausgesagt werden, daß sie lassen. Und nun gar beim Menschen, welche menschliche Thätigkeit, Bewegung, welches Arbeitsgebiet, sei es des gesamten Körpers oder seiner einzelnen Organe, oder der Seele, wäre denkbar, das nicht ein Lassen in sich begriffe? Wo das Halten, das Behalten, das Zurückhalten aufhört, da fängt das Lassen an: die Hand läßt, was sie gehalten hat, der Fuß, der Mund, die Fahne, das Herz, die Mutter, das Kind, der Vater, der Freund, der Landmann, der Krieger, der Jäger, der Kaufmann, jeder Arbeiter, der erste Mensch bis zum letzten Menschen, alles, alles Dasein erfährt täglich, stündlich die Bewegung des Lassens.

Claudius, als Herder von ihm verlangte, er möge doch endlich Nachricht von seinem Thun und Lassen geben, antwortete in seiner kurzen Art: „ich thue nichts und lasse alles“. Andere thun mehr als der Wandsbeder Bote, ja sie thun viel, aber alle lassen auch viel.

Die ursprüngliche Bedeutung des Lassens ist offenbar eine konkrete. Sie modifiziert und verstärkt sich durch nahezu sämtliche in unserer Sprache überhaupt verwendete Partikeln: belassen, erlassen, verlassen, zerlassen, entlassen, durchlassen, unterlassen, überlassen, hinterlassen, ablassen, anlassen, auflassen, auslassen, einlassen, nachlassen, niederlassen, zulassen, zurücklassen, lauter Verben, die in unserm natürlichen Dasein eine große Rolle spielen und die uns alle persönlich eng angehen. Aber viel häufiger noch ist die Verwendung des Wortes in einer abgeschwächten Bedeutung, in der der ursprüngliche Begriff des Nichthaltens, Loslassens nur noch leise anklingt. Dieses lassen knüpft sich an einen Infinitiv: gehen lassen, stehen lassen, fahren lassen, wachen lassen, reden lassen; das Subjekt, von dem dieses lassen ausgeht, ist immer ein persönliches, das die Thätigkeit des Infinitivs gestattet oder nicht gestattet, daher dieses infinitivische Lassen ganz besonders in der persönlichen Rede, im Verkehr zwischen den Menschen, zwischen Vater und Sohn, Käufer und Verkäufer, Freund und Freund, Freund und Feind, überhaupt zwischen dir und mir, zwischen jenem und diesem lebendig ist: ich lasse dich gehen, du läßt mich leben, wir lassen euch bauen. Dabei spielen die Frage-, die Befehls- und ähnliche Formen ihre Rolle: Läßt du mich? laß mich! laßt euch! laffet uns!

In dieser abgeschwächten Verwendung erinnert unser Verb an die sogenannten Hilfszeitwörter des Modus: wollen, sollen, können, mögen, dürfen, müssen, die auch nur selten eine Thätigkeit für sich, sondern meist eine seelische Beziehung des Subjekts zur Thätigkeit bezeichnen.

Die kaum auszuschöpfende Verwendung des Zeitworts lassen spiegelt sich denn auch in dem Umstande, daß unser Verb, und zwar von den Partikelzusammensetzungen abgesehen, in der Lutherschen Bibel in Bezug auf die Häufigkeit seines Vorkommens unter sämtlichen Verben die siebente Stelle einnimmt. Voran geht kommen, das etwa 1300 Mal auftritt, dann thun, sehen, sagen, wollen und gehen. Dann lassen mit etwa 900 Zeugnissen, wobei es sich recht naiv ausnimmt, wenn der weiland Magister Büchner, sonst ein Mann, der nicht auf den Kopf gefallen war, in seiner Bibelfonkordanz nur zu berichten weiß, lassen werde 1. von Gott, 2. von Jakob und 3. von Sünden gesagt.

Doch würden wir uns sehr täuschen, wenn wir aus dem häufigen Vorkommen unseres Wortes in der Lutherschen Übersetzung auf ein entsprechendes Zeitwort im Urtext schließen wollten; daß in den biblischen



Sprachen, dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen je ein bestimmtes Wort vorhanden sei, das sich in Bedeutung und Verwendung mit unserem lassen deckte, das ist nicht der Fall. In der stärkeren Bedeutung verwendet das Hebräische mehrere Verben, in der schwächeren Beziehung ist es nichts anderes als ein der hebräischen Sprache eigener Verbalmodus, den Luther mit lassen wiedergegeben hat. Ähnlich steht es im Griechischen und Lateinischen. Es giebt weder ein griechisches noch ein lateinisches Wort, das auch nur annähernd unserm lassen entspräche, und in vielen Fällen sind es bloß konjunktivische *Mobi*, die unser lassen veranlaßt haben. Es war also erst Luther, der die Bibelsprache mit diesem so weit verbreiteten Lassen bereicherte.

Und zwar gehört ihm dieses Verdienst nicht nur in Bezug auf die alten Bibelsprachen, sondern auch im Vergleich zu den vorlutherischen deutschen Übersetzungen. Daß unser Verb als gemeinermanisches schon im Gotischen vorkommt, ist schon erwähnt worden, *Ufilas* verwendet es viel und oft, aber immer noch lange nicht im Umfange der Lutherischen Sprache; ähnlich verhält es sich mit dem, was wir aus der altdeutschen Periode von Bibelübertragungen haben, und endlich erkennt man aus den deutschen Übersetzungen des 15. Jahrhunderts, die bekanntlich alle auf einen und denselben Text zurückgehen, wie eng auch hier noch das Gebiet des *lassens* gewesen ist. Dafür einige Zeugnisse. Wo Luther sagt: es lasse die erde aufgehen gras und kraut, da verdoemetst die ältere Bibel: die erde gebere (gebäre) grünent kraut. — Luther: lasset uns menschen machen, ein bild, das uns gleich sei; Vorluther.: wir wollen machen einen menschen zu unser bildnuss. — Luther: lass mich gnade vor deinen augen finden; Vorluther.: ich finde gnad. in deinem angesichte. — Luther: lass dich nicht gelüsten deines nächsten hauses; lass dich nicht gelüsten deines nächsten weibes; Vorluther.: nit begere das haus deines nechsten; nit begere seines weibes. Wo aber die stärkere Bedeutung zu ihrem Rechte kommt, da hat auch die vorlutherische Übersetzung ihr lassen, z. B. und er sprach: lass mich, wann die morgenröte ist jetzund aufgestigen. er antwort: ich lass dich nicht, dann du geseonest mich.

In der nachlutherischen Sprache erweist sich die Sprach- und Schreibweise Luthers in Bezug auf unser Verb namentlich in der Sprache des Gebetes, lassen ist recht eigentlich das deutsche Gebetsverb, sodann in derjenigen der Predigt, wo z. B. Herber noch in den Ideen sein von der Kanzel her gewohntes: laßt uns bedenken, laßt uns verweilen u. dergl. nicht verleugnet, und endlich in der Sprache des religiösen Liedes: Laß dich finden, laß dich finden, gib dich mir und nimm mich hin! Oder in folgender Strophe Neanders:

Wunderbarer König, Herrscher von uns allen,  
 laß dir unser Lob gefallen.  
 Deine Gnadenströme hast du lassen fließen,  
 ob wir schon dich oft verließen.  
 Hilf uns noch, stärk uns doch!  
 Laß die Zunge singen,  
 Laß die Stimm' erklingen.

So war also durch Luther unser lassen zum typischen Ausdruck des Abhängigkeitsgefühles des Menschen von Gott geworden. Für Goethe wurde das Wort zu einem typischen Ausdrucke des Abhängigkeitsgefühles des Menschen vom Menschen.

Die Entwicklung Goethes bewegt sich u. a. zwischen zwei deutlich erkennbaren Gegenätzen: entweder herrscht eine mehr sachliche, auf äußere Interessen und Aufgaben gestellte Richtung vor, oder eine mehr innerliche, leidende, abhängige. Es ist ein Wechsel vorhanden zwischen Spannung und Abspannung, zwischen energischem Handeln und Ausruhen, zwischen Beherrschung der objektiven Welt und Flucht ins Innere, zwischen Unabhängigkeit und Abhängigkeit, zwischen Freiheit und Dienst. Unmittelbar, nachdem Goethes Genius durch Herders persönlichen Einfluß zu lohender Flamme erweckt worden war, trat für mehrere Jahre jene erste Richtung in den Vordergrund. Man dürfte diese Periode in mehrfacher Beziehung die Helldenzeit Goethes nennen, denn einem Helden gleich hat er die tiefsten Menschheitsprobleme des Jahrhunderts, das Wiederaufwachen des nationalen Denkens und Fühlens, die Urnatur des menschlichen Gemütes, die Sehnsucht nach Natur in der geistigen Bildung des Menschen zur dichterischen Gestaltung gebracht; Helden sind es, die er in Götz, Faust, Prometheus, Mahomed, ja auch im Werther dargestellt hat, und Tüde seiner eigenen Helddenatur sind es, die sich in diesen Helden der Dichtung widerspiegeln.

Mit Goethes Eintritt in den Weimarer Kreis drängt sich eine mehr subjektive Richtung vor. Was der Dichter in den Frankfurter Sturm- und Drangjahre an eigener Bildung, Weltanschauung, Weltbeherrschung, Freiheit und Selbständigkeit gewonnen, galt es jetzt gegen beengende Einflüsse zu erhalten, sich selbst, seinen Frieden, seine Ruhe, den ganzen freien Wert des Lebens zu bewahren. An Stelle der andringenden energischen Kraft tritt Sorge, Einschränkung. Ganz besonders wird jetzt die Welt seines Innern durch einzelne Personen bedingt, und nicht bloß er selbst mißt sein Glück an der Hingebung und Teilnahme, die er an Charlotte von Stein findet: das ist überhaupt ein charakteristischer Zug der Weimarer Gesellschaft in dieser Periode, daß sie alle, die Glieder des fürstlichen Hauses, Anebel, Herder, die Herderin sich in engen abgeschlossenen Kreisen bewegen, an denen ihr Glück, ihre Sorge, ihre Ruhe und

Unruhe hängt. So kommt es, daß Goethe für Jahre hinaus nichts mehr veröffentlicht, seine meist lyrischen Dichtungen gehen bloß noch von Hand zu Hand. Das ist die Zeit, wo eines der beliebtesten Lösungswörter Goethes lautet: O laß mich! laß mich!

Es kommt freilich vereinzelt auch schon früher vor, aber nur einmal in bestimmender Weise, ganz am Anfang der Sturm- und Drangzeit. Man findet es in einem Briefe, den Goethe noch von Straßburg aus an den kurz vorher nach Büdaburg verreisten Herder, seinen Meister und Lehrer geschrieben hat. Es ist ein Bibelwort, das wir schon erwähnt haben. Im weiteren Zusammenhang lautet es folgendermaßen:

„Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ichs sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde . . . Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht. Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm darüber werden.“

Sonst aber spielt in den Dichtungen der Sturm- und Drangzeit das Verb lassen keine bedeutende Rolle, weder im Götz noch im Werther, noch im Faust noch in den kleineren Dichtungen. Und erst in der ersten Weimarer Zeit spiegelt sich das Abhängigkeitsgefühl, das für Goethe jetzt so bestimmend wurde, in zahlreichen Stellen wieder. Nicht, wie zu erwarten steht, vom ersten Augenblick an, sondern, wenn unsere Beobachtung uns nicht trügt, vom Jahr 1777 an. Von dieser Zeit an häufen sich in Goethes Briefen an die Frau von Stein die lassen, ohne daß sie hier besonders hervortreten, deutlicher in einer Tagebuchstelle vom November dieses Jahres:

„Heiliges Schicksal, du hast mir mein Haus gebaut und ausgestattet über mein Bitten, ich war vergnügt in meiner Armut unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mirs zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengekommen der Reinheit genießen. Amen ja und Amen winkt der erste Sonnenblick.“

Ähnlich wie der Dichter hier vermittelt des Wortes lassen eine Bitte an das Schicksal richtet, so geschieht es in zwei lyrischen Strophen dieser Zeit an die Sorge und an die Hoffnung. Der Sorge ruft er zu:

Rehre nicht in diesem Kreise  
Neu und immer neu zurück!  
Laß, o laß mir meine Weise,  
Gönn, o gönne mir mein Glück!  
Soll ich fliehen? Soll ichs fassen?  
Nun, gezweifelt ist genug.  
Willst du mich nicht glücklich lassen,  
Sorge, nun so mach mich klug.

Und an sein Glück, sein Schicksal richtet er die Worte:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,  
Hohes Glück, daß ichs vollende!  
Laß, o laß mich nicht ermatten!  
Nein, es sind nicht leere Träume:  
Jetzt nur Stangen diese Bäume  
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Das Gedicht „Ismenau“ beginnt damit, daß der Dichter, es war am 26. Geburtstag des Herzogs, sein liebes Thal, den Hain und die Berge von Ismenau begrüßt.

Wie lehrst ich oft mit wechselndem Gesichte,  
Erhabner Berg, an deinen Fuß zurüde!  
O laß mich heut an deinen sachten Höhen  
Ein jugendlich, ein neues Eben sehn . . .  
Laß mich vergessen, daß auch hier die Welt  
So manch Geschöpf in Erdesesseln hält.

Reicher natürlich fließt der Strom in den größeren Dichtungen dieser Zeit. Zuerst in Egmont, wobei die Goetheforschung freilich leider nicht mehr im einzelnen bestimmen kann, welche Stücke des Dramas noch aus der Frankfurter Zeit, welche aus der ersten Weimarer Zeit und welche aus Italien stammen. So viel aber ist gewiß, daß auch hier das Wort lassen in solchen Szenen prägnanter auftritt, wo ein starkes Abhängigkeitsgefühl zweier zusammengehörender Personen dargestellt ist. Dieses ist der Fall in jener zentralen Scene zwischen Egmont und Oranien, wo Oranien schließlich dem in seinen Augen verlorenen Egmont die Hand mit dem Worte faßt: Laß dich überreden! Geh mit! — Stärker aber in der Schlussscene des dritten Aktes. Da spricht Klärchen zu ihrem hohen Geliebten: Laß mich schweigen! Laß mich dich halten! Laß mich dir in die Augen sehen! — Und Egmont: O laß mich schweigen, wie es dem ergeht (er meint sich selbst), wie es dem zu mute ist. — Und Klärchen: So laß mich sterben. Die Welt hat keine Freuden als diese. — Und in der Scene, wo Ferdinand Egmont im Kerker aufgesucht hat, da spricht der Jüngling zu dem Freunde, den er erst in dessen Todesstunde kennen lernen durfte: Laß diese Leidenschaft rasen! Laß mich losgebunden klagen! O laß mich noch!

Am reichsten jedoch ist lassen in der Iphigenie vertreten, dem einzigen größeren Dichtwerke Goethes, das ganz aus dieser Periode stammt. Nirgends sonst hat der Dichter das innere Leben der Seele, das Hangen und Wanken, nicht in der Liebe, sondern in der rein menschlichen Abhängigkeit durch gemeinsames Schicksal verknüpfter Menschen so warm, so tief, so rein dargestellt wie hier. Hier ist alles Abhängigkeit, Mensch zu Mensch, Seele zu Seele, Schicksal zu Schicksal, Gefühl zu Gefühl, und

auch der Heldenmut, der in Iphigenien verkörpert ist, entspringt aus ihrem Abhängigkeitsgefühl zur inneren Wahrheit des Seelenlebens. Im besondern erweist sich unser Wort im gegenseitigen Verhältnis Iphigeniens zu Arkas, Iphigeniens zu Thoas, Drefts zu Phylades, Iphigeniens zu Phylades, Drefts zu Thoas und am stärksten in dem Verhältnis Drefts zu Iphigenie. Arkas wendet sich im ersten Akte mit der dringenden Bitte an die Priesterin, sie möge der Neigung und Bewerbung des Königs nicht widerstehen:

Laß,  
 O überlaß ihn nicht sich selbst, damit  
 in seinem Busen nicht der Unmut reife  
 und dir Entsetzen bringe, du zu spät  
 an meinen treuen Rat mit Reue denkest.

Die Beispiele häufen sich in denjenigen Teilen der Dichtung, welche das Verhältnis zwischen Iphigenie und ihrem Bruder einerseits und Thoas andererseits zur Grundlage haben, und zwar namentlich im fünften Akte. Die Priesterin hat, um die Reinheit ihrer Seele zu retten, an Thoas den Anschlag der Geschwister und des Freundes gestanden, und es gilt, das Gemüt des nicht unedlen Mannes zu rühren. Da lauten denn Iphigeniens Worte u. a.:

Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand  
 Hinübergehn und unser Haus entschämen!  
 Du hältst mir Wort! wenn zu den Reinen je  
 Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst  
 Du mich zu lassen, und sie ist es nun.  
 O laß die Gnade, wie das heilige Licht  
 Der stillen Opferflamme, mir umkränzt  
 Von Lobgesang und Dank und Freude lobern.

Thoas Herz ist bewegt, er ist bereit, die Hand zur Versöhnung zu reichen, als Iphigeniens Bruder mit Phylades gewaffnet auftritt, um sich und seine Schwester mit Gewalt zu befreien. Da gilt es nochmals, Worte der Versöhnung zu finden. Drest bietet sich zum Zweikampf an:

Laß mich nicht allein für unsre Freiheit,  
 Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen.

Doch Iphigenie widersetzt sich:

Laßt die Hand  
 Vom Schwerte!

Da geht dem Bruder die Erkenntnis auf, daß der Befehl Apollon, die Schwester nach Griechenland zu bringen, nicht der Schwester des Gottes, sondern seiner eigenen Schwester gegolten habe.

Laß deine Seele sich zum Frieden wenden,  
 O König! Hindre nicht, daß sie die Weihe  
 Des väterlichen Hauses nun vollbringe.  
 Vergilt den Segen, den sie dir gebracht:  
 Und laß des nähern Rechtes mich genießen!

Und Iphigenie:

Denk an dein Wort, und laß durch diese Rede  
 Aus einem graben, treuen Munde dich  
 Bewegen!

Auch in den Scenen zwischen Orest und dem Freunde und zwischen diesem und der Priesterin ist die Bitte des Lassens eingefügt, aber nirgends in der Dichtung tritt sie so in den Vordergrund wie in der Erkennungsscene des dritten Actes. Zusammengedrängt lauten die Zeugnisse folgendermaßen:

Iphigenie: Hast du Electren, Eine Schwester nur?

Orest: O laß dein Fragen und gefelle dich  
 Nicht auch zu den Erinnyen!  
 Soll die Blut denn ewig,  
 Vorzüglich angefacht, mit Höllenschwefel  
 Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie: Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.  
 O laß den reinen Hauch der Liebe dir  
 Die Blut des Busens leise wehend kühlen!  
 Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!  
 Ich lebe!

Orest: Laß! hinweg!  
 Laß mich! Wie Pertules will ich Unwürdiger  
 Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie: O löse meine Zweifel, laß des Glückes,  
 Des lang erflehten, mich auch sicher werden!  
 O laß mich! laß mich! denn es quillet heller  
 Nicht vom Parnas die ewge Quelle sprudelnd  
 Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,  
 Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt.

Orest: Unselige, so mag die Sonne denn  
 Die letzten Greuel unsers Hauses sehn!  
 Gut, Priesterin, ich folge zum Altar.  
 Und laß dir raten, habe  
 Die Sonne nicht zu Lieb und nicht die Sterne.  
 Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!  
 Mit solchen Blicken suchte Klytemnestra  
 Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen.

Bald nach diesem Worte sinkt der Arme in Ermattung. Wie er aus seiner Betäubung wieder erwacht, glaubt er sich in der Unterwelt, im Kreise der Seinigen, die er als letzter des Geschlechtes begrüßt. So

findet ihn die mit Phylades zurückkehrende Schwester. Sie fleht die göttlichen Geschwister, Apoll und Diana, um Hilfe an:

Iphigenie: Du liebst, Diane, deinen holden Bruder,  
O laß den Einzgen, Spätgefundenen mir  
Nicht in der Finsternis des Wahnsinns rasen!

Das Wort der Schwester, dem sich dasjenige des Freundes zugeellt, klärt endlich das verzöhrnte Gemüt Orest's auf, und er wendet sich mit dem Worte an Iphigenie:

Orest: Laß mich zum ersten Mal mit freiem Herzen  
In deinen Armen reine Freude haben!  
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt  
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt  
Und gnädig ernst den langersehnten Regen  
In wilden Strömen auf die Erde schüttet,  
O laßt mich auch in meiner Schwester Armen,  
An meines Freundes Brust, was ihr mir gönnt,  
Mit vollem Dank genießen und behalten!

Man darf von vornherein erwarten, daß es auch in Goethes Tasso an zahlreichen Zeugnissen unseres Lösungswortes nicht mangeln werde. Da jedoch genauere Anhaltspunkte zur Bestimmung dessen fehlen, was Goethe in Italien gedichtet hat, und da der ganze Ton des Gedichtes lange nicht zur seelischen Leidenschaft der Iphigenie hinanreicht, so werden auch die Zeugnisse für Lassen nicht die Bedeutung derjenigen haben, welche das ältere Drama kennzeichnen. Wir verzichten aus diesen Gründen auf ein näheres Eingehen.

In die erste Weimarer Zeit fallen auch Wilhelm Meisters Lehrjahre, in denen der Dichter wiederum Bilder innerlichster Abhängigkeit, namentlich in Mignon und dem Harfner dargestellt hat. Wir beschränken uns auf eine Anzahl Stellen aus den Liedern, die Goethe in die Dichtung eingewoben hat:

So laßt mich scheinen, bis ich werde,  
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!  
Ich eile von der schönen Erde  
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,  
Dann öffnet sich der frische Blick;  
Ich lasse dann die reine Hülle,  
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,  
Ach! der ist bald allein;  
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,  
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja, laßt mich meiner Qual!  
 Und kann ich nur einmal  
 Recht einsam sein,  
 Dann bin ich nicht allein.

Ach, werd ich erst einmal  
 Einsam im Grabe sein,  
 Da läßt sie mich allein.

Die italienische Reise bildet den Abschluß der ersten Weimarer Zeit. Gerade das Abhängigkeitsgefühl, das immer stärker über ihn gekommen war, das unabwiesbare Bedürfnis, seine äußere und innere Existenz zu befreien, der Wunsch, nachdem er solange der Amboß gewesen, wieder einmal der Hammer seines Schicksals zu sein, das alles trieb ihn über die Alpen. Als er zurückkehrte, und sich, nicht bloß betreffs der Vulpinus, seinen Hausstand neuordnete, da lagen bald die leitenden Lebensverhältnisse jener ersten Weimarer Zeit ebenso fremd hinter ihm, wie es zehn Jahre früher mit den Verhältnissen und Dichtungen der Frankfurter Zeit gewesen war. Da ist denn auch das Wort vom Lassen wieder zurückgetreten. Man findet es in jenem prägnanten Sinne weder in den römischen Elegien, noch in den Venetianischen Epigrammen, weder in den beiden Episteln noch in den Balladen des Balladen- und den Epigrammen des Kenienjahres. Einzig in Hermann und Dorothea erscheint unser Lassen noch einmal in jener scharfen Bedeutung; wie denn überhaupt Goethe in die reiche äußere Handlung einen Teil des seelischen weichen Gefühlslebens niedergelegt hat, das diese nachitalienische Periode sonst wenig zeigt. Ich erwähne von den vielen Zeugnissen nur drei.

Zuerst in der Scene unter dem Birnbaum, wo die Mutter den Sohn aufgesucht und gefunden hat. Auf seine Behauptung hin, die Not und das Elend, das er heute gesehen, habe ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich auch unter die Fahne zu stellen, um das Vaterland in diesen schweren Tagen verteidigen zu helfen, auf diese Worte hin hat die verständige Mutter erklärt, er solle ihr nicht die Wahrheit vorenthalten, er verberge sein Herz und habe ganz andere Gedanken. Ja, gesteht ihr Hermann, es sei wahr, sie habe ihn auf halbwayren Worten ertappt. Worte waren es nur, die ich sprach, sie sollten vor euch nur meine Gefühle verdecken, die mir das Herz zerreißen.

Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche  
 Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahingehn.  
 Darum lass'et mich gehen, wohin die Verzweiflung mich antreibt.

Die beiden Freunde des Hauses haben die besten Nachrichten über Dorothea eingezogen und fordern nun den auf sie harrenden Hermann auf, er möge sofort mit ihnen zurückfahren und um die Jungfrau werben.



Da überkommt aber den Jüngling die Sorge, Dorothea werde wahrscheinlich schon einem Glücklicheren die Treue versprochen haben. Darum will er sein Schicksal selber vernehmen.

Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begehbet  
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,  
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß er's wert ist, das Mädchen.  
Und so laßt mich allein!

Aber der Jüngling findet den Mut der Werbung nicht, er dingt die Jungfrau als Magd seiner Eltern und kehrt mit ihr in seine Wohnung zurück. Da erweckt aber ein freundlich-mutwilliges Wort aus dem Munde des Vaters dermaßen den Unmut der Jungfrau, daß sie sofort zurückkehren zu wollen erklärt:

Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben,  
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen.  
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger, es ist nun geschehen.

Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,  
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert und staunend:  
Sag, was bedeutet mir dies? und diese vergeblichen Thränen?  
Kein, ich lasse dich nicht, du bist mir des Sohnes Verlobte.

Und sie wird es und spricht das Wort:

Ihr werdet gerecht der Überraschten verzeihen,  
Erst die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.  
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses,  
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!

Es läßt sich vermuten, daß unser Lassen, das einst in des Dichters Empfindungswelt eine so große Rolle gespielt hatte, auch dem alternenden Manne ein liebes Wort geblieben sein werde, wenn er auch nicht mehr die typische Bedeutung der jüngeren Jahre beibehielt. Eine Anzahl Goethe'scher Sprüche mögen auch dafür Zeugnis ablegen:

Laß Reid und Mißgunst sich verzehren,  
Das Gute werden sie nicht wehren.  
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:  
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Laß nur die Sorge sein,  
Das giebt sich alles schon;  
Und fällt der Himmel ein,  
Kommt doch eine Lerche davon.

Laßt mir die jungen Leute nur  
Und ergötzt euch an ihren Gaben!  
Es will doch Großmama Natur  
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Du magst an dir das Falsche nähren,  
 Allein wir lassen uns nicht stören;  
 Du kannst uns loben, kannst uns schelten,  
 Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,  
 Denn der Mangel führt zum Lieben;  
 Kannst du dich nicht vom Fehl befreien,  
 Wirfst du andern gern verzeihn.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt. Doch möchte ein Goethefreund mit Recht uns tadeln, wenn wir nicht dasjenige Wort noch kurz erwähnen würden, das, zur Wortstippe von lassen gehörig, schon längst als ein spezifischer Lieblingsausdruck unseres Dichters gewürdigt worden ist, es ist das Adjektiv gelassen.

In der Sprache der Mystiker spielte ein Verb sich gelassen eine große Rolle, es bezeichnete eine innige Ergebenheit in Gott und wurde, obgleich es nicht in die deutsche Bibel Aufnahme fand, auch von Luther gebraucht. Carlstadt ließ 1523 zu Wittenberg ein Traktättlein ausgehen unter dem Titel: „Was gesagt ist „sich gelassen“ und was das Wort Gelassenheit bedeut“. Eine ähnliche Bedeutung hatte nun das früh zum Adjektiv gewordene Partizip von lassen, gelassen. Es bezeichnete den, der die Welt und sich selbst gelassen und sich Gott gelassen hat. So sagt Luther: „wo euer nur drei ist, die in Gott gelassen alleine seinen namen und ehre suchen, werdet ir hundert tausend nicht fürchten“, und Zwingli: „welcher in Gott gelassen ist wie Abraham, der bedarf keines gsatzes“. Diese religiöse Bedeutung des Wortes war noch im 18. Jahrhundert nicht gänzlich erloschen, wie denn z. B. Gellert singt:

Ich hab in guten Stunden  
 Des Lebens Glück empfunden,  
 So will ich denn gelassen  
 Mich auch in Leiden fassen.

Sonst aber hatte der Zeitgeist das Wort vom religiösen Boden auf den philosophischen, vom christlichen auf den antiken veretzt und gelassen mit stoisch, Gelassenheit mit stoischer Ruhe übertragen. Wieland spricht von gelassener Vernunft, Hagedorn von dem gelassenen Herzen des Horaz. Bei Goethe ist es nicht bloß der Geist der Zeit, der aus dem Worte spricht, sondern in hohem Maße sein eigener Geist, der Geist der Ergebenheit in das, was das Schicksal, das Glück, die Gegenwart ihm bringt. Und zwar findet sich das Wort nicht bloß, wie das Grundwort lassen, vornehmlich in jener ersten Weimarer Zeit, sondern immer und überall, im Werther, im Götz, in Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea und an anderen Orten. Es genügt, aus dem Grimmschen

Wörterbuch hier einige Zeugnisse zusammenzustellen; denn glücklicherweise hat Hildebrand in seiner geistvollen Art das Wort gelassen bearbeitet, während die zwar sehr ausführliche Behandlung des Verbs lassen aus der Feder Moriz Heynes den inneren Kern kaum streift.

Die „Grenzen der Menschheit“ beginnen:

Wenn der uralte heilige Vater  
Mit gelassener Hand  
Aus rollenden Wollen  
Segnende Blitze über die Erde sät,  
Kuß ich den lezten  
Saum seines Kleides,  
Kindliche Schauer  
Ereu in der Brust.

Aus Iphigenie:

O laß mich zaudern, denn du thätest selbst  
ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,  
dem du für Wohlthat dich verpflichtet hieltest.

Bernimm, ich bin aus Tantalus Geschlecht!  
Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

Willst du denn alles so gelassen wagen?  
Ich hab es in der Götter Hand gelegt.

Aus Hermann und Dorothea:

Da fiel Kummer und Mut auch selbst ein gelassnes Gemüt an.  
Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen.

Damit mag es genügen, und ich lasse das Wort lassen, indem ich mit Gelassenheit dem Urtheil meiner Leser mich unterziehe.

---

## Der Streit über das Wesen des Satzes.

Von E. G. O. Müller in Breslau.

Es ist eine höchst befremdliche Thatsache, daß trotz des so hohen Standes der Sprachwissenschaft sich die Forscher bis jetzt noch immer nicht über denjenigen Begriff geeinigt haben, welcher den Ausgangspunkt aller sprachlichen Untersuchungen bildet. Dies ist zweifellos der Begriff des Satzes. Mit Recht neigen sich die hervorragendsten Linguisten, wie z. B. Max Müller, Friedrich Müller, Paul, Whitney, Geiger immer mehr der Ansicht zu, daß die Urelemente der Sprache, die Wurzeln, ursprünglich Sätze gewesen sind; mit Recht sieht man allgemein nicht mehr im Wort oder Laut das Element der Sprache, sondern im Satz, und doch sucht man vergebens in der umfangreichen Litteratur

über die Sprachwissenschaft eine anerkannt brauchbare Erklärung dieses Begriffes.

Wohl am meisten verbreitet ist die Definition Beckers, welche auch von Sanders übernommen ist: „Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke.“ Es ist schwer einzusehen, wie eine so durchaus falsche Erklärung sich von Geschlecht zu Geschlecht hat vererben können. Denn wäre diese Erklärung richtig, so dürfte man gut dahin definieren, daß er ein bedeckter Kopf ist. Aber ebensowenig ein Hut ein Kopf ist, sondern alles, was sich auf dem oberen Teile des Kopfes befindet, ohne selbst Kopf zu sein, so ist ein Satz kein Gedanke, sondern das, was von einem Ausspruche bleibt, wenn man von dem Gedanken selbst absieht. Ein Satz kann deshalb niemals ein Gedanke selbst, sondern höchstens die Einkleidung eines Gedankens sein.

Deshalb wird auch von andern die Beckersche Erklärung dahin umgeformt: „Satz ist der Ausdruck eines Gedankens durch Worte.“ Doch auch in dieser Form enthält die Definition noch Fehler. Zunächst ist sicher klar, daß man danach die Äußerungen von Kindern und Ausländern, welche einer Sprache nicht mächtig sind, aber einzelne Worte derselben kennen, als Sätze bezeichnen müßte, was im Ernste niemand thut, denn nicht dadurch, daß man den Ausdruck eines Vorstellungsinhalts in Worte faßt, wird er zum Satze, sondern dadurch, daß man die Worte so wählt, wie sie die festen Gesetze der Sprache vorschreiben.

Aber auch die von Schöten sack und Bernaleken danach umgeformte Definition: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens“, ist ebenfalls noch fehlerhaft; wenn sie auch gegen die Beckersche ein bedeutender Fortschritt ist. Denken nämlich ist die dem Willen unterworfenen geistige Thätigkeit des Menschen, welche sich im Bilden von Vorstellungen, Begriffen, Urteilen und Schlüssen zeigt. Jede dieser Thätigkeiten wird nun durchaus nicht immer durch einen Satz ausgedrückt, denn erstens ist die Thätigkeit, welche wir entwickeln, um den Inhalt einzelner Satztheile uns vorzustellen, ebenfalls Denken, und doch ist es selbstverständlich, daß nicht jeder Satztheil ein Satz ist. Zweitens wird ein neuer Gedanke von seinem Entdecker meist nicht durch einen Satz, sondern durch eine längere Erörterung ausgedrückt, welche viele hundert Sätze enthalten kann, und drittens giebt es viele Sätze, wie z. B. alle zusammengesetzten, die nicht einen, sondern mehrere Gedanken enthalten. Die Definition, daß der Satz der sprachliche Ausdruck eines Gedankens ist, ist also viel zu weit und nichtsagend.

Die Ungenauigkeit dieser Definition will Kern dadurch heben, daß er sie durch die Hinzufügung des finiten Verbs einschränkt und sagt: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens mit Hilfe

eines finiten Verbs.“ Aber dementgegen steht die Thatsache, daß sehr viele sprachliche Ausdrücke allgemein unbedingt als Sätze bezeichnet werden, denen das finite Verb fehlt. Von den von Sanders in „Satzbau und Wortfolge“ auf Seite 146 angeführten Sätzen greife ich nur folgende heraus: Heil Dir im Siegerkranz! Wie der Herr, so der Knecht. Ende gut, alles gut. Je höher die Glocken, je heller der Klang; je ferner das Mädchen, je lieber der Gang (Wilhelm Müller). Keine Luft von keiner Seite! Todesstille fürchterlich! Wozu der Lärm? (Goethe). Dieses Glas dem guten Geist. Diesen Kuß der ganzen Welt (Schiller). Aber auch wenn man diese Sätze nicht als wirkliche Sätze gelten lassen wollte, wofür allerdings kein Grund vorliegt, so hätte Kerns Definition den großen Fehler, daß sie nur für einzelne Sprachen, nicht für alle gilt. Sätze haben alle Sprachen, das finite Verb aber nicht, wie z. B. das hoch entwickelte Chinesisch. Der Begriff des Satzes ist viel ursprünglicher und älter als der des finiten Verbs. Dieses setzt den Begriff des Satzes voraus, ist also aus ihm erst abzuleiten und kann mithin nicht zu seiner Definition gebraucht werden. Ferner müßte man nach Kerns Definition in einem längeren sprachlichen Abschnitt soviel Sätze zählen, als finite Verben darin enthalten sind, was dem allgemein gültigen Sprachgebrauche durchaus zuwider ist. Also auch Kern trifft mit seiner Definition nicht das Wesen des Satzes, so scharfsinnig und wertvoll seine Satzlehre auch ist.

Auf andere Weise als Kern haben mehrere Sprachforscher und Logiker die zu weite Definition, daß der Satz der sprachliche Ausdruck eines Gedankens sei, dadurch einzuengen gesucht, daß sie wie z. B. Überweg definieren: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Urteils.“ Auch die Definition Steinthals, daß der Satz die Darstellung des Urteils sei, ist dem Sinn nach wohl hiermit identisch. Zu dieser Definition hat sich auch das Meyersche Konversationslexikon jetzt entschieden, während die älteren Auflagen noch die Becker'sche Definition haben. Diese Definition aber wäre nur dann richtig, wenn wir nur einfache Sätze hätten, denn nur den einfachen Satz kann man als den sprachlichen Ausdruck eines Urteils auffassen. Leider giebt es aber auch zusammengesetzte Sätze, welche der Ausdruck nicht eines, sondern mehrerer Urteile sind. Also auch diese Definition steht im offenen Widerspruch mit der Wirklichkeit.

Derselbe Einwand wie gegen die oben erwähnte Definition steht der Definition entgegen, welche die neueste selbständige, originelle und scharfsinnige Bearbeitung der Logik von Benno Erdmann enthält. Erdmann, der die sprachliche Seite der Frage nach dem Urteil wohl am eingehendsten von allen modernen Logikern mit ausgebehnter sachlicher und historischer Kenntnis erörtert, definiert: „Satz ist die prädikative

Verknüpfung von Worten.“ Aber noch ein anderer Einwand läßt sich gegen Erdmann erheben, denn eine prädicative Verknüpfung von Worten ist nur der sogenannte nackte Satz, in welchem Subjekt und Prädikat durch ein Wort ausgedrückt sind. Jeder erweiterte Satz, dessen Subjekt oder Prädikat aus mehr als einem Worte besteht, ist nicht eine prädicative Verknüpfung von Worten, sondern von Wortgefügen, deren Worte attributiv verknüpft sind.

Die alte Definition einzuschränken versucht auch der bekannte Sprachforscher Friedrich Müller und definiert den Satz als den kürzesten, einfachsten Ausdruck eines Gedankens. Der kürzeste und einfachste Ausdruck eines Gedankens ist aber bekanntlich das Nicken oder Schütteln des Kopfes. Andererseits giebt es viele Sprachprodukte, die zweifellos Sätze sind, aber den Gedanken, den sie zum Ausdruck bringen wollen, nicht in die einfachste und kürzeste Form, sondern in eine sehr weit-schweifige und umständliche bringen. Friedrich Müller meint jedenfalls etwas weit Richtigeres, als er sagt. Ich vermute, daß er mit seiner Erklärung sagen will, daß eine längere Mitteilung von Gedanken in kürzere selbständige Abteilungen zerfällt, und daß man die kürzesten derselben Sätze nennt. Aber in seiner Fassung liegt dieser Gedanke nicht wirklich ausgedrückt.

Einen originellen und durchaus richtigen Gesichtspunkt bringt die Definition Heyeses zum Ausdruck: „Satz ist jede vollständige in sich geschlossene und für sich verständliche Aussage oder Äußerung eines Gedachten.“ Diese Definition übernimmt im wesentlichen auch Oskar Erdmann, indem er Satz als eine in sich abgeschlossene Äußerung eines Menschen angesehen wissen will. Aber so richtig auch die Betonung der Abgeschlossenheit in den beiden Definitionen ist, so sind sie beide doch viel zu weit, da nach ihnen einerseits jede charakteristische Geste, andererseits jeder abgeschlossene aus mehreren Sätzen bestehende Bericht ein Satz wäre, was doch in Wirklichkeit niemand behaupten will.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus sucht Rehrein und nach ihm das Brockhaus'sche Konversationslexikon den Satz in folgender Weise zu definieren: „Satz ist die Verbindung von Subjekt und Prädikat.“ Wäre diese Definition richtig, so müßte es Worte geben, die Subjekt und solche die Prädikat sind, bevor sie in einen Satz gefügt werden. Aber ebenso wie eine Kette erst durch das Verbinden von Ringen entsteht, nicht aber schon vorhanden ist, ehe die Ringe, welche sie bilden, zusammengefügt sind, so entsteht Subjekt und Prädikat erst durch die Bildung eines Satzes, niemals aber sind Worte als Subjekt und Prädikat vorhanden, ehe aus ihrer Vereinigung ein Satz gebildet

wurde. Kein Wort, keine Wortverbindung kann an sich Subjekt oder Prädikat sein, ebensowenig ein Ring für sich eine Kette sein kann. Das ursprünglich Gegebene ist der Satz, nicht Subjekt und Prädikat. Sie sind stets erst aus einem schon vorhandenen Satze durch Reflexion herauszuheben. Erst durch die vollendete Bildung eines Satzes entsteht Subjekt und Prädikat. Die Kehreinsche Definition und mit ihr die des Brockhaus'schen Konversationslexikons ist daher ein klassisches Beispiel eines Hysteronproteron.

Eigentümlich ist die Erklärung, die Max Müller in seinem Werke: Das Denken im Licht der Sprache giebt: „Wir nennen einen Satz ausschließlich die Verbindung zweier ursprünglich selbständiger Sätze, in welchem ein Ausdruck von einem andern Ausdrucke entweder bejaht oder verneint wird.“ Es berührt wunderbar, einen so berühmten Forscher bei einer so schwachen Definition zu ertappen. Zunächst widerspricht sie den ersten Regeln der Logik oder richtiger den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, daß das zu erklärende Wort nicht selbst in der Erklärung verwandt werden darf. Dann aber ist sie eine unklare Vermischung der Definition des Urteils und der des Satzes. Der Begriff des Satzes, zu dem sie aber im günstigsten Falle führen würde, ist nicht der Satz im allgemeinen, sondern nur der specielle Fall des einfachen Satzes.

Höchst merkwürdig ist es, daß so hervorragende Sprachforscher wie Grimm, Whitney, Paul, Geiger und andere sich mit der Frage, was ein Satz sei, gar nicht beschäftigt zu haben scheinen, denn bis jetzt ist es mir nicht gelungen, eine Erwähnung dieser wichtigen Frage in ihren umfangreichen Werken zu finden.

Trotz der so verschiedenen Erklärungen des Satzes ist doch die sehr erfreuliche Thatsache nicht zu leugnen, daß man im einzelnen Falle nicht im Zweifel ist, ob man ein Sprachgebilde einen Satz nennen soll oder nicht. Die Bedeutung des Wortes Satz ist durch Jahrhunderte langen Sprachgebrauch geheiligt, und an ihr zu rütteln wäre eine Sünde gegen den Geist der Sprache. Man hat ohne Zweifel ein allgemein anerkanntes Merkmal für das, was ein Satz ist, und dies ist der Punkt. Diejenigen Abschnitte einer sprachlichen Mitteilung, welche mit einem Punkte geschlossen werden, sobald sie durch die Schrift fixiert werden, sind Sätze. Natürlich ist die Angabe dieses äußerlichen Merkmals keine Definition, sondern nur die Feststellung der Thatsache, daß wir unbewußt alle über das Wesen des Satzes einig sind. Es fehlt nur der richtige bewußte Ausdruck dieser Vorstellung und zu diesem führt, wie ich hoffe, folgende Erwägung.

Es steht zweifellos fest, daß alle Sätze aus Worten bestehen. Meist sind es mehrere Worte, und nur selten bildet ein einzelnes Wort

einen Satz. Sind wie gewöhnlich mehrere Worte vorhanden, so müssen sie nach den Gesetzen der Sprache verknüpft sein, d. h. es müssen Wortgefüge sein. Jeder Satz ist also ein Wort oder Wortgefüge. Der Ausdruck „Wort oder Wortgefüge“ ist aber nur die schleppende Bezeichnung für einen durchaus einheitlichen grammatischen Begriff, der sich bei allen syntaktischen Betrachtungen wiederholt, denn jedes Subjekt, jedes Prädikat, jedes Attribut, jedes Objekt, jede adverbiale Bestimmung ist ein Wort oder Wortgefüge. Es ist also notwendig diese einheitliche Vorstellung, diesen wichtigen Begriff durch ein geeignetes Wort zu bezeichnen, wofür der Ausdruck Wortgebilde am nächsten liegt. Danach erhält man als festen Ausgangspunkt der Untersuchung: Satz ist ein Wortgebilde. Da aber jeder Satz ein Wortgebilde, nicht aber jedes Wortgebilde ein Satz ist, so fragt es sich: Wie muß ein Wortgebilde beschaffen sein, damit es Satz genannt werden darf? Die Antwort lautet: Es muß selbständig sein.

Zum Wesen des Satzes gehört zweifellos, daß er ein Ganzes, ein Selbständiges, eine Einheit oder, wie man auch sagen kann, ein Individuum ist. So wie sich der Stoff aus Molekülen, das Fruchtfleisch aus Zellen, die Bienenraube aus Bienen aufbaut, so baut sich die Sprache aus Sätzen auf, und so wie man den Stoff in Moleküle, das Fruchtfleisch in Zellen, die Bienenraube in Bienen zerlegen kann, nicht aber Moleküle, Zellen und Bienen weiter zerteilen kann, ohne sie zu zerstören, ohne ihre Individualität zu vernichten, so kann man auch jede längere sprachliche Mitteilung in Sätze auflösen, nicht aber die Sätze weiter zerlegen, ohne ihr Wesen damit zu zerstören. Die richtige Definition, welche sich daher für den Begriff des Satzes ergibt, ist die: „Satz ist ein selbständiges Wortgebilde.“ Die einzelnen Worte eines Satzes sind keine sprachlich selbständigen Teile, denn die Sprachgesetze verlangen gebieterisch, daß alles, was wir aussprechen, Sätze sind. Erst das gesetzmäßige Verknüpfen von Worten ist Sprechen. Das Nennen einzelner Worte ist ebenso wenig Sprechen, wie das Buchstabieren und Lautieren. Wie nur die gesetzmäßige Vereinigung von Tönen Musik ist, nicht aber jeder losgelöste Ton für sich, so sind auch nicht einzelne Worte, sondern nur die aus ihnen gesetzmäßig gebauten Sätze erst das, was die Bezeichnung Sprechen verdient.

Um die Unklarheiten über das Wesen des Satzes wirklich und endgültig zu beseitigen, ist es notwendig, den Grund, aus dem sie hervorgegangen sind, aufzusuchen. Dieser aber liegt darin, daß man bei der Aufstellung einer Erklärung fast ausschließlich nur eine Art des Satzes im Auge hatte, nämlich denjenigen Satz, welcher nur ein einziges Urteil enthält. Ein derartiger Satz ist nicht nur eine höchst wichtige



Form, sondern in der That die wichtigste aller Satzformen, denn er dient als Ausgangspunkt aller Betrachtungen über den Inhalt und Bau des Satzes. Mit Recht nennt ihn Geiger die Seele der Sprache. Aber man hat darüber vergessen, daß dieser Satz doch immer nur ein einzelner Fall des Begriffes Satz, daß er nur eine Art der Gattung Satz ist und daß durchaus nicht alle Sätze derartige Sprachgebilde sind. Der sprachliche Ausdruck eines Urtheils kann ein Satz sein, muß es aber nicht. Deshalb fallen die beiden Begriffe: „sprachlicher Ausdruck eines Urtheils“ und „Satz“ nicht, wie fast allgemein angenommen wird, zusammen. Sollte man aber einwenden, daß doch das unabweisbare Bedürfnis vorliege, den sprachlichen Ausdruck eines Urtheils mit einem Worte zu bezeichnen, und daß hierfür das Wort Satz das passendste sei, so sage ich, daß man hier durchaus im Irrthum ist. Für den Begriff des sprachlichen Ausdrucks eines Urtheils hat unsere Sprache ein durchaus gutes, eingebürgertes, allgemein verstandenes Wort und dies ist nicht Satz, sondern Aussage. Die Quelle zahlloser Unklarheiten und Widersprüche ist also die Verwechslung von Satz und Aussage. Nicht jeder Satz aber ist eine Aussage und nicht jede Aussage ein Satz. Es giebt Sätze, die nicht Aussagen, sondern Verknüpfungen von Aussagen sind, und es giebt Aussagen, die nicht Sätze, sondern Teile von Sätzen sind. Allerdings kommt es sehr oft vor, daß ein Satz nur eine Aussage enthält, oder was dasselbe ist eine Aussage durch einen Satz gebildet wird. In diesem einzelnen Falle fällt Aussage und Satz zusammen. Ein derartiger Satz ist eine Aussage, und eine derartige Aussage ist ein Satz.

Es ist merkwürdig, daß diese scharf charakterisierte Form, diese wichtigste Art des Satzes bis jetzt keinen Namen erhalten hat, und doch ist es unbedingt geboten, für einen Begriff von grundlegender Bedeutung eine Benennung festzusetzen. Weil man dieser Forderung bis jetzt nicht nachgekommen ist, die Nothwendigkeit aber unabweisbar ist, so wähle ich für die fehlende Bezeichnung der wichtigsten Satzart das Wort Ursatz. Ich glaube in der Wahl dieses Wortes dem Sprachgeist gerecht geworden zu sein, da man annehmen muß, daß der Satz, welcher nur eine Aussage enthält, die ursprünglichste Form des Satzes ist. Ursatz ist also ein Satz, der nur eine Aussage enthält.

## Der oder die Tiber, der oder die Rhone? — auch etwas von deutschen Schiffen.

Von Hans Rehr in Braunschweig.

Auf die Frage, ob der oder die Tiber, der oder die Rhone das Richtige sei, brachten mich meine Schülerinnen einmal in einer englischen Stunde, als es beim Lesen von Byrons *Prisoner of Chillon* an der Stelle: *I saw . . . the blue Rhone in fullest flow* der Übersetzerin einfiel, „den blauen Rhon“ zu sagen. Ich traute meinen Ohren nicht. Das war also der Segen, der schließlich bei dem Französischlernen herauskam! Das betreffende Mädchen verteidigte auch, von anderen Mitschülerinnen unterstützt, seine Meinung sehr siegesgewiß: Es heißt französisch *le Rhône*, also müssen (müssen!) wir sagen: der Rhone, am besten der Rhon. Nur mühsam gelang es, den Schülerinnen begreiflich zu machen, daß sie als Deutsche zuerst die Pflicht hätten, deutsch zu reden, und daß diese Pflicht ihnen das Recht gäbe, die Wörter einer fremden Sprache dem eigenen Sprachgefühl anzupassen. Ein erstes Licht brachte die Hinweisung auf die ganze Sippe der französischen *Masculins* auf — *age*, die wir im Deutschen (*Etage, Plantage, Passage*) das weibliche Geschlecht anzunehmen zwingen, sowie darauf, daß Fremdwörter und -namen es sich auch gefallen lassen müssen, von uns auf eine uns bequeme Art ausgesprochen zu werden, so daß wir gerade Namen von hervorragender Bedeutung, die aller Welt bekannt sind, wie Napoleon, Paris, London, nichts weniger als *idiomatisch* auszusprechen pflegen. Durchschlagend aber wirkte bei den Mädchen eigentlich erst die Erinnerung daran, daß der Franzose seinerseits unsere *Weser* und *Oder* männlich gebraucht. Erst an der Klarheit und Sicherheit des fremden Nationalgefühls vermochte sich das eigene wieder völlig aufzurichten.

Denn es ist doch zweifellos: wenn wir die Rhone und, um auch davon gleich zu reden, die Tiber sagen, so behandeln wir die fremden Flußnamen so wie die entsprechenden einheimischen; sie wachsen damit organisch in unserem Sprachkörper fest; mit dem männlichen Artikel: der Tiber, der Rhone, kommen sie mir dagegen vor wie Ausländer, die uns im eigenen Lande zwingen, ihre Sprache zu reden. Offenbar hat der unheilvolle Einfluß der Schulgelehrsamkeit, wie so manche, auch diese Unsitte gezeitigt. Mancher bringt den Tiber wohl auch von einer italienischen Reise mit heim und legt dann besonderes Gewicht darauf. Aber wir sagen ja: Tiber, nicht Tevere!

In welche Verwirrung wir mit jenen beiden Namen schon geraten sind, mag eine kleine Blumenlese beweisen. Von älteren Schriftstellern ist mir nur eine Stelle aus Lohenstein zur Hand, in dessen „Epicharis“ ein „Regen der Tyber und der sieben Berge in Rom“ vorgeführt wird (f. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 2, S. 400). Goethe jagt die Tiber (z. B. Römische Elegien III; Aus fremden Sprachen: Roderömerinnen; oft in der Italienischen Reise) und die Rhone (z. B. Briefe aus der Schweiz (2. Abteilung): Martinach, 6. November 1779 abends, und sonst). Ebenso steht die Tiber und die Rhone in Beckers und in Schloßers Weltgeschichte, aber auch bei Rommßen (Römische Geschichte I, 5; II, 391; II, 163; V, 85). Die Tiber sagten und sagen ferner Seume (Spaziergang nach Syrakus, Rom, 2. März), A. W. v. Schlegel (Julius Cäsar 1, 1), Wilhelm Raabe (Wunnigel S. 156), D. Jäger (Weltgeschichte II, 244), unter den Geographen z. B. Friedrich Nagel (Anthropo-Geographie, Stuttgart 1882, S. 118); die Rhone haben Lamprecht (Deutsche Geschichte I, 68 und 279) und Guthe (Lehrbuch der Geographie 1868).

Eine große Anzahl Schriftsteller vereinigt das männliche Geschlecht bei Tiber mit dem weiblichen bei Rhone; überhaupt scheint sich der Tiber früher eingedrängt zu haben als der Rhone. Der Tiber aber die Rhone finden sich z. B. bei den Historikern Giesebrecht, Ranke, Weber, Nitzsch und Rämmel, auch in der 14. Auflage des Brockhaus, während in der 11. von 1868 auch schon der Rhone stand. Auch in den von Friedrich Hahn, von Theobald Fischer und von Egli verfaßten, Frankreich, Italien und die Schweiz behandelnden Abschnitten von Kirchhoffs Länderkunde von Europa begegnet uns der Tiber aber die Rhone, ebenso in den verschiedensten geographischen Lehrbüchern. Scheffel hat in seinen Reisebildern S. 241 die Rhone; im Trompeter sagt er der Tiberis, und das mit Recht, ähnlich wie Ritter in der Geschichte der Erdkunde (herausgegeben von Daniel, 1880, S. 102) der Rhodanus sagt. Der Rhone geißelt besonders in vielen neueren geographischen Schulbüchern; neben dem älteren Brockhaus hat es auch Meyers Konversationslexikon; beide Flüsse werden auch männlich gebraucht von Pöschel (Phyſ. Erdkunde, herausgegeben von Leipoldt) und von Daniel z. B. in seinem Handbuch der Geographie, 1866, wo wir im zweiten Teil, S. 420, zum Überfluß zu Rhone noch die Anmerkung finden: „den wir Deutsche sehr gegen seine Natur zu einem Femininum machen, während er ein durchaus wilder und schlimmer Patron ist“, — ferner in seinem Illustrierten kleineren Handbuch der Geographie, 1882, während in Daniels von Volz herausgegebenem Lehrbuch der Geographie, 1885, zwar der Tiber, aber die Rhone steht.

Es bliebe nun endlich noch eine Kombination: die Tiber und der Rhone, was uns am sonderbarsten anmutet. So steht z. B. in Herzbergs Geschichte der Römer (Grottes Allgemeine Weltgeschichte, 3. Bd.) und bei Gustav Freytag (die Tiber z. B. in den Fabiern 5, 2; der Rhone in den Silbern aus der deutschen Vergangenheit I, 43).

Daß schließlich hie und da ein und derselbe Name ins Wanken gerät und bald weiblich, bald männlich erscheint, kann uns bei dieser Mannigfaltigkeit nicht wundern, ist doch aber nur ein Beweis für die große Unsicherheit unseres Sprachgefühls den Fremdnamen gegenüber, und gerade da sollte es sich mit besonderer Festigkeit geltend machen. In dem oben angeführten Guthischen Lehrbuche lesen wir auf S. 280: Der Tiber entspringt etwas östlich u. s. w., und gleich darauf, auf S. 281: Von Orvieto aus durchfließt die Tiber die Ebene von Latium. Ebenso gebraucht Paul Heyse in den Sabinerinnen 1, 6 und 2, 2 Tiber mehrfach weiblich, in der Novelle „Am Tiberufer“ aber sagt er zuerst der, nachher die Tiber. Da das ein Reichthum ist, von dem die Sprache durchaus keinen Vorteil hat, so ist es zweckmäßig, auf einen einheitlichen Gebrauch hinzuwirken, und natürlich muß die Wahl so ausfallen, wie es unserm heimischen Brauche entspricht, d. h. die Tiber und die Rhone müssen das Feld behalten.

Einen anderen das Geschlecht von Eigennamen betreffenden Gebrauch möchte ich anhangsweise hier noch zur Sprache bringen. Die Grenzboten nagelten einmal an ihrem Schwarzen Brette (im 52. Jahrgang, S. 619) den „sonderbaren Mißbrauch“ fest, daß man „die Baden“ und „die Hohenzollern“ sage, um die betreffenden deutschen Schiffe zu bezeichnen. Sage man doch „der Kaiser“, „der Klig“. Der Tadler schlug zugleich statt des ihm abgeschmactt erscheinenden weiblichen Artikels vor: das Panzerschiff Baden, auf dem Schiff Baden, statt auf der Baden u. dergl. Mir scheint es nicht gerechtfertigt, Neubildungen wie „die Baden“, „die Hohenzollern“ von vornherein abzuweisen. Diesen Gebrauch haben sich doch jedenfalls die Seeleute selbst geschaffen, denen es kaum zuzumuten ist, immer in der umständlichen Wendung mit dem Zusatz Panzerschiff oder Panzer zu reden. Ob sie dazu aus eigenem Sprachgefühl oder durch englischen Einfluß gekommen sind? Jedenfalls läßt es sich sehr wohl nachfühlen, wenn sie da, wo der Name des Schiffes nicht das männliche Geschlecht erzwingt, von ihrem Schiffe als einem weiblichen Wesen sprechen. Es sei dabei erinnert an eine hübsche Auseinandersetzung, die Kapitän Marryat in seiner Erzählung „Robinson Ready“ über den gleichen englischen Gebrauch giebt. „Bitte, Ready, fragt da der junge William den alten Seemann, warum nennt Ihr denn ein Schiff oder ein Boot immer she? — Ei, Master William, ich weiß

nicht, warum; aber gewiß, wir Seeleute thun es immer. Ich glaube, es geschieht, weil ein Seemann sein Schiff lieb hat. Sein Schiff ist sein Weib, ist eine sehr gewöhnliche Lebensart bei uns; und dann, siehst Du, ein Schiff erscheint fast wie etwas Lebendiges: es (engl. she) sitzt wie eine Ente auf dem Wasser, und wenn es ruhig ist, rückt es hin und her, wie ein träger Mensch; setze ihm Segel auf, und es fliegt durchs Wasser, als ob es ein Tummler oder Delphin wäre; überlade es mit zu viel Segeltuch, und es klagt, und wenn der Sturm es herumstößt, stöhnt es wie ein Leidender. Da es also für uns Seeleute etwas Lebendiges ist und wir es lieb haben, so nennen wir es: she; vermutlich weil ein Mann ein Weib lieber hat als irgend ein anderes lebendes Wesen. Ich glaube, das ist der Grund, und natürlich, wenn ein Schiff she ist, so muß ein kleines Boot auch she sein.“

Ganz dasselbe, so scheint mir, läßt sich auch für den Gebrauch „die Baden“, „die Hohenzollern“ von deutschen Seeleuten geltend machen. Ist aber diese Begründung richtig, so hat der weibliche Artikel hier ebenso seine volle Berechtigung, wie in den zuerst besprochenen Fällen: er ist alsdann der Ausdruck einer gemütvollen Auffassung der Dinge, wie in jenen der einer nationalen.

## Über einige Quellen der Gedichte von August Kopisch.

Von A. Puls in Altona.

Am 27. Juli schreibt August Kopisch von Berlin aus an seine Tante: „Von meinen neuen Dichtungen will ich Ihnen eine mitteilen, die ich vor wenigen Tagen ausgeführt, aber zuerst in der Nacht, wo meine Mutter starb, entworfen habe. Wunderbar! ich hatte lange nicht so Ernstes gedichtet, und gerade in jener Nacht beschäftigte mich diese schaurige Volkslage bis gegen 3 Uhr. In dem ersten Entwurf<sup>1)</sup> war mein Gedicht länger; ich habe ihm erst in voriger Woche die letzte einfache Gestalt gegeben.

(Folgt: Der Reuter auf grauem Roß.)<sup>2)</sup>

Sie werden bald erkennen, daß hier der Stoff der Bürgerischen Lenore zu Grunde liegt. Bürger hat indes das rührende Motiv der alten Volkslage, welches in dem Refrain „wie soll mir grauen, ich bin

1) Werke. ed. Bötticher. Berlin. 1856. III, 142.

2) Werke. V, 185.

bei dir“ liegt, ganz übersehen, und es ist bei ihm gewissermaßen alle Liebe heraus. Mir schien demnach der Stoff einer neuen Bearbeitung wert, wobei ich mich möglichst genau an die über 1000 jährige Volksfage gehalten.

Ich habe jetzt überhaupt sehr viel aus diesem tiefen Brunnen geschöpft und denke im nächsten Frühjahr ein Bündchen neuer Gedichte herauszugeben<sup>1)</sup>, das mehrenteils Volksballaden enthalten wird, im ganzen aber mehr heitere als tragische.“

Wenn Kopisch in obigem Briefe Bürger den Vorwurf macht, er habe das rührende Motiv der uralten Volksfage übersehen, so ist das etwas vorschnell geurteilt. Kannte denn Bürger überhaupt die Relation der Sage, die Kopisch vorlag? Wir dürfen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß er sie nicht kannte; denn sonst würde er sich dieses Motiv sicher nicht haben entgehen lassen. Woher hatte denn aber Kopisch selber jene Relation? Er spricht nur ganz allgemein von dem tiefen Brunnen der Volksfage, aus dem er geschöpft habe. Dieser unbestimmte Ausdruck scheint eher auf mündliche Überlieferung als auf ganz bestimmte Sagensammlungen hinzudeuten. Und dennoch hat Kopisch seine Volksballaden aus ganz bestimmten Sagensammlungen geschöpft, ja nicht wenige seiner schon 1836 herausgegebenen Gedichte entstammen einer solchen schriftlichen Quelle.<sup>2)</sup> Ich kann bis jetzt drei Hauptquellen für die Gedichte von Kopisch nachweisen:

1. Brüder Grimm, Deutsche Sagen. 2 Bde. Berlin 1816—18.
2. Abalbert Ruhn, Märktische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
3. Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Die betreffenden Ausweise über die Quelle der einzelnen Gedichte giebt folgende Tabelle.

Kopisch			Grimm			Ruhn		Müllenhoff		
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift			Bd.	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	II	1	Old Mütterchen . . . . .	.	.	.	.	.	176	132 f.
1	II	2	Der Gonger . . . . .	.	.	.	.	.	251	183 f.
1	II	4	Das nächtliche Hornblasen	.	.	.	.	.	339	247
1	II	7	Die Stadt im See . . . . .	.	.	.	195	209 f.	.	.
1	II	8	Der Jäger am Mummelsee	I	59	74	.	.	.	.
1	II	14	Die Trauerweibe . . . . .	I	345	445	.	.	.	.

1) Allerlei Geister. Berlin 1848.

2) Sämtliche aus Grimm entlehnten Gedichte bis auf Elerken und Lamissios Kampf mit der Amazonenkönigin finden sich schon dort.

Kopisch			Grimm			Ruhn		Müllenhoff		
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd.	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	II	15	Die Zirkelnüsse . . . . .	I	299	388	.	.	.	.
1	II	21	Die Roggenmühle . . . . .	I	89	146	.	.	.	.
1	II	22	Das Wunder im Kornfeld . . . . .	I	14	19f.	.	.	.	.
1	II	23	Das Schwert im Stein . . . . .	I	184	206	.	.	.	.
1	II	24	Der Dombau zu Bamberg . . . . .	II	477	175	.	.	.	.
1	II	28	Winkelried und der Lindwurm . . . . .	I	217	299	.	.	.	.
1	II	29	Der Käuferturm . . . . .	I	241	328	.	.	.	.
1	II	32	Das Hieselder Nadelöhr . . . . .	I	323	421	.	.	.	.
1	II	33	Der Säntelstein zu Halberstadt . . . . .	I	200	276	.	.	.	.
1	II	34	Der große Krebs im Rohriner See . . . . .	.	.	.	230	246	.	.
1	II	35	Der Burgemeister zu Pferde . . . . .	.	.	.	5	6f.	.	.
1	II	36	Die Mitte der Welt . . . . .	.	.	.	24	26	.	.
1	II	38	Bruder Nidel . . . . .	I	55	70	.	.	.	.
1	II	39	Die Zwerg auf dem Baum . . . . .	I	147	221	.	.	.	.
1	II	40	Der Maulwurf . . . . .	.	.	.	.	.	478	357f.
1	II	41	Hans Jochens Heimweh nach dem Hansjochenwinkel . . . . .	.	.	.	.	23	.	.
1	III	1	Hütchen . . . . .	I	74	103	.	.	Ann.	.
1	III	2	Hütchens Klinglein . . . . .	I	74	102f.	.	.	.	.
1	III	3	Der Klopfer . . . . .	I	76	128	.	.	.	.
1	III	5	Die Öttenbänkissen . . . . .	.	.	.	.	.	383 u.	281 f.
1	III	6	Für den Hausgeist will gesorgt sein . . . . .	.	.	.	.	.	403(x)	294 f.
1	III	7	Die Zwerg in Binneberg . . . . .	.	.	.	.	.	451(x)	337
1	III	8	Die Zwerg in Binneberg . . . . .	.	.	.	.	.	380	280
1	III	8	Das kleine Tümmelbing . . . . .	.	.	.	.	.	255	186 f.
1	III	9	Des kleinen Volkes Überfahrt . . . . .	.	.	.	.	.	.	.
1	III	10	Raspars Köffel . . . . .	.	.	.	.	.	429	317
1	III	12	Better Nidel und der Wassermann . . . . .	I	52	67f.	.	.	391	286 f.
1	III	13	Zeitmoos . . . . .	I	46	58	.	.	.	.
1	III	14	Die Trommelmußt . . . . .	.	.	.	.	.	396	289
1	III	16	Die Ralf dem Riesen half . . . . .	.	.	.	.	.	358	266
1	III	17	Der Regenritt . . . . .	.	.	.	.	.	291	215
1	III	19	Pud . . . . .	.	.	.	.	.	446	381 f.
1	III	23	Der Wassermann . . . . .	I	52	67	.	.	.	.
1	III	24	Rix . . . . .	I	61	78	.	.	.	.
1	III	25	Schligbüchsen . . . . .	I	63	80	.	.	.	.
1	III	26	Der unsichtbare Flöter . . . . .	.	.	.	.	.	450	336
1	III	27	Zerlicht . . . . .	I	276	365	.	.	.	.
1	III	29	Alp . . . . .	I	80	130f.	.	.	.	.
1	III	31	Einaug vor dem Richter . . . . .	.	.	.	.	.	98	87 f.
1	III	32	Der Riese im Sturm . . . . .	.	.	.	.	.	362(i)	270
1	III	34	Stiefel . . . . .	I	77	128	.	.	.	.
1	IV	5	Der starke Labal . . . . .	.	.	.	.	.	374	276
1	IV	6	Der gestrichene Scheffel . . . . .	.	.	.	.	.	414	303

Kopisch			Grimm			Zehn		Müllenhoff		
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd.	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	IV	9	Das lange Pferd . . . . .	.	.	.	.	.	321	233 f.
1	IV	10	Die Lustigen im Nobelkrug	.	.	.	19	23	.	.
1	IV	14	Die Frösche in Schwante .	.	.	.	154	162 f.	.	.
1	IV	15	Das grüne Tier und der Naturkenner . . . . .	.	.	.	.	.	533	539 f.
1	IV	21	Wie Frau Abel sich ein Ei holte . . . . .	.	.	.	.	.	212	155
1	IV	22	Die Hiftörchen . . . . .	.	.	.	.	.	114	96 f.
1	IV	22		.	.	.	.	.	118	96
1	IV	22		.	.	.	.	.	109	93
1	IV	22		.	.	.	.	.	111	94 f.
1	IV	22		.	.	.	.	.	110	94
1	IV	22		.	.	.	.	.	108	92 f.
1	IV	23	Alabautermann . . . . .	.	.	.	.	.	112	95 f.
1	IV	25	Das Haus ohne Treppe .	.	.	.	170	176 f.	.	.
1	IV	26	Der Auseinandersetzungs- geist . . . . .	.	.	.	32	32	.	.
1	IV	29	Favelländische Sage . . . .	.	.	.	130	140	.	.
1	IV	30	Der Kirchturm in Reitum .	.	.	.	.	.	147	116 f.
1	IV	31	Sage vom Gollenberg . . .	.	.	.	92	98	.	.
1	IV	32	Estrommelt unter der Stadt	.	.	.	2	4	.	.
1	IV	33	Focuspocus . . . . .	I	253	341 f.	.	.	.	.
1	IV	36	Die Wahrheit ohne Herberge	.	.	.	.	.	210	154
1	V	6	Der sorglose Müller . . . .	.	.	.	.	.	208	153
2	VI	8	Des Priors Wichmann von Arnstein Wunderthat . . . .	.	.	.	153	160 f.	.	.
2	VI	4	Die Mühle am Arenbsee . . .	.	.	.	41	40 f.	.	.
2	VI	8	Der Geist des Bürger- meisters von Hlensburg . . .	.	.	.	.	.	262(a)	191 f.
2	VI	9	Aufruhr in Stendal . . . .	.	.	.	3	4 f.	.	.
2	VII	3	Esterlen . . . . .	I	78	129	.	.	.	.
3	I	2	Aquiteja . . . . .	II	381	17 f.	.	.	.	.
3	I	3	Gelimer . . . . .	II	375	12 f.	.	.	.	.
3	I	4	Lamissios Kampf mit der Amazonenlbnigin . . . . .	II	392 <sup>b</sup>	377	.	.	.	.
3	I	5	Alboin vor Ticinum . . . .	II	396	36	.	.	.	.
3	I	6	Der Longobarden Grenz- stein . . . . .	II	399 <sup>b</sup>	378	.	.	.	.
3	II	1	Der kleine Grimoald . . . .	II	402	49 f.	.	.	.	.
3	II	3	Frankfurt am Main . . . .	II	449	124	.	.	.	.
3	II	4	Willegis . . . . .	II	468	163 f.	.	.	.	.
3	II	6	Markgraf Friedrich . . . .	II	561	352 f.	.	.	.	.
3	II	7	In Ketten aufhängen . . . .	II	564	356 f.	.	.	.	.
3	II	12	Die Wetterssäule . . . . .	.	.	.	.	.	308	225 f.
3	II	18	Der Fischer von Gotin . . .	.	.	.	129	138 f.	.	.
3	II	15	In Liebe kein Todesgrauen	.	.	.	.	.	.	.
5	II	185	Der Reuter auf grauem Roß	.	.	.	.	.	224	164



Der Dichter verwertet seine Quellen nun in der mannigfachsten Weise. Zuweilen schließt er sich ganz eng an das Gegebene an und hält sich möglichst treu an den Wortlaut der Quelle, so daß wir von einer bloßen Umkehrung der Prosa in Poesie sprechen möchten. In anderen Gedichten entfernt er sich dann wieder weiter von dem gegebenen Stoff, hinzufügend, auslassend, was ihm beliebt, oder richtiger: was sein poetisches Gefühl erheischt. Hier möchte man von einer Bearbeitung der Quelle sprechen. Immer ist es belehrend, dem Dichter zuzuschauen bei der Bereitung der gefundenen Stoffe für seine Zwecke. Zuweilen ist es geradezu erstaunlich, aus wie wenigen der Sage entnommenen Daten kopisch uns die lebensvollsten Bilder hervorzuzaubern versteht, so daß wir solche Dichtungen mit Fug und Recht als freie Schöpfungen im Geiste der Sage ansehen können. Ich gebe im folgenden aus den verschiedenen Quellen charakteristische Beispiele für die mannigfache Art der Quellenbehandlung.

### 1. Kopisch und die Brüder Grimm.

#### A. Umkehrung der Prosa in Poesie.

##### 1, II, Nr. 14.

###### Die Trauerweide.

Laub, Zweig' und Äste läßt die Trauer-  
weide  
Zur Erde hangen, wie vor großem  
Leide.  
Ein stolzer Baum war sie in Jesu  
Lagen,  
Bis man mit ihrem Zweig den Herrn  
geschlagen.  
Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes  
Höhne,  
Da neigete, vor Wehmut, sie die Krone.  
Und kann, vor Schmerz, noch nicht die  
Zweige heben,  
Läßt sie, wie Wind sie wirft, in Lüften  
schweben.

###### Trauer-Weide.

Unser Herr Jesus Christus ward bei  
seiner Kreuzigung mit Äuten gezeißelt,  
die von einem Weidenbaume genommen  
waren. Seit dieser Zeit senkt dieser  
Baum seine Zweige trauernd zur Erde  
und kann sie nicht mehr himmelwärts  
aufrichten. Das ist nun der Trauer-  
Weidenbaum.

Die Verschiedenheiten zwischen Prosa und Poesie, besonders bezüglich der Form des Ausdrucks und der Wortgebung, sind bedingt durch das poetische Genus. Am Stofflichen ist nichts geändert.

Dieselbe Art der Behandlung finden wir bei: Alboin vor Ticinum (3, I, 5), der Longobarden Grenzlein (3, I, 6), Willigis (3, II, 4) und Martgraf Friedrich (3, II, 6).

## B. Bearbeitung der Vorlage.

Die Bearbeitung der Vorlage kann natürlich sehr mannigfach sein. Sie kann eine Kürzung oder Dehnung sein, kann äußerlich und innerlich ändern, sie kann sich auf das Lokal, die Person, die Scenerie beziehen, sie kann auch darauf abzielen, den überlieferten Stoff zu motivieren, ihm eine Pointe, eine Moral anzufügen. Alles, von der leisesten, kaum merklichen bis zur durchgreifendsten Änderung fällt unter den Begriff „Bearbeitung der Vorlage“.

### 1. Kürzung der Vorlage.

3, I, Nr. 3.

Gelimer.

Sage von Gelimer.

Wo ist dein Reich, o Gelimer,  
Das große Bandalenreich?  
Dein Heer, es irrt zerstreut umher:

Zur Zeit, da die Bandalen Afrika besetzt hatten, war in Carthago ein altes Sprichwort unter den Leuten: Daß G. das B., hernach aber B. das G. verfolgen würde. Dieses legte man von Genserich aus, der den Bonifacius, und Belisarius, der den Gelimer überwunden hatte. Dieser Gelimer wäre sogleich gefangen genommen worden, wo sich nicht folgender Umstand zugegetragen hätte. Belisarius beauftragte damit den Johannes, in dessen Gefolge sich Uliares, ein Waffenträger, befand. Uliares er sah ein Vöglein auf einem Baume sitzen und spannte den Bogen; weil er aber in Wein berauscht und seiner Sinne nicht recht mächtig war, fehlte er den Vogel und traf seinen Herrn in den Nacken. Johannes starb an der Wunde,

Wo fliehst du hin so bleich?

und Gelimer hatte Zeit zu fliehen.  
Gelimer entrann

Und als er zu den Maurusiern kam,  
Die hatten nicht Brot nicht Wein:  
Wie man die Ähren vom Felde nahm,  
So mußte die Speise sein.

und langte noch denselben Tag bei den Maurusiern an. b) Brot baden die Mauruser nicht, sie haben keinen Wein und kein Ei, sondern essen, unvernünftigen Tieren gleich, unreifes Korn und Gerste.

Auf einem Berge wohnet' er,  
Da war an Wasser Rot,  
Auch nahete der Griechen Heer  
Und drohte rings mit Tod.

a) Belisarius folgte ihm nach und schloß ihn ganz hinten in Numidien auf einem kleinen Berge ein. So wurde nun Gelimer mitten im Winter hart belagert und litt an allem Lebensunterhalt Mangel<sup>1)</sup>.

1) Die Reihenfolge bei Grimm: a b.

Und einen Boten sandt' er hin  
Zum Feind, als nah er kam,  
Und bat um eine Laute für ihn,

Um ein Brot und einen Schwamm.

Pharas, des Heeres Hüter, fragt:  
„Sonst sprach er nichts dabei? —  
Er soll sie haben, aber sagt:  
Wozu will er die drei?“ —

„Das Brot will essen Selimer,  
Weil keines er gesehn,  
Seitdem mit wunden Füßen er  
In die Berge mußte gehn.

Den Schwamm mit Wasser will er, dann  
Zu waschen die Augen sein,  
Es kam schon lange kein Wasser dran  
Als seine Thränen allein.

Die Laute soll ein Trost ihm sein  
In dieser schweren Zeit,  
Drauf will er spielen und singen darein  
Ein Lied von seinem Leid!“

Eine ähnliche Behandlung erfuhr die Vorlage der Gedichte: *Alp* (1, III, 29), der *kleine Grimmoald* (3, II, 1). Der Dichter wählt sich das aus, was für seinen Zweck paßt und läßt die anderen Data der Sage unberücksichtigt.

## 2. Erweiterung der Vorlage.

### a) Äußere Erweiterung durch Zusatz.

3, I, Nr. 2.

Aquileja.

Aquileja, Aquileja wurde viel berannt  
Von den Hunnen im Sturme: doch  
Aquileja stand.

Da wurden die Hunnen endlich sturm-  
müß und wollten fort;  
Doch Attila ihr König ritt um die  
Mauern dort

Und sah, wie die Störche zogen, von  
der Stadt hergewandt,  
Und wie sie die Jungen trugen aus der  
Stadt über Land!

Da rief er zu seinem Heere: „Schaut  
zu den Giebeln dort,  
Von allen Genisten ziehen die weisen  
Vögel fort!“

Da schrieb der Bandalenkönig einen  
Brief an Pharas, Hüter des grie-  
chischen Heeres, und bat um drei  
Dinge: eine Laute, ein Brot und einen  
Schwamm.

Pharas fragte den Boten: warum das?

Der Bote antwortete: „Das Brot  
will Selimer essen, weil er keines ge-  
sehen hat, seit er auf dieses Gebirge stieg;

mit dem Schwamm will er seine roten  
Augen waschen, die er die Zeit über  
nicht gewaschen hat;

auf der Laute will er ein Lied spielen  
und seinen Jammer beweinen.“

Pharas aber erbarmte sich des Königs  
und sandte ihm die Bedürfnisse.

Die Störche.

Als Attila schon lange die Stadt  
Aquileja belagerte und die Römer hart-  
näckig widerstanden, fing sein Heer an  
zu murren und wollte von dannen  
ziehen. Da geschah es, daß der König  
im Zweifel, ob er das Lager aufheben  
oder noch länger harren sollte, um die  
Mauern der Stadt her wandelte und  
sah, wie die Störche, welche in den  
Giebeln der Häuser nisteten, ihre Jungen  
aus der Stadt trugen und gegen ihre  
Gewohnheit auswärts ins Land schlep-  
ten. Attila, als ein weiser Mann, rief  
seinen Leuten und sprach: „Seht, diese  
Vögel, die der Zukunft kundig sind,

Sie wissen, wie bald in Flammen  
hinuntersinkt die Stadt;  
Drum auf zu neuem Sturme, wer Händ  
und Füße hat!“

Da flogen die Feuerpfeile, da rannten  
die Widder an,  
Und von den Mauern stürzten die  
Erämmer — nicht dann und wann,

Rein immer, vom Hunnensturme, waukte  
die ganze Stadt,  
Als wie ein Schiff im Meere, das keine  
Segel hat.

Aquileja, Aquileja wurde nun so be-  
rannt,  
Daß man nichts als die Stätte und  
nicht die Stätte fand.

Doch brach erst eine Schar noch des  
Volkes da hervor,  
Die sich im Meer zur Wohnung eine  
Insel auserkor:

Die Hunnen konnten nicht segeln, da  
blüht' empor die Stadt,  
Die jezt den Namen Venedig und  
Ruhm und Ehren hat.

verlassen die bald untergehende Stadt  
und die einstürzenden Häuser!“

Da schöpfte das Heer neuen Mut,  
und sie

bauten Werkzeuge und Mauerbrecher;

Aquileja fiel im Sturm und ging in  
den Flammen auf;

diese Stadt wurde so verheert, daß  
kaum die Spuren übrig blieben, wo sie  
gestanden hatte.

Wie der Dichter uns hier Trost gewährt dadurch, daß er uns einen  
Ausblick thun läßt auf das Wiedererstehen Aquilejas in Venedig — und  
ohne diesen Ausblick hätte dieses Gedicht kaum Berechtigung —, so weist  
er in dem Gedichte: Frankfurt am Main (3, II, 8) hin auf die Bedeutung  
Frankfurts als Krönungsstadt der deutschen Kaiser.

b) **Außere Erweiterung durch breitere Ausführung  
des Gegebenen.**

1, III, Nr. 24.

Riz.

„Riz in der Grube,  
Du bist ein böser Bube,  
Wäsch dir deine Weinchen  
Mit roten Ziegelsteinchen.  
Wäsch dir deine Weinchen  
Mit roten Ziegelsteinchen,  
Laß die Schuppen gehen,  
Die dir so gräulich stehen.

Wasser-Recht.

Folgenden Kinderreim hat man:  
Riz in der Grube,  
du bist ein böser Bube,  
wäsch dir deine Weinchen  
mit roten Ziegelsteinchen!°)

Nix bleibe steden,  
 Thu mit den Zähnen<sup>1)</sup> bleden:  
 Ich bin hier am Lande  
 Und gehe nicht zum Rande.

Kindern, die baden wollen und am  
 Ufer stehen, rufen die Eltern in Fessen  
 warnend zu: „Der Nöden möchte dich  
 hineinziehen!“<sup>b)</sup>

Nix in der Grube,  
 Du bist ein böser Dube,  
 Tanze mit den Fischen:  
 Mich sollst du nicht ertwischen!“

Man erzählt, daß die Nixen vorher  
 auf dem Wasser zu tanzen pflegen,  
 wann einer ertrinken wird.<sup>a)</sup>

Der Dichter hat den neckenden Kinderreim erweitert durch Data, die seine Quelle ihm an die Hand gab. Der Ton der folgenden Strophen mußte dem der ersten entsprechen. Strophe 2 ergibt sich aus der Frage, warum der Nix seine Weine waschen soll. Das Bleden mit den Zähnen ist die Antwort des Nixen auf die Neckerei. Aber der Reder hütet sich, in seinen Bereich zu kommen, so daß der Nix ihn nicht ertwischen kann.

In ähnlicher Weise verfuhr der Dichter bei den Gedichten: Roggenmuhme (1, II, 21), Lamiffios Kampf mit der Amazonenkönigin (3, I, 4) und Eterken (2, VII, 8). Das letzte Gedicht ist ein ganz besonders glänzendes Beispiel dafür, wie vortrefflich Kopisch es verstand, aus trockenen Daten ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern.

2, VII, Nr. 3.

Eterken.

Die Deut' in Elten und Emmerich  
 Sind froh ganz über die Maßen:  
 Denn Eterken ist nun sicherlich  
 Hinweg nach andern Straßen.  
 Das war ein Kobold und ein Bicht,  
 Zupfte alle bei den Höpfen,  
 Mit Äpfeln und Nüssen warf es nicht,  
 Doch Feigen nach allen Köpfen.  
 Fuhr einer mit einem neuen Pferd,  
 So gab es ihm zu niesen:  
 Rad! lag der Wagen umgekehrt,  
 Alles oben mit den Füßen.  
 Der Burgemeister ritt gar stolz:  
 Puff! plakte da der Sattel,  
 Puff! lag er unten wie ein Holz,  
 Puff! hatt' er eine Dattel.

Eterken.

Bei dem Dorfe Elten, eine halbe  
 Meile von Emmerich im Herzogtum  
 Cleve, war ein Geist, den die gemeinen  
 Leute Eterken (Eichhörnchen) zu nennen  
 pflegten. Es sprang auf der Landstraße  
 umher und neckte und plagte die Reisen-  
 den auf alle Weise. Etsliche schlug es,

b) anderen lehrte er Karrn und Wagen  
 unterst zu oberst,

a) andere warj er von den Pferden ab.<sup>3)</sup>

1) Gedichte (1886): Zähnen.  
 2) Die Reihenfolge bei Grimm ist a b c.  
 3) Reihenfolge bei Grimm: a b.

Von Elerken war nur die Hand,  
Sonnst gar nichts zu entdecken;  
Die fuhr herauf, herab gewandt,  
Klipp, Klapp! in alle Ecken.

Man sah aber mit Augen von ihm  
nichts, als eine menschlich gestaltete Hand.

Die Wandrer duckten sich von fern,  
Ersahn sie nur die Straße;  
Das sah klein Elerken nicht gern:  
Rums! lagen sie im Grase.

Wie man's auch machte, war's nicht recht;  
Holt' einer Rat vom andern,  
So ging es ihm doch wieder schlecht,  
Es war ein schlimmes Wandern!

Man sieht, das Gedicht verhält sich zu der Prosa wie eine entfaltete Blume zu seiner Knospe; alles Wesentliche ist bei Grimm gegeben, und doch — was hat der Dichter daraus gemacht! Eins findet sich jedoch im Gedicht, was wesentlich neu und vom Dichter zur lebensvolleren Gestaltung hinzugefügt ist, das ist die Person des Bürgermeisters. Hierdurch nähert sich unser Gedicht denjenigen Gedichten, bei denen der Dichter aus poetischen Gründen absichtliche Änderungen an seiner Quelle vorgenommen hat.

### 3. Umgestaltung der Vorlage.

#### a) Äußere Umgestaltung betreffs des Ganges der Handlung, des Lokals, der Personen.

1, II, Nr. 22.

##### Das Wunder im Kornfeld.

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,  
Kings um sie woget das blühende Korn...  
Und wie Herr Attriich herniedererschaut,  
Da liegt im Wege ein lieblich Kind,  
Von Blumen umwölbt, die sind betaut,  
Und mit den Loden spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „Heb auf das  
Kind!“ —

Absteigt der Knecht und langt geschwind:  
„D, welch ein Wunder! — Kommt  
daher!

Denn ich allein erhebe es nicht.“ —  
Absteigt der Ritter, es ist zu schwer:  
Sie heben es alle beide nicht!

##### Das schwere Kind.

Im Jahre 1686 am 8. Juni erblickten zwei Edelleute auf dem Wege nach Chur in der Schweiz an einem Busch ein kleines Kind liegen, das in Linnen eingewickelt war.

Der eine hatte Mitleiden, hieß seinen Diener absteigen und das Kind aufheben, damit man es ins nächste Dorf mitnehmen und Sorge für es tragen könnte. Als dieser abgestiegen war, das Kind angefaßt hatte und aufheben wollte, war er es nicht vermögend. Die zwei Edelleute verwunderten sich hierüber und

„Komm Schäfer!“ — sie erhebens nicht!  
 „Komm Bauer!“ — sie erhebens nicht!  
 Sie riesen jeden, der da war,  
 Und jeder hilft: — sie hebens nicht!  
 Sie stehn umher, die ganze Schar  
 Ruft: „Welch ein Wunder, wir hebens  
 nicht!“

befahlen dem andern Diener, auch ab-  
 zusitzen und zu helfen. Aber beide mit  
 gesamter Hand waren nicht so mächtig,  
 es nur von der Stelle zu rücken. Nach-  
 dem sie es lange versucht, hin und her  
 gehoben und gezogen,

Und das holdselige Kind beginnt:  
 „Laßt ruhen mich in Sonn' und Wind:  
 Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,  
 Daß keine Schauer den Segen laßt:  
 Die Reben tropfen von Moste klar,  
 Die Bäume brechen von ihrer Laßt!

hat das Kind anfangen zu sprechen und  
 gesagt: „Laßt mich liegen, denn ihr  
 könnt mich doch nicht von der Erde  
 wegbringen. Das aber will ich euch  
 sagen, daß dies ein köstliches und frucht-  
 bares Jahr sein wird, aber wenig Men-  
 schen werden es erleben.“

„Hoch wächst das Gras vom Morgentau,  
 Von Zwillingskälbern hüpfst die Au;  
 Von Milch wird jede Gölte naß,  
 Hat jeder Arm' genug im Land.  
 Auf lange füllt sich jedes Faß!“  
 So sang das Kind da und — verschwand.

Sobald es diese Worte ausgerebet  
 hatte, verschwand es.

Die Änderungen, die Kopisch an seiner Vorlage vorgenommen hat, erklären sich fast von selbst. Zeit und Ort kommt für den Zweck des Dichters nicht in Betracht;<sup>1)</sup> statt zweier Ritter genügt ihm einer. Die Änderung des Lokals ist höchst wahrscheinlich deshalb vorgenommen, weil es poetischer ist, wenn das Kind inmitten der heranreisenden Frucht das fruchtbare Jahr voraussagt, als unter einem Busch am Wege. Die Einführung des Schäfers, des Bauern, der ganzen Schar erhöht die Größe des Wunders, die Ausmalung der ungeheuern Fruchtbarkeit macht dem Leser diese anschaulicher. Die Angabe der Quelle, daß wenige Menschen dies erleben würden, ließ der Dichter als für seinen Zweck nicht passend unberücksichtigt.

Eine ähnliche Behandlung erfuhr die Vorlage des Gedichtes: Bruder Nidel am unheimlichen See auf Nügen (I, II, 88). Am Sinne der Vorlage ist nichts geändert. Die meisten Änderungen des Dichters dienen dazu, das Unheimliche und Wunderbare noch zu erhöhen.

1) Übrigens hat Kopisch den Namen ‚Attich‘, sowie das Wort ‚Gölte‘ (= Kübel) doch wohl gewählt, weil die Geschichte sich nach der Quelle in der Schweiz zutrug.

b) Innere Umgestaltung der Vorlage durch Hinzufügung einer Pointe oder Moral.

Den Übergang von der vorhergehenden Klasse zu dieser veranschaulicht recht gut

1, IV, Nr. 33.

*Focuspocus.*

Fest hängen.

Ein Gaukler *Focuspocus* hieß,  
Zu Magdeburg sich sehen ließ,  
Er zeigte manch ein gutes Stück,  
Sein schwarzes Kößlein bracht ihm  
Glück.

Biel nahm er ein, doch klagt er sehr:  
Es wär zu wenig, er brauchte mehr!  
Und rief: Fort aus der armen Gruft!  
Und warf ein Seil in die blaue Luft.

Dran lief sein schwarzes Roß hinauf,  
Er packt' es am Schwanz im vollen  
Lauf,

Den Mann sein Weib am linken Bein,  
Das Weib die Magd am Rödelein.

So flogen die dreie hinterdrein:  
Das gab ein Lärmen, das gab ein  
Schrein!

Nir aber erzählt Großmutter mein,  
Sie sollen in der Luft verhungert sein!

Zu Magdeburg war zu einer Zeit ein seltsamer Zauberer, welcher in Gegenwart einer Menge Zuschauer, von denen er ein großes Geld gehoben, ein wunderkleines Kößlein, das im Ring herumtanzte, zeigte und, wenn sich das Spiel dem Ende näherte, klagte, wie er bei der undankbaren Welt so gar nichts Nuzes schaffen könnte, dieweil jedermann so karg wäre, daß er sich Bettelns kaum erwehren möchte. Deshalb wollte er von ihnen Urlaub nehmen und den allernächsten Weg gen Himmel, ob vielleicht seine Sache daselbst besser würde, fahren. Und als er diese Worte gesprochen, warf er ein Seil in die Höhe, welchem das Kößlein ohne allen Verzug stracks nachfuhr, der Zauberer erwischte es beim Wadel, seine Frau ihn bei den Füßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, also daß sie alle, als wären sie zusammengeschmiedet, nacheinander ob sich dahinfuhren. Als nun das Volk da stand, das Maul offen hatte und dieser Sache, wie wohl zu gedenken, erstaunt war, kam ohn alle Gefahr ein Bürger daher, welchem, als er fragte, was sie da stünden, geantwortet ward, der Gaukler wäre mit dem Kößlein in die Luft gefahren. Darauf er berichtete, er habe ihn eben zu gegen seiner Herberge gesehen daher gehen.

Der Dichter hat die Umgestaltung der Handlung meiner Meinung nach deshalb unternommen, um die Bestrafung des Unzufriedenen vor Augen zu führen. Die Sucht nach größerem Gewinn wird ihm zum Verderben. So schafft der Dichter durch die Änderung seiner Vorlage ein Gedicht von symbolischer Bedeutung. Man sieht, daß es von hier aus bis zum Anfügen einer Pointe oder Moral nur eines ganz kleinen Schrittes bedarf; man braucht eben nur die allgemeine Formel für den besondern Fall zu suchen, wie dies in den folgenden Gedichten geschehen ist.



## 1, II, Nr. 32.

## Das Hlesfelder Nadelöhr.

Bei Hlesfeld da liegt ein Stein,  
 Hat durch und durch ein Ohr:  
 Damit ist ein Brauch, der ist nicht fein,  
 Und erluftigt doch sehr.  
 Der Amtmann will, er soll nicht sein;  
 Allein was hilft ihm Drohn und Schrein?

Kaum fährt ein neuer Knecht ins Holz,  
 Flugs greifen die andern ihn,  
 Er muß sich, sei er noch so stolz,  
 Durch dieses Ohr bemühen.  
 Er kriecht, sie haun, und schreit der  
 Knecht,  
 So ist's den andern eben recht.

Kauft er sich aber los mit Geld,  
 So braucht er nicht erst hinein;  
 Doch thut er's nicht, so muß der Held  
 Dreimal so durch den Stein.  
 Dann ist er ein gemachter Mann,  
 Der andre wieder haun kann! —

Sucht man in diesem Stück Moral,  
 So sucht man sich nicht tot:  
 Es geht damit wie überall,  
 Wer reich ist, wehret Not.  
 Beim Nadelöhr zu Hlesfeld,  
 Kommt man vorbei mit barem Geld. —

Allein es kommt ein ander Ohr,  
 Das enger ist wie das,  
 Da drohen andre Knechte sehr,  
 Und wehret kein Geld dem Spaß.  
 Wer da nicht durch kann, bleibt in Pein,  
 Und sollt' es auch ein König sein.

Dieses Gedicht hat eine doppelte Moral. Wie Kopisch zur ersten kam, ist leicht zu sehen; aber auch die zweite liegt nicht so fern. Das „Nadelöhr“ erinnerte an das Wort des Herrn (Matth. 19, 24): „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein

## Das Hlesfelder Nadelöhr.

Bei dem Kloster Hlesfeld, zur linken Hand gleich bei dem Harzjahwege, steht aus einem hohen Berg ein harter Stein hervor, der in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat. b) Die Obrigkeit hat diese Sitte schon mehrmals bei ziemlicher Strafe, aber fruchtlos verboten, und der Knecht, der sich dem Brauch entziehen will, hat vor seinen Kameraden keinen Frieden und wird nicht bei ihnen gelitten.

a) Alle Knechte aus Nordhausen und den umliegenden Orten, wann sie das erste Mal in den Harzwald hinter Hlesfeld nach Brennholz fahren, müssen durch dieses Nadelöhr dreimal kriechen, mit großer Mühe und Beschwerde, und werden beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden dazu mit Peitschenstielen tapfer abgeschlagen. Sollen sie die Kurzwel nicht ausstehen, so müssen sie sich mit Gelde loskaufen.<sup>1)</sup>

1) Reihenfolge bei Grimm: a b.

Reicher ins Himmelreich komme“, und dieses Schriftwort rief das andere wach (Matth. 7, 13 flg.) von der „engen Pforte, die zum Leben führt“.

Ein zweites Gedicht mit angehängter Moral ist: der Süntelstein zu Halberstadt (1, II, 33)<sup>1)</sup>; ja hier hat der Dichter außer der Moral noch eine Pointe hinzugefügt.

### c) Innere Umgestaltung der Vorlage bezwecks besserer Motivierung.

Derartige Änderungen sind zum Teil kaum merklich, zum Teil jedoch sehr in die Augen fallend. Man muß hier wie dort stets den sichern Takt des Dichters bewundern.

#### 1, II, Nr. 39.

Die Zwerge auf dem Baum.

Sonst wimmelte das Haslithal  
Von niedlichen Zwergen überall,  
Die halfen im Felde, die halfen im Wald,  
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.  
Sagt an, ihr Leute, was ist geschehn?  
Es läßt sich keiner mehr da sehn!

Was ist geschehn? — Ein böser Streich.  
Sie wurden verlacht, — da flohn sie gleich.  
Sie huchsteten so gern auf den Ahornbaum  
Und träumten da nidend den Mittags-  
traum:

Da sägt ein Schelm den Ast entzwei,  
Wo sie neulich geseßen in einer Reih.

Und nun, den andern Mittag drauf,  
Sucht wieder das Zwergleinvolk hinauf:  
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,  
Es war jedwedem sein Stirnlein naß.  
Und wie sie sich trocknen, so bricht der Ast,  
Zersägt wie er war, von der vielen Last.

Die Zwerge auf dem Baum.

(Mündlich aus dem Haslithal.)

Des Sommers kam die Schar der  
Zwerge häufig aus den Flüssen herab  
ins Thal und gesellte sich entweder hilf-  
reich oder doch zuschauend den arbeiten-  
den Menschen, namentlich zu den Rädern  
im Heuet.

Da setzten sie sich denn wohl ver-  
gnügt auf den langen Ast eines Ahorns  
ins schattige Laub.

Einmal aber kamen boshafte Leute  
und sägten bei Nacht den Ast durch, daß  
er bloß noch schwach am Stamme hieft,

und als die sorglosen Geschöpfe sich am  
Morgen darauf niederließen, krachte  
der Ast vollends entzwei,

1) Bei Grimm trägt die Vorlage den Namen „Lügenstein“. Warum Kopisch diesen Namen in „Süntelstein“ verwandelt hat, mag sich daraus erklären, daß die vorhergehende Geschichte bei Grimm vom „Süntelstein zu Osabrück“ handelt, der vom Teufel durch die Luft geführt sei. Kopisch nahm vielleicht „Süntelstein“ als Appellativum, im Sinne: „Stein, den der Teufel hergeführt hat“.

Sie purzeln herunter, und alles lacht.  
Da haben sie sich davon gemacht.  
„O Himmel, wie bist du hoch überall,  
Wie groß ist die Untreu im Haslithal!“  
So riefen sie aus und schrien sehr:  
„Einmal hieher und nimmermehr!“

die Zwerge stürzten auf den Grund,  
wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig  
und schriegen:

O wie ist der Himmel so hoch  
und die Untreu' so groß!  
heut hierher und nimmermehr!

Sie hielten Wort und ließen sich im  
Lande niemals wiedersehen.

Kopisch hat nur wenig an seiner Vorlage geändert, aber dieses auch mit Meisterschaft. — Um die Untreue gegen die Zwerglein größer erscheinen zu lassen, verlegt der Dichter den Vorfall vom Morgen auf den Mittag. Die Zwerge haben sich in Schweiß gearbeitet für die Menschen, wollen den verdienten Mittagschlummer genießen und werden nun von den Menschen so schändlich betrogen. Aus diesem Grunde kann auch der Dichter die Angabe der Quelle, daß die Zwerge zuweilen der Arbeit der Menschen nur zuschauen, nicht gebrauchen; er muß sie durchaus als die hilfreichen Diener der Menschen hinstellen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich machen bei den Gedichten: Die Zirkelnüsse (1, II, 15)<sup>1)</sup>, Winkelried und der Lindwurm (1, II, 28), In Ketten aufhängen (3, II, 7). Durchgreifender sind die inneren Änderungen bei dem Gedicht: Der Jäger am Rummelsee (1, II, 8).

1, II, Nr. 8.

Der Jäger am Rummelsee.

Der Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh,  
Verdrießlich geht er am Rummelsee. —

„Was sitzt am Ufer? — ein Waldmännlein.  
Mit Golbe spielt es im Abendhschein!“ —

Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein  
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist  
mein!“

Das Männlein aber taucht unter gut, —  
Der Schuß geht über die Rummelsflut!

„Ho, ho, du toller Jägersmann,  
Schieß' du auf — was man treffen kann!

Geschenkt hätt' ich dir all' das Gold,  
Du aber haßt's mit Gewalt gewollt!

Rummel-See.

Ein Schuß hat im Vorübergehen

ein Waldmännlein darauf sitzen sehen,  
den Schoß voll Gold und damit spielend;  
als er darauf Feuer geben wollen,

so hat es sich niedergetaucht

und bald gerufen:

Wenn er es gebeten, so hätte es ihn  
leicht reich gemacht,

1) In dieses Gedicht hat sich in der Ausgabe von Bötticher (Berlin 1856) ein Fehler eingeschlichen. Statt: „dem Herrn“ steht in der Ausgabe von 1836: „den Herrn“. Bei Grimm heißt es, die Knechte seien von der Meisterschaft (= Herrschaft) verwünscht worden. Vliest man den Singular, könnte man versucht sein, an Gott zu denken.

Drum troll' dich mit lebiger Tasche nach  
Haus,  
Ihr Hirschelein tanzet, sein Pulver ist  
aus!"

so aber er und seine Nachkommen in  
Armut verbleiben müßten.

Da springen ihm Häselein über das Bein,  
Und lachend umflattern ihn Lachtkübelein.

Und Elstern stibitzen ihm Brot aus dem  
Sack

Mit Schabernad, husch, und mit Gid  
und mit Gad,

Und flattern zur Liebsten und singen  
ums Haus:

„Leer kommt er, leer kommt er, sein  
Pulver ist aus.“

Dieses Gedicht enthält außer durchgreifenden innerlichen auch äußerliche Änderungen (z. B. betreffs der Handlung) und gehört daher eigentlich schon zu der folgenden Klasse, die sowohl äußerliche als innerliche Änderungen der Vorlage aufweist.

#### d) Äußerliche und innerliche Umgestaltung der Vorlage.

##### 1, III, Nr. 2.

###### Hütchens Ringlein.

Das Hütchen wollt' im Garten herum  
spazieren gehn,

Da sah es mit einem Buche einen dicken  
Pfaffen stehn,

Der war wie Stroh so dumm  
Und hing das Maul so trumm!  
Da zupft er ihn am Schopfe:  
„Was hast du denn im Kopfe?“

— „Ach, sprach der Pfaff, ich soll da  
zur Kirchenversammlung gehn,  
Lateinisch disputieren und thu kein  
Wort verstehn!

Mich hat man ausgewählt,  
Der nicht bis dreie zählt!  
Ich weiß vor Angst und Bangen  
Nicht, wo ich soll anfangen.“ —

„Getroft du großer Esel“, sprach Hüt-  
chen, das kleine Ding,  
„Da — nimm, von Lorbeerfringeln, den  
Firtlesanzering,

###### Hütchen.

Zu einer Zeit befand sich zu Hildes-  
heim ein Geistlicher,

welcher sehr wenig gelernt hatte.

Diesem traf die Reihe, daß er zu  
einer Kirchenversammlung von der  
übrigen Geistlichkeit sollte verschiedt wer-  
den, aber er fürchtete sich, daß er in  
einer so ansehnlichen Versammlung durch  
seine Unwissenheit Schimpf einlegen  
möchte.

Hütchen half ihm aus der Not und  
gab ihm einen Ring, der von Lorbeer-  
laub und andern Dingen geflochten  
war,

Den steck dir an, so schafft  
 Er Weisheit dir und Kraft:  
 Du siegst an jedem Orte  
 Mit jedem deiner Worte!“ —

Das Pfäfflein nahm das Klinglein und  
 sagte zierlich Dank,  
 Und fand sodann kein Klügeres im Saal,  
 auf keiner Bank.

Er war im Herzen froh,  
 Und sprach wie Cicero,  
 Citierte, disputierte,  
 Bis keiner mehr sich rührte!

Ach! liebe doch das Hütchen in der  
 ganzen Welt herum  
 Und schenkte solche Klinglein an jeden,  
 der da dumm!

Ach, aus Verlegenheit  
 Hülf' es gar manchem heut!  
 Komm Hütchen, liebes Dinglein,  
 Bring tausend solche Klinglein! —

Eine ähnliche Art der Behandlung zeigen: Das Schwert im Stein (1, II, 23), der Dömbau zu Bamberg (1, II, 24), der Mäuseturm (1, II, 29), der Klopfer (1, III, 3), Irrlicht (1, III, 27). Das Gedicht: Better Michel und der Wassermann (1, III, 12) zeigt am besten alle möglichen Arten der Änderung der Vorlage beisammen.

1, III, Nr. 12.

Better Michel und der Wasser-  
 mann.

Better Michel hatte dem Wassermann,  
 Ich weiß nicht was verschafft;  
 Da wurden sie einig und tranken dann  
 Zusammen Bräderschaft. —  
 „Die Bräderschaft mit dem Wassermann,  
 Wer weiß, wozu die gut sein kann?“ —

Sie aßen an einem runden Tisch  
 Und tranken fröhlich Wein:  
 „Bruder Michel, hast du Lust zu Fisch,  
 Kannst du mein Säckchen sein.“ —

„Fischeßen mit dem Wassermann,  
 „Wer weiß, wozu das gut sein kann?“

und machte dadurch diesen Gefandten  
 dermaßen gelehrt und auf eine gewisse  
 Zeit berecht, daß sich auf der Kirchen-  
 versammlung jedermann über ihn ver-  
 wunderte und ihn zu den berühmtesten  
 Rednern zählte.

Der Wassermann und der Bauer.

Einmal lebte der Wassermann in  
 guter Nachbarschaft mit einem Bauer,  
 der unweit des Sees wohnte, besuchte  
 ihn manchmal

und bat endlich, daß der Bauer ihn eben-  
 falls unten in seinem Gehäus besuchen  
 möchte.

Der Bauer thats und ging mit.

Better Michel ging mit ihm hinab  
 In Wassermannes Haus.  
 Er merkte den Weg sich gut hinab,  
 Das Haus sah gläsern aus.  
 Er geht hinein mit dem Wassermann:  
 „Wer weiß, wozu das gut sein kann?“ —

Sie aßen gut, sie tranken gut,  
 Der Wassermann war dumm,  
 Better Michel hatte guten Mut:  
 „Komm, führ mich im Haus herum!“ —  
 Da führt ihn herum der Wassermann:  
 „Wer weiß, wozu das gut sein kann?“

Und wie sie Trepp' auf und nieder gehn,  
 Sieht Michel Topf an Topf  
 Gestülpt in einer Kammer stehn  
 Und schüttelt mit dem Kopf:  
 „Wöcht wissen, was dir Wassermann  
 So vieles Topfzeug nützen kann?“

Da sprach er: „Unter den Töpfen sind —  
 Und lachte sich in die Hand —  
 Die Seelen von allerlei Menschentind,  
 Das Tod im Wasser fand.“ —  
 Better Michel denkt: „Herr Wassermann,  
 Ich weiß, wozu das gut sein kann!“

Und wie darauf ein andermal  
 Verreißt der Wassermann,  
 Steigt Michel hinunter und schleicht im  
 Saal  
 Zur Kammer sink hinan. —  
 „Die Bräderschaft mit dem Wassermann,  
 Nun weiß ich, wozu sie gut sein kann!“

Better Michel stülpt alle Töpfe um:  
 „Die Raß ist nicht zu Haus!“ . . .  
 Die Seelen saßen so lange krumm,  
 Husch, Husch, wie flogen sie aus!  
 „Lauf Michel, eh der Wassermann  
 Am Krippe dich ertwischen kann!“

Doch Michel stülpt unter jeden Topf  
 Erst je einen andern Fisch,  
 Dann läuft er heim über Hals und Kopf:  
 „Frau, Frau, sink deck den Tisch!  
 Bald kommt, bald kommt der Wasser-  
 mann,  
 Wer weiß, was dann passieren kann!“ —

Da war unten im Wasser alles, wie  
 in einem prächtigen Palast auf Erden,  
 Zimmer, Säle und Kammern voll man-  
 cherlei Reichtum und Herrat. Der Wasser-  
 mann führte den Gast aller Enden um-  
 her und wies ihm jedes,

endlich gelangten sie in ein kleines Stüb-  
 chen, wo viele neue Töpfe umgelehrt,  
 die Öffnung bodenwärts, standen. Der  
 Bauer fragte, was das doch wäre?

„Das sind die Seelen der Er-  
 trunkenen, die hebe ich unter den Töpfen  
 auf und halte sie damit fest, daß sie  
 nicht entweichen können.“ Der Bauer  
 schwieg still und kam hernach wieder  
 heraus ans Land.

Das Ding mit den Seelen wurmte  
 ihn aber lange Zeit, und er paßte dem  
 Wassermann auf, daß er einmal aus-  
 gegangen sein würde. Als das geschah,  
 hatte der Bauer den rechten Weg hin-  
 unter sich wohl gemerkt, stieg in das  
 Wasserhaus und fand auch jenes Stüb-  
 chen glücklich wieder;

da war er her, stülpte alle Töpfe um,  
 einen nach dem andern, alsbald stiegen  
 die Seelen der ertrunkenen Menschen  
 hinauf in die Höhe aus dem Wasser und  
 wurden wieder erlöst.

— Da kommt der Wassermann zurück,  
Und läuft zur Kammer hin,  
Er klopft an jeden Topf: tück, tück!  
„Klein Seelchen, bist du drin?“ —  
Da schlagen die Fische, der Wassermann  
Weiß nicht, was das bedeuten kann. —

Nun läßt er einen Topf — da schlüpft  
Ein Aal hervor! wusch, wisch!  
Und wie einen andern Topf er läßt,  
Kommt immer ein andrer Fisch! —  
Hei! wie erboßt's den Wassermann:  
„Wer weiß, wozu das gut sein kann?“

„Fort Fische, fort aus meinem Haus!  
Ihr freßt mir die Seelen weg,  
Ich werf euch alle zum Teich hinaus!“  
Better Michel läuft zum Steg:  
„Wirf alle heraus, Herr Wassermann,  
Damit ich sie kochen und braten kann.“

Hei, hei, was wirft der Wassermann  
Für Fisch' aus seinem Teich!  
Better Michel fällt alle Zuber an:  
„Frau, Frau, wir werden reich!  
Lob' immerzu, Herr Wassermann,  
Wir wissen, wozu es gut sein kann!“

Dieses Gedicht, dessen letzter Teil vom Dichter frei hinzuerfunden ist, vermittelt den Übergang zur folgenden Klasse.

### C. Freie Schöpfung im Rahmen der Sage.

#### 1, III, Nr. 23.

##### Der Wassermann.

Es fanden drei Mädchen am tiefen Teich,  
Der Wassermann maß die Bänder gleich:  
„Ihr Mädchen, wollt ihr Bändchen?  
So langet nach den Endchen!“ —

„O Wassermann in kühler Flut,  
Hast grünen Hut und falschen Mut;  
Du willst uns nur belügen,  
Belügen und betrügen!“ —

Er lachte; da sah man die Zähne grün:  
„Die Schönste von euch ist stolz und lähn,  
Seht doch die vielen Bändchen  
Pupst euch ein hübsches Endchen!“

##### Der Wassermann und der Bauer.

c) Er zeigt sich den Mädchen, wenn sie  
am Teich vorübergehen, mißt Band  
aus und wirft's ihnen zu.

b) Auch trägt er grünen Hut.

a) Der Wassermann schaut wie ein  
anderer Mensch, nur daß, wenn er den  
Mund bleedt, man ihm seine grüne Zähne  
sieht.<sup>1)</sup>

1) Die Reihenfolge bei Grimm: a b c.

„Er mißt die Bänder, weiß und grün,  
 Er will uns in das Wasser ziehn!“ —  
 O Mädchen, langt nur munter,  
 Die Schönste zieh' ich nicht unter!“

Da langten sie all, es rauscht die Flut,  
 Die Bänder werden so rot wie Blut.  
 Der Wassermann ist schnelle:  
 Die Mädchen sind unter der Welle!

Was mögen sie wohl da unten thun? —  
 Sie müssen beim Schuppenmanne ruhn,  
 Sie müssen ihm braten und kochen  
 Sieben Walfische alle Wochen.

In gleicher Weise können wir von freien Schöpfungen reden bei den Gedichten: Hütchen (1, III, 1), Zeitelmoos (1, III, 13), Schlitzhörchen (1, I, 25), Stiefel (1, I, 34).

Das bekannteste Gedicht von Kopisch „Die Heinzelmännchen“ (1, III, 4) halte ich für eine ganz freie Schöpfung des Dichters im Geiste der Sage. Den Namen scheint er aus Grimm I, 75 S. 103 (Heinzelmann) entlehnt zu haben. So bilden gewissermaßen „die Heinzelmännchen“ das Gegenstück zu der „Trauerweide“; hier haben wir Umkehrung der Prosa in Poesie, dort ganz freie Schöpfung im Geiste der Sage. Welch eine Mannichfaltigkeit in der Behandlung der Vorlage liegt zwischen diesen beiden Extremen! Am häufigsten sehen wir den Dichter seine Vorlage erst für seine Zwecke bearbeiten, bald ganz leise und kaum merklich, bald durchgreifend und gänzlich umgestaltend. Ganz selten begnügt sich Kopisch mit Umkehrung der Prosa in Poesie. Das liegt in der Natur seiner Quelle begründet. Die Sagen der Brüder Grimm sind zumeist Auszüge aus Chroniken u. dergl. Daraus erklärt sich der meist ganz knapp berichtende Stil. Auch die mündlichen Berichte sind mit großer Knappheit und Kürze, ja man möchte sagen: Trockenheit, abgefaßt. So konnte sich der Dichter in den wenigsten Fällen für seine Zwecke mit der Vorlage begnügen, sondern mußte sie erst für seine Zwecke bearbeiten.

## Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Interpunktion.

Von W. Vilmar in Marburg.

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht brachte im ersten Heft des achten Jahrgangs einen lesenswerten Aufsatz von D. Glöbe über die historische Entwicklung der deutschen Satzzeichen und Redestriche. Dadurch ist das Interesse an den nicht eben zahlreichen urkundlichen Zeugnissen für die Geschichte unserer Interpunktion aufs neue geweckt worden, und



die Mitteilung einer sowohl Gloede als Wieling unbekannt gebliebenen Quelle darf bei den Lesern auf Teilnahme rechnen. Zur Charakteristik des Verfassers schicke ich einige einleitende Bemerkungen voraus.

Dietrich von Pleningen, zu Schaubek und Eisenhofen, Ritter und Doktor, stammt aus einer alten schwäbischen Adelsfamilie und muß zwischen 1450 und 1455 wahrscheinlich in Pleningen bei Stuttgart geboren sein. 1475—1479 hat er mit Agricola in Pavia und Ferrara studiert und erhielt 1482 durch Vermittelung Johannes von Dalberg eine Stelle als Rat und Begleiter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Philipp hat ihn mit manchen wichtigen politischen Missionen beauftragt und ihn 1495 zum Assessor beim Reichskammergericht ernannt, 1499 ist er zum Kanzler der Pfalz erhoben worden. Dies ist die letzte Nachricht, welche wir über Pleningens Heidelberger Wirksamkeit besitzen. 1501 finden wir ihn bereits im Dienste Albrechts von Bayern-München, ohne daß sich mit Bestimmtheit feststellen ließ, wann und warum er nach Bayern übergesiedelt ist. Im Dienste Albrechts und seiner Söhne Wilhelm und Ludwig entfaltet er gleichfalls eine rege politische Thätigkeit, benützt aber zugleich seine Mußestunden, um eine Anzahl lateinischer Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen. Aus dem Jahre 1511 stammt seine erste Übersetzung, die des Panegyricus Traiani vom jüngeren Plinius. 1519 schließt er diese seine Thätigkeit mit der Übertragung von Senecas De consolatione philosophiae ad Marciam. 1520 ist er gestorben und in Kleinbottwar in Württemberg, wo seine Familie ansässig war, beigesetzt worden.

Diese geringen Notizen mögen zur Orientierung genügen, hier interessiert besonders die im Jahre 1511 vollendete und 1515 im Druck erschienene Übersetzung des Panegyricus Traiani, der eine eingehende Betrachtung über die Interpunktion, welche er in seinen Werken anzuwenden beabsichtigt, vorausgeht. Durch das Buch von Wieling: Das Prinzip der deutschen Interpunktion (Berlin 1888) und besonders durch die beigefügten Quellenabdrücke bot sich die beste Gelegenheit, eine Vergleichung der zeitgenössischen Ansichten mit dem neuen Fund anzustellen. Mag Pleningen zunächst selbst sprechen, ich werde mir dann erlauben einige Bemerkungen anzufügen.

Der Druck, welcher die Übersetzung des Panegyricus enthält (Göttinger Universitätsbibliothek Auct. cl. lat. 1946), beginnt mit einer Widmung an Kaiser Maximilian und Herzog Wilhelm von Baiern, daran schließt sich die Erörterung über die Interpunktion folgendermaßen:

Ich Dietrich von Pleningen hab in meiner vorröde versprochen Natur der puncten in einer kurtz: vor anfang der lobsagung anzuzeigen das thun ich also. Ain punct: ist ain zaichen das do! oder durch figur oder sein verziehen: die clausel zertailt! die stymm

vnderschait: das gemuet wider erkuck<sup>1)</sup> vndd verlast<sup>2)</sup> ain Zeit den gedennen: das geschicht oder durch verzug des aussprechens vnd der zeit! oder durch zaichen der Feder. Wöllicher puncten ainer des andern zaichen ist. Dann wan der durch die feder gerecht formiert: so zaigt er dem löser: an den wege aus zu sprechen vnd verstentlichen zu lösen. vnd domit thüt er aus trucken vnd einpilden im selbs vnd den zuhörern dy begirlichen vnd rechte verstentnus der wörter vnd der Oration. Es sind auch mancherlay figur der puncten die dann dy versamelten wörter: von recht erfordern thünd. domit die begirden des rōdners vnd seiner sententz zubedeutn. Namlichen thünd dy latinischen sechserlay puncten sich geprauchn. Ainer haist virgula / der an der coma! der dryt Colum: der fierdt Interrogatio ain fragender punct? der funfft parenthesis: vndd der letzt periodus; Virgula: ist ain hangende lini gegen der rechten handt sich aufrichten / die man ordenliche thüt setzen nach worten die do noch volbekomenhait der bedewtnus oder worter in mangel stende; Coma. ist ain punct mit ainem virgelein oben erhebt! gleicherweis wie dy erst virgel: also: wirt geschicklichen gesatz nach wörtern die do ain volkomen bedeutus hand das man haist ain zertailung. vn wiewol das der zimlichen: nach volkomener bedeutus vndd worten gesatz: so bezaichet er doch das man der rōden so ain namen ainer clausel behalten noch was nit ongehörlichs zufuegen moege; Colum ist ain punct mit zweyen tūpfen. also: Wirt schier gleich mit ainer weniger mere auffhaltung der zeit dann Coma geprauch aber auch: noch so mag was zierliche angehenckt werden; Interrogatio. ain fragender punct ist ain punct mit ainem virguli herumb gekrōmpt also? Parenthesis. dise puncten prauchent die latinischen so sy in einer noch onuolendter angefangner clauseln eingeworfne wörter vnderscheiden wöllend: das thünd sy mit zweyen halben zirckel also ((. Periodus. ist ain punct mit einer virgel onden angegenckt also; wurd geprauch am ende ains gantzen sententzien. Das sind die puncten domit man die clauseln thüt vnderscheiden vnd so du Virgulam in deiner anssprechung recht bedeuten wilt. bedarff der in der pronunction vnd der zeit ainer ganntzen kurtzer auffhaltung / Coma ainer klainer zeit mere Parenthesis: ainer hupffend aussprechung. Der fragend: erfordert senis selbs geperde / Periodus ains gueten erholten Autemps / das ist mein vnderricht;

Stellen wir nun einen kurzen Vergleich zwischen Blenings Interpunctionsregeln und denen seiner Zeitgenossen an. Bleningen hat wie

1) belebt, aufweckt. 2) überläßt.

die obige Auseinandersetzung zeigt, punct (.), virgula (/), coma (!), colum (:), interrogatio (?), parenthesis ([ ]), periodus (;). Niklas von Wyle kennt von diesen nur das coma nicht, er nennt das colum Punkte und behauptet, die periodus würde von einigen statt des schlechten Punkttes gesetzt; im übrigen stimmt er mit Pfenning überein. Valentin Idelfamer in seiner „Teütschen Grammatica“ (nicht vor 1531) nennt einen vollständigen Satz Periodus, dessen Glieder in Cola, und diese wieder in Commata zerfallen. Doch werden bei ihm alle nur durch die virgula getrennt. Er kennt die Unterscheidung von : und /, gebraucht sie aber nicht. Die italienischen Drucke jener Zeit gebrauchten mit Vorliebe den Doppelpunkt, aber noch ziemlich willkürlich. Daneben Parenthese, Fragezeichen, Punkt und in griechischen Texten Komma (,). Poltroß in seinem Enchiridion gebraucht Comma und Colum gleichbedeutend, für Periodus gebraucht er . und für Interrogativus ? als Zeichen. Aldus Manutius in seiner 1566 zu Venedig erschienenen Orthographiae ratio hat schon, wie Wieling sagt, unsere heute übliche Stufenleiter der Interpunktionszeichen. Betrachten wir nun, was Wieling zu unsern heutigen Interpunktionszeichen gerechnet wissen will, so finden wir, daß Pfenning alle wichtigen gleichfalls aufweist. virgula entspricht unserem Komma, coma dem Semikolon; punct, interrogatio, parenthesis, colum decken sich mit den heutigen Begriffen. Die periodus als Schluß eines größeren Satzgefüges ist allerdings eine Eigentümlichkeit Pfenningens und seiner Zeit. Es zeigt sich also, daß keine Zusammenstellung diese Fülle der Zeichen und zugleich deren sinngemäße Verwendung wie Pfenning hat. Entweder sind wie bei Wyle zwar die meisten Zeichen vorhanden, aber der Verfasser betont noch nicht so sehr den feinen Unterschied, oder man kennt wie Idelfamer wohl die einzelnen Satztheile genau nach ihrer Beziehung zum Ganzen, giebt aber diesem Unterschied keinen Ausdruck durch entsprechende Interpunktionen. Pfenning vereinigt beides, er legt durch die Fülle der Interpunktionen, von denen jede ihre ganz bestimmte Stelle erhält, sein sicheres Gefühl für die Feinheit des Unterschiedes zwischen den einzelnen Satztheilen an den Tag. Daß er sich an ein lateinisches Muster hält, deutet er verschiedentlich an, doch scheint er auch über dieses hinausgegangen zu sein; denn eine solche Reichhaltigkeit der Zeichen läßt sich wohl kaum in einem lateinischen Text der damaligen Zeit nachweisen. Jedenfalls scheint es bemerkenswert, daß der Mann, der als Diplomat und Jurist eine hervorragende Rolle spielte, der als Übersetzer seine Zeitgenossen weitaus überragte, auch der erste war, der sorgfältig ausgebildete und fast erschöpfende Regeln für die deutsche Interpunktion gab.

## Dramatische Schüleraufführungen.

Von L. Koch in Bremerhaven.

Im 5. Hefte des 7. Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 386) ist Heinrich Glosl (Wesel) mit sehr warmen Worten für die dramatischen Schüleraufführungen eingetreten. Seine Ausführungen verdienen Beachtung, um so mehr als sie sich auf einen reichen Schatz von Erfahrungen stützen, die Glosl persönlich gesammelt hat. So wenig er sich den Bedenken verschließt, die gegen die Zweckmäßigkeit solcher Aufführungen erhoben werden, er weiß eine solche Fülle von Gründen für sie vorzubringen, daß selbst ganz scharfe Gegner dieser Veranstaltungen sich von ihm umstimmen lassen dürften.

Es ist daher kaum nötig, sich noch nach neuen Kampfmitteln umzusehen, um unsrer guten Sache endlich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Nur in einem Punkte glaube ich Glosls Beweisführung noch unterstützen zu können. Er meint, die öffentlichen Schulfeste brächten erfrischende Abwechslung in das eintönige, stille Schulleben und ermöglichten auch den außerhalb stehenden Freunden der Anstalt zu sehen, was die Schule auf einigen Gebieten leisten könne, und welcher Geist in ihr herrsche. Beides ist ohne Zweifel wesentlich, aber noch ein Anderes und meinem Gefühl nach Höheres wird durch sie erreicht. Es wird immer von der erziehlischen Thätigkeit der Schule gesprochen und kein Lehrer, der es mit seinem Berufe ernst meint, entzieht sich den Aufgaben, die seiner auf diesem Gebiete warten. Auf jeder Stufe suchen wir doch auf die sittliche Haltung unserer Jüglinge einzuwirken, ihre gemüthlichen Eigenschaften zu entwickeln, sie aufzuklären über ihre Stellung zu ihren Eltern, Lehrern und Mitschülern, sie zur Beachtung auch der Regeln des äußeren Anstandes anzuhalten. Sollten wir nicht auch berufen sein, den Schülern der oberen Klassen auch das zu geben, was oft drückender Verhältnisse wegen das Haus versagt? Ich meine, ein festes, sicheres Auftreten unter Gleichgebildeten, eine Beherrschung der gesellschaftlichen Form, wie sie nun einmal in all ihren, oft genug wunderlichen Theilen gilt? Das mag in großen Städten überflüssig erscheinen, wo die Söhne reicher angesehener Familien Gelegenheit zur Ausbildung nach dieser Seite in und außer dem Hause finden, wengleich auch dort der Sohn manch armen Wichts unter der Unkenntnis so bedeutamer Gesetze oft schwer zu leiden haben wird. In kleineren Städten aber, für die ja auch Glosl Aufführungen wünscht, sollte jede Gelegenheit wahrgenommen

werden, die Zöglinge der höheren Anstalten zur Selbstbethätigung zu veranlassen. Und neben den Schülerbällen, denen ich aus dem eben-erwähnten Grunde stets das Wort geredet habe, giebt es kein besseres Mittel, den jungen Leuten eine unangebrachte Scheu vor dem Auftreten in der Öffentlichkeit zu nehmen, als die dramatischen Aufführungen. Ich kann daher auch nicht für einen Ausschluß der Öffentlichkeit bei diesen Schaustellungen sein. Fürchtet man üble Folgen von der Besprechung der Aufführung in den Zeitungen für das Selbstbewußtsein der betreffenden Schauspieler, nun die Presse wird von dem Leiter der Aufführung unschwer zu beeinflussen sein und schon durch Verschweigen der Namen ungebührliche Überhebung vermeiden. Das Bewußtsein, auch vor andern als vor dem vertrauten Kreise der Lehrer und Mitschüler eine Probe bestanden, Gutes geleistet zu haben ist mir für die Gewährung einer gewissen Zuversicht doch zu wichtig, als daß ich darauf wegen einiger ich kann wohl sagen kleinlicher Bedenken verzichten möchte.

Die gleiche Überzeugung von solchen Pflichten der Schule gegenüber ihren älteren Zöglingen zwingt mich auch zur Abweichung von Gloëls Grundsätzen, die ihn bei der Wahl der aufzuführenden Stücke leiten. So wenig wie er bin ich für die Aufführung von Dramen wie Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Iphigenie, aber nicht aus dem Grunde, weil „besondere Frauenrollen für die meisten Schüler zu schwierig sind“. Ich habe nicht Anstand genommen, so oft mir die Leitung von Aufführungen anvertraut wurde, Frauenrollen auch durch Mädchen und Frauen zu besetzen. So gern ich glaube, daß ein Untersekundaner in Wesel die frische, entschlossene Rose in Heyses Kolberg täuschend gegeben habe, ich bezweifle, daß diese Täuschung immer oder auch nur in den meisten Fällen gelingen wird. Jedenfalls würde dieser Schüler mit unserer Vertreterin dieser Rolle an Anmut der Erscheinung und Natürlichkeit der Bewegungen nicht haben wetteifern können. Und nun gar die Darstellung älterer Frauen mit ihrem ausgeprägten Gesten- und Mienenspiel — wer wird sie einem Schüler anvertrauen wollen ohne die Besorgnis, es könnte an unrechter Stelle Heiterkeit erzielt werden. „Man muß nicht allzu ängstlich sein“, sage ich in umgekehrtem Sinne wie Gloël; der Lehrer überwacht doch die Proben, kennt die Schüler, denen er die Rollen übertragen, genau und wird es in der Hand haben, allen Unzuträglichkeiten, die aus einem Zusammenspiel von Schülern und jungen Mädchen entstehen könnten, vorzubeugen. Wie in allen Punkten so kommt besonders hier alles auf das Geschick des Lehrers an. Ich habe immer gefunden, daß die Schüler sich des Vertrauens, das in sie gesetzt wurde, würdig zeigten und frisch und ungezwungen aber auch taktvoll in ihrem Benehmen waren. Selbstverständlich ist da-

bei — wenn auch vielleicht nicht immer beachtet! — daß der Leiter der Proben in Gegenwart der Damen die Schüler nicht im Unteroffiziers-ton anspricht, sondern sie ihre Stellung weniger scharf fühlen läßt als das während des Unterrichts nötig erscheinen sollte.

Allem, was Glosl über die Einübung und die Proben bemerkt, kann ich nur zustimmen, ich bin nie anders zu Werke gegangen als er vorschreibt und das Ergebnis der Arbeit ist jedesmal ein zufriedenstellendes gewesen. Neulinge auf diesem Gebiete werden also gut thun, Glosls ausführliche Vorschriften zu beherzigen. Dann wird es auch nicht notwendig sein, einem Regisseur die Abrundung der Arbeit zu überlassen, was ohnehin leicht Verwirrung und Widersprüche in den Anordnungen zur Folge haben könnte.

Zum Schluß muß ich nur noch ein Wort über die Aufführung selbst sagen. Mit aller Entschiedenheit würde ich auf Verwendung von historisch treuen Kostümen dringen und zwar in jedem Fall, ob vor dem Schülerkreis oder geladenem Publikum gespielt wird. Man frage nur die Spielenden selbst, was ihnen erst recht Begeisterung verleiht und sie treibt, aus sich heraus zu gehen. Es ist als ob sie selbst sich als andere fühlten; man vergleiche das Spiel und die Deklamation in einer der letzten Proben mit denen der Aufführung, man wird ohne weiteres wissen, daß das Spielen im Schülerrod ein Urding ist. Das ist bei kleinen Szenen, die bei dieser oder jener Schulfeier vorgeführt werden, ein anderes. Da besteht die Leistung lediglich im Vortrag. Für ein ganzes Drama aber wird man doch wohl nicht auf jene Elemente verzichten wollen, die den Eindruck der Dichtung zu steigern geeignet sind, auf Dekoration und historische Gewänder. Die Beschaffung der letzteren ist heute sehr erleichtert. Wer keine Theaterverwaltung zum Leihen bereitet findet, wende sich an die Firma C. Höche in Halberstadt, die Kostüme zu Kolberg, Gustav Adolf, Hohenzollern, Philipp den Großmütigen, Hennigs Luther, Christfest u. a. auf Lager hält, sich aber auch bereit erklärt, neue Festspiellkostüme auf Wunsch herzustellen. Ich nenne gerade dieses Haus, weil es uns besonders gut und sehr billig bedient hat. Die Angabe auch anderer Firmen an dieser Stelle mit Hinzufügung der Stücke, für die die Kostüme geliefert wurden, dürfte gewiß allgemein willkommen heißen werden.

## Sprechzimmer.

## 1.

Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung.

## Der Sperlingsname.

(Vgl. I. Ztschr. f. d. dtsh. Unter. V, 741—749; II. b. VII 115—126.)

Meine früheren Auseinandersetzungen in dieser Zeitschrift sind von vielen Fachgenossen bestätigt, von anderen berichtigt. An dem Grundgesetz, daß der Eigenname des Tieres stets mit besonderer Beziehung gewählt ist, halte ich heute noch immer fest. Schwierigkeiten hatte mir in meiner zweiten Studie besonders der Name des Sperlings gemacht, des gemeinsten von allen besprochenen Tieren. Sein Name Dakpeter ist nun in der Sammlung der Lübecker Vogelnamen (Korrespondenzbl. des Vereins f. nb. Sprachf. XVI, 83) belegt. Es wechseln also bei ihm die Vornamen Jochen (Sperlingsjochen), Krischan und Peter miteinander, die alle nicht gerade gute Eigenschaften bezeichnen, meistens dumme Tölpel. Auch der Name Lanink, Läning, Länck ist nicht selten. Länck oder Dacklänck findet sich im Holst. Ibiotikon von Schütze. Läning (so bei Lübben, Mnd. Handwb.) bedeutet wahrscheinlich der Laute. Ebenso: Leislänink<sup>1)</sup> — Rohrammer (*Emberiza schoeniulus*) im Münsterfchen. Dort findet sich für den Sperling auch der Name Debbert, in Lübeck daneben Möösch. Sprichwörtlich kommt der Name öfter vor, z. B. R. Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter, S. 251: Hai sühd de Katte füärn Länink an. Hier wechselt also n mit l.

Wismar i. M.

O. Glöbe.

## 2.

Zu Schillers Wilhelm Tell (IV, 2, 425 flg. u. V, 1, 35 flg.)  
und Braut von Messina (1346 flg. u. 2116 flg.).

Bellermanns schönes Werk über Schillers Dramen verdankt seine günstige Aufnahme nicht am wenigsten dem Bestreben, die Bühnenwerke unsers Meisterdramatikers aus sich selbst und aus des Dichters ganzer Entwicklung vorurteilsfrei wirklich zu würdigen und sie gegen Vorwürfe zu verteidigen, wie sie von dem willkürlichen Standpunkte unbedingte Geltung beanspruchender dramaturgischer und ästhetischer Theorien

1) Leis, lus, lusch — Schilf, Rohr. Vgl. Nd. Korrespbl. XVI, 5 S. 70 und XVI, 6, S. 88/89. vgl. Leisdrage — Schilf-, Sumpf- oder Rohrsänger (*Sylvia arundinacea*). Ich habe dort Leis, lus in Lausebrink, Lusebusch u. a. aus lusch (*carex*) erklärt. Im Korrespbl. XVII, 4 S. 38 und 39 habe ich dann an lds, lose: frei, lebzig, los, locker, gemein erinnert. Andere wollen z. B. Luseberg als ludes berg erklären, ein Berg oder Platz, der allen Leuten, dem gemeinen Volke, zur Benutzung freisteht und zugänglich ist.

gerade Schiller gegenüber lange Zeit so beliebt gewesen sind. Es geschieht also in seinem Geiste, wenn ich in den folgenden Zeilen versuche, für zwei Stellen die Vorwürfe, die auch er dagegen erhebt, als unberechtigt zu erweisen.

II, 498 fällt es ihm auf, daß im Tell IV, 2 Rudenz, der nicht weiß, wo Bertha ist, und der alle Feste bezwingen will, um in ihren Kerker zu dringen, von Rößnacht, wo er sie am ehesten vermuten mußte, gar nicht spricht, sondern sich sogleich richtig nach Sarnen gewandt hat. Vielmehr konnte er wohl annehmen, daß Gefler, der ja ohne Bertha, aber mit Tell nach Rößnacht gefahren war, Bertha nicht auch dorthin werde haben nachbringen lassen, wäre es auch nur, daß er bei der von ihm beobachteten stärkeren Gärung nicht zwei so wichtige Pfänder an einem Orte verwahren wollte. Vor allem aber geht er nach Rößnacht mit ziemlichem Gefolge, und überdies mußte es ihm das Aussehen, das dort schon Tells Einbringung vermutlich erregen würde, als unmöglich erscheinen lassen, die Brunederin so unbemerkt einzuschließen, daß sie als „heimlich weggeraubt“ erscheinen konnte, wie er doch wollte und erreichte (IV, 2, 428). Außer Rößnacht aber kommen nach der Art, wie vom ersten Aufzuge an das Interesse des Hörers erregt wird, nur noch Rößberg und Sarnen in Betracht; und da war es natürlicher, sie dem Landenberger auf Sarnen zuzusenden, als nach Rößberg, dessen Herr erschlagen war. Ebenso natürlich ist es, daß Rudenz diese Berechnung Geflers richtig nachrechnet. Was etwas „kühn kombiniert“ erscheinen könnte, wäre eher dies: Rudenz hat die Schlösser brechen wollen, um die Braut, die er in einem geborgen glaubt, zu befreien, und nun die bezwungene Burg nicht einmal genügend nach ihr durchsucht.

Schlimmer ist der Flecken, den Vellermann II, 343 fig. darin sieht, daß Schiller einem Vertreter der Religion der Liebe und Wahrheit verführerischen Doppelsinn in den Mund lege, während der Gözendiener ehrlich die Wahrheit sage. Die Auslegung des Traumes der Fürstin durch den christlichen Deuter, meint er, scheine ein liebliches Glück zu künden und berge doch unter zweizüngigem, gleichnerischem Doppelsinn das Gräßlichste in sich und verlocke so die Mutter zu einer verderblichen That. Ausdrücklich fügt er hinzu, daß der Vorwurf dieser Zweizüngigkeit nicht dem Mönche gelte, der das Orakel ausgesprochen habe; dieser sei vielmehr als ein Mann ohne Falsch, als eine fromme, einfältige Seele gedacht, die keines Betruges fähig ist. Um so schlimmer aber sei es für den Gott, der durch seinen Mund spricht. Die Sache liegt denn doch anders. Nicht der Christengott hat Isabella irregeführt, sondern ihr und des Priesters Mißbrauch des Christenglaubens zu unchristlichem Thun hat sie fälschlich hoffen lassen, die Fügung des Schicksals wenden zu



können. Sie hat kein Recht, den Mund des Christenpriesters, der Orakel deutet, „für wahrhafter zu halten“ (B. 2363) als den des Götzendieners, da jener überhaupt nicht treiben soll, was bei diesem zum Gewerbe gehört. Sie weiß es ja später sehr gut:

Die Traumkunst träumt und alle Zeichen trügen (2894). —  
 Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen,  
 Du schöpfest brunten an der Hölle Flüssen,  
 Du schöpfest drohen an dem Quell des Lichts (2874). —

Frömmere und demütigere fühlt der Priester seine Schuld, daß er sich mit seinem irdischen, in leichter, reiner Ätherluft geläuterten Sinn (2102) für scharf- und weitsichtig genug hielt, Isabella durch seine Auslegung in dem Traume die Gewähr künftigen Glückes zeigen zu können. Mit dem unter seiner Klausel gelegnen Kloster, der Freistätte Beatricens, stets in Verbindung, war er den schlimmen Anfang der ganz andern Erfüllung des Orakels schon inne geworden, als der Fürstin Bote zu ihm eilte, Aufschluß über den Verbleib der geraubten Tochter zu erbitten. Gar nicht dulden hat er den Boten an seiner Klausel wollen, an der Klausel, von der aus er, „der Fürstin so oft das Erwünschte verkündend“, auch jene Auslegung gegeben hat, welche sich nun in ihrer ganzen Verderblichkeit so schrecklich enthüllt. Mit der vom Boten überreichten Kerze, dem letzten Dankeszeichen, das er von der Fürstin nehmen will, hat er seine Hütte in Brand gesteckt, daß die Stätte verschwinde, wo er seinen kranken Blick mißbraucht hat, um der Vorsehung vorzugreifen; und mit dreimaligem Wehrufe und der Weisung, nicht auf die Richtung seiner Schritte zu achten, ist er davon geeilt, um für neues Fragen und Vorwürfe gleich unerreichbar in weltabgeschiedener Einsamkeit und unter größerer Entbehrung fürbittend zu hüpfen. Darin allerdings, daß das Schicksal nicht anders als durch ein Traumorakel verkörpert, bewußt gemacht werden kann und der christliche Priester durch dessen Auslegung nicht anders als unchristlich handeln kann, verrät sich etwas von dem unvermeidlichen Widerspruche, den die Schillern ja selbst nicht unbedeutliche Vermischung christlicher Religion, griechischer Götterlehre und maurischen Aberglaubens ergeben mußte.

Daß man freilich in jenem Verhalten, wie es B. 2119 flg. geschildert wird, die freiwillige Buße für wenn auch gutgemeintes, so doch ungebührliches Überschreiten des priesterlichen Wirkungsbereiches erblicken und somit den Christengott selbst von dem Vorwurfe, eine treue Dienerin irregeführt zu haben, frei sehen könne, dazu ist eine Annahme unerlässlich: der „Mönch, der gottgeliebte Mann, bei dem das Herz Mat fand und Trost in jeder irdischen Not“ (1346), der erste Deuter des Traumes Isabellens, muß ein und dieselbe Person sein wie „der Greis

des Berges, der fromme Klausner“ (2099), bei dem der Bote Kunde von der Tochter holen soll. Freilich muß es bei dieser Annahme auffallen, daß Isabella dem getreuen Diego, der ihn gewiß von jener ersten Befragung her, ja wohl von öftern Besuchen kennt, B. 2097 noch einmal erst eine so genaue Charakteristik desselben giebt. Zudem ist diese dramaturgische Unbedachttheit nicht schlimmer als die episch breite Wiederholung des dem Fürsten gewordenen Orakels 2336 flg. Dagegen weisen auf die Identität hin schon die Bezeichnungen einmal als der „gottgeliebte Mann, bei dem das Herz Rat fand und Trost in jeder ird'schen Not“ (1346), und das zweite Mal als „der heil'ge Mann, dem das Schicksal des fürstlichen Hauses nicht fremd ist, der für dasselbe oft den Himmel gefragt und manchen Fluch hinweggebetet, dessen Mund der Fürstin das Erwünschte stets verkündet hat“ (2106 flg.). Wo sollte Isabella auch natürlicherer Weise bei dem Verschwinden Beatricens Rat suchen, als bei dem, der sie ihr hatte retten und bergen helfen? Ja, daß die Charakteristik bei der zweiten Erwähnung ausführlicher ist, hat vielleicht den Schillern sogar bewußten Grund, daß der Priester dort „so bedeutungsvoll in die Handlung eingreift“,<sup>1)</sup> indem die Meldung von seinem Gebaren Isabella der hereinbrechenden Katastrophe erschüttert entgegenhängen läßt.

Bei unsrer Auffassung kann die „unangenehme Empfindung“ nicht kommen, daß in der Braut von Messina der christlichen Religion ein Unrecht geschehe. Vor allem soll das unabwendbare Walten einer geheimnisvollen Weltordnung dargestellt werden. Was dem Fürstenhause aus der vom alten Haupte gestreuten Saat aufsteigen sollte, des Hauses Untergang durch selbstverzehrenden Zwist seiner Mannesprossen, läßt sich nimmer zurückdämmen. Der Fürst, der so wenig wie Laos oder Astyages einen Helfer gefunden hat, der, sein herzloses Verlangen ausführend, dem Schicksale in den Arm fielen, betrog sich in dem Glauben, die Tochter und in ihr die Ursache des tödlichen Zwistes hinweggeräumt zu haben; nur liegt dieser negative Teil des Kampfes gegen das Schicksal ganz in der Vorgeschichte. Die Fürstin hat sich nicht minder betrogen, als sie das Mittel, ihres Hauses Schicksal zu wenden, im Dienst eines mildern Glaubens sah, weil sein Priester ihr hier, wie stets, das Erwünschte kündigte. Nur hat der Vater, der das Vergebliche seiner Hoffnung, „mit strengem Machtgebot, mit gleicher Strenge furchtbarer Gerechtigkeit“ (B. 35) die Söhne zu vereinen, so gut eingesehen haben wird wie Diego, diese treue Bedientenseele (2073), mit dieser ihm

1) Vergl. Hoffmeister a. a. O. V, 118, der schon 1842 diese Identität annahm, wie ganz neuerdings ausdrücklich Lumitz in seiner Schulausgabe bei Freytag zu B. 2107.

bitteren Erkenntnis noch das Schuldbewußtsein hinabgenommen, der vergeblichen Hoffnung die Tochter geopfert zu haben. Die Mutter dagegen hat für ihre menschlich schöne That sovieler Jahre lang das Glück der Hoffnung genossen, in dieser gottverheißenen Tochter „ein Werkzeug des Friedens“ erhalten zu haben, mit dessen Hilfe sie dereinst „geselliges Vertrauen und holbe Eintracht“ im Hause einziehen machen könne. Als nun freilich diese Hoffnung so gräßlich zu nichte wird, grade an dem Tage, wo ihr kein Weib auf Erden glücklich genug schien, „mit ihr an Herrlichkeit sich zu vergleichen“ (1440), da begehrt sie wohl zunächst in wildem Schmerz auf auch gegen den Gott, dessen „heil'ge Häuser sie besucht“ (2383). Aber bei einem Glauben, der sie die schönen Worte finden läßt:

Nicht hört der Himmel solche sündige  
Gebete; schwer von Thränen fallen sie  
Zurück vor seinem leuchtenden Gemölde (2680 flg.),

bei einem solchen Glauben kann jenes Haderm mit der Gottheit nur ein unwillkürlicher augenblicklicher Ausschrei des natürlichen Menschen über den Verlust seines teuersten Besitzes auf Erden sein. Bei einem solchen Glauben wird sie sich selbst über die Ansicht, daß Gnadenbilder und -stätten und fremde Gebete das Schuldbewußtsein nehmen können (2712 flg.), geläutert bis zu der Höhe der sittlichen Auffassung Don Cezars und des Chores (2722 flg. 2841 flg.) erheben. Die Lehre, die jener handelnd durch freiwilligen Tod bewährt, wird sie trauernd verstehen lernen: an seinem wahren Glücke baut man nicht, indem man dem Himmel irdisches Wohlergehen abzurufen sucht, sondern indem man sich auch auf seinen „unverständlich krummgewundenen“ Pfaden den rechten Weg zu Seelenuh und Himmelsfrieden geführt weiß.

Bittau i. Sachsen.

Theodor Matthias.

### 3.

Der Bediente. (Stfchr. 8, 686 flg.)

Für die aktive Bedeutung des Part. Perf. möchte ich noch aus Grimms Märchen anführen: „ungeessen und ungetrunken mußte er wieder abziehen“, was mit lat. pransus und potas zu vergleichen ist. Auch sagt man: er ist ein gelernter Tischler, d. h. einer, der als Tischler gelernt hat, jetzt aber die Tischlerei nicht mehr ausübt (lernen kann man ja niemanden, höchstens anlernen, z. B. einen Lehrling). Ferner empfiehlt uns die Hausfrau ihren selbstgebackenen Kuchen, wie sie früher den selbstgesponnenen Flachs zeigte: ihr Ruhm besteht gerade darin, daß sie jenen selbstgebacken, diesen selbstgesponnen hat. Auch das Part. gedient wird aktivisch gebraucht in Ausdrücken wie: ein gebienter Soldat, ein ausgebienter Regenschirm. Der Unterschied zwischen einem Bedienten

und Bedienten ist nur der, daß ersterer gebient hat, letzterer sich noch im Dienste befindet. Die Bedeutung des Vergangenen halten aber auch andere derartige Formen nicht fest, wie gottvergeffen, betrogen u. s. w. (Im Bogtland heißt es übrigens noch derber: Das ist ein beschiffenes Luder, natürlich im aktivsten Sinne.) Erkannt worden ist die aktive Bedeutung von betrogen und verlogen schon früh. Laurentius Albertus schreibt 1573 (F<sup>b</sup> fig.): *betrogen non saltem de os dicitur, qui falsus est. Sed etiam de illo fallendi astutia instructus ut et praepollet. ein verlogener, qui vel per mendacia traductus est, vel qui se ad mentiendum assuefecit. beredt, in orationis materia, de qua diu multamque dictum est, ac simul de perito artis dicendi.*

Umgekehrt findet sich das Part. Präs. Akt. unlogisch angewendet in der Wendung: eine sitzende Lebensart, d. h. doch nur eine, bei der geessen wird. Hierher gehört ja wohl auch die fahrende und die reitende Post, die es noch jetzt giebt, während die blasenden Instrumente ebenso wie der wohlmeinende Rat nicht mehr schriftdeutsch sind. Haller spricht an einer von mir leider nicht angemerkten Stelle von einer „staunenden Krankheit“, d. h. eine Krankheit die angestaunt wird (oder staunen macht?).

Noch möchte ich hinweisen auf den Gebrauch des Part. Perf. Pass., der dem griechischen Verbaladjektiv entspricht, in: des Geistes unermessenes Reich (Schiller: Die Künstler B. 399). Da ist unermessen völlig gleich *immensus*, unermeslich (vgl. *invictus* unbefiegbar). Der Gebrauch ist aber vollkommen deutsch, wie die Stelle bei Walther beweist: *dir sint ungemezzen maht und öwekeit* (10, 8). Schiller ließ im Gang nach dem Eisenhammer aus der Gräfin Mund Fridolins „unerschöpftes Lob“ fließen. (1806 schrieb er „Einem Freund ins Stammbuch“:

Unerschöpftlich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit  
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpftlich wie sie.

Auch des üblichen unermeslich bedient er sich, in den Botivtafeln: 25. Astronomische Schriften: So unermeslich ist, so unendlich erhaben der Himmel.) Auch P. Gerhardt singt: „O du unerschöpfter Brunnen“ ebenfalls ganz im Sinne des *inexhaustus*.

Dresden.

Carl Müller.

Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von den Fachlehrern der K. Kreisrealschule München, III. Band, 2. Aufl., München 1894, Eduard Böhl. (604 Seiten.)

Der dritte Band des genannten Lesebuches liegt nun in zweiter Auflage vor; er hat seine jetzige Gestalt durch eine gründliche Revision der ersten Auflage erhalten, und wir müssen den Herausgebern zugestehen,

daß sie dabei mit Takt und Umsicht verfahren sind, und daß die „Umarbeitung“ wirklich eine „Verbesserung“ erzielt hat. Gestützt auf eigene Erfahrungen, die sich beim praktischen Gebrauche des Buches ergeben haben, sowie auf Mitteilungen, die ihnen von sachmännischer Seite zugegangen sind, haben die Herausgeber eine Reihe von Stücken, die sich nicht bewährten, ausgeschieden und durch andere ersetzt, mit denen sie, soweit man vor der Erprobung derselben im Unterricht urteilen darf, eine glückliche Hand gehabt zu haben scheinen. Daß sie sich bei den weitaus meisten prosaischen Stücken ohne Rücksicht auf den Namen des Autors kleinere oder größere Änderungen gestatteten, wird ihnen jeder, der die eigentümlichen Schwierigkeiten kennt, welche sich dem nach durchaus passenden Lesestücken Suchenden darbieten, gerne zu gute halten oder sogar als Verdienst anrechnen. Den „Darstellungen aus der Geschichte“ und den „Abhandlungen“ ist die von den Herausgebern vorgenommene Umarbeitung ganz besonders zu statten gekommen.

Der poetische oder „litterar-historische“ Teil des Buches wurde ebenfalls auf das sorgfältigste revidiert; auch hier wurde manches Stück ausgemerzt, manches neu eingefügt, das Ganze durch eine ansprechende Gliederung übersichtlich gemacht. Die mittelhochdeutschen Dichtungen werden dem Schüler in musterhaften Übersetzungen vorgeführt, die der Neuzeit sind bis in die Gegenwart fortgesetzt. Infolgedessen kann der poetische Teil in Klassen mit Litteraturstunden auch sehr passend als Ergänzungsmittel für den litteraturgeschichtlichen Unterricht benutzt werden.

Wer das Buch schon in seiner ursprünglichen Gestalt gekannt hat, wird erfreut sein, es in der neuen Bearbeitung zu sehen; wer es noch nicht kennt, wird es nicht zu bereuen haben, wenn er es behufs eigner Prüfung in die Hand nimmt.

München.

Anton Englert.

G. Böttcher und R. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriss der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik.  
Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894,  
X u. 174 S. 1,80 M.

Das Bändchen ist ein Anhang zu den von denselben Verfassern bearbeiteten „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur, für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben“ und schließt sich diesen in Druck, Format und Ausstattung an. Aber dieser Zusammenhang, der vielleicht manchen besorgt macht, daß die Verfasser aus Vorliebe zu ihrem Spezialstudium, dem Mittelhochdeutschen, die erste Blüteperiode unserer Dichtung auf Kosten der späteren Zeit bevorzugt hätten, ist nur scheinbar; schon eine

Zählung der Seiten ergibt, daß der Zeit bis auf Luther nur ein Fünftel der geschichtlichen Darstellung gewidmet ist.

Schon der geringe Umfang des Ganzen zeigt ferner, daß die Verfasser dem Bedürfnis der Schule und den Bestimmungen der neuern Lehrpläne gerecht zu werden suchen; eine genauere Durchsicht bestätigt diesen Eindruck allenthalben, man erkennt die kundige Beherrschung des gebotenen Stoffes und vor allem die Erfahrung des ihn behandelnden Lehrers.

Die Auswahl des Stoffes verrät strenge Beschränkung auf die wichtigeren Erscheinungen, die Behandlung verweilt ausführlich bei den bedeutenden Dichtern und Dichtungen, eilt aber über Nebensächliches rasch hinweg; das Gedächtnis des Schülers wird dabei nicht übermäßig belastet, seine Aufmerksamkeit nicht durch Gleichgiltiges abgelenkt, sein Urteil weder durch die Menge des Vorgeführten verwirrt, noch durch phrasenhaftes Ab Sprechen getrübt. Die Form der Darstellung zeigt überall, daß die Verfasser bemüht gewesen sind mechanisches Nachsprechen und Auswendiglernen, wie sie es in der Vorrede versprechen, unmöglich zu machen. Sie erreichen aber durch diese Form, die sich bei den kurzen kulturgeschichtlichen Übersichten, bei den Angaben von Einzelheiten aus dem Leben großer Dichter, bei den Dispositionen der wichtigen Dramen auf die Hervorhebung der leitenden Gesichtspunkte beschränkt, zugleich den weiteren Vorteil, daß ihr Buch den lebendigen Vortrag des Lehrers keineswegs überflüssig macht, sondern ihn nur in einer dem Schüler faßlichen Weise disponiert, daß sie dem Lehrer die Anpassung dieses Vortrags an den zufälligen Standpunkt der Klasse, an die ihm zur Verfügung stehende Zeit, an die gelegentlichen Anforderungen der Lektüre oder der Aufsätze ganz überlassen, daß sie dem Schüler ein übersichtliches und darum klares Wiederholungsbuch für das in der Klasse Erlernte in die Hand geben und daß sie endlich zu einer späteren, selbständigen Beschäftigung mit der Litteraturgeschichte die Lust nicht benehmen, sondern gerade erzeugen und wecken.

Hervorzuheben ist ganz besonders die Behandlung der dramatischen Lektüre. Im Gegensatz zu andern Litteraturgeschichten geben die Verfasser für jedes der auf der Schule gelesenen Dramen anstatt einer Inhaltsgabe die Übersicht über den Aufbau des Stückes, und zwar in einer Form, die der Lektüre in keiner Weise vorgreift oder sie gar ersetzen könnte. Das Buch bewahrt daher den Schüler vor der Verlockung, bei Aufsätzen und Vorträgen die Pflicht eigenen Lesens und Überlegens durch bequemes Abschreiben oder Anlehnen zu umgehen. Für das Gelesene dagegen gewährt diese Übersicht einen festen Halt, sie erleichtert zugleich das Verständnis des in der Klasse Besprochenen und fördert die Erziehung zu eignem Denken und Urteilen.

Manche Einzelheiten wird der das Buch benutzende Lehrer nach seinen zufälligen Wünschen zu tadeln finden; auch einige allgemeinere Vorwürfe lassen sich allerdings machen. So meine ich, daß die Verfasser trotz ihres Strebens nach Klarheit und Einfachheit sich im Ausdruck gelegentlich auch über den Standpunkt des Primaners hinausversteigen; der Vorwurf wiegt aber nicht schwer, weil das Buch überhaupt nur im steten Verkehr des Lehrers mit dem Schüler benutzt werden kann und weil solche schwierigeren Stellen bei den fortgeschrittenen Schülern Anlaß zu Fragen an den Lehrer und zu gelegentlichem Eingehn auf Fernerliegendes geben, Umstände, die den Unterricht keineswegs immer ablenken, sondern oft in wirksamer Weise erfrischen.

In den Jahreszahlen finden sich ferner einige störende Druckfehler, in der Einteilung der Dramen läßt sich manches anders ordnen. Für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ist nach meiner Empfindung dem weitgehenden Einfluß der romantischen Schule auf unsere gesamte Entwicklung in Kunst und Wissenschaft, Religion und Volkstum nicht ausreichend Rechnung getragen worden. Ich persönlich habe auch die Meinung, daß in einem Buch, das die Litteraturgeschichte für die Schule behandelt, einige Hinweise auf fremde Einflüsse stärker betont werden mußten. Vor allem hätte Shakespeare, dem Lessing, Herder, Goethe und A. W. Schlegel nicht nur in Deutschland, sondern für die ganze Kulturwelt sein wohlverdientes Ansehen erst wiedererklämpft haben und der in der Schlegelschen Übersetzung in den geistigen Besitz unseres ganzen Volkes übergegangen ist, mit in die Behandlung hineingezogen werden sollen.

Eine Geschichte der Sprache und eine Übersicht der Metrik bilden ergänzende Anhänge. Ihre Loslösung aus dem Zusammenhang der Litteraturgeschichte wird niemand bedauern, denn die übliche Einfügung zwingt im Unterricht zur Trennung des Zusammengehörigen und zu skizzenhafter Behandlung des Einzelnen. Für die Metrik ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Verfasser nicht mehr den deutschen Vers in der Gefolgschaft des antiken, sondern umgekehrt diesen als zufälligen Eindringling in die deutsche Dichtung darstellen. Einige Ungenauigkeiten sind allerdings auch hier durch das Streben nach Kürze hervorgerufen. Dadurch erscheint z. B. die Aufnahme des klingenden Reims nicht als eine Folge der sprachlichen Entwicklung, sondern als eine feinere Ausbildung der mittelhochdeutschen Verskunst; dem Hildebrandston werden gereimte Cäsuren zugesprochen, der Unterschied zwischen dem deutschen Alexandriner und seinem Vorbild wird gar nicht berührt und namentlich der Knittelvers, der endlich die Befreiung der deutschen Metrik brachte, erscheint nur nebenher im Gefolge der freieren Rhythmen. Auch daß die neue Nibelungenstrophe unter den jambischen und trochäischen Vers-

maßen aufgeführt wird, ist nicht zu rechtfertigen. Die genannten Einzelheiten sind aber alle durch leise Textänderungen leicht zu beseitigen.

Zum Schlusse will ich nicht unterlassen, das Buch als ein sehr brauchbares Hilfsmittel noch einmal ausdrücklich zu empfehlen, ich stehe nicht an, ihm unter den mir bekannten Schullitteraturgeschichten weitaus die erste Stelle zuzuweisen.

Großlichterfelde.

Felix Hartmann.

Margarete Lent, Der kleine Lumpensammler. Dieselbe, Auf dem Christmarkt. Dieselbe, Die Zwillinge. Verlag von Johannes Herrmann, Jwidau i. S. Preis: 30, 40 u. 75 Pf.

Als Verwalter einer Schülerbibliothek habe ich die — ich möchte sagen traurige — Pflicht, zahlreiche Jugendschriften zu lesen und zu prüfen. Dabei komme ich denn je mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die deutsche Jugendlitteratur zwar äußerlich immer üppiger anschwimmt, an innerm Gehalte aber immer armseliger wird. Neun Beutel etwa muß man als völlig wertlos zur Seite werfen, und selbst unter dem kleinen Reste ist noch vieles, was kaum die Censur „mittelgut“ verdient. Angesichts dieser nicht zu leugnenden Thatsache, die dem viel citierten Worte Goethes: „Für die Jugend ist das Beste gut genug“, in betrübender Weise widerspricht, erscheint es mir als Pflicht, ein paar Büchlein, die leicht im großen Strom verloren gehen können, hier kurz anzuzeigen. Es sind die obengenannten Schriftchen, die ich in der That zum Besten rechne, was für deutsche Kinder geschrieben worden ist, einfache Geschichten, in denen Kindergestalten den Vordergrund einnehmen, fesselnd durch inneres Leben, durchweht von echtem, gesunden Christensinn und einer herzlichen Poesie. Episch behagliche, doch niemals langweilende Erzählung, eine in aller Schlichtheit sprachlich vollendete Darstellung, liebenswürdiger Humor, warmes Gefühl und eine ganz hervorragende Gabe der Charakterisierung — das alles erhebt diese kleinen Dichtungen einer deutschen Pfarrersfrau zu Meisterstücken, die gar wohl geeignet sind, armen und reichen Kindern auf den Weihnachts- oder Geburtstags-tisch gelegt zu werden. Auch zur Anschaffung für Volks- und Schülerbibliotheken eignen sie sich vortrefflich. Von dem Inhalt der Büchlein verrate ich nichts. Mag ein Jeder, der sie zur Hand nimmt, sich von ihrer herzbezwingenden Naivetät so erfreuen, rühren, erheben lassen, wie der Schreiber dieser Zeilen, der sich trotz naher Verwandtschaft mit der Verfasserin frei weiß von aller Voreingenommenheit. Wir besitzen nicht sehr viele Jugendschriften, die man so ohne jeden Rückhalt rühmen könnte. Die erste ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen.

Daugen.

©. Rec.



Aus Berlins Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins. Von L. H. Fischer. Berlin 1891. Dehmißges Verlag.

Ich zeige dieses Buch hier an, weil es in Folge seines Titels leicht der Aufmerksamkeit weiterer Kreise entgehen kann und doch auch außerhalb Berlins Beachtung verdient. Für den Lehrer enthalten die beiden ersten Aufsätze: „Berliner Schulhalter im 18. Jahrhundert“ und „Die Schulen und Erziehungsanstalten Berlins vor hundert Jahren“ viel Merkwürdiges, das der Verfasser aus den Akten des königlichen Geheimen Staatsarchivs in Berlin schöpfen konnte. Unter den litteraturgeschichtlichen Aufsätzen, die unter manchem Bekannten auch viel Neues bringen, hebe ich besonders hervor „Salomon Maimon in Berlin“, einen höchst interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte, der einen klaren Einblick in das Leben der gebildeten jüdischen Kreise in Berlin vor hundert Jahren thun läßt, und die Mitteilungen über Ludwig Tieds Wirken in seinen letzten Lebensjahren, insbesondere: „L. Tied am Hofe Friedrich Wilhelms IV“, „L. T. und die Berliner Hofbühne“, „Träume und Visionen in L. T. Leben und Schriften“ und „L. T. und Justinus Kerner“, die schon durch die zahlreichen bisher ungedruckten Briefe Tieds großes litterarisches Interesse erregen. — Ein paar kleine Nachträge mögen den Schluß dieser Anzeige bilden. Der auf S. 107 flg. abgedruckte Brief ist nicht von Tied verfaßt, sondern von seinem Freunde Friedrich von Raumer, in dessen „Litterarischem Nachlaß“ Bd. 2, S. 188 flg. er bereits veröffentlicht ist, und zwar mit dem allein richtigen „Herrscher“ statt „Berehrer“ in der dritten Zeile. — S. 112 erwähnt Fischer die ungünstigen Darstellungen über Tieds Vorlesungen am Hofe, die aus L. Schneiders Buche „Aus meinem Leben“ geschöpft seien; ich verweise noch auf Sternbergs „Erinnerungsblätter“, der mit seinem hämischen Klatsch als ein würdiger Vorläufer Schneiders erscheint. — S. 115 wird die Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite und die Dekorierung Tieds durch den König irrig auf den 31. Mai 1841 verlegt, sie fand vielmehr ein Jahr später statt. — Zu S. 118 sei nachgetragen, daß die dort erwähnte Übersetzung der „Vittoria Accorombona“ von G. E. Furzi herrührt und 1843 zu Florenz erschienen ist. — Auf S. 142 gedenkt der Verfasser des Buches „Drei Vorreden, Rosen und Golem=Tied“ von Skepsgardh, um Tied gegen dessen Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Ich meine aber, er erweist damit jenem Nachwerk eine unverdiente Ehre, da es keinem Leser desselben zweifelhaft sein kann, daß Skepsgardh verrückt war. Daß aber freilich Tied durch Verschleppung einer dringlichen Sache gegen ihn gefehlt hat, er giebt sich aus „Holtei, Briefe an L. Tied“, Bd. 4, S. 42 flg. unwiderleglich.

Daugen.

Gottbold Klee.

Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius u. Tischer. 1895. 380 S.

Die meisten unserer Goethebiographien sind antiquarisch-gelehrter Natur; mit rückwärts gewendetem Blick werden darin die vergangenen Zeiten betrachtet und Notizen zu Notizen gehäuft, die uns dann mit einer bis in die unbedeutendsten Einzelheiten vordringenden Genauigkeit das Leben Goethes in mühsam zusammengesetzten Stücken vorführen, deren Kompositionsfugen durch die eigenen Thaten des Verfassers gewöhnlich nur dürftig und oberflächlich verkleistert sind. Von solchen biographischen Arbeiten, die weit hinter der biographischen Kunst der Engländer und Franzosen zurückstehen, macht die vorliegende Schrift Wolffs eine wohlthuende Ausnahme. Für den Silbentecher und Notizen-träger mag es von Wert sein, über alle Schritte und Schrittlchen Goethes in der Vergangenheit unterrichtet zu werden und auch jeden Seitenpfad getreulich nachzutrabem, den der Dichter jemals gegangen, für den gefunden Geist aber hat vor allem die Frage Bedeutung: Was von Goethe ist heute noch lebendig? Und auf welchen Grundlagen ruht diese lebendige Wirkung? Wir wissen es dem Verfasser von Herzen Dank, daß er seine Aufgabe in diesem Sinne erfaßt und gelöst hat. Er hat so ein klares, rasch sich entfaltendes Lebensbild Goethes von kräftiger Wirkung geschaffen; er hält sich nicht auf bei den zahlreichen tändelnden Episoden und Nebensachen des Goethischen Lebenslaufes, sondern er giebt uns vor allen Dingen die Entwicklung seines Geistes- und Gemüthslebens und eine wunderbar klare und einfache, aber gerade darum mächtig in die Tiefe dringende Analyse der heute noch lebendigen Werke des Dichters. Mit den neuesten Forschungen in allen Punkten wohl vertraut, giebt uns so der Verfasser in seiner trefflichen Schrift eine Einführung in Goethes Leben und Werke, wie wir sie schon lange in unserer Goetheliteratur ersehnt haben. Meisterhaft ist z. B. seine Behandlung des Faustdramas, das seiner Entwicklung und seinem Inhalte nach mit solcher Klarheit und tiefdringender Einsicht dargelegt wird, wie wir sie in manchem dilettantischen Faustkommentar leider vergeblich suchen. Sehr richtig ist es auch, daß Wolff mit solcher Entschiedenheit für den zweiten Teil des Faust eintritt und die vollständig aus der Luft gegriffenen Urtheile Theodor Wischers und eines Georg Brandes siegreich zurückweist. Mit der schwächlichen Ästhetik alten Schlages ist dem zweiten Teile des Faust freilich nicht beizukommen, und so blieb er für Wischer und die meisten seiner Zeitgenossen ein Buch mit sieben Siegeln. Wer aber mit der neueren Ästhetik das Wesen des Schönen als eine individuelle Charakteristik (d. i. Urteilsform) unseres ästhetischen Verhaltens auffaßt, der wird erkennen,

daß dem ästhetischen Verhalten unseres sozialpolitischen Zeitalters der zweite Teil des Faust als eine gewaltige, von prophetischem Geiste erfüllte künstlerische That erscheinen muß, die hoch über den bei aller ergreifenden Schönheit eingeschränkten Gehalt der Iphigenie und des Tasso emporsteigt. So wird der bisher so oft verspottete und verhöhnzte Stil des alten Goethe in seiner vollen ehrfurchtgebietenden Größe und Gewalt immer mehr und mehr erfaßt und verstanden werden, je mehr das Menschengeschlecht selbst in Goethes Geistesgröße hineinwächst. Aber auch die übrigen Werke werden von Wolff in treffender Weise gewürdigt, sodaß wir nur wünschen können, daß diese Schrift, die von Anfang bis zu Ende von warmer Begeisterung für den großen Dichter erfüllt und in einer wahrhaft anmutigen und fesselnden Sprache geschrieben ist, in Haus und Schule die weiteste Verbreitung finden möge. Es giebt keine Goethebiographie, die wir lieber in den Händen unserer Jugend sähen und die wir daher für geeigneter zu Schulprämien und Geschenken für die reifere Jugend hielten, als diese wissenschaftlich und künstlerisch wohlgelungene Arbeit Eugen Wolffs.

Dresden.

Otto Lyon.

Max Koch, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. 7. Band. (Hans Sachs-Nummer.) Weimar und Berlin, Emil Felber. 1894.

Die älteste wissenschaftliche Zeitschrift für Litteraturgeschichte, die wir gegenwärtig besitzen und die unter der hingebenden und ausgezeichneten Leitung Max Kochs sowohl durch ihren wertvollen und bedeutenden Gehalt als durch ihre vornehme Haltung hervorragt, bringt in dem vorliegenden Hefte aus Anlaß der Jubelfeier zu Ehren des Hans Sachs eine Reihe von Aufsätzen über diesen Meister und seine Zeit. Karl Drescher giebt in seiner Abhandlung „Hans Sachs und Boccaccio“ eingehende Nachweise über die Quellen des Dichters und stellt den Einfluß Boccaccios auf Hans Sachs zum ersten Male zusammenfassend dar. Die „Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum“ bespricht Reinhold Bechstein in einem längeren Aufsatz mit liebevollem Eingehen auf die einzelnen Werke; leider ist der Aufsatz nicht vollendet, der Tod setzte der Arbeit Bechsteins ein Ziel, und in pietätvoller Weise hat die Redaktion an dem Manuskripte des heimgegangenen Gelehrten nichts geändert; mitten im Satze bricht die Arbeit ab. Edmund Goetze teilt das von ihm in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar aufgefunden „Gemerk-Büchlein Hans Sachsens“ mit, das der Thätigkeit des Dichters als Meister der Nürnberger Singschule die Entstehung verdankt und Kunde davon giebt, was in dieser Singschule vom 1. September 1555 bis Ende 1561 vorgetragen worden

ist. „Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede“ behandelt Johannes Volte und giebt aus den in Berlin, Erlangen und Weimar aufbewahrten Meisterliedhandschriften eine Auswahl von achtzehn Meisterliedern, deren Stoff aus der Volksüberlieferung geschöpfte Märchen und Schwänke, zum Teil sehr derben Inhalts, bilden. Außer diesen trefflichen Hans Sachs-Aufsätzen enthält das Heft noch eine höchst lesenswerte Abhandlung von Georg Steinhäusen: Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit, einen Aufsatz von Woldemar Freiherrn von Biedermann: Goethe und das Schrifttum Chinas, und eine kurze Nachricht, welche C. M. Prem über einen Besuch giebt, den Fritz von Stein bei Uz machte.

Die Zeitschrift Kochs sei allen Freunden der Wissenschaft, namentlich aber den Lehrern des Deutschen und den Schulbibliotheken aufs wärmste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

### Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1. Januar. J. Bahlen, Karl Sachmanns Briefe an Moritz Haupt, besprochen von D. Behaghel. (Bahlen verdient den lebhaftesten Dank für seine hingebende Mühewaltung.) — Woldemar Freiherr von Biedermann, Goethes Gespräche, besprochen von H. Lambel. (Eine schier uner schöpfliche Fundgrube für jeden, der dem Dichter von was immer für einer Seite näher treten will.) — Jakob Bächtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, besprochen von L. Fränkel. — Wilhelm Tobler-Meyer, Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung, mit besonderer Rücksichtnahme auf Zürich und die Ostschweiz, besprochen von Adolf Socin. — Wilhelm Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsaß; Heinrich Menges, Volksmundarten und Volksschule im Elsaß, besprochen von Gust. Binz. (Beide Schriften ergänzen einander in der glücklichsten Weise und können allen, besonders aber den elsässischen Lehrern der deutschen Sprache aufs beste empfohlen werden.)

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, 2. R. Bruns, Gerichtsdeutsch und Ähnliches. — Friedrich Kluge, Zu den Sprachdummheiten (sehr zutreffende Bemerkungen über den s-Plural in Kerls, Mädchen u. s. w.). — Stier, Bericht über die Verdeutschung von Straßennamen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen VI: Dr. C., Rudolf Silberbrand. — G. Holz Müller, Unsere Stellung zur Berechtigungsfrage. — A. Gille, Der Lehrplan der Realschule im Lichte der Konzentration.

Leipziger Lehrerzeitung 2, 18: J. Lews, Die preussische Volksbildungspflege und der Etat 1895/96.

Theodor Gartner, Ein neues Büchlein über Sprachrichtigkeit (Albert Heinze, Gut Deutsch). Sonderabdruck aus den Bukowiner Nachrichten.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte VIII, 1 und 2: Robert Doyle, Humor und Humore. — Hubert Koettelen, Kochmals Penthesilea. — Ludwig Chr. Stern, Die osmanischen Heldentlieder. I, II. — Richard

Förster, Lessings Anmerkungen zu den Fabeln des Aesop. — Paul Bahlmann, Des Petrus Trivionius Versus memoriales. — Heinrich von Wils-Iodi, Schwabäisches zur vergleichenden Volkspoesie. — Max Koch, Eine Quelle zu Shakespeares Love's Labour's lost. — Max Koch, Zur Entstehungszeit zweier Faustmonologe. — Wilhelm Creizenach, Ein russisches Werk über die Anfänge der humanistischen Litteratur. — Marcus Landau, German Classics edited with english notes by C. A. Buchheim. — Albert Leizmann, August Gottlieb Meißner, eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen von Rudolf Fürst. — Robert W. Fellin, Lieder und Geschichten der Suaheli. Anthologie aus der Suahelilitteratur, gesammelt und übersetzt von C. G. Büttner (+).

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. II, 2. und 3. Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. (Schluß.) Von Otto Nieder, Reichsarchivassessor in München. — Die Anfänge der deutschen Volkskunde. Von Richard W. Meyer, Privatdozent in Berlin. — Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens. Von Friedrich Bienemann, Privatdozent in Freiburg. — Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau während des 17. Jahrhunderts. Von F. W. E. Roth, Archivar in Geisenheim. — Professoren der Kulturgeschichte? Von Georg Steinhausen. — Über die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges. I. Von Richard Müller in Berlin. — Miscellen: Die Wünschelruten und Schatzgräber in Böhmen. Von Theod. Gutter, Archivar in Reichenberg. — Mitteilungen und Notizen. Politische und Kulturgeschichte. — Kulturgeschichtlicher Jahresbericht. — Neue Bücher. — Neue Zeitschriftenaufsätze.

### Neu erschienene Bücher.

- B. v. Goethe, aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von G. Hofmeister. Leipzig, Teubner 1895. 206 S. Pr. M. 1.
- Albert Zipper, Gedichte. Leipzig, Gustav Körner 1893. 204 S.
- Albert Zipper, Das Lieb vom deutschen Wort. (Allgemeine Bücherammlung lebender Schriftsteller.) Leipzig, Gustav Körner 1893. 63 S.
- Julius Goebel, Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1895. 87 S.
- A. Brunner, Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundarten. Wien und Leipzig, Eisenstein u. Co. 1895. 207 S.
- Ernst Saas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Theorie und Materialien. Zweite Abtheilung: Materialien. 3. Aufl. besorgt von J. Jmelmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1894. 405 S. Pr. M. 6.
- Rudolf Lehmann, Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und der älteren deutschen Litteratur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1894. 59 S. Pr. M. 1.
- Rictor Rix, Thematata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschluß an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Berlin, Weidmann 1895. 182 S. Pr. M. 3.
- Rudolf Franz und Karl Vindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrisen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin, Grote 1894. 402 S.
- Robert Schneider, Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen. Berlin, Friedberg u. Mode. 31 S.

- J. Blychgram, Schiller.** Dem deutschen Volke dargelegt. 2.—4. Lieferung. Leipzig, Belhagen u. Klasing 1894. (Wir haben auf dieses neue vollständige Prachtwerk, das in 16 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf. erscheinen soll, bereits bei Ausgabe der ersten Lieferung empfehlend hingewiesen und wollen hier dieser Empfehlung nur hinzufügen, daß auch die weiter erschienenen Lieferungen vollkommen das halten, was die erste Lieferung versprach. Die vierte Lieferung führt uns bis zum Aufenthalt Schillers in Bauerbach, ein Jugendbildnis Schillers vom Jahre 1781 ist hier zum ersten Mal veröffentlicht. Wir empfehlen das Werk aufs neue für Haus und Schule; möchte es eine solche Verbreitung finden, daß der Geist Schillers in unserm gesamten Volke wieder recht lebendig würde.)
- P. Graffunder, Der deutsche Nationalcharakter in altdeutschen Dichtungen.** Vortrag gehalten im Allgemeinen Deutschen Verein zu Berlin. Fürstenwalde, Geelhaar 1893. 40 S.
- P. Graffunder, Colombo. Dichtung.** Leipzig, Wilhelm Friedrich. 32 S.
- Joh. Schmaus, Aufsatzproben und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums.** Programm des Kgl. alten Gymnasiums zu Bamberg 1894. 84 S.
- J. Stoffel, Der Aufsatz in der Volks- und Mittelschule.** 3. Bändchen. Halle, Hermann Schroedel. Pr. M. 2. 167 S.
- Ehr. Fauth, Gedanken zur Schulreform.** Grünberg in Schlesien. Hugo Söderström 1894. 29 S.
- Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch: Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausgegeben von J. Böhl, 3. Auflage; Schiller, Wallenstein, herausgegeben von J. Böhl, 3. Auflage; Lessing, Laokoon, herausgegeben von J. Böhl, 3. Auflage.** Wien, Alfred Hölder 1894.
- Rudolf Bögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters.** Ergänzungsheft zu Band I. Die alt-sächsische Genesis. Straßburg, R. J. Trübner 1895. 70 S.
- Abriß der deutschen National-Litteratur.** Nach G. Brugier, zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet. Freiburg i. Br., Herder 1895. 286 S.
- Ferdinand Otto, Auswahl deutscher Gedichte für die Mittel- und Oberstufe höherer Mädchenschulen.** Zweite Auflage. Berlin, Herbig 1894. 198 S.
- W. Wittich, Goethes Torquato Tasso.** Schulausgabe. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh 1895. Pr. M. 1,35.
- H. Deiter, Emilia Galotti.** Schulausgabe. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh 1895. Pr. M. 0,80.
- Friedrich Blag, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung.** Karlsruhe, Lang 1895. 3. Auflage. 1. und 2. Lieferung.
- Otto Dingeldein, 300 kleine Aufsätze erzählenden Inhalts für die Unterklassen höherer Lehranstalten, für Bürger-, Mittel- und Volksschulen.** Gießen, Emil Roth 1895. 132 S. Pr. M. 1,60.
- Fidelis Bertold, Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Nummer-Stejskal mit den Dispositionen der Prosastücke.** 102 S.

Für die Zeitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: **Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gußkowskistraße 24 II.**





*W. H. Wood*

4. 19. 1900. Photographed by G. C. Carter & Petich, Kal. Hofphoto



Seiner Durchlaucht

Dem Fürsten Bismarck

zum

achtzigsten Geburtstage

in inniger Verehrung und Dankbarkeit

ehrfurchtsvoll dargebracht.





# Bismarck.

---

Ich träumte

Und schaute zurück in den Lauf der Zeiten,  
Da sah ich ein Volk, mit mächtigen Gliedern  
Lag es über den Ländern der Erde,  
Mit ehernen Fingern die Menschen packend,  
Und gierig und grausam  
Mit Spinnenarmen in seine Netze  
Riß es rings die zagenden Völker  
Und sog das Blut aus ihren Adern  
Und das Leben aus zuckenden Leibern.  
Und in den klawenden Wucherrachen  
Schlang es hinein das Gold der Erde.  
Sklaven und Knechte und zitternde Weiber,  
Fürsten und Herren und freie Recken  
Schleppte das rasende Ungeheuer  
In die lebenvernichtende, wollustgebärende,  
Jammerbrütende ewige Stadt.  
O heiliges Rom, in deine Mauern  
Trugst du zu Haufen Beute um Beute,  
Und triumphierend deine Opfer  
führtest du hin zum Kapitol.  
Da saßen im prahlenden Siegestaumel  
Beim Mahle schwelgend die stolzen Krieger,  
Und lästerner Mund verpraßte die Beute,  
Und Pracht und Prunk verzehrte das Gold!

Dirnen wiegten die süppigen Leiber,  
 Und empor im tollen Genuffe  
 Lohnten die Flammen der wilden Begierde.  
 Und zur Seite, mit düsterem Blicke,  
 Standen klagend die armen Opfer,  
 Mit Verzweiflung im starren Herzen  
 Den erlösenden Tod erwartend.

Ich träumte

Und schaute zurück in den Lauf der Zeiten.  
 Da sah ich ein Volk, in frischer Jugend  
 Stieg es herab aus des Nordens Höhen,  
 Keusch und rein, und ungebrochen  
 Blicke aus blauen, leuchtenden Augen  
 Keck und verwegen die junge Kraft.  
 Auf der Stirne, der blond umwallten,  
 Thronte lichte, sonnige Klarheit,  
 Und im Herzen glühte der Mut.  
 Deutsches Volk, dich grüßten voll Sehnsucht  
 Rings die Länder, die Völker der Erde:  
 Bist du der Retter, nach dem wir schreien,  
 Bist du der Helfer aus schwerer Not? — —  
 Und in die linden, weichen Lüfte,  
 Die in des Südens grünenden Feldern  
 Den Sinn umschmeicheln, die Glieder lösen  
 Und alle Kraft aus dem Körper saugen,  
 Brach es herein wie Wettersturm,  
 Niederschlagend, wie Hagelwetter,  
 Rings das süppige, feste Leben.  
 Und alle die pesterfüllten Däfte  
 Flohen erschreckt vor dem jagenden Sturme,

Der mit seinem vernichtenden Hauche  
 Rüttelnd die Stragen Roms durchbrauste.  
 Und die entnerzten Sklaven der Käste,  
 Weichliche Männer und rasende Weiber,  
 Warfen sich zitternd nieder zur Erde,  
 Flehten um ihr erbärmlich Leben,  
 Wichen entsetzt vor dem hellen Blicke  
 Deutscher Männer in ferne Schluchten!  
 Frei und stark wie den Göttern entsprossen  
 Schritten einher die deutschen Helden,  
 Rom erzitterte, und der Erdkreis  
 Bebt vor ihrem gewaltigen Tritte.  
 Da sankst du dahin, dahin in den Staub,  
 Du ewige Stadt, du beugtest den Rücken  
 Demutvoll vor dem jungen Beherrscher —  
 Und empor stieg triumphierend  
 Deutsche Jugend und deutsche Kraft.

### Ich träumte

Und schaute zurück in den Lauf der Zeiten.  
 Da sah ich ein Volk, zerrissen von Zwietracht,  
 War es der Spielball fremder Launen.  
 Und niedergetreten in den Staub  
 Lag seine herrliche Königskrone.  
 Dort an dem Meer, dem ewig blauen,  
 Wo hin in Paradiesesgefilde  
 Selig verlangend schweift das Auge,  
 Stand ein Schafott, das stumm und schweigend  
 Ragte zum Himmel, schwarz verschlagen:  
 Dort fiel dein Haupt, o du junger König,  
 Deutschlands Hoffnung und Deutschlands Freude

Sanft mit dir dahin in das Grab.  
 Hoch stand aufs neue als Herrin der Erde  
 Rom, die völkerverfchlingende Stadt.  
 Welscher Trug ging durch deutsche Gaue,  
 Welsche List besiegte die Wahrheit,  
 Und getrieben von blindem Wahne  
 fielen sich an die Bruderstämme,  
 Blut bedeckte die blühenden felder,  
 Und von den Trümmern der trauten Heimat  
 Züngelte auf die versengende flamme,  
 Stieg zum Himmel erstickender Rauch.  
 Da ging ein Sehnen durch deutsche Herzen,  
 In all der Not ein stilles Hoffen:  
 Einst wird kommen der alte Kaiser,  
 Wird uns befreien aus Nacht und Ohnmacht,  
 Licht wird strahlen von seinem Schilde,  
 Und die Krone wird golden leuchten  
 Ob dem erhabenen, edlen Haupte,  
 Und der dürre Baum, er wird grünen,  
 Neue Zweige und neue Blätter,  
 Junge Blüten und fruchte tragen.

Wer tief unten schmachtet im Kerker,  
 Der schaut sehrend empor nach der Höhe,  
 Wo ein kleines, vergittertes fenster  
 Zeigt einen Schimmer des rofigen Lichtes  
 Und einen Streifen des blauen Himmels,  
 Der sich spannt in mächtiger Wölbung  
 Über der freien, der großen Welt;  
 Den erschüttert im tiefsten Innern  
 Nur das heiße, verzehrende Wünschen,  
 Draußen zu sein, wo die Blumen blühen,  
 Wo im Winde die Blätter sich regen,

Wo im Walde fingen die Vögel,  
 Wo die Quelle so heimlich rauschend  
 Über die Felsen und rollenden Steine,  
 An den nickenden Blüten vorüber  
 Lustig hinab zum Strome rinnt;  
 Wo der Mensch sich freut mit dem Menschen,  
 Wo vom Herde zum Himmel kräuselt  
 Lieblich die Wolke des traulichen Feuers.  
 Ach, da will er hinauf zur Höhe,  
 Wo die Freiheit so ahnungsvoll schimmert,  
 Und er springt auf vom harten Lager,  
 Und er jubelt — da klirrt die Kette,  
 Und sie reißt ihn wieder zur Erde,  
 Jammernd und stöhnend sinkt er aufs neue  
 Auf das morsche, vermoderte Lager,  
 Knirschend reißt er und zerrt er die Kette: —  
 Also hoffte das deutsche Volk.  
 Aber Jahrhundert um Jahrhundert  
 Gingen dahin, doch es kam kein Retter,  
 Der die Thüre des Kerkers sprengte,  
 Der von den Knöcheln ihm streifte die Fessel,  
 Der es führte zu Licht und Freiheit,  
 Hin zu der alten, herrlichen Macht.  
 Deutsches Volk, wo gab es ein zweites,  
 Das wie du so innig empfunden  
 Alles, was gut und schön und edel;  
 Das der Wahrheit so männlich diente,  
 Das so tapfer führte das Schwert,  
 Das die Menschheit denkend und dichtend  
 führte hinauf zur reinsten Höhe,  
 Und das mit rührendem, treuem Fleiße  
 Regte die Hände zu fröhlichem Thun?

Deine Sprache, so rein und innig  
 Dringt sie hervor aus der Tiefe der Seele,  
 Treu und wahr aus innerstem Herzen  
 Steigt sie empor zum Throne der Gottheit,  
 Schlingt und webt sie die Bande der Liebe  
 Um der Menschen bewegliche Sinne,  
 Und leiht dem Geiste gewaltige Flügel,  
 Daß er frei über Länder und Meere  
 Schwebt, die Völker erlösend, dahin.  
 Stark ist ihr Klang und erhaben ihr Bau,  
 Mit mächtigem Zauber ergreift sie die Herzen,  
 Ihr köstlicher Wohlklang fesselt den Sinn,  
 Und ihrer Gedanken hinreißende Fülle  
 Führt zu entschlossener begeisterter That.

Deine Sitte, ehrwürdig und einfach,  
 Rein und edel, treuherzig und wahr,  
 Gab der Menschheit die alte Reinheit  
 Und den schlichten, den frommen Sinn.  
 Und nun — kaum erkenn' ich dich wieder,  
 Deutsches Volk, einst so herrlich und hehr,  
 Bist nun zum Kinderspott geworden,  
 Liegst nun im Staube, verachtet und arm.  
 Wo ist der Helfer? Wann kommt dein Retter,  
 Der dich erlöst von Schande und Schmach?  
 Der deine Ohnmacht wandelt in Stärke,  
 Deine Zerrissenheit einet zur Macht?  
 Der den Knaben schmiedet zum Manne,  
 Der aus dem Staube die Krone erhebt?

Und ich träumte nicht mehr! —  
 Ich sah es mit wirklichen, hellen Augen:  
 Der Retter ist da! — dort schreitet er her.



Hoch ist sein Wuchs und ehern sein Antlitz,  
 Stark seine Hand und mächtig sein Schritt.  
 Wie flammt sein Auge! Wie blüht so herrlich  
 Aus seinen Mienen der schaffende Geist!  
 Aufrecht schreitet er hin zum Ziel,  
 Mit festem Griffe faßt er das Schwert,  
 Und er schärft es zum harten Kampfe,  
 Und mit sichrem, wuchtigem Hiebe  
 Löst er den Knoten der alten Zwietracht,  
 Schlägt er zu Boden die grimmen Feinde  
 Und vernichtet den welschen Trug.  
 Fest durch die Lande schreitet sein Fuß,  
 Er zertritt die Schlange des Hasses,  
 Und in Liebe eint er die Brüder,  
 Und eine neue herrliche Krone  
 Hebt er empor — im Sonnenlichte  
 Funkelt ihr Glanz und durchleuchtet die Welt.  
 Und fortan mit mächtigem Rauschen  
 Regte der deutsche Adler die Schwingen,  
 Weithin über die Völker sie breitet,  
 Und erhob sich zu stolzem Fluge,  
 Staunend und fürchtend sah es die Welt.  
 Kaiser und Reich, sie waren erstanden,  
 Wiedergeboren, was einst zerfallen,  
 Wiedergewonnen, was einst verloren:  
 Deutschland nun wieder im Kranze der Völker  
 Ehrfurchtgebietend, gewaltig und groß.  
 Und er ist unser, noch ist er unser  
 Der feindebezwingende, freudige Held:  
 Aufrecht steht er, mit achtzig Jahren  
 Glüht noch in ihm das Feuer der Jugend;  
 Und frohlockend umringt ihn die Menge:

Bismarck! — so geht es von Mund zu Munde,  
 Männer und Frauen und lachende Kinder  
 Strecken ihm jauchzend entgegen die Hände:  
 Bismarck! — aus überquellendem Herzen  
 Dringt es stammelnd hervor, und: Bismarck  
 Nennen wir alles, was deutsch und ehrlich,  
 Nennen wir alles, was rein und edel,  
 Nennen wir alles, was echt und groß.

Aber sieh! Dort über der Menge  
 Hin zu dem Alten im Sachsenwalde  
 Ziehen die Geister in stolzem Zug:  
 Barbarossa ist es, der Alte,  
 Und auch einer im weißen Barte  
 Schreitet voran, und hunderte folgen,  
 Dichter und Denker und Geistesfürsten,  
 Generale und Schlachtenlenker,  
 Ritter und Sänger, und Bürger und Bauern,  
 Lautlos wallen sie durch die Luft.  
 Und vor allen in herrlicher Schönheit  
 Geht eine hohe, ernste Frau,  
 Mit dem Schilde ist sie gewappnet,  
 Auf dem Haupte trägt sie die Krone  
 Und in der Hand das schneidende Schwert.  
 Nicht mit wespengegliedertem Leibe,  
 Nein, mit dem herrlichen Bau der Glieder,  
 Den die Natur ihr hat verliehen,  
 Unvergänglich an Schönheit und Kraft,  
 Ragt sie empor vor allen Helden:  
 Deutschland ist ihr heiliger Name,  
 Und mit weicher, lieblicher Stimme  
 Spricht sie die ernstesten, die innigsten Worte:

Nicht Lorbeer, nicht den Eichenkranz,  
 Die lange schon dich schmücken,  
 Nicht einer Krone Strahlenglanz  
 Will ich aufs Haupt dir drücken.  
 Wie stand im Kampfe fest dein Fuß,  
 Wenn Winterstürme drohten:  
 Märzveilchen bring ich dir zum Gruß,  
 Des Frühlings holde Boten!

Wie dich der Lenz uns einst geschenkt,  
 So hat aus Wetterwolke  
 Der Frühling sich herabgesenkt  
 In dir dem deutschen Volke.  
 Der deutsche Baum, des Winters Raub,  
 Den Nacht und Eis umschlossen,  
 Sieh, heute trägt er junges Laub,  
 Und neue Blüten sprossen!

Wie einst in Siegfrieds Lichtgestalt  
 Der Frühling uns erschienen,  
 Wie er der Finsternis Gewalt  
 Durchdrang mit hellen Mienen,  
 Wie er den Nebeldrachen schlug,  
 Der uns vom Licht geschieden,  
 So auch dein Heldenarm uns trug.  
 Durch Sieg zum holden Frieden.

Am Himmelsberge schließ der Tag,  
 Vom Feuerwall umgeben,  
 Da drangst du durch den flammenhag  
 Und wecktest ihn zum Leben.

Nach Winterqual und Winternacht  
 Welch Leuchten und welch Glühen:  
 Du hast es uns herab gebracht,  
 Dies wunderbare Blühen!

Es ist schon manches Frühlingslied  
 Im deutschen Land erklingen,  
 Wenn uns der starre Winter mied,  
 Da ward es froh gesungen —  
 Doch keins mit solchem Wiederhall  
 Drang aus des Herzens Tiefen  
 Wie heute, wo die Deutschen all  
 Voll Jubel dankend riefen:

Nun schütze Gott dich, hoher Held,  
 Der uns den Frühling brachte,  
 Daß ringsum in der weiten Welt  
 Das Leben neu erwachte,  
 Daß nun der deutsche Name geht  
 Durch Länder und durch Meere,  
 Daß festgegründet wieder steht  
 Des deutschen Adlers Ehre.

Gefegnet seist du, und dein Haus  
 Blüh fort durch alle Zeiten!  
 Im Frieden wie im Kriegsgebraus  
 Mög uns dein Geist geleiten!  
 Heut lenkten wir zu dir den Fuß,  
 Wo Dankesfeuer lohten:  
 Märzveilchen bringen wir zum Gruß,  
 Des Frühlings holde Boten.

Dresden.

Otto Lyon.

## Bismarck als Künstler in Politik und Sprache.

Von Otto Lyon in Dresden.

Politik ist Kunst. Sie gehört nicht dem Reiche fleisch- und blutloser Schatten, nicht dem Gebiete toter Abstraktionen an, sondern sie steht mitten in der wirklichen Welt der Dinge, die sich hart im Raume stoßen. Die herrlichsten philosophischen, nationalökonomischen, wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und religiösen Theorien, sie mögen noch so menschenfreundlich und völkerbeglückend sein, sind noch lange keine Politik. Denn Politik ist immer Verwirklichung, Ausführung. Und was sich in der Theorie oft blendend schön und sinnverwirrend herrlich ausnimmt, das ist in der Welt der Wirklichkeit nicht zu brauchen; es ist für den wahren politischen Künstler nichts als ein hohler Schall, ein Gewand ohne Körper, ein leeres Wortgebäude, ein totes Nichts. Er kann nur das anerkennen und verwenden, was den Keim des Lebens in sich trägt; denn seine Thätigkeit ist nicht scheidend, trennend, zerlegend, wie die des gelehrten Bergliederers und abstrakten Denkers, sondern sein Thun ist aufbauend und schöpferisch, es geht den Wegen der Natur nach und folgt ihrem Beispiele, und daher wirkt es zuletzt wie die Natur: schaffend und gestaltend. Für den wahren politischen Künstler ist daher immer nur das Mögliche, das Ausführbare und Erreichbare vorhanden; aber indem er sorglich prüfend und klar umschauend auf jeder errungenen höheren Stufe aufs neue nach dem unter den veränderten und gebesserten Verhältnissen Möglichen und Erreichbaren ausblickt, fügt er immer ein kleines neues Wirkliches zu dem früheren Ausführbaren und macht so zuletzt das scheinbar Unmögliche möglich. Und was der verblendete Theoretiker niemals zu erreichen vermochte, weil er immer gleich das Letzte, Höchste wollte, nicht aber die ersten, unscheinbaren, niedrigen Anfänge, von denen aus allein allmählich der Gipfel erklimmen werden konnte: das vermag der politische Künstler durch unerschütterliches Festhalten an dem Schritt für Schritt Erreichbaren endlich zu schaffen, freilich auf Wegen, die oft von den Idealen bloßer Theoretiker weitab liegen und zuweilen scheinbar nach ganz entgegengesetzten Zielen führen, schließlich aber doch den sichersten Pfad zur Höhe hin darstellen. Der Theoretiker will mit einem einzigen Sprunge ins Ungewisse hinein die Höhe des unzugänglichen Felsens erreichen und kommt, statt auf dem Gipfel, zer-

schmettert in der Tiefe an; der politische Künstler aber erspät den Punkt, von dem aus sich ein Pfad zur Höhe bahnen läßt, und er steigt darauf mühsam, oft auf Umwegen, aber sicher und ohne Fehltritt zum Gipfel empor. Er weiß, daß es in der Natur keine Sprünge giebt, sondern nur allmähliches Wachstum; er weiß, daß die Dinge langsam wachsen, und daß sie stärker sind als die Menschen; er weiß, daß nur das sich gestalten kann, was in das Wachstum der Dinge mit kundiger und sicherer Hand zur rechten Zeit und an der rechten Stelle eingefügt wird wie ein Edelreis in den Stamm des wilden Baumes.

Politik ist demnach nicht wissenschaftliche Theorie, die über den Dingen schwebt und deren Grundsätze schablonenhaft nach toten Regeln angewendet werden, sondern Politik ist aufbauendes, schöpferisches Thun, an dem die leidenschaftliche Wärme des Herzens und die schaffende, vor- und rückschauende Phantasie, die sich den Stand der Dinge in Vergangenheit und Zukunft in klaren Bildern vor die Augen des Geistes zu stellen vermag, ebensoviel Anteil haben wie der helle, klare Verstand, der immer die Verhältnisse der Gegenwart und die jeweilige Lage der Dinge mit seinem reinen Blicke durchbringt. Nicht in klösterlicher Weltabgeschlossenheit, nicht in Schulen und auf Universitäten kann sich daher der Politiker für seinen Beruf ausbilden, sondern er gehört mitten hinein in das Getriebe des Lebens, er lernt aus dem Leben für das Leben, und die praktische Thätigkeit in seinem lebensnützlichen Berufe ist sein bester Lehrmeister. Einseitige Theorien, wie sie die Gelehrsamkeit so leicht zu Tage fördert, dürfen seinen hellen Blick nicht verwirren; er muß sich jeberzeit die Fähigkeit bewahren, ein Ding nach allen Seiten zu wenden und unter den allerverschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten, bis er gerade die Seite und gerade den Gesichtspunkt herausfindet, der dem Staate förderlich ist und das ganze Volk zu höheren Zielen emporzieht. Der rechte Politiker muß zugleich jeden Augenblick im Stande sein, die herrschenden Verhältnisse, die Zeitverhältnisse klar zu überschauen und dementsprechend seine Maßregeln zu wählen. Was heute mit Erfolg durchgeführt werden kann, ist vielleicht morgen schon unmöglich, die Verhältnisse ändern sich oft über Nacht und machen das Gute, das noch gestern erreichbar war, am nächsten Tage unausführbar. Wer nun mit einseitigen Theorien ausgerüstet in eine politische Laufbahn eintritt, der ist gar nicht fähig, den thatsächlichen Stand der Dinge, das Leben seines eigenen Volkes, die Lage der verschiedenen Stände und Volksschichten, die Verhältnisse der Stände und Völker zu einander zu überblicken und zu beurteilen, er wird immer nur das sehen, was er nach seinen Theorien zu sehen vermag, nicht aber das, was die lebendige Wirklichkeit predigt. Wer jahrzehntelang über einer solchen Verstandeskultur, wie sie nur allzu

häufig das Hauptziel unserer Schul- und Universitätsstudien bildet, Gefühl und Willen, die beiden Hauptgewalten im Leben jedes gesunden Menschen und jedes gesunden Volkes vernachlässigt hat, der wird in allem, wo nicht ein Wissen, sondern lebendiges, nützlichcs Können erfordert wird, binnen kurzem kläglich Schiffbruch leiden. „Die Gelehrten, die Berkehrten“ sagt daher schon seit Jahrhunderten das Volk mit bitterem Spotte; denn es hat zu oft und zu nachdrücklich unter den unpraktischen und thörichten Maßnahmen einer gelehrten Bureaucratie gelitten, die ohne Verständnis des praktischen Lebens und der dadurch bedingten Anforderungen vom „grünen Tische“ aus, wie das Volk sagt, die Welt regieren wollte. In allen Zeiten politischen Verfalles finden wir die Schäden einer bureauratischen Regierungsform scharf ausgeprägt: gründliche Unkenntnis über die Erfordernisse des wirklichen Lebens, kleinliche und argwöhnische Beaufsichtigung aller Berufs- und Volksklassen, hochfahrender Kommandoton allen Untergebenen und Niedriggestellten gegenüber, Hochmut und Dünkel erzeugt durch pharisäische Selbstgerechtigkeit und Selbstzufriedenheit, hofmeisterndes Besserwissen in allen Dingen, immer steigende Entfremdung zwischen Beamten und Volk, Behörden und Regierten, geist- und gedankenloses Weiterrollen in den durch Gebrauch und Herkommen vorgeschriebenen, aber längst ausgefahrenen Gleisen. Nur ein ganzer Mann, bei dem Kopf und Herz, Licht und Wärme, Verstand, Gefühl und Wille in voller Harmonie stehen, jedes gleich gesund und gleich stark entwickelt, nur ein solcher vermag die Dinge zu sehen, wie sie sind, nur er vermag zu heilen, zu retten, zu erlösen. Der einseitige Theoretiker, der auf juristische und nationalökonomische Lehrsätze schwört, welche er in seinem Schulsacke mit nach Hause getragen hat, ist von jeher der Feind wahrer Volkswohlfahrt und gesunder nationaler Entwidlung gewesen. Schiller nannte einst den Dichter den einzig wahren Menschen, er hätte dafür allgemeiner ebenso richtig sagen können: Der Künstler ist der einzig wahre Mensch! Denn in ihm besteht jene Harmonie, wie wir sie eben geschildert haben; auf ihn wirken die Dinge und nicht die Worte, die Thaten und nicht die Lehren, und er allein vermag daher auch wieder Neues zu schaffen und in die Entwidlung der Dinge thatkräftig und fördernd einzugreifen. Freilich darf man den Begriff des Künstlers nicht so beschränkt auffassen, wie es die Aesthetik bisher zu ihrem eigenen Schaden gethan hat. Nicht nur der Dichter, Maler, Bildhauer und Komponist sind schaffende Künstler, sondern vor allem auch der Staatsmann, der kriegsführende Feldherr, der Erzieher, der geniale Gelehrte, der von der öden Verstandeskultur sich losragt und Neues entdeckt oder erfindet, kurz jeder, dessen Lebensthätigkeit in einem fruchtbaren Können gipfelt.

Solch ein Künstler muß jeder echte Politiker sein. Und wie der echte Künstler in allen Tagen seines Lebens einem Ideale nachstrebt, das er auf allen nur denkbaren Wegen zu erreichen und zu verwirklichen sucht, so muß auch der Politiker einem Leitstern folgen, der wie ein unverrückbarer Pol seinem Handeln die feste Richtung giebt, mögen ihm die tatsächlichen Verhältnisse auch noch so verschiedenartige Wandlungen, Abweichungen, Schwankungen und Änderungen in seinem Verhalten zur notwendigen Pflicht machen. Wie der Steuermann eines Schiffes unerschütterlich sein Ziel im Auge behält, obwohl ihn Wellen, Sturm und Klippen häufig zwingen, zurückzuweichen oder seitwärts abzulenken oder gar zeitweilig ruhig liegen zu bleiben, und wie er gerade dadurch sein Ziel endlich erreicht, daß er vorübergehend ganz von demselben abzulenken schien oder sich ruhig abwartend verhielt: so muß auch der Politiker immer mit dem augenblicklich Erreichbaren rechnen und so oftmals zögern, in schlimmer Lage ruhig ausharren, vom Ziele scheinbar ablassen, um widrigen Strömungen auszuweichen, und doch immer wieder und wieder in die Bahn zum Ziele hin einlenken: treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege. Das vermag aber nur der wahre Künstler; der einseitige Theoretiker bohrt rücksichtslos vorwärts, aber er kommt dadurch nicht an das ersehnte Ziel, sondern er verlegt und vernichtet andere und zuletzt sich selbst und das ganze Volk. Der politische Künstler dagegen vermag das Hindernis zu sehen, das sich ihm entgegenstellt, er vermag zu erkennen, ob es unüberwindlich ist; er ist aber auch im Stande, sofort seine Taktik zu ändern, wenn es die Verhältnisse verlangen; denn ihn hindert keine Theorie mit ihren vertrockneten Lehrsätzen, er ist alle Tage wie neugeboren, immer ein anderer, immer ein neuer Mensch. So fühlt er sich immer als ein Werbender, der nie der fanatische Verfechter einer starren Überzeugung sein kann, sondern der den Mut besitzt, auch bisher Erlerntes, Gehegtes und Gepflegtes entschlossen zu opfern, wenn er dadurch der Verwirklichung seines Ideals einen Schritt näher kommt. Nur einem Staatsmann, der eine solche wahre Künstlernatur besitzt, werden alle vertrauend folgen. Und wenn der Sturm kommt, bei dessen Nahen die Kleinmütigen zittern und zagen, wird es von ihm heißen:

Doch er stehet männlich an dem Steuer;  
 Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,  
 Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;  
 Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
 Und vertrauet scheiternd oder landend  
 Seinen Göttern.

Und zu allen diesen Eigenschaften muß noch eine hinzutreten, um einen Menschen zu einem wirklichen Künstler zu machen: die vollkommene



Übereinstimmung mit dem innersten Denken, Fühlen und Wollen seines Volkes. Alle Kunst beruht auf der Gesinnung und auf der Persönlichkeit; wo diese fehlen, da können wir einen ganz talentvollen Alltags- und Allertweltmenschen finden, aber niemals einen Künstler. Denn gerade durch seine Eigenart, durch seine Persönlichkeit giebt er seinem Werke das Gepräge, das seine Arbeit über die Durchschnittsware, über die sich völlig gleichenden Erzeugnisse der Alltagsmenschen hinaushebt und dadurch anfangs zu einem vom Kampfe der Meinungen umtobten Streitgegenstande, schließlich zu einem neuen Leitbilde des Volkes macht. Persönlichkeit und Gesinnung können sich aber nur da entwickeln, wo der Mensch fest und innig mit dem Mutterboden seiner Heimat verwachsen ist, wo die ausgleichenden und alle Unterschiede verwischenden Einwirkungen moderner Bildung die bodenwüchsig-eigenartige Eigenart des Menschen nicht auszutilgen vermögen. Aus Familie, Stamm und Volk geht das Eigentümliche und Persönliche des Menschen hervor, und hierin wurzeln daher auch seine künstlerischen Fähigkeiten. Und was vom einzelnen Menschen gilt, das hat auch Geltung von dem ganzen Volke, das ja wiederum als eine Person im großen, als eine andern Völkern gegenüberstehende geschlossene Persönlichkeit zu betrachten ist. Alle Kunst, alle schöpferische Thätigkeit ist daher national, international ist dagegen alle registrierende Thätigkeit, die das Geschaffene betrachtet, zergliedert und in die durch verstandesmäßige Scheidung aufgestellten Klassen der Erscheinungen einreihet, kurz die Gelehrsamkeit. Eine internationale Kunst ist eine *contradictio in adjecto*. Nur ein Kunstwerk, das auf den Grundfesten der wirklichen Welt, auf den innersten und tiefsten Empfindungen des Volkes, nicht auf einem auf gelehrtem Wege erzeugten Allertwelt- und Nirgenblande ruht, verdient wirklich den Namen eines solchen und wird im Stande sein, das Volk des Künstlers und zuletzt die ganze Menschheit zu erhöhen und zu erneuern. Denn gerade weil das Kunstwerk national, d. h. ein wirkliches Kunstwerk ist, wird es schließlich durch die ganze Welt gehen und eine internationale Wirkung üben wie Goethes und Schillers Dichtungen und Beethovens und Richard Wagners Tonschöpfungen.

Was hier vom Künstler im allgemeinen gesagt ist, gilt natürlich auch vom politischen Künstler, ja von diesem, da nach einem alten Spruche die Staatskunst die schwerste aller Künste ist, in ganz besonderem Maße. Nur ein Staatsmann, der in allem Wesentlichen mit dem innersten Fühlen und Wollen, mit der ursprünglichen Eigenart seines Volkes eins ist, wird dieses Volk zu den höchsten Zielen seiner Entwicklung führen können. Halten wir an den Grundzügen fest, die wir im vorausgehenden vom politischen Künstler entworfen haben, so wird es uns nicht schwer werden, jeden Staatsmann nach seiner wirklichen Bedeutung zu be-

urteilen. So war Metternich in den Augen vieler ein hervorragender und genialer Diplomat; vor einer strengeren Prüfung aber vermag er nicht zu bestehen. Metternichs letztes und höchstes Ziel war stets: die Macht Österreichs auf Kosten Deutschlands zu erheben, die Souveränität der Fürsten auf Kosten der Selbständigkeit und gesunden Entwicklung des Volkes zur höchsten Entfaltung zu bringen. Österreichs Macht konnte sich aber am besten entwickeln, wenn sich Deutschland in immer größere Zersplitterung verlor; daher sucht Metternich mit allen Mitteln die deutschen Einheitsbestrebungen zu vereiteln, und von ihm stammt das Wort: „Es giebt keinen verrückteren Gedanken als den, die deutschen Völker in Ein Deutschland zu vereinigen“.<sup>1)</sup> Und um die fürstliche Souveränität zu fördern, stellte er sich aufs schroffste jeder Einrichtung entgegen, die darauf ausging, das Volk zu heben und das Volkstümliche zur Geltung zu bringen. Bureaucratie, Feudalismus und Polizei waren ihm die Säulen aller staatlichen Ordnung; in jeder volkstümlichen Regung witterte er revolutionäre Bestrebungen. Sogar die herrliche deutsche Bewegung der Freiheitskriege hielt er für eine Erscheinung revolutionärer Art. Und wenn im Jahre 1824 Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., mit zürnender Bitterkeit schreiben konnte: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert, solchen Resultates halber?“, so war diese Vernichtung des Erfolges der Stein-Hardenbergschen Reform und der dadurch ermöglichten großen politischen und kriegerischen Bewegung von 1813 vor allem das Werk Metternichs. Wenn weitschauende Geister wie Goethe u. a. einen gemäßigten Liberalismus für die gesündeste politische Anschauung hielten, so vermochte Metternich die Begriffe Liberalismus und Anarchismus niemals zu trennen; er sah in jedem, der eine Verfassung und ein Parlament erstrebte, einen Revolutionär und Hochverräter. Freilich muß man zugestehen, daß er es verstand, Österreichs Machtstellung zu erhalten und bedeutend zu erweitern, daß er jede volkstümliche Regung niederzuhalten wußte und Deutschland zur denkbar größten Zersplitterung führte, daß er also die Ziele, denen er nachstrebte, vollkommen erreichte: aber der Umstand, daß er die Reste einer absterbenden Kulturentwicklung künstlich aufrecht erhielt, daß er das hervorsproßende junge Leben einer verheißungsreichen Neugestaltung aller Verhältnisse durch polizeiliche Maßregelungen unterdrückte, daß er die wohlthätige Beschränkung absolutistischer Fürstengewalt durch deutsche

1) Vgl. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. I., S. 54 flg.

Volkvertretungen durch klägliche Mittel zu verhindern suchte, zeigt uns deutlich, daß er nicht die geringste Fühlung mit der deutschen Volksseele befaß, daß ihm Wesen und Geist der deutschen Stämme ein Buch mit sieben Siegeln waren. Seiner Politik fehlt zwar nicht die Umsicht, Klarheit und entschlossene Bestimmtheit, die Fähigkeit, die Ziele nach den vorhandenen Mitteln zu wählen und je nach dem Grade der Erreichbarkeit Ziele und Mittel zu wechseln, aber ihr fehlt vollkommen das unverrückbare hohe Ideal, die sittliche Gewalt, der nationale Gehalt und die volkstümliche Kraft. So ist Metternich zwar ein kunstreicher Politiker, aber er ist niemals ein politischer Künstler gewesen.

Ganz anders stellt sich uns Bismarck dar. In ihm tritt uns eine gewaltige, fest in sich geschlossene, innerlich mächtig bewegte und doch allezeit klare Persönlichkeit entgegen, die Ruhe und Umsicht mit ebenso großer Leidenschaftlichkeit und entschlossener Kühnheit in sich vereint. Eine wunderbare Harmonie aller Kräfte, eine unerschütterliche Festigkeit, die nie das letzte hohe Ziel aus dem Auge läßt, eine nie ermüdende, elastische Beweglichkeit, die bald das nächstliegende Ziel, bald die zu dessen Erreichung dienenden Mittel ändert, immer aber ihre Maßregeln den Verhältnissen entsprechend trifft, verbunden mit unerrockenem Mute und alles mit sich fortreibender Kraft sind die Grundlinien in dem Charakterbilde des Politikers Bismarck. Ein wahrer und großer Staatskünstler, dessen schöpferische Gewalt einen Bau von wunderbarer und erhabener Größe auführte, der den Widerstand seines eigenen Volkes gegen das neue Ideal des deutschen Reiches mit eiserner Hand zu brechen und die neidische Wut des ausländischen Feindes mit festem Griffe niederzuwerfen wußte, tritt uns in ihm entgegen, ein politischer Genius, wie er einem Volke in Jahrhunderten nur einmal beschert zu werden pflegt. Die Klarheit, Festigkeit und Folgerichtigkeit seines Handelns, die großartige Fähigkeit, die Dinge in ihrer wirklichen Gestalt zu sehen und auch unter den verwirrensten Einzelheiten stets den Kern einer Sache herauszufinden, die seltene Gabe, die Folgen seines Handelns und der Ereignisse mit staunenswerter Sicherheit zu bemessen, die Gewandtheit, den Hieb des Gegners zu parieren und mit unglaublicher Schnelligkeit aus der Defensive zur Offensive überzugehen: das alles macht ihn zu einem Phänomen unter den Staatsmännern, das mit seinem wunderbaren Glanze noch ferne Jahrhunderte erleuchten wird.

Wiederholt hat Bismarck seiner Anschauung über das Wesen der Politik, die grundverschieden von der bis auf Bismarck geltenden Auffassung war, klaren und deutlichen Ausdruck gegeben. Während die Zeit vor Bismarck, die in der gelehrten Bildung das Höchste sah, auch die Politik in den Kreis der Gelehrsamkeit hereingezogen hatte und die Staats-

männer durch diesen Gelehrtenimbus, mit dem sie durch die alexandrinische Zeitströmung umgeben wurden, sich geehrt fühlten, lehnte Bismarck diese falsche Auffassung, aus der vor allem der starre Doktrinizismus so vieler Staatsmänner und Parlamentarier floß, als geradezu gefährlich und verderblich für den wahren Staatsmann aufs entschiedenste ab. An Bismarck ist auch nicht eine Spur von Alexandrinertum zu finden, seine frische, urwüchsig und doch in langem staatsmännischem Dienste so streng geschulte Kraft ließ sich niemals in gelehrte Schablonen pressen. Fröhliches Können war ihm von jeher lieber als bloßes Kennen, mitten im Kampfe zu stehen willkommener, als von ferne zu beobachten, zu registrieren und zu berichten. Als daher am 18. Dezember 1863 bei der Debatte über den Erlaß einer Adresse an den König, um eine Änderung der Bismarckschen Politik herbeizuführen, der Abgeordnete Dr. Birchow der preußischen Regierung den Vorwurf machte, daß sie in der schleswig-holsteinischen Frage Rußlands Interesse fördere und Kiel in russische Hände geben wolle, und daß daher in einer Adresse dem Könige die Gefahren dargelegt werden müßten, welche dem Staate aus der unglücklichen Politik Bismarcks erwüchsen, die in fremdem Interesse und gegen preußische und deutsche Interessen geführt werde, da wies Bismarck nicht nur diese Vorwürfe in schlagender Weise zurück, sondern gab auch eine deutliche Darlegung seiner Auffassung der Politik. „Man hat mich“, sagte Bismarck in seiner Rede vom 18. Dezember 1863, „successive angeklagt, bald daß ich mit Frankreich, bald daß ich mit Rußland ginge. Als ich mein jetziges Amt übernahm, ging ein gewisses Gespenst russisch-französischen Bündnisses vor mir her, dem ich huldigen sollte. Dann hat man mir eine exklusiv russische Politik vorgeworfen, in neuerer Zeit eine exklusiv österreichische; auch heute wieder in diesem Augenblicke enthält der eigentlich praktische Angriff gegen das Ministerium eigentlich den Vorwurf einer Politik, die es zu sehr mit England hält. Es ist mir heute vorgeworfen, daß wir einen zu starken Einfluß auf den Bund geübt hätten, während uns sonst vorgeworfen wurde, daß wir uns vom Bunde und Österreich ins Schlepptau nehmen ließen. Ja, heute ist mir sogar der europäische Standpunkt vorgeworfen. Meine Herren, solange wir in Europa wohnen und nicht etwa mit Dänemark auf einer isolierten Insel, so lange müssen wir uns auf den europäischen Standpunkt stellen, und ich lasse mir diesen Vorwurf ebenso bereitwillig gefallen, als den, daß ich eine zu preußische Politik triebe. Diese Vorwürfe heben sich in ihrer Mannigfaltigkeit gegenseitig auf und haben deshalb kein Gewicht für mich.“<sup>1)</sup>

1) Forst Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Stuttgart, Cotta, 1892—1894, II, 225.

Als nun hierauf der Abgeordnete Birchow erwiderte, seine Vorwürfe gründeten sich auf Thatsachen und deren Mannigfaltigkeit falle auf den Ministerpräsidenten zurück, der in einer verhältnismäßig kurzen Zeit seines Ministerpräsidiums eine so große Masse von wechselnden Standpunkten eingenommen habe, daß niemand seine eigentliche Politik definieren könne, Bismarck habe eigentlich keine Politik, er stürme ohne Kompaß in das Meer der Verwickelungen hinaus, ihm fehle jedes leitende Prinzip, auch habe der Herr Ministerpräsident gar keine Ahnung von einer nationalen Politik, kein Verständnis für ein nationales Wesen, für das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgehe, da ergriff Bismarck das Wort zu der folgenden persönlichen Bemerkung: „Der Herr Vorredner hat mich zuvörderst mißverstanden, wenn ich seiner Meinung nach gesagt haben sollte, daß die Mannigfaltigkeit seiner Vorwürfe die Wirkung derselben aufhebe. Er hat mir allerdings die schwer miteinander zu vereinbarenden Sympathien, ich glaube Frankreichs und Oesterreichs, vorgeworfen; aber dieser *circulus vitiosus* war noch größer. Andere Redner haben mir andere Sympathien vorgeworfen. Er hat von der Mannigfaltigkeit meiner politischen Haltung und von dem Wechsel in derselben gesprochen. Ein anderer Redner drückte denselben Gedanken in weniger geschmackvoller Weise aus; er sprach von fortgesetztem Stürzen und Stolpern<sup>1)</sup> des Ministeriums, wobei er mit sichtlichem Bedauern das schließliche Fallen desselben vermischte. Diese Auffassung erklärt sich dadurch, daß dem Auge des „unzünftigen“ (Loewescher Ausdruck, s. u.) Politikers jeder einzelne Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie erscheint und daraus die Täuschung hervorgeht, daß das Ziel wechsle. Die Politik ist keine exakte Wissenschaft; mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benutzungsart der Positionen. Der Herr Vorredner hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge, wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiet entfernt und auf mein Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Überhebung, die Dinge verstehe ich besser. Der Herr Vorredner hat

1) Der Abg. Dr. Loewe hatte gesagt, daß Bismarck nach seiner (Loewes) unzünftigen Anschauung sich immer den Knüppel zwischen die Beine geworfen habe, so daß er auf seinem ganzen Wege in einem Stolpern und Stürzen geblieben sei. (Hofst Kohl, Reden II, S. 280.)

gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in anderen Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in anderen Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Ausprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns.“<sup>1)</sup>)

Läßt man von dieser scharfen Antwort das beiseite, was aus der Leidenschaft des Rebelkampfes geflossen ist, so bleibt als fester, objektiver Kern eine entschlossene Ablehnung des politischen Dilettantismus bestehen, der ja gerade in den Jahren von 1815 bis auf Bismarck der deutschen und der preußischen Politik so vielfache und schwere Niederlagen bereitet hatte. Und die Überwindung des Dilettantismus war eine der schwierigsten Aufgaben, die Bismarck zu lösen hatte. Aber wie er von jeher durch seine klaren und zwingenden Auseinandersetzungen schon als Gesandter seine Vorgesetzten zu seiner Auffassung bekehrt hatte, wie er bei dem Widerstreben der gesamten Volksvertretung gegen seine Meinung seinen königlichen Herrn allezeit von der Wahrheit seiner Anschauung und der Notwendigkeit seiner Maßregeln zu überzeugen wußte, so gelang ihm auch schließlich die Bezwingung der hundertköpfigen Hydra des politischen Dilettantismus, wenn auch erst nach langen und harten Kämpfen. Zunächst freilich wurde seine Antwort auf die Rede des Abgeordneten Dr. Birchow mit Hohn aufgenommen, und das Abgeordnetenhaus beschloß die von Birchow befürwortete Adresse mit 207 gegen 107 Stimmen an den König abgehen zu lassen.

Als dann in der von sämtlichen Ministern gegengezeichneten Antwort des Königs Wilhelm das Abgeordnetenhaus „im Hinblick auf die unaufhaltsame Entwicklung der Thatfachen zu beschleunigter Bewilligung der für die Erfüllung der Bundespflichten und für die Sicherstellung der Landesverteidigung unabweislich notwendigen Anleihe aufgefordert worden war“ und das Abgeordnetenhaus den Beschluß gefaßt hatte, die Vorlage trotzdem abzulehnen, beschloß im Gegensatz dazu das Herrenhaus beinahe einstimmig, dem König in einer Adresse die Bereitwilligkeit zur Gewährung der erforderlichen Geldmittel zu erklären. Unter den Gegnern dieser Adresse im Herrenhause befand sich auch der Professor der Staatswissenschaft Dr. Zellkamp, der am 21. Dezember 1863 durch längere theoretische Ausführungen die bisherige Politik Preußens als verfehlt nachzuweisen versuchte, um dadurch seine ablehnende Haltung der Adresse gegenüber

1) Reden II, 230 ff.

zu begründen. Hierauf antwortete Bismarck: „Die Auffassungen des Herrn Vorredners über die europäische Politik erinnern mich an diejenigen eines Bewohners der Ebene, welcher zum ersten Mal eine Bergreise macht. Wenn er einen Gipfel vor sich sieht, so scheint ihm nichts leichter, als ihn zu ersteigen. Er glaubt nicht einmal eines Führers zu bedürfen, denn der Berg liegt unmittelbar vor ihm, und der Weg dorthin ist anscheinend ohne Hindernis. Macht er sich nun auf den Weg, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge, über welche die beste Rede nicht hinweghilft. Der Herr Vorredner beruhigte uns über solche Hindernisse auf politischem Gebiete mit Worten wie: Es ist bekannt, daß Rußland augenblicklich nichts leisten kann, es ist nicht ersichtlich, wie Osterreich hindernd auftreten sollte, England weiß wohl, daß sein Interesse ihm Frieden empfiehlt, Frankreich endlich wird nicht gegen sein Prinzip der Nationalitäten handeln. Wenn wir diesen Versicherungen nun Glauben schenken und den Überblick des Herrn Redners über die europäische Politik höher anschlagen wollten als unser eigenes amtliches Urteil, und wenn wir dann im Vertrauen auf solche Versprechungen Preußen in eine isolierte und schließlich vielleicht in eine demütigende Lage brächten, könnten wir das dann damit entschuldigen, daß wir sagten: „Ja, wir haben die Gefahr wohl vorausgesehen, aber im Vertrauen auf den Herrn Redner haben wir gehandelt, indem wir dachten, er würde es besser wissen?“ Wenn dies unmöglich ist, kann dann von uns verlangt werden, daß wir den Ausführungen des Herrn Redners das Gewicht beilegen, welches er ihnen beigelegt zu sehen wünscht? Wir verlangen bei uns für jede amtliche Funktion, z. B. für die Justiz, ja für den Dienst des Unteroffiziers und jeden anderen, Prüfungen, praktische Vorbildung, schwere Examina, aber die hohe Politik — die kann jeder treiben, zu der fühlt sich jeder berufen, und es ist nichts leichter, als auf diesem jeder Konjunktur offenen Felde mit einiger Sicherheit im Auftreten alles Mögliche mit großer Scheinbarkeit zu behaupten; um einen falschen Gedanken mit Erfolg zu widerlegen, muß man bekanntlich ein ganzes Buch schreiben, und den, der den Ausspruch gethan hat, überzeugt man doch nicht. Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird.“<sup>1)</sup> Als nun Professor Tellkamp in seiner Entgegnung darauf hinwies, daß er als Professor der Staatswissenschaft sein ganzes Leben dem Studium der Politik gewidmet habe, und als er den Ministerpräsidenten fragte, ob dieser glaube, daß er (Bismarck), als er als Deichhauptmann die politische Carriere

1) Reden II, 242 fig.

begonnen habe, mehr von den Staatswissenschaften gewußt habe, als ein Professor dieser Wissenschaft, da erfolgte die kurze und klare Auseinandersetzung mit der politischen Theorie, die deutliche Bestimmung des Verhältnisses des politischen Künstlers zu dem bloßen Theoretiker, die Bismarck in folgenden Worten gab: „Ich bestreite die Vertraulichkeit des Herrn Vorredners mit politischen Theorien in keiner Weise. Er hat sich aus dem Gebiete der Theorien in das der Praxis begeben. Er hat mit und dieser Versammlung mit voller Sicherheit erklärt, was jedes einzelne europäische Kabinett in dieser konkreten Frage voraussichtlich thun werde; das sind eben Dinge, von denen ich glaube, daß ich sie besser kennen muß. Dieser Überzeugung habe ich Ausdruck gegeben. Der Herr Vorredner beruft sich auf seine langjährige theoretische Thätigkeit in der Politik als Professor. Wenn der Herr Redner nur ein einziges Jahr in der praktischen Politik, etwa als vortragender Rat im Auswärtigen Ministerium gearbeitet hätte, so würde er solche Dinge, wie er heute zur Unterstützung seiner Ansicht von der Tribüne gesagt hat, nicht ausgesprochen haben, und sein Rat würde nach diesem einen Jahr praktischer Thätigkeit für mich allerdings von mehr Wert sein, als wenn er noch viel länger, als er sagte, auf dem Katheder als Professor thätig gewesen wäre“<sup>1)</sup>.

Wie Bismarck vorher den Dilettantismus zurückgewiesen hatte, so wendete er sich hier gegen die einseitige Theorie. Auch mit dieser hatte er ja einen schweren Kampf zu führen, und die theoretische Schablone starrer Doktrinaire hatte der Gestaltung der deutschen und preussischen Verhältnisse mindestens ebenso viel Schaden zugefügt als der kopflose Dilettantismus. Gegen beide mußte der Begriff der politischen Kunst herausgearbeitet werden, und es war eine Riesenaufgabe, unpraktischen und dünnelhaften Besserwissern gegenüber das Recht des in der Praxis geschulten klaren politischen Menschenverstandes zur Geltung zu bringen. Bismarck hat zur Erreichung dieses Zweckes vielfach wie hier den Weg der Belehrung beschritten und ganz allmählich das Parlament und das ganze deutsche Volk auf seinen Standpunkt hinaufgezogen. Vieles, was uns heute als ganz selbstverständlich erscheint, was uns vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen ist, haben wir erst durch Bismarck gelernt, und vor Bismarck hielt man vieles für absurd, ja für unmöglich, was wir heute als das einfach Wahre und Gesunde erkennen. So errang Bismarcks höhere Einsicht den Sieg über dilettantische Schönrednerei und theoretische Schablone. So ist Bismarck nach jeder Richtung hin ein wahrer praecceptor Germaniae geworden.

1) Reden II, 243 fig.



Wenn Bismarck alle einseitige Theorie verwarf, so ist das aber nicht so zu verstehen, als ob er einem bloßen improvisatorischen Handeln auf dem Gebiete der Diplomatie und Politik das Wort geredet hätte. Daran ist nicht zu denken. Gerade Bismarck verlangte eine strenge Schulung im politischen Dienste und hat selbst eine solche durchgemacht, die an Vielseitigkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Aber er forderte, weil eben die Politik eine Kunst ist, politische Schulung durch die Praxis, fortgesetzte angestrengte Übung, die allein den Meister macht. Wie niemand ein Instrument spielen lernt, wenn er lediglich Werke über Tonkunst und Musik studiert oder auch Vorträge über solche Theorien hält, so wird auch niemand ein Staatsmann dadurch, daß er staatswissenschaftliche Werke studiert oder abfaßt, sondern allein durch unzählige, mühevollere Übungen im praktischen Dienst, die für den Staatskünstler ebenso notwendig und unentbehrlich sind, wie für den Virtuosen die Fingerübungen und Studien. Mit bitterem Hohne haben es ihm Gegner wie Loewe u. a. bei jeder Gelegenheit vorgeworfen, daß er nicht genügende Studien gemacht habe, daß er daher planlos regiere, daß er in die politische Karriere hineingekommen sei, er wisse selber nicht wie. Nichts konnte ungerechter sein als dieser Vorwurf. Wenn je das Wort Schillers: „Das Genie ist der Fleiß“ zugetroffen hat, so hier bei Bismarck. Er hat viele Jahrzehnte hindurch unausgesetzt eine Riesensarbeit gethan, bei der die Stunden der Ruhe und Erholung meist ungemein spärlich bemessen waren. Mit Recht wies es daher Bismarck zurück, wenn er als „ein Genie“ bezeichnet wurde, das nach plötzlichen geistreichen Einfällen den Staat lenkte. Am 20. Februar 1879 wurde im deutschen Reichstage zum erstenmale der von der deutschen Regierung im Dezember 1878 mit Oesterreich-Ungarn auf ein Jahr abgeschlossene Handelsvertrag beraten, der im wesentlichen den Inhalt des von der oesterreichisch-ungarischen Regierung gekündigten Vertrages von 1868 hatte. Diesen Vertrag hatte die deutsche Regierung abgeschlossen, ohne die dazu erforderliche Zustimmung des Reichstages einzuholen, weil der Abschluß im Interesse Deutschlands unbedingt nötig, aber die Zeit zu kurz war, um vorher den Vertrag noch im Reichstage beraten zu können. Nun sollte nachträglich der Reichstag seine Genehmigung erteilen, und bei dieser Gelegenheit richtete der Abg. Eugen Richter heftige Angriffe gegen die gesamte Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers. Hierauf antwortete Bismarck am 21. Februar 1879 in einer Rede, in der er besonders die fortgesetzten Angriffe gegen seine Person mit folgenden Worten zurückwies: „Ich habe ja in diesen Sachen im Hause und außer dem Hause erleben müssen, daß ein großer Teil der Angriffe, die der Sache gelten sollen, sich gegen meine Person zuspitzen. Es ist nicht

mehr, wie vor kurzem noch auf Seiten anderer Parteien das Forschen in meinem Privatleben nach irgend einem Stück schmutziger Wäsche, was man aufreiben könnte und nicht findet, die Neigung um jeden Preis, weil ich an der Spitze des Landes stehe, mir etwas anhängen zu können, eine Neigung, die sich bis in die richterlichen Kreise verbreitet hat, sondern es ist das Bedürfnis, mich als einen dilettantischen, wie sie sich ausdrücken genialen — nun, ich verstehe den Ausdruck, auf der Univerſität würde man wissen, was darauf folgt, wenn man einen genial nennt. Aber, meine Herren, Sie sehen mich 25 Jahre — und ich erinnere dabei wieder daran, daß ich mit dem Herrn Abg. Delbrück 25 Jahre, ein Vierteljahrhundert lang, an der Vorbereitung und dem Aufbau des Deutschen Reiches gearbeitet habe — es war im Jahre 1852 zu Frankfurt, wo wir die ersten gemeinschaftlichen Arbeiten hatten, so daß also eine Verstimmung, wie der Herr Abg. Richter sie andeutete, auf meiner Seite wenigstens nicht denkbar ist — also 25 Jahre und 17 Jahre als Minister sehen Sie mich nun vor der Öffentlichkeit. Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden in Bezug auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgeſandter ernannt wurde, kam in den Blättern, die den politischen Freunden des Abg. Richter von damaliger Zeit, vielleicht seinen Vätern und Oheimen angehörten, die Bemerkung über mich: ‚Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen.‘ Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden. Noch als ich Minister war, erinnere ich mich, daß in den damaligen liberalen Blättern die Wendung stand: Wie kann man ‚diesem Menschen‘ — und nun folgt eine Charakteristik von mir — die erste Stelle in Deutschland anvertrauen! Ich weiß nicht, ob ich aus der Verſetzung dieser ersten Stelle in Deutschland, die nachgerade 17 Jahre in meinen Händen ist, länger als jemals ein Minister in konstitutioneller Zeit der Öffentlichkeit und allen Stichen und Kritiken derselben gegenüber gestanden hat — ob die zur Zufriedenheit erfüllt worden ist, ob in dem absprechenden und wegwerfenden Urteile über mich der Abg. Richter recht bekommt vor der Mit- und Nachwelt, oder ob mir zuerkannt wird, daß ich, nachdem ich 17 Jahre lang an der Spitze der Gesamtgeschäfte stehe, auch ein Recht zu einer Meinung über

wirtschaftliche Fragen habe; darüber erwarte ich getrost das Urteil meiner Mitbürger — ich will von Nachwelt nicht sprechen, es ist mir zu pathetisch!).“ Und als im Jahre 1881 Bismarck den preussischen Volkswirtschaftsrat zu einem deutschen erweitern wollte und hierbei auf heftige Gegnerschaft stieß, wies er in der Rede vom 1. Dezember 1881 das Bedürfnis dieses Volkswirtschaftsrates nach und kam dabei auch auf eine Äußerung des Abgeordneten Haenel zu sprechen, der in der Sitzung vom 29. November spöttisch die „Genialität des Herrn Reichskanzlers, neue Gesichtspunkte zu erfinden“ hervorgehoben hatte. „Unser Bedürfnis“, sagte im Hinblick hierauf Bismarck, „besteht fort, und davon haben wir Ihnen von neuem Kenntnis geben müssen. Außerdem hat der Herr Vorredner darauf doch zu wenig Gewicht gelegt, daß dies ein ganz neuer Reichstag ist. Wenn wir dem unser Bedürfnis nicht wieder anmeldeten, so würde man mit Recht annehmen: sie sind still, also sie sind zufrieden, daraus sieht man, es ist eine Quengelei und ein plötzlicher Einfall, einer von den vielen ‚genialen‘ Einfällen, wie ein Herr sich gestern (genauer vorgestern) ausdrückte — ich würde ‚genialen‘ sagen —, die in dem Gehirn des Reichskanzlers entstehen und wieder vergehen, je nachdem es phosphoresciert. Den Vorwurf würde man wiederum gemacht haben; ich aber habe die Absicht, an diesem einmal erkannten Bedürfnis, so lange ich lebe, zu beweisen, daß die Meinungswechsel bei mir nicht so häufig sind.“<sup>2)</sup>

So weist Bismarck hier und noch an vielen anderen Stellen den thörichten und ungerechten Vorwurf, daß er ein planloser Draufgänger,

1) Reden 7, 376 ff. — Auch darin, daß er das Denken an die Nachwelt mit gesundem Sinne ablehnt, erweist sich Bismarck als echter und wirklicher Künstler. So sagt Goethe:

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte! (Faust I, Vorspiel)  
und Schiller in seinem Gedichte „Sängers Abschied“:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,  
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut . . .  
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben,  
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.

Da nach Goethes Wort „das Echte der Nachwelt unverloren bleibt“, so ist es unnützes Pathos, wenn ein Dichter sich fortwährend auf die Anerkennung der Nachwelt beruft. Es ist deutsche Art, den Besten seiner Zeit genug zu thun und dadurch für alle Zeiten zu leben, nicht aber unausgesetzt von der Nachwelt zu reden. Admisch und für unser Volk ein dürftiger Schülgerbanke ist es, wenn jemand mit Horaz ausruft: Exegi monumentum aere perennius, wie es von Opiß und in unserm Jahrhundert aufs neue von Platen bei uns in die Mode gebracht worden ist.

2) Reden 9, 192 fig.

ein bloßer genialer Babanquespieler sei, mit der größten Entschiedenheit zurück. Er war sich bewußt, seine hohe und schwere Kunst ehrlich und gründlich erlernt zu haben, freilich nicht auf der Schulbank und in akademischen Hörsälen, sondern in der mühsamen und schweren Arbeit des praktischen Dienstes. So war Bismarck in allem Wesentlichen Autodidakt, wie es bisher jeder wahre Genius, der sein Volk und mit ihm die Menschheit auf eine höhere Stufe hob, gewesen ist, wie es die Goethe, Grimm und Humboldt, wie es die Wolf und Boeckh, die Kant und Fichte waren; denn für das Neue, das der Genius schafft, kann es selbstverständlich noch keinen Lehrmeister geben. Aber er war ein Autodidakt, der von Anfang an ein klares Bewußtsein des Zieles hatte, dem er zustrebte, und der sich in der durch den praktischen Dienst vorgeschriebenen vielseitigen und strengen Übung für die Erreichung dieses Zieles gründlich vorbereitete. Obwohl er auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin die Reifeprüfung „mit dem Zeugnisse Nr. Zwei“ bestanden und bei Heeren in Göttingen Länder- und Völkertunde, sowie Statistik und Geschichte der europäischen Staaten gehört hatte, so war doch sein umfassendes und tiefgehendes historisches Wissen, sein klarer Einblick in die Lage, Entwicklung und Bedeutung der Völker Europas, seine gründliche Kenntnis der Geographie das Ergebnis fortgesetzter, neben der Schule und später neben dem praktischen Dienste betriebener Studien; denn außer einem Abriss der alten Geschichte gab es damals auf dem Gymnasium kaum irgendwelche bemerkenswerte geschichtliche Unterweisung, und was er bei Heeren hörte, war mehr juristischer als historischer, mehr abstrakt gelehrter als lebendig volkstümlicher Art. Auch ging er als Student lieber auf den Fechtboden als in langweilige Vorlesungen. Gerade die gründliche Kenntnis der Geschichte der europäischen Völker bezeichnet aber Bismarck als die Grundlage aller politischen Bildung, und man kann wohl ohne jede Übertreibung sagen, daß es im 19. Jahrhundert keinen Gelehrten oder praktischen Staatsmann gegeben hat, der einen so tiefen Einblick in die geschichtlichen Verhältnisse Europas gehabt hätte wie Bismarck. Wiederholt hat er von seiner Geschichtskennntnis ganz überraschende Beweise gegeben. Wie überraschend und schlagend zugleich war es, als er die Klagen über die Entthronung des uralten deutschen Hauses der Welfen durch den lakonischen Einwurf zurückwies: „Des Hauses Este!“ Markgraf Azzo von Este, ein Italiener (gest. 1097), war in Wirklichkeit der Gründer des welfischen Hauses, nicht ein Deutscher, und mit der Heranziehung dieser geschichtlichen Thatsache waren die dröhnenden Worte von dem „uralten deutschen Welfenhause“ als klingende Phrasen enthüllt. Bei Beratung der Regierungsvorlage, die den durch das Gesetz vom 20. September 1866 depossedierten Fürsten König

Georg V. von Hannover und Herzog Adolf von Nassau eine hohe Geldentschädigung bewilligte, hatte der Abgeordnete Ziegler eingewendet: „Für jede Politik, meine Herren, giebt es doch einen historischen Untergrund; ich glaube aber, für diese Politik, meine Herren, giebt es in der Geschichte gar keine Beispiele. Der Herr Ministerpräsident hat uns einmal... daran erinnert, daß der Aufbau Preußens und Deutschlands einige Ähnlichkeit mit der Entstehung Roms habe. Er führte damals den Vers an: *Tantae molis erat Romanam condere gentem!* Nun, meine Herren, aber die Römer sind gegen Fürsten, die sie besiegten, nie so großmüthig gewesen. Das weiß ja alle Welt, und die Öffnung ist ja noch an dem Mamertinischen Gefängnisse zu sehen, wo die gefangenen Fürsten an Halen herausgezogen und dem Volke gezeigt wurden, wenn der Triumphator den *clivus Capitolinus* hinauffstieg<sup>1)</sup>.“ Darauf wies Bismarck diese falsche Angabe Zieglers, daß die Geschichte keine Beispiele derartiger Entschädigungen biete, sofort mit der genauen Darlegung solcher Beispiele aus der deutschen Geschichte zurück, indem er am 1. Februar 1868 in der Sitzung des Abgeordnetenhauses folgendes ausführte: „Der Herr Abgeordnete Ziegler hat uns an die Praxis der Römer und anderer fremder Nationen erinnert, wie sie etwa dem Jugurtha gegenüber Platz gegriffen hat. Ich weiß nicht, ob er ernsthaft oder in einem Anfall von Laune gesprochen hat; aber ich kann die letztere hier nicht an ihrem Platze finden, ich muß annehmen, daß es ernsthaft seine Meinung gewesen ist, wir hätten den König Georg in den Kerker stoßen und dort verkommen lassen müssen, — sonst weiß ich wenigstens nicht, warum man solche Beispiele anzieht. Dann glaube ich aber, daß die Zahl der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner<sup>2)</sup> mit Recht eine stärkere sein würde, als sie es gegenwärtig ist. Der Herr Abgeordnete Ziegler hat ferner gesagt, unser Verfahren wäre in der Geschichte vollständig unerhört. Ich kann nicht annehmen, daß ihm die Geschichte seines deutschen Vaterlandes in dem Maße fremd sei, daß er bei einigem Nachdenken die Unrichtigkeit seiner Behauptung nicht selbst einsehen sollte. Ich erinnere an zwei Beispiele von Depositionen, welche gerade den Norden Deutschlands betroffen haben. Heinrich der Löwe wurde entsetzt als Herzog von

1) Man beachte die bis ins einzelste genaue Kenntnis der römischen Geschichte, verbunden mit völliger Unkenntnis der deutschen Geschichte, auf die es doch bei deutscher Politik allein ankommt, während Bismarck nicht nur die römische Geschichte kennt, sondern sofort mit schlagenden Beispielen aus der deutschen Geschichte bei der Hand ist.

2) Eine Anzahl Hannoveraner wollten auf französischem Boden ein Heer bilden, das die Wiederherstellung Hannovers durch einen Krieg betreiben sollte; diese Hannoveraner sammelten sich zunächst in Straßburg.

Sachsen, aber man ließ ihn nicht in England verkommen und zusehen, wovon er leben würde, sondern man ließ ihm seine Allodien, die aus den Heiraten mit Nordheim, Supplingenburg und Willingschen Erbinnen an das Welfenhaus gebiehen waren und reiche Allodien waren, die das Haus mächtig genug ließen, später in die Verhältnisse Deutschlands mit Nachdruck einzugreifen, und Lüneburg, Göttingen, Grubenhagen, die Harzdistrikte, das jetzige Herzogtum Braunschweig umfassen<sup>1)</sup>. Da gebe ich also dem verehrten Redner ein Beispiel aus der Geschichte Deutschlands, welches ihn vollständig widerlegt, durch Beweis einer großen Freigebigkeit, nicht gegen einen im Kriege überwundenen Feind, sondern gegen einen abtrünnigen Vasallen des Deutschen Kaisers. Ich führe noch ein anderes Beispiel an, welches hier sehr nahe liegt, die Abfindung des depossedierten Kurfürsten von Sachsen durch Kaiser Karl V.<sup>2)</sup>: er bekam das ganze Ländergebiet, in welchem jetzt die vier herzoglich sächsischen Häuser eine blühende Existenz führen, und um dieses Gebiet wurde das Kurfürstentum Sachsen verkürzt. Wenn der erste Herr Redner die Geschichte dieses unseres Vaterlandes genauer studiert, so würde er im großen und kleinen finden, daß er unrecht mit seiner Behauptung hat. Ich kann zwei andere Parallelen stellen, die zum Teil schon zitiert worden sind, die Depossedierten zur Zeit der französischen Invasion am Anfange dieses Jahrhunderts. Da überließ man den Fürsten, wie sie fertig würden und wie sie leben könnten. Man erzeugte eine Lage für sie, daß sie mit den Leuten, die sich um sie scharten, um eine Existenz wieder zu gewinnen, bei jedem Unternehmen nur gewinnen konnten, weil sie nichts zu verlieren hatten. Ähnlich wird augenblicklich in Italien verfahren, und ich kann dem andern Herrn Vorredner (dem Abg. Riquel) nur beistimmen, daß ich glaube: wenn die italienische Regierung einen analogen Vertrag, wie der unserer mit Hannover, mit den Depossedierten abschließen könnte, würde sie sich freuen und bereit dazu sein. Wir haben uns nicht dem italienischen, wir haben uns dem deutschen Systeme in dieser Frage von Hause aus zugewendet<sup>3)</sup>."

Wie er hier in überzeugender und eingehender Weise an der Hand der Geschichte den deutschen Standpunkt in dieser Frage darlegt, so hat er wiederholt die Polenfrage in ähnlicher Weise behandelt, indem er aufklärte die geschichtliche Entwicklung der einschlagenden Verhältnisse ent-

1) Man beachte, daß Bismarck diese Darlegungen vollständig unvorbereitet und aus dem Stegreife giebt, um die Behauptung Zieglers zu widerlegen.

2) Johann Friedrichs des Großmütigen 1547.

3) Neben III, 419 ff.

rollte.<sup>1)</sup> Als am Montag den 18. März 1867 der Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes im Reichstage beraten wurde, las der Abgeordnete Kantak im Auftrage der Abgeordneten polnischer Nation eine Verwahrung gegen die Einverleibung der polnischen Landesteile Preußens in den Norddeutschen Bund vor.

In der großen Rede, einer der bedeutendsten, die er gehalten hat, wies Bismarck diesen Protest zurück und äußerte darin, daß er es mit Stolz sagen könne, daß derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preussischer Herrschaft stehe, sich eines Grades von Wohlstand, von Rechtsicherheit, Anhänglichkeit der Einwohner an ihre Regierung erfreue, wie er in dem ganzen Umfange der Republik Polen, so lange es eine polnische Geschichte gebe, nicht vorhanden und nicht erhört gewesen sei. Zur näheren Begründung seiner Widerlegung gab er nun folgenden historischen Überblick der ganzen Entwicklung des gegenwärtigen Verhältnisses: „Der Herr Vorredner hat mich dadurch, daß er selbst sich darauf eingelassen hat, zu einem geschichtlichen Rückblick aufgefordert. Ich will daher auch untersuchen, ob er vom historischen Standpunkte etwa einen Beruf hatte, die Interessen dieser Provinzen besonders zu vertreten, und zwar mehr als irgend jemand. Wie entstand denn die Provinz Westpreußen und die Ordensherrschaft in Preußen? Der Herzog Konrad von Masowien, um sich der Einfälle der heidnischen Preußen zu erwehren, die Kujavien und Masowien bis tief hinein verwüsteten, rief die deutschen Ordensherren und gab ihnen einen kleinen, damals polnischen Landstrich, das Dobriner Land. Zugleich versprach er ihnen — und das lag in der Natur der Sache — daß sie alles besitzen sollten, was sie der Wildnis, der menschlichen und natürlichen — dem wilden Stamme, den damals heidnischen Preußen abgewinnen würden. Auf diese Weise wurde das gesamte Land östlich der Weichsel, welches heutzutage einen erheblichen Teil von Westpreußen und Ostpreußen umfaßt, ein rein deutsches Land, kolonisiert durch Deutsche, und dazu erwarb der Orden den Teil von Westpreußen links der Weichsel durch die rechtmäßigsten Verträge, indem nach dem Aussterben, nicht etwa einer polnischen Dynastie, sondern der hinterpommerschen Herzöge mit

1) Vergl. Neben I, 49. II, 110 fig. 114 fig. 123 fig. 151 fig. 204 fig. 207 fig. III, 59 fig. 196 fig. V, 13 fig. 264 fig. 289 fig. VII, 107 fig. VIII, 253. IX, 233. X, 294. XI, 105, 126 fig. 129, 297 fig. 309, 311, 411 fig. 417 fig. 432 fig. 437, 442 fig. 462 fig. 464. XII, 103 fig. — Und noch am 16. und 23. September 1894 kam Bismarck in seinen berühmten Ansprachen an die Posener und die Westpreußen mit solcher Klarheit und Schärfe auf die Polenfrage zu sprechen, daß seine eingehenden geschichtlichen Darlegungen in allen deutschen Herzen den lautesten Widerhall fanden (s. Posfinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 — 1894, Stuttgart, 1896, © 327 — 346).

Mestwin II. im 13. Jahrhundert dieses Land Hinterpommern mit der Hauptstadt Danzig an den Lehnsheeren, den Markgrafen von Brandenburg, fiel, der Markgraf Waldemar davon Besitz nahm; und als nach seinem frühzeitigen Tode seine Nachfolger nicht im Stande waren, es zu behaupten, cedierten sie diese Landesteile, das heutige Pommern, damals Hinterpommern, an den deutschen Orden. Diesem hat es die Krone Polen später durch Krieg und Eroberung abgewonnen, als der Ordensstaat dadurch geschwächt wurde, daß die damalige — preussische Fortschrittspartei, möchte ich sagen — die Städte und Landstände, sich mit dem Landesfeinde Polen in Verbindung setzten, die Kraft des Ordens schwächten, die Deutschen bei Tannenberg geschlagen wurden, und schließlich nach verschiedenen Hin- und Herverträgen zwischen Danzig und anderen Städten und den westpreussischen Ständen ein Abkommen zwischen ihnen und der Krone Polen zu Stande kam, vermöge dessen sie in Personalunion leben sollten, und auf dieses haben sich nachmals die Westpreußen oft, wie jetzt unsere polnischen Abgeordneten, berufen, aber ohne allen Erfolg. Diese Transaktion wurde schließlich durch den Frieden von Thorn im Jahre 1466 sanktioniert, und so kam Polen durch das Recht der Eroberung, später durch Verträge sanktioniert, in den Besitz von Westpreußen, und benutzte diesen sehr bald, um das Land zu polonisieren, nicht etwa — wie man uns schuld gegeben hat zu germanisieren — durch Kultur, sondern durch Feuer, Schwert und Zwang.

(Sehr richtig!)

Es setzte gegen die geschlossenen Verträge polnische Beamte nach Westpreußen hinein, die sich dort bereicherten, indem sie den Adel teils aus seinen Gütern verdrängten, teils zwangen, sich zu polonisieren. So wurde aus der alten deutschen Familie Gutten durch einfache Übersetzung des Namens Czapski, so aus dem deutschen Namen Rautenberg das polnische Klinzki, aus Stein Kaminski. Ich könnte die Zahl bedeutend vermehren, unter der wir jetzt, während deutsches Blut ursprünglich in ihren Adern fließt, die heftigsten Gegner Deutschlands sehen.

(Hört! Hört!)

Die Städte wurden vertragswidrig in ihren Freiheiten beeinträchtigt; es wurde später die Religionsfreiheit gewährleistet, man hielt sie auch theoretisch aufrecht, aber man schloß die Kirchen, man nahm sie weg und gab sie den katholischen Gemeinden, die nicht vorhanden waren, die erst geschaffen werden mußten und aus dem Güter erwerbenden Adel und den Beamten, welche dorthin geschickt, bestanden. Manche der Städter — ich erinnere nur an Thorn — haben ihre Proteste dagegen auf dem Schaffotte zu büßen gehabt. Von 19 000 Dörfern waren durch die Verheerungen der Polen in Westpreußen nach der Schlacht bei Tannen-



berg nur etwa 3000 übrig geblieben. Auch diese waren ihnen noch zu viel. Die Kriege zwischen Polen und Schweden räumten darin auf, und es ist mehr als einmal geschehen, daß entlassene polnische Armeen in den verwüsteten deutschen Dörfern kolonisiert wurden. Von denen stammen ihre jetzigen Wähler, meine Herren, aus der Gegend von Marienburg und Stuhm; das sind kolonisierte polnische Soldaten auf den Brandstätten deutscher Bauernhöfen, daraus stammen Ihre Landsleute in Gegenden, von denen her die Quellen der deutschen Kultur sich über Preußen ergossen haben, in den Gegenden von Thorn, Raden, Friedek, Pöbau.

Meine Herren, wie Sie angesichts dieser Thatfachen, dieser Gewalt, die von ihren Vorfahren jederzeit geübt wurde, da, wo sie die Macht dazu hatten, sich auf die Geschichte berufen, das verstehe ich nicht. Ihr Anspruch auf Westpreußen hat so lange gegolten, als der Säbel, der ihn eroberte, stark genug war, ihn zu behaupten; als Ihr Arm erlahmte, hörte der Anspruch mit der Rechtsquelle auf, aus der allein er hergeleitet wurde.

(Sehr richtig!)

Ähnlich verhält es sich mit dem Großherzogtum Posen. Wir haben dieses Land, in dem sich jetzt 800 000 polnisch sprechende Preußen und 700 000 deutsch sprechende Preußen befinden,

(Hört! Hört!)

in großen und schweren Kriegen gewonnen. Nachdem im siebenjährigen Kriege Polen für uns nicht eine Schutzwehr, sondern der stete Ausgangspunkt und Zufluchtsort der russischen Heere gewesen war, haben wir es zum zweiten Mal in schwerem Kampfe gegen einen übermächtigen Feind im Jahre 1815 erworben, und diese Eroberung ist durch völkerrechtliche Verträge besiegelt worden. So entstehen alle Staaten. Wir besitzen Posen mit demselben Rechte wie Schlesien. Wenn Sie gegen das Recht der Eroberung ankämpfen, so haben Sie ihre eigene Geschichte nicht gelesen; ich glaube, Sie haben sie gelesen, verschweigen sie aber sorgfältig.

(Heiterkeit.)

Die Anfänge von Polen waren klein, meine Herren! Das Land am Goplo-See und an der Warthe, was man jetzt Großpolen nennt, was also nach dem älteren Begriffe ein sehr erheblicher Teil von Polen war, vereinigte sich durch Agglomeration mit Kleipolen in der Gegend von Krakau. Das alles überschreitet noch nicht die Grenzen des heutigen Westgaliziens und Großherzogtums Posen, erfüllt noch nicht einmal die des Königreichs Polen. Als sie sich mächtig fühlten durch die Heirat mit den litauischen Großfürsten, die ihnen an und für sich sehr erhebliche eroberte Länder zubrachte, wandte sich dieser Eroberungstrieb gegen den deutschen Orden. Vorher hatten sie ihm genügt nach einer anderen

Richtung hin auf Kosten Rußlands. Nachdem durch die Ansiedelungen der deutschen Ritter gegen die heidnischen Preußen auf dieser Seite Ruhe geschaffen war, etwa vom Jahre 1230 ab, wandte sich der Eroberungstrieb gegen die damals von tatarisch-mongolischen Horden bedrängten Russen. Polen gewann die Gebiete, die heutzutage Ostgalizien ausmachen, von denselben Ruthenen bewohnt, welche die Provinzen Wolhynien und Podolien, welche den Südosten des Königreichs Polen bewohnen; Polen trug sein Schwert weit über den Dnjepr hinaus; sie gewannen die alte russische Residenz Kiew und weit darüber hinaus Tschernigow, Smolensk und sehr weite Landstrecken, an sich von größerer Ausdehnung als dasjenige, was Rußland bei der ersten Teilung Polens gewann. Zu gleicher Zeit hatten die Littauer den russischen Volksstamm in Gestalt der Weißrussen, die die Gegend von Witebsk bewohnen, stark angeschnitten, und nachdem sie sich auf diese Weise dann kräftig genug fühlten, fielen sie mit den vereinten Littauern den deutschen Orden an und nahmen ihm das wohlervorbene, blühende, der Wildnis abgerungene Westpreußen ab, um es zu verheeren und den freien Bauernstand derjenigen Unterdrückung preiszugeben, welche die polnische Herrschaft immer charakterisierte.

(Hört! Hört!)

Der Herr Vorredner hat es ziemlich unumwunden ausgesprochen, was er mit den preußischen Landesteilen anfangen will, wenn er sie aus ihrem bisherigen Verbande gelöst hätte, wenn er, wo wir die Nachteile der Grenzen wollen verschwinden lassen, neue Grenzen, Zollgrenzen hätte schaffen können, zwischen Westpreußen und Polen einerseits, und dem westlichen Deutschland hinauf, respektive Ostpreußen, andererseits. Er hat die Teilung Polens ein Verbrechen genannt. Meine Herren, es war kein größeres als die Teilung Rußlands, die Sie im vierzehnten Jahrhundert vornahmen, als Sie die Gewalt dazu hatten. Greifen Sie in Ihren eigenen Busen und sagen Sie sich, daß Sie das Verbrechen der Eroberung hundertfältig, als Sie mächtig genug dazu waren, begangen haben.

Den Gedanken der Wiederherstellung der Republik Polen in den Grenzen von 1772 — ich will nicht weiter zurückgreifen — braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Es ist eine Unmöglichkeit aus dem einfachen Grunde, weil es dazu nicht Polen genug giebt; es giebt sehr viel weniger Polen in der Welt, als man gewöhnlich glaubt.

(Weiterkeit.)

Man spricht von 16 Millionen Polen. Das Gebiet der ehemaligen Republik Polen von 1772 ist — ich abstrahiere ganz von dem durch die Friedensschlüsse von 1660 an Schweden verlorenen, früher eroberten

Livland, und von dem durch den Frieden von Andrussow<sup>1)</sup> an Rußland jenseits des Dnjeprs abgetretenen Gebiete mit der Stadt Kiew ohne das heutige Gouvernement gleichen Namens — dennoch ist das Gebiet, das übrig bleibt, heut von etwa 24 Millionen Menschen bewohnt, unter diesen befinden sich  $7\frac{1}{2}$  Millionen Polen, mehr giebt es in der ganzen Welt nicht,

(Weiterkeit)

und davon sind  $1\frac{1}{2}$  Millionen zerstreut in weiten Gebieten, welche die westlichen Gouvernements des russischen Reiches ausmachen, unter Völkerschaften, die nicht nur keine Polen sind, sondern es auch gar nicht sein wollen, die um alles in der Welt nicht unter die polnische Herrschaft zurückwollen. Sehen Sie nur in Galizien die Feindschaft der Ruthenen gegen die Polen, denen sie früher unterworfen waren, gleich den Westpreußen. Ich führe gerade dieses Beispiel an, weil es allen bekannt ist, und Sie werden daran den Maßstab haben, welches die Gefühle der über 10 Millionen Nichtpolen sind, die mit 1200000 Polen den Westen des russischen Reiches bewohnen. In den westrussischen Provinzen stehen gegenüber den 10 Prozent Polen, die in ihnen zerstreut wohnen, als frühere Herren, die mit der Eroberung gekommen sind und Land an sich gebracht haben oder als Renegaten ihres Volkes polnische Sitte und Sprache angenommen haben, 90 Prozent andere Völker, zum größten Teil russischen Stammes, Ruthenen und Weißrussen, diese sprechen nur russisch, weinen russisch, wenn sie unter polnischer Herrschaft sind,

(Weiterkeit)

sie sind Russen und wollen Russen bleiben, und stehen der russischen Regierung bei im Kampfe gegen den polnischen Adel. Die übrigen sind Littauer, Letten, Deutsche und eine ganz erhebliche Anzahl von Juden. Da haben Sie also von 24 Millionen 12 Millionen, wo es doch die äußerste Ungerechtigkeit wäre, wenn man den 10 Prozent unter ihnen eine gefürchtete und verhaßte Herrschaft über die übrigen 90 Prozent beilegen wollte. In Galizien, wie ich schon erwähnte, haben Sie 2 Millionen Ruthenen gegen 2 Millionen Polen in Westgalizien, im Königreich Polen 3400000 Polen, außerdem  $\frac{1}{4}$  Million Russen im Südosten vom Gouvernement Lublin und  $\frac{1}{4}$  Million Littauer vom Niemen bis ungefähr nach Suwalki am nordöstlichen Zipfel des Königreichs; ferner haben Sie 300000 Deutsche, 600000 Juden und dann den Rest von 3400000 Polen. Ich habe schon erwähnt, daß wir in der Provinz Posen deren 800000 haben, in der Provinz Westpreußen etwa 350000. Zählen Sie diese alle zusammen (nur diejenigen aber,

1) 1667.

die kompakt genug wohnen, um ein Gemeinwesen zu bilden, und die bei sich zu Hause doch wenigstens in der Majorität sind), dann bekommen Sie, wenn ich mich nicht irre,  $6\frac{1}{2}$  Millionen Polen heraus, und im Namen dieser  $6\frac{1}{2}$  Millionen Polen fordern Sie die Herrschaft über 24 Millionen zurück mit einem Tone, einem Gefühl, als ob es die tiefste, unwürdigste Knechtung und Erniedrigung wäre, daß Sie die Leute nicht noch ferner unter Ihrer Herrschaft haben und knechten können, wie es leider Jahrhunderte lang, ja ein halbes Jahrtausend lang geschehen ist.

(Hört! Hört!)

Man braucht nur die Verhältnisse genauer zu kennen, und dieser Anspruch hat vor Europa keinen Bestand: das Ganze verschwindet in Utopie, namentlich wenn man zur Verwirklichung der Utopie darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Österreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern derselben eine neue phantastische Herrschaft von 6 Millionen Polen über 18 Millionen Nichtpolen zu begründen. Ja, es ist nicht einmal glaublich, daß diese 6 Millionen Polen polnisch beherrscht sein wollen; sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht.

(Weiterkeit.)

Wodurch ist die polnische Bewegung in Westgalizien zum Stillstand gekommen? Weil der polnische Adel sich überzeugete, daß der Bauer durchschaute, wohin er zielte, nämlich zur Wiederherstellung Polens; da hat der polnische Bauer einen Schreck bekommen und hat sich weggewendet von der Bewegung und von den Vorspiegelungen, die ihm von seiten des Adels gemacht worden. Auch der Adel hat einen Schreck bekommen, wenn er an die furchtbaren und verbrecherischen Bluthaten der Bauern im Jahre 1846 dachte, er hat den Säbel eingesteckt und lebt einstweilen im Frieden mit der österreichischen Regierung. Ich glaube, ich brauche das nur anzuführen — und die Herren polnischer Zunge kennen die Verhältnisse besser als ich — um die Behauptung zu unterstützen, daß selbst die 6 Millionen Polen nicht die Absicht haben, von ein paar Mal hunderttausend polnischen Edelleuten von neuem beherrscht zu werden.

Auch der Verlauf der Insurrektion in Rußland zeigt dies. Ich will die russische Herrschaft nicht als eine besonders milde rühmen,

(Weiterkeit)

aber der polnische Bauer hat zu ihr doch mehr Zutrauen, als zu der Herrschaft seines adligen Landsmanns.

(Sehr richtig!)

Wo die Russen hinkamen und die Hängegegendarmen verschwanden, fanden sie damals, vor drei Jahren, die bereitwilligste Unterstützung,

Insoweit die Furchtsamkeit der eingeschüchterten Bevölkerung es gestattete. Ich möchte Sie also bitten, meine Herren, Sie, die Sie behaupten, das polnische Volk zu vertreten, verzichten Sie darauf, Europa, Preußen, Ihre eigene Provinz in Unruhe zu erhalten, indem Sie einem ganz unerreichbaren Ziele nachjagen. Man kann in Ihnen vielleicht die Hoffnung erwecken, dies Ziel sei erreichbar, aber dann täuscht man Sie, oder Sie täuschen sich selbst darüber, wie man es leicht thut über das, was man wünscht. Daß der polnische Adel ein gewisses Heimweh nach den früheren Zuständen hat, ist mir vollständig erklärlich, das findet sich auch in den deutschen ehemals geistlichen Territorien in ganz analoger Weise.

(Weiterkeit.)

Verzichten Sie darauf, diesem Phantom nachzujagen, vereinigen Sie sich mit uns, vereinigen Sie sich mit der Mehrzahl Ihrer polnisch sprechenden Brüder in Preußen, mit den polnischen Bauern in der Teilnahme an den Wohlthaten der Civilisation, die Ihnen der preussische Staat bietet, an den Wohlthaten, die Ihnen die durch den Norddeutschen Bund vermehrte friedliche Sicherheit gewährt, beteiligen Sie sich ehrlich am gemeinsamen Werk, und Sie werden unsere Hand offen finden, und wir werden Sie mit Freuden als unsere Brüder und Landsleute in unserer Mitte begrüßen.“<sup>1)</sup>

In wahrhaft klassischer Weise hat Bismarck in dieser Rede die thatsächlichen Verhältnisse in den ehemals polnischen Landesteilen Preußens dargelegt. Die Entstellung dieser Thatsachen durch Wunsch und Phantasie einer polnischen Adelpartei legt er in ihrer ganzen Falschheit und Verlehrtheit dar und löst dadurch die Gründe, auf denen die polnischen Bestrebungen beruhen, in ihr völliges Nichts auf. Man beachte, wie die Geschichtsbelehrung, die hier Bismarck giebt, nirgends lehrhaft, nirgends doktrinär wird, sondern wie sie in allen Punkten das vollendete Gepräge künstlerischer Gestaltung trägt. Es ist ein großartiger Realismus der Geschichtsbetrachtung, der sich uns hier offenbart, ein Realismus, der durch den Nebel der herkömmlichen Geschichtsphantasie und Geschichtsfälschung, wie sie durch das Hereintragen von allerlei Wünschen und Hoffnungen in das Getriebe der Thatsachen herbeigeführt zu werden pflegt, bis zu den nackten Thatsachen vordringt, diese aber dann in so lichtvoller Weise gruppiert, daß sie mit überwältigender Klarheit, mit der siegreichen Macht der Wahrheit zu uns sprechen. Dabei ist sein Ausdruck frei von jedem Pathos, aber doch niemals nüchtern, er fesselt vielmehr durch die wunderbare Harmonie zwischen Wort und Sache, durch

1) Neben III, 204 ff.

die Lebendigkeit des inneren Anteils, den Bismarck an der ganzen Angelegenheit nimmt, durch die innere Wahrheit, durch die Kraft der Überzeugung, die auch den Widerstrebenden zu geheimer Anerkennung hinreißt. Obwohl er seine Darlegungen überall mit einem schlagenden Detail unterstützt, verliert er sich doch nirgends ins Kleinliche und Antiquarische. Er benimmt auch seiner Darstellung den Charakter des lediglich Theoretischen vollständig dadurch, daß er immer die geschichtlichen Ereignisse auf den gegenwärtigen Fall bezieht, wodurch seine Darlegungen im höchsten Grade aktuell werden. Daraus erklärt sich auch die große Wirkung, die er bei den Zuhörern erzielt, sodaß diese wiederholt zu Zwischenrufen und Heiterkeitsausbrüchen hingerissen werden. Dazu kommt aber noch etwas, was uns erst den ganzen Bismarck offenbart: sein nationaler, sein deutscher Standpunkt. Während die meisten deutschen Gelehrten, wenigstens die vor Bismarcks Zeiten, aber nicht bloß diese, immer bei der Geschichtsbetrachtung so aus ihrer deutschen Haut schlüpfen, daß sie je nach dem Stoffe halbe Griechen, halbe Römer, halbe Russen, halbe Polen, halbe Engländer, halbe Franzosen u. s. w. wurden, bewahrt Bismarck unter allen Umständen und in allen Lebenslagen seine entschlossene deutsche Haltung, und die internationalen Strömungen und kosmopolitischen Bewegungen innerhalb unseres Volkes brechen sich an ihm wie brandende Wogen an einem ragenden Felsen. So zwingt er auch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker seinem deutschen Standpunkte dienstbar zu werden; er hat niemals Geschichte getrieben um der Geschichte willen, sondern lediglich um daraus zu lernen, wie Staaten entstehen, wachsen, blühen und in ihrem Bestande erhalten werden, und um einen klaren Einblick in die Entwicklung und Lage, in die Verhältnisse der europäischen Länder und Völker zu gewinnen, und diese Einsicht wiederum hat er sich nur zu dem Zwecke erworben, um sie durchaus in den Dienst der deutschen Verhältnisse zu stellen. Wie er hier die allgemeine Belehrung einflicht: „So entstehen alle Staaten“, so giebt er an einer andern Stelle, als man mit der langsamen Entwicklung des Deutschen Reiches nach kaum fünfjährigem Bestande unzufrieden war, die folgende scharfsinnige Beobachtung: „Blicken wir auch nur zwölf Jahre zurück, so werden Sie mir alle sagen, das niemand damals auch nur die Hoffnung hegte, oder wenigstens laut auszusprechen wagte, daß wir uns in zwölf Jahren in der Situation in Bezug auf den Fortschritt der deutschen Einheit und Verfassung befinden würden, wie heute. Wie alt ist denn das deutsche Reich in seiner jetzigen Gestalt? Fünf Jahre! Ich glaube, Staaten wachsen langsamer als Menschen, fünf Jahre sind für einen Menschen ein Kindesalter. Ich traue unserer Verfassung eine Bildungsfähigkeit zu gerade auf ähnlichem Wege, wie die englische Ver-

fassung sich gebildet hat, nicht durch theoretische Aufstellung eines Ideals, auf das man ohne Rücksicht auf die Hindernisse, die im Wege stehen, losstrebt, sondern durch organische Entwicklung des Bestehenden, indem man die Richtung nach vorwärts beibehält, in dieser Richtung jeden Schritt thut, der sich im Augenblick als möglich und unschädlich zeigt, sodaß keine größeren Gefahren damit verbunden sind.“<sup>1)</sup> Es ist ein Hauptgrundsatz Bismarcks, daß die Dinge, die Menschen, die Völker und Staaten wachsen wie die Pflanzen, wie überhaupt alles Bestehende, und diesen Grundsatz hat er vor allem aus dem Studium der Geschichte, verbunden mit seinen landwirtschaftlichen Beobachtungen gewonnen. In dieses Wachstum kann niemand eingreifen, am allerwenigsten durch Worte und Reden. Der wirkliche Staatskünstler muß seine Maßnahmen so treffen, daß das gesunde Wachstum nicht gehemmt oder gar vernichtet, sondern gefördert und zu dem rechten Ziele hingeführt wird. Etwas anderes kann er nicht thun, wachsen müssen die Dinge von selber. Der Theoretiker stellt Ideale auf, und wer nun glaubt, die Dinge so zwingen zu können, daß sie ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse diesen Idealen zugeführt werden, der handelt nach einseitiger Schablone, aber ohne praktische Erfahrung. Denn die Dinge sind mächtiger als die Menschen, und nur der wird sich zum Herrn der Dinge machen, der in die Dinge, in ihren Bau und ihre organische Entwicklung hineinschaut, der ihr Wachstum versteht, der zu erkennen vermag, was das Wachstum hindert und was es fördert, und nur ein solcher wird die Mittel und Wege finden, um den wachsenden Staat zur Blüte und Reife, zu vollendeter Ausgestaltung hinzuführen. Ein solcher Staatskünstler wird also nicht Erreichung eines theoretischen Ideals predigen, wie alle starren Doktrinäre und gelehrten Theoretiker von jeher gethan haben, sondern sein oberster Grundsatz wird die organische Entwicklung des Bestehenden sein, die einzig und allein der praktisch Erfahrene herbeizuführen vermag. Hierin liegt der ungeheure Unterschied zwischen dem System Metternichs und aller Diplomaten der alten Schule und der Auffassung Bismarcks. Metternich erstrebte einseitig die Erreichung politischer Ideale und kam auf diesem Wege zur Niederhaltung alles volkstümlichen, alles wahren staatlichen Lebens durch polizeiliche Gewaltmaßregeln; Bismarck dagegen hat alle seine Erfolge erzielt auf dem Wege gesunder politischer Reform unter Mitwirkung des ganzen Volkes, das er in den von Metternich und Friedrich Wilhelm IV. bekämpften Ständekammern zur Mitarbeit heranzog, sowie unter Mit-

1) Reden VII, 43. Sitzung des deutschen Reichstages Dienstag, den 13. März 1877. Bismarck wies in dieser Rede die Forderung von verantwortlichen Reichsministern zurück.

wirkung der deutschen Fürsten, deren Souveränität er bei aller festen Einheitlichkeit des Deutschen Reiches die freieste Bewegung und Entfaltung ließ. Metternich war ein einseitiger Diener der Souveränität, Bismarck diente dem gesamten deutschen Staate, der sich aus Volk und Fürsten zusammensetzt. Damit aber hat sich Bismarck als ein wirklicher Staatskünstler erwiesen; sein Grundsatz: „organische Entwicklung des Bestehenden“ ist das Prinzip aller künstlerischen Thätigkeit überhaupt; denn nur das ist künstlerische Gestaltung, was auf organischem Wege wächst oder in sich die Gesetze der organischen Entwicklung in innigem Anschluß an die Natur wiederholt.

Diese Grundsätze seiner politischen Thätigkeit hatte Bismarck aber vor allem aus dem Studium der Geschichte gewonnen; er war nicht sowohl durch Geschichtskennntnis, als vor allem durch Geschichtsverständnis allen seinen Zeitgenossen gewaltig überlegen, und er war zugleich fähig, aus den Lehren der Geschichte die richtigen praktischen Folgerungen zu ziehen. Nicht die Kennntnis, nicht das Verständnis der Geschichte, sondern erst diese rechte Anwendung des Gelernten und Verstandenen auf die thatsächlichen Verhältnisse macht ihn zu dem großen Staatskünstler. Von dieser Anwendung der Geschichte auf die Praxis hat er auch sonst noch vielfältige Beweise gegeben.

So hat er wiederholt darauf hingewiesen, daß die Erreichung der Ziele, denen die Polenpartei, die Welfenpartei, die Sozialdemokratie nachstreben, nur durch den Umsturz der bestehenden Zustände zu erreichen sind, eine zweifellos richtige Folgerung aus den Lehren der Geschichte. Gegen Windthorst's Zweifel an der Beständigkeit des Friedens äußerte er am 14. März 1885 im Deutschen Reichstage: „Es haben solche Versuche, Zweifel an der Festigkeit des Friedens zu erregen, doch sicher ihre Bedenken!  
(Sehr richtig!)

Ich spreche dabei durchaus nicht von der Börse. Die rührt das nicht; aber fortgesetzte Zweifel an der Beständigkeit des Friedens finden ab und zu, namentlich bei den Parteileuten, die in verba magistri zu schwören gewohnt sind, schließlich doch einigen Glauben und dadurch wird der Friede mit der Zeit erschüttert. Es ist deshalb die Taktik aller derjenigen, deren Parteiprogramm oder deren Bestrebungen überhaupt nur durch Unterbrechung des Friedens, nur durch Krieg verwirklicht werden können, stets Zweifel an der Sicherheit des Friedens auszusprechen. Mir ist das ja in meiner langen Erfahrung wiederholt entgegengetreten, und wir haben bei uns ja im Reiche Fraktionen, deren offen aufgestellte Ideale nur durch Krieg, und zwar einen unglücklichen Krieg Deutschlands erreicht werden können.

(Hört! rechts.)



Die Herstellung des Königreichs Polen, die Losreißung der polnisch redenden Provinzen von Preußen ist doch nur möglich durch einen unglücklichen Krieg Preußens. Die Wiederabtretung von Nordschleswig an Dänemark, die Wiederherstellung des Königreichs Hannover in seinem alten Umfange,<sup>1)</sup> die Wiederabtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich — das alles sind Dinge, die nur nach einer großen Niederlage Deutschlands erreichbar sind, nur wenn gewissermaßen das Königreich Preußen wieder ausgeschlachtet wird, das Königreich, so wie es jetzt Mitglied des Deutschen Reiches ist. Es ist deshalb nicht unnatürlich, wenn strebsame Mitglieder solcher Fraktionen eine gewisse Ungebuld empfinden, daß der Friede sich immer mehr zu befestigen scheint,

(Hört! hört! rechts)

und daß sie durch Andeutungen, es wäre damit nicht so weit her, seine Sicherheit in Zweifel zu ziehen und ihn dadurch zu erschüttern suchen. Wir sehen ja, daß französische chauvinistische Blätter, daß namentlich polnische Blätter darauf ausgehen; und so deutsch die welfische Fraktion sein mag, ihr Ideal, die Herstellung des Königreichs Hannover, zu dem sie sich offen bekennen bei allen ihren Wahlreden, kann doch nur erreicht werden, nachdem Deutschland, Preußen in einem unglücklichen Kriege der Ausschlachtung, der fremden Willkür preisgegeben sind.<sup>2)</sup>)

Ähnliches hatte er schon wiederholt im Reichstage geäußert, so hatte er am 9. Mai 1884, als er über den Welfenfonds sprach, ausgeführt, daß eine Wiederherstellung der früheren Verhältnisse, eine Vertreibung der preussischen Herrschaft, eine Wiederauflösung des auf dem jetzigen Zustand begründeten Deutschen Reiches niemals aus eigener Kraft von den wenigen Angehörigen der Provinz Hannover, die sich zu der Welfenpartei rechneten, bewirkt werden könne, sondern nur durch einen europäischen Krieg, in dem Deutschland, resp. Preußen geschlagen, bergestalt in die Pfanne gehauen werden würde, daß man ihm die Bedingungen diktieren könnte.<sup>3)</sup> So erscheint ihm das Deutsche Reich als das Bollwerk gegen alle partikularistischen und kosmopolitischen Bestrebungen; es ist seine feste Überzeugung, die auf historischer Einsicht und auf dem festen Grunde der Thatfachen ruht, daß dieses Bollwerk erst fallen müsse, ehe die Umsturzbestrebungen ihr Ziel erreichen können, und daß der Fall

1) Man beachte, wie er Windthorst's Streben nach der Wiederherstellung Hannovers hier in den Zusammenhang mit andern ähnlichen Bestrebungen stellt, aber nicht an erster Stelle giebt, obwohl sich seine Antwort doch nur gegen Windthorst richtet. Mit seinem Takte hat Bismarck dadurch seiner Entgegnung die Sachlichkeit gewahrt.

2) Neben 11, 104 flg.

3) Neben 10, 137.

dieses Bollwerks nur durch einen für Deutschland unglücklichen Krieg herbeigeführt werden könne. Daher ist sein ganzes Bestreben nach der Gründung des Deutschen Reiches auf Erhaltung des Friedens gerichtet, sowie auf eine derartige Stärkung und Ausrüstung unserer Heeresmacht, daß ein etwaiger Krieg uns stark und kriegsbereit finde, damit sich der Sieg an unsere Fersen hefte. Er hat seinen Standpunkt namentlich noch in einer Sitzung des Deutschen Reichstages vom 16. März 1885, unter Wiederholung der gegen den Abgeordneten Windthorst und die polnische Partei gerichteten Worte dargelegt, als die polnischen Abgeordneten eine Erklärung gegen die oben angeführten Äußerungen Bismarcks vom 14. März 1885 im Reichstage verlesen hatten. Da sagt er, das früher abgegebene Urteil aufrechterhaltend und ergänzend: „Die Losreißung von Provinzen von dem preussischen Staate, wie er heute unter der Garantie des Deutschen Reiches steht, ist nur durch Krieg möglich oder durch ein anderes Mittel, ebenso gewaltsam, durch Revolution. Zwischen den beiden allein steht die Wahl.“<sup>1)</sup>

Einen glänzenden Beweis seiner eingehenden Kenntnis der Geschichte gab Bismarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 16. April 1875. Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst hatte sich in scharfer Rede gegen den Gesetzesentwurf gewendet, daß sich die Rechtsordnung der evangelischen und katholischen Kirche sowie der anderen Religionsgesellschaften im Staate nach den Gesetzen des Staates regeln, und hatte am Schluß einen Vorgang erzählt, den er den Memoiren des Konfistorialrates Gilert entnommen hatte. Diese historische Anekdote, durch die von Schorlemer-Alst den Beweis führen wollte, daß der Kampf zwischen Staat und Kirche stets für den Staat verderblich gewesen sei, lautete folgendermaßen: „Napoleon I., dieser gewaltigste und gewaltthätigste Mann unseres Jahrhunderts, hatte bekanntlich zwei Päpste in der Gefangenschaft. Im Jahre 1811 suchte er den in Fontainebleau gefangenen Papst Pius VII. auf und suchte ihn durch alle möglichen Mittel der Schmeichelei, Beredsamkeit, durch die schönsten Anerbietungen zu bewegen, mit ihm zusammenzugehen und seinen weltbeherrschenden Plänen sich anzuschließen, sie zu unterstützen. Der Papst lehnte das ab, und darüber wurde Napoleon zornig, stieß die größten Drohungen gegen den Papst aus, und um diese Drohungen zu verstärken, ergriff er sogar zuletzt das Schüreisen des Ofens und stieß, seine Zornesausbrüche damit begleitend, tiefe Löcher in die mit Damast überzogenen Möbel. Der Papst ließ ihn ganz ruhig aussprechen, und als Napoleon innehielt, da sagte der Papst bloß das eine Wort: Tragöbiant, Trauerspieler. Dieses

1) Reden 11, 127.

Wort war eine Prophezeiung, die drei Jahre nachher zur vollen Wahrheit wurde.“ Bismarck erwiderte überaus schlagfertig sofort: „Der Herr Vorredner hat selbst die Befürchtung geäußert, die ich nicht teile, daß seine Rede von gewissen Seiten matt gefunden werden würde.<sup>1)</sup> Man kann dies vielleicht von manchen Teilen des Inhalts, aber gewiß nicht von der Form und den Ausdrücken sagen, die mitunter sogar recht kräftig waren. Den Eindruck einer wirklichen Mattigkeit habe ich eigentlich nur dadurch, daß er zu lange gesprochen hat, und am Ende seiner Rede gehabt, wo er die bekannte von ihm historisch, von mir unhistorisch genannte Anekdote von Napoleon I. erzählte. Ich muß da die Geschichte in ihr Recht stellen. Die Sache lag so: Der Papst erlaubte sich, Napoleon als einen Komödianten zu bezeichnen, und Napoleon antwortete ihm darauf mit vieler Geistesgegenwart: Tragödiant!

(Große Heiterkeit.)

Ich meine, diese kleine Geschichte ist so, wie ich sie erzähle, und nicht so, wie sie in den Schulen, wo der Herr Vorredner seine Bildung genossen hat, in seiner Heimatprovinz gelehrt wird.“<sup>2)</sup>

Ganz besonders großartig sind die geschichtlichen Rückblicke, die Bismarck zu verschiedenen Malen über die von ihm selbst durchlebte Zeit gegeben hat. Hier offenbart sich vor allem Bismarcks durchdringender Blick, der bis in die verborgensten Ecken dringt und überall mit wunderbarer Sicherheit das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Wahre von dem Falschen, das Richtige von dem Verkehrten, den Kern von der Schale sondert. Während der Historiker gewöhnlichen Schlages an der Außenseite der Dinge haften bleibt, schreitet Bismarck mutig und ohne Fagen ins Innere der Ereignisse vor und legt das eigentliche Triebwerk der Geschichte vor den Augen der erstaunten Zeitgenossen bloß. Hierher gehört besonders die große Rede, die er nach der am 14. Januar erfolgten Auflösung des Reichstages aus Anlaß der Ablehnung des Septennates am 24. Januar 1887 im Abgeordnetenhaus hielt. Der Abgeordnete Richter hatte geäußert: „Es gab eine Zeit — ich wünschte, sie käme wieder — da wurde es für unanständig gehalten, sich auf den Monarchen in der Debatte zu berufen.“ Hierauf nahm Bismarck in den folgenden Worten seiner Rede Bezug: „Der Abgeordnete Richter hat es unanständig gefunden, den König in unserer Debatte zu er-

1) Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst hatte der Linken zugerufen: „Sie werden doch selbstverständlich alles matt finden, was ich gegen den Herrn Ministerpräsidenten sage.“

2) Neben VI, 276 flg.

wähnen. Dann muß er auch die Verfassung unanständig finden, denn in einzelnen Artikeln sagt sie vom König: Der König thut dies oder das.

(Oho! links.)

Ja, dann lesen Sie doch die Verfassung, Sie scheinen das nicht zu glauben; ich kann überhaupt die Lesung der Verfassung nur sehr empfehlen, auch hier, wie im Reichstage; die Verfassungen sind sehr viel besser wie die parlamentarischen Theorien.

Wer wünscht, daß vom König nicht die Rede sein soll, der hat Bedürfnis, die königliche Gewalt in Vergessenheit geraten zu lassen;

(Oho! und Zustimmung)

ja, das sitzt dahinter, wenn man sagt, davon darf nicht gesprochen werden. Wir haben ja in ostasiatischen Ländern solche verehrte Personen gehabt, die so hoch waren, daß sie nicht gesehen und von ihnen nicht gesprochen werden durfte.<sup>1)</sup> Wir haben in England die Theorie, daß vom König nicht geredet werden darf, weil das die Aristokratie in den Schatten gestellt hätte.<sup>2)</sup> Und bei uns stellt es einen Parteichef in den Schatten, wenn vom Könige zu viel geredet wird.

(Sehr gut! rechts.)

Nun, bei uns in Preußen ist der König, Gott sei Dank, ein mächtigerer Mann und eine ansehnlichere Potenz, mit der jeder rechnen muß. Daß hier und da von einer Gefährdung der Krone die Rede sei, daran glauben ja die Herren selbst nicht, sie sind sich dieser Schwäche bewußt und wollen nur, daß von der Stärke des preußischen Königtums möglichst wenig die Rede sei, dann sind sie schon froh.

(Sehr gut! rechts.)

1) Bismarck meint den „geistlichen Kaiser“ in Japan, den Mikado, und den weltlichen daselbst, den Taikun. So hatte Bismarck am 24. Januar 1882 im Reichstage geäußert: „Es ist ganz erklärlich (nämlich daß Sie den Hauptaccent von beiden Unterschriften, der des Königs und der des Ministers, auf die Gegenzeichnung des Ministers legen), wenn man sich denkt, daß in Ihrer Verehrung der König so hoch steht und noch höher, bis in die Wolken hinein, wo ihn kein Mensch mehr merkt und kein Mensch mehr spürt vor lauter Verehrung; nicht aus Herrschsucht stellen Sie ihn so hoch, nein, aus lauter Verehrung für das Königtum, sodaß er zuletzt, wie früher der geistliche Kaiser in Japan, alle Jahre einmal an einem hohen Festtage gezeigt wird, von unten, auf einem Gitter gehend, so daß man nur seine Sohlen sehen kann. Auf diese Weise wird jedenfalls eine konstitutionelle Hausmeierei ausgebildet, noch mehr, als sie bei den Karolingern mit ihren Schattenkönigen bestand; bei uns aber regiert der König selbst, die Minister redigieren wohl, was der König befohlen hat, aber sie regieren nicht.“ Neben IX, 229. Vgl. a. VII, 32.

2) Eingehender hat er dieses Verhältnis in seiner Rede vom 29. November 1881 auseinandergesetzt: „Ihr Prinzip ist aber insofern nicht das monarchische, als dem, was der Herr Redner unter „wahrem Konstitutionalismus“ versteht, zur ersten Grundlage das kluge Wort dient, welches die englische Aristokratie

Ich halte das nicht für unanständig, ich halte mich an die Verfassung und werde von dem König reden, so oft als ich berufen bin, seinen persönlichen Willen geltend zu machen, der für mich ein wesentlicher Entscheidungsgrund ist.“<sup>1)</sup>

Und zum Schluß dieser denkwürdigen Rede sagt Bismarck: „Wenn Sie wüßten, quantae molis es gewesen ist, durch die beinahe fünfundzwanzig Jahre die auswärtigen Verhältnisse, die Beziehungen zum Auslande zu erhalten, so würden Sie die Verantwortung für jeden einzelnen Gesetzesparagrafen, der in diesem Hause zur Annahme gekommen ist, von mir nicht verlangen; es ist das nur eine der Ungerechtigkeiten, die man gegen einen politischen Feind mit Vergnügen übt, und deren Ablehnung mir nicht viel hilft. Ich bin darauf gefaßt; aber ich bin durch die dauernde Mißhandlung fünfundzwanzig Jahre hindurch hinreichend abgehärtet, um auch das tragen zu können. Nachdem ich das Bedürfnis der Revision der Kirchengesetze erkannt habe, bin ich ganz offen vorgegangen, und ich gestehe ganz offen, ich würde es noch weiter thun, wenn ich den Beistand aller meiner Herren Kollegen dazu hätte haben können. . . .“

Ich werde etwas getröstet in diesen Betrachtungen, wenn ich auf die Vergangenheit der letzten fünfundzwanzig Jahre zurückblicke, in denen ich von dieser Stelle oft gesprochen habe. Ich erinnere mich, daß jeder Fortschritt der preussischen Monarchie und des Deutschen Reiches von den Vertretern der Fortschrittspartei auf das Bitterste und Schärfste bekämpft worden ist.

(Sehr richtig! rechts.)

nach der großen Revolution, um ihre Herrschaft zu beseitigen, erfunden hat: The King can do no wrong (der König kann kein Unrecht thun); dann kann der König aber gar nichts thun, wenn er kein Unrecht thun kann; den König mundtot zu machen, den König als eine Waffe für die Erhaltung der Herrschaft der englischen Aristokratie zu ihrer Verfügung zu behalten, ihn zu sequestrieren, das ist der Sinn davon; seine Beziehungen zum Volk in ihrer Gewalt zu haben, sie nicht stark und mächtig werden zu lassen, sich möglichst zwischen König und Volk zu schieben, über seine Unterschrift zu disponieren, — denn die braucht das englische Volk, um zu gehorchen . . . die Unterschrift ist unentbehrlich. Das war vom Standpunkte der herrschsüchtigen Aristokratie eine weise Einrichtung, daß sie den König isoliert werden ließ, seine Unterschrift aber zur Verfügung behielt. In England hat sich diese Tradition entwickeln können, bei uns aber ist das nicht möglich. Wir unterscheiden uns von England dadurch, daß wir eine geschriebene Verfassung haben, die ganz klar die Rechte des Königs und Kaisers in Deutschland und Preußen, in Bayern und Sachsen, in Württemberg und in allen übrigen Staaten definiert, und daran allein habe ich mich zu halten.“ IX, 147 fig. Vgl. a. XI, 296.

1) Reden XII, 311 fig.

Es fing das an, als ich zuerst herkam; da fand ich die Frage der Militärreorganisation im vollsten Brand und wurde als eine Art Landesverräter behandelt. Man drohte mir mit dem Schicksal (Straffords<sup>1)</sup> und mit noch schlimmeren Dingen<sup>2)</sup>: schließlich ist die Militärreorganisation doch eine Wirklichkeit geworden.

Darauf kam eine schwierige auswärtige Frage; es war die polnische, in der ich ganz entschlossen für Rußland Partei nahm; die ganze mir gegenüberstehende Fortschrittspartei, die damals die Majorität hatte, nahm für die Polen Partei; wir sind doch schließlich mit Rußland Freund geblieben und nicht die Freunde der Polen geworden.

Es kam nachher der dänische Feldzug. Den hat die Fortschrittspartei mit allen Mitteln der persönlichen und politischen Chitane erschwert; er wurde dennoch ohne Bewilligung von irgend welchen Mitteln in Scene gesetzt und die Befreiung Holsteins und Schleswigs von Dänemark herbeigeführt, die wir erstrebt hatten, die die Fortschrittspartei uns aber nicht gönnte. Ich weiß nicht, ob sie sie ihrerseits wollte; wenn ich an den Abg. Hänel denke, so möchte ich glauben, es wäre der Fall gewesen. Jedenfalls standen Sie damals, als wir den Krieg angingen, mit Ihren Sympathien mehr auf dänischer Seite und hofften, es würde uns nicht gelingen; Sie hofften nicht auf den preussischen Sieg — kann ich wohl sagen, ohne den Herren zu nahe zu treten. Die Befreiung von Holstein haben Sie bekämpft.

Den Krieg mit Oesterreich, welcher die Vorbereitung zur Herstellung des Norddeutschen Bundes war, haben wir *contre vent et marée* geführt; wir haben den bedauerlichen Gordischen Knoten, wie ich im anderen Hause ihn genannt habe (in der Reichstagsrede vom 11. Januar 1887; XII, 177), mit dem Schwerte zerhauen müssen.<sup>3)</sup> Da hat uns die Fortschrittspartei nicht beigegeben; sie hat bis zum letzten Augenblick uns diese Lösung der deutschen Frage mit

1) Der als Minister Karls I. von England am 12. Mai 1641 auf dem Schafott endete.

2) Nämlich mit Buchthaus. Vergl. Reden IX, 240: „Die Wohlwollenden sprachen bezüglich meiner damals (1862) von Strafford und Polignac, die gemeineren Blätter von Bollekremplem im Buchthause, was mein natürliches und berechtigtes Ende sein würde.“

3) „Sie werden die Thatsache nicht bestreiten, daß der Gordische Knoten, unter dessen Verschluß die nationalen Rechte der Deutschen lagen, das Recht, als große Nation zu leben und zu atmen, nur durch das Schwert gelöst werden konnte — leider, und daß auch der französische Krieg nur eine Hervollständigung der kriegerischen Kämpfe bildete, durch welche die Herstellung der deutschen Einheit, das nationale Leben der Deutschen geschaffen und sichergestellt werden mußte.“ XII, 177.

dem Schwert erschwert und uns dabei gehindert. Sie hat gegen den Norddeutschen Bund gestimmt; sie hat die Bildung des Norddeutschen Bundes erschwert.

Sie hat uns bekämpft in jeder möglichen Weise in der Richtung gegen Frankreich, obwohl jedermann, der überhaupt einen politischen Blick hatte, voraussehen mußte, daß die Schlacht von Sadowa einen Kampf mit Frankreich nach sich zöge. La revanche pour Sadowa war damals das französische Schlagwort, und aus dem Schoße der Fortschrittspartei wurde im Jahre 1869 ein Abrüstungsantrag gestellt,

(Weiterkeit rechts)

wie ich gehört habe, aus Anlaß eines Franzosen von europäischer Berühmtheit.<sup>1)</sup> Nun, wie man im Scherz sagt: „so ein Bißchen Französisch, das ist doch gar zu schön“,

(Weiterkeit rechts)

und wenn es ein berühmter Mann wie Herr Garnier-Pagès ist, da ist ein Deutscher vollständig entwaffnet und folgt ihm. So wurde im Jahre 1869 aus dem Schoße der Fortschrittspartei ein Abrüstungsantrag gestellt. Der Krieg mit Frankreich wurde uns außerdem auch noch erschwert durch die schließlich auf juristischem Gebiet noch verfolgten landesverräterischen Umtriebe von Mitgliedern der Fortschrittspartei; so nenne ich nur den Namen Jacoby, der während wir mitten im Kriege waren, die Sympathien der deutschen Fortschrittspartei für Frankreich laut zu erkennen gab.

(Hört! hört! rechts.)

Nun, was wir weiter von der Fortschrittspartei — für Hemmschuhe und Hindernisse gehabt haben — ich brauche nur die Reichsverfassung zu nennen, gegen die die ganze Fortschrittspartei<sup>2)</sup> gestimmt hat, nachher die Verstaatlichung der Eisenbahnen, wo die Fortschrittspartei bis zuletzt gegen die Staatsinteressen die großen Privatkapitalisten vertreten hat, den Schutz der inländischen Arbeit, bezüglich dessen der Herr Abg. Richter

1) Auf Grund von Erörterungen mit dem Franzosen Garnier-Pagès, welche die Stärkung der friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich betrafen, hatte Bismarck am 20. Oktober 1869 im Abgeordnetenhaus den Antrag eingebracht, „die königliche Staatsregierung aufzufordern, dahin zu wirken, daß die Ausgaben der Militärverwaltung des Norddeutschen Bundes entsprechend beschränkt und durch diplomatische Verhandlungen eine allgemeine Abrüstung herbeigeführt werde.“ Neben XII, 319.

2) Am 29. November 1881 sagte Bismarck: „Die Fortschrittspartei würde eher den Namen Hemmschuhpartei verdienen, sie negiert, was die Regierung bringt, und bringt ihrerseits nichts, weil sie nichts weiß.“ IX, 139.

noch heute sich seines Widerstandes rühmt — also kurz und gut: Alles, was Deutschland groß, reich und einig gemacht hat, ist immer von der Fortschrittspartei bekämpft worden,

(Sehr richtig! rechts)

und ist doch immer zustande gekommen. Deshalb gebe ich auch die Hoffnung nicht auf, daß, weil die Fortschrittspartei unser Gegner ist, doch die Militärvorlage zustande kommen wird.<sup>1)</sup>

Wir könnten diese Beispiele einer durchdringenden Geschichtskennntnis Bismarcks ver Hundertfachen, aber das Angeführte wird genügen, um seine Meisterschaft auf diesem Gebiete ins rechte Licht zu setzen. Was läßt sich bei den diplomatischen Verhandlungen mit den europäischen Mächten erreichen, auf welchem Wege ist es erreichbar? Und wo liegen die Grenzen des Erreichbaren? Diese Fragen vermag nur der richtig zu beantworten, der sich durch ein lebendiges Studium der geschichtlichen Thatfachen, der diplomatischen Verhandlungen aller Zeiten und Völker, der unendlich mannigfachen Lösungen politischer Verwickelungen und diplomatischer Schwierigkeiten für den Beruf des Staatsmannes gründlich vorbereitet hat. Und das hatte Bismarck gethan, und dazu besaß er die Fähigkeit, in allen Lagen die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, eine Fähigkeit, die so recht eigentlich die Grundlage aller politischen Kunst ist. Der Kampf gegen die idealistischen Forderungen eines überströmenden Patriotismus oder eines beschränkten Parteisanatismus, den Bismarck fortgesetzt in seinem eigenen Vaterlande zu führen hatte, entsprang hauptsächlich daraus, daß Bismarck immer ganz genau erkannte, wieviel überhaupt von den patriotischen Forderungen erreichbar sei und wie weit und schwierig der Weg war, auf dem diese Verwirklichung ermöglicht werden konnte, sowie daraus, daß er immer den Blick auf die gesamte Lage der europäischen Staaten gerichtet hielt und daher vor der Beschränktheit irgend eines Parteistandpunktes jederzeit bewahrt blieb. Alles, was das deutsche Volk heftig begehrte, und alles, was es durch Bismarcks Politik anfänglich gehemmt und scheinbar unmöglich gemacht sah, hat es einzig und allein durch diese weitschauende, kluge und kühne Politik des großen Staatsmannes erreicht. So äußerte er in Bezug auf die dänische Frage bereits am 22. Dezember 1862: „Die dänische Frage kann nur durch Krieg auf eine für uns günstige Weise gelöst werden; der Anlaß zum Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, in welchem unsere Stellung zu den Großmächten eine günstige für die Kriegführung ist.“ Und so ließ er sich durch keinerlei, auch noch so mächtige patriotische Strömung

1) Reden XII, 318 fig.



in einen voreiligen Krieg mit Dänemark treiben, ließ sich durch die stürmische Forderung des größten Theiles unseres Volkes, den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, nicht aus seiner vorsichtig abwartenden Haltung herausdrängen, ebensowenig durch den vom Hause der Abgeordneten mit 261 gegen 63 Stimmen angenommenen Antrag der Abgeordneten Stavenhagen und Birchow: „die Ehre und das Interesse Deutschlands verlange es, daß sämtliche deutsche Staaten die Rechte der Herzogtümer schützen, den Erbprinzen von Schleswig-Holstein anerkennen und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand leisten müßten“. Wider den Willen der Volksvertretung hielt Bismarck, der allein in der damaligen Zeit eine Lösung der schleswig-holsteinschen Frage plante, die zur Stärkung Preußens und damit zur Vorbereitung der Gründung des deutschen Reiches führen sollte, an dem Londoner Vertrage von 1852 fest<sup>1)</sup>, und durch dieses kluge Verhalten gelang es ihm, Oesterreich fest an Preußen zu ketten und Dänemark bei allen außerdeutschen Mächten so ins Unrecht zu setzen, daß es bald vollständig allein stand. Und dann erst, als so der rechte Augenblick zur Kriegführung gekommen war, als das Verhältnis Preußens zu den europäischen Mächten ein so günstiges geworden war, daß keine Unterstützung Dänemarks durch eine andere Macht zu befürchten war, dann erst ließ Bismarck es zum Kriege kommen. Und nun war der Krieg siegreich, während vorher, wenn Deutschland zugleich auch noch gegen andere europäische Mächte hätte loschlagen müssen, der Ausgang eines Kampfes sehr unsicher gewesen wäre. Das Volk konnte natürlich einen solchen Plan Bismarcks nicht ahnen, und so war er der ärgsten Anfeindung, Verlästerung, Verleumdung ausgesetzt, wurde ein Landesverräter gescholten, der die Ehre Deutschlands mit Füßen trete, und ein Sturm der Entrüstung richtete sich gegen ihn. Bismarck stand allein einer solchen Welt von Haß gegenüber, und er hielt dem wütenden Ansturm der öffentlichen Meinung ruhig stand, gestützt von dem Vertrauen seines großen Königs, der auch im heftigsten Kampfe widerstrebender Meinungen niemals in seinem Vertrauen auf Bismarcks überlegene Staatskunst erschüttert wurde und sich dadurch unsterbliches Verdienst erworben hat. Bismarck hätte nur seine geheimen Pläne dem Volke mitzuteilen brauchen, und er hätte die öffentliche Meinung sofort auf seiner Seite gehabt, aber eine solche Offenbarung seiner geheimsten Gedanken hätte sofort seine Politik durchkreuzt und die Ausführung dieser Pläne mit

1) Auf's Klarste legt er die Gründe für dieses Festhalten dar in der von ihm im Abgeordnetenhaus verlesenen Erklärung vom 1. Dezember 1868. Neben II, 217—220.

einem Schlage vereitelt, und deshalb schwieg er und ertrug ruhig die völlige Verkennung seines Strebens. Niemals hat ihn eine tobende, erhitzte Menge zum Schwanken in seiner politischen Meinung gebracht, niemals hat er der Popularität auch nur einen Fingerbreit seiner Pläne geopfert. Und darin bekundet sich eine andere Eigenschaft des wahren Künstlers, die Bismarck durchaus eigen ist: er ist frei von aller und jeder Eitelkeit. Er kennt einzig und allein seine hohen und großen Ziele, für diese setzt er alles ein: seine Ehre, seine Person, sein Hab und Gut, sein Leben.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

Dieses Schillerwort, dieser Kernspruch echter Größe, ist auch in Bismarcks Leben der Wahrspruch seines Handelns. An Volksgunst, an Anerkennung, an Verehrung bei der Mit- und Nachwelt denkt er auch nicht einen Augenblick<sup>1)</sup>, sein ganzes Handeln wird lebendig durch die Ziele bestimmt, denen er das deutsche Volk zuführen will, und durch das, was zu deren Erreichung unbedingt geschehen muß. Wie armselig und erbärmlich nimmt sich aber neben solcher Größe die Eitelkeit und Dünkelhaftigkeit so vieler Gelehrten, Diplomaten, Redner, Dichter, Componisten, Virtuosen und Künstler aller Art aus, natürlich kleiner Geister, unechter Künstler, die aber leider doch zu Zeiten zu Götzen des Tages geworden sind, von deren Spuren freilich die Geschichte späterhin nichts zu melden weiß! Wäre Bismarck eitel gewesen, hätte er nach Volksgunst und Popularität gestrebt, so hätte er ebensowenig erreicht als seine Vorgänger. Aber so verschloß er seine weitschauenden Pläne in seiner Brust, und nicht nur einmal, sondern wiederholt war er der einzige Mann in Deutschland, der die rechte Lösung schwebender Fragen, den Ausgang aus Verwirrung und unklarer Gärung sah, und doch diese Lösung niemand verraten durfte und konnte.

In der oben angeführten Rede, in der er die Stellung der Fortschrittspartei zu seiner Thätigkeit schildert, hat er gezeigt, wie fast jeder Schritt vorwärts im Widerspruch gegen große Parteien und weite Volkstreife gethan werden mußte. Wiederholt war daher auch Bismarck in

1) In der Rede vom 12. Juni 1882 sagt er: „Ich frage gar nichts danach, ob eine Sache populär ist, ich frage nur danach, ob sie vernünftig und zweckmäßig ist; die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf das, morgen auf jenes richtet, die ich genossen und verloren habe, worüber ich mich leicht tröste, sobald ich das Gefühl habe, meine Schuldigkeit zu thun, und das Übrige stelle ich Gott anheim. Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nötigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu häufig gefunden, daß man auf Acclamation stößt, wenn man auf unrichtigem Wege ist.“ Reden IX, 349.

Deutschland verlästert wie kein anderer Mann. Und er hat das selbst klar ausgesprochen in der Rede, die er am 16. Januar 1874 im Abgeordnetenhaus gegen den Abg. von Mallindrodt hielt, der auf Grund eines falsche Angaben enthaltenden Buches<sup>1)</sup> des ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten General Lamarmora, eines Feindes der Deutschen, Bismarck den Vorwurf gemacht hatte, er habe 1866 in einem Gespräch mit dem General Govone geäußert, es würde ihm so schwer gar nicht werden, einen Teil des linken Rheinufers (die Bayerische Pfalz und den preussischen Regierungsbezirk Coblenz und Trier auf der rechten Moselseite) an Frankreich abzutreten. Darauf antwortete Bismarck: „Ich habe gehört, daß in der heutigen Sitzung von dem Abg. von Mallindrodt behauptet worden ist, — bitte mich zu berichtigen, wenn ich meinerseits irrthümlich erfahren habe, — also behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preussischen Bezirks — ich weiß nicht genau wo, an der Mosel oder an der Saar — in Aussicht gestellt. Ich bin genöthigt, dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die aber anderstwo gemacht ist. Aber der Herr Abgeordnete sollte doch vorsichtiger sein im Wiedererzählen solcher Behauptungen, die diese scharfe Kritik verdienen. Die Sache ist in lügenhafter, gehässiger Absicht erfunden worden, es ist auch nicht eine Silbe davon wahr! Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt. Alles, was darüber circuliert und behauptet wird, erkläre ich in seinem ganzen Umfange für das, was ich vorhin sagte, für eine dreiste, tendenziöse Lüge, die zur Anschwärzung meiner Person erfunden worden ist!“<sup>2)</sup>

(Stürmisches Bravo!)

Auf die Antwort Mallindrodts, daß er die von Lamarmora mitgetheilten Berichte nicht als unbedingt wahr hingestellt, aber selbst daran geglaubt habe, weil diese schon seit Monaten bekannten Veröffentlichungen von der deutschen Regierung nicht als unwahr gekennzeichnet oder berichtigt worden seien, erwiderte Bismarck: „Der Herr Vorredner begründet eine Art von Recht an die Sache zu glauben, darauf, daß Monate lang diese, wie gesagt, von einem Privatmann publizierte Sammlung zu Unrecht entwendeter Aktenstücke — das heißt subjektiver Aktenstücke; es sind ja doch immer nur einseitige Berichte einzelner Per-

1) Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866. Florenz 1873.

2) Reden VI, 136.

sonen, die darin ihre Eindrücke von vertraulichen Unterredungen veröffentlichten — er hielt sich für berechtigt, daran zu glauben, weil Monate verfloßen waren ohne eine Widerlegung. Ja, meine Herren, wenn ich mich auf die Widerlegung alles dessen einlassen wollte, was gegen mich gedruckt wird, auch nur vielleicht im Sinne der hier vertretenen Mittelpartei gegen mich gedruckt wird, da reichte kein Preßbureau und kein Welfensfonds, da müßte ein besonderes Ministerium dazu eingerichtet werden, um das bloß Lesen zu lassen. Und ich rechne es mir zur Ehre! In meinem ganzen, unter verschiedenen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossener Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Leben ist mir die Ehre zu teil geworden, sehr viele Feinde zu haben<sup>1)</sup>. Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne<sup>2)</sup> anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Liber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Ober und des Rheins umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz! — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin. Ich freue mich, daß der Herr Vorredner durch ein Kopfnicken mir das bestätigt; sein Gerechtigkeitsgefühl gesteht mir das zu.

(Weiterkeit.)

Und wenn ich alles das, was in Frankreich, in Italien, in Polen — und ich will das andere gar nicht nennen — gegen mich geschrieben wird, auch nur lesen wollte — ich habe mir nachgerade eine ziemlich hochmütige Verachtung gegen diese Elaborate angewöhnt und die Herren sind auf dem besten Wege, mich dahin zu bringen, daß ich das Gebiet, was davon betroffen wird, noch weiter ausdehne.“<sup>3)</sup>)

Wie er im Jahre 1863 der Sympathie weiter Kreise des deutschen Volkes mit den polnischen Insurgenten, 1864 der schwärmerischen Teilnahme für den Prinzen von Augustenburg-Sonderburg mit unerschütterlicher Festigkeit gegenüberstand, zum Heile Deutschlands, so trat er 1886 ebenso der romantischen Schwärmerei für den Fürsten Alexander von Bulgarien entgegen und verhütete dadurch, daß wir in einen Krieg mit Rußland verwickelt wurden oder daß mindestens ein russisch-französisches Bündnis entstanden wäre. Wie Bismarck 1863 allen Gefühlswallungen zum Troß an dem gegebenen Rechtsboden, dem Londoner Vertrag, unverrückbar festhielt, so stellte er sich in der bulgarischen Frage auf den

1) Das Wort: „Viel Feind, viel Ehr!“ stammt von einem Bismarck innig verwandten Genius, von Luther.

2) Feine Ironie, durch die er andeuten will, daß die gegen ihn erhobenen Vorwürfe als Gascognaden zu betrachten sind: als Lügen und Windbeutelien.

3) Reden VI, 147.

festen Grund des Berliner Vertrags, durch den das Fürstentum Bulgarien geschaffen und als russischer Lehnstaat bestätigt worden war. Die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und die Erhebung Alexanders zum Fürsten des vereinigten Bulgariens, der namentlich durch seine Siege über die Serben ungeheure Begeisterung erweckte und durch sein Schicksal<sup>1)</sup> rührende Teilnahme hervorrief, wurde von Deutschland nicht anerkannt, und Bismarck stellte sich in wohlertogener Absicht in dieser Angelegenheit überall auf Rußlands Seite. Aus diesem Grunde wurden heftige Angriffe in der deutschen Presse gegen den Leiter der deutschen Politik gerichtet. Am 11. Januar 1887 kam Bismarck im Reichstage bei der Beratung der Militärvorlage auf diese Angriffe zu sprechen und äußerte: „Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. Es ist merkwürdig, daß die Presse derselben Partei, die jetzt der Verstärkung unserer Armee widerspricht, vor wenigen Monaten alles Mögliche gethan hat, um uns in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln.

(Sehr richtig! rechts.)

Diese Übereinstimmung ist in der That eine auffällige. Ich habe vorher gesagt, daß ich auf die Frage, über die dort gemurrt worden ist, vielleicht zurückkommen würde; ich will es nur mit dieser Andeutung: es ist das auffällig.

Damals bin ich ganz erstaunt gewesen zu lesen, mit welchen leidenschaftlichen Argumenten seitens der oppositionellen Presse auf einen Bruch mit Rußland hingearbeitet wurde; — ich habe ein ganzes Konvolut von Zeitungsausschnitten aus der Zeit aus dem „Berliner Tageblatt“, aus der „Freisinnigen Zeitung“, aus der „Volkzeitung“, aus der „Germania“ vor allen; eines<sup>2)</sup> überbietet immer das andere an Beschimpfungen der Regierung, weil sie nicht für Bulgarien und seinen damaligen Fürsten Rußland gegenüber den Handschuh aufnehmen wollte. . . Nun, meine Herren, als ich das gelesen habe, ich muß sagen, hat es mir zunächst den Eindruck von Heiterkeit gemacht; ich habe diese ganze Preßhegerei lächerlich gefunden, die Zumutung, daß wir nach Bulgarien laufen sollten, um „hinten weit in der Türkei“<sup>3)</sup>, wie man früher zu sagen pflegte,

1) Er wurde am 21. August 1886 von der russischen Partei seiner eigenen Truppen gefangen genommen und über die Grenze nach Rußland gebracht und mußte, nachdem seine demütigste Unterwerfung vom Czaren nicht angenommen worden war, die Regierung niederlegen (7. September 1886).

2) Wie Bismarck die Anatolische liebt, so begünstigt er auch die vollständige Fügung nach dem Sinn; aus den verschiedenen Blättern, die er genannt hat, nimmt er den allgemeinen Begriff Blatt als grammatische Grundlage für das Neutrum „eines“ heraus.

3) Faust I, Vor dem Thor. Hempel XII, 32.

die Händel zu suchen, die wir hier nicht finden können. Ich hätte geradezu verdient, wegen Landesverrats vor Gericht gestellt zu werden, wenn ich auch nur einen Augenblick auf den Gedanken hätte kommen können, mich auf diese Dummheit einzulassen,

(Große Heiterkeit)

und es hat mich damals auch wenig verdrossen; wir waren ja die Herren zu thun und zu lassen, was wir wollten. Es hat mich nur tief betrübt, einen solchen Aufwand von Pathos in der deutschen Presse zu finden, um uns womöglich mit Rußland in Krieg zu verwickeln. Als ich diese Deklamationen zuerst las — sie sind zum Teil weinerlich, zum Teil pathetisch —, so fiel mir unwillkürlich die Scene aus Hamlet<sup>1)</sup> ein, wo der Schauspieler deklamiert und Thränen vergießt über das Schicksal von Hekuba — wirkliche Thränen, — und Hamlet sagt — ich weiß nicht, wendet er den Ausdruck an, der durch Herrn Bismarck das parlamentarische Bürgerrecht gewonnen hat, den Ausdruck von „Schuft“ —: „Was bin ich für ein Schuft?“ oder benutzt er ein anderes Beiwort? — kurz und gut, er sagt: „Was ist ihm Hekuba?“ — Das fiel mir damals sofort ein. Was sollen diese Deklamationen heißen? Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regiert, und was aus Bulgarien überhaupt wird, — das wiederhole ich hier; ich wiederhole alles, was ich früher mit dem viel gemißbrauchten und totgerittenen Ausdruck von den Knochen des pommerschen Grenadiers gesagt habe<sup>2)</sup>: die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage.

1) Hamlet II, 2. Sc.:

O, wach ein Schur! und niedrer Sklav' bin ich!  
 Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier u. f. w.  
 ... Und alles das um nichts!  
 Um Hekuba!  
 Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,  
 Daß er um sie soll weinen?

2) Neben VI, 461: „Wenn der Herr Vorredner vorher ein von ihm selbst als apokryph behandeltes Gerücht ansführte, daß ich gesagt haben soll, im ganzen Orient stecke kein Interesse, was so viel wert wäre, als der Ertrag eines pommerschen Rittergutes, so ist das irrtümlich. Es ist in allen solchen Legenden ein Stillsitzen Wahrheit, „und a Bitterke Falschheit ist allweil dabei“. Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gefunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unserer Landsleute und unserer Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt.“ (6. Dezember 1876.)

Wir werden uns wegen dieser Frage von niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren.

(Bravo! rechts.)

Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und die Freundschaft von allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben.“<sup>1)</sup>)

So zeigt es sich uns als ein Hauptgrundsatz Bismarckscher Staatskunst, daß er an den Verträgen, wie sie von den europäischen Mächten geschlossen worden sind, allen Stürmen der öffentlichen Meinung, allen Gefühlswallungen der Volks- und Kammermajoritäten gegenüber unerschütterlich festhält, sodaß es ihm dadurch gelingt, den Gegner bei den europäischen Mächten so ins Unrecht zu setzen, daß er zuletzt isoliert steht. Nur wenn er das erreicht hat, nur wenn so die Weltlage Deutschlands günstig ist, läßt er sich auf einen Krieg ein, und der Armee ist es dann durch diese politische Vorbereitung des Feldzuges möglich, mit ungemeiner Schnelligkeit und ungeteilter Kraft den isolierten Feind niederzuwerfen. Die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 waren durch die diplomatische Vorarbeit für uns schon halb gewonnen, noch ehe es zur wirklichen Schlacht kam. Aber auch die Neugestaltung des Heeres, durch welche die preußische Armee ihre außerordentliche Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit erhielt, hat Bismarck vor allem unter dem heftigsten Widerstande des Parlaments in der bekannten Konfliktzeit der Jahre 1862 bis 1866 durchgeführt. So greift in Bismarcks Staatskunst wie in einem großartig ausgedachten Räuberwerk eins in das andere, und jede Möglichkeit ist bei seinem vorsichtigen Vordringen erwogen, diese eiserne Konsequenz seines Handels, die wie ein gewaltiges Naturgesetz wirkt, ist vor allen Dingen der Grund seiner beispiellosen Erfolge. Niemals begnügte er sich bei einem Kriegsfalle mit der Gerechtigkeit der Sache und der Stimmung des Volkes als Kriegsgrund, sondern er bedachte stets bis ins einzelste genau die Art und Weise des Vorgehens und erwog, welcher Zeitpunkt der für Deutschland günstigste zum Losschlagen sei. Hatte er aber dann einmal sich in den Krieg eingelassen, dann trat an Stelle der erwägenden Umsicht die entschlossene, vorwärtsdringende Kühnheit des Handels, die nun ebenso ausgiebig und nachhaltig war wie vorher seine Überlegung. So gut er es verstand, eine Frage, wenn es notwendig war, aufmerksam hinzuhalten, bis die günstige politische Weltlage zum Handeln gekommen war, oder eine unbedeutende Bewegung, die bei falscher Behandlung zu schlimmen europäischen

1) Neben XII, 181 ffg.

Verwickelungen hätte führen können, sich ruhig verlaufen zu lassen, so entschieden vermochte er aber auch, wenn der rechte Augenblick gekommen war, zum Handeln zu treiben und in seinen Maßregeln mit einer unwiderstehlichen Kraft bis zum äußersten zu gehen. Wie er einst dem König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam zugerufen hatte: „Nur die Mutlosigkeit wird Gefahr bringen, also Mut und Mut und wieder Mut und Majestät werden siegen!“, so hat er selbst diesen Mut, diese unerschrockene Kühnheit sein ganzes Leben hindurch bekundet. Diese starke Männlichkeit vor allem, diese gesunde Kraft läßt ihn in unserem bebrillten Gelehrtenjahrhundert, in dem so vielfach Überbildung und Überverfeinerung alle Gesundheit und Kraft gebrochen hat, in dem auch die Empfindung und das Wollen von des Gedankens Blässe angekränkt sind, als eine um so glänzendere Erscheinung auftreten.

Wir wollen hier gleich die Anmerkung machen, daß durch unsere Darlegung, daß Bismarck die siegreichen Feldzüge durch sein geschicktes diplomatisches Verhalten überhaupt ermöglichte, die Verdienste anderer, namentlich Moltkes, keineswegs herabgesetzt werden sollen.

Aber gerade den Heerführern und Generalen gegenüber hatte Bismarck oft einen schweren Stand, weil jene im Siegesrausch oft zu weit gehen wollten, während Bismarck sich jedem solchen Begehren entschieden widersetzte. Hierin liegt ein ganz wesentlicher Bestandteil der Bismarckschen Staatskunst. Wenn wir die Geschichte überschauen, so finden wir, daß unendlich viel Blut umsonst vergossen worden ist, weil die militärischen Siege nicht richtig abgeschätzt und ausgenützt, weil die Friedensverträge nicht sorgfältig und vorsichtig abgewogen wurden. Man denke nur an die Züge der Hohenstaufen nach Italien oder an die glänzenden Siege, die Prinz Eugen und der Herzog Marlborough über Ludwig XIV. und dessen Verbündete erfochten. Die zahllosen Menschenleben, die bei den Römierzügen in Italien zu Grunde gingen, waren zum größten Teile vergebens hingeopfert, weil die römische Kaiserkrone überhaupt nur ein phantastischer Begriff ohne realen Inhalt war, und weil die Diplomatie es damals nicht verstand, den Erfolg der Siege durch praktische Verträge festzuhalten. Im spanischen Erbfolgekriege war Ludwig XIV. so gedemütigt, daß er sich zu dem Zugeständnisse herbeiließ, selbst die Geldsummen zur Ausrüstung eines Heeres, das seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben sollte, zu zahlen, wenn ihm nur der Frieden gewährt würde. Aber Prinz Eugen und Marlborough bestanden auf der Forderung, daß Ludwig XIV. selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben sollte, und in diese Bedingung konnte Ludwig nicht willigen. So kam es, daß sich der Krieg solange hinzog, bis eine



völlige Veränderung der politischen Weltlage eingetreten war und dann England und Oesterreich in so günstige Bedingungen für Frankreich willigen mußten, daß sogar der Enkel Ludwigs als König von Spanien und dessen außereuropäischen Ländern anerkannt wurde. Dieser Mißerfolg, durch den die glänzendsten Siege zu ziemlich ergebnis- und bedeutungslosen Operationen herabgedrückt wurden, war lebiglich daraus hervorgegangen, daß die Heerführer im Siegesrausche zu weit gingen. In ähnlicher Weise machte die Metternichsche Politik alle Erfolge der großen Befreiungskämpfe von 1813—1815 zu nichte. Das ist es, was der Dichter meint, wenn er sagt, daß so oft das, was das Schwert erworben, die Feder verlorben, daß so oft die deutsche Ehre „verfeuert“ worden sei.

Bismarcks Staatskunst hat niemals einen solchen Fehler begangen. Wir erinnern nur an die außerordentliche Mäßigung, die er 1866 Oesterreich gegenüber beim Friedensschlusse zur Geltung brachte. Schon unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz, als Moltke auf dem Schlachtfelde zum König Wilhelm die denkwürdigen Worte geäußert hatte: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen“, äußerte Bismarck: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen.“<sup>1)</sup> Daher stellte er sich auch in Nikolsburg bei den Friedensverhandlungen allen zu weitgehenden Forderungen der Generale entgegen. „Die Militärs“, erzählt Bismarcks Freund Moltke<sup>2)</sup>, „steiften sich auf die Meinung, nach Sadowa müsse man in Wien einziehen. Bismarck widersetzte sich dieser Idee auf das stärkste. Er sagte, es sei absolut geboten, Oesterreich nicht zu demütigen, nichts zu thun, was in der Zukunft freundliche Beziehungen unmöglich mache, worauf einige Personen nicht mehr mit ihm sprechen wollten. Die Ereignisse haben Bismarcks Ansicht völlig gerechtfertigt, wie jetzt alle eingestehen. Es würde leicht genug gewesen sein, nach Wien, selbst nach Ungarn vorzugehen, aber der Rückzug hätte große Gefahren mit sich gebracht.“ Heute erkennen wir klar, wie klug und weitschauend die damalige Haltung Bismarcks war. Die nämlichen Kämpfe wie gegen die Militärs hatte er später im Preussischen Landtage auszufechten, wo ihm Vorwürfe gemacht wurden, daß in der geplanten neuen Bundesverfassung zu wenig gefordert würde. Als der Abg. Schulze getabelt hatte, daß „nur von Konsularvertretung, nicht von diplomatischer Vertretung in den Attributen der

1) Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., V, 208.

2) Moltkes Briefwechsel, übersetzt von Elze II, 361 ff. 26. Juli 1872.

Bundeszentralgewalt die Rede sei", antwortete Bismarck am 12. September 1866: „In solchen Dingen nur ein Haar breit mehr zu fordern, als man haben muß, als man zur Basis künftiger praktischer Entwicklung nötig braucht, halte ich immer für einen Fehler, der sich straft. Außerdem möchte ich auch den Vorredner bitten zu beherzigen, daß diese Dinge sich nicht nach theoretischen Plänen beliebig ausbilden und machen lassen, sondern sie wachsen aus historischer Entwicklung . . . Die Abschätzung der Tragweite eines militärischen Erfolges in dem Momente, wo er erfochten wird, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Politik. Man kann sich sehr leicht irren . . . man kann sehr leicht die Linie überschreiten, bei der eine weitere Ausbeutung des Sieges in eine blinde Zuversicht ausartet, die alle Errungenschaften aufs Spiel setzt, und je größer diese Errungenschaft schon ist, desto schwieriger entschließt man sich zu einer Ausbeutung des Sieges, die nicht mehr den Charakter des Mutes, sondern den der Bagdalligkeit haben würde.“ (Reden III, 85 ff.)

Mit ebenso großer Entschiedenheit stellte sich Bismarck der Einverleibung Sachsens in Preußen entgegen, die damals von vielen unitaristisch schwärmenden Gelehrten gefordert wurde. Wir brauchen nur an die Schrift Treitschkes „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten (Berlin, Georg Reimer, 30. Juli 1866)“ zu denken, um die mächtige Strömung zu erkennen, der Bismarck damals entgegentreten mußte. In dieser Schrift, deren Inhalt übrigens Treitschke heute selbst nicht mehr anerkennt, ergeht sich der geborene Sachse und Dresdener Heinrich von Treitschke in den leidenschaftlichsten Ergüssen gegen das Haus Wettin, gegen König Johann, gegen Dresden, das er hauptsächlich deshalb, weil es damals kein ernsthaftes Parteileben hatte, als die Stätte „eines schalen und schlaffen Philistertums“ bezeichnet, wo die Nebenbuhlerschaft von Davison und Devrient und ähnliche Angelegenheiten die wichtigsten Tagesfragen ausmachten (S. 14), gegen Leipzig, das er als eine „Bruststätte des erbärmlichsten Partikularismus“ bezeichnet, gegen den „echten Leipziger Professor“, dem es „unfaßbar sei, daß er aufhören solle, eine 'Perle im sächsischen Mantelkranze' zu sein“ (S. 15), und fordert die völlige Einverleibung Sachsens in den preußischen Staat. Die liberale Presse Sachsens solle diese Forderung nachdrücklich unterstützen. Niemals werde das „restaurierte Kleinfürstentum“ liberal und preußenfreundlich regieren. „Kennen wir so wenig“, ruft der gelehrte Geschichtsschreiber aus, „den Charakter einer Restauration? Daß blutig regiert, wer aus dem Exile zum Throne gelangt, weiß schon der römische Dichter . . . Der sächsische Hof wird zurückkehren, das Herz geschworen von Haß und Rachsucht, er wird sich höflich in die Umstände fügen und leise einige zarte Fäden hinüberspinnen nach der Hofburg zu Wien, die des Tages

der Rache harrt. Dann werden die Genbarmen die Listen der Preußenfreunde hervorholen, die sie unter der allzumilden preussischen Verwaltung säuberlich angefertigt haben u. s. w.“ (S. 22 flg.) „Laßt euch nicht betören durch die Aferweisheit der Doktrinäre!“ ruft er aus und ahnt nicht, daß er hier selbst als ein vollendeter Doktrinär auftritt. Zwar ist die Weltgeschichte das Weltgericht, aber der Geschichtschreiber ist nicht der Weltenrichter. Bismarck ließ sich denn auch durch die schwarzen Zukunftsbilder, die Treitschke malte, wenn Sachsen nicht annectiert würde, nicht gruselig machen. Und gerade das diametrale Gegenteil von allem, was schon „der römische Dichter“ und nun der gelehrte Geschichtschreiber vorausgesagt hatte, trat ein: Die versöhnliche und maßvolle Haltung der Bismarckschen Politik gewann in Oesterreich einen zuverlässigen Freund Preußens und in Sachsen einen der begeistertsten Anhänger der preussischen Politik. Ist doch König Albert heute die mächtigste Säule, die den Dom der deutschen Einheit stützt, und hat doch gerade in Sachsen, in Dresden, Leipzig, Chemnitz, und zahlreichen anderen Städten der nationale Gedanke in einer Weise Wurzel gefaßt, daß es eine Freude ist, das Blühen und Gedeihen des großen Einheitsgedankens im sächsischen Volke zu beobachten. Gerade die innige Liebe und Verehrung der Sachsen zu ihrem angestammten Herrscherhause, die Treitschke in der angeführten Schrift verhöhnt, ist die einzig gesunde Grundlage für ihre begeisterte Liebe zu Kaiser und Reich geworden, sowie in Bismarck selbst und in dem preussischen Volke das unerschütterliche Festhalten an Preußens Macht und an dem Hohenzollernhause die alleinige Möglichkeit zur Schöpfung des großen deutschen Reiches und des deutschen Kaisertums war, das durch die Frankfurter Krone, die auf Reichsministerien und eine schattenhafte, Preußen zu dem Range einer Provinzialbehörde herabdrückende Reichsverwaltung gegründet war, und die Erfurter Union niemals zum Leben erweckt worden wäre. Treitschke hatte ein Großes und Wichtiges, wie alle Doktrinäre des Frankfurter und Erfurter Parlaments, vollkommen übersehen, was Bismarck damals allein mit klarem Blick erkannte,<sup>1)</sup> daß nämlich das Gefühl für das große deutsche Vaterland, das nicht auf der innigen Liebe zur engeren Heimat beruht, ebenso inhaltlos und leer und daher ungesund und lebensunfähig ist wie ein farbloses Weltbürgertum ohne Vaterlandsliebe. Nur ein Vaterlandsgefühl, das aus der Heimatsliebe wuchs, konnte uns retten, und der stoßpreussische Geist Bismarcks, den man 1850 in Erfurt so sehr verspottete, ist es, der uns, recht verstanden,

1) Vergl. seine Kritik der Frankfurter Verfassung in der Rede vom 21. April 1849 (Reden I, 86 flg.) und der deutschen Union in den Reden vom 15. April 1850 (Reden I, 236 flg.) und vom 3. Dezember 1850 (I, 261 flg.).

aus kläglicher Ohnmacht und Zerrissenheit gerettet hat. Und ebenso ist der sächsisch-sächsische Geist, den Treitschke 1866 so verhöhnzte, neben Preußen eine der lebenskräftigsten Wurzeln der deutschen Einheit geworden. Bis 1866 sind Bismarcks Reden und Briefe durchaus von dem Worte „preussisch“ beherrscht, und mit Recht, erst von da an wächst der Begriff deutsch aus dieser gesunden Wurzel hervor und führt dann in seinen Reden die Herrschaft. Alles Fühlen, Denken und Wollen muß bodenwüchsig sein, sonst ist es unecht, gemacht, nicht geworden, destilliert wie ein Homunculus, nicht auf natürlichem Wege gewachsen, und daher unfruchtbar, ohne Lebenskraft und Lebenskraft, nicht entwickelungsfähig. Nur ein Künstler vermag dies zu erkennen, nicht der mit abstrakten Begriffen arbeitende Gelehrte. Und so bekundet Bismarck auch hierdurch seine gewaltige Künstlernatur, durch die es ihm möglich war, die organische Entwicklung bis in ihre geheimsten Fasern zu durchschauen und dementsprechend seine Maßregeln zu treffen. Er fügte das Reis der deutschen Einheit in die organische Entwicklung der deutschen Volksstämme ein, und so allein war es möglich, daß ein starker, gesunder Baum, das deutsche Reich, entstand, von dem wir noch köstliche Früchte erwarten dürfen. Auch 1871 hatte Bismarck bei der Feststellung der Friedensbedingungen harte Gegnerschaft zu überwinden, weil er auf der Forderung bestand, daß Elsaß und ein Teil von Lothringen von Frankreich an Deutschland abgetreten werden mußten. Die Gründe, die ihn zu dieser Forderung bestimmten, hat er mit lichtvoller Klarheit in seiner Rede dargelegt, die er am 2. Mai 1871 im deutschen Reichstage hielt. Die Einverleibung Elsaß-Lothringens in das deutsche Reich wies er hier als eine Maßregel nach, die zur Sicherung Deutschlands unerläßlich war. So wußte Bismarck immer die militärischen Erfolge in der rechten Weise abzuschätzen und durch weitschauend und vorsichtig abgeschlossene Verträge für die Sicherung und Weiterentwicklung Deutschlands fruchtbar zu machen. Hierin tritt vor allem seine schöpferische Kraft zutage: er ist ein vollendeter politischer Künstler.

Eine andere Eigenschaft Bismarcks, durch die er sich als echter Künstler offenbart, ist die, daß er sich sein ganzes Leben hindurch als *Werdender* betrachtet hat.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,  
Ein Werdender wird immer dankbar sein

sagt Goethe im Faust<sup>1)</sup>, und es ist ein Grundzug in Goethes Wesen, daß seine Entwicklung und seine Anschauungen niemals abgeschlossen sind, sondern daß er sein ganzes Leben hindurch ein *Werdender*, Auf-

1) Vorspiel auf dem Theater.

nehmender und Fortschreitender bleibt, fern von aller doktrinären Erstarrung. So schreibt er bereits im Jahre 1770: „Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.“<sup>1)</sup> Und im Alter bekennt er dasselbe, wenn er sagt:

Willst du dir ein gut Leben zimmern,  
 Ruft uns Vergangne dich nicht bekümmern.  
 Und wäre dir auch was verloren,  
 Erweise dich wie neugeboren.“<sup>2)</sup>

Was aber bei Goethe dieses Wort „wie neugeboren“ zu bedeuten hat, das vermag man zu erfassen, wenn man die ungeheuren Wandlungen betrachtet, die sich in seinem Leben vollzogen haben, wenn man sieht, wie er in Leipzig die Schule der konventionellen Dichtung durchmacht und Verschen, Liedchen und Schäferspiele im Stile der damals herrschenden Richtung schreibt, wie er dann in Straßburg von dem Geiste Shakespeares und des deutschen Volksliedes ergriffen, trunken von dem schwellenden Frühlingsglück einer reinen Liebe, die köstlichsten Weisen singt, wie dann in rascher Folge auf dieser rein deutschen Grundlage Götz und Werther und die ersten Szenen des Faust entstehen, wie er in Weimar in den Strudel eines überquellenden und sprudelnden Genie-Lebens hineingerät und wie er sich aus diesem rettet durch seine Flucht nach Italien, wie sich dort die Wandlung zur einseitigen Bevorzugung der klassischen Kunst vollzieht und wie dieser neuen Stufe seiner Entwicklung Tasso und Iphigenie, Meineke Fuchs und Hermann und Dorothea und vieles andere entsproßt, wie er aber auch diesen Standpunkt verläßt und namentlich seit seiner Reise am Rhein und Main in den Jahren 1814 und 1815 mit voller Freiheit zu dem deutschen Denken und Fühlen seiner Jugend zurückkehrt, wie er jetzt wieder in mächtig ragender Größe mit dem deutschen Volke in Reich und Glied einherschreitet als gewaltiger und begeisternder Führer: wenn man das alles im Geiste an sich vorüberziehen läßt, dann begreift man seine Äußerung aus dem Jahre 1811 in Dichtung und Wahrheit: „Die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist.“<sup>3)</sup> In demselben

1) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 — 1786, 2. Ausg., S. 89.

2) Hempel 3, 207. 2, 261.

3) Hempel 20, 66.

Sinne äußert er gegen Riemer am 24. Mai 1811: „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren. — Das Tier ist von kurzer Existenz. Beim Menschen wiederholen sich seine Zustände.“<sup>1)</sup> Bei Gelegenheit der Rezension seiner Werke in den Heidelberger Jahrbüchern durch F. Schlegel äußerte Goethe: „Er verstehe die Rezension recht gut, aber gegen seine Leser, d. h. die Leser seiner Werke, habe der Rezensent einen kuriosen Stand. Es seien ja das alles nur Fetzen und Lappen von seiner Existenz; da einmal ein alter Hut und dort ein Paar Schuhe, und dort ein Lappen von einem Rock, den er einmal getragen.“<sup>2)</sup> Damit stimmt überein, was er zu Riemer am 23. Juni 1809 sagte: „Goethes Poesien, meinte er selbst, seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Aus solchen Häuten machen sich die Leute nun Schuhe, Kleider u. s. w. und tragen sie ab.“<sup>3)</sup> Und von seinen Feinden und gegnerischen Rezensenten sagt er: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt“<sup>4)</sup>. Das, was ihm in einer Zeit seiner Entwicklung als das Richtige erschien, unterwarf er doch später wieder einer erneuten Erwägung und Prüfung und kam dann oftmals zu einem ganz anderen Ergebnisse als früher. Daher widmete er auch seinen Feinden folgende zahme Kenie:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,  
Das mehrt von Tag zu Tage sich:  
Wie dir doch gar nicht graut!  
Das seh ich alles unbewegt;  
Sie zerran an der Schlangenhaut,  
Die jüngst ich abgelegt.  
Und ist die nächste reif genug,  
Abstreif ich die sogleich  
Und wandle neubelebt und jung  
Im frischen Götterreich.“<sup>5)</sup>

Oder er rief seinen Tadeln zu:

Haben da und dort zu mäkeln,  
An dem äußern Rand zu häkeln,  
Machen mir den kleinen Krieg.  
Doch Ihr schadet Eurem Rufe;  
Weilt nicht auf der niedern Stufe,  
Die ich längst schon überstieg!“<sup>6)</sup>

- 
- 1) Vergl. von Wiebemann, Goethes Gespräche Nr. 535.
  - 2) 18. April 1808. Gespräche II, 209.
  - 3) Gespräche II, 265.
  - 4) Gespräche II, 138.
  - 5) Hempel 2, 388.
  - 6) Hempel 2, 388.

Und in humoristischer Weise gab er demselben Gedanken Ausdruck in dem folgenden Gespräche:

**Gespräch.**

Wir.

Du toller Nicht, gesteh nur offen:  
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

Er.

Ja wohl! Doch macht' ich ihn wieder gut.

Wir.

Wie denn?

Er.

Ei, wie's ein jeder thut.

Wir.

Wie hast du denn das angefangen?

Er.

Ich hab einen neuen Fehler begangen;  
Darauf waren die Leute so verlesen,  
Daß sie des alten gern vergessen.

Und so ist es Goethes wie jedes großen und wahren Künstlers Art, immer von einer niedrigeren Existenz zu einer höheren aufzusteigen, in fortwährender Verwandlung wie alles Wachsende und Lebendige zu immer neuen Gestaltungen und Anschauungen vorwärts zu schreiten. Darin sieht er geradezu das Geheimnis des Lebens, und der Künstler vor allem ist ja dazu da, dieses geheimnisvolle Wachsen und Werden, Wandern und Wallen, dieses fortgesetzte Schaffen und Verwandeln der Natur, diese ununterbrochene Metamorphose alles Bestehenden in seiner eigenen Existenz zu vollendeter Darstellung zu bringen:

Immer staunst Du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume  
Über dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.  
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;  
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,  
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,  
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.  
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,  
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.  
Hymnen schwebet herbei, und herrliche Düfte gewaltig  
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.  
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Reime,  
Holt in den Mutterchoß schwellender Früchte gefüllt.  
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;  
Doch ein neuer sogleich faßt den vorigen an,  
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,  
Und das Ganze belebt so wie das Einzelne sei.

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,  
 Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt!  
 „Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze,  
 Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.  
 Aber entzifferst Du hier der Göttin heilige Lettern,  
 Überall siehst Du sie dann auch in verändertem Zug,  
 Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,  
 Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!“<sup>1)</sup>

Ähnlich schrieb auch Schiller einst an Körner, er schreite so rasch in seiner Entwicklung vorwärts, daß er schon innerhalb acht Tagen vollständig andere Anschauungen über einen Stoff gewinne, den er zu bearbeiten angefangen habe, und daß es ihm daher ungemein schwer sei, eine längere Arbeit über irgend einen Gegenstand zu vollenden.

Eine solche echte und große Künstlernatur, die im Grunde genommen nichts anderes ist als die wahre und gesunde Menschennatur, tritt uns auch in Bismarck entgegen. Er hat sich jederzeit jene großartige Elastizität des Geistes bewahrt, bis ins hohe Alter hinein, die den veränderten Verhältnissen gegenüber die entsprechende neue Stellung aller Kräfte einzunehmen vermag. Niemals stand er ermüdet stille; selbst nach den größten Erfolgen schritt er sofort zu neuen Aufgaben, und ein Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren gab es für ihn nicht.<sup>2)</sup> Während andere sich im Siegesjubel berauschten, dachte er schon darauf, wie das Erworbene zu erhalten und zu befestigen oder wie neue Siege zu erkämpfen sein. Mit diesem rastlosen Vorwärtsschreiten in seinem Handeln geht die kräftige Entwicklung und unablässige Neugestaltung seiner Anschauungen und Meinungen Hand in Hand. Da die absolute Wahrheit im Leben nicht zu finden ist, ebensowenig wie das höchste Ideal, dem jemand zustrebt, sich vollkommen verwirklichen läßt, so schreitet Bismarck von einer Zeitwahrheit, d. h. einer Wahrheit, die gerade für die augenblickliche Lage das Richtige enthält, für eine spätere veränderte Lage aber gar nicht mehr passen würde, zur andern, und ebenso gesteht er begangene Irrtümer nach gewonnener besserer Einsicht mit der größten Offenheit ein und stellt sie mit Entschiedenheit ab. So tritt er mit seiner mächtigen Persönlichkeit ein in den Prozeß des Wachsens und Werdens der Dinge,

1) Metamorphose der Pflanzen.

2) Am 21. Januar 1871 schrieb Roon aus Versailles an seine Frau: „Bismarck fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt... Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall.“ Bismarck ging bereits wieder an die Lösung neuer Aufgaben; es galt die Friedensverhandlungen zu einem fruchtbaren Abschluß zu bringen und die realen Grundlagen für die neue Reichsverfassung zu schaffen.



während der Theoretiker mit seinen Gedanken und Plänen abseits von den Dingen steht und dadurch unfähig wird, die Wirklichkeit nach seinen Hoffnungen umzubilden. Der Gang der Ereignisse wirft einen solchen zu Boden und schreitet ruhig über ihn und seine Deklamationen, auch wenn sie noch so viel allgemeine Wahrheiten enthalten, hinweg. Eine Künstlernatur wie Bismarck dagegen wird zu einem organischen Gliede der Entwicklung der Dinge und wirkt dann durch ihre Größe und Bedeutung vor allem mit bestimmend auf den Gang der Ereignisse ein. Hierin liegt das, was wir gewöhnlich als die Macht der Person bezeichnen.

Daraus erklärt es sich, daß Bismarck wiederholt in einer Reihe politischer Fragen seine Meinung geändert hat, was ihm seine Gegner, die nicht bemerkt hatten, daß sich unterdessen die Dinge geändert hatten und daß daraus der Meinungswechsel für den praktischen Politiker mit Notwendigkeit hervorging, ganz ungerechtfertigterweise zum Vorwurf gemacht haben. Bismarck hat sich selbst wiederholt mit voller Klarheit über die für den politischen Künstler unerlässlich nötigen Meinungsänderungen ausgesprochen. Am 15. November 1849 hatte Bismarck in einer Sitzung der Zweiten Kammer sich gegen die Einführung der Civilehe erklärt. Er nannte diese „einen sprachlichen und materiellen Gallizismus, der uns stückweise beigebracht werden solle“, und schloß seine Rede mit den Worten: „Es kann sein, daß, wenn auch die Civilehe sich Ihrer Majorität erfreut, dies dahin führen wird, daß das Volk aufgeklärt wird über den Schwindel, dessen Deute es ist; daß ihm die Augen aufgehen, wenn ihm eines seiner uralten christlichen Grundrechte nach dem anderen genommen wird, das Recht, von christlichen Obrigkeiten regiert zu werden, das Recht, seinen Kindern in Schulen, deren Besuch und Unterhaltung Zwangspflicht für christliche Eltern ist, eine christliche Erziehung gesichert zu wissen, das Recht, sich auf die Weise christlich zu verehelichen, welche sein Glaube von jedem fordert, ohne von konstitutionellen Ceremonien abhängig zu sein.

Fahren wir auf diesem Wege so fort, machen wir den Artikel 11, die Gewährleistung eines jeglichen Kultus insoweit zur Wahrheit, daß wir auch den Kultus derjenigen demokratischen Schwärmer, die in den jüngsten Versammlungen<sup>1)</sup> ihren Märtyrer Robert Blum auf gleiche Linie mit dem Heilande der Welt stellten, durch Gendarmen gegen Störung schützen lassen, so hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff

1) Am 8. November 1849 waren verschiedene Feiern zur Erinnerung an Robert Blum in Berlin abgehalten worden.

der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert, denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester, als der Glaube an die seligmachende Kraft irgend eines Artikels der Verfassung!<sup>1)</sup> Damals wurde die Einführung der Civilehe auf spätere Zeit verschoben, indem die Angelegenheit durch ein künftiges Gesetz geordnet werden sollte, das erst im Jahre 1859 zur Beratung gelangte und 1860 von der Ersten Kammer abgelehnt wurde. Erst im Jahre 1873, als die preussische Regierung sich durch die damalige Auflehnung des römisch-katholischen Clerus gegen die Kirchengesetze und die widerrechtliche Anstellung von Geistlichen durch preussische Bischöfe der römisch-katholischen Kirche genötigt sah, an verschiedenen Orten die Kirchenbücher mit Beschlagnahme zu belegen und an die betreffenden Aufsichtsbehörden abzugeben, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß die von gesetzwidrig angestellten Geistlichen vorgenommenen Amtshandlungen der rechtlichen Wirksamkeit entbehrten, erst da brachte sie die obligatorische Civilehe in Vorschlag, weil die kirchliche Trauung als Rechtsakt doch eine staatliche Einrichtung sei und weil der Staat zur Aufrechterhaltung seiner Autorität genötigt sei, die der Kirche übertragene Macht zur Vermittelung der Eheschließung mit rechtlicher Wirkung und zur Beurkundung des Personenstandes wieder an sich zu nehmen. Am 17. Dezember 1873 wurde dieser Gesetzentwurf im Abgeordnetenhaus beraten, und in dieser Beratung bekämpfte namentlich der Abgeordnete Ludwig von Gerlach die Civilehe, wobei er besonders die Rede Bismarcks aus dem Jahre 1849 gegen den Gesetzentwurf ins Feld führte und den Schluß der Bismarckschen Rede wörtlich wiedergab. In seiner Erwiderung äußerte Bismarck: „Ich habe mich noch nie geschämt, eine Meinungsänderung in meiner Stellung einzuräumen, wenn die Umstände mich nötigten, entweder in etwas nachzugeben oder mich zu überzeugen, daß es so, wie ich wollte, im Interesse des Landes eben nicht geht. (Bravo!)

Ich bin nun, ich glaube im zwölften Jahre, einer Regierung Leiter, die unter schwierigen und stürmischen Verhältnissen begonnen und geführt worden ist; ich bin danach recht zufrieden, wenn man mir aus diesem jüngeren Zeitraum, aus der zweiten Hälfte dieses Vierteljahrhunderts, auf das der Herr Vorredner zurückgriff, nicht den Vorwurf machen kann, daß ich mich in irgend welchen für den Staat entscheidend wichtigen Dingen recht erheblich getäuscht hätte in meiner Voraussicht und Beurteilung; es kann ja aber sein, das ist menschlich und passiert wohl einem jeden. Von mir aber zu verlangen eine Konsistenz des Urteils

1) Reden I, 161 ff.

in allen schwierigen Fragen, die ein Vierteljahrhundert umfassen, muß ich jedenfalls ablehnen. Ich treibe keine Fraktionspolitik als Minister, sondern ich habe gelernt, meine persönliche Überzeugung den Bedürfnissen des Staates unterzuordnen. Ich glaube, daß es so sein muß, und ich halte es für eine schlechte Überzeugungstreue, die im Staatsdienst sagt: mag das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden, mag der Staat zu Grunde gehen, es ist meine Überzeugung, ich kann nicht anders!" (Reden VI, 129.)<sup>1)</sup> Wiederholt hat Bismarck diese Notwendigkeit des fortgesetzten Wachstums der Gedanken, Überzeugungen und Anschauungen, die für den politischen Künstler sowie für den wahren, gesunden Menschen überhaupt unbedingt vorhanden ist, unbegründeten Angriffen gegenüber, die immer bei einem etwaigen Meinungswechsel Bismarcks einsetzten, auch wo er bei näherem Zuschauen gar nicht vorhanden war, eingehend dargelegt. So äußerte er am 12. Februar 1885 dem Abgeordneten Damberger gegenüber: „Der Herr Abgeordnete hat ferner einen erheblichen Teil seiner Rede dazu verwandt, um mir Widersprüche mit irgend welchen früheren Reden oder Äußerungen nachzuweisen oder dieselben in Widerspruch mit der Vorlage zu bringen. Meine Herren, das ist ja ein ganz unfruchtbares Beginnen, das ändert den Wert der Vorlage in keiner Weise. Ich habe das schon oft gesagt: Ich könnte ja die größten Thorheiten gesagt haben, ich könnte meine Meinungen geändert haben. Es ändert an dem objektiven Wert der Vorlage für das Reich und seine Interessen nicht das Mindeste, wenn mir der Herr Abgeordnete nachweist, daß ich mit früheren Äußerungen in Widerspruch getreten bin. Es ist das aber hier nicht der Fall — ich werde das gleich darthun; und wenn es der Fall wäre, was ist damit gewonnen? Ich kann darauf antworten: Es giebt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. (Große Heiterkeit.) Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute. Es ist möglich, daß ich das, was ich heute verrete, in einem Jahre oder in einigen, wenn ich sie noch erlebe, als überwundenen Standpunkt ansehe, und mich selbst wundere: Wie habe ich früher dieser Ansicht sein können? Wenn Sie, meine Herren, das nicht mit sich erlebt haben,

1) Daß er die Civilehe nicht eingebracht hat, wie man ihm später entgegenhielt, sondern daß sie nur ein Akt staatlicher Nothwehr war, legt er noch an verschiedenen anderen Stellen dar, so namentlich in der Rede vom 31. März 1886 (Reden XI, 396 fgg.), wo er zugleich seine Meinung dahin zusammenfaßt: „Ich halte die Eheschließung mit Luther, den ich, glaube ich, auf meiner Seite habe, für eine bürgerliche Institution, von der allerdings zu wünschen ist, daß sie auch des kirchlichen Segens nicht entbehre.“

wenn Sie sich nie fragen: Wie habe ich vor dreißig, zwanzig, zehn Jahren diese Ansicht eigentlich haben können, und nie mit dem überlegenen Vächeln dessen, der es besser weiß, zurücksehen auf Ihre eigenen Thorheiten, dann kann ich nur empfehlen: Fangen Sie, so spät es sein mag, fangen Sie mit diesem Selbststudium an; dann sind Sie in Bezug auf das bekannte *γνώσι σαυρόν* doch noch weiter zurück, als es jemand sein sollte, der über die wichtigsten Interessen des Reiches mitreden will. Unfehlbar darf doch niemand sein." (Reden X, 483 fig.)<sup>1)</sup>

Aber das Wachsen und Werden, das fortgesetzte Vorwärtsschreiten der Meinungen und Gedanken, das Ein- und Umstellen des Empfindens und Denkens im steten Parallelismus mit dem Wachstum der Dinge und Verhältnisse macht noch nicht den großen Künstler aus. Nur dann ist es fruchtbar und führt zu künstlerischer Gestaltung, zu schöpferischen Thaten, wenn es im Dienste eines großen, einheitlichen Zweckes steht. Und dies ist bei Bismarck in außerordentlichem Maße der Fall. Er kennt nur einen Kompaß, nur eine Magnetnadel, nach der er steuert: das Glück und Heil Deutschlands. Nur in kleinen und untergeordneten Dingen hat er die Meinung gewechselt, nur die nächsten Tagesziele hat er aus Staatsklugheit hie und da abgeändert; unverrückbar fest aber stand für ihn sein ganzes Leben hindurch das eine große und gewaltige Ziel: die Macht, Größe und Einheit Deutschlands. Von diesem Gedanken ist er so vollkommen durchdrungen, daß er alle Dinge der Welt unter dem großen nationalen Gesichtspunkte betrachtet, und daß er den Wert der Dinge abwägt nach der Unterstützung, die sie zur Erreichung dieses Zieles zu leisten vermögen. Niemals ist er auch nur einen Augenblick von diesem letzten, großen Ziele abgewichen, bei allen Krümmungen des Weges, den er gehen mußte, bei allen Hindernissen, die ihm entgegentraten, bei allen Strapazen und Mühseligkeiten, bei all der Niesenarbeit, die er geleistet, hat er den Gipfel, zu dem er emporsteigen wollte, auch nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren. Bei allen Dingen und Ereignissen hat er immer nur gefragt: Wie vermag ich sie so zu benutzen, daß sie der Entfaltung der deutschen Einheit und Größe dienen, daß dadurch die Bahn frei wird für eine gesunde Entfaltung der deutschen Verhältnisse? Von diesem Ziele ist er auch nicht um eines Haares Breite jemals in seinem Leben abgewichen; eine eiserne Entschlossenheit, eine unbeugsame Energie, ein unerschütterlich festes Wollen zeichnet ihn aus, und diese Eigenschaften treten sofort mit einer ungeheuren Wucht in Wirksamkeit, sobald die letzten nationalen

1) Ähnliche Äußerungen Bismarcks über den Meinungswechsel s. Reden VIII, 328 IX, 138. 160. 168. XI, 33 fig.

Ziele seines Lebens und Strebens in Frage kommen. Da ruft er den Gegnern zu: „Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind.“ (Reden III, 191.) Oder er wendet sich gegen die Versuche, die Grundlagen nationaler Entfaltung zu erschüttern, mit den Worten: „Ich muß jedem Bestreben, die vertragsmäßige Kompetenz des Zollvereins zu vermindern, entgegenzutreten. Ob ein solches Streben hier vorliegt, lasse ich noch unentschieden; dem Herrn Vorredner aber und allen, die dasselbe Thema mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet.“ (Reden IV, 55 flg.) So kann er mit Recht den unbegründeten Vorwürfen gegenüber, daß er „alle zwei Jahre seine Ansichten diametral wechsle“, entgegenhalten: „Ich bin mir darin stets gleich geblieben, daß ich immer darüber nachgedacht habe, was im Dienste meines Königs und im Dienste meines Vaterlandes augenblicklich das Nützlichste und Zweckmäßigste wäre.“ (Reden XI, 34.) So tritt uns in Bismarck eine großartige Einheitlichkeit der Anschauungen und Gedanken, des Empfindens und Wollens entgegen. Und gerade diese Einheitlichkeit seines Wesens, dieses völlige Durchbrungensein von einer großen Idee macht ihn zu der mächtigsten Persönlichkeit und zu dem großartigsten und gewaltigsten Charakter der neueren Geschichte, den wir besitzen, macht ihn zur lebendigen Verkörperung des nationalen Gedankens, zum Nationalhelden unseres Volkes. Wenn er am 2. Juli 1861 an Moon schreibt: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden“, so finden wir bei ihm dreißig Jahre später denselben Gedanken in erhöhter Form wieder, wenn er bei dem Marktfest in Jena am 31. Juli 1892 in seiner großen Rede ausruft: „Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an.“<sup>1)</sup> Und in derselben Rede richtet er die große Mahnung an das deutsche Volk: „Könnten wir nun nicht . . . eine dominierende Überzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind, für alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, sodas darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das deutsche Reich fördern und erhalten wollen — das sind durchaus nicht alle. Wir wollen die Interessen des Vaterlands zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen.“ Gerade durch diese Einheitlichkeit der Anschauungen, durch diese fest geschlossene Persönlichkeit offenbart sich Bismarck als ein Künstler

1) Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 — 1894. Stuttgart 1896. S. 239.

ersten Ranges, als ein aufbauender schöpferischer Geist. Schon Goethe hat erkannt, daß alle Kunst auf der Persönlichkeit und den Gefinnungen beruht. „Eigentlich“, sagt er, „kommt alles auf die Gefinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken.“<sup>1)</sup> Ähnlich hat auch Gustav Freytag in seiner Technik des Dramas ein „festes und gedulbiges Herz“ als eine Grundforderung für die dichterische Thätigkeit hingestellt und an den Dichter die Mahnung gerichtet, „etwas aus sich zu machen, was mehr wert ist als ein gewandter und technisch gebildeter Dichter: einen festen Mann, der das Edle nicht nur in seinen Träumen empfindet, sondern auch durch sein eigenes Leben darzustellen redlich und unablässig bemüht sein soll.“ (S. 310.) Und wenn wir in Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den Begriff des Ästhetischen uns in dem Sinne erweitern, wie wir heute die Kunst auffassen, sodas wir nicht nur den ästhetisch schaffenden, sondern den aufbauenden, schöpferischen Geist überhaupt als den eigentlichen Künstler betrachten und also vor allem die Staatskunst und die Erziehungskunst, den Staatsmann und den Lehrer, in den Begriff der wirklichen, eigentlichen Kunst einbeziehen: so werden wir in Schillers Briefen vielfach das Wesen Bismards in überraschender Weise gezeichnet finden. „Wie verwahrt sich aber“, sagt Schiller, „der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urteil verachtet . . . Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust bei allem Widerstande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.“<sup>2)</sup> Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. . . . Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben . . . Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.“ Das sind die Grundsätze des echten Künstlers, wie sie hier Schiller nach langer Untersuchung festgestellt hat. Bismard hat

1) Hempel 19, S. 116.

2) „Setzen wir Deutschland in den Sattel“, sagt Bismard, „reiten wird es schon können!“ (Neben III, 184.)

unbewußt, wie jeder schöpferische Geist leblich der Eingebung seines Genius folgend, diese Grundsätze sein ganzes Leben hindurch befolgt. Damit, daß er von Anfang an die Politik als Kunst auffaßte und nicht als Anhängsel der Gelehrsamkeit, wie man bis dahin zum größten Schaden der politischen Entwicklung gethan hatte, und daß er diese neue Anschauung, die doch zugleich die uralte, auf der Natur der Dinge ruhende und daher einzig richtige war, siegreich durchführte, hat Bismarck das deutsche Volk aus Zerrissenheit zur Einheit, aus Ohnmacht zur Macht, aus Kleinheit zur Größe erhoben und ihm den Weg zu einer neuen, schönen Entwicklung frei gemacht. Während noch das vorige Jahrhundert sagte: „Ein Philolog kann einen Autor interpretieren, einen Staat regieren und eine Armee kommandieren“, wissen wir heute, daß nicht die abstrahierende und zergliedernde Gelehrsamkeit, sondern die aufbauende Kraft des schöpferischen Geistes zur Leitung eines Staatswesens notwendig ist. Bismarck verstand es zugleich, seiner Staatskunst die Kriegskunst in bewunderungswürdiger Weise anzugliedern. Die Zukunft wird hierzu als dritte Kunst die Erziehungs- und Unterrichtskunst gesellen, die leider heute noch als ein Anhängsel der Gelehrsamkeit betrachtet wird, wie vor Bismarck die Politik. Die inneren Wirren aber, in denen sich unser Volk gegenwärtig befindet, werden nur dadurch gelöst werden, daß man die Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit unter dem Gesichtspunkt der Kunst und nicht, wie bisher, unter dem der Gelehrsamkeit betrachtet, so daß bisher der Lehrer als ein Gelehrter, dem der Univeritätsprofessor geistig und gesellschaftlich im Range vorangeht, angesehen wurde. Diese Auffassung, die ebenso falsch ist wie die, welche über die Politik vor Bismarck herrschte, wird die Zukunft ändern; das wird sie aus Bismarcks Thätigkeit vor allem mit lernen; sie wird den Lehrer in gleiche Linie mit dem Staatsmann und Offizier stellen, d. h. unter die Künstler, und alle die Ideen und Gedanken, die heute die Schule einem großen Teile unseres Volkes gegenüber vergeblich geltend zu machen versucht, die staatsverhaltenden und staatsrettenden Gedanken, werden die Herrschaft gewinnen über die revolutionären und staatsumwälzenden Anschauungen weiter Kreise. Der Lehrer, dessen Kunst den herrlichsten Stoff, die Menschenseele, zum Gegenstande hat, wird in dem neuen Staate, wie er von Bismarck geschaffen ist, ganz von selbst durch die vorwärtstreibende Wucht der Bismarckschen Gedanken zu der Stellung erhoben werden, die allein seiner Wirksamkeit die weittragende Gewalt geben wird, die auf unser Volk wirken muß, wenn es nicht zuletzt der Revolution anheimfallen soll. Darum ist vor allen Dingen auch die Schule Bismarck zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. Der neue, weite und große Begriff der Kunst, wie er aus Bismarcks

Staatskunst hervorleuchtet, wird uns erheben über die kleinliche Beschränkung der Kunst auf das Ästhetische, in die wir versunken waren. Die Reinheit und Gottesfurcht, die Bismarcks Leben schmücken, seine Königs- und Vaterlandstreue, sein nimmermüdes Schaffen im Dienste des Amtes und der Pflicht, seine auf sittlicher, echt deutscher Grundlage geführte, glückliche Ehe, seine ganze Lebenshaltung, die von der „genialen“ Lieberlichkeit so vieler Staatsmänner und Dichter so wohlthunend abstricht, lassen ihn uns selbst als den großen Erzieher unseres Volkes erscheinen, dem wir vor allem die Erneuerung des ernstesten, sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes in unserem Volke verdanken. Wenn wir heute die „ungezogenen Lieblinge der Grazien“, die im Anfange unseres Jahrhunderts als „Genies“ vergöttert wurden, vollständig verachten, wenn wir die ästhetischen Spielereien vieler Epigonen unserer großen klassischen Dichter, solcher Epigonen, die, wie Eichendorff treffend sagt, sich selbst nicht glauben, was sie schreiben, nie und nimmer als den Ausfluß echter Kunst betrachten können, wenn wir Redner, die „mit Worten spielend, wie Bismarck einmal äußert, auf das Gefühl zu wirken suchen und damit die Thatfachen verbunkeln“<sup>1)</sup> nicht mehr für Meister der Rede und noch weniger für Meister der Politik zu halten vermögen: so ist dieser vollständige Umschwung in den Anschauungen unserer Zeit vor allem Bismarck zu danken. Und diese neue Welt des Bismarckschen Geistes wird noch auf Jahrhunderte unter uns fortwirken, so wie Luthers Geist noch heute unter uns wirksam ist, sie wird unser Volk zu neuen, ungeahnten Höhen der inneren geistigen Entwicklung emportragen, so wie sie uns schon zu einer glücklichen politischen Neugestaltung und Machtstellung geführt hat. Und in dem großen sozialpolitischen Zeitalter, in das wir eingetreten sind, wird uns Bismarcks Geist eine sicher führende Leuchte sein. Kaiser und Reich! Das sind die Zauberworte, die Bismarck in die Entwicklung aller Verhältnisse hereingerufen hat, aber es sind nicht bloß Worte, sondern wirkliche, große Thatfachen, und so werden sie auch nicht wie bloße Worte, sondern als lebendige Dinge unter uns weiterwirken, unser ganzes Volk zu neuen Thaten mit sich forttreibend. Unter den Hittigen des Hohenzollernadlers, dem Bismarcks treue Dienste so Großes geleistet haben, werden wir sicher wohnen in deutschen Landen, und noch späte Jahrhunderte werden mit innigem Danke den Namen nennen, der mit Deutschlands Macht und Größe für alle Zeiten unauflösbar verbunden ist.<sup>2)</sup>

1) Neben III, 28.

2) Ein zweiter, bald folgender Aufsatz wird auf den hier gegebenen Grundlagen Bismarck als Künstler in Bezug auf die Sprache zeigen.



## Namen mit und ohne Bedeutung.

Aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands.

In den Namen, die man seinen Kindern für das Leben mitgibt und die ja ihren Inhaber gleichsam vertreten sollen in der Welt des Kluges, die mit dem Leben selbst zum guten Teil zusammenfällt, zeigt sich ein bedeutungsvoller Wandel in neuerer Zeit der alten gegenüber.

Ursprünglich haben die Namen eine bestimmte, aus dem Leben gegriffene Bedeutung (die eben auch ins Leben wieder eingreifen soll), z. B. Sigefrit, Sigemund, Sigelint — Sigefrit der beste, schönste, bedeutungsvollste Name für einen Helden, der sich nur denken läßt. Bismarck ist ein rechter Sigefrit: großes Kämpfen und Siegen als Mittel, und großer Friede als letztes Ziel — dauernder Friede (auch der Parteien) durch entscheidendes Siegen, Friede aus Sieg. Daß man schon in alter Zeit einen Helden so bezeichnete, die Heldennatur so faßte, ist mir sehr merkwürdig und wertvoll, es ist ein tiefer Griff.<sup>1)</sup>

1) Rudolf Hildebrand hing mit inniger Liebe und Begeisterung an Bismarck und dessen Wirken und Schaffen. Treffend zeichnet G. Berlitz in seinem aus warmem Herzen entsprossenen Aufsatz: Rudolf Hildebrand, ein Erinnerungsbild (in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1894, Heft 12, S. 567 ff.) das Verhältnis Hildebrands zu dem großen Staatsmanne: „Wer wie H. in der Vergangenheit unseres Volkes Trost und Hoffnung für die Zukunft suchte und fand, verwand auch den Schmerz, von dem sein treues deutsches Herz beim Ausbruch des Bruderkrieges zerrissen ward. Er sah schon damals im Geiste durch das dunkle Gewölk der Gegenwart die Sonne der Zukunft siegreich durchbrechen. Was Jakob Grimm nicht mehr erlebt hatte, ihm war die heiße Sehnsucht seines Lebens erfüllt, ein geeintes deutsches Vaterland! Das große Jahr 1870/71 ließ ihn, wie so viele Tausende, erleichtert aufatmen und jubelnden Herzens die herrliche Wendung begrüßen, die eine schmerzliche Vergangenheit in Vergessenheit brachte. Wie er innerlich schon länger mit sich eins war, jetzt durfte er doch auch laut dem großen deutschen Helden aus freier Brust zujubeln ohne Untreue am eignen Vaterland. Wie ihn die Freude über die herrliche Wendung unserer deutschen Geschichte auch bei seiner stillen Forscherarbeit begleitete, daran erinnert den Schreiber dieser Zeilen ein Brief des Heimgegangenen vom 31. Dezember 1871, dem er folgende Nachschrift zugesügt hat: „noch etwas doch, was ihnen auch Spaß machen wird. In Georg Henrichs deutschem Wörterbuch (Augsburg 1816) fand ich folgendes als Sprichwort unter Deutschland: Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat, und fehlt ihm nur ein guter Reuter. Das schied ich heute an Bismarck, auf ein Rädchen gemalt — das muß er doch wissen?“ Kein Geburtstag des großen Mannes verging, an dem er diesen nicht im Kreise der Seinen und näherer Freunde durch gute Rede bei klingendem Becher feierte. Wenn er dann so dasaß, dieser ehrwürdige Mann im Silberbarte mit seinem edelgeschneidnen Kopfe, in stiller Würde

Jetzt dagegen giebt man oft Namen, die etwas Deutliches gar nicht aussagen, etwas Bestimmtes gar nicht bedeuten, z. B. Alma (Beispiele in Manebach, Lobenstein) — gegeben von Leuten, die nicht etwa Latein können, also um der lateinischen Bedeutung willen, am wenigsten aber aus dem Leben heraus und für das eigentliche Leben, vielmehr über das wirkliche Leben hinaus versetzt wie in eine über das Leben erhöhte, darüber ohne Vermittelung schwebende Schicht, es ist wie ein Stückchen goldig beleuchteten Bergnebels ohne feste Form, ohne Halt; oder statt des leuchtenden formlosen Scheins kann man sich's als Stückchen aus der höheren Klangwelt denken, nur eben Klang, nur musikalisch, ohne klare Form oder Halt in der sonstigen Welt der Wörter, wie aus der Klangwelt, in der die Meisten jetzt ihre musikalische Befriedigung suchen, bloße Klänge ohne bestimmten Sinn, wie man die Melodien singt und hört, ohne den Worten, also dem lebendigen Kern, aus dem das ganze Tongebilde wachsen soll, sein Recht zu geben — es ist mehr wie ein Triller oder wie eine Note oder ein Takt aus einem jodelnden Tongange, der nichts bedeutet, nur eigentlich wie ein halb formloser Farbentz, der als Bierat mal trefflich dienen kann, aber zu weiter nichts.

oder in tiefer Begeisterung für die Größe unseres Vaterlandes, wie für alles Edle, seine Stimme erhebend — da teilte er gleichsam dem andachtsvoll um ihn versammelten Kreise selbst eine gewisse Weihe mit. — Seine Verehrung für Bismarck spricht unter anderem lebendig aus dem prächtigen Aufsatz „Deutsche Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin“ Grenzboten 1888 (neu wieder gedruckt in den Ges. Aufsätzen und Vorträgen S. 256—314), wo die ganzen Ausführungen einen wie das politische Vermächtnis eines hochgesinnten Patrioten berühren. Zu seiner höchsten Freude sollte sich ihm später, als ihm in ehrendsten Ausbrüden „von allerhöchster deutscher Stelle, eigentlich doch wie vom Vaterlande selbst, für seine langjährige aufopfernde Thätigkeit am deutschen Wörterbuche eine Anerkennung“ zu teil geworden war, die damals von tausenden vergeblich ersehnte Gelegenheit darbieten, seine Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit gegen Fürst Bismarck in einem Schreiben auszusprechen, ihm, „durch dessen unsterbliche That Deutschland, dem seit seinen Knabenjahren all sein oberstes Sehnen und Sorgen angehört hatte, nun wieder nach so langer Lähmung wie mit einem Geiste und Willen sprechen und handeln kann“. Zudem er seiner gelehrten Thätigkeit gedenkt, die ihn viel in die Vergangenheit unseres Volkes zurückführe, deutet er an, „wie das alte Reichselend, das einem sonst die Seele zuschnürte, nun rückwärts wie mit einem tröstlich verführenden Lichte wunderbar beleuchtet sei eben durch die That“ Bismarcks und des Kaisers — „früher wie eine große Wunde für die gesunde deutsche Seele, nun wie eine große und frohe Schule für Selbsterkenntnis und Selbstzucht zum Behuf einer besseren, so Gott will, großen Zukunft, in der der deutsche Geist endlich ganz zu sich selbst kommen werde zum Besten der Menschheit, wie es Fichte träumte und predigte in aller schlimmster Zeit ... mir ist, als spräche mein Deutschland wie von ferne, von oben flüsternd mir zu: ich bin zufrieden mit dir — die höchste Freude, die es für ein deutsches Gemüt geben kann — und diese Stimme Deutschlands ist mir der Kaiser!“

Was ist aber natürlicher, als daß ein Menschenname eine recht klare, kräftige, sichere Bedeutung habe? Und das ist doch auch der Fall, wenn man ein Kind mit einem Namen benennt, der uns durch einen früheren Inhaber wert und teuer geworden ist (wie ich z. B. mit Emilie, Hugo), da ist die Klarheit und Sicherheit durch das Bild der Geliebten vertreten, das, obwohl unaussprechlich, doch fest in uns steht und eben in dem Namen sich für uns ausspricht. Jener ganz allgemeine un-gefährte musikalische Klang aber ist nicht natürlich, das ist künstlich, stammt aus einer übersteigerten Kunst, ist eigentlich ein Stückchen Überkultur oder — falscher Idealismus, der sich immer geltend macht in übersteigerten Kulturzuständen, auch schon im Altertum, wo sich das Ideale aus dem harten Gebränge der ideenlosen Thatfachen hinausrettet in eine Höhengicht, die unvermittelt über dem Leben schwebt, wie Nebel- oder Wollenduft oder Dunst über der Erde der Menschen — scheinbar großer Fortschritt oder Erhöhung des inneren Lebens, in Wahrheit doch sein Verfall, weil es sich damit wie schmolend oder verzweifelnd zurückzieht aus dem Reich der Thatfachen, der Bewegung, in dem es wirken soll, auch sich allein sicher gründen kann u. s. w.

Wann beginnt und woher stammt diese Ausschölung der Namen zu bloßen Attrappen mit schönem Schein? es wäre eine nützliche Untersuchung.

Bei uns sind allerdings Friedrich, Heinrich, Rudolf, Otto u. s. w. auch aus ihrer ursprünglichen Vollbedeutung mehr oder ganz in ungefähre Wohlklänge übergegangen, aber doch zugleich noch meistens gehalten von Anklang aus unsrer Geschichte (ich habe z. B. bei meinem Rudolf als Knabe immer an Rudolf von Habsburg gedacht, vielleicht auch mein Vater bei der Taufe), welcher bedeutsame Anklang sich mit dem Behagen des bloßen Gefühls und Gehörs, dem musikalischen Klang zu einer zugleich lebensvollen und schönen Einheit verschmelzen kann. Und wenn die Wissenschaft die erste Bedeutung wieder auffrischt, wie nun immer sicherer geschieht (man thut das aber mit Eifer, wenn auch mit vielen Mißgriffen schon seit dem 16. Jahrhundert oder früher), so reichen sich trefflich die Gegenwart und die Vorzeit die Hand, daß der erste Lebenskern wieder voll lebendig werde — das Ziel der Sprachforschung überhaupt, ja eigentlich das Ziel der Wissenschaft überhaupt, ich nehme es auch für die Philosophie in Anspruch.

Wenn aber daneben, besonders oder wohl vorwiegend, wo nicht zuerst, im lutherischen Lebenskreise der Nation Namen auftreten, wie Christlieb<sup>1)</sup>, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Traugott, Leberecht, die uns

1) Bei den Katholiken müßte es eigentlich Papplieb, Papplob und dergleichen geben, die Jesuiten könnten das jetzt nachholen.

jetzt freilich wie mit unaussprechlicher Langeweile umgeben oder schlimmer klingen, so regte sich doch darin das alte rechte Bedürfnis, mit dem Namen etwas Rechtes, eigentlich das Beste, das man konnte, deutlich zu sagen.

Die nichts sagenden, nur klingenden Namen scheinen von Italien ausgegangen zu sein, im Anschluß an den spätgriechischen Roman, die griechisch-römische Liebesdichtung und die griechisch-römische Mythologie überhaupt: in allen dreien suchte man ja jene höhere Schicht über der Wirklichkeit, in der alles glänzend und wonnig, süß und reizend sein sollte, und unsere Leute übernahmen das natürlich getreulich, wie die Franzosen auch, nur daß wir aus unserem Altertum für jene Schaumwelt ganz anderen leuchtenden Kern einzusetzen gehabt hätten (was dann erst in der Romantik zum Ausbruch kam).

Was aus der griechischen Überlieferung bei den Italienern wurde, zeigt zum Beispiel ihr Fetonte aus Phaethon, *Φαίτων* — es ist doch die reinste Barbarei; auch bei uns galt Phaeton im 17./18. Jahrhundert. Und wie mit der Wortform, so nicht anders mit dem sachlichen Gehalt der alten Welt, man sieht es nur noch nicht recht, weil man einmal, wenn man nach Italien kommt oder denkt, die von der sogenannten Renaissance begeisterte Brille aufsetzt; da gilt es noch viel Bildungsaberglauben zu zerstören, ehe man zu der Wahrheit kommen wird, die auch so lehrreich, selbst schön genug bleibt — aber die Italiener des 14.—17. Jahrhunderts auch nur teilweise barbarisch?! Der ganze mühsame Unterbau, auf dem unsere Bildung ruht, bräche ja damit zusammen!

Sohlheit und Barbarei der Namen erwuchs auch aus dem Bedürfnis der Humanisten, sich mit ihren Namen aus der gotischen Barbarei ihrer Zeit herauszuziehen und sich in die darüber schwebende höhere griechisch-römische Welt hinaufzusetzen.

Was kann barbarischer sein als Melanthon, dann Melanth (z. B. Nollenhagen); und Melanchthon für Schwarzert ist schon selbst möglichst albern. Wie gut, daß sich nicht auch Luther so gelehrtnobisch umgetauft hat. Und dann im Gefolge dieses Aufschwungs in die höhere Welt, die zugleich so albern war, die Menantes, Amaranthes, Dronthes, Sperontes u. s. w. — man müßte sie endlich sammeln und ordentlich abhandeln, um an dem hohlen Kram doch Freude und Lehre zu haben — die Hauptsache daran ist ein ungefährer Wohlklang, mit Anklang teils an Römisch-Griechisches, teils an Italienisches oder unbestimmt Romanisches, teils an das französisch-Griechische, das sich im 17. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert bei uns so widerlich breit machte. Wie albern ist z. B. Alceste als Mannsname, d. h. *Ἀλκίστες*, Gemahlin Admets. Noch bei Goethe wirkt das, wenn er Gestalten, die über

das Alltagsleben (über das „Gemeine“) erhöht sein sollen, Fernando nennt, wie in der Stella, Alcest in den Mitschuldigen, noch in der Novelle Honorio — wie dieser Geschmack langsam gewichen ist vor dem neuertwachten gefunden Gefühl, müßte aus dem 18./19. Jahrhundert dargestellt werden, aber auch welche Reste davon sich noch herumtreiben.

Spaßhaft ist mir dabei, wie sich in dies Gebiet ein gut Stück Altdeutsches verirrt hat, also aus dem Gebiet, das von jenem Bildungsstandpunkt aus für barbarisch galt: die Belinde, Melinde, Philinde, Rosalinde, Selinde (zur Abwechslung auch Solande) gehen mit ihrem musikalischen Hauptstückchen, dem -lindo, das nicht italienisch, griechisch, römisch ist, auf altdeutsche Frauennamen zurück, wie Theubelinde, Sigelint — hätte man freilich die Bedeutung dieses altdeutschen -lindis, -lint gewußt (Schild), man hätte das in jener süßlichen Salon-Welt nicht brauchen können.

---

## Die Kriegspoësie von 1870/71 und das „Kutschkelied“.

Von Hermann Unbescheid in Dresden.

Der nahe bevorstehende Ablauf des Vierteljahrhunderts, seitdem die französische Kriegserklärung am 19. Juli 1870 erfolgte, weckt selbstverständlich auch die Erinnerungen an die große Zeit. Man mag noch so geringschätzig über die durch die gewaltigen Ereignisse hervorgerufene Kriegspoësie denken — und es ist kein Zweifel, daß bei der größeren Anzahl jener litterarischen Erzeugnisse mehr die vaterländische Gesinnung als der künstlerische Wert nachzurühmen ist — der Geist jener ernsten, erhebenden, unvergeßlichen Tage spiegelt sich in ihr in überaus charakteristischer Weise. Wenn man nämlich absieht von dem, was die Stimmung des Augenblicks geschaffen, was Born, Erregung über den französischen Übermut und die sehr hochgehenden Bogen der Begeisterung hervorgerufen haben, so erscheinen diese Lieder, als Ganzes genommen, in fesselnder Weise als der Ausdruck der Ansichten und Empfindungen des deutschen Volkes, wissen eindringlicher als manches Geschichtswerk über des Krieges Ursachen und Folgen zu berichten und insbesondere in ergreifender und herzerfrischender Sprache uns klar zu machen, was wir ehemals gewesen und was wir durch die herrlichen Thaten unseres Heeres geworden sind. Gerade in letzterer Hinsicht ist diese Kriegspoësie unvergleichlich wertvoll auch für unsere Tage. Was wir ehemals gewesen sind! Wenn doch daran angesichts des Habens der Parteien, angesichts der Unzufriedenheit, die immer weitere Kreise erfaßt und an den mit schwerstem Opfer erkauften Errungenschaften zerstörend arbeitet,

das Bewußtsein in der Volkseele wieder recht lebendig werden wollte! Keine schönere Festgabe könnte dem teuren Manne im Sachsenwalde, der sein ganzes reiches Leben der Wiederherstellung des Deutschen Reiches gewidmet hat und das große Werk wie ein Kleinod behütet sehen möchte, zu seinem 80. Geburtstage dargebracht werden. Möchten die unzähligen Pilgerzüge zu ihm sich von dem Grundzug seines Wesens, unverbrüchlicher Treue gegen Kaiser und Reich, durchglühen lassen und Nord und Süd vereint den Eid erneuern, der in Tausenden von Liedern aus jenen Tagen, als wir wieder ein einzig Volk von Brüdern wurden, geschworen wurde, und den niemand so heilig gehalten hat als — unser Bismarck!

Gut geordnet, in reichhaltigen Sammlungen, ist die Kriegspoese von 1870/71, die Kunst „wie die Volkslyrik, auf uns gekommen — ein fast überreiches Material für die Forscher in späterer Zeit. Männer und Frauen, jedes Alter, jeder Stand, die daheim, wie die im Felde lieferten Beiträge, die meist durch Zeitungen und Flugblätter verbreitet wurden; man dichtete in hochdeutscher Sprache wie in den verschiedenen Mundarten, in fremden, in lebenden und toten Sprachen; nicht allein in Deutschland, auch im Auslande, in fernen Erdteilen regte sich poetisches Schaffen. Eine so eingehende Geschichte der blutigen Ereignisse und dessen, was ihnen voranging, bietet selbst die Kriegslyrik der Freiheitskriege nicht; selbst die kleinsten Vorkommnisse erfahren dichterische Behandlung. Es ist kein Zweifel, daß die das Volk bewegende Gedankemasse lähmend wirkte auf die künstlerische Gestaltung des fast erdrückenden Stoffgebietes, aber als eine Chronik in Versen wird die Poese jener Tage ihren Wert behalten. Kein Strich ist in dem großartigen Gemälde vergessen, und Scene um Scene des gewaltigen Dramas vergegenwärtigen uns diese Dichtungen: die treffende Abfertigung der Friedensbrecher, die Vorgänge in Ems, König Wilhelms Rückkehr nach Berlin, die französische Kriegserklärung, welche jede Spur von Zwietracht zwischen Nord und Süd mit einem Schlage beseitigte, die Erneuerung des Eisernen Kreuzes, die Erhebung Alldeutschlands, Abschied und Auszug der Truppen, der blutige Ringkampf auf dem Weißenburger Plan, der Eisensauschlag bei Wörth, der Spicherer Sturmeslauf, durch welchen das Thor von Frankreich aufgebrochen wurde, die Wierbergewinnung Straßburgs, der lieben Tochter der Heimat, das heiße Werben um Metz, „die stolze Maid“, und das Warten der Nemesis bei Sedan und vor Paris, der Verzweiflungskampf des Feindes im Norden und Osten, und in packendem Gegensatz zu dem hydraartigen Wüten desselben die Erneuerung der Kaiserkrone, die wie ein Phönix aus der Asche emporsteigt, und zuletzt die herzergreifenden Vorgänge beim Friedensschlusse und bei der Heimkehr, aus

denen uns der Frühlingsodem der Osterzeit und reinste Pfingstfreude entgegenwehen. Sehr charakteristisch ist für diese Kriegspoësie die in ihr verwobene reiche Fülle von Erinnerungen aus Sage und Geschichte: die Lorelei, vom leuchtenden Morgenrot umflossen, läßt von ihren Felsen Hochgesang erschallen. Armin rüstet sich, der furor teutonicus ergreift Germanias Söhne, Th. Körners „Eisenbraut“ wird wieder minniglich umworben und der Fahnen Schwur des getreuen Eckardt (Arndt) erneuert. Nun stürmen sie über den Rhein, voran die Helden der Walhalla, gefolgt von den Geistern der Kämpen aus den Befreiungskriegen. In den Kaisergrüften zu Aachen und Speier wird es lebendig, über den Kaiserwiegen Jollern und Staufen kreist der deutsche Nar. Der Birnbaum auf dem Walsersfelde blüht wieder, und an seinem Ast hängt der Heerschäld, ein greiser Held schlägt daran mit seinem guten Schwerte. Das Gewitter bricht los; mit der Begeisterung der Kreuzfahrer stürzen sie sich in den Kampf. „Der Freiheit eine Gasse!“ ruft der deutsche Winklerieb. Der Tag der Rache für Ludwigs XIV. Mordbrennereien und Raubsystem ist endlich gekommen, der gesprengte Turm in Heidelberg ist der deutliche Mahnruf. Freudig grüßt Erwin von Steinbach vom hohen Münster in Straßburg die Heerscharen, und von Charlottenburg winkt die edle Königin segnend in die Ferne. Auf den Fluren Frankreichs, die von den Hugenottenkriegen und den Revolutionen mit Blut überschwemmt sind, wird dem zweiten Kaiserreich ein zweites Leipzig und Waterloo bereitet. Umsonst späht der erschrockene Feind, ob nicht eine Jungfrau von Orleans ihm zur Rettung komme. Aber sie wendet ihren Blick von einem Volke, daß die feile Dirne sich zum Idol ertoren hat. Schon ist Rheims, die alte Krönungsstadt der Könige, und Orleans in den Händen der Sieger. Zum dritten Male in diesem Jahrhundert umspannt Paris der Eisengürtel des Feindes, und wie einst Nium, Karthago, Jerusalem wird es bezwungen. Unter dem sieghaften Donner der Geschütze erschallt aus dem Saale in Versailles, wo einst welsche Lüste arglistige Pläne schmiedete, der Jubel über das neuerstandene, mächtige, einige Deutsche Reich!

Das bedeutendste Interesse aber widmet diese vaterländische Dichtung den leitenden Persönlichkeiten der großen Zeit, allen voran dem greisen Helidenkönig Wilhelm von Preußen, der schon 1814 gegen die Franzosen mitgekämpft und an der Spitze des deutschen Heeres, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmend, gegen den übermütigen Erbfeind von neuem zu Felde zieht. Seine Pflichttreue, Tapferkeit, Herzensgüte und besonders seine Frömmigkeit, welche ihm auch die größten Erfolge als eine „Wendung durch Gottes Führung“ (Depeche 39) erscheinen läßt, strahlen im reinsten Lichte. Es ist bezeichnend, daß er in den ihm gewidmeten Liedern schon bei Beginn des Krieges als der sichere Erbe der Kaiser-

krone, als der Barbablanka, der den verzauberten Barbarossa aus dem Ruffhäuser erlöst, verherrlicht wird.

In zweiter Linie wird den beiden Hohenzollernprinzen große Verehrung gezollt. Der alte Fritz ist tot, aber dessen leutseliges, kameradschaftliches Wesen ist in dem „jungen Fritz“, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wieder lebendig geworden. Charakterzüge von Seidlitz, Bliethen und Blücher verkörpern sich in dem schneidigen Reiterführer Prinz Friedrich Karl, dem Helben von Bionville, zu einem trefflichen Gesamtbilde. Mit Vorliebe verweilt die Dichtung bei Ludwig II. von Bayern, der ein „Königswort zu guter Statt und Stunde“ aussprach (Kaiserwahl), bei den Thaten des Großherzogs von Mecklenburg und vor allem bei der ritterlichen Gestalt des Kronprinzen Albert von Sachsen, des Siegers von Beaumont, des bewunderten und innig verehrten Führers der Maasarmee. So rüchhaltlos ferner den Verdiensten eines Hoon, der das deutsche Schwert geschliffen, von der Lann, Goben, Manteuffel, die es mit Ehren geführt haben, Anerkennung zu teil wird, am reichsten quillt der Lieberborn doch für die beiden königlichen Ratgeber Moltke und Bismarck. Nicht nur dem Ernste der Situation, sondern auch dem frischesten Humor, der selbst das kleinste Vorkommnis ergreift und gestaltet, wird bei ihrer Verherrlichung Rechnung getragen. Um nur einen Zug aus den Moltkeliedern hervorzuheben: unbedingt ist das Vertrauen des Königs zu der Treffsicherheit des großen Denkers und Lenkers der Schlachten:

Hei, wider den Napoleon  
 Mußt' König Wilhelm kriegen!  
 Schon saß zu Köln er im Waggon:  
 „Ist Moltke eingestiegen?“  
 Der König fragt's, sie sagen ja,  
 Und drauf der König spricht: „Na, da  
 Können wir weiterfahren!“

(Kassernath.)

Bismarck aber hat mit weitschauendem Blick und mit größtem diplomatischen Genie die Fäden zur Einigung Deutschlands schon längst, 1864, 1866, gesponnen. Nun hat er zur rechten Zeit das deutsche Volk zur That gebracht und wird nicht ruhen, bis ein ehrenvoller Frieden geschlossen ist; denn seiner eisernen Energie wird es gelingen, in den mit der Heimat wieder vereinigten Ländern Elsaß und Lothringen den festen Grenzwall gegen des Erbfeinds Gelfüste herzustellen:

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,  
 Du „Eiserner“, schmiede das Eisen!  
 Der Ambos war kalt und die Esse leer,  
 Da kamst du, ein schneidiger Schmied daher,  
 Des wird man dich ewiglich preisen!



Das Eisen ist warm, so Schmiede, Graf,  
So Schmiede das deutsche Gewaffen!  
Germania Schmiede, dem stürklichen Weib,  
Das Panzergeschmeid' an den blühenden Leib,  
Zum Schuß und zum Truze geschaffen.

Das Eisen ist warm, so Schmiede, Graf,  
Das glühende Eisen im Süden,  
O schmied' es zusammen zu gutem Zeug,  
Den Süden und Norden zum Deutschen Reich,  
Dann feiern wir fröhlichen Frieden!

Das Eisen ist warm, so Schmiede, Graf,  
Bis ganz es vollendet ist, schmiede!  
Zum Panzer der Eintracht der Freiheit Schwert,  
Dann lebst du unsterblich am heimischen Herd,  
Ein neuer Siegfried, im Liebe! (Theodor Renaud, Strahsburg.)

Je reiner und heller die Dichtung die deutschen Heldenbilder zeichnet, in desto trüberem Lichte erscheint das französische Volk und seine maßgebenden Persönlichkeiten. Spott und Hohn erfährt Benedetti, der „glühende Wolf“, der den König „Rauschbart“ in Wildbad überfällt, die Heerführer Bazaine, Mac Mahon u. a. — die „den Sieg nach rückwärts“ erfunden haben, nebst ihren wilden Horden, den Turkos, Zuaven und Spahis. Heftiger Tadel trifft die bigotte Kaiserin Eugenie, weil sie den Kriegsbrand schürte, und der Fluch der Lächerlichkeit den kaiserlichen Prinzen „Lulu“, als er bei Saarbrücken „die Feuertaufe“ erhielt. Aber schier unbändiger Horn, wenn auch zuweilen auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, wird über Napoleon III. entladen, dem Kriegsdämon, dem die Hölle entfesselnden Lucifer. Mehr als diese fast unabhsehbare Menge von Ausbrüchen der Leidenschaft und bitterster Erregung verdienen diejenigen Erzeugnisse Beachtung, in welchen der deutsche Humor den Kaiser der Franzosen sich zum Angriffspunkt nimmt, und die fast ausnahmslos der Volks- und Soldaten-Byril angehören, also mitten im Lagerleben, unter dem Donner der Geschütze, nicht selten auch in Lazaretten entstanden sind.<sup>1)</sup> Gerade in solchen Tagen bewährte der Humor seine Kraft; er richtete das traurige Gemüt auf, half Leiden und Entbehrungen ertragen, auch wurde er niemals ungerecht, wenn er sein Spiel an Personen ausließ. Keins von den Liedern dieser Gattung hat aber

1) Aber auch daheim, auf der Schulbank wurde „gedichtet“. Von einem witzigen Schüler (Quintaner?), dessen Name leider unbekannt geblieben ist, war die bekannte Schlußregel der Wörter auf is parodiert worden. „Das Schicksal von Paris“: Viele Dinge sind auf is — Längst verschwunden in Paris — Panis, piscis sind am finis — Und vom canis blieb nur crinis — Selbst die saure cucumis — Fehlt schon längst, auch mugilis — Und etwas ganz Nares ist — Felis, Rap' und Ratte, glis — Doch Paris, was ist dein finis? — Ignis, lapis, pulvis, cinis!

eine größere Berühmtheit erlangt als das gegen Napoleon III. gerichtete sogenannte „Rutschlied“, das selbst heute noch bei dem jüngeren Geschlecht, welches jene Zeit nicht miterlebt hat, bekannt ist und deshalb bei einer Betrachtung der Kriegspoësie von 1870/71 ein besonderes Interesse erweckt. Zur Klärung des seiner Zeit mit Erbitterung geführten litterarischen Kampfes um die Autorschaft dieses Liedes können vielleicht folgende, dem Verfasser bekannt gewordene Thatfachen beitragen. — Wie hat man sich zunächst die große Verbreitung dieses in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Gesanges zu erklären? Was Archenholz in seiner Geschichte des „Siebenjährigen Krieges in Deutschland“ von der Schlacht bei Rossbach sagt, gilt in gewissem Sinne auch von den Ereignissen bis zur Schlacht bei Sedan und von dieser selbst. Der Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs erschien zwar allen zunächst als ein Weltgericht, aber mitten in der allerernstesten Stimmung forderte doch auch der Gegensatz zwischen dem Hochmut der „grande nation“ und ihrer Demütigung den Humor und die Satire geradezu heraus. Wer würde nicht an bekannte Vorgänge am kaiserlichen Hofe in Paris erinnert, wenn er Archenholz' Bericht über die Schlacht von Rossbach liest? Schon war bei den Feinden Friedrichs des Großen der Plan fix und fertig, den König von Preußen zu einem Marquis de Brandenbourg zu erniedrigen — diesen Titel gab man ihm vor der Schlacht bei Rossbach — und nach dem Ausdruck der galanten Pariser that man ihm eine Ehre an, de faire une espèce de guerre. „Unter allen menschlichen Handlungen“, sagt Archenholz, „ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu Tausenden morden, und überdies haben civilisierte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden das Unglück im Kriege, gegen welches weder vortreffliche Heerführer, noch tapfere Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Rossbach aber wurde von Freunden (und Feinden) wie eine lustige Farce betrachtet. Besonders in Deutschland tönte das Wort Rossbach nach vielen Jahren, vom baltischen Meere bis zu den Alpen, ohne Ansehen des Standes, allen Franzosen, die man beschimpfen wollte, entgegen. Zahllos waren die Epigramme und Gassenlieder auf Soubise, auf seine Soldaten und die mit ihm verbündete Reichsarmee. Sie sind längst der Vergessenheit anheimgefallen, mit Ausnahme des einen, wohl auch von einem Rutschle jener Tage verfaßten Liedchens, das die lustige Farce am besten zum Ausdruck gebracht hat, besonders in der Strophe:

Und wenn der große Friedrich kommt,  
 Und klopft nur auf die Hosen,  
 So läuft die ganze Reichsarmee,  
 Panduren und Franzosen.

Die außerordentliche Verbreitung des Rutschkeliedes hat offenbar ihren Hauptgrund in dem Umstande, daß es in der glücklichsten Weise den Humor, der in der großen Katastrophe lag, zum Ausdruck brachte. Freilich mag auch dadurch, daß sich zwei Verfasser meldeten und diese Autorangelegenheit vor die Öffentlichkeit gebracht wurde, das Bekanntwerden des Gedichts und das Interesse daran wesentlich gesteigert haben. — Die erste Notiz, welche über die Entstehung desselben in der Presse jener Tage sich findet, ist enthalten in einem kleinen Artikel der „Kreuzzeitung“ vom 14. August 1870, in dem es heißt: „Unter den vielen Liedern dieses Krieges ist entschieden das beste der Helbengesang, den der Füsilier Rutschke vom 40. Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Dieser Dichter sah die Franzosen am Waldebrande vor sich „hin und herlaufen“, da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?  
Ich glaub', es ist Napolium!“

Text und Melodie ist erhabene Einfachheit, echt soldatisch. Ein Hurra für Rutschke!“

Darauf erschien in Nr. 194 der „Mecklenburgischen Anzeigen“ vom 22. August 1870 ein „Rutschkeliied“ mit der Angabe „vom alten Sechszwanziger“. Als solcher wurde bekannt Hermann Alexander Bistorius, geboren 1811, Feldprediger 1870, dann Präpositus (Superintendent) in Basedow bei Malchin in Mecklenburg, ehemals Einjähriger im 26. (1. Magdeburgischen) Infanterie-Regiment, gestorben 1877 daselbst. Derselbe ließ 1871 (Leipzig, Druck von Alex. Edelmann) ein Büchlein erscheinen, das betitelt ist: „Des wahrhaftigen Rutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege“, das die Mitteilung des Verfassers enthält, er (Bistorius) habe den deutschen Kaiserkrieg mitgemacht, nicht auf Schusters Kappen, sondern auf seinem Flügelroß, nicht mit dem Bündnadelgewehr, sondern mit seinem Gebete und den Reichsfeind schlagen helfen in den Gemüthern und Herzen. Aus dem 12. Hefte der bei Lipperheide in Berlin erschienenen Sammlung „Lieder zu Schuß und Trug“ wird von dem Verleger über die Entstehung des Liedes in dem genannten Büchlein angegeben, daß Bistorius dasselbe am 16. August 1870 verfaßt habe, und zwar angeregt durch den obenerwähnten Artikel der „Kreuzzeitung“. Es habe ihm, dem alten Sechszwanziger, bei dem Lesen dieser Verszeilen geschienen, daß, wenn man dieselben erweiterte, der damals schon offenbar gewordene Geist unsres Heeres und Volkes, der gottvertrauende, pflichtgetreue, todesmutige, siegesgewisse deutsche Geist in einem Volksliede zum Ausdruck gebracht werden könne, und dies sei eines Versuches wert.

Auf diese Weise ist (nach den vorstehenden Angaben) bei Erscheinen jenes Artikels folgendes Lied entstanden:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?  
Ich glaub', es ist Napolium.“  
Was hat der rum zu krauchen dort?  
Drauf Kameraden, jagt ihn fort.

„Da haben sich im offnen Feld  
Noch rote Hosen aufgestellt.“  
Was haben die da rumzustehn?  
Drauf los, die müssen wir befehn.

„Mit den Kanonen und Ramsell'n<sup>1)</sup>  
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n.“  
Was haben sie da rumzuknall'n?  
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n.

„Napolium, Napolium,  
Mit deiner Sache geht es krumm.“  
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei  
Mit seiner ganzen Kaiserei.

Zu diesen 4 Strophen wurde auf der Redaktion des „Rheinischen Couriers“ in Wiesbaden noch folgende fünfte Strophe hinzugegedichtet:

„Und die französische Großmaulschaft  
Auf ewig wird sie abgeschafft!  
Auf nach Paris! den rich'gen Lohn  
Dort geben wir der grrrrande Natzjohn!“

Soweit der Bericht. Aus diesem geht zur Genüge hervor, daß Name und Figur Kutschles gar nicht mit Bistorius identisch, vielmehr — auf welche Art und Weise bleibt unerörtert — nur auf den letzteren übertragen worden sind. Die Vaterschaft „des Füselier Kutschle vom 40. Regiment“ aber hat niemals ermittelt werden können — einfach deswegen, weil es einen Soldaten dieses Namens, wenigstens zur Zeit dieses Krieges und in diesem Regiment nicht gegeben hat. —

Von wem also stammen jene Textzeilen in der „Kreuzzeitung“, die die Grundlage jenes, aber auch des folgenden Kutscheliedes von Gotthelf Hoffmann geworden sind?

Was kraucht dort in dem Busch herum?  
Ich glaub' es ist Napoleum!  
Was will der alte Louis dort?  
Drauf Kameraden, jagt ihn fort!

Er hat ja nichts dort rum zu stehen,  
Er hat nichts auf uns herzuseh'n,  
Was kriecht er hier und allerort?  
Hurra! man druff und jagt ihn fort!

1) Nitraillusen.

Er will mit seinen dummen Pforten,  
Noch orgeln und mit Chassepoten  
Uns niedermähen auf dem Feld, —  
O Louis — Louis, scher dich weg!

Du mit den ganzen Herren Franken!  
Wir kennen dich und deine Gedanken —  
Jetzt aber machen wir dir klar,  
Wie wacklich doch dein Standpunkt war.

Das Schwert in unsern mar'gen Händen,  
Woll'n wir die Sache nun 'mal enden;  
Hurra! man druff und gebt den Lohn,  
Der übermüt'gen grande nation!

Auf diese Frage hat der Verfasser des eben angeführten Liedes, Gotthelf Hoffmann, selbst die Antwort gegeben; seine Angaben sind durchaus zuverlässig und werden durch die litterarische Forschung bestätigt. Im „Dresdner Anzeiger“ vom 4. November 1872, fünfte Beilage, findet sich folgender Bericht: „Wiederholt sind Erklärungen und Berichtigungen in den Blättern über Entstehung des Rutschkeliedes veröffentlicht worden; die beste Erklärung kann jedenfalls der Füselier Gotthelf Hoffmann, genannt Rutschke, welcher jetzt hier (in Dresden) seine Lieder zum öffentlichen Vortrag bringt, selbst geben. Nach seinen eignen Mittheilungen darüber stand er (Gotthelf Hoffmann) als Füselier im 1. Westpreussischen Grenadier-Regiment Nr. 6 am 3. August 1870 vor Weissenburg auf Divisionsposten, als ihm der schon lange bekannte Refrain eines Liedes aus den Freiheitskriegen: „Was kraucht dort in dem Busch herum“ u. s. w. einfiel, und er dichtete darauf das bekannte Lied mit Benutzung jenes Refrains u. s. w.“ —

Hoffmann-Rutschkes Erklärung aus dem Jahre 1872, daß die Grundlage des Liedes älter ist und sich eigentlich auf Napoleon I. bezieht, entspricht, wie gesagt, in überzeugender Weise den aus der Geschichte des historischen Volksliedes bekannten Thatfachen. So berichtet ein Leser der „Magdeburger Zeitung“ (1. Januar 1895) unter anderen: „Wir sangen schon 1858 als Studenten in Leipzig — ich selbst hörte so bayrische Studenten (Burschenschaftler) aus Erlangen:

Was kraucht dort in dem Busch herum?  
Ich glaub', es ist Napolejum.  
Napolejum, der ist ja klein?  
So ist es wohl ein großes Schwein.

Und zu den bekannten Strophen pflegte im Rundgesang jeder nach Belieben und Können neue hinzuzufügen. Jedem Verse aber folgte als Refrain des Chores: „Patriot, schlag ihn tot — mit der Krücke im Genick — mit'n Degen auf den Brägen (Gehirn) — mit der Gabel

(Forte) auf den Schnabel — mit'n Topp auf den Kopp — mit'n Wesen auf de Näsen — u. s. w. — den Coujon Napolejon! den Coujon Napolejon! — Einzelne mir in der Erinnerung gebliebene Strophen lauteten etwa:

Was kraucht da in dem Busch herum?  
Der Hut ist doch Napolejum.  
Der graue Rod und kleine Hut  
Sind auch als Bogelscheuche gut.

Was kraucht da in dem Busch herum?  
Die Stiebeln sind Napolejum.  
Die Stiebeln sich der Teufel hol'!  
Das Leder hat ja keine Sohl!

Was kraucht dort so allein herum  
Im Busche der Napolejum?  
Die alte Garbe hol' der Teufel  
Die junge hebbert ohne Zweifel.

Was kraucht da in dem Busch herum?  
So heimlich der Napolejum?  
Was will das Schwein am deutschen Ort?  
Auf Kameraden, jagt ihn fort!

Noch immer kraucht ja dort herum  
Im Busche der Napolejum.  
Nun aber raus aus unserm Busch!  
Drauf Kameraden, haut ihm Kuff'sch!

Wenn freilich in dem oben angeführten Artikel der „Magdeburger Zeitung“ weiterhin die Behauptung aufgestellt ist, daß das Kußschlied überhaupt nicht einen oder mehrere, sondern eine ganze Anzahl von Verfassern habe, beim Marsche oder auf nasser Weiwacht, wenn sich die Soldaten durch Gesang erheitern wollten, also aus dem Stegreif gedichtet worden sei, indem nämlich jeder seinen Vers nach eignem Empfinden und Können zugesetzt habe, der, wenn er gelungen war, von den Kameraden aufgenommen und, oft verändert und entstellt, von Mund zu Mund weiter getragen worden sei, so widersprechen dieser Annahme durchaus bekannt gewordene Thatsachen<sup>1)</sup>.

1) Über die Verbreitung der „Wacht am Rhein“ giebt dieselbe Nummer der genannten Zeitung folgenden interessanten Beitrag: „Im Feldzuge 1866 sang das Lied die 1. Kompagnie des Anhaltischen Infanterieregiments Nr. 98 als Marschlied bereits 4 stimmig und manchem braven Bänderlein und alten Mütterchen in Franken sind damals Thränen entlockt worden, als es die Feinde mit solchem patriotischen, jedem guten Deutschen zu Herzen gehenden schönen Liede einmarschieren sah. Daß das Lied 1870 gewissermaßen Nationallied wurde, verdankt es der Sachlage, für welche es wie gemacht war. Eingeläbt hat es niemand damals, mit Begeisterung lernte es der eine vom anderen, und weil derjenigen, die es längst auswendig wußten, nicht wenige waren, wurde es schnell Gemeingut des ganzen patriotisch erregten Volkes! — Und in demselben Blatte berichtet ein anderer Leser, daß

Wohl hat Hoffmanns Lied schnell, wahrscheinlich sehr schnell, die Kunde von Mann zu Mann, von Kompagnie zu Kompagnie, von Regiment zu Regiment gemacht und fand in kürzester Frist, vielleicht durch Briefe, die in die Heimat gelangten, Aufnahme in viele Blätter Deutschlands, vielleicht ist es auch, sei es auch nur in mündlicher Überlieferung, Pistorius zu Ohren gekommen und hat ihn zu seiner Nachdichtung begeistert — der Ruhm, den Rutschgesang geschaffen zu haben, kann unmöglich Hoffmann streitig gemacht werden. —

In der Hoffnung, daß diese Zeilen dazu beitragen werden, die einst vielfach erörterte Frage nach dem ersten und echten Verfasser aus der Welt zu schaffen und nunmehr, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, diese Autorschaft für alle Zeiten festzustellen, mögen zu weiteren Belegen aus der Lebensgeschichte dieses Volksdichters folgende Rüge hier Platz finden.

Hoffmann hat das Schicksal vieler urwüchsiger Talente, die von der Ungunst der Verhältnisse verfolgt wurden und, ermutigt von einem nicht unbedeutenden Erfolg, zu großem Vertrauen in ihr Können und auf die versprochene, aber nicht gewährte Hilfe enthusiastischer oder egoistischer Menschen setzten, auch an sich erfahren müssen. Sein Vater war Lehrer in See bei Niesky, Kreis Rothenburg, Bezirk Biegnitz. Infolge frühzeitiger Emeritierung mußte er sich durch Agenturen, Kolportagebuchhandel und als Gelegenheitsdichter ernähren. Die wenig günstigen Vermögensverhältnisse gestatteten ihm nicht, seinem Sohne Gotthelf (geboren in See 11. November 1844) eine dessen Anlagen entsprechende Ausbildung zu geben; dieser mußte vielmehr vier Jahre als Pfefferküchler und Wäcker lernen und ging dann, um sich in seinem Gewerbe auszubilden, auf die Wanderschaft, die ihn durch Süddeutschland und nach Sachsen führte. Hierauf trat er als Soldat in das 46. Regiment in Posen, nahm 1866 am Feldzug gegen Oesterreich teil und kämpfte bei Nachod, Stalitz,

---

nach seiner Erinnerung das Lied: „Die Wacht am Rhein“ von Schnedenburger in der Wilhelmshen Komposition schon Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre Repertoirestück vieler Männergesangsvereine gewesen ist, und daß er es selbst um diese Zeit von dem Männergesangsvereine zu Schönebeck und Frohse an der Elbe hat singen hören. König Wilhelm I. hat es zum ersten Male auf dem Bahnhof in Burg bei Magdeburg gehört, als er im Juli 1870 auf seiner denkwürdigen Fahrt von Ems nach Berlin auf dieser Station einen kurzen Aufenthalt machte, um die Begrüßung und Huldigung der Einwohnerschaft Burgs entgegenzunehmen. Dem dortigen Männergesangsvereine unter seinem langjährigen verdienten Leiter, Lehrer Hermann I., gebührt der Ruhm, der damaligen patriotisch erregten Stimmung des deutschen Volkes zuerst durch Vortrag der „Wacht am Rhein“ den passendsten Ausdruck vor dem greifen sieggekrönten und zu neuem Kampfe bereiten Monarchen gegeben zu haben.“

SchweinfäbteI, Gradiiz und Königräs. In dem Gefecht bei SchweinfäbteI wurde er durch einen Granatsplitter leicht verwundet. Bald nach der Rückkehr starb der Vater. Mit Aufopferung war der Sohn fortan bemüht, das verschuldete Hauswesen wieder in die Höhe zu bringen und insbesondere der von schwerer Krankheit heimgefuhten Stiefmutter der Ernährer zu sein. Gleichzeitig aber benutzte er seine Stellung in einer Buchhandlung in Görliiz und die ihm zugängliche Gräfl. Lippesche Bibliothek, um durch fleißige Lektüre sich geistig emporzuarbeiten. In diese Zeit fallen seine ersten dichterischen Versuche, eine Gedichtsammlung aus den Jahren 1868—1870 (erschieden bei Neumeister in Görliiz). Nun rief das große Jahr 1870 ihn unter die Fahnen, und gleichzeitig erwachte stärker als zuvor in ihm der poetische Trieb. Hauptmann v. Richtigofen (4. Komp. 6. Gren.-Reg. Posen) gewann ihn wegen seiner dichterischen Ader besonders lieb. Als sein Regiment aus Posen ins Feld rückte, dichtete er auf dem Wege nach dem Kriegsschauplaz mehrere Soldatenlieder. Am 3. August 1870, nachts zwischen 11—1 Uhr, stand er vor dem Feinde auf Vorposten. Auf ein Geräusch in der Nähe deutend, rief ihm sein Kamerad Breiter die Worte zu: „Wer mag dort rumkriechen?“ Und: „Was kriecht dort 'rum? Napoleum!“ meinte Hoffmann, dem wohl in jenem Augenblick der bekannte Refrain aus dem Napoleonsliede 1813 durch den Kopf fuhr. Abgelöst dichtete er in einer Scheune vor Weisensburg, hinter Queichheim bei Landau, morgens das Lied fertig, das alsbald den Kameraden und durch diese den in der Heimat Zurückgebliebenen mitgeteilt wurde. Den Spiznamen Rutschke führte Hoffmann längst bei seiner Kompagnie; bald aber war sein Lied und der Name Rutschke — in Hoffmanns (uns vorliegendem) Reisespaß steht zu seiner Legitimation ausdrücklich vermerkt: „Fäselier August Rutschke als Dichter genannt“ — in aller Munde.

Über die Episode bei Queichheim mag eine Stelle aus dem Tagebuch Rutschkes hier Plaz finden: „Ich lag im ersten Hause, glaub' ich, rechts von der Straße von Landau aus, bei einem Bahnwärter in Quartier, links ist ein Wirtshaus: „Zum goldnen Stern“, dort trank ich gern ein Schöpplein Wein, dann auf 'nen Stein, vor der Bahnwart-Thür, holt' ich mein Büchlein flugs herfür und schrieb darein manch Liebelein, dann wie's so lag, an einem Tag, da hieß es hart: „Vorwärts! marsch, marsch!“ Mein Hauptmann sprach: „Nun giebt es Krach! Mein Sänger, sprich, was denkt er sich?“ Ich sprach: „Famos! daß es geht los. Mit Herz und Hand fürs Vaterland! Das Herz uns schwellt, was fällt, das fällt!“ Nach Ritterart strich er den Bart: „Ich lobe dich!“ das freute mich. — Nun ging es hin mit frohem Sinn, bis hoch am Ort wir hielten Wort. Doch wie es hieß, ist ungewiß. So



was vom Ofen oder Königshofen?? Da trat hervor der Herr Major, und flugs er sprach, der Chef sprach's nach: „Vorposten hie, vierte Kompagnie!“ Hinab ins Thal all an der Zahl. Auf dem Plateau verblieb das Groß. Ein Haus, eine Scheun', es war nicht zum Freun, da fanden wir das Nachtquartier. Stramm eingeteilt, fest eingeteilt, bei viel Humor, Ablösung vor!“ Was kann da sein? Wir traten ein. Es war 11 Uhr, vom Feind schon Spur — der Mond verblich, 's ward gruselig! Der Breiter spricht: „Freund hörst du nicht? Wie Stimmenbrumm! Was traucht dort 'rum? Ich horche auf und sage drauf: „Ma lass'n kumm' Napoleum!“ — So warb's gemacht in stiller Nacht, bei Lust und Leid in Wirklichkeit. Und bald erscheint, wie vor dem Feind in heil'gem Drang ich dorten sang dies Lied — „Gott walt's, gehört der Pfalz!“ Da speziell an jener Stell' im Glutenbrand es dort entstand“ — Von demselben Tag berichtet sein Tagebuch: Abend 6 bis 7 Uhr: Trübe schaut der Abendhimmel, nirgends blickt ein Stern daher, trübe schaut des Kriegers Auge in das große Wolkenmeer. Heil'ge Ruhe herrscht im Thale, zieht sich bis zur stolzen Höh' und versetzt den jungen Streiter in ein unbekanntes Weh. Krampfhaft zieht die Brust zusammen sich in wildem, jähem Schmerz, leise beb't und fängt zu zittern an sein deutsches Kriegerherz. Das Gewehr lehnt an der Seite, selber blickt er thränenvoll auf zum schwarzwülfkten Himmel, weiß nicht, ob er beten soll. Da mit einmal bricht die Thräne aus dem Auge still hervor und mit ihrem Niederfallen steigt ein heiß' Gebet empor. Was er betet? Wer wohl weiß es? Still steigt es empor zur Höh! Das Gebet, die heiße Thräne machen dem Krieger Schmerz und Weh. Fest nun greift er nach der Büchse, ruhig ist sein Herz, die Hand. Treue Wacht hält nun der Krieger für sein liebes Vaterland.“

Bedürfen diese Worte aus Rutschles Tagebuch von 1870, die humorvollen wie die rührenden, eines Kommentars, um zu überzeugen, daß Hoffmann ein natürliches poetisches Gemüt besitzt und so recht zum Soldatendichter geschaffen worden ist?

Und wie er gesungen, „mit ruhigem Herzen und mit fester Hand“ ging es nun in die Schlacht von Wörth, aus der er zwei leichte Verwundungen davon trug und für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhielt, während nach derselben seine wenigen Sparpfennige, fünfzig Thaler, ihm jedenfalls durch Diebstahl, verloren gingen. — Bei Sedan erhielt er für sein „loses Singen“ eine fränkische Maulschelle, d. h. er wurde durch drei Kugeln schwer verwundet, deren eine durch die rechte Wange drang und ihm den Oberkiefer nebst den Zähnen zerstörte. Trotz der schweren Verwundung verließ ihn nicht seine Sangeslust, in der Kirche von St. Menges bei Sedan entstand folgendes Gedicht: „Rutschles Trost im Leiden!“

„Bei Sedan war's, da ging Er pleite, Er, der Allzusehrgeheite, Er mit seiner Habichtsnase, Er mit seiner ganzen Blase, Er mit seinen Herrn Franzosen, Er mit seinen roten Hosen, Er und Sie und alle singen sich allda in deutschen Schlingen. Als wir ihn so um die Ecken trieben durch die Dornenheiden, Schießt mich so ein Ungeziefer noch durch Mund und Oberkiefer. Wohl hab' ich es dort verspüret, daß es rot mich angeschmieret, doch ich tröstet mich am Fleck: „Er hat seine Reile weg“. Und morgens drauf da sang ich schon: „Wo ist der Herr Napoleon?“ Die Antwort drauf — sie war nicht schwer: Er ging dahin und „singt“ nicht mehr.“ — Hierauf lag er im Reservelazarett von Wolmirstedt lange krank danieder zu einer Zeit, wo gerade das Pistorius'sche Lied Verbreitung fand und er, Hoffmann-Kutschke, nicht daran denken konnte, auch seinerseits Autorrechte geltend zu machen. Zwar wurde er geheilt entlassen, aber doch elend und gebrochen kehrte er, mit 5 Thaler Pension und Zivilverorgungsschein ausgerüstet, in seine Heimat nach See bei Niesky zurück. Es sorgte der Dresdner Zahnarzt Dr. Bloch kostenfrei für die künstliche Herstellung der fehlenden Zahnpartie, und auf dem Gute des Eisenbahnkönigs Stroußberg, in Moholz bei See, fand er, als der wiederangefangene Kolportagebuchhandel, weil nicht lohnend, wieder aufgegeben werden mußte, eine Stelle als Wirtschaftsschreiber; aber kurz, nachdem der rumänische Krach kam, infolgedessen Stroußberg verschwand, drängte sich an den in den Intriguen der Welt unerfahrenen und wohl auch zu vertrauensseligen jungen Mann Persönlichkeiten heran, die durch ihn ihre eigenen ehrgeizigen und phantastischen Pläne verwirklichen wollten. Als wandernder Rhapsode taucht er außer an anderen Orten auch in Dresden auf und deklamiert hier öffentlich im Herbst 1872, im Körnergarten, Waldschlößchen, Belvedere seine Soldatenlieder. Der schwindelhafteste Plan, dessen baldige und glänzende Verwirklichung man Kutschke einzureden suchte, und der ihm den Rest seines Ersparten raubte, war der einer damals in Dresden weilenden Persönlichkeit, nämlich das Projekt einer „Kutschkestiftung“. Dieselbe sollte aus zwei Abteilungen bestehen: I. Ansammlung eines Fonds, dessen Zinsen zur Unterstützung von Soldaten, die zugleich Dichter sind, verwendet werden. II. Errichtung eines Invalidenhauses zur Aufnahme und Verpflegung deutscher und hilfsbedürftiger, invalider Krieger. Um das nötige Kapital zu schaffen, sollte eine Subskription eröffnet werden auf drei eigene „Werke“ des Gründers (1. „Vergißmeinnicht“, und „Glaube, Liebe, Hoffnung“, 2. „Des Herzens Lieblingsbild“ und „O könnt' ich bei dir sein!“, Lieder für eine Singstimme, 3. „Klänge der Liebe“, 4. ein Band Gedichte) und auf ein von dem Gründer rebigiertes Werk: „Füßler August Kutschkes gesammelte Werke“. Die Sub-

skription wurde eröffnet und teilweise, noch gingen die Bogen patriotischer Begeisterung hoch genug, mit Erfolg; die Stiftung aber trat nicht ins Leben, die Werte Rutschkes trotz des gezahlten Vorschusses zu der Herstellung wurden nicht gedruckt. — Der Unternehmer verschwand, Rutschke aber blieb zurück, hier in Dresden, mit zerstörten Hoffnungen, ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit, und nicht nur der Mangel einer Existenz brachte ihn zur Verzweiflung, sondern auch das Bewußtsein, daß andere Personen leichtgläubig gewesen und, freilich nicht durch ihn, hintergangen worden waren. Hören wir ihn selbst, wie er sich in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen über seine damalige bedrängte Lage äußert: „Und eines Abends stand einsam, todesstraurig ein junger Mann am Elbufer und sann, wie wohl am schnellsten der Übergang nach jenen Gefilden, wo ewige Ruhe herrscht, zu bewerkstelligen sei. Doch mein guter Engel schützte mich auch dort, und meine innere Kraft riß mich empor. Ich blieb. Das Dresdner Journal (Dr. Hartmann), die Nachrichten, der Anzeiger, alle halfen, und ich lebte wieder! Ich kam nach Breslau und endlich dort zur Eisenbahn, von der ich sage:

„Und wen sein Schutzgeist auf ewig verließ,  
Kommt sicher zur Eisenbahn, das ist gewiß!“

So der humorvolle Dichter Rutschke im Jahre 1872; denn Gotthelf Hoffmann befindet sich jetzt glücklich in geachteter Stellung als Königl. Stationsassistent an der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn in Breslau; er ist längst aus seiner weltbürgerlichen Existenz herausgetreten in ein Arbeitsfeld, das den ganzen Mann erfordert, er hat aber auch gefunden, was ebenso wertvoll ist als ehrender Beruf und ihm, der nicht allzu zart vom Schicksal dereinst angefaßt wurde, besonders zu gönnen ist — ein glückliches Heim durch seine Familie! — So kränkend von gewisser Seite die Angriffe gegen seine Person waren, als der Streit um die Autorschaft des Rutschkeliedes entbrannte, ebenso erhebend waren für ihn die Auszeichnungen, die ihm für sein Lied geworden sind: Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck, die preussischen Minister des Krieges, der öffentlichen Arbeiten und geistlichen Angelegenheiten, viele hochgestellte Persönlichkeiten vom Zivil und Militär haben mit ihrer Anerkennung nicht zurückgehalten. Von besonderer Genugthuung mußte für ihn die von seinem Korpskommandanten Erzellenz von Kirchbach veranlaßte Untersuchung der Autorschaft des Liedes werden, bei welcher Gelegenheit ausdrücklich betont wurde, daß Hoffmann-Rutschke sich wie früher im Zivil, so später als Soldat recht gut geführt und patriotisch hervorgethan habe. Auch Oberst z. D. von Elpons in seinem kürzlich fertig gewordenen quellenmäßigen Werke: „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71, erwähnt

Seite 722 den vollstümlichen Mann als den echten Rutschke. Und daß ihm die poetische Aber nicht versiegt ist, beweisen mehrere vaterländische Gedichte, die zum Bundestage des Bundes der Ritter des Eisernen Kreuzes von ihm verfaßt wurden, und für deren Übersendung er durch ein Dankschreiben aus dem Zivilkabinett des Großherzogs von Baden, des Protectors des Bundes, ausgezeichnet wurde, davon werden auch Zeugnis ablegen die im Druck befindlichen Gedichte des Verfassers (Schles. Verlagsbuchhandlung, Schottländer), der wir als einer patriotischen Kundgebung aus der Zeit des Krieges die freundlichste Aufnahme wünschen.

Wer die reiche Kriegspoësie von 1870/71 kennt, der muß gestehen, daß in der That ein Volk von Dichtern hinausgezogen ist und den Erbfeind geschlagen hat. Wie viele von diesen frohen Sängern fanden draußen die letzte Ruh', wie viele aber auch, hoffnungsvolle Blüten, sind später in der Heimat durch ein rauhes Schicksal dahingerafft worden und sind — versunken und vergessen!

Unaufhaltsam spülen die Zeitwogen hinweg von dem, was einst, in den unvergeßlichen Tagen, das Herz des deutschen Volkes entflamnte, die Geister mächtig bewegte, und das kampfesfrohe deutsche Schwert zu herrlichen Thaten begeisterte. Aber damit das Echo von der ruhmvollen Vergangenheit der Väter nicht allzurash verhalle, sondern auch in die fernste Entelzeit hinübertöne, gilt es bei Zeiten zusammenzutragen, was das Andenken frisch zu erhalten vermag, und auch dem Kleinen, auf blutgebüngtem Boden aufgegangenen Samenlorn Luft und Sonnenschein zu gewähren. Möge der achtzigste Geburtstag Bismarcks alle Erinnerungen an den Krieg von 1870/71 wieder auffrischen! Möge der Geist jener Zeit in seiner ganzen Größe wiedererstehn zur Belebung vaterländischer Gesinnung und vor allem zur Förderung der Erkenntnis, die damals in unserem Volke so lebendig gewesen ist, daß die Geschicke der Völker in den Händen der Vorsehung ruhen, welche ihre Werkzeuge, das hervorragende wie das minder bedeutende, zu finden weiß, wenn sie einmal Abrechnung halten will mit denen, die sie verleugnen.

### Litteratur.

Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71. In Zeitungsberichten aus jenen Jahren. Allen Vaterlandsfreunden zur kommenden 25jährigen Jubelfeier der Erhebung und Wiedervereinigung Deutschlands gewidmet von Paul v. Elpons, Oberst z. D. zu Berlin, Ehrenmitglied des deutschen Kriegerbundes, Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse u. a. hoher Orden. 800 S. In 50 Lieferungen à 50 Pfg., in

10 Bänden à 1 M. In Prachtband M. 12.80. Mit einer Beigabe „Selbsterlebtes“ von verschiedenen Verfassern. Saarbrücken und St. Johann a. Saar, Verlag von H. Klingebiel.

Ein eigenartiges Werk, das jedenfalls in der längst zu einer großen Bibliothek angeschwollenen Litteratur des Krieges von 1870/71 einen hervorragenden Platz einnehmen wird, ist die vorliegende Jubiläumsgabe des Obersten z. D. von Elpöns. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die hochinteressante Entstehungsgeschichte des Krieges und den letzteren selbst bis zum Friedensschlusse nach den Stimmen der Tagespresse zu entwickeln und vorzuführen. Wenn wir auch nicht unbedingt der Ansicht jenes englischen Historikers beipflichten, daß die „einzig wahre Geschichte eines Landes in dessen Zeitungen zu finden sei“, schon deshalb nicht, weil das in den Staatsarchiven niedergelegte Material doch eine ungleich festere Grundlage für die Geschichtswissenschaft bietet, so liefern doch zweifellos Zeitungsberichte ein sehr treues Spiegelbild der Augenblicksstimmung in den beteiligten Kreisen, vorausgesetzt, daß dieselben von so geschickter Hand ausgewählt und geordnet sind wie in der Sammlung des Verfassers. Derselbe hat sich dieser sehr schwierigen Aufgabe mit hochanzuerkennender Objektivität unterzogen d. h. ohne Rücksicht auf den Parteistandpunkt der Zeitungen des In- und Auslandes, und auf diese Weise ein vorzügliches Quellenwerk für die politischen Strömungen jener Tage geschaffen. Da er aber nicht nur dem Forscher wichtige Belege unterbreiten, sondern in erster Linie das deutsche Volk seine Ehrentage in ihrer ganzen Bedeutung noch einmal erleben lassen wollte, so hat er sorgfältig alles vermieden, was an trodene Aufzählung und lose Aneinanderreihung erinnern könnte, vielmehr seine „Auschnitte“ so zusammengestellt, daß die Lektüre des Werkes von Anfang bis Ende jeden Vaterlandsfreund fesseln muß. Die Fülle von Belehrung, die sein Buch zu geben vermag, aber auch der Umstand, daß diese Sammlung an sich, da Exemplare der Zeitungen aus jener Zeit gar nicht mehr zu haben sind, einen wertvollen Besitz bildet, haben dem Unternehmen der Verlagsbuchhandlung<sup>1)</sup> bereits die günstigste Aufnahme bereitet. Wir empfehlen die Anschaffung dieser einzig dastehenden Chronik von 1870/71 bestens den Vorständen der Lehrer- und Schüler-Bibliotheken.

Dresden.

Hermann Unbescheid.

1) Eben dieselbe versendet gegenwärtig die I. Lieferung einer zweiten Jubiläumsgabe: Saarbrücker Kriegschronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870 von Gymnasialoberlehrer Kuppersberg, illustriert von Karl Köchling. Vollständig in 8 Lieferungen à 50 Pf.

Horst Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Zwölf Bände. Stuttgart 1892—1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis des Bandes M. 10.

„Der Plan,“ schrieb Fürst Bismarck an die Verlags-handlung, „meine Reden vollständig herauszugeben, erweckt mein dankbares Interesse. In der Sammlung werden manche nur durch die jedesmaligen Zeiteindrücke gerechtfertigten Tagesleistungen zur Erscheinung kommen, deren Bedeutung für geschichtliche Festlegung an sich nicht ausreicht. Dies ist menschlich natürlich, und der Gesamteindruck würde ein unrichtiger werden, wenn die Darstellung nur die erfolgreicherer Leistungen im Kampfe unzulänglicher Kräfte gegen divergierende und wechselnde Zeitströmungen wiedergäbe; nihil humani a me alienum puto. Aber ich kann es nur dankbar anerkennen, wenn das von meiner politischen Thätigkeit zu gebende Bild möglichst ähnlich wird und auch in seinen schwächeren Teilen ohne Nachhilfe bleibt.“ Die Ausgabe Kohls erfüllt nach jeder Richtung hin die Ansprüche, die an eine würdige Ausgabe der Reden Bismarcks zu stellen sind. Als Grundlage ist der Text verwendet, wie er in den amtlichen stenographischen Berichten vorliegt. Hörfehler der Stenographen und Lesefehler des Setzers sind im Texte berichtigt, doch ist bei allen solchen Änderungen der Wortlaut in Anmerkungen mit beigelegt. Neben sämtlichen Reden sind auch kürzere Bemerkungen zur Geschäftsordnung oder persönlicher Natur mit aufgenommen, da gerade in diesen sich oft „Goldkörner gutmütigen Humors und sarkastischen Witzes, beißender Ironie und rednerischer Schlagfertigkeit“ finden. Auch die Äußerungen Bismarcks in den Commissionsitzungen sind mit eingereiht. Der Gang der Debatten, in den Bismarcks Reden eingriffen, ist von Horst Kohl überall genau dargelegt. Einleitungen und Anmerkungen sind jeder Rede in reichlichem Maße beigegeben, so daß nichts unklar bleibt und die verschiedenen Reden und Äußerungen Bismarcks in die rechte Beleuchtung gerückt sind.

Wir haben Gelegenheit gehabt, die Reden Bismarcks nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin durchzuarbeiten, und haben daher die Kohlsche Bearbeitung nach jeder Seite hin genau kennen gelernt. Das Urteil, das wir auf Grund dieser jahrelangen Beschäftigung mit Bismarcks Reden abgeben, können wir kurz in die Worte fassen: Wir haben nun endlich in Horst Kohls vorliegender Arbeit eine des großen Gegenstandes in jeder Beziehung vollkommen würdige Ausgabe, so daß dadurch der deutschen Nationalehre, die sich unangenehm berührt fühlen mußte, daß bis auf Kohls Ausgabe die große französische Ausgabe der Reden Bismarcks alle deutschen weit übertraf, vollkommene Genugthuung und Befriedigung verschafft worden ist. Ausführliche Inhaltsangaben, sowie

genaue Personen- und Sachregister sind beigegeben. Auch die äußere Ausstattung ist eine durchaus würdige. So hat durch diese monumentale Ausgabe der geistige Nationalchatz unseres Volkes eine Bereicherung erfahren, deren segensreiche Wirkungen nicht ausbleiben werden. Wir können nur wünschen, daß das vorliegende Werk namentlich auch von Schulbibliotheken angeschafft werde. Der hohe Preis wird es manchem nicht möglich machen, das Werk zu kaufen, aber in keiner Schulbibliothek darf es fehlen; denn für den Lehrer des Deutschen wie für den Lehrer der Geschichte ist es unentbehrlich, für jeden Nationalgefühlten ein köstlicher Schatz. Und darum wünschen wir dem Werke die denkbar weiteste Verbreitung.

Dresden.

Otto Lyon.

Forst Kohl, Bismard-Jahrbuch. Erster Band. Berlin, D. Haring. 1894.  
516 S. Preis M. 10.

Das Bismard-Jahrbuch, das von Forst Kohl ins Leben gerufen worden ist, bringt in seinem ersten Bande zahlreiche Urkunden und Briefe (30 Nummern), Gedichte, eine Chronik vom 17. September 1893 bis 16. September 1894, die an Bismard gerichtete Depeschen, Adressen, Glückwunschschreiben, sowie zahlreiche Ansprachen und Schreiben Bismards aus diesem Zeitabschnitte enthält, sowie folgende Reden und Abhandlungen: 1. Rede des Herrn Prof. Dr. Bizmann (Wonn). 2. Rede des Herrn Prof. Dr. Kahl (Wonn). 3. Rede des Herrn Prof. Dr. Busch (Dresden). 4. Reden, gehalten bei Grundsteinlegung und Enthüllung des Bismardbrunnens in Jena. 5. Fürst von Bismard im Kulturkampfe I., von Dr. Graue in Chemnitz. 6. Herr von Bismard-Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung I., von Dr. Forst Kohl in Chemnitz. 7. Ein Bismard als Dichter, von Dr. Schüddefopf in Kofla. Den Schluß bildet ein Litteraturbericht. Wir begrüßen es mit Freuden, daß in dem vorliegenden Unternehmen ein Sammelpunkt für die Bismardforschung geschaffen ist; denn ein so umfassender und gewaltiger Geist wie Bismard wird erst durch eine sorgfame Forschung seinem ganzen Wesen nach in unser Volk hereingearbeitet werden, und so erst wird das gesamte deutsche Volk nach und nach zu der vollen Höhe und Größe des Bismard'schen Standpunktes emporgezogen werden, so erst wird es der Entwicklung deutschen Geistes und deutscher Art möglich sein, in Bismard's Wesen und Geist immer mehr hineinzuwachsen. Ehre und Dank gebührt daher den Männern, die wie Forst Kohl unermüdblich um die Bismardforschung sich verdient gemacht haben. Wir empfehlen das Unternehmen Kohls aufs wärmste und wünschen dem Bismard-Jahrbuche zahlreiche Mitarbeiter und Abonnenten.

Dresden.

Otto Lyon.

Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Zweite Auflage. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 358 S. Preis M. 9.

Neben den amtlichen Reden Bismarcks sind auch seine Ansprachen, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten gehalten hat, von hervorragendstem Interesse, viele davon, wie z. B. die letzten Reden in Jena, Riffingen, Friedrichsruh von hoher nationaler und politischer Bedeutung. Mit Sorgfalt ist von dem Herausgeber der authentische Text festgestellt worden; viele der Ansprachen waren überhaupt noch nicht gedruckt. Ganz besonders wichtig wird das Werk dadurch, daß es zum ersten Male die Reden und Erklärungen Bismarcks auf dem Berliner Kongreß von 1878 in deutscher Übersetzung bringt (S. 43—98). Mit Recht bemerkt der Herausgeber: „Die Ansprachen Bismarcks sind, gleich seinen Reichstags- und Landtagsreden, durchdrungen von der schärfsten Beobachtungsgabe; sie enthalten eine Fülle von Gedanken und Bildern und sind so formvollendet wie alles, was aus Bismarcks geistiger Werkstatt hervorgeht.“ Auch dieses Werk bietet daher den Lesern reiche Erquickung und hohen geistigen Genuß. Wer diese Ansprachen bisher nur aus verstümmelten Zeitungsberichten kennt, der möge nicht versäumen, sich das Werk Poschingers zu kaufen. Er wird es nur mit warmem Danke gegen den Herausgeber aus der Hand legen und mit der freudigen Erkenntnis, daß „Bismarck außer Dienst“ genau dieselbe gewaltige Persönlichkeit ist wie der Ministerpräsident und Kanzler in seiner amtlichen Thätigkeit.

Dresden.

Otto Lyon.

Martin Greif, Das erste Blatt zum Heldenkranz. Dramatische Scene als Festspiel zum achtzigjährigen Geburtstag des Fürsten Bismarck. Wittenberg, P. Wunschmann. 1895. 27 S.

Im Sommer 1842 zog Bismarck seinen Reitknecht Hilbrandt aus dem Wendelsee bei Lippehne in der Mark und rettete diesen unter eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens. Martin Greif hat dieses Ereignis in dem vorliegenden Festspiele in wirkungsvoller Weise dramatisiert. Die dramatische Scene ist in fünffüßigen Jamben gedichtet und schließt mit einer patriotischen Huldigung. Das Festspiel wird sich namentlich auch zu Schüleraufführungen in hervorragender Weise eignen.

Dresden.

Otto Lyon.

---

Für die Zeitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Guplowstraße 24 II.



## **Zur Methodik des beschreibenden Aufsatzes.**

Von **E. Heydenreich** in Schneeberg.

Für die richtige Beantwortung der Frage, wie in den unteren Klassen unserer höheren Schulen die Jüglinge zur Anfertigung von Beschreibungen anzuleiten seien, ist die Berücksichtigung derjenigen Arbeiten von Wichtigkeit, welche auf der Volksschule vor Eintritt in eine Gymnasial-Quinta oder Quarta gefertigt werden. Denn es gilt auf der höheren Schule an das auf der Volksschule Gelernte anzuknüpfen.

In den Mittelklassen der Volksschule, welche den Gymnasien ihre Schüler unmittelbar zuführen, werden die Beschreibungen an den Anschauungsunterricht, die Naturgeschichte und die Heimatskunde angeschlossen<sup>1)</sup>. Nun könnte man leicht glauben, daß die Volksschule die Form des Aufsatzes den Schülern auch in den Klassen, aus denen der Übergang aufs Gymnasium direkt stattfindet, vollständig gebe. Entstehen doch die ersten Aufsätze auf der Volksschule, indem der Lehrer eine Anzahl kleiner Sätze ausheben läßt, die in ihrer Zusammenstellung den kleinen Aufsatz bilden; und werden doch diese Sätze so lange wiederholt, bis sie Gemeingut der Klasse geworden sind.<sup>2)</sup> Speziell aber die Wiedergabe einer Beschreibung kommt nach Krause<sup>3)</sup> folgendermaßen zu stande: „1. Der Lehrer stellt über den zu beschreibenden Gegenstand so viele Fragen, daß die in vorschriftsmäßiger Weise gegebenen Antworten der Kinder den Aufsatz ausmachen. Diese Fragen werden als Disposition nach der ersten Beantwortung vom Lehrer an die Wandtafel geschrieben und nun noch einmal beantwortet. Das Stück wird darauf im Zusammenhange gesprochen und genügend oft wiederholt. 2. Dann wird die Schreibung etwa vorkommender schwieriger Wörter, und 3. Die Zeichensetzung festgestellt und nun die Beschreibung mit den Zeichen gesprochen.“ Erst dann habe das Aufschreiben der Arbeit zu beginnen. Allein ein derartig dem Gedächtnis eingepprägtes, bis zum Komma herab memoriertes Sprach-

1) Rodel, Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. November 1878. 6. Aufl. 1898, S. 60. Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1886, S. 25.

2) Rein, Fidel und Scheller, Theorie und Praxis des Volksschulunterrichtes. III. Das dritte Schuljahr, 2. Aufl. 1884, S. 151.

3) Krause, Der Sprachunterricht in der dreiklassigen Volksschule. S. 194.

stück verdient nicht den Namen eines Aufsatzes<sup>1)</sup>). Mit Recht beklagen es die Gutachten der Königl. Sächsischen Bezirksschulinspektoren, daß da und dort „selbst in höheren Klassen“ der Volksschulen die schriftlichen Arbeiten eines großen Teiles der Schüler beinahe Wort für Wort übereinstimmen, während doch der vom Königl. Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts mittelst Bekanntmachung vom 5. November 1878 veröffentlichte Lehrplan für den Unterricht in einfachen Volksschulen ausdrücklich vorschreibt, „daß die Schüler von Stufe zu Stufe an größere Selbständigkeit der Darstellung sich gewöhnen müssen“<sup>2)</sup>). Jene Art und Weise Krauses gehört zu den verfehlten Methoden, an denen früher der Volksschulunterricht krankte und von denen Schießs Worte<sup>3)</sup> gelten: „Das heißt denn doch die Jugend systematisch mundtot machen, ihren Sprachentwickelungstrieb dem System zu liebe auf die gewaltthätigste Weise zurückhalten und ein Geschlecht heranbilden, das stumm bleibt.“ Wie es besser zu machen sei, das hat unter Betonung der Anlehnung an gute Musterstücke und des Wertes wohl berechneter Fragestellung Schulrat Wangemann<sup>4)</sup> nachgewiesen. Es genüge auf diese Ausführungen zu verweisen. Daß auf einer gut eingerichteten Volksschule sehr wohl bereits im vierten Schuljahr die Jüngerlinge in den Stand gesetzt werden, eine Beschreibung z. B. eines Gartens zu liefern, davon habe ich mich an einem meiner eigenen Kinder überzeugt. Die Direktion der betreffenden Schule hatte dabei die Anordnung getroffen, daß zu gewissen Zeiten die Kinder zur Anfertigung des Aufsatzes fast nichts als die Überschrift erhalten. Der vorausgegangene Unterricht hat dann die notwendige Vorbereitung in stofflicher und sprachlicher Form gegeben. Für die Beurteilung der methodischen Behandlung von Beschreibungen an den höheren Schulen ist also festzuhalten, daß dieselben bereits vorher auf der Volksschule mit gutem Erfolg geübt werden.

Die Fähigkeit der Schüler, einen ihnen völlig bekannten Gegenstand beschreiben zu können, wird der deutsche Unterricht in den untersten Klassen zunächst durch wiederholte mündliche Übung erhalten. Die Sacherklärung der Lesebücher wird dazu vielfach Gelegenheit bieten. Da auch in den übrigen Unterrichtsfächern darauf zu achten ist, daß laut, deutlich, bestimmt und sprachrichtig in vollständigen Sätzen geantwortet werde, so wird auch insbesondere der naturbeschreibende Unterricht zur Erhaltung und Festigung der genannten Fertigkeit beitragen.

1) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen, herausgegeben von Herberger und Döring, 1888, S. 15.

2) Kodel, Lehrplan für die einfachen Volksschulen, S. 40.

3) Schießl, Die stilistische Entwicklungstheorie in der Volksschule 1889, S. 23.

4) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen S. 12 fig.

Wann schriftliche Beschreibungen auf den Gymnasien zu fertigen seien, darüber sind die Meinungen sehr geteilt. Buchheim<sup>1)</sup> meint, daß leichte Beschreibungen „schon in Quinta von Zeit zu Zeit eingestreut werden können“. Röhrig<sup>2)</sup> dagegen hält die einfachsten Aufgaben, Beschreibungen eines Baumes, eines Tieres, eines Fisches und dergl., erst für Quarta, kompliziertere Themata, wie die Beschreibung eines Festes, Dorfes, einer Stadt u. s. f. erst für Tertia geeignet; auch Laas<sup>3)</sup> weist die Beschreibungen erst der Tertia zu. Nach dem, was oben über den Volksschulunterricht bemerkt wurde, vermag ich diesen Anschauungen, soweit sie das Königreich Sachsen betreffen, nicht beizustimmen, bin vielmehr mit Buchheim gleicher Ansicht. Wo, wie in den mit polnischen Elementen durchsetzten Teilen Preußens, die Vorbedingungen für die Anfertigung deutscher Aufsätze weniger günstig wie im Königreich Sachsen liegen, wird man freilich die Beschreibungen später beginnen müssen. So empfahl die Direktorenversammlung Posen noch für Untertertia vorwiegend Aufsätze erzählenden Inhaltes; doch seien auf dieser Stufe Beschreibungen von Natur- und Kunstgegenständen nicht ausgeschlossen. Für die unteren Klassen der Provinz Posen würden danach beschreibende Aufsätze noch gar nicht in Frage kommen. Gesehlich vorgeschrieben sind Beschreibungen in Preußen erst für Untertertia<sup>4)</sup>, in Sachsen seit 1893 für Quarta<sup>5)</sup>, während die Bekanntmachung des Königl. Sächsischen Kultusministeriums vom 8. Juli 1882 „kleine“ Beschreibungen bereits für Quinta vorschrieb.

Der Grad der Schwierigkeit, welche dem Quintaner oder Quartaner auch eine „kleine“ Beschreibung bieten kann, ist je nach der Beschaffenheit des zu behandelnden Gegenstandes sehr verschieden. Ich halte es aber für irrig, wenn Buchheim<sup>6)</sup> empfiehlt, man müsse im Anfang, d. i. also nach seiner Meinung im zweiten Semester des Quintaturfus, „die Beschreibungen so leicht geben, daß die Schüler sich förmlich schämen müßten irgendwo Beistand zu suchen.“ Soll die höhere Schule der Volksschule in der Pflege des deutschen Aufsatzes gar so sehr nachstehen, daß wir mit Buchheim Schülern, die schon vor zwei Jahren haben einen Garten

1) Buchheim, Zum deutschen Unterricht, Programm Realgymnasium Zittau 1890, S. 18.

2) Röhrig, Beiträge zum deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten 1886, S. 10.

3) Laas, Der deutsche Unterricht, S. 195.

4) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen u. Berlin 1892, S. 16.

5) Bekanntmachung, die Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien betreffend, vom 28. Januar 1893 § 10.

6) Buchheim a. o. S. 18.

beschreiben können, jetzt aufgeben, so triviale, platte Gegenstände, wie „etwa ein Schreibzeug oder eine Schulbank“, zu behandeln? Sehrreich für die Beantwortung dieser Frage ist es zu vergleichen, was auf der entsprechenden Altersstufe in der Volksschule gefordert wird. Ein gewiß kompetenter Beurteiler, Schulrat Wangemann<sup>1)</sup> verlangt für das einer Gymnasialquinta dem Alter nach entsprechende sechste Schuljahr nicht nur eine „Belehrung über das Wesen der Beschreibungen“, sondern auch fleißige Übungen im Disponieren, im Auffinden neuer Gedankenfolgen, im Arbeiten nach Vorbildern, in freieren Nachbildungen, im verständnisvollen Verkürzen und Erweitern und bietet eine schöne Auswahl Geist und Gemüt bildender Stoffe für Beschreibungen.

Der Stoff muß aus dem Erfahrungskreis der Schüler genommen sein. Das ist aber nicht so zu verstehen, daß nur die aus dem Unterricht gewonnene Erfahrung zu berücksichtigen sei. Man hat das damit begründet, daß der Schüler noch keine Lebenserfahrung besitze.<sup>2)</sup> Allein die Summe dessen, was auf Geist und Gemüt des Kindes eingewirkt hat, sein Umgang mit Eltern und Geschwistern, seine Spiele mit den Freunden, vielleicht auch Reisen oder ungewöhnliche Ereignisse in seiner Umgebung, bilden doch eine „Lebenserfahrung“; und je mehr die Kinder geübt werden, das ihnen im Leben Begegnende zu reproduzieren, desto aufmerksamer werden sie, wie schon Schleiermacher erkannte, die sich ihnen darbietenden Gegenstände betrachten. Oder warum sollen z. B. die Schüler nicht dazu angeregt werden, bei der Beschreibung ihres Heimatortes auch von ihren Spielen zu reden, diesem Stoffe ihrer „Lebenserfahrung“, über den das Wort gilt, daß der Mensch nur da ganz Mensch ist, wo er spielt?<sup>3)</sup> Daher schießt auch Lehmann<sup>4)</sup> über das Ziel hinaus, wenn er behauptet: „Soweit man berechtigt ist, Erfahrungen und Erlebnisse gleichzusetzen, sieht man in der That am richtigsten gänzlich von Aufgaben ab, die aus dieser Quelle fließen.“ Viel richtiger urteilt Meier<sup>5)</sup>: „Nur Aufgaben, die im Zusammenhange stehen mit dem, was in der Schule getrieben wird, oder im gemeinsamen Leben so vorkommt, daß es die Jugend beschäftigt, dürfen gegeben werden.“ Be-

1) Wangemann, Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im fünften und sechsten Schuljahr, herausgegeben von Herberger und Döring, 1889, S. 7 ff.

2) So Bölder, Klassen-Arbeiten über durchgenommene Abschnitte aus der Naturkunde, Geographie, Geschichte, Religion, im Progr. des Realprogymn. zu Schnebeck a. E. 1892, S. 48.

3) Koch, Der erziehl. Wert der Jugendspiele, in: Über Jugend- und Volksspiele, Mitteilungen des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland, Jahrg. 1892, S. 5 ff.

4) Lehmann, Der deutsche Unterricht, S. 78.

5) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1886, S. 24.

sonders sind Gegenstände der Natur geeignet. Dabei kommt es weniger auf genaue naturgeschichtliche Kenntnisse an, mit denen Kinder gern prahlen, als auf sinnige Beobachtung.<sup>1)</sup> Der Lehrer wird Stoff zu einer darauf zielenden Anleitung z. B. in den Naturstudien von Rasius<sup>2)</sup> finden. Namentlich eignen sich Tiere; der Schüler wird gern das, was er vom Menschenleben in seine Innenwelt aufgenommen hat, auf die Tiere sinnig übertragen. Er mache, wenn er nicht in den Mauern einer Großstadt eingeschlossen ist, seine Studien in Gottes freier Natur. Der sprachliche Ausdruck für die Beschreibung dessen, was er gesehen und mit dem Lehrer besprochen hat, versagt ihm hierbei weniger, als bei Gegenständen der Kunst. Mit der Natur und den Naturerzeugnissen seiner Umgebung recht bekannt und vertraut zu werden, dieses Gefühl, das durch die genannten Stillübungen nur gesteigert wird, wirkt in hohem Maße stärkend auf seine gesamte geistige Entwicklung. Es befördert mit nichts das Pfahlbürgertum. Die Menschen recht fest machen in der Gegend ihrer Geburt und ihres sich entfaltenden Lebens heißt vielmehr die Wurzeln ihrer Kraft begießen und stärken. Denn diese liegen im Boden der Heimat.<sup>3)</sup>

Gattungsbeschreibungen empfehlen sich im allgemeinen weniger als Individualbeschreibungen. Bei jenen hat der Schüler nach feststehender Disposition die Reihe seiner Vorstellungen wachzurufen und das solcher Art in seine Erinnerung Getretene in sprachliche Form zu bringen. Mag nun der Lehrer eine kurze „Kompositionsregel“<sup>4)</sup> oder einen ausführlicheren „Allgemeinen Plan zur Beschreibung“ eines Tieres oder einer Pflanze oder eines anderen Gegenstandes<sup>5)</sup> zu Grunde legen, der Schüler hat viel zu wenig Einzelerfahrung, als daß er die verschiedenen Gestaltungen eines Gegenstandes übersehen und vor ganz falschen Verallgemeinerungen sich hüten könnte. Er wird auch der abstrakten Gattung von vorn herein weniger Interesse entgegen bringen als einem ihm vor Augen stehenden Einzelwesen und bei der Gattungsbeschreibung weniger Gelegenheit zu eigener sinniger Beobachtung haben. Die Gefahr liegt

1) Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums, 1891, S. 42.

2) Rasius, Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen und Tierwelt I<sup>o</sup> 1867. II 1868.

3) Fätting und Weber, Anschauungsunterricht und Heimatkunde für das erste bis vierte Schuljahr mehrklassiger Schulen 1889, S. 4.

4) Otto, Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln. 8. Aufl. 1890, S. 89.

5) Bölder im Programm des Realprogymnasiums zu Schönebeck a. E. 1892, S. 50 fig., und Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, Hannover 1890.

ganz nahe, daß Gattungsbeschreibungen feise, langweilige Arbeiten nach toter Schablone werden.<sup>1)</sup> Zu was für kläglichen Ergebnissen Gattungsbeschreibungen führen können, dafür diene folgende, von Grimmer 1881 in einem Buche über deutsche Aufsätze gegebene Beschreibung zum Beweise:

### Der Tisch.

1. Der Tisch ist ein Zimmergerät. 2. Er ist rund oder viereckig, groß oder klein. 3. Man verfertigt ihn aus Holz. 4. Er hat einen oder vier Füße, eine Tischplatte, eine Bange und eine Schublade. 5. Er steht auf dem Boden des Zimmers. 6. Man bedarf der Tische, um daran zu essen, zu arbeiten und Sachen darauf zu legen. 7. Der Tisch wird vom Schreiner gefertigt.

Nur im Vorbeigehen sei die unerträgliche Stilisierung erwähnt: Lauter kurze, eintönige lose Sätze, die gräßlicher Weise alle mit dem Subjekte anfangen: immer derselbe Rhythmus, die Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie in reichster Auswahl — ein Stil „der Steine erweichen, Menschen rasend machen kann“.<sup>2)</sup> Aber der Inhalt dieser Gattungsbeschreibung ist nicht besser. Grimmer sagt, der Tisch sei ein Zimmergerät; aber giebt es nicht auch Gartentische? Der Tisch ist nach ihm rund oder viereckig. Aber es giebt auch dreieckige und Tische mit einer erheblich größeren Zahl von Ecken, z. B. Spieltische. Man arbeitet den Tisch nicht nur aus Holz, sondern auch aus Stein und anderen Stoffen. Also war nicht „der“ Tisch, sondern „mein“ Tisch, oder der Tisch im Klassenzimmer oder irgend ein anderer bestimmter einzelner Tisch als Thema des Aufsatzes zu nehmen. Und auch dann hätten wir einen recht trivialen Gegenstand.

Freilich kann man nicht davon absehen, Gattungsbeschreibungen vorzuführen. Wie viele dergleichen muß nicht allein der Lehrer der „naturbeschreibenden“ Fächer bieten. Aber dieser überfieht alle Gestaltungsformen einer Gattung. Der Schüler, der dies nicht kann, mag sich schriftlich im Anfang nur an Individualbeschreibungen üben.

Wenn die erste Individualbeschreibung in der Klasse aufgegeben wird, muß der Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, daß er keine Gattungsbeschreibung zu liefern hat. Es muß ihm an der Hand einiger kurzer Beispiele begreiflich gemacht werden, daß es sich um Eigenschaften eines bestimmten Gegenstandes — meines Wohnhauses, unseres Hofhundes, des Kirschbaumes im Garten meines Vaters, des Gletsberges

1) Damit soll nicht geleugnet werden, daß man über einzelne Gattungen von Einzelwesen, z. B. den Specht, bereits auf der Unterstufe sehr wohl schilbernde Betrachtungen schreiben lassen kann.

2) Schiefl, Stilistische Entwicklungstheorie S. 19.

bei Schneeberg u. s. f. — handelt, daß die Arbeit von der Angabe der Gattungsmerkmale ganz abzusehen und sich nur um die spezifischen Eigenschaften und charakteristischen Merkmale des in Rede stehenden Gegenstandes zu kümmern hat. Wenn diese Unterweisung unterbleibt, kann es sich z. B. ereignen, daß ein Schüler von seinem Hunde mitteilt, daß er vier Beine und einen Schwanz habe.<sup>1)</sup>

Bei der Wahl des Themas empfiehlt es sich ferner für den Anfang einen solchen Stoff zur Bearbeitung aufzugeben, der eine Anlehnung an das Lesebuch gestattet. Wenn der Schüler ein Gewitter schildern soll, das er mit seinem Lehrer erlebt hat, so wird er gern wenigstens eine, womöglich aber mehrere Darstellungen über andere Gewitter in seinem Buche finden. Wenn er einen Sonnenaufgang beschreiben soll, so wird er wesentlich gefördert, wenn er auf geschmackvolle Weise einen Sonnenuntergang beschrieben sieht. Wird ihm aufgegeben, die Weise der Schwalbe zu belauschen und darüber zu berichten, so wird es ihm nützlich sein, wenn das Lesebuch von dem Leben der Spazzen und Bienen erzählt. Besser wird er die deutsche Eiche beschreiben, wenn er einen Aufsatz über die Linde im Lesebuch gefunden hat.<sup>2)</sup> Überall wo die beschreibenden Aufsätze an andere sinnliche Stoffe angeschlossen werden, die ebenfalls Gegenstände der Erfahrung für die Schüler sind (Schulzimmer, Schulgebäude u.), muß durch das Lesebuch der Weg gebahnt sein, den die Darstellung des Schülers zu nehmen hat.<sup>3)</sup> Da es sich für den Anfang besonders empfiehlt, die Arbeiten nicht zu lang schreiben zu lassen<sup>4)</sup>, so ergibt sich daraus die Forderung, daß die Beschreibungen im Lesebuch teilweise auch kurz seien. Daß aber leider unsere Lesebücher es vielfach an guten Musterstücken für die Schüleraufsätze fehlen lassen, ist eine häufig wiederkehrende und berechtigte Klage<sup>5)</sup>. Dies gilt auch von dem in vieler Beziehung vortrefflichen Döbelner Lesebuch des Teubnerschen Verlages: Die Beschreibungen sind zu lang und zum Teil (z. B. „Das Hirtenleben in der Sierra Nevada“; warum nicht lieber „Das Bergmannsleben im sächsischen Erzgebirge“?) aus zu entlegenen Gebieten genommen; es bleibt daher, abgesehen von der Benutzung des Lesebuches für Sexta, in Quinta

1) Otto, Anleitung S. 90; Lehr, Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesebücher, 9. Aufl. 1891, S. 418.

2) Laas, a. o. S. 396 flg.

3) Schiller, Handbuch der prakt. Pädag. S. 364.

4) Dem Umfang nach sehr zu rühmen ist die hübsche Quintanearbeit „Unser Schulzimmer“ bei Luchhändler, Zur Werdung und Pflege der Selbstthätigkeit im erziehenden Unterricht. Progr. Gymn. Buchsweiler 1888, S. 32.

5) Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen I, Vorrede S. IV und Jonas in Methwisch' Jahresber. über d. höhere Schulwesen, VII. Band 1892, V 44.

nur übrig, die Abschnitte zu kürzen und z. B. aus dem Lesebuche „Die Wartburg“ (II<sup>2</sup> Nr. 76, S. 205—209) nur den Palas (S. 207, 208) als Muster der Beschreibung eines Hauses herauszugreifen. Hier können die Schülerbibliotheken ergänzend eintreten. Für diese verdienen Krumbachs Deutsche Aufsätze<sup>1)</sup> warm empfohlen zu werden. Durch die hier gegebenen Beschreibungen wird die Benutzung des Lesebuches für den Aufsatzunterricht in der Art, wie es Kellner, Herzog-Keller, Fiede, Lüben, Diefnerweg und jetzt in vortrefflicher Weise Lyon<sup>2)</sup> gezeigt haben, nicht im geringsten beschränkt, wohl aber eine einfache, dem kindlichen Vermögen angepasste Sprache dargeboten.

Die Erläuterung der Musterbeschreibung des Lesebuches, an welche die Schüler bei der Ausarbeitung des Aufsatzes sich anzulehnen haben, berücksichtige sorgfältig alle die Punkte, welche für die beabsichtigte Aufgabe speziell in Frage kommen. Wenn „Meine Besteigung des Gleysberges bei Schneeberg“ (diese individuelle Fassung ist besser als „Der Gleysberg bei Schneeberg“) das Thema ist, so würde, da eine entsprechende Beschreibung mit halberzählender Einleitung im Döbener Lesebuch<sup>3)</sup> leider fehlt, in Quinta Nr. 82 „Der Ätua“<sup>4)</sup> als Muster des Schüleraufsatzes durchzunehmen sein; auch dieses Stück leidet freilich an der schon getadelten übergroßen Länge, so daß es sich empfiehlt, auf die beiden letzten Abschnitte, welche keine Beschreibung, sondern Erzählungen über frühere Ausbrüche enthalten, nicht näher einzugehen.

Nachdem das Stück gelesen ist und die das Verständnis hindernden Schwierigkeiten sachlicher und sprachlicher Art durch die Erklärung des Lehrers fortgeräumt sind, werden die Schüler angeleitet, die Disposition des Musterstückes selbst zu finden. Das Musterstück sei im Anfang so gewählt, daß der zu beschreibende Gegenstand, also z. B. der Gleysberg,

1) Krumbach, Deutsche Aufsätze. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen. Leipzig, Teubner 1890.

2) Vgl. besonders Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Leipzig, Teubner.

3) Es sei dem Verfasser vergönnt, die folgenden Ausführungen an einer aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Schneeberger Gymnasiums genommenen Lokalität zu exemplifizieren und dabei auf das an diesem eingeführte Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten (herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königl. Realgymnasium zu Döbeln) bezug zu nehmen.

4) Leider fehlt eine Beschreibung eines dem Gleysberg ähnlichen Berges im Döbener Lesebuch. Es tritt auch hier zu tage, daß dieses meines Erachtens zu wenig heimatische Stoffe enthält. Eine Beschreibung z. B. des Brodens oder eines anderen deutschen Berges wäre für Quinta sehr erwünscht.



genau nach derselben Disposition gearbeitet werden kann. Der Schüler findet auf solche Weise seinen Bauplan. Soll etwa der Lehrer ihm denselben einfach geben? Dann würde der Schüler ein Handarbeiter, ein Baumeister würde er nicht. Oder soll er ihn ganz selbständig ohne Beihilfe aufstellen? Dann verlangen wir von dem Lehrling die Meisterschaft, und das wäre unbillig. Nein, keines von beiden. Sondern wie der werdende Baumeister auf das Studium von klassischen Bauten, von Musteranlagen hingewiesen wird, so wird den Schülern ein Musteraufsatz vorgelegt und dessen Gedankenfolge mittelst der Frage klar gestellt.<sup>1)</sup>

So sehr es richtig ist, daß die Partition, im Gegensatz zur Division, überall da zur Anwendung kommt, wo es sich um die Beschreibung oder Schilderung eines einzelnen Gegenstandes handelt, so sehr würde man doch irren, wenn man, wie dies Wyß thut<sup>2)</sup>, sich damit begnügen wollte, „erst das Ganze in seine Teile zu zerlegen und einen Teil um den andern zu beschreiben“. Es würde dann das Wort Goethes zutreffen:

Wer was Lebend'ges will erkennen und beschreiben,  
Sucht erst den Geist herauszutreiben;  
Dann hat er die Teile in seiner Hand,  
Fehlt leider nur das geistige Band.

Es muß auch der Gegenstand als Ganzes gekennzeichnet werden und zwar im allgemeinen wohl am besten gleich zu Anfang der Arbeit, ein Berg, z. B. nach seiner Gestalt, Lage, Höhe, dem Nutzen, den er z. B. als berühmter Aussichtspunkt oder als meteorologische Station den Menschen gewährt, erst dann kommen die Teile („Regionen“ im Döbelineer Lesebuche) des Berges zur Behandlung. Wenn Götzinger<sup>3)</sup> rät, das Bild teilweise entstehen zu lassen und erst dann das Ganze zu betrachten, so scheint mir das im allgemeinen weniger empfehlenswert zu sein. Ich glaube, das Interesse dessen, der sich durch eine Beschreibung belehren lassen will, ist zunächst auf das Ganze des betreffenden Gegenstandes gerichtet; hierüber ist daher im allgemeinen zuerst zu handeln und erst später von den einzelnen Teilen. Auch der Maler entwirft bei einem Gemälde erst den allgemeinen Umriss des Ganzen, ehe er nach und nach die einzelnen Teile gestaltet. Freilich wird es dabei auf das Thema ankommen. Wenn sich dies für genetische Behandlung vorzüglich eignet, so mag auch die von Götzinger empfohlene Weise sehr gute Ergebnisse erzielen.

Schließlich sei die Bemerkung gestattet, daß die Gliederung, die zu finden die Schüler in den unteren Klassen angeleitet werden müssen, so

1) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen S. 12 ffg.

2) Wyß, Leitfaden der Stilistik, 5. Aufl., 1888 S. 44.

3) Götzinger, Stiltschule I 78.

einfach als möglich sein soll. Ein „absonderliches Geschick dazu, die Kompositionsnähte so zu verstreichen, daß das Zusammengestückelte aus einem Gusse zu sein scheint“<sup>1)</sup>, geht naturgemäß den Quintanern oder Quartanern völlig ab, und es würde jede künstliche Verwickelung der Gliederung zu einem „kapperigen“ Aufsatz Veranlassung geben.

Nach Erledigung der Disposition werden zunächst eine Anzahl Phrasen des Musterstückes zusammengestellt, „um für die Bezeichnung der Gegenstände, Merkmale, Eigenschaften, Thätigkeiten u. die Ausdrücke zu gewinnen, welche die entsprechenden und edelsten sind.“<sup>2)</sup> Sodann giebt das Musterstück noch zu anderen grammatischen und stilistischen Bemerkungen Anlaß, die dazu bestimmt sind, gewisse Fehler, die erfahrungsgemäß sich leicht einstellen, im voraus möglichst zu verhüten. Insbesondere ist der Gebrauch des Präsens und Perfektum der Beschreibung noch vorhandener Gegenstände im Gegensatz zum Imperfektum und Plusquamperfektum der vom Schüler bisher geübten Erzählung früher verlaufener Ereignisse zu erörtern. Es wird angemessen sein klar zu stellen, daß ein Wechsel der Tempora eintritt, wenn eine Erzählung an eine Beschreibung angehängt oder in eine solche eingeschoben, oder ihr vorangeschickt wird. Notwendig ist diese Unterweisung, wenn die Beschreibung in die Form der Beschäftigung (Besteigung des Berges) eingekleidet ist. Es wird den Schüler fördern, wenn ihm der Lehrer z. B. den Gipfel des Giesberges vorbeschreibt und dabei eine kurze Erzählung über den Abbruch des Turmes und der Restaurationsgebäude einschaltet. Ferner wird die sprachliche Erörterung darauf abzielen, daß die sehr leicht sich einstellende Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie von den Schülern thunlichst vermieden werde. So ist der Ersatz der Hauptwörter durch Pronomina, der Wechsel synonymen Ausdrücke, Abwechslung auch in der Wortstellung und im Satzbau einzuschärfen. Ist das Lesestück, wie es sein soll, nach allen diesen Seiten hin musterhaft, so wird der Schüler leicht selbst das Wesentliche finden. Natürlich muß sich der Lehrer auch auf diese Übung vorher genau vorbereiten, um mit sicherer Hand ein fröhliches Finden zu leiten. Variationen wie „Nach allen Seiten hin bemerkt man“, „Überall sehen wir“, „Man merkt schon“ (Döbblers Lesebuch a. o. S. 222, 223) wird er nicht ungenützt lassen. Selbstverständlich wird man nach Bedürfnis zu den im Musterstück verwandten synonymen Wendungen noch weitere hinzufügen. Ferner müssen die Schüler zur Vermeidung der Satzmonotonie dazu ermuntert werden, daß

1) Vergl. die Ausführungen des Herrn Geheimen Schultates Dr. Vogel, *Jtsch. f. d. deutschen Unterricht*, 6. Jahrg., 6. Heft S. 308.

2) Wangemann, *Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im fünften und sechsten Schuljahr*, herausgegeben von Herberger und Döring, Dresden 1889, S. 6.

sie, ihrem Alter entsprechend, kurze Nebensätze in abwechselnder Weise mit verwenden und nicht nur kurze, einförmige Hauptsätze aneinanderreihen. Was den Umfang der Sätze betrifft, so scheint mir der Grundsatz richtig, was der Schüler korrekt sprechen könne, das werde er auch schriftlich richtig darzustellen im Stande sein.<sup>1)</sup> Da sich Monotonien dem Ohr ziemlich kräftig aufdrängen, so ist hier ein besonders günstiger Anlaß den Schülern zu raten, daß sie sich ihr Konzept daheim, ehe sie es einschreiben, laut vorlesen; sie merken dann leichter, wo es „schlecht klingt“.

Man erörtere ferner die Verbindungen der Sätze und Abschnitte und lasse auch hier zunächst die Schüler die im Lesestück benutzten Wendungen zusammenstellen und ähnliche, wie z. B. statt „hier“: „an diesem Orte“ finden. Bei der syntaktischen Anreihung mache man auf die Wortstellung aufmerksam, damit zu betonende Wörter nicht nachgeschleppt werden. Diese Erörterung über die Verbindungen scheint mir von nicht geringer Wichtigkeit zu sein. Denn viele Schüler haben einen so sterilen Satzbau, daß sie etwa mit dem Relativpronomen, mit „denn“, „da“, „nicht nur — sondern auch“ ihren ganzen Verknüpfungsapparat erschöpft haben. Auch hier gilt es, den Schülern das alte wahre „*variatio delectat*“ klarzustellen und durch Übung den Kreis ihrer stilistischen Kenntnisse zu erweitern. Mit Recht weist Gelbe<sup>2)</sup> auf die Erörterung der Übergangs- und Anknüpfungssphrasen hin. Nur muß es nicht gerade, wie Gelbe will, der Anfang des Schuljahres sein, an dem sie stattfindet. Eine Gelegenheit hierzu, die niemals versäumt werden sollte, ist der Übergang vom erzählenden zum beschreibenden Aufsatz.

Diese nach heuristischer Methode zu vollziehende Anknüpfung all der genannten Stileigentümlichkeiten an ein gutes Musterstück des Lesebuchs wird allerdings einige Zeit in Anspruch nehmen. Das Interesse der Schüler wird aber dabei nicht erlahmen, wenn sie wissen, daß es gilt, die neue Erkenntnis bei der nächsten deutschen Arbeit zu verwerten. Im Gegenteil habe ich ein recht fröhliches Suchen und ein recht glückliches Finden dabei beobachtet. Dem Hauptzweck des Lesebuches, wie ihn Herr Geheimer Schulrat Dr. Vogel<sup>3)</sup> charakterisiert hat, sittlich-ästhetischen Zwecken zu dienen, stehen diese Übungen nicht im Wege. Der eben zitierte Aufsatz „Was soll und kann im deutschen Unterricht der Unter- und Mittelklassen das Lesebuch leisten?“ des gegenwärtigen Leiters der sächsischen Gymnasien stellt dem Lehrbuchmonismus einen Dualismus

1) Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen I 1886, Vorrede S. IX.

2) Gelbe, Die Stilarbeiten 1891, S. 3.

3) Th. Vogel, im Neuen Jahrbuch für Philologie und Pädagogik. II. Abteilung 1898, S. 1 fig. Vergl. auch Lyon, Über die Stellung des Lesebuches im deutschen Unterrichte, Ztschr. f. d. deutschen Unterricht VII, 1898, S. 181 fig.

entgegen, der da heißt: Lektüre und Übungen. Bei solchem Dualismus der planmäßig den Schülern gebotenen Lektüre mustergiltiger Beschreibungen und mannigfacher, auch unabhängig vom Lesebuch vorgenommener stilistischer Übungen wird selbst schwächeren Schülern die Anfertigung von Beschreibungen passender, in ihrem Interessentkreise liegender Gegenstände eine angenehme und durch erfreuliche Leistungen lohnende Arbeit werden.

Um das sachliche Interesse zu steigern und möglichst viele sprachliche Variationen vorzuführen, empfiehlt es sich, wenn zwischen dem Musterstück des Lesebuches und der eigentlichen mündlichen Erörterung des Themas der Lehrer noch einige wenige Beschreibungen ganz ähnlicher Gegenstände einlegt. Hier hat das Wort Hilbebrands Geltung: „Reden und immer wieder reden lassen von Dingen, die das Kind versteht, das ist der rechte Durchgang zum Schreiben“. Bei dem wiederholt angezogenen Beispiel habe ich z. B. aus eigener lebendiger Anschauung zwei Beschreibungen: „Meine Besteigung des Hohenstaufen bei Reichenhall“ und „Meine Besteigung des Malberges bei Ems“ eingelegt. Die erstere ist indessen nur bis zur Badinger-Alpe zu geben, weil die dortige Wirtschaft noch im Waldbrevier liegt, der gesamte Gipfel des Gleeßberges aber bewaldet ist. Die Besteigung der kahlen Spitze ist nur kurz abzumachen. Die Beschreibung hat bei beiden Bergen da zu verweilen, wo die gleichen Verhältnisse am Gleeßberg wiederkehren: bei der Eisenbahn, den Felbern, Wiesen und Gebäuden am Fuße, den mannigfachen Bindungen der Promenadenwege, die bergan führen, den Gewächsen am Boden und den Bäumen, den wechselnden Fernsichten u. Der Malberg bietet noch durch seine Drahtseilbahn einen guten Vergleich mit der Bahn, welcher die Steinbrücke des Gleeßberges mit der Linie Schneeberg-Schlema verbindet.<sup>1)</sup> Je ähnlicher dem von den Schülern zu behandelnden Gegenstande die Dinge sind, welche in solchen Einlagen vom Lehrer vorgeführt werden, um so größer wird der Eindruck auf die Schüler sein und um so mehr mag auch hier das Wort Lessings gelten:

Laß etwas nur auf dich den rechten Eindruck machen,  
So wirst du schon den rechten Ausdruck finden.

Nun gilt es für den Lehrer, den Gegenstand, über den die Schüler schriftlich sich verbreiten sollen, eingehender zu behandeln.

1) Das geographische Material über die drei im Text erwähnten Berge ist zu finden an folgenden Stellen: Bad Ems, Winkle und Wegweiser für Kurgäste und Fremde, Ems, Verlag von Sommer 1888, S. 43 fig. — Bad Reichenhall und Umgebung. Städtebilder und Landschaften aus aller Welt Nr. 108 herausgegeben von Brausewetter. Jülich, Laurencic, S. 20, 39 fig. — Führer durch Schneeberg und Umgebung (Woerls Reisehandbücher). 1891, S. 5, 18.

Können diesen die Schüler bei Anfertigung der Ausarbeitung nicht sehen, ist er aber wie etwa ein Berg oder sonst ein Punkt aus der nächsten Nähe zu erreichen, so müssen die Schüler zunächst sämtlich hingehen und ihn noch einmal recht genau ins Auge fassen. Nun weiß jeder Lehrer, daß die Kinder fast ausnahmslos bei solchen Ausflügen auf Nebendinge oder Fremdartiges ihre Blicke lenken, wenn sie nicht durch die Beschränkung des Gebotenen förmlich gezwungen werden den gerade vorliegenden Lehrgegenstand wahrzunehmen<sup>1</sup>). Es ist schon aus diesem Grunde wünschenswert, daß der Lehrer, der den Aufsatz aufgibt, selber mitgeht, d. i. einen sogenannten Klassenspaziergang macht. Hier hat er eine vortreffliche Gelegenheit, wie sich sonst eine bessere nicht bietet, die Schüler vor allen sehen zu lehren, auf Dinge genau zu achten, über die das Auge vieler flüchtig hinschweift, ohne sie genau zu erfassen.<sup>2</sup>) „Daß er geistig zugreifen lerne, dazu ist der werdende Mensch in der Schule“, sagt Hilbrand<sup>3</sup>). Um aber geistig zugreifen zu können, muß der Schüler vor allem selbst beobachten lernen. Wie der Lehrer bei solchem Ausflug den ihm anvertrauten Schülern auch gemüthlich nahe tritt, wissen alle, die an der Erziehung unserer Jugend arbeiten, aus Erfahrung. Da kann man, auch ohne Naturgelehrter zu sein, doch die leichten Fluges dahinschwebenden Schmetterlinge, die flüchtigen Vögel, die Käfer im Grase, die Blumen am Bach, das Wild den Kindern wert machen, diese zu liebevoller, sinniger Beobachtung anhalten.<sup>4</sup>) Die Früchte solcher Bemühungen werden auch dem Aufsatzunterricht zu gute kommen. Freilich muß der Ausflug vom Lehrer nach der Ortlichkeit und den zu erwartenden Funden sorgfältig vorbereitet sein; ein auß Geradewohl unternommener Ausflug zersplittert sich in einer Menge von Fragen, deren viele unbeantwortet bleiben müssen. Da es bei dem Ausflug allerhand botanische und zoologische Bemerkungen zu machen giebt, so muß der Lehrer die Behandlungsweise kennen, die sein naturwissenschaftlicher Kollege den Schülern, die den Aufsatz schreiben sollen, angebeihen läßt; die Anleitung zu Beschreibungen wird nur gewinnen, wenn der Lehrer des Deutschen es sich nicht verbrießen läßt, die Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichtes durch Hospitieren

1) Kömpler, Form des Unterrichtes, Plauen 1891, S. 30.

2) „Auch das Sehen will gelernt sein, aber darauf wird von manchen Seiten viel zu wenig Gewicht gelegt.“ Röhrig, Beiträge zum deutschen Unterricht 1886, S. 10.

3) Hilbrand, Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule, 4. Aufl. 1890, S. 28.

4) Märkel, Die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Unterricht und Erziehung, 1878, S. 24.

bei seinem naturwissenschaftlichen Kollegen kennen zu lernen. Freilich draußen im Freien, etwa auf einem herrlichen Aussichtspunkt, deren der Giesberg viele bietet, wo die Säger des Waldes ihren Wettgesang halten, wo allerhand Beeren und Blumen unter dem Gebüsch hervorlugen, wird auch die gründlichste Besprechung und das hervorragendste Lehrgeschied nicht ausreichen die Schüler soweit zu fördern, daß sie nun im stande wären, den Aufsatz auszuarbeiten. Aus der zerstreuten Außenwelt muß die junge Schar erst wieder zurück in die stillen Schulräume und den Stoff nochmals in ruhiger Sammlung des Geistes an sich vorüberziehen lassen. Dies leitet der Lehrer durch Fragen, die alle wesentlichen Einzelheiten aus den Schülern herauslocken. Dabei wird die Disposition innegehalten, welche diese früher sich aus ihrem Lesebuch erarbeitet hatten.

Nun trägt der Lehrer seine Musterlösung der gestellten Aufgabe vor, am besten eine ausführlichere für die Begabten und eine kürzere im Interesse der Schwächeren. Das Vorbild muß nach Inhalt und Form dem geistigen Vermögen der Klasse angepaßt sein und sich vor „den bunten Flecken und dem Flitterstaat rhetorischer Paradeaufsätze“<sup>1)</sup> sorgfältig hüten, damit der Schüler nicht verleitet wird, an Stelle der seinem Denken und Sprechen natürlichen Schlichtheit ein hochtönendes Original nachzuplappern. Die einfache, sprachleusche Arbeit des Lehrers ist die beste Anweisung. An dieser bildet sich der Schüler, wie der werdende Künstler an seinem Meister.<sup>2)</sup>

Auch bei der nun folgenden Nachbeschreibung hat der Lehrer soviel als möglich auf Selbständigkeit des Ausdruckes hinzuwirken. Es gilt auch hier der Satz, daß es falsch ist, wenn der Lehrer statt Aufsatzaufgaben bloße Gedächtnisübungen giebt. Nicht als ob das Gedächtnis nicht eine erwünschte Hilfe bei der Anfertigung des Aufsatzes sei. Es ist aber dabei zu vermeiden, daß dasselbe hierbei zu sehr die treibende Kraft bleibt und damit die ganze Arbeit eine zu mechanische wird. Es ist daher auf Abwechslung im Ausdruck zu halten, synonyme Wendungen sind zu erklären und zu üben, und mündlich etwa in der Weise zu verfahren wie es Schiller<sup>3)</sup> für die ersten Versuche der Erzählung schriftlich empfiehlt.

Wenn nun der Unterricht, wie er soll, planmäßig darauf ausgeht, die Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie nachdrücklich zu bekämpfen,

1) Steinel, Reform des deutschen Aufsatzunterrichtes 1898, S. 8.

2) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1886, S. 30.

3) Schiller, Handb. der prakt. Pädagogik für höhere Lehranstalten, 2. Aufl. 1890, S. 362 fig.; 3. Aufl. 1894, S. 381 fig. Ein ähnliches Verfahren führt Kleinschmidt für die Volksschule in drei starken Bänden deutscher Stilübungen (1886) durch.

so folgt, daß diesbezügliche grobe, namentlich fortgesetzte Verstöße auch schon auf der Unterstufe bei der Korrektur als fehlerhaft zu bezeichnen und bei der Censur zu berücksichtigen sind. Handelt es sich hier doch nicht, um mit Herbart zu reden, um Sommersprossen, gegen die ein Ägmittel nicht zu gebrauchen ist, damit das Übel nicht noch schlimmer werde<sup>1)</sup>, sondern um ein Grundübel des noch unentwickelten Stiles, das nur durch fortgesetzte Bekämpfung beseitigt werden kann. Deshalb ist auch die von der Direktorenversammlung in Posen angenommene These, daß in V und IV vom Lehrer nur Verstöße gegen Rechtschreibung, Interpunktion und Grammatik als Fehler zu bezeichnen seien, nicht zu billigen.<sup>2)</sup>

Daß die mündlichen Vorbereitungen zu den ersten Versuchen im beschreibenden Aufsatz viel Zeit beanspruchen, läßt sich nicht in Abrede stellen. Das ist aber auch durchaus kein Schade. Es sei hier daran erinnert, daß nicht den schriftlichen, sondern den mündlichen Sprachübungen die meiste Zeit und Kraft gewidmet werden muß, und zwar auf allen Stufen.<sup>3)</sup> Durch das Vermeiden von Fehlern wird sicher mehr erreicht, als durch nachträgliches Verbessern. Die Korrektur des Lehrers haftet im Gedächtnis des Schülers weniger als das, was dieser vorher oft mit erheblichem Aufwand an Kraft und Zeit geschrieben hat, zumal auch die Verbesserungen von den Schülern gewöhnlich nur flüchtig durchgelesen und schlecht gemerkt werden.<sup>4)</sup>

Mag aber auch die Anleitung des Lehrers noch so sorgfältig und zweckentsprechend sein und das Lesebuch noch so treffliche Muster enthalten, der Schüler, insbesondere der unbeholfene, schwache, wird bei der schriftlichen Ausarbeitung noch immer auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen. Wie oft versagt der Feder, was dem Munde in lebendiger Wechselrede gelang! Dabei ist auch zu beachten, daß die Zahl derjenigen Schüler, die eine wohlgeordnete städtische Bürgerschule zu besuchen nicht in der Lage gewesen, sondern verhältnismäßig schlecht vorbereitet sind, infolge unabwendbarer Verhältnisse groß sein kann. Diese Zöglinge werden trotz aller vom Lehrer aufgewandten Mühe besonders häufig nicht wissen, „wie es weiter geht“. Dazu kommen die Schwierigkeiten,

1) Herbart, *Sämtliche Werke*, herausgegeben von Hartenstein IX, 493.

2) *Verhandlungen der 8. Direktorenversammlung in der Provinz Posen (Verhandlungen der Direktorenversammlungen in Preußen, 28. Band, Berlin, Weidmann 1888) S. 255.*

3) Dörpfeld, *Grundlinien einer Theorie des Lehrplanes*, Gütersloh 1873, S. 66 fig. Fried, *Lehrproben* 1885, 3, S. 77.

4) Wehrmann, *Stil im Unterricht und Leben*, Jähr. f. deutschen Unterricht 1892, S. 44.

die in der Natur der Beschreibung liegen. Schon die Sprache legt hier Schwierigkeiten in den Weg, da wegen der immerwährenden Wiederkehr des zu beschreibenden Gegenstandes sie gar zu leicht in die Fehler des Eintönigen fällt, indem man immer dasselbe Wort gebraucht, wie es denn bei manchen Gegenständen nahe liegt, stets dieselben Wörter und immer die gleiche Wortfolge zu wiederholen.<sup>1)</sup> Da ferner der Gegenstand jeder Erzählung eine zeitliche Entwicklung durchläuft, so braucht der Stilist nur der Chronologie nachzugehen; der Gegenstand selbst diktiert ihm alsdann den ganzen Aufbau der Darstellung in die Feder. Bei den meisten Beschreibungen aber starrt uns ein regungsloser Stoff an, in den erst durch den Stilisten Leben gebracht werden muß. Die meisten Beschreibungen sind daher ungleich schwieriger zu komponieren als Erzählungen.

Infolge dessen ist es angezeigt, daß die beschreibenden Aufsätze im Anfange, miudestens teilweise, in der Schule gefertigt werden. Ich hoffe mit dieser Behauptung nicht in den Verdacht zu kommen, einer unnützen Zeitverschwendung das Wort zu reden. Hat doch bei den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, die Seine Majestät der Kaiser nach Berlin berief, ein um unseren gymnastischen Unterricht so hochverdienter Mann wie Herr Geh. Oberschulrat Dr. Schiller im gesundheitlichen, erzieherischen und unterrichtlichen Interesse die möglichste Einschränkung der Hausarbeit bis Quarta einschließlich befürwortet.<sup>2)</sup> Wer die Ausarbeitung der Beschreibungen völlig zu Hause fertigen läßt, züchtet allenthalben Stil- und Kompositionsfehler groß und zwingt die Schüler von Anfang an zur Unselbstständigkeit. Denn da sie sich in ihrer kindlichen Ungeschicklichkeit vielfach nicht zu helfen wissen, so suchen sie naturgemäß den Rat und die Beihilfe ihrer Eltern, Geschwister und guten Freunde. Diese sind aber häufig gar nicht in der Lage eine Anleitung zu geben, welche der Methode des Schulunterrichts nicht ins Gesicht schlägt. So wird nicht nur das Gefühl für stilistische, kompositionelle und ästhetische Notwendigkeiten nicht entwickelt, sondern auch der Schüler denkfaul, also gründlich verdorben. Eine Anzahl preussischer Gymnasien ging freilich noch viel weiter und verlangte, daß in den drei unteren Gymnasialklassen nur Klassenarbeiten zu schreiben seien. Aber der hierfür angegebene Grund<sup>3)</sup>, daß das Niederschreiben des Aufsatzes um so besser gelingt,

1) Götzinger, Stilchule I<sup>2</sup> 78 ff.

2) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes. Im Auftrage des Ministers der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Herz. 1891, S. 42.

3) Verhandlungen der achten Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen, Berlin, Weidmann 1888, S. 152.



je frischer der Eindruck ist, unter welchem es geschieht, ist nicht hinreichend, in dem verlangten Umfange die Zeit zu opfern, die um so kostbarer ist, je mühevoller die übrigen Aufgaben des deutschen Unterrichtes sind.

Die Aufgabe kann auf sehr verschiedene Weise nach und nach gesteigert werden. Für den Anfang empfiehlt es sich sehr, das, was Gegenstand des Raumes ist, in einen Gegenstand der Zeit zu verwandeln. Anstatt einen Wagen als fertig zu beschreiben, kann ich ihn geradezu bauen lassen; anstatt die Beschreibung eines Ofens zu geben, lasse ich ihn aufsetzen. Oder der Schüler beschreibe in der Zeitfolge der Besichtigung, z. B. einen Berg in der Folge der Besteigung, einen Jahrmarkt in der Reihenfolge, wie er die Straßen und Buden besucht hat. Später mag man diese erzählende Einkleidung fallen lassen.<sup>1)</sup> Die Steigerung der Aufgabe kann ferner darin bestehen, daß von einem nahen zu einem entfernten oder von einem ruhenden Gegenstand zu Bewegungen fortgeschritten wird. Die Darstellung vorübergehender Szenen ist schon ziemlich schwierig, da dergleichen wohl von den Knaben mit gieriger Lust angesehen oder richtiger angegafft werden, an ihnen aber meist flüchtig vorüberzusehen und nur verworrene Bruchstücke eines Bildes, nicht aber ein volles, klares Bild in der Seele zurücklassen.<sup>2)</sup> Die Beschreibung kann auch ein lebhafteres Kolorit annehmen und sich zur Schilderung erheben. Diese hat jedoch die Entwidlung von Phantasie und reichem Gemütsleben zur Voraussetzung. Für sie wird daher auf der Unterstufe des Gymnasiums (wie auf der Volksschule) nur ein bescheidener Raum vorhanden sein.<sup>3)</sup> Ein wichtiger Fortschritt besteht sodann in den Darstellungen nach „neuer Gedankenfolge“. Der Schüler muß lernen, auch ein und dasselbe Thema nach völlig verschiedenen Gesichtspunkten zu behandeln; dadurch kommt er mehr und mehr zur Freiheit in der Anordnung und Darstellung der Gedanken.<sup>4)</sup> Von völlig freien Arbeiten ist aber auf der Unterstufe der Gymnasien noch durchaus abzusehen.<sup>5)</sup>

Die Möglichkeiten, die Aufgabe zu steigern, können nach der Natur des zu beschreibenden Gegenstandes noch vermehrt und unter sich wieder

1) Bößinger, *Stiltschule* I 76; Hentschel, *Lehrplan für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines sächsischen Realgymnasiums* 1892, 75.

2) Fiedle, *der deutsche Unterricht*, 3. Abdruck 1889, S. 205.

3) Meier, *Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben* S. 26.

4) Wangemann, *Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im 5. und 6. Schuljahre*, S. 7 fig. *Des Friedrichs-Gymnasiums Lehrplan für den deutschen Unterricht*, Programm Cassel 1887, S. 17.

5) Schrader, *Erziehungs- und Unterrichtslehre*, 4. Aufl. S. 474 fig.

verbunden werden. Es ist nicht meine Absicht, mit diesen Bemerkungen etwas Erschöpfendes zu geben. Nur einen Punkt möchte ich noch berühren: Es empfiehlt sich sehr, Beschreibungen in Briefform aufzugeben. Zwar behauptet Herbart<sup>1)</sup>: „Die mißlichsten aller schriftlichen Übungen sind im Brieffstil.“ Aber diese Behauptung ist irrig. Gerade die Briefform giebt am besten Gelegenheit, daß der noch nicht ausgereifte Mensch, der Schüler, unbefangen und naturgemäß seine Ansichten über die Dinge vorträgt. Wenn der Schüler seinem Freunde mitteilt, wie dies oder jenes ausgefallen oder sich zugetragen hat, so besitzt er ein bestimmtes Urteil darüber, was bei dem gleichaltrigen Freund an Wissen vorausgesetzt werden kann. Diese Form der Beschreibung bietet daher nicht die Gefahr, daß der Schüler durch eine zu hohe, sein Denken zu wenig berücksichtigende Vortragsweise des Lehrers veranlaßt wird, seine Darstellung dem Verstand eines Vorgeschnittenen anzupassen.<sup>2)</sup> So entsprechen gerade die Briefe der von Herbart ganz richtig gestellten Forderung, der Aufsatzunterricht müsse es vermeiden „den Individuen einen ihnen fremdartigen Geschmack aufdringen zu wollen.“<sup>3)</sup> Speziell möchte ich, namentlich im Interesse der Begabteren in der Klasse, die viel verbreiteten, aber von Richter<sup>4)</sup> scharf getadelten Beschreibungen einzelner Ferientage empfehlen. Wenn Richter behauptet, selbst eine verhältnismäßig gute Schülerabteilung werde durchschnittlich nur verworrenes und leeres Gerede bringen, so stimmen meine persönlichen Erfahrungen dazu nicht. Allerdings muß der Lehrer auch hier einige Winke geben, wie dies und jenes etwa zu machen sei. Besonders geeignet ist es, über irgend einen Tag der Weihnachtsferien sich berichten zu lassen. Warum soll auch das dankbare Kind nicht über die ersehnten und erhaltenen Geschenke einen Brief schreiben? Man hat wohl gesagt, daß bei Beschreibungen eines Ausfluges, der zu den in Rede stehenden Aufgaben gern benutzt wird, doch wenig mehr als die Zahl der verzehrten Butterbröde oder getrunkenen Glas Bier aufgezählt werde. Aber damit stimmen wiederum meine Erfahrungen nicht. Der Schüler muß auch durch den Unterricht und durch den Umgang mit seinen Lehrern soviel Sinn für die ihn umgebende Außenwelt erhalten haben, daß einige Winke, die der Lehrer bei Stellung des Themas giebt, ihn befähigen, etwas Erträgliches zu melden. Speisekartenberichte aber sind im voraus leicht abzuschneiden. Mit Freude

1) Herbart, Sämtliche Werke herausgegeben von Hartenstein X 313 „Vertrauliche Briefe“, fügt Herbart zur Begründung hinzu, „kann jeder nach seiner Art gut schreiben; alles Angelernte steht hier im Wege.“

2) Bölder a. o. S. 43, Steinel a. o. S. 26.

3) Richter, Otto, Der deutsche Unterricht an höheren Schulen. Leipzig 1876, S. 59.

erinnere ich mich der Schilderung einer Schlittenfahrt von Aue nach Zwickau, die mir ein Quintaner als Beschreibung eines Tages der Weihnachtsferien in Briefform eingegeben. Einige Stellen dieser Arbeit waren so wohl gelungen, daß auch ein Schüler der oberen Klassen sich ihrer nicht hätte zu schämen brauchen. Die Begabteren in der Klasse haben an der Briefform noch das besondere Vergnügen, daß sie einmal die spanischen Stiefel einer vorgefertigten Disposition nicht anzuziehen brauchen, sondern die Flügel freier bewegen können.

Viele Wege führen nach Rom; der Methoden sind nicht wenige, die unsere Jugend dem Ziele ihrer sprachlichen Ausbildung zuführen. Es liegt mir fern, angeben zu wollen, wie der Aufsatzunterricht gegeben werden muß; ich wollte nur zeigen, wie er mit Aussicht auf Erfolg gegeben werden kann. Aber eins ist notwendig, und in diesem Einen weiß ich mich mit allen Kollegen gleichen Sinnes: Der Lehrer muß, was er auch den Schülern bieten mag, sich stets einer mustergiltigen Ausdrucksweise bedienen. „Erst wenn die Sprache des Lehrers in der Form zwar einfach, aber vollständig korrekt ist, wenn Vokale und Konsonanten rein und schön, die Endungen, insbesondere die Flexionsendungen, deutlich gesprochen werden, wenn die Wortfolge richtig ist, die Sätze ohne Stottern und Verbesserungen gegeben werden, wenn sein gesamter Vortrag gut gegliedert, der Ausdruck der Sache entsprechend, klar und deutlich ist, erst dann ist eine solide Grundlage für die Sprachbildung der Schüler vorhanden, erst dann hat der Lehrer ein Recht, gleich korrekte Sprache zu fordern.“<sup>1)</sup> Oder hallt es anders aus dem Wald, als es in ihn schallt?<sup>2)</sup> Treffend sagt schon Vater Homer:

Leicht ist die Zunge der Menschen gewandt, viel sind auch die Reden  
 Aller Art und weit das Gefühl hinstreifender Worte.  
 Wie du selbst ausredest ein Wort, so magst du es hören.<sup>3)</sup>

Das Aufsatzschreiben ist auch ein *ἐπέων πολὺς νομὸς ἔνθα καὶ ἔνθα*, ein geräumiger Weideplatz der Reden in jeglicher Richtung. Was für ein Deutsch der Lehrer spricht, solches hört er und im Aufsatz sieht er es wieder. Glücklich<sup>4)</sup> das Kind, dem Haus und Schule, Eltern und Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie

1) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben S. 18.

2) Rothfuß, Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes, Marburg 1892, S. 13.

3) *στρεπτή δὲ γλῶσσ' ἴσσι βροτῶν, πολέες δ' ἐνὶ μῦθοι  
 παντοίοι ἐπέων δὲ πολὺς νομὸς ἔνθα καὶ ἔνθα.  
 ὀπποῖόν κ' εἰρησθεά ἐπος, τοῖόν κ' ἐπακούσεις.*

Hom. Il. XX, 248 — 250.

4) Wadernagel, Der Unterricht in der Muttersprache. 4. Aufl. 1889, S. 114.

zusprechen. Wem aber die häusliche Erziehung solche Vorbilder ver-  
sagte, der achte auf seiner Lehrer reine, deutliche und charaktervolle  
Sprache; diese, seine Lehrer, höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme  
umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie einst den Agamemnon, von dem  
der Sänger der Nias meldet:

Auf erwacht' er vom Schlaf, ihn umschallte die göttliche Stimme. 1)

## Die Quelle zu Uhlands Tallefer im Unterricht der Tertia.

Von Willy Thamsbarn in Seehausen i. A.

Es ist gewiß für jeden Unterricht von Vorteil, gegebene Dinge  
einander gegenüberzustellen, um die Punkte finden zu lassen, in denen  
sie übereinstimmen oder von einander abweichen. Derartige Übungen  
sind vorzüglich geeignet, die Schüler im Beobachten zu üben. Eine  
fruchtbare Gelegenheit dazu bietet der deutsche Unterricht in der Ver-  
gleichung poetischer Lesestücke mit den Quellen, welche ihrer Bearbeitung  
zu Grunde liegen. Dieselbe ist von um so größerem didaktischen Wert,  
als sie uns die Entstehung eines abgeschlossen vor uns liegenden Gegen-  
standes vor Augen führt. Zugleich aber ist sie in hohem Grade geeignet,  
zu tieferer Würdigung und damit auch zu tieferem Verständnis dessen,  
was der Dichter geschaffen hat, anzuleiten.

Aus diesem letzteren Grunde verlangt bereits Laas für das von  
ihm geforderte Lesebuch, „daß der Sammler auf die bekannt gewordenen  
Quellen der Gedichte des Kanons achtet, auf das Rohmaterial, welches  
die dichterische Phantasie gestaltet hat“ (Deutscher Unterricht auf höheren  
Lehranstalten, S. 346; vergl. ferner S. 306 fig.). Von Neueren haben  
u. a. die Herausgeber des Werkes „Aus deutschen Lesebüchern“ in ihrem  
Kommentar vielfach das Quellenmaterial mit verarbeitet. Außerdem  
möchte ich auf die „Beiträge zur Erklärung Uhlandscher Balladen“ von  
Paul Eichholz aufmerksam machen, in denen der Verfasser auf den Nutzen  
hinweist, welcher dem Schüler aus dem „Einblick in die Werkstatt des  
Meisters und in die Art und Weise, wie er des spröden Stoffes Herr  
wird“, erwächst (Berliner Jtschr. f. d. G. 1870, S. 1; wiederabgedruckt  
in „Quellenstudien zu Uhlands Balladen“ von Paul Eichholz, Berlin,  
Weidmann, 1879).

1) ἔγρετο θείη ὕπνου· θελή δέ μιν ἀμφέρον ὄμορῆ. Hom. Il. II. 41.

Wenn Laas bei seinen Ausführungen hauptsächlich an die dramatische Lektüre der Oberstufe dachte, haben Polack und seine Mitarbeiter im dritten Bande des genannten Kommentars, sowie Eichholz Valladen im Auge. Wegen ihrer verhältnismäßigen Kürze und Geschlossenheit läßt sich der Vergleich für sie ohne besondere Schwierigkeiten und jedenfalls in einer für die Tertia, in der sie besonders gelesen werden, angemessenen Weise durchführen. Die Möglichkeit, Gedankprozesse dieser Art auf der genannten Klassenstufe erfolgreich durchzuführen, wird von Eichholz auf Grund seiner Praxis ausdrücklich hervorgehoben, und der Verfasser dieser Zeilen kann sich seinem Urteil nur anschließen.

Eines freilich muß dabei unbedingt vorausgesetzt werden, daß nämlich das betreffende Gedicht, bevor die Vergleichung vorgenommen wird, mit den Schülern genau besprochen ist. Wenn die Verfasser des Kommentars „Aus deutschen Lesebüchern“ die Quelle zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung machen, um die Seele des Hörers auf den Vortrag des Gedichtes vorzubereiten (vergl. das Vorwort zur ersten Auflage), so kann dadurch die vom Dichter beabsichtigte Wirkung nur gehemmt und durchkreuzt werden. Oberster Grundsatz muß auch hier bleiben, daß jedes poetische Kunstwerk in erster Linie durch sich selbst wirken soll.

In welcher Weise nun im einzelnen die Durchführung der Vergleiche vor sich gehen kann, möge an einer Lehrprobe veranschaulicht werden, welche der Verfasser dem deutschen Unterricht in der für dieses Fach kombinierten Unter- und Obertertia des hiesigen Gymnasiums entnommen hat. Zum Mittelpunkt der Unterrichtsarbeit eines Semesters war Uhland gewählt worden, der ja wie kein anderer den Namen eines Klassikers für die Tertia verdient. Sämtliche im Hopf und Paulsief für Tertia enthaltenen Gedichte des Tübinger Poeten, dazu die in Sexta, Quinta und Quarta besprochenen Schöpfungen des Meisters als Wiederholungsstoffe, ferner einige wichtige, in die genannten Bände nicht aufgenommene, zur Ergänzung dienende Gedichte Uhlands und endlich seine beiden Dramen (als Privatlektüre mit kurzer Besprechung in der Klasse) waren von dem Verfasser nach einheitlichem Plan gruppiert worden, um den Schülern ein möglichst vollständiges Bild des Dichters zu geben. Innerhalb dieses Rahmens bildete einen besonders anziehenden Punkt die Besprechung der Ballade von Taillefer, „der reifsten dichterischen Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien und überhaupt eines seiner besten Gedichte“.<sup>1)</sup>

1) Eichholz, Quellenstudien S. 87; zuerst in der Festschrift zur 8. Säcularfeier des Gymnasiums zum grauen Kloster, 1874.

Nach genauer Durchnahme desselben galt es die Schüler mit seiner Quelle bekannt zu machen.<sup>1)</sup>

Dieselbe ist in einer in normannischer Mundart abgefaßten Reimchronik enthalten, in welcher die Geschichte der französischen Normannen von ihrem ersten Herzog Rou (= Rollo) bis zum Jahre 1106 erzählt wird. Das Werk, dessen Verfasser Wace im zwölften Jahrhundert lebte, wird gewöhnlich schlechtweg „Roman de Rou“ genannt (genauer „Roman de Rou et des ducs de Normandie“). Um den Schülern die in Betracht kommenden Stellen desselben zugänglich und mundgerecht zu machen, habe ich die Achtsilbler des Originals in vierfüßige deutsche Jamben umgefaßt, selbstverständlich in einer Weise, daß dadurch die Zuverlässigkeit des Vergleiches nicht beeinträchtigt wird. Damit wird denn auch das Ganze des gelehrten Anstriches entkleidet, den das Hereinziehen einer „altfranzösischen“ Quelle in den Unterricht der Tertia auf den ersten Blick erwecken mag.

Wie sich aus dem folgenden ergibt, kommen drei, durch umfangreiche Zwischenstücke getrennte Stellen des Romans in Betracht. Das Original findet man von den Ausgaben des ganzen Werkes (Bluquet, Rouen, 1827; Andresen, Heilbronn 1877—79) abgesehen in dem oben genannten Aufsatz von Eichholz. Doch habe ich abweichend von demselben hinter B. 13174 die folgenden acht Zeilen noch hinzugefügt (Ende des zweiten Stückes). Man kann sie der dreizehnten Strophe des Uhlandschen Gedichtes gegenüberstellen. Für die, welchen die Gesamtausgaben nicht zur Hand sind, teile ich der Vollständigkeit halber ihre französische Fassung nach Bluquet mit:

13175 Dunc l'unt Engleiz avironé;  
 Al secund colp k'il out doné,  
 Eis vos noise levé à cri,  
 D'ambedui pars pople estormi.  
 Normanz à assaillir entendent,  
 E li Engleiz bien se defendent;  
 Li uns fierent, li altres botent,  
 Tant sunt hardi ne s'entre dotent.

Übrigens bemerke ich nachträglich, daß eine vollständige Übersetzung des Waceschen Romanes von dem Freiherrn von Gaudy, dem bekannten Freund Chamisso's, herausgegeben ist (Glogau 1835).<sup>2)</sup>

Die von mir den Schülern mitgeteilte Übertragung lautet folgendermaßen:

1) Das wissenschaftliche Material dazu bot die eben angeführte Arbeit von Eichholz.

2) Die in Betracht kommenden Stellen stehen S. 246, 285, 302.

## I (11711 flg.)

Der Herzog stieg zuerst ans Land,  
 Da fiel er nieder auf die Hand.  
 Gleich huben alle groß Geschrei,  
 Daß das ein böses Zeichen sei.  
 5 Doch er weithin verstanden thät  
 „Ihr Herrn, bei Gottes Majestät!  
 Das Land saht meine Hand ihr fassen,  
 Und nimmer will ich's von mir lassen.  
 Ganz ist es uns, soweit es geht.  
 10 Laßt sehn, wer kühn im Streit besteht.“

(Es folgen Verhandlungen Wilhelms mit Harald und Vorbereitungen beider zum Kampf.)

## II (13149 flg.)

Herr Taillefer, der trefflich sang,  
 Bog hoch zu Roß in schnellem Gang  
 Hin vor dem Herzog, und ins Land  
 Schallt laut sein Lied von Karl, Roland  
 5 Und noch manch tapferem Basall,  
 Der fiel im Thal von Ronceval.  
 Als sie so weit geritten waren,  
 Daß man erkannte Englands Scharen,  
 Sprach Taillefer: „Zu Gnaden, Herr!  
 10 Wohl dient' ich Euch manch Jahr daher.  
 Ganz war mein Dienen Euch geweiht.  
 Entgeltet's mir, ich bitt' Euch, heut.  
 Als Lohn allein ich dies begeh'r,  
 Und bitten drum wollt' ich Euch sehr,  
 15 Gewähret mir, nicht sei's versagt,  
 Den ersten Hieb in dieser Schlacht.“  
 Und drauf der Herzog: „Nun, wohlan!“  
 Und Taillefer sprengt rasch voran.  
 Vor all die andern stellt er sich,  
 20 Trifft einen Feind mit sicherem Stich,  
 Stößt ihm die Lanze an der Brust  
 Duer durch den Leib voll Kampfeslust.  
 Er strecket lang ihn hin zur Erde,  
 Schlägt einen andern mit dem Schwerte,  
 25 Dann ruft er laut: „Herzu, herzu!  
 Was macht ihr denn? Schlagt zu, schlagt zu!“  
 Engländer haben ihn umringt,  
 Zum zweiten Mal das Schwert er schwingt,  
 Und schon thut ringsum Kampfesgeschrei;  
 30 Und hier wie dort strömt Volk herbei:  
 Normannen bringen an mit Mut,  
 Der Engelländer schlägt sich gut.  
 Die einen stoßen, andre schlagen.  
 Gar kühn sind sie und ohne Fagen.

(Es folgt die weitere Schilderung der Schlacht, insbesondere von Thaten einzelner, bis zur Eroberung der englischen Standarte.)

### III (14008 flg.)

Wo die Standarte stand, dorthin  
 Ließ Herzog Wilhelm stolz im Sinn  
 Als bald sein Schlachtenbanner tragen.  
 Dort sollt' es in die Höhe ragen.  
 5 Das Zeichen war's, daß er gesiegt,  
 Und die Standart' am Boden liegt.  
 Sein Zelt aufschlug er zwischen Toten.  
 Es ward dahin sein Hof entboten.  
 Man trug herzu die Speisen all  
 10 Und rüstet ihm das Siegesmahl.

In welcher Weise soll nun die Vergleichenng vor sich gehen? Es wird zunächst die Gliederung des Gedichtes, wie sie bei der Durchnahme desselben festgestellt ist, noch einmal wiederholt und um der größeren Anschaulichkeit willen auch an die Tafel geschrieben. Sie läßt sich etwa in folgender Form geben:

A. Tailleser vor dem Zuge nach England.	Strophe:
a) Des Herzogs Frage nach Tailleser . . . . .	1 — 2.
b) Taillesers Bitte um Freiheit . . . . .	3 — 4.
c) Tailleser und des Herzogs Schwester . . . . .	5 — 6.
B. Der Zug nach England.	
a) Vor der Schlacht.	
1. Die Landung . . . . .	7.
2. Taillesers Bitte den ersten Hieb führen zu dürfen . . . . .	8 — 9.
b) Die Schlacht.	
1. Taillesers Gesang . . . . .	10 — 11.
2. Taillesers Angriff . . . . .	12.
3. Kampf des Heeres . . . . .	13.
c) Nach der Schlacht . . . . .	14 — 15.

Über den didaktischen Nutzen derartiger Zerlegungen der Lesestücke in ihre Teile kann wohl kein Zweifel herrschen. Wenn die Disposition in dem vorliegenden Falle etwas umständlicher erscheint, so liegt dies in der eigentümlichen Anlage unseres Gedichtes.

Nachdem der Inhalt desselben durch die Wiederholung der Gliederung den Schülern noch einmal vor Augen geführt ist, werden einige kurze, in elementarster Form gehaltene litterarhistorische Mitteilungen über die Quelle zu geben sein (vergl. oben).



Dann folgt die Mitteilung der Übertragung, welche zunächst vollständig vorzulesen ist. Vorauszuschicken ist zur schnelleren Auffassung des Ganzen, daß Uhland drei verschiedene Stücke seiner Quelle benutzt hat, welche durch umfangreiche Zwischenstücke von einander getrennt sind. Der Inhalt der letzteren mag in der Weise, wie dies oben geschehen ist, nach dem Vortrag des ersten, bezüglich zweiten Teiles kurz angegeben werden.

Schon nach dem ersten Verlesen der Übertragung ergibt sich, daß die Quelle nicht enthält, was den ersten Hauptteil der Ballade ausmacht, d. h. sie weiß nichts davon, daß Tailleser ursprünglich ein Unfreier war und durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte, die Freiheit gewann und die Zuneigung der Schwester des Herzogs erwarb. Hiernach wird jeder der drei Teile noch einmal für sich vorgelesen und festgestellt, welchen Gliedern des Gedichtes er entspricht, und ob er in seinem Inhalt von der Quelle abweicht. Stück I derselben ist dem Abschnitt B a 1 des Gedichtes gegenüberzustellen und zwar zeigt letzterer keine wesentliche Abweichung von dem Original. Stück II behandelt 1. Taillesers Gesang, 2. seine Bitte den ersten Hieb führen zu dürfen, 3. seinen Angriff, 4. den Kampf des Heeres (— Gliederung B a 2 und B b 1, 2, 3). Es ergibt sich also ein Unterschied hinsichtlich der Anordnung des Stoffes. Nach Wace singt Tailleser das Rolandslied auf dem Zuge nach dem Schlachtfeld, nach Uhland dagegen stimmt er es unmittelbar vor Eröffnung des Kampfes an, nachdem seine Bitte bereits gewährt ist, so daß der Kampfesmut der Seinen und damit der Sieg als unmittelbare Folge seines Gesanges erscheinen. Was endlich das Quellenstück III im Vergleich mit Str. 14 und 15 des Gedichtes (B c der Gliederung) angeht, so berichtet der Roman nicht, daß der Herzog Tailleser beim Siegemahl für seinen Schlachtgesang dankt und ihn zum Lohn dafür auffordert, ihm Bescheid zu trinken.

Damit wäre der Vergleich im wesentlichen zu Ende geführt. Das Ergebnis wird von einem der Schüler kurz zusammengefaßt und sodann die Frage aufgeworfen: Lassen sich vielleicht sämtliche Abweichungen aus einem einheitlichen Gesichtspunkt heraus erklären? Nun ist unschwer zu finden, daß für alle in Betracht kommenden Punkte die Sangeskunst Taillesers von Bedeutung ist. Damit haben wir den Schlüssel zur Beantwortung unserer Frage gewonnen. Uhland fand Tailleser als Helden unter Helden vor. Aber eines zeichnete ihn vor Seinesgleichen aus, nämlich die Gabe des Gefanges. Eben deshalb empfand der Dichter besondere Zuneigung für ihn, wie er sich später aus demselben Grunde für einen Bertran de Born begeisterte. Dafür spricht auch, wie Eichholz ausführt, der Umstand, daß er sich gerade um die Zeit der Entstehung

unseres Gedichtes des Pseudonyms Voller bediente, eines Namens, bei dem ihm selbstverständlich der Voller des Nibelungenliedes vorschwebte, durch das er schon als Knabe mit der lebhaftesten Begeisterung erfüllt wurde. Ein Sängerknabe sollte also auch TAILLEFER sein. Deshalb läßt ihn der Dichter sein Lied unmittelbar vor Beginn der Schlacht singen und durch dasselbe wesentlich zum glücklichen Ausgang des Kampfes beitragen. Hat er aber so dem Herzog durch seinen Gesang einen wesentlichen Dienst geleistet, so muß er auch dafür belohnt werden.

Damit indessen war Uhlant noch nicht zufrieden. Durch die göttliche Gabe des Gesanges sollte der Held erst geworden sein, was er war. Darum läßt ihn der Dichter zunächst als Knecht erscheinen, als Knecht, der sich durch seine Sangeskunst Freiheit und Frauengunst erwirbt. So tritt uns das Ganze als ein Glied in der Kette deutscher Gedichte entgegen, welche die Macht des Gesanges verherrlichen. Es wird den Schülern einer Tertia nicht schwer werden, eine Reihe derselben zusammenzustellen. Den Schluß dieses zweiten Teiles der Lektion bildet wiederum eine kurze, zusammenhängende Darstellung der unter Leitung des Lehrers gewonnenen Ergebnisse durch die Schüler.

Übrigens weist Eichholz nach, daß Uhlant, wenn er seinen Helden im Gegensatz zur Quelle zunächst als Unfreien erscheinen läßt, einem alten Lieblingsgedanken nachgeht, er habe wie in einer Reihe älterer Gedichte die Erhebung eines Menschen aus niederem in höheren Stand zur Darstellung bringen wollen. Indessen liegt das Beweismaterial dem Standpunkt der Tertianer zu fern, als daß ein Eingehen auf diesen Punkt wünschenswert erscheinen könnte.

Dagegen werden dieselben noch auf eine Reihe von kleineren Zügen, in denen das Gedicht von der Quelle abweicht, hinzuweisen sein. Str. 7 wird in demselben nichts von dem Schrecken berichtet, welcher das Heer befällt, als der Herzog niederstürzt, sondern dem „teneo te, Africa“ Cäsars vergleichbar folgt auf die Worte „Da fiel er nieder auf die Hand“ der kurze, einen einzigen Vers umfassende Ausruf „Hei, ich fass und ergreife dich Engelland!“ Die Bitte ferner, welche TAILLEFER dem Herzog vor dem Kampfe vorträgt, vermeidet die aufdringlich geschwäpige Sprache der Quelle, wie sie sich in den kurzen Sätzen „gefällt's Euch“, „und bitten drum wollt' ich Euch sehr“, „nicht sei's verjagt“ ausdrückt; statt dessen wird der Herzog durch nachdrucksvolle Gründe gewonnen. Die Antwort Wilhelms ist ganz weggelassen; sie ergibt sich aus dem Zusammenhang. Es fehlen ferner die Worte: „Herzu, herzul ic.“, durch welche TAILLEFER die Seinen zum Kampfe anzufeuern sucht. Auch das Aufrichten des Normannenbanners ist mit wenig Worten abgethan. Dagegen schildert uns der Dichter anschaulich den Sieger Wilhelm („den goldnen

Pokal in der Hand; auf dem Haupte die Königskrone von Engelland“). Hiernach ergibt sich, daß der Dichter im ganzen bemüht gewesen ist, die Darstellung in den Stücken, welche er der Quelle entlehnte, knapper und markiger zu gestalten. Zum Schluß ist auch dieser Teil der Betrachtung von einem Bögling zusammenzufassen.

## Der Schlußchor des Goetheschen Festspiels: „Des Epimenides Erwachen“.

Von Heinrich Dünker in Köln a. Rh.

Nicht selten finden wir, daß eine Dichtung weit über ihren Wert erhoben wird; wir sprechen nicht von dem Falle, wo es sich um eigene Dichtungen handelt, worin der Dichter nicht das sieht, was wirklich darin steht, sondern das, was er ausdrücken wollte, aber häufig haben weniger vollendete Gedichte der Meister es dem Beurteiler angethan, sei es des Stoffes oder der Bedeutung des Dichters oder anderer zusammenfassender Umstände wegen. So ist es dem hier in Rede stehenden Schlußchor ergangen, wobei ein älteres Mißverständnis zu Grunde lag, das ich vor vielen Jahren in meinen „Abhandlungen“ II, 387 bei meiner eingehenden Würdigung aller vaterländischen Festdichtungen Goethes gebührend beseitigt zu haben glaubte. Der verstorbene von Loeper, der sich um das Festspiel verdient gemacht, gedenkt des Schlußchores, in welchem der deutsche Gedanke allein hervortrete und zuletzt das Tebeum im Lichte der Freudenfeuer der Leipziger Schlacht erschalle, nicht mit besonderem Lobe der Ausführung, dürfte vielmehr auch hier, wie so oft in unserm Festspiele, „Ungelentes der Darstellung und Sprache“ gefunden haben, das vielleicht nicht „lediglich in der Bestimmung für musikalische Komposition“, sondern „auch in der hastigen und improvisierten Ausführung“ seinen Grund habe. Dagegen spricht Morfch in seiner fleißigen, aber vergeblich den Beweis des höchstunwahrscheinlichen Vorschwebens der gleichnamigen einaktigen Komödie des Franzosen Flias des Oliviers erstrebenden Studie im vierzehnten „Goethe-Jahrbuch“ mit Bewunderung von diesem hinreißenden Gesange, bei dem auch die Stimmen der Tadler wohl verstummen würden, wie er „schon allein das Stück unschätzbar mache“. Von einem patriotischen Tonkünstler schwungvoll in Musik gesetzt, müßte er mindestens ebenso mächtig wirken als die jetzigen Nationalhymnen, denen er den ungerechten Vorwurf macht, entweder Worte oder Melodie gehörten uns nicht an. So schlimm steht es glücklicherweise

doch nicht, ja der Schlußgesang scheint uns viel weniger geeignet die Volksbegeisterung von 1814 zu verewigen, als das von Zelter komponierte und von Blücher und dem Hofe am 18. Oktober 1814 mit Beifall gehörte Lied „Vorwärts“. Aber trotzdem war Morfchs Wunsch schon einige Jahre vorher erfüllt worden, wie er im fünfzehnten „Goethe-Jahrbuch“ selbst berichtet hat. Schon im Sommer 1889 wurde der deutsche Kaiser in Bayreuth durch den Vortrag des von Felix Mottl gesetzten Schlußchores unter Orchesterbegleitung bewillkommnet. Zur Sebanfeier 1893 haben die Schüler des Berliner Realgymnasiums ihn nach der von Mottl selbst gelieferten Klavierbegleitung gesungen und nach dem Beifall, den die leicht faßliche und volkstümliche Melodie gefunden, werden manche Anstalten dem gegebenen Beispiele folgen. Wir beabsichtigen hier nichts weniger als hemmend eingreifen zu wollen, nur die dichterische Bedeutung des Schlußchores möchten wir ins Licht setzen, nachdem wir seiner Stellung und Entstehung gedacht haben, und dadurch die Beantwortung der Frage erleichtern, ob man der Sache und dem Andenken Goethes durch dieses Hervorziehen des Schlußchores von 1814 einen guten Dienst erweise.

Die Handlung des Festspiels ist II, 10 (oder Auftritt 25) mit dem Chor der Frauen so ganz vollendet, daß unmittelbar darauf die scenarische Bemerkung folgt: „Durch Vereinigung der Krieger und Einheimischen [das könnten nur die Frauen sein und die Landleute, unter welchen die zu Hause gebliebene männliche Bevölkerung aller Stände gedacht ist, wie ausdrücklich bemerkt wird] geschieht der Übergang zum Ballett, welches die Freude des Wiedersehens und Wiederfindens in mannigfaltigen Familienscenen ausdrückt. Große Gruppe zum Schluß.“ In der ersten, für Berlin gedruckten Fassung schloß sich trotz des Schlußes unmittelbar daran unser Schlußchor mit der einfachen Überschrift Chor. So erscheint er ganz entschieden als ein fremdes Anhängsel. Freilich hieß es schon in Goethes erster Mitteilung an Iffland, welche in der ausführlichen Angabe der vier Dekorationen den Verlauf der Handlung bezeichnet: „Daß ein Schlußchor das Ganze beendige, daran ist wohl kein Zweifel. Vielleicht erzeigt man den Sängern [wer singen soll, ist gar nicht bestimmt] auch die Artigkeit, daß man einen jeden sein Couplet singen und das Chor einfallen läßt. Diese Couplets könnte man zu allerlei Komplimenten gebrauchen, deren man noch manche [außer den schon angeführten an die verbündeten Kaiser, den König, die Engländer und Schweden] schuldig ist, z. B. den Freiwilligen [auf die doch eigentlich schon der sonderbare Jugendfürst deuten sollte], dem Frauenverein [auf den doch schon der beabsichtigte weibliche Chor von hilfreichen Frauen ursprünglich berechnet war], den ausdauernden Patrioten, ausgezeichneten Kriegern

und so manchen anderen, worüber mir nähere Weisung erbitte. Der Chor dazwischen würde immer die Einigkeit der Monarchen preisen, durch welche ein so großes Werk vollbracht worden ist." Er wäre demnach von dem jetzigen Schlußchor durchaus verschieden gewesen, hätte nicht den großartigen Erfolg der Volkskraft gefeiert, der in dem schwungvollen Liebe Vornwärts [„Brüder, auf! die Welt zu befreien!“] und in einzelnen Äußerungen angedeutet war, sondern das, was Goethe die Hauptsache war, das feste Zusammenhalten der drei Monarchen, die bisher nur getrennt gehandelt und dadurch dem Welteroberer die Erfüllung seiner Absicht erleichtert hatten. Noch als die Verbündeten bereits in Frankreich standen, hatte er immer gefürchtet, sie würden nicht treu zusammen halten und fest auf ihrer Absicht bestehen. Der hohen Bedeutung ihrer Beharrlichkeit und Eintracht wurden später eigene allegorische Darstellungen bestimmt (Auftritt 24, 25 oder II, 9, 10).

Bei der Ausarbeitung seines allegorischen Festspiels hatte Goethe dessen Zweck, die Rückkehr des Königs nach Berlin, den begeisterten Empfang König Friedrich Wilhelms III. bei seinem Einzuge in die Königsstadt, schwungvoll zu feiern, etwas zu sehr aus den Augen verloren. Zwar war des Schwures bei „Friedrichs Asche“ zu Potsdam an bedeutender Stelle gedacht, aber diesen hatten die Herrscher Rußlands und Preußens schon 1805 gethan und er hatte Preußens Niederlage nicht verhindert, war eigentlich eine traurige, nichts weniger als glückverheißende Erinnerung, da der König und der Kaiser ihm nicht gemäß gehandelt, zwar sollte an dem „durch einen glücklichen Mechanismus wiederhergestellten“ Gebäude des Epimenides der Giebel in einem transparenten Felde das schwarze eiserne Kreuz mit heller Einfassung zeigen, ja auf demselben der Triumphwagen des Berliner Brandenburger Chores erscheinen, aber dieser Tempel des Epimenides war nicht Berlin, sondern eine bloße allegorische Darstellung des wiederhergestellten friedlichen Wohlstandes. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Ifland daran Anstoß nehmen mußte und auf seinen Wunsch dieser Schlußchor gleichsam als eine eigene Feier des Einzuges nach dem Ballett gegeben werden sollte, das damals beabsichtigt war: es sollte die Freude des Wiedersehens ausdrücken. Später lieferte der Ballettmeister Telle das militärische Ballett „Die glückliche Rückkehr“ mit Musik von Gürlich. Goethe selbst schob zwischen das Ballett und den Schlußchor für die wirkliche Aufführung am Jahrestage des Einzuges in Paris sechs Verse des Epimenides ein, von denen die beiden letzten mit geringer Veränderung von ihm und den beiden ihn begleitenden Priestern wiederholt wurden. Diese sechs Verse hatte Goethe wohl früher als erste Strophe einer längeren Rede gedichtet, in welcher Epimenides Deutschlands künftige Größe weisagen sollte, aber

er hatte sie nicht ausgeführt, obgleich es schon im ersten Plan lag, Epimenides solle durch diesen zweiten Schlaf auch „die Gabe zu Weissagen, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen“. Bei dem raschen Abschlusse hatte er aber nicht die Stimmung zur Ausführung dieser Weissagung gefunden. Jetzt ist hier offenbar eine empfindliche, schon von Schröder anerkannte Lücke; das Versprechen, in „fremde (ferne?) Zeiten auszuschauen, Vergangenes zu fühlen, Zukünftiges zu schauen“ hält Epimenides nicht, und man kann auch nicht einmal sagen, der Schlußchor ersehe diese Lücke.

Der zum Consejer des Festspiels bestimmte Berliner Kapellmeister Bernhard Anselm Weber traf mit Jfflands Brief vom 21. Juni drei Tage später bei Goethe in Weira ein. Er rühmte sich, daß infolge seiner Unterredung mit ihm „das Ganze, was den musikalischen Teil betreffe, fast ganz umgestürzt worden ist“, so daß Goethe nicht vor drei Tagen mit den Umänderungen fertig werde. Aber Goethe bedurfte dieser Tage nicht allein zu den von Weber verlangten Änderungen, die ihm lästiger als zeitraubend waren, sondern um die letzte Hand anzulegen und einzelnes auszuführen, was ihm als bedeutend eingefallen war, wie die Einführung der Beharrlichkeit und der Einigkeit. Welche großen Änderungen Weber wirklich bei Goethe durchgeführt habe, ist kaum zu sagen; hauptsächlich werden die Verhandlungen sich darauf bezogen haben, welche Stellen als Lieder oder Recitative zu setzen seien, und manches, von dem Weber meinte, der Dichter werde es nach seinem Wunsche ändern, wird wohl bei genauerer Betrachtung geblieben sein. Damals wird Goethe auf Jfflands von Weber unterstützten Wunsch den Schlußchor eilig entworfen haben, um wenigstens einigermaßen der eigentlichen Veranlassung des Festspiels, der Rückkehr des Königs nach Berlin, gerecht zu werden; hatte ja Jffland gleich anfangs ihn darauf hingewiesen, dieser sei „bei Anlaß des Krieges so verschlossen, so ausdauernd und so persönlich unternehmend gewesen“. Freilich war seiner schon zugleich mit den beiden Kaisern Auftritt 23 (II, 9) gedacht, aber nur seines Sieges als wohlverdienten Lohnes für Jahre der Duldung. Wer aber sollte den Schlußchor singen? Im Personenverzeichnisse wird zuerst ein Chor der Krieger genannt, worunter nur der Heereszug der barbarischen, von den Römern bezwungenen Völker im Auftritt 4 und 5 verstanden sein kann; der Chor wird dort nicht ausdrücklich als solcher bezeichnet. Dem zweiten Akte gehören die Chöre der Sieger, Frauen und Landleute an. Freilich wird ein Chor der Sieger im Stücke nirgendwo erwähnt, aber ohne allen Zweifel ist darunter das Heer gemeint, „welches die verschiedenen neuern zu diesem Kriege verbündeten Fürsten bezeichnet“, das Auftritt 21 (II, 7) mit dem Chorgefange auftritt: „Brüder, auf! die

Welt zu befreien!" und im folgenden von den Frauen und Landbewohnern empfangen wird, wo freilich nicht ausdrücklich die drei Chöre als solche bezeichnet werden. Sie bleiben auch in den folgenden Auftritten, wo Chor die sämtlichen drei Chöre bezeichnen muß, einmal „Chor der Frauen“ und „Chor der Krieger“ sich findet; in Übereinstimmung mit dem Personenverzeichnisse sollte es freilich statt Krieger hier Sieger heißen. Unzweifelhaft sind hier Krieger aller verbündeten Völker, wenigstens auch der Österreicher, West- und Süddeutschen, auch wohl der Russen zu verstehen, die freilich wenig geeignet scheinen, die Rückkehr des preussischen Königs mitzufeiern. Die Sänger des Schlußchores müssen Preußen sein; das können sie aber nicht, wenn sie von dem Chor der Sieger nicht verschieden sind, den die Hoffnung, den Jugendfürsten an der Hand, über die Ruinen geführt hat. So paßt also auch von dieser Seite der Schlußchor nicht zum Festspiel.

Die Lobsprüche, die Morich diesem erteilt hat, halten wir für un- verdient; er scheint uns Spuren der hastigen Eile zu zeigen, mit welcher Goethe solche Gelegenheitsdichtungen für eine einmalige Aufführung häufig hinwarf, wofür wir besonders sein Finale zu „Johann von Paris“ anführen, womit er im Sommer 1815 die Rückkunft des zum Großherzog erhobenen Herzogs Karl August feierte. Auf die dichterische Aus- führung hat Morich nicht geachtet, sondern sich nur an den Gedanken gehalten. Der Schlußchor gebe, meint er, so recht den Vollenhalt unserer nationalen Entwicklung und Sinnesart, daß ihm nichts an die Seite gesetzt werden könne. Aber wie manches Lied trifft die deutsche Seele tiefer und inniger, mit vollerem, melodischerem Laute! Auch finden wir die nähere Begründung der Bewunderung nichts weniger als treffend. Zuerst werde richtig betont, „daß Deutschland erst in Kampf und Sieg groß geworden ist“. Das ist ein Irrtum! Es heißt ausdrücklich: „Nun sind wir Deutsche wiederum, nun sind wir wieder groß“, ja weiter rühmen sich die Singenden, so seien sie von je das edelste Geschlecht ge- wesen. Wir bemerkten schon, daß es ein Preußenlied sei, es bezieht sich auf die Verachtung, in welche die Preußen, die Helden Friedrichs des Großen, nach der Schlacht bei Jena gefallen, ja Gleim klagte schon 1792, daß bei Jena die preussischen Reiter die Ehre und Macht der Armee Friedrichs des Großen zu Grunde gerichtet. So beginnt denn unser Lied damit, daß die Preußen endlich die Scharte von Jena aus- gewetzt, daß sie sich wieder als echte Deutsche gezeigt. Nicht weniger fehlt geht die weitere Bemerkung von Morich: es folge „der Stolz des Volkes auf seinen biedern Sinn und sein edelstes Geschlecht“. Vielmehr heißt es, daß die Deutschen so immer gewesen, „das edelste Geschlecht“, edler als ein andres Volk, was dann in den Schlußversen ausgeführt

wird, „von biederem Sinn und reinem Hauch und in der Thaten Recht“. Wir können hier den Ausdruck keineswegs für glücklich und treffend halten, er ist recht gewöhnlich, der reine Hauch steht unter dem Zwange des Reims, nur „in der Thaten Recht“ finden wir Goethes kräftige Sprache wieder, wenn auch das in nicht bezeichnend genug erscheint. In der zweiten Strophe sieht Morsch „den Preis der Eintracht zwischen Fürst und Volk mit dem Preise innerer geistiger Freiheit“ und den „nochmaligen Mahnruf“ zusammenzuhalten; „nochmaligen“ mit Bezug auf das den Auftritt beginnende Wort der Einigkeit. Eigentlich sollte hervorgehoben werden, daß der große Erfolg dadurch errungen worden, daß Volk und Fürst fest zusammengehalten. Das wird dadurch nicht eben glücklich bezeichnet, daß alle, sowohl Fürst als Volk, jetzt frisch und neu seien, wie es vorher hieß, neugeboren. Hier stößt man sich doch an alles, das auf Volk und Fürst gehen soll. Das nach neu stehende Komma trübt die Satzverbindung. Es muß Punkt stehen, kaum Schröders Ausrufungszeichen, das am Ende der beiden folgenden Verse an der Stelle ist, die recht gezwungen lauten: „Wie du dich nun empfinden wirst, Nach eigenem Sinne frei“. Morsch und die Erklärer sagen nichts über die seltsame Anrede du, die ich nur als Anrede eines jeden an sich selbst fassen kann, wie schon bei Homer Odysseus sein eigenes Herz anspricht; veranlaßt scheint sie durch den Reim auf Fürst. Der Sinn ist: „Wie glücklich wirst du dich jetzt fühlen, da du nach eigenem Sinne lebst, frei bist,“ wenn nicht etwa nach eigenem Sinne frei zusammen zu nehmen ist; beides scheint hart. Und nicht weniger gezwungen fährt das Lied fort: „Wer dann das Innere begehrt, Der ist schon groß und reich.“ Das soll heißen: „Wer neben der äußeren Freiheit auch die innere sich zu erwerben sucht, wer sich selbst überwindet, ist glücklich, groß, durch das Selbstbewußtsein seiner sittlichen Kraft, und reich, weil er wenig Bedürfnisse hat“, nach der so anmutig von Horaz ausgesprochenen Lehre der Stoiker und der Weisen des Morgenlandes, die in Lessings „Nathan“ heiter gestreift wird. Wenn noch die Mahnung folgt, niemand werde ihnen gleich sein, sie würden keinem Volke weichen, hielten sie, wie sie jetzt gethan, ihren Wert, ihre Kraft, ihren Ernst und ihre Ausdauer zusammen, so kann hier nicht an das sonst hervorgehobene Zusammenwirken mit anderen deutschen und fremden Völkern gegen den gemeinsamen Feind, sondern nur an das Zusammenwirken aller Preußen zum gemeinen Besten gedacht werden. Man hat an das Wort Goethes erinnert: „Von nun an sollte kein Deutscher etwas auf eigene Hand unternehmen“. Der Wahlspruch „L'Union fait la force“ spricht denselben Gedanken aus. Auch diese Verse sind gerade nicht besonders treffend ausgeführt; das worin ihr Wert besteht, bleibt unausgesprochen.



Endlich die letzte Strophe!

Nun töne laut: „Der Herr ist da!“  
 Von Sternen glänzt die Nacht;  
 Er hat, damit uns Heil geschah,  
 Gestritten und gewacht.  
 Für alle, die ihm angestammt,  
 Für uns war es gethan,  
 Und wie's von Berg zu Bergen flammt,  
 Entzündet flamm' heran!

Bei Morsch lesen wir: „Das Ganze klingt aus in ein Tebeum deutscher Kämpfer und Männer, deren Gestalten umleuchtet werden von dem Freudenfeuer siegreicher Schlachten.“ Diese Deutung ist von Anfang bis zu Ende irrig, und wie dies zu den beiden ersten Strophen passe, sie eigentlich abschliesse, wird gar nicht gesagt. Aber Morsch folgt hier wesentlich v. Voepel. Schon dieser bezog den Herrn auf Gott, was er durch die Berufung auf die Freiheitsdichter der Zeit begründete, die den Sieg der Verbündeten Gott zuschrieben; das könnte, wenn es der Mühe wert wäre, aus zahlreichen Äußerungen der Zeitgenossen, wie aus Niebuhrs Briefen, und aus Goethe selbst belegt werden, der freilich auch das „Herr Gott, dich loben wir!“ nach der durch Teufelskunst gewonnenen Schlacht im zweiten Teile des „Faust“ ironisch beleuchtet hat. Ich will mich nicht darauf berufen, daß Goethe auch in unserem Festspiel die Anrufung Gottes absichtlich gemieden hat, mit Ausnahme des gangbaren Ausrufs, aber Herr heißen auch die Fürsten. Als Goethe im folgenden Jahre zum Empfange seines rückkehrenden Herzogs das Finale zu der beliebten Oper „Johann von Paris“ dichtete, ließ er die Prinzessin unter dem Zwange des Reims fingen:

Doch wer hat für Gott gestritten,  
 Für der Seele höchstes Heil,  
 Als mit allen, die gelitten,  
 Unser Herr an seinem Theil?

Später werden dort auch die Kaiser erwähnt, denen die Schar der Millionen den Streit gefördert, es wird der Könige gedacht, die diesmal selbst für sich gestritten, des Glückes, daß unserm Leben Gott und König „wiedergeben (wiedergegeben) sei als der Freiheit höchstes Pfand“, ja „Gotte, der uns gnädig erhört“, wird „Preis in Ewigkeit“ gegeben, „dem Fürsten, der sich und uns erhört“, wird Heil zur längsten Lebenszeit gewünscht, und zum Schlusse heißt es:

Reide verehrt in allen Landen!  
 Freiheit ist auf ewig erstanden.

So bequem machte es Goethe sich damals bei den Gelegenheitsgedichten für die Weimarische Bühne. Bedächtiger war er freilich, wo

es sich um die preußische Königsstadt handelte, aber die hastige Eile riß ihn auch bei diesem Schlußchor hin. Voeper glaubt seine Deutung auf Gott auch durch den folgenden Aufblick zum Sternenhimmel stützen zu können, weil er den Sinn der Worte: „Von Sternen glänzt die Nacht“ nicht verstand. Es ist ein bildlicher Ausdruck dafür, daß jetzt alles Dunkel (alle Not) verschweicht ist. Des heitern Sternenhimmels, der „sternreichen Höhen“ war auch im vorhergehenden Auftritt gedacht. Hier wird bemerkt, der König sei zurückgekehrt und alle Not und Sorge, die ihn bebrängt hatte, geschwunden. Als entschiedensten Beweis, daß Voepers Deutung irrig sei, hatte ich die Worte „die ihm angestammt“ (5) angeführt, die nach jener Deutung besagen würden, die Deutschen seien Gottes Kinder, die Franzosen des Teufels. Wie sich Morσχ durch die Äußerung des Apostels Paulus dagegen wehren kann, der nach Anführung eines griechischen Dichterwortes bemerkt: „So sind wir denn göttlichen Geschlechts“, will mir nicht einleuchten. Schröder ist auf den Einfall gekommen, ihm brauche nicht auf der Herr sich zu beziehen; er versteht unter ihm das bisher mit keinem Worte erwähnte Vaterland; seine Willkür steigert er dadurch, daß er das im vierten Verse der vorigen Strophe erwähnte unschätzbare Gut, das offenbar nur die Freiheit sein kann, auf das Vaterland, bezieht. Dabei übersieht er, daß jene Strophe erst neun Monate später eingedichtet ist, wonach diese Mißdeutung für die viel früher entworfene Schlußstrophe nichts beweisen könnte. Auch kann ihm angestammt nur heißen, seinem Stamme gehörig, und von einem Stamme Gottes zu sprechen, dem die Menschen entsprossen seien, läge Goethe so fern wie der gangbaren Vorstellung. Trotz alledem hat Morσχ seine Behauptung gewagt, und bei der herrschenden Urteilslosigkeit, welche die ersten Grundsätze besonnener Auslegung verkennt, hat er damit Beifall gefunden. Morσχ hat auch das große Wort gesprochen: „von einem Könige, der im Felde stand, es besonders hervorzuheben, daß er „gestritten und gewacht“, wäre überflüssig, ja abgeschmackt.“ Aber das „gestritten“ ist keineswegs ein unbedeutender Zug. Der König, der früher so scheu gewesen und durch seine Schwäche die besten Zeiten verpaßt hatte, zeichnete sich seit 1813 dadurch aus, daß er alle Beschwerden des Krieges mit den Truppen teilte, Beispiele persönlicher Tapferkeit gab und in den Kampf zuweilen mit Einsicht und gutem Erfolge eingriff. Wie konnte Morσχ diese geschichtliche Thatsache unbeachtet lassen! Aber er übersah sogar, daß es nicht bloß heißt, „gestritten und gewacht“, sondern unmittelbar davor steht, „damit uns Heil geschah“, was dann noch durch die Verse ausgeführt wird: „Für alle, die ihm angestammt, Für uns war es gethan“. Die vier Verse (3 — 6) ergäben sich als völlig überflüssig, wenn der Herr Gott wäre;

sie finden ihre Erklärung nur dadurch, daß der König Friedrich Wilhelm III als Heldenkönig im Kampfe gegen den Welseroberer, der einst bei Jena Preußen fast vernichtet hatte, heute am Tage seines Einzuges in sein ihm zujubelndes Berlin gefeiert werden sollte. Selbst der Ausbruch „der Herr ist da!“ kann nicht auf Gott bezogen werden. „Ist da“ heißt nach stehendem Gebrauche „ist zu Hause“. Im Sinne „der alte Gott lebt noch“ kann es aber so wenig stehen, als zur Bezeichnung, Gott habe ihnen im Streite beigestanden. Und die Hinzufügung des Schlußchores kann nur durch die Absicht veranlaßt sein, auf den eigentlichen Zweck des Festspiels schließlich hinzudeuten, nicht durch den Wunsch, ein mattes Lebeum hinzuzufügen. Selbst die beiden letzten Verse der Strophe hat man mißverstanden, indem man dabei an die Freudenfeuer auf den Sieg bei Leipzig am 18. Oktober 1814 dachte, die Goethe selbst zu Frankfurt sah; denn der Schlußchor war schon viertelhalb Monate vor jenem Freudenfeuer gedichtet. Es schweben „der Berge Feuerzeichen“ aus Schillers „Wilhelm Tell“ vor („von Berg zu Bergen“, wie Goethe richtig in der „Iphigenie“ sagt, im Gesange der Parzen IV, 5); er selbst hatte ein solches Feuer oft zu Jena gesehen und in Italien bei drohendem Schiffbruche die Feuer der Ziegenhirten auf den Felsen. Der Sinn ist: „Unser Entzücken soll so mächtig aufwallen, wie auf allen Bergen auflodernde Freudenfeuer“. Was die Anknüpfung der dritten Strophe an die zweite betrifft, so macht nun den Übergang vom dauernden Gefühl der mit deutscher Volkskraft errungenen Freiheit zur heutigen glorreichen Rückkehr des Königs, der mit seinem Volke für die Freiheit seines Landes gekämpft. Die in den Werken hinzugefügte Strophe wurde erst gedichtet, als er die Kunde empfangen, „des Epimenides Erwachen“ solle endlich am Jahrestage des Einzugs in Paris, leider ohne die Anwesenheit des Königs, aufgeführt werden, der erst der Wiederholung der Vorstellung am 1. Juni beizwohnte. Diese nicht ungelungene Strophe, deren Schluß bei der Aufführung in Weimar zur Feier des Geburtstages der Großherzogin mit Bezug auf den zweiten Einzug in Paris verändert wurde, stört den Zusammenhang. Wie wenig sich die drei ursprünglichen Strophen durch Inhalt und lebendigen Redefluß zu einem Volksgefange eignet, glaube ich gezeigt zu haben, nur die letzte dürfte als Empfang des Königs zu einem solchen sich allenfalls eignen, wäre nicht die Beziehung am Anfange zu undeutlich ausgesprochen.

Nachträglicher Zusatz. Daß Goethe unter dem „Herrn“ den König verstanden habe, dessen Rückkehr nach Berlin das Festspiel feiern sollte, ergibt sich zum Überflusse auch aus einem Umstande, auf den Stielitz eben in seiner äußerst sorgfältigen, manches Neue bringenden Arbeit im sechzehnten Bande der Weimarischen Ausgabe aufmerksam ge-

macht hat. Als Goethe erfuhr, daß bei der ersten Aufführung des Festspiels der König noch nicht anwesend sein, er erst später von Wien zurückkehren werde, änderte er das seine Anwesenheit voraussetzende „Nun tönet laut“ in „Nun töne bald!“, wo „bald“ offenbar auf die baldige Rückkehr des Königs deutet, dessen Anwesenheit bei der früheren Fassung vorausgesetzt war. Fielitz vermutet, auch diese Änderung habe Goethe an den Grafen Brühl geschickt, sie sei aber nicht aufgenommen worden, wohl weil man dort unter dem „Herrn“ Gott verstanden habe. Jedenfalls ist „Nun töne bald“ eine mit Bezug auf die Umgestaltung der vorhergehenden Verse gemachte Änderung, die Goethe unmöglich hätte vornehmen können, wenn er bei den Worten „Der Herr ist da!“ den Beistand Gottes im Sinne gehabt hätte. Die Ausflucht, er habe sich selbst in dem mißverstanden, was er im vorigen Jahre gedichtet, wäre völlig haltlos. Auch hören wir jetzt erst, daß der Kapellmeister Weber, als er Goethe in Berlin besuchte, nicht bloß einen Schlußchor forderte, sondern auch die Melodie vorspielte, nach welcher er ihn gedichtet wünschte, Goethe sie genehmigte und sogleich ein oder zwei Strophen danach machte (etwa die erste Hälfte der beiden ersten Strophen), so daß das Lied ursprünglich in vierverfügen Strophen gedichtet wurde. Den ganzen, damals nur aus Strophe 1, 2 und 4 bestehenden Schlußchor sandte Goethe erst Ende Januar 1815; er hatte ihn zurückgehalten bis zur Zeit, wo die Aufführung fest bestimmt sei, damit man ihm wenigstens die Frische des Augenblicks anmerke. Vielleicht war der Chor auf Veranlassung einer Vorlesung des Festspiels am Abend des 5. Januar vollendet worden. Nur in der ursprünglichen Melodie, nach der Goethe ihn gedichtet, sollte man ihn singen, wenn man ihn dazu geeignet glaubt.

## Georg Leopold Weyland, Goethes Straßburger Genosse.

Zu Jahrgang VIII, S. 291 Anmerkung.

Von Heinrich Dünker in Köln a. Rh.

Die wunderliche Sage, Weyland sei in das Frankfurter Bürgerrecht seines Großvaters eingetreten, ist endlich durch die auf meinen Wunsch angestellten Untersuchungen von Dr. Heinrich Pallmann aufgeklärt worden, der mir die Mitteilung seiner Ergebnisse gütigst gestattet hat.

Der Großvater war der zu Kirn am Einfluß des Hahnebachs in die Nahe, im Jahre 1767 geborene Georg Friedrich Weylandt, der von 1695 bis 1733 Pfarrer zu Sedbach (nordöstlich von Frankfurt) war, wo unter ihm in den Jahren 1708 bis 1710 die Ortskirche gebaut

wurde. Im Jahre 1717 beantragte der Inspektor und evangelische Pfarrer Weylandt beim Frankfurter Räte die Aufnahme seiner Frau und seiner beiden Söhne in die löbliche Bürgererschaft. Am 1. September beschloß der Rat diesem Gesuche zu willfahren, wobei er, „in sonderlicher Consideration seiner bei vielen Gelegenheiten der (zu Frankfurt gehörenden) Gemeinde zu Bornheim in die etliche und zwanziger Jahre geleisteter guter Assistenz und desfalls erworbener Meriten“ das Bürgergeld im ganzen auf 12 Gulden festsetzte. Im Jahre 1733 kam Weylandt als Pfarrer nach dem nahen Bergern, wo er am 23. März 1737 starb und in der Kirche begraben ward. Er war nie Frankfurter Bürger gewesen, hatte aber in seinem 50. Jahre das Bürgerrecht für die Seinigen erworben. Am 27. Mai 1740 traten seine beiden Söhne als Bürgeröhne in das Bürgerrecht ein: Dr. med. Georg Leopold Weylandt und sein Bruder Johann Carl Wilhelm Weylandt Juris utriusque Candidatus leisteten den Bürgereid. Der ältere trat gleichzeitig in das Kollegium der Ärzte und blieb, bis er durch den Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt in die 1736 nach dem Tode des Grafen Reinhard III., als dessen Schwiegersohn, ihm zugefallene Grafschaft Hanau-Lichtenberg nach Buchsweiler als Leibarzt berufen wurde. Schon vor ihm war sein jüngerer Bruder in Buchsweiler angestellt worden, wo er sich als Licentiat und Konsistorial-Sekretär mit Marie Salome Schulmeister verband. Er starb frühe und hinterließ eine 1744 geborene Tochter Elisabeth Katharina, welche den Bruder der Frau Pfarrer Brion, den spätern Regierungsrat in Saarbrücken, Christian Gottlieb Schöll, heiratete. Der Arzt führte die Witwe seines Bruders heim; das erste Kind dieser Verbindung war eine Tochter, die am 24. September 1749 geborene Karoline Sophie Salomea, die Erzieherin der Kinder Ludwigs X. von Hessen-Darmstadt, die 1808 in Darmstadt starb. Ihr folgte als erster Sohn der am 29. August 1750 geborene Friedrich Leopold, der seinen Vater schon am 11. November 1766 verlor. Außer dem genannten Paar hinterließ der Arzt noch eine am 23. Mai 1752 geborene Tochter Luise Dorothea, die im Jahre 1780 einen Sohn des Pfarrers in Miesesheim heiratete, der in Versailles angestellt war, und ein erst zwanzig Monate altes Söhnlein. Den im zwanzigsten Jahre stehenden Friedrich Leopold lernte Goethe im April oder Mai 1770 kennen; Ende Juni besuchte er mit ihm die Halbschwester und den Halbschwager Schöll in Saarbrücken; im Oktober wurde er von ihm bei Pfarrer Brion in Sessenheim eingeführt. Weylands Unwille, daß Goethe Friederiken, die durch ihn ins Gerede gekommen war, nicht heimführen konnte, sprengte im Juni 1771 den Freundschaftsbund. Ende August 1771 kehrte Goethe nach Frankfurt zurück. Weylandt führte trotz des Bruches mit Goethe seinen Entschluß aus, sich als Arzt, wie

sein Vater, in Frankfurt niederzulassen. Das dazu nötige Bürgerrecht konnte er als ehelicher Sohn eines Frankfurter Bürgers leicht erhalten. Bald nachdem er in Straßburg promoviert, im Winter 1772, kam er nach Frankfurt, wo er am 12. Dezember als *filius civis*, wie der gangbare Ausdruck war, den Bürgereid und dann auch den Eid als Arzt leistete. Er wohnte zur Miete auf dem Frierischen Plätzchen. Von seinen Frankfurter Bekannten wissen wir nichts. Fast drei Jahre lebten Goethe und Weyland in derselben Stadt nebeneinander, ohne sich zu berühren; freilich brachte Goethe einen guten Teil auswärts zu, in Darmstadt, Weßlar und auf der Schweizerreise. Weyland erlebte in Frankfurt noch die Begeisterung, mit welcher „Gök“ und „Werther“ aufgenommen wurden, und die tollen Fabeleien, die man sich von Goethe, besonders zur Zeit der Bilivirren, auf seine Kosten erzählte. Als der Herzog von Weimar im September 1779 mit dem Geheimerat Goethe dessen elterliches Haus besuchte, war Weyland wahrscheinlich noch in Frankfurt, das er wohl erst im Spätherbst verließ. Er hatte den größten Teil seines Vermögens während der sieben Frankfurter Jahre zugezehrt. In Buchsweiler fand er als Arzt die freundlichste Aufnahme, wenn er auch nur den Titel Hofrat erhielt, nicht, wie sein Vater, Leibmedikus, Land- und Stadtphysikus wurde. Eine glückliche Ehe schloß er am 3. Oktober 1781 mit der Tochter des Kammerrats Aulber zu Rugenhäusen, starb aber schon vor dem Ende des Jahres 1785. Er hinterließ einen Knaben und eine Tochter; der Knabe starb frühe, die Tochter verheiratete sich nach Rußland. Die Witwe wurde die Erzieherin des Königs Ludwig I. von Bayern, der für ihr Auskommen fürstlich sorgte, und als sie 1837 in Mannheim starb, seinen Dank noch auf ihrem Grabstein aussprach. Goethe sollte in Weimar mit dem jüngeren Bruder Philipp Christian, der zu seiner Straßburger Zeit erst im sechsten Jahre stand, in nähere Verbindung treten, da er, nach längerem Aufenthalte in Paris, Geheimschreiber des Herzogs Karl August wurde. „Weyland ist ein gar waderer Mann“, schrieb Goethe schon 1790. Auch dem schon vor fünf Jahren verschiedenen Bruder hatte es an Einsicht, Ausdauer, Gemütlichkeit und Treue nicht gefehlt, wenn er auch weniger thatkräftig, mehr verschlossen und launenhafter gewesen sein mag. Daß Friederike durch ihre treue Liebe zu Goethe abgehalten wurde, einen anderen, ihrer würdigen Mann mit ihrer Hand zu beglücken, schmerzte den treuherzigen Georg Leopold sein ganzes Leben, und mochte er auch allmählich Goethes Schuld in milderem Lichte sehen, besonders 1779 nach dem Besuche Goethes in Sessenheim auf der Schweizerreise, unmöglich war es ihm, sich dem berühmten Manne zu nähern, mit dem er als Student grollend gebrochen hatte.

## Ein weiterer Brief und Reime Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä.

Am Jahresschlusse 1879 schreibt Hildebrand an seinen (ob. S. 93/94) erwähnten, früheren Schüler:

„Mein lieber Herr Doktor,

Ich schulde Ihnen Dank für mehrere freundliche Zusendungen, auch für Ihren Glückwunsch zur Verlobung meiner Tochter. Entschuldigen Sie mich mit gebrängter Arbeitslage bei noch zubringenden äußeren Dingen, die Geist und Seele vollauf in Anspruch nehmen, zum Teil mehr als vollauf. So bin ich auch in Ihrem Schriftchen über die merkwürdige . . . noch nicht weit gekommen, so sehr mich die Sache anspricht und belehrt. Aber die Dankschuld soll nicht ins neue Jahr mit hinüber gehen. Ich freue mich lebhaft, daß Sie im Aufklären . . . so rührig sind und daß Sie dabei meiner so liebenswürdig gedenken. Wissen Sie, daß ich beinahe . . . einmal ans Staatsarchiv gekommen wäre? Es war ungefähr 1864,<sup>1)</sup> als mir der verstorb. Gersdorf eine Stelle unter der Hand antrug, und ich hatte ja wol Lust dazu, auch hielt mich nicht gerade die Schule ab (die mich elend<sup>2)</sup> genug bezahlte), aber ich war in Grimms Wörterbuch schon zu tief verstrickt und damit an Leipzig und die Verlagshandlung gefesselt, als daß ich da hätte abbrechen können. Gersdorf meinte damals, ein Sprachkenner wäre erwünscht, ja nöthig dort. . . .

Ihre Schrift ist mir sehr belehrend und willkommen, die höchst unerquickliche Zeit wird da doch deutlicher in ihren innerlich gegebenen Nothwendigkeiten, auch z. B. des Kurfürsten Stellung und Verhalten wird mir nun erst begreiflich, auch sein Charakter deutlicher. Also besten Dank, liebster Herr Doktor, für alle Ihre Treue und Liebe, und meine besten Wünsche für Ihr eigenes Wohl zum neuen Jahr (das noch mit einer modernen Gräueltat<sup>3)</sup> schließen muß!) u. s. w.

Ihr herzlich dankbarer

R. Hildebrand.“

Im Januar 1891 lud der Empfänger dieser, für ihren Schreiber überaus charakteristischen, auch sonst beachtenswerten Zeilen, Hildebrand

1) Nach Schladiß wurden Falke, bezw. von Posern-Klett Archivare (man vergl. die Staatshandbücher für das Königreich Sachsen 1862 ff.).

2) Er bezifferte 1870 seinen Jahresgehalt: 700 Thaler.

3) Gemeint ist das Attentat auf den Zaren, Alexander II., 1. 12. 79.

zu einem deutschen Schlachtfeste in sein Landhäuschen ein. In Reimen, die also begannen, schrieb dieser später:

„Also ein fettes Schwein geschlacht  
Und meiner auch dabei gedacht!  
Hat mir nicht wenig Spaß gemacht —  
Sie habens wahrlich weit gebracht —  
Wenn ich uns so zurücke denke  
Bis auf und an die Quintabänke . . .“

Op. 21.

## Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1893.

Von Rud. Dietrich in Zürich.

Georg Heydner, ein Meister des deutschen Unterrichts in der Volksschule<sup>1)</sup>, bemerkt im ersten seiner „drei wichtigen Kapitel vom Unterklassenlesebuch“ (Prakt. Schulmann [Leipzig], Heft IV—VI) über die Anforderungen, die an den Herausgeber eines Volksschullesebuchs zu stellen sind: „Wer nicht ein tiefes Verständniß der Kindesnatur besitzt, wer seinen Geschmack nicht am besten, was auf dem Gebiete der Litteratur hervorgebracht wurde, gebildet hat; wer nicht auch die besten kritischen Schriften auf sich hat wirken lassen; wer nicht ein Freund des Volkstümlichen ist; wer nicht auch zu den anderen Künsten in einem Herzensverhältnis steht: der besitzt nach meinem Dafürhalten die zur Herausgabe eines Lesebuchs nötige Dualität nicht.“ Im „dritten Kapitel“ verwirft H. „die Einordnung der Lese Stoffe nach realistischen Gesichtspunkten, überläßt vielmehr den humanistischen Stoffen die Führerrolle und schließt an diese die realistischen Stoffe, gemäß den realistischen Motiven der Hauptstoffe, an.“ — Vom Lesen selbst, vom „richtigen Lesen“ handelt H. Hef im Österr. Schulboten (Wien, S. II). Er wendet sich gegen die in den ungeheuer ausgedehnten Schichten der Mittelmäßigkeit noch immer „geltende“, von manchem wohl gar als wissenschaftlich geachtete Scheibung des Schullebens in „mechanisches, logisches und ästhetisches“. „Das erstere — erklärt Hef — ist für sich allein ein der Schule nicht würdiges Un Ding, das letztere ein über die (Volkss-) Schul-Sphäre hinausliegendes Höheres; das logische Lesen schließt das mechanische, soweit es Berechtigung

1) Vgl. seine beiden Schriften: Das Lesebuch in der Volksschule. Nürnberg, Korn 1891. — Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. Leipzig, Richter 1894.



hat, ein und nimmt vom Ästhetischen herüber, was schulmäßig ist. Mit einem Worte, in der Schule giebt es nur ein logisches Lesen. Der geradezu bodenlose Widersinn des mechanischen Lesens in der landläufigen Bedeutung des Wortes liegt so klar auf der Hand, daß nur bornierte Unbelehrbarkeit sich dagegen sträuben kann“. Und ganz so — fügen wir hinzu — verhält es sich mit dem „ästhetischen Lesen“. Das „logische“, das sinngemäße Lesen ist zugleich schön, soweit man überhaupt diese Bezeichnung auf das Lesen anwenden will oder darf. Also: es gilt nicht bloß in der Volksschule (wie Hefß meint), sondern allenthalben ausschließlich sinngemäßes Lesen; es giebt jenseits der „Schulphäre“ nichts „Höheres“.

Aber gegenwärtig steht noch — wie gesagt — jene Dreieit in hohem Ansehen. Das wäre nun ein Punkt, wo von den Fortschritten, welche im Bereiche des deutschen Unterrichts während der letzten zehn Jahre thatsächlich gemacht worden sind, nichts zu spüren ist. Und es ist nicht der einzige Punkt dieser Art. Man beobachtet z. B. noch auffallend häufig Verstöße gegen Unterrichtsregeln, deren Naturgemäßheit doch völlig klar ist. Darum erscheint es durchaus nicht als überflüssig, wenn der Wolliner Rektor Neufeld (Pomm. Blätter f. d. Schule und ihre Freunde [Stettin], Nr. 4) in seinem Aufsatze über „Sprache und Sprachzucht“ mahnt: „Vor allen Dingen ausreden lassen, nicht fortwährend unterbrechen! Fehler dürfen nicht durchgehen; aber die Schüler selbst sollen sie verbessern. Es giebt nichts, was die Aufmerksamkeit der Klasse mehr anregt und das Sprachvermögen mehr fördert. Schroffes Ablehnen und Dazwischensfahren schüchtert ein und macht mutlos. Daher kommen die vielen, die nicht antworten mögen, auch wenn sie es könnten; und mancher verdirbt es, weil er es ganz gut machen will, aber zaghaft und unsicher darangeht.“ Zu verbessern seien „die landläufigen Fehler, die jede Gegend hat“. In diesem unermüdblichen Berichtigten liege „die eigentliche Aufgabe der Grammatik“. — Den gleichen Gedanken führt H. Wigge („Zur Analyse des kindlichen Sprachschages“, Pädag. Zeitung [Berlin], Nr. 41. 42) weiter aus. Er erinnert zunächst an das Wort Vollbedings (in dessen „Katechismus der deutschen Sprache“ v. J. 1798): „Man spreche mit dem Kinde fleißig und lasse daselbe alle Sprachfehler vermeiden. Dann lasse man es die besten deutschen Schriftsteller fleißig lesen. Ganz zuletzt, wenn es der junge Mann soweit gebracht hat, daß er richtig sprechen und schreiben kann, lehre man ihn die Regeln der Sprache selbst.“ Ob denn dieser Grundsatz bei uns allgemein gelte? Das sei nun zwar zu verneinen; aber „wir sind (doch wenigstens) heraus aus dem grammatischen Aberglauben“. Das „Prinzip der Gewöhnung“ (im Gegensatz zu demjenigen der Belehrung) ist als

das einzig richtige anerkannt, wird „tiefer und schärfer durchdacht ob seiner praktischen Gestaltung, und was dabei herausgesprungen ist für die Schulpraxis, das eben ist der Fortschritt, den wir gemacht haben.“ Objekt der Gewöhnung muß des Kindes eigener Sprachschatz sein. Die grammatischen Fehler, die mündlich und schriftlich zum Vorschein kommen, sind die natürlichen Anknüpfungspunkte — und damit „fällt die ganze Mustersatztheorie“. Im übrigen verweist W. auf die Vorschläge des Direktors Krause=Cötthen<sup>1)</sup>, die er folgendermaßen beurteilt: „Sie sind nach meinem Dafürhalten das Ergebnis einer hundertjährigen, in Kreuz- und Querzügen aufgegangenen Entwicklung. Ihre Verwirklichung würde der erste Schritt sein, den die Schulpraxis über Vollbeding hinaus thun würde. Bis jetzt hat sie ihn nicht gemacht. Den Fortschritt herbeizuführen liegt allein an uns; er geht nur durch unser Wollen.“ Und wie Krause „eine sorgsame Analyse des kindlichen Sprachschatzes ob seiner grammatischen Fehlerhaftigkeit während des gesamten Sprachunterrichts“ verlangt, so fordert W. das Gleiche für die Satzkonstruktionen zum Zwecke der Zeichensetzung. Die gesammelten Ergebnisse dieser und jener „Analyse“ bilden des Lehrers wertvollsten Leitfaden.

In demselben Fachblatte (Nr. 24) legt E. Wille die Vorteile des „Unterrichts in der Wortkunde“ dar; er beruft sich im ganzen und einzelnen auf Rudolf Hildebrand und bringt eine Anzahl Beispiele.<sup>2)</sup> Mit Recht betont er auch, daß der Lehrer, wenn er sich eine weit- und tiefgehende Wortkenntnis erworben hat, ein feines Gefühl dafür besitzt, ob die Kinder seine Worte verstehen oder nicht. „Dieses Gefühl ist eine der vorzüglichsten Lehrgaben.“ Auf Seiten der Kinder werden Wortkenntnis und Wortverständnis „oft ohne weiteres vorausgesetzt; der Erfolg des Unterrichts ist dann ein totes Wortwissen, ein Maulbrauchen“. Solches

1) Vgl. Jahrg. 1893 d. J., S. 829, 831/2.

2) Seine Veranschaulichung und Ausprägung der Begriffe mutig (Übermut), tapfer, lähn erscheint mir nicht einwandfrei. Und wo bleibt die Erziehung zur Wahrhaftigkeit (die W. selbst stark betont), wenn er — nur um mit dem Famen (Fangneß) unser hämisch erklären zu können — behauptet, Fischer und Jäger (die das Netz ausstellen), „empfinden Freude über den Schaden, den die Tiere haben“ —? — Übrigens wird beim Unterricht in der Wortkunde auf die Hausprache (Mundart) der Kinder Rücksicht zu nehmen sein. Nun bedeutet in der Gegend von Stuttgart (wohl nicht dort allein) tapfer — schnell, auch sofort; z. B.: „lauf tapfer“ = lauf schnell; „tapfer is“ = sofort ist du (etwa Kindern gegenüber, die eine Speise nicht mögen, deshalb zögern u. s. w.); „tapfer tapfer!“ Wie gelangt man (in der Schule) von diesem mundartlichen zum schriftgemäßen tapfer? Viellecht indem man von dem „tapfer is“ ausgeht, auf die Überwindung zu sprechen kommt, die es kostet, etwas, das unangenehm schmeckt, zu essen, und „ganz aufzueffen“. — Weigand und Sanders erwähnen den schwäbischen Begriff nicht, und Grimms Wörterbuch ist noch nicht soweit gediehen.

zu verhüten, ist Aufgabe des Unterrichts in der Wortkunde, der damit zugleich der Erziehung zur Wahrhaftigkeit die besten Dienste leistet. Übrigens müsse man in ihm — meint Wille — ein Zeichen der Zeit erkennen; er unterstütze das „Streben“, das heute „in der Pädagogik dahin geht, zur Natur zurückzukehren, die Kinder als Kinder zu behandeln, den Lehrer freier auf das Kind einwirken zu lassen und darum die alten Unterrichtsformen zu zerbrechen, die aus einer Überschätzung der Unterrichtsstoffe hervorgegangen waren“.

An dem „Zerbrechen der alten Unterrichtsformen“ beteiligt sich u. a. auch ein Berner Lehrer. Es dürfte für unsere Leser von besonderem Interesse sein, seine „Ratschläge zum Kapitel des Aufsatzes“ (Berner Schulblatt Nr. 46) zu vernehmen. Es spricht da ein muskel- und nervenstarker Herr, der entschieden und herb dreinfährt, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, Erfolg verspricht — der sich alles mundgerecht macht, mag es auch auf Kosten des Sprachgeistes oder des guten Geschmacks gehen. (Er redet z. B. von der „Loskriegung des richtigen sprachlichen Ausdrucks“.) Trotzdem oder vielleicht eben deswegen ist der Beitrag zum „Kapitel“, auch „Fach des Aufsatzes“ gar unterhaltsam, auch anregend zu lesen. Für die „Inhaltsangaben“ wähle man — rät der ungenannte Schulmann — kurze, interessante, weder in den Schulbüchern sich vorfindende, noch den Kindern sonst bekannte Erzählungen, vorzüglich solche mit lustigem und witzigem Inhalt. „Zu Beschreibungen wähle man den ersten besten bestimmten Gegenstand, der nicht schon in den ersten Schuljahren im Anschauungsunterricht breitgequetscht worden ist.“ „Bei der Präparation ist der Gebrauch der Mundart nicht nur zulässig, sondern geboten: a) um schnell ein intensives und unmittelbares Verständnis des Themas zu ermöglichen, b) um eine gedächtnismäßige, fast Satz für Satz gleichlautende schriftliche Wiedergabe zu verunmöglichen.“ „Ein Haupterfordernis, von dem meinen Erfahrungen zufolge  $\frac{1}{10}$  des Erfolges beim Aufsatzunterricht abhängt, ist, daß der Lehrer mit eiserner Zucht und Strenge darauf dringt, daß jeder Buchstabe, jede Zahl und jedes Zeichen sauber und korrekt geschrieben werden.“ (Deshalb läßt er in allen — außer den beiden obersten — Klassen „jeweilen zu Anfang des Schuljahres“ auf die erste Heftseite zehn Schreibregeln eintragen.) „Das gut vorbereitete Aufsätzchen wird ohne weiteres ins Aufsatzheft geschrieben“ (kein „Aufsetzen“ vorher); bei der Korrektur wird auch „jeder unkorrekte Buchstabe u. s. w. und jedes Geschmier“ angestrichen. „Diese Striche müssen von den Schülern gezählt und auf der ersten Linie nach dem Aufsatz verzeichnet werden wie folgt: Schmierstriche u. s. w. Das hilft — und: Sauberheit, Nettigkeit und Korrektheit in der Schrift gewonnen — alles gewonnen.“

Zum Schluß mache ich auf eine Abhandlung (Deutsche Schulpraxis [Leipzig], Nr. 32) aufmerksam, welche — allerdings nur andeutungsweise — beachtenswerte Vorschläge für den deutschen Unterricht in Fortbildungsschulen bringt. Man darf den jungen Leuten — meint der ebenfalls ungenannte Verfasser — wohl ein deutliches Wort über gute und schlechte Stücke des heimischen Schrifttums sagen; man soll sie zum Lesen aufmuntern, sie Lesefrüchte sammeln, das Gelesene in knappen Auffäßen verwenden lassen, sie auf Faulheiten und Abergewohnheiten der Umgangssprache hinweisen. Weiterhin empfiehlt sich und eignet sich vorzüglich das Lesen von Handschriften: Briefen und amtlichen Schriftstücken verschiedener Art; jeder Lehrer kann sich ohne große Mühe und Kosten eine Sammlung derartigen Lesestoffes anlegen. Das hier vorgeschlagene Lesen wird nicht selten zum Übersetzen werden: besonders wenn allerlei amtliches Schriftwerk vorliegt. Denn da gilt es, das Kanzlei-Kauderdeutsch (oder -wälsch) zu zergliedern und in einfache, klare, genießbare, volksmäßige Sprache umzuwandeln. Ähnlich könnte man übrigens mit den wichtigsten Gesetzesbestimmungen verfahren; alle juristischen Gesetze sind ja bekanntermaßen in schlechtem, schwer verständlichem „Deutsch“ verfaßt. Endlich die Übungen in freier, einfacher, kurz gehaltener Rede, auf die gar nicht genug Gewicht gelegt werden kann: sie bedeuten Kampf gegen das „Maulbrauchen“; sie befähigen den Jüngling, seine eigenen Gedanken frisch und klar zum Ausdruck zu bringen — und den Mann, persönliche Ansichten und Überzeugungen offen und einfach auszusprechen, durch ein geschicktes Wort die verkehrte Meinung anderer zu entkräften, die Nichtigkeit leichten Geschwäzes zu brandmarken; steigern kann sich diese Fähigkeit bis zur Selbstständigkeit den Parteien, der Presse, dem Büchermarkt gegenüber. Denn die sprachliche Einsicht wird in unserer (des Verfassers „Fortbildungs“-) Schule durch eine vielseitige sachliche Einsicht ergänzt, wie sie namentlich aus tiefgehender Beschäftigung mit Staat, Gesellschaft, Haus- und Volkswirtschaft entspringt. — Verf. hat selbstverständlich nicht eine auf das bescheidenste Zeitmaß beschränkte Fortbildungsschule, vielmehr eine Art Bürger- oder Mittelschule (wie sie noch nirgends besteht), weiter auch die Gewerbeschule im Auge. Was die zuletzt genannte Anstalt betrifft, so werden seine Anträge von dem in Kunstgewerbekreisen wohlbelannten Österreicher F. v. Feldweg unterstützt. Dieser brückt seine Ansicht am schärfsten in der allgemeinen Bemerkung aus: „Wer seine Muttersprache nicht in Wort und Schrift richtig zu gebrauchen versteht, der gehört zum Proletariat, und wenn er Hunderte von Arbeitern beschäftigte und zehnfacher Hausbesitzer wäre; das Proletariat aber ist allzumal international: ihm fehlt das nationale Bewußtsein, weil, um ein solches zu besitzen, die erste Bedingung die

ist, daß man auch ein gemeinsames nationales Gut — hier das geistige — gelten läßt und als solches ausdrücklich anerkennt.“ (Vergl. „Gewerbliche und nationale Bildung“, in der Zeitschr. f. Zeichen- u. Kunst-unterr.<sup>1)</sup>, Heft X.)

### Aus Rudolf Hildebrands Unterrichtspraxis.

Von Georg Berlit in Leipzig.

Als ein bescheidener Nachtrag zu dem von Otto Lyon in dieser Zeitschrift (Heft 1 des laufenden Jahrganges), sowie dem in dem Neuen Jahrbüchern für Klassische Philologie und Pädagogik (Jahrgang 1894, Heft 12) entworfenen Lebensbilde Rudolf Hildebrands dürfte wohl die nachfolgende Mitteilung hier einen Platz finden, die sich auf des Unvergesslichen vieljährige Wirksamkeit an der im Jahre 1853 gegründeten Buchhändlerlehranstalt zu Leipzig bezieht und die uns zeigt, wie Rudolf Hildebrand schon hier der hohen Auffassung, die er vom Unterrichte im Deutschen in sich trug, Geltung zu schaffen bemüht war. Die Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuch erlaubte ihm nicht, neben seinem Lehramt an der Thomasschule seine Kräfte auch noch jener Anstalt, an der er zehn Jahre segensreich gewirkt hatte, zu widmen, und so schied er Ostern 1865 aus jener Stellung, die nach der Stundenzahl bemessen ja sehr bescheiden war — wohl nur den Sommer über erteilte er 2 Stunden wöchentlich —, in der er aber, wie die ihm zeitlebens bewahrte Liebe vieler nun angesehener Buchhändler, nach seinem Tode auch eine öffentliche Bekundung eines alten Schülers bezeugt hat (im Leipziger Tageblatt vom 16. November 1894), tief und nachhaltig wirkte.

Hier soll aus einem der Jahresberichte, dem 7. der „Lehranstalt für Buchhandlungsgehilfen“ aus dem Jahre 1862, die kurze Ausführung mitgeteilt werden, in der Rudolf Hildebrand zwar geschäftlich, aber in der seine Eigenart nicht verleugnenden stimmungsvollen Art und Weise über den Betrieb des ihm übertragenen Unterrichts Bericht erstattet. Die wenigen Sätze sind so inhaltreich, daß wir daraus schon die ganze Auffassung erkennen können, die ihn bei der Lösung einer wegen der Verschiedenartigkeit der Vorbildung jener Schüler keineswegs leichten Aufgabe leitete. Übrigens zeigt die jenem Berichte vorangehende allgemeine Betrachtung über Ziel und Aufgabe solcher Schulen, die der Leiter der Anstalt, Dr. Paul Möbius, abgefaßt hat, daß der Geist, in

1) Organ des Vereins österreichischer Zeichenlehrer (Wien)

dem die Schule regiert wurde, einer Lehrerpersönlichkeit, wie Hilbebrand, der es auf möglichst tiefe und weite Geistesbildung ab sah, volle Freiheit verstattete.

Der zu Anfang bloß sachliche Ton nimmt an Wärme zu, so daß man das Gefühl gewinnt, als halte hier eine von ungewöhnlicheren pädagogischen Überzeugungen volle Lehrernatur nur mühsam Ansichten in sich zurück, deren rückhaltlose Mitteilung — erst 1867 erschien ja der deutsche Sprachunterricht — ihr selber Bedürfnis sei und andere, die demselben Ziele nachtrachten, aufs willkommenste fördern und ermutigen müsse, den schon geahnten richtigen Weg gleichfalls zu betreten. Im Vordergrund steht, wie sich bei dem mehr praktischen Charakter der Anstalt ja begreift, die Anleitung zum schriftlichen Gebrauche der Muttersprache. Da heißt es denn:

„Fertigung von Aufträgen nach teils aufgegebenen, teils selbstgewählten Themen. Jene wurden so gestellt, daß möglichst Gelegenheit gegeben wurde, den geistigen Gesichtskreis des Jüngling teils in sich abzuklären, teils zu erweitern. Zuweilen aber ward den Schülern selbst die Wahl des Themas überlassen in der Weise, daß sie angewiesen wurden, irgend einen Gegenstand aus ihren eigenen Erfahrungen und Erlebnissen herauszugreifen und zu gestalten, daß möglichst ein in sich abgerundetes Bild daraus würde; der Erfolg dieser Selbstwahl war stets der, daß die Arbeiten mit größerer Lust gemacht und fleißiger, gewandter, gelungener wurden. Die Besprechung der vorgekommenen Fehler wurde so eingerichtet, daß sowohl die Kenntnis der Muttersprache als auch die Bildung des Urteils und Geschmacks möglichst vielseitig gefördert wurde, mit Entwicklung der in Frage kommenden Regeln so weit möglich unter Selbstbeteiligung der Schüler; gar oft wurde so von einer einzigen Arbeit fast die ganze Stunde in Anspruch genommen. — Dabei erklärende Lektüre, im Sommer 1860/61 von Schillers Wallenstein (ein andermal Tell), in dem 1861/62 von E. Altrogges deutschem Lesebuche. 3. T., 1. Abt. (Lüneburg 1857). Bei Schillers Dichtwerk wurde neben der fortlaufenden sprachlichen Rücksicht auch die reiche Gelegenheit möglichst ausgenutzt, die es bietet, um die Kenntnisse aus vielerlei Gebieten des Wissens, wie geschichtliche, geographische, kulturhistorische aufzufrischen oder zu erweitern oder tiefer zu begründen, soweit sie in den Kreis der allgemeinen Bildung unserer Zeit gehören. Altrogges Lesebuch bietet eine fortlaufende Reihe von Perlen unserer Litteraturgeschichte, sparsamer aus der älteren Zeit, reichlicher aus der neueren. Wenn dabei die älteren Stücke nicht übergangen, sondern in Auswahl gleichfalls gelesen und erklärt wurden, so geschah dies in der wohlbegründeten Überzeugung,

daß es auch für bloß allgemeine Mannesbildung ein wahrer Gewinn ist, die großen oder charaktervollen Schöpfungen unserer Vergangenheit einmal selbst gesehen, nicht bloß von ihnen gehört zu haben, daß es ein Gewinn ist, für die Bildung des Deutschen, auch in den Lebens- und Gedankenkreis der Nibelungen, der Gudrun, eines Fischart, eines H. Sachs einmal selbst einen Blick gethan zu haben, und das lebhafteste Interesse der Schüler daran war eine neue Bestätigung dieser Überzeugung."

Was hier vor etwa 30 Jahren einer mit mancherlei inneren Schwierigkeiten kämpfenden Anstalt als hohes Ziel gesteckt ward, das dürfen wir, die an Schulen mit voll ausgestaltetem Lehrplane zu unterrichten das Glück haben, gewiß zu erreichen nicht verzagen. Uns in Sachsen ist gottlob Raum und Freiheit gelassen, innerhalb des Rahmens der gesetzlichen Bestimmungen der Erfüllung der schönen Aufgabe, wie sie R. Hildebrand oben nur andeutend gezeichnet hat, nachzutrachten, und daß unsere Schulen mehr und mehr dem Ideale näher kommen werden, muß dem einheitslichen Zusammenwirken der mit dem deutschen Unterricht an einer Lehranstalt betrauten Männer gelingen. Rudolf Hildebrand durfte es mit Genugthuung erfüllen, daß die Regierung seines Heimatlandes der Verwirklichung seiner fruchtbaren Auffassung vom deutschen Unterricht den Weg nicht verbaut, vielmehr erst recht, mehr als sonst wohl amtlich geschehen ist, die Bahn frei gemacht hat.

## Ein dunkles Wort bei Hölderlin.

Von Robert Birtz in Plauen i. V.

Im 5. Stück des 4. Teils der Thalia von 1793 hatte Schiller das „Fragment von Hyperion“ Hölderlins aufgenommen. In diesem Bruchstücke, das der Veröffentlichung des Romans um vier Jahre voranging, findet sich (S. 217 der Thalia) die Stelle: „Freudig säuselte mir der Jubat (die Thalia wurde in lateinischen Lettern gedruckt) in den Locken“. Der Name Jubat, der einen Wind bedeuten soll, ist seitdem in allen neuen Abdrücken des Bruchstückes stehen geblieben, auch bei R. Köstlin (Dichtungen von Friedr. Hölderlin, Tübingen 1884), trotzdem der Herausgeber in der Einleitung S. LXI die „weniger bekannten Orts- und Personennamen“ im Hyperion zu erklären versucht hat. Auch Köstlin wußte offenbar mit dem Namen nichts anzufangen.

Ich nehme eine Erklärung vorweg, auf die ein „klassischer“ Philologe kommen könnte. Wir haben es an unsrer Stelle, würde er sagen,

dem Zusammenhange nach, mit einem Morgenwinde zu thun. Jubatus heißt u. a. auch strahlend, glänzend, in welcher Bedeutung es vom Leuchten der Gestirne gebraucht wird. Eos, die strahlende, ist die Mutter der Winde, die sich morgens erheben. Das Wort jubatus, das zur strahlenden Eos trefflich stimmt, ist auf den von ihr erregten Wind übertragen. Bestätigt wird die Vermutung durch das griechische Beiwort der Winde ἀγροῦρης oder ἀγροῦρης, was schnell, weiß, glänzend bedeutet. So ist das Wort Jubat „gerettet“. Diese dem Philologen naheliegende Erklärung ließe sich hören, die richtige aber ist folgende:

Jubat ist Druckfehler für Inbat, Inbat aber ist der in der lingua franca<sup>1)</sup> wohlbekannte Wind Imbatto<sup>2)</sup>, eine Italienisierung des ἰμβάτρος<sup>3)</sup>.

Wie kommt es aber, muß man billigerweise fragen, daß Hölderlin, der, scheint es, den imbatto durch Weglassung der fremdländischen Endung an das Deutsche annähern wollte, nicht Imbat, sondern Inbat schrieb? Dafür wird man meines Erachtens nach die Quelle, aus der er schöpfte, verantwortlich machen müssen. Bekanntlich verweilte Hölderlin, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, doch niemals selbst in dem Lande seiner Sehnsucht; für die Schilderungen also dieses Landes in seinem Hyperion und sonst war er auf Bücher von fremder Hand angewiesen. Fünfzehn Jahre nun vorher, ehe er sein „Fragment von Hyperion“ an Schiller zur Veröffentlichung in der Thalia übergab, waren in Leipzig die „Reisen in Griechenland“ von Rich. Chandler in deutscher Übersetzung erschienen. Gleich im ersten Kapitel dieses Buches fahren die Reisenden früh von Smyrna ab und werden von dem ihnen entgegenwehenden Inbat aufgehalten („Wie es Morgen ward, zeigte sich der Inbat und wir suchten Schutz in einer kleinen Bucht“); bei Hölderlin

1) Von den Italienern auch il levantino oder il gergo (Kaubertwelsch) levantino genannt, ein italiano „corrotto ed imbastardito“, durch Kaufleute aus Venedig und Genua in die Levante eingeführt, wo es heute noch fortlebt.

2) In diesem Sinne, als Name des bekannten Windes, ist der Ausdruck (vento d'imbatto) von Tommaseo in sein Dizionario di Sinonimi aufgenommen, neuerdings von Petrocchi wiederholt worden, aber mit Verweisung „unter den Strich“, den Petrocchi mit Glück auch für das Wörterbuch eingeführt hat. Der Bewohner Italiens kennt imbatto nur als Substant. von imbatters in der Bedeutung Hindernis oder Ereignis, doch ist auch dieses imbatto ungewöhnlich.

3) Die von der hohen See aus auf die Küste zwischen 10 und 11 Uhr vormittags „ansteigende“ Seebrise; im Altgriechischen in dieser Bedeutung nirgends. Nebenbei sei bemerkt, daß Becklein in seiner bekannten Schulausgabe der Medea des Euripides S. 95 nicht ganz richtig bemerkt, der ἰμβάτρος erhebe sich gewöhnlich nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, er erreicht allerdings um diese Zeit seine höchste Lebhaftigkeit. Siehe Neumann-Parisch, Pnyssikal. Geographie von Griechenland, Breslau 1885, S. 90. Auch bei Hölderlin und dem später zu nennenden Chandler ist von ihm als bereits am Morgen wehend die Rede.



fährt Hyperion morgens auf Smyrna zu und wird demnach vom Inbat, der ihm „freudig durch die Loden säufelt“ als dem für ihn günstigen Winde in den Hafen geleitet. Es besteht also wohl kein Zweifel, daß Hölderlin das Buch von Chandler las und daß er, der weder, scheint es, um imbatto noch um ἐμβάτης als dem bekannten Seewinde, der die Hitze des griechischen Sommers mildert, wußte, die englische Form Inbat (denn nicht Jubat steht in seiner Quelle) in sein Fragment (im vollständigen Roman findet sich der Inbat überhaupt nicht) auf Treu und Glauben aufnahm. So hätten wir denn den hartnäckig wiederkehrenden Druckfehler Jubat, der in aller Stille bereits sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat, als den griechischen ἐμβάτης entlarvt.

## Willems Reinaert in dem deutschen Unterricht.

Von Christian Semler in Dresden.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Goethe in Wahrheit und Dichtung.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, der reiferen Jugend in der Oberklasse der Gymnasien und Realgymnasien unsere herrliche Tierfage in der ursprünglichen Gestalt, wie sie Willems Werk bietet, zuzuführen, zugleich aber auch damit auf ein klassisches Beispiel des Komischen hinzuweisen. Was in der neueren deutschen Literatur der Zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist ist, das ist in der älteren das flandrische Gedicht Van den vos Reinaerde. Beide sind viel zu gut, um sie in dem literaturgeschichtlichen Unterricht mit einer flüchtigen Erwähnung abzufinden; sie müssen durch unsere höheren Lehranstalten ein Eigentum der Nation werden. Das Epische, Lyrische und Dramatische findet in den Schulen die entsprechende Würdigung; das Komische jedoch kommt nicht immer zur rechten Geltung, trotzdem es eine wesentliche Seite des menschlichen Geistes, zumal des Schönheitsfinnes ist, die Beobachtungsgabe schärft, zur Selbsterkenntnis führt und freudiges Lebensgefühl erweckt. Unser Seelenleben fordert es mit Notwendigkeit; deshalb sehen wir, wie auf das ideale Minnelied die verberben Klänge Nidharts folgen und auf die romantische Ritterdichtung die komischen Heldenthaten des Reinaert. In ähnlicher Weise reizten die Trauerspiele des Euripides den Lustspielmacher Aristophanes, und die phantastischen Ritterromane führten zum Don Quixote.

Wer von dem Betrachten der Bildwerke des Parthenons kommt und dann Homer in die Hand nimmt, findet hier mit freudiger

Erregung die Grundlagen des plastischen Stils, wie er in der Bildhauerei sich ausprägte. Dasselbe erleben wir hinsichtlich des malerischen Realismus, wenn wir von den Bildern der flandrischen Schule aus dem 15. bis 17. Jahrhundert uns zurückwenden zu Willem, dem Dichter des Keinaert im 13. Jahrhundert. Wer in Gent in der Kirche St. Bavo vor der Anbetung des heiligen Lammes von den Brüdern van Eyck gestanden und sich an Licht und Luft, an der Wiese mit den Weilchen und Gänseblümchen und an den so ungemein scharf geschnittenen Charakterköpfen gefreut hat; wer die Wolfsjagd von Rubens in London und seine Löwenjagd in München gesehen, die Rüchentische mit Bild von Snyders und Eyck kennt und die verblömmten Sittenbilder des Adriaen Brouwer im Gedächtnis hat, der wird auch sofort für Willems Keinaert die Stimmung und die innere Gestaltungskraft mitbringen.

Mit der flandrischen Malerschule teilt Willem die Schärfe und dramatische Lebendigkeit in der Beobachtung der Natur und der Vorgänge in der menschlichen Seele, die Liebe zum Tier und die kühne Bertwegenheit in der Durchführung des Komischen. Ein naturfrischer und farbenfroher Realismus beseelt diesen flandrischen Stamm. Aber Willem hat doch etwas Eigenes, nämlich die Verschmelzung von Tier und Mensch, wie sie in dieser künstlerischen Form noch nie dagewesen ist. Mag er sich auch an französische Dichtungen, sie umarbeitend, angelehnt haben: die Schöpfung aus einem Guß ist sein Werk. Die Tiere stellen Vorgänge des menschlichen Lebens in einem kleinen Weltbilde dar, und doch sind sie nicht verummte Menschen, wie in den Lustspielen des Aristophanes, sondern leibhaftige Tiere. Dies ist das Geheimnis und der immer von neuem fesselnde Reiz dieser schönen Dichtung.

Die Freude an der Gestalt des Tieres und die Überraschung, in der Seele desselben, in dem Gesichtsausdruck und Thun und Treiben einen Menschen zu entdecken, ist uralte. Die Fabel streckt ihre Wurzeln ins Morgenland, und die Ägypter verherrlichten in den Wandgemälden ihrer Grabkammern, in den Werken der Bildhauerei und der Kleinkunst mit Vorliebe das Tier; ebenso die Assyrer. Ein Gang durch die Säle des britischen Museums in London überzeugt uns hiervon. Aber erst in Griechenland stieg das Tier in der Poesie sowohl wie in der Kunst auf die volle Höhe. Die rührende Treue des Hundes ist für alle Zeiten in Argos in der Odyssee gefeiert, und die Anhänglichkeit des Pferdes zeigt sich in den Rossen des Achilleus, welche bei dem Tode ihres Lenkers Patroklos Thränen vergießen. Aber was könnte dichterisch schöner sein als die Gleichnisse Homers! Götter und Helben werden durch die Vergleichung mit den Tieren verherrlicht. Im Tiere wird

also das Menschenähnliche erblickt. Am häufigsten erscheint der Löwe, dann der Adler, der Geier, der Habicht; aber auch die Haustiere fehlen nicht, wie der Hengst, der Stier, der Widder u. s. w. Wenn in den Gymnasien Willems Meinaert gelesen wird, müssen auch die Gleichnisse Homers ihm zur Seite gestellt werden. Dieser liebt in dem Thun und Treiben der Tiere die plastische Zeichnung; Willem deut das Seelenleben auf. — Wie die Dichtkunst hat auch die griechische Bildnerkunst mit großer Liebe das Tier in Erz und Marmor dargestellt. Das Kunsthandwerk bildete es in den zierlichen Gemmen nach. Eine solche schickte bekanntlich Goethe aus Italien an Herder, auf der eine Dremse einem Löwen vor der Nase herumschnurrt. Der König der Tiere ist so machtlos dagegen, wie Nobel gegenüber den Schelmenstreichen und dem Hohne des Meinaert.

Die Neuzeit mit ihrer Freude an der Wirklichkeit huldigt wieder in verstärkter Weise dem Tiere. Dies zeigte sich uns bereits in der Schule des Kubens, und in demselben Jahrhundert wurden die Holländer nicht müde, das Tierleben malerisch zum Ausdruck zu bringen. Da kommt nicht bloß das stattliche Vieh auf der Weide, sondern auch der Fühnerhof zur vollen Würdigung, und Everdingen behandelte in seinen Radierungen die Tiersage. Ein Jahrhundert vorher gaben Dürer, Luther und Hans Sachs in Zeichnungen, Tierfabeln und Tiermärchen ihre Liebe zur Natur kund. Goethe wurde die Freude am Meineke nahegelegt durch Hans Sachs und die Holländer. Was aber unsere Gegenwart betrifft, so wird die Kinderwelt durch die Fabeln von Hey, vor allem aber durch die Geschichte vom Swinegel ergötzt, und den Erwachsenen ist Brehms Tierleben eine reiche Quelle der Anregung und der Erweckung des Natursinnes. Und wer in der Dresdner Galerie öfters Umschau hält, wird beobachtet haben, welche Anziehungskraft das Löwenpaar auf den Felsen in der Wüste von Frieze, der Schaffstall von Gebler und der Fuchs mit dem Schneehasen von Viljesors ausüben. Die Menschenähnlichkeit des Tieres ist wohl selten so treffend durchgeführt worden wie in dem Bilde von Gabriel Max, welches Affen als Kritiker darstellt. Es war vor einigen Jahren in München ausgestellt. In dieser Hinsicht bringen übrigens auch die Fliegenden Blätter manche schöne Zeichnung; Paulbach mag hier anregend gewirkt haben. Wir erinnern nur an Oberländers Elefanten, die ihr Junges schaukeln.

Nach diesen einleitenden Worten gehen wir zu der Besprechung von Willems Gedicht Van den vos Meinaerde über. Dasselbe veranschaulicht in ganz vorzüglicher Weise das Wesen des Komischen überhaupt, besonders aber dessen ewige und unverwüßliche Grundlage, das Derbkomische nämlich oder das Possen- und Schwankhafte mit seinen gröberen

Zusammenstoßen. Der Vorgang in dem Komischen besteht darin, daß etwas aus dem gewohnten Kreise heraustritt, in die Höhe des scheinbar Erhabenen aufsteigt und dann in überraschendem Anprall durch ein scheinbar Kleines gestürzt wird. Das Geringe und Kleine ist im Komischen das Herrschende. Die Tiere sind nun eine niedrigere Stufe als die Menschen; in der Sage jedoch fühlen und denken, reden und handeln sie, als ob sie Menschen wären. Der Löwe beruft einen Hof- und Gerichtstag und hält einen gelehrten Schreiber, der die ankommenden Briefe liest; der Bär soll auf den Königstuhl zu Aachen gesetzt werden; der Wolf schwört bei seiner Mönchsplatte; der Dachs ist Beichtvater; der Schafbock spricht als Kaplan ein Gebet; der Fuchs schnürt seine Schuhe, hängt die Pilgertasche um und nimmt den Pilgerstab in die Hand. Haben wir uns nun so, wie die Kinder beim Anhören eines Märchens, mit den Tieren in die Höhe des menschlichen Kulturlebens vertiegt, so befinden wir uns plötzlich, das Erhabene unserer Vorstellungen prallt an dem Tierischen an, und wir lächeln oder lachen laut auf. Der Vorgang und der Genuß ist ein ähnlicher wie bei dem Anblick des Kasperle-Theaters. Die Puppen erscheinen als Menschen, aber bald erinnert uns das Mechanische der Bewegungen und das Gleichbleiben der Gesichtszüge daran, daß wir gesoppt worden sind.

Wie die Handlungen, so gehören auch Sitte und Anstand zum echt Menschlichen. Im Komischen jedoch erscheinen sie als ein naturwidriger Zwang, als aufdringliches Polizeiwesen, also in scheinbarer Erhabenheit, die auf das Glatteis geführt werden muß. Handeln nun die Tiere als Menschen und verletzen sie plötzlich die Sitte, so blizt das Komische auf. In der Angst stoßen dem Bären oder bei heftigem Lachen dem Fuchse Dinge zu, über die man bei Bier und Wein zu scherzen pflegt, die aber in der feinfühligsten Theegesellschaft nicht berührt werden dürfen. Im Komischen wird alles frischweg herausgesagt; seinem innersten Wesen nach wurzelt es in dem Gefühle der Freiheit und Gleichheit. Der Leser des Reinaert fühlt sich frei und aller einengenden Schranken entledigt. Er teilt den Ausspruch Fausts bei dem Anblick des unter der Vinde tanzenden Bauernvolkes: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“. Wer sich Sinn und Blick für die Tiersage bewahren will, muß, wie Goethe, viel und gern mit dem eigentlichen Volke verkehren. Wer nur im Frack und Cylinder zum Selbstgefühl kommt, für den ist sie nicht gedichtet.

Das Komische hat das Vorrecht, das Höchste anzufassen. Aristophanes, der doch an dem alten Götterglauben festhält und von der Philosophie des Sokrates nichts wissen will, verwandelt in den Fröschen den Gott Dionysos in einen Spießbürger aus Athen. Goethe läßt in dem Prolog im Himmel den Mephistopheles Scherze über Gottvater machen. Nicht

anders ist es in Willems Keinaert. Das Königtum und die Kirche verfallen dem Lächerlichen: dieses deutet der Leitspruch an, den wir unserm Aufsatz voranstellten. Die Heiligkeit des Gesandten und das Gastrecht, welche im Homer so hoch stehen, wie werden sie von Keinaert mißachtet! Der König, die Königin und die Vasallen, die Pilger und Kapläne, die Beichte und das Gebet, die Seele und das Jenseits, alles verfällt dem Komischen, und das harmlos fromme Gemüt lacht herzlich mit. Dieses würde mit Schiller sagen:

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,  
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.

Der sichere Schatz ist die Überzeugung, daß die Welt das Höchste durchzuführen imstande ist, daß sie „der Gottheit lebendiges Kleid wirkt“. Hamlet freilich würde in seiner schwarzseherischen Befangenheit bei dem Lesen des Keinaert ausrufen: Hier habt ihr das getreue Bild des „wüsten Gartens voll Unkraut“.

Wir heben, ehe wir den Verlauf der Handlung in unserer Dichtung verfolgen, noch etwas hervor. In dem Komischen können wir zwei Seiten unterscheiden, die jedoch häufig in derselben Person sich vereinigen, nämlich das aktiv und das passiv Komische. Beide sind in Willems Werk höchst anschaulich auseinander gehalten und zwar durch den Fuchs, der aktiv und durch den Löwen, der passiv komisch ist. Jener ist der Schalk, dieser der Tölpel. Jener ist der Schütze, dieser die Scheibe. Zugleich prägt sich in diesen beiden scharf der Gegensatz des Erhabenen, welches zu Falle kommt, und des Kleinen und Geringsen, welches siegreich ist, aus. Der Fuchs handhabt ferner trefflich den biblischen oder vergleichenden Witz, wodurch er seinem Opfer den verdächtigen Vorbeerkranz aufsetzt. Doch seine eigentliche Stärke liegt in der Ironie. Der Ironiker lobt und streichelt, schmeichelt und hebt in den Himmel, aber nur um den Bethörten um so tiefer zu stürzen. Wer Shakespeeres Was ihr wollt kennt, weiß, daß Marie durch den erbichteten Liebesbrief eine solche vernichtende Ironie an Malvolio übt. Zu der Ironie gehört an sich haltende Ruhe, scharfe Kenntnis der Schwächen und Blößen des Gegners und geistige Überlegenheit. In der Gabe der Ironie wurzelt auch das Selbst- und Lebensgefühl Keinaerts und das Behagen, das bei dem Lesen auf uns übergeht. Die übrigen Tiere haben auch, ehe sie in die Schlingen des Fuchses geraten, ihr Selbstgefühl, aber es ist gröber.

Wir folgen nun dem Gang der Handlung, um daran das Komische zu entwickeln. Der Hoftag des Königs Nobel beginnt mit einem allgemeinen Sturmlaufen gegen Keinaert, der es vorgezogen hatte, nicht zu erscheinen. Die leidenschaftliche Erregung, durch die sich das Erhabene in dem komischen Vorgange kundthut, bricht sich indessen

rasch an der Art der Klagen, welche der Wolf und das Hündchen vorbringen. Bedenklicher dagegen ist, was der Biber hinsichtlich der Behandlung des Hasen mittheilt. Zugleich hören wir jetzt zum ersten Mal von dem kirchlichen Gewande, in welches Reinaert nachher so häufig schlüpft. Unter dem Vorwande, den Hasen das Credo singen zu lehren, beißt er ihn in die Kehle. Jetzt aber tritt Grimbart, der Dachs, der einzige Freund des Fuchses, auf und widerlegt die sämtlichen Anklagen, sodas diejenigen, die sie vorbrachten, lächerlich werden, zumal Sleggrim, der von der Untreue seiner Frau lieber hätte schweigen sollen, und der sich gegen Reinaert so selbstsüchtig bei dem Raube der Steinbutten benommen habe. Ferner sei der Hase mit Recht bestraft worden, weil er nichts habe lernen wollen. Das Hündchen aber sei ein Dieb gewesen, und deshalb mit Recht ihm die Wurst wieder genommen worden. Das der König selbst von Raub und Mord lebt, wird in dem Gedichte nicht erwähnt; seine Schuld liegt, wie wir später sehen werden, wo anders.

Der erhabene Anlauf des Wolfes, des Hündchens und des Biber wurde durch den Dachs abgewehrt. Aber der Geist des Romischen macht sich sofort in weit kühnerer Weise geltend und zwar nach zwei Richtungen hin. Reinaert erscheint in der Schilderung Grimbart als Einsiedler, der strengen Bußübungen obliegt. Dadurch steigt er in das Erhabene; aber nicht minder der Dachs, der als Verteidiger so kühn wie Demosthenes seine ganze Redekunst einsetzte. Diese Erhabenheit des Fuchses und Dachs wird nun zur größten Überraschung ad absurdum geführt durch den Trauerzug des Hahnes, welcher wegen des Mordes seiner Tochter laute Klage erhebt. Reinaert war als Einsiedler in dem Klosterhof erschienen und hatte durch sein frommes Wesen die Vertrauensseligkeit der Hühner berückt.

Erst jetzt tritt Nobel, der Löwe, in den Vordergrund, und rasch erhebt er sich in die bedenkliche Höhe des Erhabenen. Diese schreckliche Mordthat treibt ihn in eine hochgradige Entrüstung. Sein ganzes sittliches Gefühl ist empört. Ein feierliches Leichenbegängnis soll zur Versöhnung der Hühnerfamilie dienen, und danach wird der Rat der Großen des Reichs berufen. Das Romische blizt hell auf, denn siegreich wird der Satz: „Vivo la bagatello“. Diese Scene ist ein wahres Meisterstück; Aristophanes würde stolz darauf sein, sie geschrieben zu haben. Der Grundton für das ganze Gedicht ist damit angeschlagen und der Leser in die entsprechende Stimmung versetzt.

Wir haben gesehen, wie Reinaert, der Kleine mit dem roten Warte, höchst schlaue die kirchliche Maske vorzunehmen versteht; wir sahen ferner, wie der Löwe in der Rolle des Königs mit gehbrigem Pathos die Bühne

betriff. Kirche und Staat schlüpfen in den Fuchspelz und in die Löwenhaut, und es wird uns bald klar werden, wie der Dichter den vorangestellten Leitspruch zur Geltung bringt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

Die Herren im hohen Räte wünschen nun, daß der König Braun, den Bären, sende, damit dieser den Fuchs auffordere, sich am Hofe einzufinden. Wie Nobel bei dem Tode der Henne und bei ihrem Begräbniß gar eiferartig war, so ergeht er sich jetzt in guten Ratschlägen. Er warnt Braun vor den Schmeicheleien und Lügen des Fuchses und schärft ihm ein, klug zu sein und auf der Hut vor List und Betrug. Der Beser behält das Erhabene dieser weisen Lehren und Ermahnungen im Gedächtnis, und es fällt ihm später wieder ein, wenn der König bei Reinaerts Erbüchtung von dem Schaze selbst in die Falle geht. Auch Herr Braun steigt in das Erhabene, denn er findet die Warnungen Nobels höchst überflüssig, und er prahlt, Gott möge ihn verfluchen, wenn der Fuchs sich unterstehen solle, ihn zu höhnen. Diese Zuversicht und Selbstgewißheit wird bald einen jähen Absturz in die Tiefe erleben.

Wir lernen nun Reinaert in seiner Burg selbst kennen; bisher haben wir nur von ihm gehört. Als der Bär vor der Pforte angekommen ist und sich „auf seinen Schwanz“ gesetzt hat, poltert er ohne einen Gruß seine Drohungen heraus. Reinaert erscheint nicht sogleich, er überlegt, was zu thun sei. Dann spricht er von der Burg herab und erscheint erst später vor dem Thor. Der Plumpheit des Bären setzt er die größte Höflichkeit und Artigkeit entgegen, weiß aber schnell den Herrn Botschafter an seiner schwachen Seite zu fassen. Gewarnt ist dieser sattsam durch den Vorfall mit der Henne und durch die Ermahnungen des Königs. Aber die Triebe sind stärker als die Vernunft. Wie kann die Raschhaftigkeit süßen Honigscheiben widerstehen? Ein prächtiges Zwiegespräch mit Reinaert beweist seine blinde Eier, und diese führt ihn, um mit Homer zu reden, in das schwarze Verhängnis. Bald steckt er mit Kopf und Pfoten in der unseligen gespaltenen Eiche. Der Fuchs würde auch in dieser verzweifelten Lage seine Besinnung behalten und kein Geschrei erheben; aber der Bär brüllt wie besessen, sodaß die Bauern herbeigelaufen kommen und ihn entsetzlich bearbeiten. Reinaert ist der Schalk und der witzige Froniker; als Braun in der Spalte noch festgeklemmt war, rief er ihm zu, der Zimmermann werde kommen und ihm zu seiner süßen Speise einen Trunk einschenken. Auch später, als er ihn am Ufer des Flusses wiederfindet, ergeht er sich in vergleichenden Witz. Er fragt den mit Blut Übergossenen, weshalb er eine rote Kapuze trage, ob er etwa Abt oder Prior geworden sei, und wo er seine Handschuhe habe liegen lassen.

Wir sahen bei dem Bären die stolze Zuversicht; der Fuchs hat auch Selbstgefühl, aber es wurzelt im Vertrauen auf seine geistige Überlegenheit. Er freut sich, jemand einen Bissen zu spielen, er liebt es, durch Witze zu hänseln und ist von einer erfinderischen Phantasie, wie Odysseus oder wie Jago im Othello. Der Kampf um das Dasein und der Zwiespalt mit anderen raubt ihm nicht sein Behagen. Gewissensbisse hören ihn auch nicht in dem Schlaf.

Doch wir müssen noch einen Blick auf die Bauern mit dem Pfarrer an der Spitze werfen, die der Zimmermann herbeigerufen hatte. Hier werden uns Sittenbilder vorgeführt, wie sie die flandrische Malerschule von der Familie Brueghel an bis zu Adriaen Brouwer aufweist, und wie sie der Holländer Jan Steen noch ergötzlicher bietet. Aber ein Stachel ist bei allem Spaß: die Angst des Pfarrers um seine geliebte Köchin. Durch ihren Fall in den Fluß werden die Bauern von dem Bären abgelenkt, daß sie denselben entweichen lassen. So entgeht ihnen ein schöner Braten und das Fell als Siegeszeichen. Es wird auf diese Weise das Erhabene in dem Eifer der Bauern komisch gestürzt.

Braun arbeitet sich nun mühselig zum Hofe hin. Laufen kann er nicht, deshalb rutscht er eine Zeit lang auf den Sitzmuskeln, um sich dann wieder vorwärts zu wälzen. Dieses Verfahren ist, trotz unseres Mitleids mit dem geschundenen Raubritter, ungemein komisch. So kommt der kürzlich noch so stolze Herr zur Hofversammlung zurück. Nobel ist außer sich, daß einer seiner besten Dienstmannen so zugerichtet werden konnte. Er will der ewigen Verdammnis anheimfallen, wenn er diese Unthat nicht rächt. Die höchsten Vasallen werden in den engeren Rat berufen; aber sie meinen, es müsse, dem Gesetze nach, an Reinaert eine zweite Vorladung erlassen werden, und hierzu wäre der Kater der geeignete Mann. Sei er auch nicht stark, so besitze er doch Klugheit. Der König erklärt sich damit einverstanden; aber der Kater ist mißtrauisch und ängstlich. So steht er im Kontrast zu dem plumpen Selbstgefühl, mit welchem Braun die Botschaft antrat. Doch läßt er sich durch die Schmeichelei des Löwen hinsichtlich seiner Klugheit bethören. Goethe sagt: „Wir werden nicht betrogen, wir betrügen uns selbst“. Er hätte seiner richtigen Ahnung eines schlimmen Ausgangs folgen sollen, umsomehr als ihn der Flug eines Martinsvogels warnte.

Der Kater ist höflicher als der Bär, er begrüßt wenigstens den Fuchs. Vorsichtig will er auch noch denselben Abend fort. Aber das Schicksal schreitet schnell. Die Erzählung von den fetten Mäusen in der Scheune des Pfarrers umnachtet seine Besinnung. Blind geht er ins Verderben. Das Zwiegespräch Reinaerts mit ihm ist durch das Eiferartige komisch wohl noch wirksamer als das frühere mit dem Bären in



betreff der Hönigscheiben. Vor dem verräterischen Loch in der Wand der Scheune kommt der Kater noch einmal zur Überlegung. Der Dichter legt ihm ein paar scharfe Worte in den Mund:

Die papen connen vele baraet:  
Ic bestoecese harde node.

„Die Pfaffen wissen mancherlei Trug; ich greife sie sehr ungern an.“ Reinaert faßt indessen den Kater an seiner schwachen Seite, an der Eitelkeit, und der Sprung in die Schlinge ist die Folge. Er ist nun ebenso unvorsichtig, wie der Bär, denn er fängt jämmerlich an zu miauen. Hätte er sich beherrscht, so würde er den Strick zerbissen haben, wie er es nachher that. Auch jetzt wieder, wie bei der Bedrängnis des Bären, weidet sich der Fuchs an der Lage seines Opfers. Er fragt bei den wehmütigen Tönen, ob man so bei Hofe singe, und vertröbset ihn auf des Pfaffen Sohn, dieser werde ihm Sauce zu dem Mäusebraten bringen. Die Scene, die jetzt folgt, ist voll scharfer Ironie. Der Pfaffe hat Frau und Kinder; er stürzt mit diesen spitternackt in die Scheune, hat jedoch in seiner erhabenen Kampfeslust gar arges Pech. Der Born seiner Genossin über den unerseßlichen Verlust kann nicht ergößlicher sein. Der ganze Vorgang ist ein Meisterstück berber Volkskomik. Willem hatte sein Gedicht im Auftrage einer Dame aus der vornehmen Gesellschaft geschrieben. Diese muß gefunden ländlichen Humor gehabt haben, wenn sie bei dergleichen Scenen herzlich lachte. Was würde aber Walthar von der Vogelweide dazu gesagt haben? Da war doch Reidhart von Reuenthal noch zahm.

Der Kater kommt mit Verlust eines Auges an den Hof zurück. Der König beruft abermals die Barone; er selbst ist ja in dem Gesandten verunehrt. Grimbart verlangt indessen, daß eine dritte Vorladung an seinen Oheim ergehe, und ist bereit, dieselbe zu hinterbringen. War schon der Kater höflicher als der Bär, so ist es der verständige Dachs noch mehr. Er polktert auch nicht, sondern giebt nur eindringlichen Rat, hebt aber zugleich das Selbstgefühl seines Verwandten durch das Lob seiner Klugheit in früheren schlimmen Tagen. Reinaert folgt den Ermahnungen und macht sich reisefertig. Sein Abschied von Weib und Kind ist so zärtlich, daß wir dem schlimmen Gesellen kaum noch zürnen können. Auf dem Wege zum Gerichtstag legt er nun dem treuen Kameraden eine Generalbeichte seiner Sünden ab. Diese Stelle gehört zu den anziehendsten in dem Gedichte. Grimbart benimmt sich ernst und gewissenhaft und spielt die Rolle des Beichtvaters tabellos. Um so komischer wird er freilich, als sein Oheim rasch nachher in das alte Treiben zurückfällt. Wie mag sich übrigens Luther, der die Tierfage liebte, an der lächerlich gemachten Wertheiligkeit gefreut haben; war die ganze Stelle

doch Wasser auf seine Mühle. Was will nun der alte Sünder mit seiner Beichte? Nicht etwa seine Seele reinigen, sondern noch einmal mit vollem Behagen, wie Odysseus bei den Phäaken, seine Thaten an sich vorüberziehen lassen und an dem Rückblick sich weiden. Voll Schelmerei ist sein Verschämthun, als er sich ziert, sein Verhältnis zur Wölfin, der schönen Herfinde, näher anzugeben. Keinaert hatte bereits vor dem Antritt seiner Reise sich ausgedacht, wie er den König durch die Erzählung von einem Schätze behören und für sich gewinnen wolle. Er ist seiner Sache sicher. Die Furcht überkommt ihn nur ganz flüchtig; er denkt wie Mephistopheles: „Es lebe, wer sich tapfer hält.“ Die Beichte ist abgelegt; aber nun liegt seitwärts des Weges ein Nonnenkloster, wo sich draußen die Hühner ergehen. Der Fuchs schlägt diese Richtung ein und fährt plötzlich auf einen jungen, fetten Hahn los, daß die Federn fläuben. Grimbart ist entrüstet über diesen Rückfall seines Oheims; aber dieser entschuldigt sich, es sei in Gedanken geschehen und solle nicht wieder vorkommen. Falstaff und der Dorfrichter Adam in dem zerbrochenen Krug haben keine sinnreicheren Vorwände. Seine Augen indessen schauen stets rückwärts nach den Hühnern, daß ihn der Dachs abermals zurechtweisen muß. Jetzt aber verbittet er sich ernstlich eine derartige Unterbrechung seines stillen Gebetes für die Seelen der von ihm erwürgten Hühner und Gänse. Der erhabene Eifer Grimbarts, des gewissenhaften Seelsorgers, kommt zu Falle; Keinaert spielt Komödie mit ihm. Der Spaß, den er mit ihm treibt, ist eine Vorübung für die Posse, die er nachher mit dem König aufzuführen beabsichtigt. Der Dachs war durch die bisherigen Erfahrungen mit seinem Verwandten genug gewarnt; aber er ist zu leichtgläubig. Der „weise“ Grimbart wird zum Narren, und wir gedenken der Worte des Clowns in Was ihr wollt: „Nartheit geht rund um die Welt, sie scheint allenthalben“. Auch der König und die Königin werden noch an die Wahrheit dieses Satzes glauben müssen.

Der Dichter giebt in der Beichtscene, freilich in belustigender Weise, ein vernichtendes Bild der Wertheiligkeit. Und dies geschah im 13. Jahrhundert, also lange vor Luther. Allerdings hatte bereits Walthar von der Vogelweide auf den Burgen und an den Höfen seine scharfen Sprüche gegen die entartete Kirche vorgetragen. Willems Buch wirkte durch sich selbst, durch seine Umarbeiter, Fortsetzer und Übersetzer gewaltig, und es bleibt für alle Zeiten ein warnendes Bild der Frömmerei, der Heuchelei und Scheinheiligkeit. Keinaert soll erheitern; aber die Wirkung ist, doch ohne jede aufbringliche Absicht, zugleich eine sittliche. Die Leser werden zum Denken über sich und die Welt genötigt; sie besinnen sich schließlich darauf, daß der Geist und Kern der Lehre

und des Vorbildes Christi nicht in der äußeren Kirchlichkeit bestehe, sondern in selbstloser Gesinnung. Ging Willem bei seiner Dichtung von diesem Gedanken aus, so besaß er auch die höchste Stufe des Komischen, den echten Humor, wie ihn etwa Porzia in dem Kaufmann von Venedig Shylock gegenüber hat. Das Ideale unerschüttert in der Seele bewahren und doch über die Erlibung desselben lachen können, ist Humor.

Der Fuchs kommt an den Hof und tritt mit einer Sicherheit auf, als ob er der Sohn des Königs wäre. Er schlägt mit Grimbart einen Weg ein, auf dem ihn alle sehen können. Mit voller Zuversicht geht er zu Nobel hin und redet von den Schalken, die ihn angeklagt. Die Antwort des Königs wird in mehr spießbürgerlicher als geziemender Weise durch den um seine Tochter trauernden Hahn unterbrochen; aber mit gebieterischem Tone befiehlt Nobel ihm den Mund zu halten. Die kleine Episode ist allerliebste. Bellsyn, der Widder, fordert nun die Gegner Reinaerts auf, sich seiner zu bemächtigen. Die Würdenträger des Reichs raten dem König, den Missethäter zum Tode durch den Strang zu verurteilen. Grimbart und die Seinigen sind darüber so entrüstet, daß sie sich von Nobel verabschieden und den Hof verlassen. Reinaert bewahrt in dieser aussichtslosen Lage seine Ruhe und hat noch soviel Stimmung und Laune, den Vater bei der Ermangelung eines Stricks an die Schlinge in der Pfaffenscheune und Frau Herfunde, die Wölfin, an vergangene schöne Stunden zu erinnern. Fegrim, der Bär und der Vater eilen nun zu dem Galgen, der in einiger Entfernung steht. Jetzt sieht der Fuchs den geeigneten Zeitpunkt gekommen, sich mit seiner Geschichte von dem Schätze das Leben zu retten und seine schlimmsten Feinde zu verderben. Gehör verschafft er sich dadurch, daß er bittet, ein Bekenntnis seiner Sünden ablegen zu dürfen. Kaum jedoch hat er ein paar Jugendstreiche erzählt, so wendet er Aug den Spieß gegen Fegrim, dessen wenig kameradschaftliche Selbstsucht und Gefräßigkeit er schildert. Hiermit bildet er sich die Brücke zu dem erdichteten Mordplane Fegrims, Brauns und des Vaters gegen das Leben des Königs. Damit seine Rede Glauben finde, nennt er Grimbart und seinen eigenen verstorbenen Vater als Mitverschworene. Die Treue des Dachs zu dem Oheim wird dadurch ironisch beleuchtet; noch lächerlicher wird er durch die Erzählung des Fuchses, er habe einst zu viel Wein getrunken und Frau Ermeline den Mordplan verraten. Die Königin wird zuerst von Angst ergriffen; ihr Gemahl indessen leistet den Vägen lange Widerstand. Doch die Schilderung des Schatzes wirkt so verblendend auf ihn, wie die Honigscheiben auf den Bären, die Mäuse auf den Vater und die Beichte auf den Dachs. Und wie ist der König wiederholt zur

Vorsicht gemahnt worden! Er entschuldigt sich nachher in der Versammlung damit, daß er den Bitten seiner Frau nachgegeben habe. „Nartheit geht rund um die Welt, sie scheint allenthalben.“ Der Umschlag ist nun so vollständig, wie in Shakespeares Julius Cäsar nach der schlau berechneten Rede des Antonius. Klug weiß sich schließlich der Fuchs der Aufforderung zu entziehen, mitzugehen und die Stelle zu zeigen, wo der Schatz vergraben liege. Er sei in dem Banne, weil er Hsegrim zur Flucht aus dem Kloster verholfen habe. Ungemein possierlich klingt es, wenn er dem König mit ernsthafter Miene sagt, er sei vor dem Delan Hermann in voller Synode verurteilt worden. Nobel kann mit einem Gebannten nicht reisen; der Sünder muß erst nach Rom und von da zum heiligen Lande. Mit verstärkter Ironie tritt das kirchliche Element in der Tiersage auf. Und doch waren es Geistliche, welche im früheren Mittelalter an diesen Geschichten ihre dichterische Ader und ihren Humor erprobten.

Die unerwartete Wendung teilt der als Unglücksbote bekannte Rabe dem Wären, Hsegrim und dem Kater, die noch bei dem Galgen beschäftigt waren, mit. Der Kater erkennt das Bedenkliche der Lage und bleibt zitternd und kläglich miauend auf dem First des Galgens sitzen. Die beiden anderen machen sich rasch auf, reden entschlossen die Glieder und stürmen in sichtlich er Entrüstung zu der Versammlung und zum König, diesen zur Rechenschaft zu ziehen. Aber ihr plumper Eifer kommt schlecht an; als Verschwörer werden sie ohne Untersuchung und Verhör in Fesseln gelegt. Reinaert hat sie des Hochverrats beschuldigt, und Reinaert ist ein „ehrenwerter Mann“. Braun muß außerdem ein Stück seines Pelzes zu einer Tasche für den Pilger hergeben, und dem Wolf und der Wölfin wird das Fell von den Füßen gezogen für bequeme Pilgerschuhe. So ist der Sieg des Fuchses über seine gefährlichsten Gegner vollendet. Sein Triumph über den König und die Königin soll erst noch kommen.

Zunächst wird Bellyn, der Kaplan, beauftragt, über den Pilger ein Gebet zu sprechen, doch er macht Ausflüchte, weil dieser im Banne sei. Von dem Löwen angewettert, fügt er sich indessen. Der fromme Wallfahrer nimmt nun rührenden Abschied, wobei ihm die Thränen über den Bart fließen. Alle müssen ihm das Geleite geben; dann stellt er sich auf die Hinterbeine und bittet groß und klein für ihn zu beten. Mancher Wiedermann, der ihn gehaßt, wird wieder freundlich gestimmt. Ja, Bellyn, der doch zuerst die Versammlung aufgefordert hatte, den Fuchs zu ergreifen, und der sich dann weigerte, als Kaplan über ihn den Segen zu sprechen, läßt sich durch Schmeichelworte bethören, dem Pilger nach seiner Burg zu folgen. Dasselbe thut der Hase, dessen

Wunden bei dem Singen des Credo noch nicht vernarbt sind. So gehen im Othello alle in die Schlinge Jago's, und so werden die Bösewichter groß gezogen. „Der warme Tag ist's, der die Mitter zeugt,“ heißt es in Shakespeeres Julius Cäsar.

Der Fuchs nimmt den Hasen mit in seine Höhle als guten Braten für Ermeline und die beiden Kinder. Und nun spielt er seinen letzten Trumpf gegen den König aus. Den Kopf des Hasen steckt er in die Pilgertasche und bittet Bellyn, der draußen gewartet hatte, die Briefe, die in derselben seien, Nobel zu bringen. Er solle nur sagen, er habe an denselben mit geholfen. Voll Freude über das in Aussicht stehende Lob macht der Widder hohe Sprünge. Den Todeschrei des Hasen hatte er deutlich gehört, läßt sich aber weismachen, dieser habe so geschrien, als die Füchsin in Ohnmacht gefallen sei, da sie vernommen, daß ihr Mann nach Palästina wolle.

Als dem König der Inhalt der Tasche gezeigt wird und sein Schreiber ihm vorhält, daß er dem Bösewicht sein Ohr geliehen habe, läßt er vor Horn und Scham das Haupt sinken; endlich erhebt er es wieder und stößt ein solches Gebrüll aus, daß ein Entsetzen alle Tiere erfasst. Er ist ja schlimmer verhöhnt worden als der Wolf und der Bär, der Kater und der Dachs. Gewarnt war er genug und hatte sogar seinen Boten weise Lehren mit auf den Weg gegeben. Und nun trifft ihn, weil er Weiberbitten nachgab und weil ihn das Gold verblendete, diese Schmach. Der Schalk hat auch ihm die Narrenkappe auf das stolze Haupt gesetzt. War bisher die Kirche in ihrem Verfall dem Römischen preisgegeben worden, so ergeht es jetzt der Krone nicht besser. Wie beschämend ist es für Nobel, daß er dem frommthuenden Heuchler und dem Scheinheiligen Thür und Thor öffnete und seine Würde so außer acht ließ. Der Dichter spricht sich hierüber an einer anderen Stelle aus und deutet damit, wohl unbewußt, den Grundgedanken seiner Dichtung an:

Het ne betaemt niet der crone,  
Datsi den soalken ende den sellen  
Te lichte ghelove datsi vertellen.

Übersetzt heißt dies: „Es geziemt nicht der Krone, daß sie den Schalken und Bösen zu leicht glaube, was sie erzählen.“

Dem unerschrockenen Leoparden gelingt es schließlich, seinen Herrn der Wut und Verzweiflung zu entreißen. Die Mißhandelten, die ohne Untersuchung so grausam gelitten hatten, erhalten volle Sühne, und Keinaert wird für vogelfrei erklärt. Dasselbe Schicksal trifft Bellyn und sein Geschlecht, und doch ist er ganz schuldlos. Der König begehrt demnach, um nichts gebessert, eine neue Ungerechtigkeit. Wo nicht Besonnenheit waltet, hilft kein Mähneschütteln und Gebrüll.

Beim Beginn des Postages hatte Nobel gehofft, denselben zu großem Lobe zu halten. Und wie wurde diese stolze Hoffnung von ihrer erhabenen Höhe herabgestürzt! Wir denken hierbei wieder an den vorangestellten Leitspruch.

Reinaert hat sich bereits wohlweislich aus dem Staube gemacht und mit Weib und Kind die Burg verlassen. Die Leichtgläubigen sind ihren durchtriebenen Zuchtmeister los. Gewitziger sind sie wohl in Zukunft; aber die Rückfälle bleiben sicher nicht aus.

Wir stehen am Schluß des Gedichtes. Der Leser wird gar oft gelächelt, wohl auch hell aufgelacht haben: vielleicht aber nicht bloß über die Tiere, sondern über seine eigene Leichtgläubigkeit in der Weise des Löwen oder über seine gelegentliche Scheinheiligkeit und Freude an dem Schabernack in der Art des Fuchses. In diesem Falle üben wir Selbstironie, die zur Bescheidenheit und zum Humor führt. Wir sehen in dem Wilde der Tiere unsere eigene Naturseite, die Macht der Triebe und Leidenschaften, sowie das Herabsinken in die Gedankenlosigkeit und die gefährliche Hingabe an die Umgarnung durch Schmeichelei. Wir erblicken in greller Beleuchtung die Willkür und Unlauterkeit in Staat und Kirche. Willems Reinaert ist ein kleines Weltbild. Nun dürfen wir uns aber nicht verleiten lassen, zu denken, die Welt sei nur ein Treibhaus des Bösen. Sie ist vielmehr fähig, die höchsten Ideale des Guten, Wahren und Schönen schöpferisch aus sich hervorgehen zu lassen. Ob Willem so gedacht hat, wissen wir nicht, aber wir können es vermuten, denn er zeigt in seinen Lebensbildern nicht nur die Schwächen und das Böse, sondern auch das Gute. Wir erblicken schöne Verhältnisse in der Ehe und Familie, sowie bei Kameraden und Verwandten. Grimbart übt die höchste Tugend, die es giebt, die selbstlose Gethunung. Sogar der nimmersatte Hsegrim hat gute Seiten. Er liebt seine Frau trotz ihrer Untreue, er seufzt, zu unserer nicht geringen Belustigung, als der Galgen für Reinaert in Ordnung gebracht werden soll, er besitzt sogar Selbstironie, denn er schwört bei seiner Mönchsplatte, zu der ihm der Fuchs so grausam verholten. Was den König betrifft, so hegt dieser den besten Willen; hat er begangenes Unrecht eingesehen, so regt sich ungestüm das Gewissen, und er will es wieder gut machen; die Pilgerfahrt des Fuchses behandelt er als eine ernste Angelegenheit. Mag die Königin auch lächerlich werden, wenn sie bei den Lügen Reinaerts um ihren Gemahl so überaus besorgt thut; sie liebt ihn doch. Frommgläubig ist sie auch, denn das Seelenheil des Fuchses liegt ihr mehr als einem Weichtvater am Herzen.

Willem sieht also das Gute in der Welt und ist kein Schwarzseher. Nicht kalte Satire treibt ihn zum Dichten, sondern warmer, freilich sehr kühn angelegter Humor.

Nachdem wir die Grundzüge des Römischen im Zusammenhang mit dem Verlauf der Handlung im Reinaert nachgewiesen haben, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Epische. Das Wesen desselben besteht darin, ein umfassendes Weltbild von Natur und Menschenleben vor uns auszubreiten. Die Ilias und das Nibelungenlied thun dies durch den Völkerkampf, die Odyssee führt es aus durch den Menschenverkehr auf der Reise und den Schwarm der Freier, in Hermann und Dorothea sehen wir den Zug der Auswanderer. Das Epische führt Massen auf den Schauplatz. Dasselbe geschieht in dem Reinaert durch die stürmische Hofversammlung und durch das öftere Auftreten der Bauern. Ferner sind die Menschen in der epischen Poesie der Natur nahe. Dieses gestaltet sich in der Tiersage so, daß wir es mit Tieren zu thun haben, aber diese stellen menschliche Triebe und Gefinnungen, Gedanken und Handlungen dar. Also sehen wir den Einklang von Natur und Menschenleben. Im Homer sind die Menschen Naturen, und dies wird verstärkt durch die unzähligen Gleichnisse aus der Natur, wodurch das Band mit dieser noch enger geschlungen wird. Ferner wird die landschaftliche Natur in dem Reinaert zwar knapp, wie es Willem liebt, aber anschaulich und anregend vor das Auge gestellt. Die Tages- und Jahreszeiten, Sonne und Mond, Wald und Heide, Moor und Fluß geben der Phantasie genügenden Anstoß. Mit der Natur kommen zugleich die Gestalt und das Thun und Treiben der Tiere und Menschen, die Dinge u. s. w. in festen Umriffen, wie es das Epische verlangt, zur Geltung. Nebelhafte Verschwommenheit giebt es nicht. Die Tiere werden auch nicht in nächsterner und langweiliger Weise beschrieben, und doch tritt in ihrem Thun und Handeln das Äußere hinreichend hervor, das Fell, die Tazen, die Zähne, die Stimme u. s. w. Willem hat seine Helden in Wald und Feld, in Haus und Hof gesehen; deshalb schaut er sie auch innerlich. Dabei vermeidet er mit vollem Bewußtsein die Breite und Weiterschweifigkeit, die in den Rittergedichten, ja sogar in der ersten Hälfte des Nibelungenliedes oft recht ermüdet. Aber dennoch trifft er vortrefflich den ruhigen Erzählungston, der uns mit Behagen erfüllt, und geht den Rückblicken in die Vergangenheit, die so charakteristisch für das Epische sind, nicht aus dem Wege. Und wenn wir uns in dem Homer an den schönen Aussprüchen (Sentenzen) erfreuen, so bringt Willem seine vollstümlichen Sprichwörter.

So findet der Lehrer in diesem kleinen Werke den reichsten Anlaß zu einer eingehenden und anregenden Besprechung. Die treffliche Ausgabe von Martin bietet ihm zugleich das nötige Material für die Worterklärung, für Grammatik und Metrik. Es fehlt nur noch eine billige Schulausgabe mit Wörterverzeichnis.

Das Tier ist dem Menschen lieb und wert, mag er es jagen, züchten oder mit ihm spielen. Die Kinder behandeln Hund und Kage ganz wie ihre Spielkameraden, und in diesem Verkehr wird der Grund gelegt für die Liebe zur Tiersage. An Hund und Kage üben sie sich, das Menschenähnliche aus der Natur herauszuschauen. Welche Freude erregt dann die Geschichte von dem Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel. Sie ist ja ein Vorspiel für den Sieg des Fuchses über den Löwen und die anderen Tiere. Ist in dem elterlichen Hause oder in den unteren Schulklassen das Nacherzählen der in Prosa aufgelösten Geschichten vom Reineke Fuchs geübt worden, so können auf der Altersstufe von 14 bis 16 Jahren die Hauptstellen aus Goethes Bearbeitung gelesen und schriftlich und mündlich in gute Prosa umgewandelt werden. Wenn in dieser Weise der Stoff eingeprägt ist, so wird auch der Lehrer in Mittel- und Süddeutschland bei dem Vorlesen aus dem niederdeutschen Reineke de Vos aufmerksame Zuhörer finden.

Auf diesen Grundlagen können dann die Gymnasien und Realgymnasien weiterbauen und in der Oberklasse den flandrischen Reinaert erklären. Einige Schwierigkeit macht anfangs das Vorlesen, besonders die Aussprache des „g“. Doch die Freude an dem eigenartigen und dem Wesen des Komischen entsprechenden Klang der vlämischen Mundart, die durch Fritz Reuter uns nahe gelegt ist, überflügelt bald diese kleine Mühe.

Möge Willems Reinaert hinfort nicht bloß in der Litteraturgeschichte genannt werden, sondern in dem dichterischen Hausschatz des deutschen Volkes eine bevorzugte Stelle einnehmen. Irrten wir nicht, so sagt dieses Gedicht, an welchem Nationen und Jahrhunderte mitgearbeitet haben, dem Geiste der Gegenwart nicht weniger zu als das schicksalsschwere Nibelungenlied und Walthar von der Vogelweide mit seinem vaterländischen Sinn und seiner freimütigen Beurteilung der öffentlichen Verhältnisse in Staat und Kirche.

Es ist recht schade, daß die Brüder Grimm nicht Willems Reinaert in Prosa für die Jugend bearbeiteten. Sie verstanden sich ja so meisterhaft auf den volkstümlichen Ton des Märchens. Dann wäre dieses treffliche Gedicht schon längst Gemeingut aller geworden, und der Urtext hätte in den höheren Schulen und in den gebildeten Kreisen Eingang gefunden. Das Werk Willems ist eine unverfälschte Quelle der Erholung und Erquickung, und es erhält unsere Liebe zur Natur wach, daß wir in Haus und Hof, in Feld und Wald und in den zoologischen Gärten das Thun und Treiben der Tiere und ihre Menschenähnlichkeit beobachten und daran volle Freude finden.



## Die Hulbigungsfahrt der höheren Lehrerschaft nach Friedrichsrub.

Von Joh. Kreuzer in Rbln a. Rh.

Der 8. April des Jahres 1895 ist für die höhere Lehrerschaft Preußens und Deutschlands ein Ehrentag und ein Tag der Freude geworden, wie ihr ein zweiter noch niemals aufgegangen war. Ein Ehrentag — weil sie durch die Hulbigung, die sie dem greisen Staatsmann in Friedrichsrub darbrachte, des alten Ruhmes, Hort und Hüterin des nationalen Idealismus zu sein, sich von neuem wert erwiesen hat, und ein Tag der Freude, weil dort von dem historisch gewordenen Schloßaltan herab aus dem Munde des Gewaltigen, bei dessen Stimme einst der Erdball aufhorchte, Worte an uns gerichtet wurden, so voll herzerquickender Anerkennung und goldener Weisheit, daß sie weit über den Kreis der Lehrerschaft hinaus einen freudigen Widerhall geweckt haben. Den glücklichen Zeugen der Feier wird die Erinnerung an jene Weishestunde nie verblassen; aber zum Frommen derer, die nur im Geiste zugegen sein konnten, und der anderen, die nach uns im Garten der deutschen Jugend thätig sein werden, mögen dem Verlauf der Feier und ihrer Bedeutung diese Blätter gewidmet sein.

Wem das Verdienst gebühre, die erste Anregung zu der Hulbigung gegeben zu haben, ist eine müßige Frage. Die Sache lag gleichsam in der Luft, und wer immer das Wort zuerst ausgesprochen haben mag, der Gedanke, von Standes wegen dem Fürsten Bismard zu seinem achtzigsten Geburtstag eine Hulbigung darzubringen, war in den Kreisen der höheren Lehrerschaft schon allenthalben lebendig, als Herr Professor Mohrmann in Hannover im Auftrag des Vorortes der Provinzialvereine seinen Aufruf ergehen ließ. Wie wenig überhaupt zu dieser Frühlingssahrt in den Sachsenwald eine Werbetrommel oder sonst etwas der Art gerührt worden ist, kann man daraus ersehen, daß ein Direktor in einer großen Stadt der Rheinprovinz zu seinem größten Bedauern von der beabsichtigten Fahrt erst erfuhr, als sie schon vorüber war. Dieses gleichsam Nicht-Gemachte gab der ganzen Sache ein besonderes Gepräge; ihm mögen es auch die Standesgenossen außerhalb Preußens zuschreiben, daß ihnen zu der Hulbigung, die von Haus aus überdies als eine Angelegenheit der preußischen Provinzialvereine gedacht war, keine ausdrückliche Einladung zugegangen ist. Sicherlich würden aus dem deutschen Süden, wo ja in den letzten Jahren die Flammen der Begeisterung für den Schöpfer des Reiches bisweilen zu einer Höhe aufloberten, die den kühleren

Norden in Erstaunen setzte, noch manche herbeigeeilt sein. Die That-  
sache, daß man ihre Abwesenheit allgemein und aufrichtig bedauerte, als  
es zu einer Einladung zu spät war, ist vielleicht geeignet, sie in etwas  
zu trösten.

Am 5. April kam die Nachricht, daß der Fürst den Empfang auf  
den achten festgesetzt hatte. Nicht wenige von den Festgenossen kamen  
schon am 7. April in Hamburg an und hatten, wenn sie es noch nicht wußten,  
Gelegenheit zu sehen, wie diese Stadt sich an einem trostlos verregneten  
Sonntagvormittag darstellt. Am Nachmittag klärte sich der Himmel,  
aber die Hoffnungen, die daran geknüpft wurden, stimmte der wolken-  
behängene Morgen des achten April wieder herab. Kurz vor 10 Uhr kamen  
die ersten Plänkler — darunter der Verfasser dieses Berichtes — in  
Friedrichsrub an, und sie hatten sonach ausgiebige Zeit, diesen Ort und  
die Umgebung des Schlosses in Augenschein zu nehmen.

Der Sachsenwald wird, um auch das noch einmal zu sagen, von  
der Bahnlinie Berlin-Hamburg durchschnitten, Friedrichsrub ist von  
Hamburg aus die zweite Station und in einer kleinen halben Stunde  
erreichbar. Das Schloß des Fürsten, oder richtiger gesagt, sein Landhaus,  
liegt nur einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt. Nach dieser  
Seite hin ist die Befestigung von einer ziemlich hohen Mauer umgeben,  
während auf den übrigen Seiten lebende Hecken den Zusammenhang des  
Parkes mit dem Sachsenwald nicht wesentlich stören. Fürst Bismarck ist  
offenbar kein Freund jener Gartenbaukunst, die der Natur viel Zwang  
anthut, eine Abneigung, die er bekanntlich mit den meisten Landwirten  
teilt und die vielleicht in demselben Grunde wurzelt, aus dem er als  
Staatsmann die urwüchsigte, sieghafte Kraft des Willens und Gedankens  
geschöpft hat. Auch in seinem Park läßt er wachsen, was wachsen will.  
Das Wohnhaus, ursprünglich in seinem Grundriß ein längliches Rechteck,  
ist jetzt an seiner der Eisenbahn zugewandten Schmalseite durch den  
Anbau eines Flügels vergrößert; an der anderen Schmalseite steht, dem  
Park zugekehrt, der Altan, vor dem sich in den letzten Wochen ein er-  
hebendes Stück Zeitgeschichte abgespielt hat.

Jenseits der Bahn, dem Schloß gegenüber, winkte uns beim Aus-  
tritt aus dem Bahnhof auf einer kleinen Erhebung die von den Be-  
wohnern Anhalts gewidmete Hirschgruppe, ein mächtiges Bronzestück, zur  
Befichtigung heran. Die stolze Haltung des edlen Tieres, das soeben  
einen von der klaffenden Meute, der sich zu nahe herangewagt hatte, nieder-  
gestreckt hat und dadurch einen zweiten zurückscheucht, soll dem Fürsten  
beim ersten Anblick die Bemerkung entlockt haben, er glaube nicht, daß  
er in der Zeit seiner politischen Kämpfe jemals so siegesbewußt vor  
seinen Gegnern gestanden habe. Von der Terrasse, auf der die Gruppe

steht, öffnete sich ein Ausblick auf das wellenförmige Gelände des Sachsenwaldes und mahnte zu einem Morgengang. Aber bald trieb ein Regen uns zur Rückkehr nach dem Bahnhof, wo unterdessen mit jedem Zuge neue Festgefährten angelangt waren. Herzliche Scenen der Begrüßung und freudige Rufe des Wiedererkennens belebten das Bild, denn an jenem Morgen fand wohl ein jeder auf dem kleinen Bahnhof in Friedrichsruh einen Freund, dem er vor Jahren beim Abschied von der Alma mater zum letzten Male die Hand gedrückt hatte. Als sodann gegen 12 Uhr noch zwei Sonderzüge mit Gästen aus Berlin eingelaufen waren, belief sich die Zahl der Anwesenden auf mehr als neunhundert.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr rückte auf halb eins, und schon erwarteten wir das Zeichen zur Aufstellung, da bringt Herr Dr. Chrysander die Meldung, daß der Fürst wegen der Ungunst des Wetters uns nicht vor dem Schloß empfangen könne; er werde auf den Bahnhof kommen und wolle dort in der großen Halle, die aus Anlaß der jüngsten Feierlichkeiten erbaut worden war, die ihm zugebachte Huldbigung entgegennehmen. Bei dieser Nachricht gab es viele enttäuschte und betrübte Gesichter. Dann aber begann in der Halle, wo in der Eile für den Fürsten eine Art Podium hergestellt wurde, ein Wogen und Drängen, das bei dem allgemeinen Verlangen, den Fürsten in möglichster Nähe zu sehen und zu hören, zwar unvermeidlich war, im übrigen aber doch die Besorgnis aufkommen ließ, daß der Feier in ihrer äußern Würde vielleicht eine Einbuße drohe. Zum Glück aber kam es anders: Die Sonne hatte für eine Weile das neidische Gewölk verscheucht, und jetzt kam eine zweite Meldung, die uns vor das Schloß rief.

Kurz nach 1 Uhr setzte sich der stattliche Zug, dem eine Kapelle voranschritt, vom Bahnhof aus in Bewegung. Als er sich vor dem Schlosse aufgestellt hatte, erschien der Fürst, in Mantel und Schlapphut, in der Mitte der Seinigen auf dem Altan, und während er unsern begeisterten Hochruf nach allen Seiten mit freundlichem Gruß erwiderte, wurde uns — Gott sei es gedankt — eins zur Gewißheit: daß er noch immer der alte war, der eiserne, dem die Last von achtzig Jahren und die Arbeit, die er für Jahrhunderte gethan, das blühende Auge noch nicht getrübt, Haupt und Schulter noch nicht gebeugt haben.

Als der Sturm des Jubels sich gelegt hatte, trat Gymnasialdirektor Jäger aus Köln an der Spitze des Komitees auf den Fürsten zu und richtete an ihn die folgende Ansprache:

„Im Namen der hier versammelten Lehrer der preussischen höheren Schulen, im Namen vieler Tausende von Berufsgenossen aus allen Gauen Deutschlands, im Namen endlich der Heranreifenden

Jugend, deren ungezählte Massen einmütig hinter uns stehen, bitte ich um die Erlaubnis, an Ew. Durchlaucht einige Worte zu richten.

Nachdem an Ew. Durchlaucht in den letzten Tagen so vielfach begeisterte Kundgebungen gerichtet worden sind, würde es auffällig erscheinen, wenn die Lehrer der höheren Lehranstalten fehlen würden. Ew. Durchlaucht würden freilich wenig entbehren bei dem allgemeinen überwältigenden Zuruf aus allen Gauen unsres Landes, aber wir und die Jugend, die wir vertreten, die würden für ihr Leben etwas entbehren, wenn sie nicht auch unter denen wären, die vor Ihrem Angesichte ihre Glückwünsche niederlegen dürfen, und aus vollem Herzen danken wir Ew. Durchlaucht, daß Sie uns gestattet haben, persönlich unsre Wünsche darzubringen. Alle Kreise unsrer Nation, an der Spitze unser kaiserlicher und königlicher Herr, das Heer, die Staatsmänner und Diplomaten, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, ungezählte Städte und Korporationen, die Universtitäten, sie alle suchen heute Ew. Durchlaucht in einem besonderen Sinne den Ihrigen zu nennen. Ew. Durchlaucht müssen es sich wohl gefallen lassen, daß auch wir Lehrer ein wenig den Anspruch erheben, Sie den unsern zu nennen, und wenn in unserem Idealstaate etwas derart möglich wäre, würden wir Sie bitten, das Ehrenbürgerrecht unserer Gemeinschaft zu übernehmen. Ich rede nicht von den Lehren, den gewaltigen und großen, die Ihr Leben und Ihre unsterblichen Thaten unserer Nation gegeben haben, und aus denen sie hoffentlich Weisheit schöpfen wird. Aber auch in den letzten Tagen noch haben Ew. Durchlaucht sich als Lehrer unserer Nation bewährt und bewiesen, indem Sie allen, die das Glück hatten, Ihnen nahe zu treten, Worte tiefsten Lebensgehaltes in die Seele gesprochen haben, und indem Sie allen diesen Kreisen und dadurch unsrer Nation das Vertrauen in die Zukunft unsres Volkes gestärkt haben, jenes Vertrauen in die Zukunft unsres Volkes, das die schönste Kraft unsres Berufes bildet. Wir haben die Empfindungen, die uns an diesem Tage Ew. Durchlaucht gegenüber erfüllen, niederzulegen uns erlaubt in einer Adresse, die ich bitte, Ew. Durchlaucht vorlesen zu dürfen.“

Als der Fürst durch ein freundliches Nicken des Kopfes seine Zustimmung zu erkennen gab, verlas der Redner folgende Adresse:

„Durchlauchtigster Fürst! Bei den zahllosen Kundgebungen der Dankbarkeit, welche die Nation Ew. Durchlaucht heute darbringt, wollen und können auch wir, die Lehrer der vaterländischen höheren Schulen, nicht zurückbleiben. Wir wissen es und sind stolz darauf,

daß Sie die Aufgabe, welche wir Lehrer in dem durch Gottes Hilfe wieder aufgerichteten Deutschen Reiche zu erfüllen haben, in ihrer vollen Bedeutung würdigen: Sie haben es durch jene hochherzige Stiftung vom Jahre 1885 ausgesprochen, in der wir dankbar eine besondere Ehrung unsres Standes erkennen durften. Indes viel mehr, unendlich viel mehr haben wir Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, zu danken, und lassen Sie es uns heute vor aller Welt aussprechen: die unsterblichen Thaten, deren heute alle Kreise mit besonderer Lebhaftigkeit gedenken, haben, wie sie das Gesamtleben des deutschen Volkes verjüngten, so insbesondere unsrem Amt eine neue Kraft und eine höhere Weihe gegeben. Schmerzlich haben es die älteren unter uns zu fühlen gehabt, daß sie bei der Erziehung der Jugend, bei der Vorführung der Geschichte des Altertums und des eigenen Volkes sich nicht stützen konnten auf ein ungebrochenes und volles Empfinden nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit — daß wir ihr erzählen mußten von tausendfachem Hader der deutschen Stämme, Fürsten und Staaten, von unbefriedigter Sehnsucht und stets vergeblichen Anläufen, wo es sich darum handelte, aus dem großen Kulturvolk der Deutschen eine Nation in politischem Sinne zu schaffen — erzählen mußten, wie dieses große Kulturvolk trotz der Großthaten hervorragender Hohenzollernfürsten mehr als einmal eine Deute fremder Ehrsucht und Anmaßung wurde, und wie selbst dem glorreichen Kampfe um die Unabhängigkeit in den Jahren 1813—1816 ein langes Ermatten folgte und ein, so schien es, ewig hoffnungsloses Ringen um jenes höchste Gut der Nationen, zu leben und zu atmen kraft eigenen Rechts. Heil uns und unserer Jugend und Heil Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, daß in dem größten deutschen Staate in Ihnen der Staatsmann sich fand, der, erst nur von wenigen begriffen und von den Vielen verkannt, kühn und groß sein Leben und seinen Namen bei der Nachwelt brantwagte, den notwendigen furchtbar schweren, aber allein zum Ziel führenden Schritt zu thun, der uns Deutschen wiederum ein Vaterland gab.

Wir verweilen nicht bei dem Bilde des wunderbaren Zusammenwirkens edelster Kräfte, das in der großen Krisis der Jahre 1863 bis 1866 und dann in einem alles versöhnenden, gerechten Kampfe die Nation ihrem neuen Leben entgegenführte. Die Heldegestalten der Männer, die mit Ihnen dieses Große vollbracht, unsres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm und seiner großen Heerführer, verbinden sich heute wie immer mit der Ihrigen: — Eines aber glauben wir, die wir die Jugend kennen, am heutigen Tage Ihnen aussprechen zu sollen: daß diese Jugend es versteht und

selbst die Jüngsten es ahnen, daß sie und die fernsten Geschlechter in dem Namen Bismarck ein vaterländisches Besitztum und ein Beispiel haben, wie ein deutscher Mann, der nach Ihrem Wort Gott allein und sonst nichts auf der Welt fürchtet, seinem König und seinem Lande und der großen Nation, in deren Leben der Einzelne zugleich verschwindet und doch sich selbst erst recht findet, in guten und bösen Tagen als Patriot seine Pflichten leisten soll.

So sind Sie dem deutschen Volke der große Lehrer nationalen Denkens und Handelns gewesen und werden es in aller Zukunft bleiben. Nicht allen ist die Kraft genialen Denkens und Schaffens verliehen, aber ehrlich, mutig und opferfreudig seinem Lande zu dienen, das ist keinem unter uns versagt. In diesem Sinne wollen wir die Jugend erziehen, die das Vaterland, das jetzt alle seine Söhne in einem unzertrennlichen Bunde umschließt, uns anvertraut, und mit diesem Gelöbniß auf den Lippen dürfen auch wir heute vor Sie treten und Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, vor allem aber unserem Vaterland und seiner Jugend Glück wünschen, daß Gottes Gnade Ihr segensreiches Leben bis hieher in seiner ganzen wunderbaren Frische erhalten hat. Ihm sei es auch fernerhin in Demut befohlen!

Wir bitten Ew. Durchlaucht, eine Weihetafel als ein bescheidenes Zeichen unserer unbegrenzten Verehrung und Dankbarkeit huldvoll entgegenzunehmen."

Darauf überreichte man dem Fürsten die Adresse, die von zwölf Direktoren und Professoren aus den einzelnen Provinzen unterzeichnet ist. Sie ruht in einem kunstvoll gepunzten Ledereinband mit goldverzierten Eckbeschlägen und trägt auf dem ersten Blatte die Widmung: „Dem Fürsten Bismarck in tiefster Verehrung und Dankbarkeit die Lehrer der höheren Schulen Preußens“. Zugleich wurde eine Widmungstafel überreicht, ein Meisterwerk des deutschen Kunstgewerbes. Ein kunstvoller, in Gold und Silber gearbeiteter Rahmen umfaßt die eigentliche Tafel, deren Mitte eine in Emailmalerei ausgeführte Germania zeigt. Darüber erblickt man eine Gemme mit dem Bildnis Wilhelms I. Den Fuß der Tafel ziert dieselbe Widmung wie die Adresse, außerdem das von einem Lorbeerkranz umgebene Wappen des Fürsten.

Nachdem der Fürst den Herren des Komitees gedankt hatte, trat er dicht an die Brüstung des Altans heran und bat die Herren, die beim Beginn seiner Rede das Haupt entblößten, sich zu bedecken; er selbst sei alt und lahl genug, um zu wissen, was es heiße, bei solchem Wetter mit bloßem Haupte dazustehen. Erst als er sich vergewissert hatte, daß man dieser Aufforderung, die er auch schon während der

Ansprache Jägers durch Gebärden zu verstehen gegeben hatte, allenthalben Folge leistete, fuhr er also fort:

„Meine Herren! Die Ehre, die Sie mir erweisen, bildet einen Bruchteil der mannigfaltigen Auszeichnungen, die mir heutzutage aus allen deutschen Landen und darüber hinaus zu teil wurden und zwar mir als dem Erben meiner Mitarbeiter in der Zeit Wilhelms I. Ich stehe mit denen gewissermaßen im Verhältnis eines Lontine-Vertrages<sup>1)</sup>: Der Ruhm der Absterbenden erbt auf die Überlebenden zusammen, und so fällt auch mir, der ich entweder jünger zur Arbeit gekommen oder langlebiger geschaffen bin, ein Anteil an der Gesamtheit des Ruhmes meiner Mitarbeiter mit in das Kredit hinein. Wenn ich das nicht so auslegen könnte, so würde es überwältigend und demütigend auf mich wirken, wie eine Überschätzung. Ich habe als Einzelner meine Schuldigkeit gethan als meines Königs Mitarbeiter, und Gottes Segen hat es gedeihen lassen zu dem, was man Erfolg nennt.

Aber ich muß auch Ihres Anteils an diesem Segen noch gedenken. Sie sprechen in der eben verlesenen Adresse von der Dankbarkeit, die der Lehrerstand mir gegenüber empfinde. Meine Herren, das Gefühl ist ein gegenseitiges; das ist für mich zum Durchbruch gekommen in der Zeit meiner politischen Arbeit. Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unserer Nation vorgenommen, so glaube ich nicht, daß mein Werk, oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Maße gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unsres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich gewesen wären. Die Liebe zum Vaterlande, das Verständnis für politische Situationen — für diese und andre Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt. Unsrer Erziehung gehört bis zum 14. Jahre der Volksschule, nach dem 19. oder 20. der Universität, dem Leben und den Frauen, das durchschnittliche Alter aber, in dem die Jugend Ihrer Pflege und Erziehung unterliegt, schließt mit dem 19. oder 20. Jahre des Abiturienten in der Regel ab, manchmal später, manchmal früher. Aber der Charakter des jungen Mannes legt sich gerade in dieser Zeit fest. Es ist nicht oft der Fall, daß

1) So sagte der Fürst, während das auch im übrigen fast verstümmelte Telegramm des Wolffschen Büreaus von einem Lantieme-Vertrag redet, was natürlich keinen Sinn giebt. Die Lontine ist eine besondere Form der Leibrente.

er auf der Universität oder später eine Modifikation erleidet, wenigstens nicht in der Liebe zum Vaterlande, die ihm auf der höheren Schule eingeprägt worden ist.

Die Erfolge der nationalen Entwicklung eines jeden Landes beruhen hauptsächlich auf der Minorität der Gebildeten, die das Land enthält. Ich habe bei irgend einer neuerlichen Gelegenheit einmal gesagt: Eine Verstimmung der abhängigen Massen kann eine akute Krankheit hervorrufen, für die wir Heilmittel haben; eine Verstimmung der gebildeten Minorität ruft eine chronische Krankheit hervor, deren Diagnose schwer und deren Heilung langwierig ist. Und deshalb lege ich das Hauptgewicht auf die Erziehung und die Gesinnung der gebildeten Klassen in jedem Lande.

Wir können bei uns — von den dynastischen Persönlichkeiten sehe ich ganz ab — zunächst in den regierenden Kreisen, unter den Beamten, keine Leute verwenden, die nicht durch Ihre Hände, möchte ich sagen, gegangen sind. Auch giebt es kein Parlament, dessen führende Leute nicht der gebildeten Minderheit der Bevölkerung angehören. Die Erziehung des Urwählers liegt freilich nicht in Ihrer Hand; aber auch im Parlament gehören die Leiter, die die Massen ohne eigenes Urteil unter Umständen zum Teil bestimmen, den gebildeten Klassen an.

Im Heere wäre unser ganzer Offizierstand ohne unsre wissenschaftliche Bildung — mir fällt augenblicklich kein besserer Ausdruck ein — überhaupt nicht möglich. Unser Offizierkorps, einschließlich des Unteroffizierkorps, das sich ja nach ihm bildet, ist für alle übrigen Nationen eine unnachahmliche Schöpfung; sie machen es uns darin nicht gleich. Und das ist das Produkt unserer gesamten höheren Schulbildung, nicht der Volksschulbildung, sondern der Bildung und Erziehung der höher stehenden Klassen.

Auch unsere Industrie zeigt diese Vollkommenheit, die zuletzt dahin führt, daß es in der ganzen englischen Handelswelt heutzutage als Empfehlung gilt, wenn auf einer Ware steht: made in Germany. Auch das ist eine Wirkung desjenigen Bildungsstadiums, wie die höheren Schulen es liefern.

Unsere Kaufleute über See, die unsere besten Pioniere sind, würden ebenfalls ohne die deutsche Schulbildung das nicht leisten. Ich spreche nicht von unsren kolonialen Beziehungen, sondern von den mir als Hamburger Nachbar nächstliegenden Beziehungen zu Amerika. Die wirksame Erhaltung der Wechselwirkung zwischen



Gesamtamerika und Europa beruht hauptsächlich auf unfrem gebildeten Kaufmannsstande, und der würde nicht gebildet sein ohne unsere höheren Schulen.

Ich könnte in der Darlegung der politischen Wirkung der Imponderabilien, die auf unseren höheren Schulen in das Gemüth des deutschen Jünglings gepflanzt werden, vielleicht noch weiter gehen, doch ich will es lieber an einem Beispiele aus dem Auslande erörtern. Als ich in Versailles im Quartier lag, habe ich gelegentlich die Schulhefte der Söhne meiner Hauswirthin durchgesehen, und da bin ich ganz erstaunt gewesen über die ungeheuerliche geschichtliche Lüge, die in allen französischen höheren Schulen kultiviert wird, von Ludwig XIV. ab bis auf die heutige Zeit. Was hat das für Folgen? Daß der junge Franzose von Haus aus ein falsches Bild über die Bedeutung seiner eigenen Nation und über deren Berechtigung zur Macht bekommt, und daß er mit einem Hochmut in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt. Dem gegenüber befeißigt sich unsre höhere Schulleitung, soviel ich weiß, der Wahrheit und pflegt unter anderen Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat, auch die Bescheidenheit, was ich in hohem Maße für wichtig und nützlich halte. Die Selbstüberschätzung tötet den Erfolg im Reim, und von der halten wir uns fern! Die Wahrheit wird bei uns gelehrt, vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber jeder von seinem Standpunkt bestrebt sich doch, seinen Schülern die Wahrheit beizubringen. Ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben und den Mut der Wahrheit zu behalten. Wohl habe ich mir dadurch manche Feinde erworben und auch manches Wort gesprochen, das zu den übelwollendsten Deutungen Anlaß geben konnte, aber das Gesamtergebnis ist für mich doch nach menschlicher Unvollkommenheit in hohem Maße befriedigend: Ich habe ja auch recht viele Gegner, aber das Wohlwollen der Majorität der unabhängigen und gebildeten Leute darf ich, glaube ich, für mich in Anspruch nehmen. Es wird das vielleicht nicht immer die Majorität der Urwählerziffer decken, aber es ist doch für mich auf die Dauer das entscheidende Prinzip, auch für die Dauer der Einrichtungen, die wir uns gegeben haben.

Und deshalb, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, so ist es mir ein beruhigendes Gefühl, daß die Sonne, die mir untergeht, mir ein schönes Abendrot zeigt. Als Landwirt bin ich gewohnt, das Abendrot als einen Propheten von gutem Wetter für

den kommenden Tag anzusehen, und so wünsche ich Ihnen allen, meine Herren, für die Tage, die kommen, gutes Wetter. —

Sie sind zum großen Teil in Ihrer sozialen und materiellen Stellung mit Recht unzufrieden. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Bedeutung, die der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat, und zwischen ihrer bisherigen Würdigung. Die Gewalt, die in dem Einfluß der Schule, der höheren Schule, auf die gebildeten Klassen besteht, die Wichtigkeit der gebildeten Klassen für das Gedeihen einer Nation wird heute noch erheblich unterschätzt, aber ich hoffe, daß auch darin sich allmählich eine Änderung zum Bessern anbahnen wird. Ich meinerseits halte sie für notwendig, wenn wir die Erfolge, die wir mit Hilfe der Fürsten und der Armee errungen haben, befestigen und dauerhaft machen wollen.

Es ist schon eine erhebliche Wirkung des Einflusses der Gebildeten, daß im großen und ganzen die Frauen gewonnen worden sind für unsre nationale Entwicklung. Das war früher nicht so. Wenn ich fünfzig Jahre zurückdenke, da kümmerten sie sich wenig darum, aber heutzutage halten sie ihre Kinder an, vor allen Dingen daran zu denken, daß sie Deutsche sind. Und dieser Same, der in das Gebiet des Ewig-Weiblichen gefallen ist, liegt tief und dauert länger als unsre Männerfreitigkeiten, und er wird uns, hoffe ich, noch einmal herausreißen, wenn es schlimmer wird.

Meine Herren, im Sinne dieser Betrachtungen, die ich mir erlaubte, Ihnen vorzutragen, bitte ich Sie, ohne Rücksicht auf den darin liegenden Egoismus mit mir einzustimmen in ein Hoch auf den deutschen Lehrerstand. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!

Raum war das Hoch verklungen, da ergriff der Fürst noch einmal das Wort und sagte: „Ich könnte Ihnen noch vieles sagen, aber ich kann so lange nicht stehen. Mein Herz ist noch voll für Sie, aber ich muß mich bescheiden.“ —

Als darauf Professor Vorhing aus Berlin, der sich unter den Mitgliedern des Komitees auf dem Altan befand, zu einem Hoch auf den Fürsten aufforderte, entfesselte sich ein Sturm der Begeisterung, den keine Feder zu beschreiben vermag. Aus der Tiefe der Seelen brach es hervor, gleich einer Erlösung aus dem Banne, der die atemlos horchende Menge während der Rede des Fürsten gefangen hielt.

Und worin lag das Geheimnis dieses mächtigen Zaubers? In äußern Mitteln der Rhetorik jedenfalls nicht, denn der Fürst hat, wie man weiß, eine Stimme, die im Verhältnis zu seiner mächtigen Gestalt

etwas hoch, ja man kann sagen, etwas dünn erscheint; auch redet er nicht fließend, sondern die Worte ringen sich ihm zögernd los, wie unmittelbar vor dem Verlassen des schützenden Geheges sich noch einmal besinnend. Aber die Stimme ist markig und klar, sodaß auch denen, die am weitesten entfernt standen, keine Silbe entging, und das Stottern seiner Rede hat nichts gemein mit dem peinlichen Suchen der Gedankenarmut, vielmehr entspringt es der Abwehr der allzu reich heranstürmenden, zum Ausdruck drängenden Gedanken des gewaltigen Kopfes. Geradezu erstaunlich aber ist der geistige Gehalt der Rede. Schon die Art, wie der Achtzigjährige, der für jeden das findet, was ihm frommt, den leitenden Gedanken seiner Rede verfolgte, wie er ihn bisweilen scheinbar zurückstellte, um ihn dann plötzlich wieder aufzugreifen und mit neuem Licht zu überschütten, hatte etwas überaus Fesselndes. Das einfache Leitmotiv: „Auch Ihr Gymnasiallehrer habt euch um die Nation verdient gemacht und so fahret fort“ — mit welcher geradezu verschwenderischen Fülle von neuen Gedanken und passenden Beispielen hat er es zu einer herrlichen Symphonie gestaltet! Und der Glanzpunkt dieser Symphonie steht in der Mitte, denn hier, wo der Meister der Politik sein ureigenes Feld betritt, findet er die tiefsten und vollsten seiner Accorde. Was er über die Bedeutung der gebildeten Klassen, über die Wichtigkeit ihrer Erziehung für die Gesamtentwicklung der Nation sagte, verdient mit goldenen Lettern über den Eingang jeder höheren Schule geschrieben zu werden und im Herzen jedes deutschen Mannes zu stehen.

Dazu dann die wunderbar ergreifenden Einblicke, die dem Zuhörer hin und wieder in die Tiefen dieser großen Seele gestattet wurden, in dieses von Vaterlandsliebe glühende, wahre und bescheidene, poesie- und humorverklärte deutsche Gemüt! Die Liebe zum deutschen Volke und die Sorge um sein Wohl durchwehten die ganze Rede, Wahrheit und Bescheidenheit atmete jedes seiner Worte, und Humor, ein köstlicher Humor offenbarte sich, wo er mit einem Seitenblick auf die ihm vom Reichstag zugefügte Unbill von der Majorität der Urwählerziffer sprach, mit der sich die Mehrheit der unabhängigen und gebildeten Leute nicht immer decke. Einen Hauch der reinsten Poesie aber verspürten wir, als er von der Sonne sprach, die ihm untergehe und ihm in der Liebe seiner Volksgenossen ein schönes Abendrot zeige. Und schließlich noch eins, aber nicht das Geringste: Das Bewußtsein, den Mann zu sehen und zu hören, der den ältern unter uns den Traum und die Sehnsucht der Kindheit erfüllt und auch uns jüngern die Seele erfüllt hatte, wie der leuchtende Held der alten Sage. —

Aber all das bleibt, ich fühle es, nur ein schwacher Versuch, den Zauber zu schildern, der uns gefangen hielt, so lange der Fürst sprach.

Als er jedoch am Schluß seiner Rede, nochmals anhebend, sagte, daß sein Herz noch voll für uns sei, da empfanden wir alle, daß dem Manne, der in den letzten Wochen geehrt worden war wie vielleicht nie ein Mann vor ihm, die Hulbigung der deutschen Lehrer eine wahre Herzensfreude bereitet hat.

Während Johann das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!“ angestimmt wurde, zog sich der Fürst, von einem stark einsetzenden Regenguß gezwungen, ins Schloß zurück. Die Mitglieder des Komitees und einige Glückliche, die gerade in der Nähe standen, folgten ihm zur Frühstückstafel und wurden hier Zeugen jener in ihrer unnachahmlichen Grazie oft gerühmten Gemüthlichkeit des Bismarckischen Hauses. Der Fürst selbst, der sich alsbald die „lange“ reichen ließ, war in der besten Laune und bezauberte seine Gäste durch die geist- und witzsprühenden Einfälle seiner reichen Seele. In jeder gutgearteten Familie, so äußerte er unter anderm, folge immer eine Generation, die die Söhne hause, auf eine, die sie verziehe. Denn wer es als Junge schlecht habe, werde sich sagen, die deinigen sollens einmal besser haben als ihr Vater, und wer von seinem Vater verzogen sei, der merke den Nachteil und erziehe seine eigenen Jüngens strammer. Ich aber, fügte er hinzu, habe zu der Generation gehört, die gehauen worden ist.

Währenddessen hatte der Regen wieder nachgelassen, und ein großer Teil der Festgenossen erging sich, ernste und freudige Gedanken spinnend, oder für die Lieben in der Heimat ein Tannenreis oder ein grünes Blättchen brechend, im Park. Zu einer dieser Gruppen gesellte sich Graf Herbert und geleitete uns zu dem Lieblingsplätzchen seines Vaters, einer schlichten Holzbank, neben der ein kleines Wässerlein sprudelt. —

Der Abend vereinigte noch einmal einen großen Teil der Festgenossen in Hamburg, weil die dortigen Kollegen es sich nicht nehmen ließen, uns die Gelegenheit zu bieten, zwischen Gesang, ernster und froher Rede die Eindrücke des ereignisvollen Tages miteinander auszutauschen. Noch in der Nacht aber lehrten manche in die Heimat zurück, die übrigen, die der alten und doch jugendkräftigen Hammonia bei dieser Gelegenheit ihren ersten Besuch abstatteten, folgten erst einige Tage später. —

Mein Bericht über den Ehren- und Freudentag der deutschen Lehrerschaft ist zu Ende. Solange die herrlichen Worte, die der getreue Eckart des deutschen Volkes am 8. April den Männern sagte, denen es seine besten Söhne anvertraut, im Herzen der Lehrer bewahrt bleiben und wirken, so lange wird die Prophezeiung, die er für des Reiches Zukunft aussprach, nicht zu Schanden werden.

## Der ursprüngliche Text von Hauffs „Märchenalmanach auf das Jahr 1827“.

Von **M. Mendheim** in Leipzig.

Im Herbst des Jahres 1824 hatte Wilhelm Hauff, 22 Jahre alt, seine theologischen Studien an der Universität Tübingen vollendet, den Doctortitel der philosophischen Fakultät erworben und trat nun, am 27. Oktober, eine Hauslehrerstelle im Hause des Kriegsratspräsidenten von Hügel in Stuttgart an. Ungefähr zu gleicher Zeit begann er auch seine schriftstellerische Thätigkeit, und er hat in den drei Jahren bis zu seinem Tode, 18. November 1827, eine solche Zahl von umfangreichen Werken veröffentlicht, daß diese quantitativ große Bethätigung allein schon alle Achtung verdient, um so mehr aber, da der Inhalt all dieser Erzählungen nicht allein ein gutes Beobachtungs- und Erzählertalent verrät, sondern oft auch eine eingehendere Beschäftigung des Verfassers mit der älteren Geschichte und mit der zeitgenössischen wie der älteren deutschen und fremden Litteratur voraussetzt. Beachtet man alles dies und erwägt ferner, daß Hauff gewissermaßen nur in seinen Mußestunden sich seiner Muse widmen konnte, daß er anfangs, bis zum Frühjahr 1825, sich noch auf die höhere Staatsprüfung vorbereiten mußte, daß er gleichzeitig und dann noch bis zum 30. April 1826 den Unterricht und die Erziehung zweier heranwachsenden Böglinge zu leiten hatte, daß er darauf bereits Anfang Mai seine größere Reise nach Paris und durch einen Teil Deutschlands antrat, von der er erst gegen Ende November nach Stuttgart zurückkehrte, und daß er endlich vom 1. Januar 1827 an einen großen Teil seiner Zeit der Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes“ zu widmen hatte, so wird man eine noch größere Achtung bekommen vor dem Fleiß und dem Schaffenstrieb dieses jungen Schriftstellers. Da wird man dann allerdings auch zugeben müssen, daß manche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten nicht ausbleiben konnten, die Hauff sicher beseitigt haben würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, wenn er neue Auflagen seiner Werke hätte erleben oder einst eine Sammlung derselben selbst hätte veranstalten können.

In neuer Auflage ist aber zu seinen Lebzeiten nur der erste Teil der „Memoiren des Satan“, seiner ersten Veröffentlichung, erschienen, und darin hat Hauff allerdings auch bereits einige Verbesserungen und kleine Änderungen vorgenommen, ebenso wie in der selbständigen Ausgabe der „Phantasien im Bremer Katskeller“ und in der Sammlung

seiner Novellen, die er noch in der letzten Zeit vor seinem Tode vorbereitete und die dann im Laufe des Jahres 1828 in 3 Bänden erschien. Auch hier hatte Hauff Gelegenheit, jedes einzelne dieser Werkchen, die vorher sämtlich in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen waren, noch einmal gründlich durchzusehen, zu ändern und zu bessern. Alle übrigen Schriften aber konnte er, der rastlos vorwärts Strebende und immer von neuen Stoffen Erfüllte, nicht noch einmal in Ruhe und mit kritischem Auge prüfen, und so haben wir die meisten noch heute so vor uns, wie sie damals der schaffensfreudige Dichter niedergeschrieben hat. Nur hie und da hat Gustav Schwab, der erste Sammler und Herausgeber von Hauffs sämtlichen Veröffentlichungen, einige Änderungen vorgenommen, von denen die meisten wohl auf sein Konto zu schreiben, nur wenige vielleicht auf Korrekturen Hauffs zurückzuführen sein werden. Keins von Hauffs Werken hat aber unter Schwabs Händen eine solche Veränderung erfahren und erfahren müssen als der zweite „Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1827“, und zwar ganz natürlich; denn dieses Werk konnte nicht, wie alle andern, so wie es vorlag, in eine Sammlung von Hauffs Werken aufgenommen werden, weil die Märchen, die es enthielt, zum Teil gar nicht von Hauff verfaßt waren. Es konnten aber diese Kinder fremder Muse auch nicht einfach weggelassen werden und alles übrige glatt stehen bleiben. Das kam daher, daß Hauff bekanntlich die einzelnen Märchen nicht einfach aneinandergereiht, sondern durch eine allgemeine Rahmenerzählung und durch verbindenden Text zwischen je zweien äußerlich, wie teilweise auch ihrem Inhalte nach zu einander in Beziehung gesetzt hat. Sollten also diejenigen Märchen, die in dem betreffenden Bande aufgenommen waren, jedoch nicht von Hauff stammten, weggelassen werden — und das war ja bei einer Sammlung von Hauffs Werken selbstverständlich —, so mußte natürlich auch der von Hauff verfaßte Text wegbleiben, der jedes dieser Märchen mit dem vorhergehenden und mit dem folgenden im Sinne der Rahmenerzählung verband. Diese Streichung und Änderung hat denn Schwab auch thatsächlich vorgenommen, und so kommt es, daß wir in seiner Ausgabe von Hauffs Werken, wie in allen folgenden, die ja alle auf den von Schwab gebotenen Text zurückgehen, diesen zweiten Märchenalmanach nur in jener verkürzten Form kennen. Die Originalausgabe dieses Almanachs ist aber heutzutage so selten geworden, daß auch der Pitterarhistoriker Mühe hat, jenen ursprünglichen Text einmal vor Augen zu bekommen, und so erscheint es dem Verfasser wohl angebracht, hier einmal jenen von Schwab gestrichenen Text Hauffs nach dem Original wieder abzudrucken, ohne jene Märchen mit aufzunehmen, und doch so, daß jeder mit Hilfe irgend einer Hauff-Ausgabe sich ein

Bild von dem Text des ursprünglichen Werkes machen kann. (Die kleinen lautlichen oder sachlichen Änderungen in einzelnen Wörtern habe ich hier unberücksichtigt gelassen.) Der Märchenalmanach enthält der Reihe nach folgende Erzählungen:

1. Der Scheik von Alexandria und seine Sklaven (als Rahmen-  
erzählung).
2. Der Zwerg Nase.
3. Abner, der Jude, der nichts gesehen hat.
4. Der arme Stephan, von A. Schöll<sup>1)</sup>.
5. Der gebadene Kopf, von J. Morier<sup>2)</sup>.
6. Der Affe als Mensch.
7. Das Fest der Unterirdischen und Schneeweißchen und Rosenrot,  
von W. Grimm.

Der verkürzte Text stimmt mit dem Original überein bis zum Schlusse der Erzählung von „Abner“ und den Worten des darauffolgenden und zum nächsten Märchen überleitenden Teiles der Rahmen-erzählung: „wenn er in ein Fell gesteckt würde und auf allen vieren gehen müßte.“ Der folgende Satz von „Und doch“ bis „welche man gewöhnlich Märchen nennt“ steht nicht so und nicht an dieser Stelle im Original; dies fährt jetzt fort:

So sprachen die jungen Leute; da gab der Scheik wiederum das Zeichen, und alle setzten sich nieder. Der Aufseher der Sklaven aber trat zu den Freigelassenen und forderte sie auf, weiter fortzufahren. Einer unter ihnen zeigte sich bereit, stand auf, und hub an folgendermaßen zu erzählen:

1) Über Gustav Adolf Schöll (geb. 2. September 1805, gest. 26. Mai 1882), den bekannten Archäologen und Kunstschriftsteller, der nur sehr wenig mit eigenen Dichtungen hervorgetreten ist, haben wir jetzt eine zusammenfassende Lebensskizze von Rudolf Schöll in Band 32 der „Allgemeinen deutschen Biographie“.

2) James Justinian Morier, um 1780 in Smyrna geboren, gest. am 19. März 1849 in Brighton, trat 1807 in den englischen diplomatischen Dienst und wurde als Privatsekretär an den persischen Hof gesandt, dann zum Gesandtschaftssekretär ernannt. Er beschreibt diese Reise in dem Werke „Journey through Persia, Armenia, and Asia minor to Constantinople in the years 1808 and 1809“ (London 1812), während eines zweiten Aufenthaltes in Persien, über den er in „A second journey through Persia“ (London 1818) berichtet. Von 1824 bis 1826 hatte er eine außerordentliche Mission in Mexiko; seitdem aber widmete er sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Er schrieb Erzählungen und Romane, unter denen „The adventures of Hajji Baba of Ispahan“ (1824) durch guten Humor und getreue Wiedergabe orientalischen Lebens besonders hervorragen. (Vgl. über ihn die kurze Lebensbeschreibung im Dictionary of national biography, Bd. 39 S. 51 fg., London 1894.)

## Der arme Stephan.

Nach dieser Erzählung von Schöll fährt Hauff fort:

Der Sklave hatte geendet, und seine Erzählung erhielt den Beifall des Scheit und seiner Freunde. Aber auch durch diese Erzählung wollte sich die Stirne des Scheit nicht entwölken lassen, er war und blieb ernst und tiefsinnig wie zuvor, und die jungen Leute bemitleideten ihn.

„Und doch“, sprach der junge Kaufmann, „und doch kann ich nicht begreifen, wie der Scheit sich an einem solchen Tage Märchen erzählen lassen mag, und zwar von seinen Sklaven. Ich, für meinen Teil, hätte ich einen solchen Kummer, so würde ich lieber hinausreiten in den Wald, und mich setzen, wo es recht dunkel und einsam ist; aber auf keinen Fall dieses Geräusch von Bekannten und Unbekannten um mich versammeln.“

„Der Weise“, antwortete der alte Mann, „der Weise läßt sich von seinem Kummer nie so überwältigen, daß er ihm völlig unterliegt. Er wird ernst, er wird tiefsinnig sein, er wird aber nicht laut klagen oder verzweifeln. Warum also, wenn es in deinem Innern dunkel und traurig aussieht, warum noch überdies die Schatten dunkler Fiebern suchen? Ihr Schatten fällt durch das Auge in dein Herz und macht es noch dunkler. An die Sonne mußt du gehen, in den warmen, lichten Tag, für was du trauerst, und mit der Klarheit des Tages, mit der Wärme des Lichtes wird dir die Gewißheit aufgehen, daß Allahs Liebe über dir ist, erwärmend und ewig wie seine Sonne.“

„Ihr habt wahr gesprochen“, setzte der Schreiber hinzu, „und geziemt es nicht einem weisen Mann, dem seine Umgebungen zu Gebot stehen, daß er an einem solchen Tage die Schatten des Grams so weit als möglich entferne? Soll er zum Getränke seine Zuflucht nehmen, oder Opium speisen, um den Schmerz zu vergessen? Ich bleibe dabei, es ist die anständigste Unterhaltung in Leid und Freude, sich erzählen zu lassen, und der Scheit hat ganz recht.“

„Gut“, erwiderte der junge Kaufmann; „aber hat er nicht Vorleser, nicht Freunde genug; warum müssen es gerade Sklaven sein, die erzählen?“

„Diese Sklaven, lieber Herr!“ sagte der Alte, „sind vermutlich durch allerhand Unglück in Sklaverei geraten, und sind nicht gerade so ungebildete Leute, wie Ihr wohl gesehen habt, von welchen man sich könnte erzählen lassen. Überdies stammen sie von allerlei Ländern und Völkern, und es ist zu erwarten, daß sie bei sich zu Hause etwas Merkwürdiges gehört oder gesehen, das sie nun zu erzählen wissen. Einen noch schöneren Grund, den mir einst ein Freund des Scheit sagte, will ich Euch wiedergeben: Diese Leute waren bis jetzt in seinem Hause als



Skaven, hatten sie auch keine schwere Arbeit zu verrichten, so war es doch immer Arbeit, zu der sie gezwungen waren, und mächtig der Unterschied zwischen ihnen und freien Leuten. Sie durften sich, wie es Sitte ist, dem Scheik nicht anders, als mit den Zeichen der Unterwürfigkeit nähern. Sie durften nicht zu ihm reden, außer er fragte sie, und ihre Rede mußte kurz sein. Heute sind sie frei; und ihr erstes Geschäft als freie Leute ist, in großer Gesellschaft und vor ihrem bisherigen Herrn lange und offen sprechen zu dürfen. Sie fühlen sich nicht wenig geehrt dadurch, und ihre unverhoffte Freilassung wird ihnen dadurch nur um so werter.“

„Siehe“, unterbrach ihn der Schreiber, „dort steht der vierte Sklave auf; der Aufseher hat ihm wohl schon das Zeichen gegeben, laßt uns nieder sitzen und hören.“

#### Der gebadene Kopf.<sup>1)</sup>

„Herr“, fing der vierte Sklave zu erzählen an; „als ich noch in Stambul verweilte, begab sich daselbst folgende wunderbare Geschichte.

Nach dieser Erzählung von Morier fährt Hauff fort:

Der Scheik äußerte seinen Beifall über diese Erzählung. Er hatte, was in Jahren nicht geschehen war, einigemal gelächelt, und seine Freunde nahmen dies als eine gute Vorbedeutung. Dieser Eindruck war den jungen Männern und dem Alten nicht entgangen. Auch sie freuten sich darüber, daß der Scheik, auf eine halbe Stunde wenigstens, zerstreut wurde; denn sie ehrten seinen Kummer und die Trauer um sein Unglück, sie fühlten ihre Brust beengt, wenn sie ihn so ernst und stille seinem Gram nachhängen sahen, und gehobener, freudiger waren sie, als die Wolke seiner Stirne auf Augenblicke vorüber zog.

„Ich kann mir wohl denken“, sagte der Schreiber, „daß diese Erzählung günstigen Eindruck auf ihn machen mußte; es liegt so viel sonderbares, komisches darin, daß selbst der heilige Dervisch auf dem Berge Libanon, der in seinem Leben noch nie gelacht hat, laut auf-lachen mußte.“

„Und doch“, sprach der Alte lächelnd, „und doch ist weder Fee noch Zauberer darin erschienen; kein Schloß von Kristall, keine Genien, die wunderbare Speisen bringen, kein Vogel Kock, noch ein Zauberpferd —“

„Ihr beschämt uns“, rief der junge Kaufmann, „weil wir mit so vielem Eifer von jenen Märchen unserer Kindheit sprachen, die uns noch jetzt so wunderbar anziehen, weil wir jene Momente aufzählten, wo

1) Die Erzählung „Der gebadene Kopf“, ist eine Episode aus Moriers „Adventures of Haji Baba“. In der Übersetzung dieses Werkes von Rudolf Wald (Leipzig 1824 in der Klein'schen Buchhandlung erschienen) findet sich diese Erzählung im 2. Teil S. 318—361.

uns das Märchen so mit sich hinwegriß, daß wir darin zu leben wähten, weil wir das so hoch anschlügen, wollet ihr uns beschämen, und auf seine Art zurechtweisen; nicht so?“

„Mit nichten, es sei ferne von mir, eure Liebe zum Märchen zu tadeln; es zeugt von einem unverdorbenen Gemüt, daß ihr euch noch so recht gemüthlich in den Gang des Märchens versetzen konntet, daß ihr nicht wie andere vornehm darauf, als auf ein Kinderspiel, herabsahet, daß ihr euch nicht langweilet, und lieber ein Roß zu reiten, oder auf dem Sofa behaglich einschlummern, oder halb träumend die Wasserpfeife rauchen wolltet, statt dergleichen euer Ohr zu schenken. Es sei ferne von mir, euch darum zu tadeln; aber das freut mich, daß auch eine andere Art von Erzählung euch fesselt und ergötzt, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Märchen nennt.“<sup>1)</sup>

Nun stimmen beide Texte wieder überein bis zu dem Absatze, der mit den Worten schließt: „und das Anziehende ist“. Darauf heißt es im Original weiter:

„So die Geschichte von dem gebadenen Kopf, die wir soeben gehört haben. Der Gang der Erzählung wäre im ganzen nicht auffallend, nicht überraschend, wäre er nicht verwickelt durch den Gang der Handelnden. Wie köstlich zum Beispiel ist die Figur des Schneiders. Man glaubt, den alten, gekrümmten Mantelslider vor sich zu sehen. Er soll zum erstenmal in seinem Leben einen tüchtigen Schnitt machen, ihm und seinem Weibe lacht schon zum voraus das Herz, und sie traktieren sich mit recht schwarzem Kaffee. Welches Gegenstück zu dieser behäglichem Ruhe ist dann jene Scene, wo sie den Pack begierig öffnen, und den gräulichen Kopf erblicken. Und nachher, glaubt man ihn nicht zu sehen und zu hören, wie er auf dem Minaret umherschleicht, die Gläubigen mit mädernder Stimme zum Gebet ruft, und bei Erblickung des Sklaven plötzlich wie vom Donner gerührt, verstummt? Dann der Barbier! Sehet ihr ihn nicht vor euch, den alten Sünder, der, während er die Seife anrührt, viel schwätzt, und gerne verbotenen Wein trinkt? Sehet ihr ihn nicht, wie er dem sonderbaren Kunden das Barbierschüsselchen unterhält und — den kalten Schädel berührt? Nicht minder gut, wenn auch nur angedeutet, ist der Sohn des Wäders, der verschmißte Junge und der Bratenmacher Yanaki! Ist nicht das ganze eine ununterbrochene Reihe komischer Scenen, scheint nicht der Gang der Geschichte, so un-

1) Gerade bei diesem Teile des Textes wird man am ehesten empfinden, daß durch Weglassung dieser Verbindung mit dem früheren Gespräche der jungen Leute und des Alten der innere Zusammenhang merklich gestört wird und daß der Anschluß in dem verkürzten Texte etwas unvermittelt ist.

gewöhnlich er ist, sich ganz natürlich zu fügen? und warum? weil die einzelnen Figuren richtig gezeichnet sind, und aus ihrem ganzen Wesen alles so kommen muß, wie es wirklich geschieht."

Nun schließt sich mit den Worten „Wahrlich! ihr habt recht!“ wieder der Text an, wie ihn die verkürzte Ausgabe bringt; der fünfte Sklave erzählt die Geschichte „Der Affe als Mensch“, und dann folgt wieder die Unterredung der jungen Männer mit dem Alten mit dem sich anschließenden Vorgang bis zu den Worten: „so ganz ohne alle Ehrerbietung?“ Dann fährt das Original fort:

So sprachen die jungen Männer untereinander und waren sehr beschämt; denn der Derwisch Mustapha galt damals für den weisesten und gelehrtesten Mann im ganzen Morgenland.

„Erbötet euch darüber“, antwortete der Sklavenaufseher, „seid froh, daß ihr ihn nicht kanntet; er kann es nicht leiden, wenn man ihn lobt, und hättet ihr ihn ein einzigesmal die Sonne der Gelehrsamkeit oder das Gestirn der Weisheit genannt, wie es gebräuchlich ist bei Männern dieser Art, er hätte euch von Stund an verlassen. Doch ich muß jetzt zurück zu den Leuten, die heute erzählen. Der, der jetzt kommt, ist tief hinten in Frankistan gebürtig, wollen sehen, was er weiß.“

So sprach der Sklavenaufseher; der aber, an welchen jetzt die Reihe zu erzählen kam, stand auf und sprach:

### Das Fest der Unterirdischen.

(Norwegisches Märchen nach mündlicher Überlieferung.)

„Herr! ich bin aus einem Lande, das weit gegen Mitternacht liegt, Norwegen genannt; wo die Sonne nicht, wie in deinem gesegneten Vaterlande, Feigen und Citronen kocht; wo sie nur wenige Monde über die grüne Erde scheint und ihr im Flug sparsame Blüten und Früchte entlockt. Du sollst, wenn es dir angenehm ist, ein paar Märchen hören, wie man sie bei uns in den warmen Stuben erzählt, wenn das Nordlicht über die Schneefelder flimmert.“

Es folgt nun das genannte Märchen und nach diesem „Schneeweischen und Rosenrot“. Nach diesen beiden Märchen W. Grimms fährt Hauff dann fort: „Noch waren die jungen Männer 2c.“, wie auch im verkürzten Texte die Fortführung beginnt. Beide Drude lauten nun einige Absätze weit gleich bis zu den Worten: „Versen und Denkprüchen?“ Hierauf bringt das Original noch folgende Worte mehr als die verkürzte Ausgabe:

Der junge Mann erschrak und errötete; denn ihm fiel bei, wie er damals den Scheit bei dem Alten getabelt und gesagt hatte, an seiner Stelle würde er sich erzählen oder aus Büchern vorlesen lassen. Er war

dem schwachhaften Alten, der dem Scheit gewiß alles verraten hatte, in diesem Augenblicke recht gram, warf ihm einen bösen Blick zu und sprach dann: „O Herr! etc.“

Das Folgende lautet bis zum Schlusse in beiden Fassungen gleichmäßig.

## Sprechzimmer.

### 1.

#### Anfrage.

Kann mir einer der Fachgenossen Auskunft geben über den Sinn folgender Worte, die einem in hiesiger Gegend (Niederrhein) beliebten Ballspiel für Knaben zu Grunde liegen? Habakül — schnül — konterbank — en wat för 'ne hank (Hand) — en N. N. sine hank. Der Verlauf des Spieles ist folgender: Die Knaben werfen einen Ball nach einer im Boden angebrachten Vertiefung (Küle). Derjenige, dessen Ball das Ziel erreicht, setzt den Fuß auf den Ball und ruft: habakül<sup>1)</sup>! — Die übrigen antworten: schnül! — Der erste: konterbank! — Frage der Mitspielenden: en wat för 'ne hank? — Antwort: en N. N. sine hank! worauf der Gerufene herbeieilt, den Ball aufnimmt und einen der Davoneilenden zu treffen sucht. Vielleicht findet sich dasselbe oder ein ähnliches Spiel auch in anderen Gegenden?

Barmen.

J. Zeitjaenser.

### 2.

Nachtrag zum Scherzgespräch Zeitschrift VIII, 408 flg.

In dem „Lieberbuch für die Deutschen in Österreich“ Wien 1884 S. 77 findet sich eine andere Fassung des Scherzgespräches, das Englert Zeitschrift VII, 272 flg. und VIII, 408 flg. anführt, allerdings enthält dieselbe nicht die Schlussspointe:

1. Dearndal, schteh af, leg's Kidal<sup>2)</sup> an,  
D'Fuarloid<sup>3)</sup> san drausst, se fuadan<sup>4)</sup> schon.
2. Ih schteh ned af, 's is noh Zaid,  
Han krumpi Ressaln<sup>5)</sup>, foarn ned waid.
3. Ih schteh ned af, bis simi<sup>6)</sup> schlägt,  
Bis mih main Väd'r aus'n Bet aussa jägt.

1) Die ersten beiden Silben haben mit dem Hilfszeitwort „haben“ nichts zu thun, denn das Präs. heißt in unserer Mundart: ok häf, du hēs, hä hēt, vi hänt, gēt hänt, si hänt.

2) Kettel, Rod. 3) Fuhrleute. 4) füttern. 5) krumme, lahme Pferde. 6) sieben Uhr.

Die Herausgeber fügen in einer Anmerkung hinzu, daß dieses niederösterreichische Volkslied auch im Egerlande bekannt sei.

Krems a. d. Donau.

Karl Ulrich.

3.

Zu „alleweile“.

Ztschr. 10, 688 weist H. Hildebrand auf den Bedeutungsunterschied des oberdeutschen *állweil* und des mitteldeutschen *allewéile* hin und bemerkt, daß letztere sei in Sachsen und Thüringen geläufig. Hierzu möchte ich fügen, daß der zweite Ausdruck auch in der Pfalz sehr gebräuchlich ist in der Form *alleweil* bezw. *allewéi(j)*. Die verschiedene Aussprache des pfälzischen *alleweil* und des altbayerischen *állweil* (*állwei*) brachte mich schon früher auf folgende Erklärung der doppelten Bedeutung, die allerdings als rein subjektiv aufzufassen ist. — Durch Betonung der ersten Hälfte wurde der Begriff „alle“ in den Vordergrund gerückt; er erhielt dadurch die Bedeutung der Vielheit, der Menge, und auf die Zeit bezogen des Andauernden, Fortwährenden. Die Betonung *allowéil* dagegen verwischte den Begriff *alle* oder schwächte ihn ab. Es läßt sich nun zweierlei denken. *Alle* wird in der Pfalz in Sätzen gebraucht wie: Er muß *alle* Augenblicke kommen, d. i. in einer ganz kurzen Zeit. Hier steht *alle* für sehr kurz. Die Zeit, die noch vergeht bis zur Ankunft des Betreffenden, ist sehr gering. Dies wird auch angewandt auf die Zeit, die verstrichen ist. Man sagt: *Allowéil* ist er vorbeigegangen, d. h. vor einer sehr kurzen Zeit ging er vorüber. Auf die Gegenwart bezogen bedeutet es: *Allowéil* kommt er, d. h. die sehr kurze Zeit, welche wir ansetzen, ist vorüber und er kommt nun, wie wir vorausgesagt haben, oder der Gedanke des baldigen Kommens, der gerade ausgesprochen werden soll, wirkt bei der inzwischen erfolgten Ankunft noch so lebhaft nach, daß das die Zukunft bestimmende *allowéil* noch fortklingt und daher in den Satz der Gegenwart hereingezogen wird. Wir hätten es da mit einem elliptischen Satze zu thun; es sollte eigentlich lauten: *allowéil* wird er kommen, da kommt er schon. In dieser Auffassung bestärkt mich die Beifügung des „schon“ in dem Satze: *allowéil* kommt er schon, die häufig gehört wird und mir aus meinen Jugendjahren geläufig ist. Daneben schwebt mir allerdings noch eine andere Bedeutung von *alle* vor, welche sich aber mit dem erwähnten abgeschwächten Begriffe von *alle* berührt. Man spricht: Der Wein u. ist oder wird *alle*; d. h. ist getrunken oder geht zur Reige. In dem Satze: „*Allowéil* kommt er“ hätte dies dann den Sinn: die Zeit, welche wir ihn erwarteten, ist zu Ende und nun kommt er. Eine Erwartung knüpft sich immer an *allowéil*, wenigstens

hinsichtlich der Zukunft und der Gegenwart, und für die Vergangenheit läßt sie sich leicht erklären.

Ludwigsbafen a. Rh.

G. Weber.

4.

Zur Betonung und Verkürzung der Namen.

(Ztschr. VIII, 186; VIII, 479.)

In dem Aufsatze: Zur Namenkunde (VIII, 186) erklärt E. Madel die Verkürzung der Vornamen ganz natürlich durch ihre Betonung: Spaltung in zwei Teile, je nachdem der Ton auf der ersten oder auf der zweiten Hälfte ruht. Er behauptet, die Oberdeutschen betonen die erste Silbe, das erste Element des Namens, die Niederdeutschen aber die zweite Silbe, das zweite Element, und daher komme es, daß bei den süddeutschen Abkürzungen der erste, bei den norddeutschen der zweite Teil des Vornamens überwiege. Und indem er diese Betonung auch an entlehnten Gattungsnamen nachweist, zeigt er, daß das germanische Betonungsgesetz bei den Oberdeutschen viel lebendiger und kräftiger entwickelt gewesen ist und noch ist als bei den Niederdeutschen. Dem widerspricht Ludwig Fränkel teilweise in dem ersten seiner kleinen Nachträge (VIII, 479), indem er gegen die Theorie Madels gerade die süddeutschen Abkürzungen Mäli, Sefi, Seppl, Pepi, Tina ins Feld führt. Wer von beiden hat nun recht? Es sei mir erlaubt, einen kleinen Versuch zur Beantwortung dieser Frage zu machen. Um mich aber vor unrichtigen oder schiefen Verallgemeinerungen zu hüten, beschränke ich mich auf das Elßäßische, namentlich auf die Mundart meines Wohnortes Rufach (Kreis Gebweiler). Ich entnehme das Folgende zum Teil einer eingehenden Untersuchung über die Rufacher Vornamen, die ich nächstens im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elßäß-Lothringens zu veröffentlichen gedenke.

Was das germanische Betonungsprinzip angeht, so muß ich Madels Behauptung, daß es in Süddeutschland kräftig entwickelt ist, für Rufach (auch für das übrige Elßäß) vollauf bestätigen, und zwar sowohl für die Eigennamen und entlehnten Gattungsnamen, als auch bezüglich der Betonung der französischen Wörter durch die Schüler im Unterrichte. Die von ihm angeführten Lehn- und Fremdwörter tragen alle, soweit sie hier gebraucht werden, den Ton auf der ersten Silbe, auch das Wort Kaffee (in Rufach: *Gäffee*)<sup>1</sup>). Wie stark diese Betonung ist, sieht

1) Natürlich giebt es daneben auch hier Fremdwörter mit fremder Betonung: *Sälfeet* (frz. *serviette*), *Loschemant* (frz. *logement*), *drumbäre* (frz. *tromper*), *aschdemäre* (frz. *estimer*), *kurios* (frz. *curieux*), *mairahn* (lat. *majorenn*), *axpress* (frz. *express*), u. s. w.

man besonders an dem Worte *Alle*. In *Kufach* lautet es *Älle*. Der Ton auf der ersten Silbe ist so kräftig, daß der Vokal der zweiten Silbe fast so kurz und abgeschwächt klingt wie in dem unbestimmten Zahlwort *alle*. (Die Verdeutschung des fremden Wortes *Alle* zeigt sich hier auch darin, daß es in Anlehnung an das Synonym *Baumgang* das männliche Geschlecht angenommen hat: der *Älle*, auf'm *Älle* — in der *Älle*.) Und dieses Betonungsgezet ist auch in den Vornamen durchgeführt, einerlei ob sie deutschen oder hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs sind. Von den nahezu 200 *Kufacher* Vornamen werden in der gewöhnlichen Umgangssprache fast alle auf der ersten Silbe betont. Nur einige tragen aus euphonischen oder logischen Gründen den Ton auf der zweiten oder dritten Silbe. So sagt man z. B. für *Bonifatius* *Bonifähs*, abgekürzt *Fähs*, für *Beronika* *Weronika*, abgekürzt *Fronika* und *Froni*. Die durch *i* erweiterte Form von *Emil* lautet *Emili*, hat also den Ton auf der zweiten Silbe, um sie von dem weiblichen Namen *Emilie* zu unterscheiden. Die unerweiterte Form *Emil* wird hingegen auf der ersten Silbe betont, und so ist es bei den allermeisten *Kufacher* Vornamen.

Nun sollte man mit *E. Madel* meinen, daß auf Grund dieser Betonung die meisten hiesigen Abkürzungen aus dem ersten Teile beständen und den zweiten abwürfen. Dem ist aber nicht so. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Von den Abkürzungen (ungefähr 100) bestehen über zwei Drittel aus dem zweiten und nur ein schwaches Drittel aus dem ersten Namensteile. So hat auch *Ludwig Fränkel* recht, wenn er darauf hinweist, daß auch süddeutsche Abkürzungen den zweiten Namensteil enthielten. Nur wenige Namen zeigen beide Arten der Abkürzung. So giebt es z. B. neben *Benni* (*Benedikt*) auch die Form *Dikdi*, neben *Mäi*, *Mäile* und *Mäiele* (*Maria*) auch *Riggi* und *Riggele* (aus den erweiterten Formen *Märiggi* und *Märiggele*<sup>1)</sup>). Und die Abkürzung *Bischi*, entstanden aus *Pélagie*, der frz. Form von *Pelagia*, vereinigt die erste und dritte Silbe in sich. Sonst enthalten die Abkürzungen der hiesigen Vornamen, wie gesagt, vorwiegend den zweiten Namensteil.

Wie erklärt sich nun diese Erscheinung, da doch die Vornamen fast alle auf der ersten Silbe betont werden, und die Abkürzung unzweifelhaft eine Folge der Betonung ist? Nach meiner Ansicht auf folgende Weise. Die deutsche Betonung auf der ersten Silbe haben die Namen nur dann, wenn sie in gewöhnlicher Rede gebraucht werden, d. h. wenn

1) Im Kreise *Weißenburg* ist *Riggel* oder *Riggele* die Verkürzung für *Friederike*. Dieser Name fehlt aber in *Kufach* gerade so wie der männliche Name *Friedrich*.

man den eigenen Namen sagt, einen zweiten ganz in der Nähe anredet oder von einer dritten Person spricht. Anders ist es aber, wenn einer den Vornamen des andern in größerer oder kleinerer Entfernung ruft. Dann wird regelmäßig die zweite oder dritte Silbe betont. Man ruft also z. B. *Alfred* (*Alfredi*)<sup>1)</sup>, *Bernhard*, *Donat*, *Felix*, *Ferdinand*, *Philipp*, *Agnes*, *Cécile* (frz. ausgespr.), *Joséphine* (frz. ausgesprochen), *Henriette* (frz. ausgespr.), *Lüwis* (*Luisse*), *Theres* (*Therese*), u. s. w. Aus diesen Rufnamen (im engern Sinne) sind nach meiner Ansicht die Abkürzungen entstanden, die den zweiten Namensteil enthalten, also aus den eben genannten: *Freddi*, *Hährdi*, *Näddi*, *Näddle*, *Liggsi* oder *Liggsle*, *Nändi* oder *Nändele*, *Libbi*, *Neesi* oder *Neesle*, *Silli*, *Finn* oder *Finni* oder *Finnle* oder *Finnele*, *Jeddi* oder *Jedde*, *Wissi* oder *Wissle*, *Reesi* oder *Reesle*, u. s. w.

Daß die Namen beim Rufen auf dem letzten Teile betont werden, hat nichts Auffallendes. Wir haben hier die nämliche Erscheinung, die wir auch bei anderen lauten Rufen beobachten können: Das Ende ist lang und stark, damit der Ruf kräftig ausklinge und die Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Es sei mir erlaubt, einige Beispiele dafür anzuführen. Ich erinnere zunächst an die Ausrufe *Oho!* *Aha!* und an den Fernruf *Halloh!* Die Eisenbahnschaffner rufen den Namen des Halteortes häufig so ab, daß sie die letzte Silbe betonen. Wer schon in einen nahen Wald oder gegen einen Berg einen zwei- oder mehrsilbigen Ruf gerichtet hat, um ein Echo zu erzeugen, der wird dieselbe Wahrnehmung gemacht haben: Die Endsilbe klingt stets voll. Auch beim Herbeirufen der Tiere ist es so. In meiner Heimat (Kreis Weißenburg) lockt man z. B. den Hühnern: *Bi bi bi bi bih!* Komm, *Bibbele*, kohm! Das letzte *bi* ist lang und betont, ebenso das zweite *kohm*, was sonst nie der Fall ist. Dazu sind zu vergleichen in A. Birlingers Schrift: Die alemannische Sprache rechts des Rheins (1. Teil, 1868, S. 167 u. 168) die Hirtenrufe *därrä!* (Algäu), *oleö!* (Schwarzwald), *weida-n-ööööö!* (Algäu) und die Redrufe *hütadi!* (oberer Schwarzwald), *hütähüt!* (Aargau), *Stachä!* (Billingen). So ist es bei den meisten Rufen auch in Rusach. Der Angegriffene ruft durch den Schrei *Mordjoh* Hilfe herbei, und der Nachwächter kündigt durch sein *Firjoh* den schlafenden Bürgern eine Feuerbrunst an. Ein Rusacher Redruf zeigt uns recht deutlich das Bestreben, in den Rufen die Endung kräftig ausklingen zu lassen. An Fastnacht rufen die Kinder den Fähsenächtsnärr, d. h. den verummten Gestalten, auf der Straße das Wort *Närroh* nach. *Närroh* ist unser Wort *Narr*.

1) Die vollen und gekürzten Formen der Vornamen werden in Rusach häufig durch das Suffix -i erweitert.



Ob es nun die Endung aus *ahd.* Zeit beibehalten (*ahd.* *narro*), oder ob man das *o* des besseren Rufens wegen angefügt hat, jedenfalls trägt es den Ton und hat den Zweck, das Wort voll ausklingen zu lassen. Daß dieses kräftige Ausklingen den Ruf deutlicher machen soll, kann man sich bei den Vornamen leicht erklären. Würde, wie in der gewöhnlichen Rede, die erste Silbe des Namens betont, so vernähme der Angerufene nicht nur die zweite, schwach betonte Silbe nicht deutlich, sondern auch oft die erste, betonte nicht. Denn wenn der Schall sein Ohr erreicht, wird erst seine Aufmerksamkeit erregt; dann ist aber die kurze erste Silbe bereits verklungen, ehe sie deutlich wahrgenommen wurde. Erst für die zweite Silbe besitzt das Ohr die volle Aufmerksamkeit, welche durch die erste erweckt worden ist. Darum ruht auf ihr auch das Hauptgewicht des Rufnamens. Ich möchte dies mit dem Stundenschlagen der elsässischen Kirchturmuhren vergleichen. Dem Schlagen der vollen Stunde gehen jedesmal vier schwächere Schläge voraus; „es viertelt“, wie man in manchen Gegenden sagt. Die Leute sollen dadurch aufmerksam gemacht werden, damit sie sich beim Zählen der eigentlichen Stundenschläge nicht irren.

Durch diese Betonung der Rufnamen (im engeren Sinne) sind nach meiner Ansicht die Abkürzungen entstanden, die den zweiten Namensteil enthalten. Gefördert werden sie noch durch eine andere Erscheinung. Wenn nämlich in Rufnach der Vorname mit dem Familiennamen gesprochen wird, so steht der Familienname gewöhnlich zuerst, der Vorname folgt nach und trägt, wenn er zwei- oder dreisilbig ist, den Ton nicht auf der ersten Silbe, wie wenn er allein gebraucht wird, sondern auf der zweiten oder dritten Silbe. Man betont also z. B. der *Runner Andrees* (*Andreas*), s *Bellicam Mathild*, der *Vogt Dominik*, s *Meyer Uscheni* (*Eugenie*). Hier scheinen mir Gründe des Wohlklanges maßgebend zu sein.

Da ich gerade von der Betonung der Namen rede, mögen mir noch zwei weitere Bemerkungen erlaubt sein. *Ztschr.* VIII, 412 bringt *H. D.* als Beispiel dafür, „wie Betonung der Fremdwörter auf deutsche eingewirkt hat“, die Personennamen *Rauchlin*, *Böcklin* und *Wölfflin*. Er sagt, wir denken dabei nicht mehr an *Rauch*, *Bock* und *Wolf*, sondern betrachten diese Namen gleichsam als fremde und betonen daher die zweite Silbe *lin*. Diese Behauptung hat mich als Süddeutschen sehr verwundert, besonders ihr letzter Teil. Ich muß gestehen, daß ich den Namen des berühmten Humanisten *Rauchlin* nie anders gesprochen und gehört habe, als mit dem Ton auf der ersten Silbe, ohne dabei allerdings gerade an *Rauch* zu denken. Wohl aber empfinde ich den Namen *Böcklin* unwillkürlich als eine Verkleinerung

von Bod und betone daher die erste Silbe. Unlängst habe ich in dem Unterhaltungsblatte der „Straßburger Post“ einen Aufsatz über die Wöcklin von Wöcklinsau gelesen, eines der ältesten und bekanntesten früheren Straßburger Adelsgeschlechter. Ich habe den Aufsatz zwar nur „still“ gelesen, aber der Name klang mir doch mit deutscher Betonung im Bewußtsein, und so hätte ich ihn unwillkürlich ausgesprochen, wenn ich laut gelesen hätte. Eine andere Betonung kenne ich nicht und habe ich noch nie gehört. Ganz genau so verhält es sich mit dem Namen Wößflin. Im Städtchen Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) giebt es mehrere Familien dieses Namens (allerdings nur mit einem f geschrieben). Aber die Bevölkerung betont stets nur die erste Silbe. Ja, sie spricht die sonst veraltete Silbe lin gar nicht aus, sondern wendet dafür die in Reichenweier gebräuchliche Verkleinerungsilbe el an (das e ist fast unhörbar). Der Name lautet bei jederman Welkel, gerade so wie man einen kleinen Wolf nennt. Und die Bevölkerung empfindet dieses Wort recht gut als zu Wolf gehörig. Die alte Form Wößflin hat sich nur in der Schrift erhalten; gesprochen wird sie nicht. Und wenn sich jemand nach einem Wöcklin erkundigen würde, bekäme er sicherlich von vielen die Antwort: Einen solchen Namen giebt es hier nicht! Und so wäre es auch in andern Orten. Gäbe es in Rufach den Namen Wößflin, so würde man ihn mit der hier üblichen Verkleinerungsilbe le aussprechen, Welkle, gerade wie die hier vorhandenen Familiennamen HENZELIN, EBELIN, BÜRGLIN nur HANZELE, ABBELE, BIRGLE lauten.

Zum Schlusse noch etwas aus der elsässischen Schule. Es handelt sich um die Betonung einiger biblischen Namen im protestantischen Religionsunterrichte (bei den Katholiken ist es ähnlich). Die Elsässer sagen: *Rebekka, Manasse, Naemi, Gilboa, Elias, Belsazar, Zacharias, Maria, Messias, Andreas, Jairus, Bethesda* u. s. w. So habe ich diese Namen in den sechziger Jahren in unserer unterelsässischen Dorfschule gelernt; so sprechen sie noch ältere Lehrer in der Schule und ältere Pfarrer auf der Kanzel aus; so wollen sie auch jetzt die Kinder im Unterricht immer noch betonen. Aber sie dürfen es meistens nicht; denn die Schule verlangt die folgende Aussprache: *Rebekka, Manasse, Naemi, Gilboa, Elias, Belsazar, Zacharias, Maria, Messias, Andreas, Jairus, Bethesda* u. s. w. Diese Betonung macht sich seit 1870 in unsern Schulen durch norddeutschen Einfluß geltend, der ja bekanntlich auch sonst gerade in lautlicher Beziehung mächtig in unserer Schriftsprache waltet. Ich weise darauf hin, nicht um ein Wörtlein zu Gunsten der elsässischen Betonung zu reden, so gern ich das auch möchte, weil sie vollstümlich und deutsch ist. Die fremde Betonung scheint mir indessen in der Schriftsprache allgemein üblich zu sein, und die Schule hat sich

auch im Elsaß und auch bezüglich der Betonung dem herrschenden Sprachgebrauche zu fügen. Ich mache aber auf den Unterschied zwischen der elsässischen Volks- und der schriftdeutschen Schulbetonung aufmerksam, um auf einen kleinen künstlichen Sprachprozeß hinzuweisen, an dessen Anfang wir erst stehen, nämlich die Verlegung des Tones in jenen biblischen Namen durch den Einfluß der Schule. Noch stehen die meisten elsässischen Kinder mit der fremden Betonung halb auf dem Kriegsfuße; aber die älteren Pfarrer und Lehrer sterben allmählich aus, und die deutsch gebildeten tragen die neue Betonung hinaus in Dörfer und Städte. Das junge Geschlecht wächst heran und hört seine Kinder zu Hause die biblischen Namen mit der Betonung lesen und lernen, wie sie ihm gelehrt worden ist. Jetzt kommen sie den Vätern und Müttern nicht mehr so fremd vor; es sind Klänge aus ihrer eigenen Schulzeit, die ihnen darum vertraut und wert sind. Und so bricht sich die fremde Betonung allmählich Bahn und geht nach und nach in Fleisch und Blut über, wenigstens beim Gebrauch der Schriftsprache. Dann, vielleicht nach 30, 40, 50 Jahren, wird die deutsche Schule einmal den Erfolg aufweisen können, die deutsche Betonung jener biblischen Namen — verdrängt zu haben.

Rufach i. Oberelsaß.

Geinrich Menges.

Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. Mit neunzehn Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Verlag von W. B. Gsche. 1895. 449 S. gr. 8. Preis M. 10,50.

Über die meisten Litteraturgeschichten-Schreiber unsrer Tage ragt Adolf Stern als ein echter Historiker hoch empor. Er giebt nichts Schablonenhaftes, sondern stets selbständig Durchgearbeitetes. Ihm steht eine durch künstlerisches Maß gebundene Darstellung und ein klares, unbeirrtes Urtheil, ein erstaunliches Wissen und eine sichere wissenschaftliche Methode in gleicher Weise zu Gebote. Wenn ein so ausgerüsteter Gelehrter seine Aufmerksamkeit der neuesten Litteratur zuwendet und diese zum Gegenstande seiner Darstellung macht, verdient er wahrlich unsern Dank; denn hier bebaut er ein Feld, auf dem sich die Unberufenen zu Hunderten tummeln. Man atmet auf, wenn man durch das wirre Geschrei der Pfuscher einmal die ruhige, wohlthörende Stimme eines Meisters vernimmt, so wenn Stern im Anhang zu Bilmarx allbekanntem Buche eine Übersicht über die deutsche Litteratur seit Goethes Tode darbietet, mit der sich das dickeleibige Buch Kirchners nicht entfernt vergleichen kann, oder wenn Vizmann in seiner oft zum Widerspruch reizenden, aber immer scharfsinnigen und anregenden Weise das moderne deutsche Drama

bespricht, oder wenn uns Erich Schmidt die süßesten Geheimnisse der Storm'schen Muse enthüllt, so auch wenn Stern aus seinen Vorträgen über Dichter der Gegenwart die gelungensten zu einem wohlgerundeten Ganzen zusammenarbeitet. Der Verfasser wollte, wie er im Vorwort ausführt, ein klares Bild der Bedeutung, der Entwicklung, der Eigenart lebender oder innerhalb des letzten Menschenalters geschiedener und jetzt noch lebendig fortwirkender Dichtergestalten geben. Die 19 Poeten, die er uns vorführt, sind Hebbel, Freytag, Bodenstedt, Storm, Keller, Fontane, Scheffel, Baumbach, Seidel, Wildenbruch, Hofegger, Sudermann und Hauptmann, ferner die einflußreichen Ausländer Ibsen, Daudet und Tolstoi, endlich drei bei uns weniger bekannte, die Schweden Rydberg und Snoilsky und der Engländer Besant. Alle diese so verschiedenartigen Dichtercharaktere in ihrem Kern zu erfassen und in gleich anschaulicher Weise zu schildern, dazu gehörte nicht bloß eine warme Teilnahme für die Poesie der Gegenwart, sondern vor allem eine Feinfühligkeit und eine Kunst, wie sie nicht vielen gegeben ist. Stern ist eben selbst ein Dichter, der nur leider der großen Menge, welche nervös überhastet immer bloß nach Sensation dürstet, unbekannt ist, weil die stille Schönheit seiner Novellen und Romane sie kalt läßt. Wer aber an vornehmer Form und bedeutendem Inhalt seine Freude hat, der lese so gedankentief und formreife Dichtungen wie Sterns „Camoens“ und „Letzte Humanisten“. Der Leser wird dann begreifen, wie es dem Verfasser möglich war, jedes jener Dichterporträts lebensvoll nachzubilden; was freilich diese lange Reihe von Einzelbildern zugleich als ein Ganzes erscheinen läßt, das hat, mehr als der Dichter, der Historiker gewirkt, der nie die einzelne Erscheinung für sich betrachtet, sondern sie in ihrem großen Zusammenhang mit der Allgemeinheit d. h. der Litteratur, ja der Kultur überhaupt erblickt.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die einzelnen Aufsätze eingehend zu besprechen. Sollte ich sagen, welcher mir als die Krone von allen erscheint, so würde ich die prächtige Schilderung Gottfried Kellers nennen. Aber wie treffend und fein ist z. B. auch Scheffel, sind auch die „Neuesten“, Sudermann und Hauptmann, charakterisiert! Auf den Letzgenannten richten sich ja wohl jetzt die Augen aller, die einen ernsten Anteil an unserer Poesie nehmen, die dieses echte, tiefe, wenn auch noch nicht völlig ausgegorene Talent zu würdigen im Stande sind. Gern werden sie in die schönen, hoffnungsvollen Worte einstimmen, mit denen Stern seine Studie über diesen wahren Dichter schließt.

Und nun am Ende meiner Anzeige — um doch etwas zu bemängeln — noch eine Frage an den Verfasser: Warum machte er die zweite Dekade seiner „Studien“ nicht voll, indem er uns, etwa zwischen Hebbel und Freytag, das Bild Otto Ludwigs gab, das zu zeichnen der

meisterliche Biograph und Herausgeber des gewaltigen Thüringers wie kaum ein anderer berufen war?

Bauzen.

Gottlieb Allee.

Georg Heydner, Lesebuch für das 2. Schuljahr. VIII, 123 S.;  
Lesebuch für das 3. Schuljahr. VIII, 140 S. Nürnberg,  
Fr. Korn 1895.

Die Heydnerschen Lesebücher unterscheiden sich von den anderen Lesebuchwerken der neueren Zeit weniger durch Aufstellung und Anwendung neuer Grundsätze für die Auswahl oder durch Einführung neuer Schriftsteller und neuer Lesestoffe,<sup>1)</sup> als vielmehr durch folgerichtige, von pädagogischem Takt und psychologischem Scharfblick unterstützte Durchführung altbewährter Principien, durch Beschränkung auf das, was wahrhaft bildet und der Apperceptionsstufe 7—9jähriger Kinder entspricht. Wieviel ist nicht schon geeifert worden gegen die leichtten, schwächlichen, eigens für Unterrichtszwecke erfundenen Geschichten frömmelnden oder moralisierenden Charakters, gegen die kindischen Keimereien in Bilderbuchmanier und die platten, nüchternen, geistlosen Beschreibungen im Sächsenstil! Überall begegnen wir der Losung: Nur wertvollster Inhalt in musterhafter Form. Aber wie wenig entsprechen oft die Lesebücher für Unterklassen den stolzen Ankündigungen! Man scheut sich, bei der Musterung mit der Unnachsichtigkeit zu verfahren, die hier am Platze wäre, und geht zu weit in der Rücksicht auf gewisse Autoren, denen bisher eine unbestrittene Herrschaft zuerkannt wurde. Anders bei Heydner. Die Auswahl verrät überall den feinsinnigen Ästhetiker und erfahrenen Schulmann. Er hat sich nicht damit begnügt, die einzelnen Lesestücke sorgfältig und gewissenhaft auf ihren Bildungsgehalt zu prüfen, sondern auch ihre Wirkung auf Geist und Gemüt der Kinder im Unterricht erprobt, also, wenn man so sagen darf, den praktischen psychologischen Versuch zu Hilfe genommen, ein Mittel, das in solchem Umfange von Lesebuchverfassern wohl noch nicht angewendet worden ist. Was nicht die Selbstthätigkeit der Kinder herausfordert, und wozu sie nicht immer und immer wieder mit Lust und Liebe zurückkehren, hat er fern zu halten sich eifrigst bemüht.

Freilich können bei der Aufstellung solcher Proben mancherlei Täuschungen unterlaufen. Die Vorliebe des Lehrers für gewisse Gegenstände oder Darstellungsarten macht sich beim Vorlesen oder bei der

1) Wir denken z. B. an kulturgeschichtliche Betrachtungen über Wohnung, Kleidung, Heizung, Beleuchtung u. s. w. Vergl. Kießling und Pfalz, Der Mensch in Beziehung zur organischen und unorganischen Natur. Braunschweig, Appelhaus u. Penningstorff, 1892, S. 69, 168, 189, 197, 214.

Behandlung unwillkürlich geltend und kann bewirken, daß der Eindruck des Stoffes erhöht oder abgeschwächt wird. Auch ist wohl zu beachten, daß nicht alle Kinder denselben Geschmack haben. Man gewinnt aber den Eindruck, daß sich der Verfasser von jeder Einseitigkeit frei gehalten hat und unbefangen an die Prüfung jedes Stoffes herangetreten ist. Er ist übrigens bei seiner Arbeit zu demselben Ergebnis gekommen wie Paulsiek, der in der Vorrede zu seinen Lesebüchern für die Vorschulen höherer Lehranstalten sagt: Von der Forderung unbedingter Klassizität muß leider jetzt noch Abstand genommen werden.

Die Notwendigkeit des Zusammengehens der Lektüre mit dem Sachunterricht erkennt Heydner an. Er hat bei der Auswahl einen bestimmten Lehrplan für den Anschauungsunterricht im Auge gehabt, es aber vermieden, sich mit slavischer Strenge an die einzelnen Vorschriften zu binden. Es sind Lücken geblieben, wenn es an passenden Begleitstoffen fehlte, und anderseits ist vorzügliches, für diese Stufe geeigneten Stoffen die Aufnahme nicht verwehrt worden, wenn sich auch kein unmittelbarer Anschluß für sie fand.

Für die Anordnung hat Heydner einen unseres Wissens völlig neuen Grundsatz in Anwendung gebracht: Den sogenannten Gefinnungsstoffen ist die Führung überlassen, an sie schließen sich die realistischen Stoffe, von denen nur sehr wenige vor seinen Augen Gnade gefunden haben, je nach den gegebenen Beziehungen an. Die lächerlichen Gruppierungen, auf die wir in vielen Unterklassenlesebüchern stoßen, wo die verschiedenartigsten Gegenstände auf Grund ganz nebensächlicher Beziehungen zusammengestellt sind, hat er dadurch vermieden. Gleichwohl entbehrt auch diese Anordnung nicht einer gewissen Willkür, da ja die meisten Gefinnungsstoffe sehr viele Beziehungen bieten, weshalb immer sehr viele Möglichkeiten für die Anknüpfung vorhanden sind.

Von vielen anderen Lesebüchern unterscheidet sich das Heydnersche ferner durch seinen bescheidenen Umfang. Der Verfasser ist nicht der Meinung mancher Herausgeber, daß sich der Lehrer aus dem reichen Inhalt das Passendste auszuwählen habe; die Kinder sollen mit dem ganzen Buche vertraut werden; er will seinen ganzen Inhalt zum geistigen Eigentum machen. Dieser Gedanke scheint uns der Beherzigung und Nachachtung besonders wert zu sein. Man Sorge nur dafür, daß die Schüler bei jedem Lesestücke etwas Gutes und Schönes erleben, und sie werden gern zu ihm zurückkehren, wie es uns ja auch wieder nach Gegenden zurückzieht, wo uns jeder Baum und Strauch bekannt ist und jede Stelle freundliche Erinnerungen erweckt an glücklich verlebte Stunden.

Der Lateindruck beginnt erst mit dem 3. Schuljahre, weshalb auch die üblichen Lesetafeln weggelassen sind. Jedem Buche ist außer dem

Verzeichnis der Stücke nach ihrer Reihenfolge noch ein anderes nach den Autoren beigegeben, wodurch ihr Wert für den Lehrer erhöht wird. Papier und Druck entsprechen den Anforderungen, die an ein Schullesebuch zu stellen sind. Bilder sind nicht aufgenommen. Wir stehen nicht an, den Heydnernschen Büchern unter allen uns bekannten Unterklassenlesebüchern die erste Stelle anzuweisen. Ein Vergleich mit den streng nach dem Prinzip der Konzentration bearbeiteten Lesebüchern der Herbart'schen Schule ist natürlich wegen der Verschiedenheit der Grundidee ausgeschlossen.

Wurzen.

Karl Julius Krumbach.

Charles Lamb's Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Red. Leipzig, Verlag von W. G. Teubner.

Die seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland verschollenen Shakespeare-Erzählungen von Lamb erscheinen hier in neuer Übersetzung von H. Red, die man als eine willkommene Gabe zu begrüßen hat. Die Fabel von 20 Dramen des englischen Dichters wird hier nach Lamb im ganzen in schlichter, leichtfaßlicher Darstellung wiedergegeben. Red hat aber die englische Vorlage nicht einfach übersetzt, sondern die Lamb'schen Erzählungen mit den Dramen Shakespeares verglichen, manchen Fehler der Lamb'schen Darstellung berichtigt, zuweilen auch schätzenswerte Vermutungen über abweichende Lesarten beigelegt und da, wo es galt, den Dichter selbst reden zu lassen, die mustergültige Übersetzung von Schlegel und Tiedz zu Rate gezogen. So ist das Werkchen als eine Vorstufe der Shakespearelektüre für die Mittelklassen unserer höheren Schulen wohl zu empfehlen.

Für eine neue Auflage wären bei aller Anerkennung der Vorzüge des Wertes doch einige Wünsche auszusprechen. Der Ton der Grimmschen Märchen, den der Herausgeber der Darstellung Lamb's selbst vergleichend an die Seite stellt, wäre noch mehr getroffen worden, wenn der Ausdruck hier und da trotz Lamb und schließlich auch trotz Shakespeare vereinfacht, verdeutlicht, berichtigt, um nicht zu sagen verdeutscht worden wäre. Wir haben da unter anderem Stellen im Auge wie S. 46, König Lear: „Die Schwestern hätten ihren Vater bei Kleinem gern seines ganzen Gefolges beraubt“ (by little and little) — S. 69, Romeo und Julia: „Ihr Zimmer bot das traurige Schauspiel eines leblosen Leichnams“ (her chamber presented the dreary spectacle of a lifeless corpse) — S. 112, Othello: „Desdemona schätzte in weitem Abstände den Cassio, wie es sich geziemt für ein tugendhaftes Weib“ (but at far distance, as beseems a virtuous wife) — S. 209, Wie es euch gefällt: „Sie würden willkommen sein auf das, was da wäre“ (they should be welcome to what

there was) — S. 272, Die beiden Veroneser: „Ihr sollt Euren Tod umarmen (you shall embrace your death) — S. 17, Hamlet: „Bis ihre Kleider sie von ihren melodischen Sängen hinunterzogen in einen schlammigen Tod“ (before her garments pulled her in from her melodious singing to a muddy death) — S. 36, König Lear: „Regan, deren Brust ebenso wie die ihrer Schwester nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle umschloß“ (R. who was made of the same hollow metal as her sister) — S. 39, König Lear: „Er wolle mit seinem Leben bürgen, daß die nicht herzlos wären, deren tiefer Klang kein Zeichen von Hohlheit gäbe“ (. . . nor were those empty-hearted whose low sound gave no token of hollowness) — S. 42, König Lear: „Da er ihr Thun nicht entsprechend gefunden hatte bei seiner Tochter (having found the effects not answerable in his daughter) — S. 230, Timon von Athen: „Die Feuer (nur dialektisch üblich) der Arbeiter berichtigen“ (to pay the hire of the labourers). Selbst Ausdrücke wie „die Schneide des Vorsatzes“ (S. 8) — „der Schlamm dumpfer Vergessenheit“ (S. 10) — „die Elemente schnitten weniger scharf (. . . less sharp than his daughters' unkindness) als die Lieblosigkeit seiner Töchter (S. 47) u. a. sind dem zwölfjährigen Leser (für solche hat der Herausgeber das Buch auch bestimmt) nicht ohne weiteres verständlich. Einige zu weit ausgespannene Perioden, wie auf S. 11, 59, 222, ließen sich leicht in kürzere, übersichtlichere Satzformen umgießen; ebenso wäre die allzuhäufige und oft entbehrliche Verbindung durch und, wie auf S. 4 flg., S. 6, S. 13 flg. (acht neue Sätze mit wenigen Unterbrechungen mit und begonnen), S. 44 u. a. zum Vorteil der Darstellung leicht zu beseitigen. An einzelnen Stellen ist die indirekte Rede zu ausgiebig verwandt, wie S. 39 flg., 50 flg., 65 u. a. Besonders aber verlangt die Rücksicht auf die jugendlichen Leser, daß die Erzählung „Maß für Maß“, von welcher der Herausgeber selbst zugiebt, daß sie kein für Kinder geeigneter Lese-stoff sei, gänzlich gestrichen wird. Ja es ist zu bedauern, daß der Übersetzer aus Pietät gegen Lamb (denn meisterhafte Charakteristik und Entwicklung der Handlung rechtfertigen doch keineswegs die Aufnahme eines solchen Stoffes) diese Erzählung beibehalten hat. Er würde, selbst ein gewandter Erzähler<sup>1)</sup>, die Lücke leicht durch Einreihung eines der von

1) Es sei hierbei an ein früheres Werk desselben Verfassers erinnert, das unter dem Titel „Ibuna, deutsche Heldenjagen, dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt“, im Verlage von B. G. Teubner erschienen ist und im ersten Teile die Gudrun- und Nibelungensage, im zweiten Teile die Sage von Wieland dem Schmied und Dietrich und seinen Gefellen umfaßt. In dieser Darstellung der Heldenjagen hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, die altgermanischen Helden des fremdartigen Gewandes zu entkleiden, in das sie die



Lamb nicht aufgenommenen Dramen haben ausfüllen können. Ebenso muß dem Übersetzer das Recht zugesprochen werden, wenn er sein Werk für die Jugend bestimmt, die Vorlage entsprechend umzugestalten. Und so bedürfen auch die Erzählungen unter Nr. 5 (Ende gut, alles gut), Nr. 18 (Perikles), auch Nr. 1 (Hamlet), in denen Lamb noch nicht genug gefäubert hat, an einzelnen Stellen der ändernden und bessernden Hand des Herausgebers. Sind diese Wünsche erfüllt, dann kann die Empfehlung des Buches eine rüchhaltlose sein.

Döbeln.

G. Gentzel.

A. Edel. Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für die Hand des Schülers als Anhang zum Lesebuch bearbeitet. Bamberg. Buchner 1890. I. Teil VIII, 104 S. gr. 8°. II. Teil XIII, 216 S.

Edel hat den bekannten und noch heute mit Recht geschätzten Versuch von Cholevius, stilistische Belehrungen in Form von Briefen an einen jungen Freund zu geben, wieder aufgenommen, aber doch nicht ganz mit dem Geschick, der ermutigenden Zuthunlichkeit und der gewinnenden Herzenswärme des alten Meisters. Wenigstens nicht in dem ersten Teile, bei dem man überhaupt über Alter und Entwicklungsstandpunkt der vorausgesetzten Schüler nicht recht klar wird. Die ersten Aufgaben und Muster würden für Quartaner, teilweise sogar für Quintaner passen und der erste Brief S. 17 ff. redet von — bewußter Anschauung, wesentlichen Eigenschaften, welche das Ding zum Dinge machen u. s. w. Und für den Magen welcher Schüler ist, um mit einem alterfahrenen Pädagogen zu reden, das viele „etymologische Zuckerbrot“ bestimmt? Nicht, daß wir jede Wort- und Namenerklärung neben der Sacherklärung für überflüssig hielten und sie auch da ignorieren wollten, wo sie als zuverlässiger Wegweiser zur Definition oder zum Verständnis des Themas dienen kann. Aber wozu die Vorbesprechung eines Aufsatzes oder Aufsatzchens mit einer dafür so nebensächlichen Etymologie belasten, wie der von „sein“, mit einer trotz Grimms Auktorität so zweifelhaften, wie „bauen von Baum“ oder gar mit einer so falschen wie ἀρθρωτός von ἀρθέω und ὄψ, ὄνος Antliß,<sup>1)</sup> wozu das Thema: Aus Vaterland, aus

Zeit des dichtenden Rittertums gefüllt hatte, die Spuren der echten Sage aufzusuchen, unverkennbare Blüten nach der nordischen Sagenfassung auszufüllen und so das Selbstenideal unserer Ahnen rein und unverfälscht wiederherzustellen. Was Red in diesen Erzählungen bietet, ist wohl geeignet, auf Phantasie und Gemüt jugendlicher Leser zu wirken, und möge als private Lektüre für Schüler mittlerer und oberer Klassen empfohlen werden.

1) Hier ist ὄψ  $\sqrt{F\pi}$  Rede, Stimme mit ὄψ ὄνος verwechselt.

teure u. s. w. mit der ganzen Bedeutungsentwicklung des völlig klaren „fest“ in festhalten? 1) Dagegen ist „Meister“ in dem Sprichwort: „Wer an den Weg baut, hat viele M.“ gar nicht erklärt. Recht ansprechend aber ist der Brief über die Schilderung und ihren Unterschied von der Beschreibung I. 69 ff., sowie die Aufgaben für Briefe I. 98 ff. ganz dem Standpunkte der Schüler entsprechen. Fraglicher ist uns letzteres wieder bei einem feuilletonartigen Aufsatz über den Hut, einem in Brentanos Manier gehaltenen über den Haushahn und einer Autobiographie Vampes im Stile der Naturgeschichte von weiland Georg Christian Rapp.

Auch in dem zweiten, offenbar für obere Klassen bestimmten Teile scheinen uns einige Aufgaben noch zu hoch zu liegen, z. B., obgleich wir solche „wortgeschichtliche“ Arbeiten sehr lieben, Nr. 9, die Bedeutungen von „Natur“, Nr. 10. Welche Begriffe ruhen in unseren Personen- und Familiennamen? Auch für die praktische Lebensweisheit: Wohl unglücklich ist der Mann zc. sind die Anknüpfungspunkte (die gefallenen Engel, der erste Sündenfall, Turmbau zu Babel und friedlich im selben Saße — die Titanen) etwas hoch gesucht, und „das Wesen des höchsten Gottes der Germanen“ wäre gerade schwer genug für eine germanistische Prüfungsarbeit. Desgleichen würden wir „die Würdigung der Erziehungsgrundsätze in Hermann und Dorothea“ lieber einem der schon erzieht, übertragen, als einem der noch erzogen wird.

Aber nachdem wir jetzt eine ganze Reihe Aufsatzwerke und -Werken für diese Zeitschrift mit im ganzen geringem geistigem Genuß und Gewinn durchgemustert haben, freuen wir uns umsomehr, in Edels zweitem Teil verhältnismäßig viele neue gute Entwürfe und auch bei bekannteren Themen brauchbare Dispositionen, Punkte oder doch Einzelgedanken gefunden zu haben, die uns wenigstens neu waren und für jeden Lehrer der oberen Klassen, der nicht ausschließlich für litterarische Themen schwärmt, die Anschaffung lohnen. Das Buch enthält sogar drei berühmte geschichtliche Gemälde und zwei Relieffscenen vom Niederwald-Denkmal in kleinen Abbildungen, was freilich nur da praktische Bedeutung für die Anfertigung der entsprechenden Themen gewinnen könnte, wo dadurch alle oder die meisten Schüler ihre am Original oder an größeren Nachbildungen gewonnenen Anschauungen bewahren oder auffrischen könnten. Außer den ausgeführten oder doch skizzierten Arbeiten sind auch eine Reihe bloßer Themen angegeben, darunter auch die vielbeliebten drei Blicke: „Willst Du getrost durchs Leben gehn: Blick über Dich u. s. w.“ Da auch Edel die Quelle der in der Schul-

1) Für das allerdings hier 5zeilige Thema 3/4 Seiten etymo- und semasiologische Erörterungen! Das wird freilich nicht mehr wie Butterbrot schmecken.

welt nachgerade „geflügelt“ gewordenen Worte nicht angegeben hat, so schließen wir, selbst auf die Gefahr, daß nun die Exordia cum laude auctoris kommen, mit der freundlichen Bitte an ihn oder einen kundigeren Kollegen, die Quelle in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen. Dergleichen Fragen werden oft von Nichtphilologen mit einem kaum begreiflichen Eifer behandelt und mit einer allerdings begreiflichen Vorliebe, oft aber auch in etwas vegetarischer Absicht den Philologen vorgelegt.

Boppard.

Karl Menge.

Georg Berlit, Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik. Jahrgang 1894, Heft 12. Nebst einer Beilage zur Geschichte des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Leipzig, W. G. Teubner, 1895.

Das vorliegende Lebensbild bietet viel Neues und Fesselndes aus dem Leben und Schaffen Rudolf Hildebrands. Der Verfasser, der viele Jahre hindurch dem teuren Verstorbenen nahe stand und fast täglich mit ihm und seiner Familie verkehrte, hat durch Mitteilung aus dem Tagebuch und aus Briefen und Gesprächen Hildebrands die Persönlichkeit und Eigenart dieses tiefgrabenden und deutsch gesinnten Gelehrten vielfach in ganz neue Beleuchtung gestellt. Die umsichtige und eingehende Schilderung der Lebensmühe und Lebensfreude Hildebrands, der schlichte und innige Ton der Darstellung erfassen uns beim Lesen dieses trefflichen Aufsatzes sofort mit stillem Zauber und lassen uns nicht wieder los, bis wir auch die letzte Zeile in uns aufgenommen haben. Dann steht das Bild Hildebrands mit einer Klarheit und Deutlichkeit vor uns, mit Liebe und Wärme gezeichnet, daß wir ihn wie aufs neue lebendig geworden in uns empfinden. Der schöne Aufsatz schließt mit den Worten, die Prof. Dr. Adolf Laffon in Berlin über Rudolf Hildebrand gesprochen hat: „Auch dieser treffliche Mann ist nun dahin; wir werden nicht wieder seinesgleichen sehen. Daß er so vielen so vieles hat sein können, vermag allein mit dem Gedanken, daß wir ihn verloren haben, auszuföhnen. Ein festgegründeter Mann mit dem Herzen eines Kindes, deutsch von Gemüt, wenn irgend einer, ein Mann, in dem der Genius der deutschen Sprache Person geworden war, voll Liebe für das Geringste und voll Begeisterung für das Höchste, tiefsinnig und scharfsinnig zugleich, ein Meister geistvoller Deutung und ein Schatzhaus der umfassendsten Gelehrsamkeit: so habe ich ihn gekannt, so habe ich seine freundliche Teilnahme, seine immer bereite Güte erfahren. Es ist immer ein Glück, einen solchen Mann gekannt zu haben; es bleibt eine Bereicherung des Lebensinhaltes auch über die zeitliche Trennung hinaus.“

Die Beilage teilt die im Leipziger Tageblatt vom 5. April 1865 veröffentlichte Zuschrift des Rates der Stadt Leipzig an das Stadtverordnetenkollegium mit, sowie das Gesuch der Vertreter der deutschen Philologie an deutschen Hochschulen, welches jene Zuschrift des Rates veranlaßt hatte.

Dresden.

Otto Lyon.

Gustav Krüger, Herzogl. Anhaltischer Oberschulrat, Bismarcks Mahnruf an die akademische Jugend. Rede zur Entlassung der Abiturienten des Herzoglichen Friedrichs-Gymnasiums zu Dessau bei der Feier des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers am 1. April 1895, gehalten von dem Direktor der Anstalt. Dessau, Paul Baumann, 1895. 14 S.

Die vorliegende gedankenreiche und formvollendete Entlassungsrede richtet auf Grund einer ganzen Reihe kernhafter Aussprüche Bismarcks, die Poschingers Ansprachen des Fürsten Bismarck entnommen sind, eindringliche und herzliche Mahnungen an die reifere Jugend. Ganz von selbst gestaltet sich diese Rede zu einer erhebenden Rundgebung im Dienste des Reichsgedankens und nationaler Bestrebungen. Wenn unsere Jugend mit solchen Gefinnungen erfüllt zur Univerfität oder ins praktische Leben entlassen wird, dann können wir getrost in die Zukunft blicken. Die treffliche Rede sei allen aufs beste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyon.

Rudolf Franz, Direktor des Realgymnasiums zu Halberstadt, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1892. II, 452 S.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen Teil, der das Wesen, die Einheit, die Gliederung der dramatischen Handlung, die Einteilung der Dramen nach der Verteilung von Spiel und Gegenspiel, und den Aufbau der Handlung bei den verschiedenen Völkern und Dichtern (Griechen, Shakespeare, die Deutschen) darlegt, und in einen besonderen Teil, der nun den Bau der hervorragendsten griechischen, englischen und deutschen Dramen im einzelnen angiebt. Gustav Freytags Technik des Dramas bildet auch hier, wie bei allen Schriften, die neuerdings den Bau der dramatischen Handlung als Gegenstand des Unterrichts behandelt haben, die Grundlage, von der der Verfasser ausgeht, und man kann dies nur loben, da gerade die Freytagsche Technik des Dramas durch ihre lichtvolle Klarheit und praktische Verwendbarkeit ein Werk von klassischer Bedeutung geworden ist, das alle anderen ähnlichen Versuche unserer Ästhetiker weit hinter sich läßt. Doch hat dabei der Verfasser ein durch-

aus selbständiges Werk geschaffen, das überall eine eigenartige Behandlung des Stoffes und eine selbständige Auffassung der einschlagenden Fragen bekundet. In vieler Beziehung bildet die vorliegende schöne Arbeit eine Ergänzung zu Unbescheids Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre, von dem Franz in der Auffassung einzelner Punkte vielfach abweicht. Wir wünschen nur, daß solche Werke, wie das vorliegende, in der Lehrwelt die weiteste Verbreitung finden. Obwohl wir in manchen Punkten anderer Ansicht sind als Franz, können wir doch seine fleißige und in die Tiefe dringende Arbeit aufs wärmste empfehlen. Gerade die Behandlung der Dramen läßt in unseren Schulen oft viel zu wünschen übrig. Wer aber den Unterricht so anfaßt, wie Franz es hier darlegt, der wird gewiß gute Erfolge erzielen und vor allem den Blick der Schüler für das eigentlich Dramatische schärfen und das Verständnis der Dramen ganz wesentlich fördern.

Dresden.

Otto Lyon.

Karl Pinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts; gesammelt, litterar-geschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1894. 250 S.

In einer vorzüglichen Auswahl giebt hier Pinzel eine Sammlung der wichtigsten, für die Behandlung in der Schule geeigneten Gedichte der letzten hundert Jahre. Besonders reich bedacht sind Chamisso, Eichendorff, Platen, Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert, Uhland, Heine, Freiligrath und Geibel. Von lebenden Dichtern sind nur Martin Greif und Klaus Groth vertreten; hier wäre eine Erweiterung erwünscht. Die mit sorgfältiger Erwägung aller einschlagenden Umstände und mit feinem Geschmac abgefaßte Sammlung, die bei geringem Umfange doch nichts Wesentliches vermissen läßt, verdient die beste Empfehlung und weite Verbreitung. Knappe Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten geben das Wichtigste aus dem Leben der Dichter.

Dresden.

Otto Lyon.

Rudolf Franz und Karl Vindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrisse der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin, Grote, 1894. X, 402 S.

Das vorliegende Buch ist eigentlich eine knappe, aber alle wichtigen und eigenartigen Erscheinungen besprechende Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die mit reichen Proben ausgestattet ist. Ein Buch, das in ähnlicher Ausdehnung die neuere Dichtung für die Schule behandelt, ist sonst nicht vorhanden. Freilich ist dabei manches mit aufgenommen, das bei einer neuen Auflage getilgt werden müßte. Dichter

wie Oskar von Redwitz und Rudolf von Gottschall können der Jugend nicht als lyrische Muster dienen. Auch von Julius Wolff und Baumbach kann getrost das Meiste gestrichen werden. Und so hätten wir nach dieser Richtung hin noch manchen Wunsch. Aber auf der andern Seite muß um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, daß es wünschenswert ist, unserer Jugend engere Fühlung mit der gegenwärtigen Dichtung zu geben, als bisher geschehen ist. Und eine Arbeit wie die vorliegende, wenn sie auch im einzelnen noch der Sichtung bedarf, ist mit um so größerer Anerkennung zu begrüßen, je schwieriger es ist, auf diesem Gebiete eine sichere Richtschnur zu schaffen. Im ganzen muß der Versuch, die neueste Dichtung in größerem Umfange als bisher für die Schule zu erobern, der hier mit großem Fleiße und umfassender Sachkenntnis gemacht worden ist, als wohl gelungen bezeichnet werden. Wenn auch nicht daran zu denken ist, alle die hier aufgenommenen Dichtungen oder auch nur den größten Teil derselben im Unterrichte zu besprechen, so kann doch das Buch für die Privatlektüre der Schüler, der es in erster Linie dienen will, aufs beste empfohlen werden. Es ist zu wünschen, daß den Schülern der Prima eine derartige Gedichtsammlung in die Hand gegeben werde.

Dresden.

Otto Lyon.

D. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. X, 252 S. Pr. geb. M. 2,40.

Die vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisanschreiben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins; sie wurde als die beste der eingegangenen Arbeiten zwar nicht mit dem Preise gekrönt, aber doch durch eine Gabe von 600 M. ausgezeichnet. Die Fehler, welche der Darstellung ursprünglich anhafteten, hat der Verfasser durch mannigfache Umgestaltung nach Kräften beseitigt und die Schrift nun in der vorliegenden umgearbeiteten Gestalt in Druck gegeben. Vor allen Dingen ist die Wärme zu loben, mit der der Gegenstand behandelt ist, sowie die lesbare und gewandte Darstellung, durch die dem spröden Stoffe alles Trodene und Statistische vollständig genommen ist. Auf Grund der besten sprachwissenschaftlichen Litteratur und guter Kenntnis der Quellen hat der Verfasser ein lebendiges Bild von dem Werden und Wesen unserer Muttersprache entworfen, in dem besonders der Wortschatz und die Wortbedeutung mit Liebe und Sorgfalt gekennzeichnet ist. Das Buch sei allen Freunden unserer Sprache dringend empfohlen, namentlich wird es auch in den Händen unserer Jugend reichen Segen stiften. Zur Belebung des deutschen Unterrichts bietet es reichen und willkommenen Stoff. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Dresden.

Otto Lyon.

### Kleine Mitteilungen.

In kurzer Zeit hat unsere Zeitschrift zwei treue Mitarbeiter durch den Tod verloren. Am 24. Februar starb an den Folgen der Influenza Herr Gymnasialoberlehrer Dr. E. J. Krumbach in Wurzen; er hat sich namentlich durch Arbeiten aus der Praxis des deutschen Unterrichts in den Unterklassen ein litterarisches Verdienst erworben und war nach dieser Richtung hin unausgesetzt für unsere Zeitschrift thätig. Am 26. März starb infolge Herzschlages Herr Konrektor Professor Harich in Dresden, der unserer Zeitschrift ein treuer Freund und Förderer war und namentlich Recensionen über sprachwissenschaftliche Werke für unser Blatt schrieb. Beiden treuerdienten Männern rufen wir innigen Dank in die Ewigkeit nach; ihr Andenken wird von uns allezeit in Ehren gehalten werden.

— Unter der Überschrift: „Eine neue Gymnasialpädagogik“ giebt Friedrich Paulsen in der Sonntagsbeilage Nr. 48 zur Bossischen Zeitung vom 2. Dezember 1894 eine höchst bemerkenswerte Besprechung des ersten Teiles des von A. Baumeister herausgegebenen Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Er giebt darin seiner Freude über die im ganzen vortreffliche Leistung Ausdruck und nimmt namentlich aus dem Boden der Gegenwart und betrachtet das Gymnasium als ein geschichtliches und eben darum veränderliches Institut, das nicht eine absolut beste Bildung, sondern eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene und mit diesen sich wandelnde Bildung zu vermitteln hat. Dabei weiß er, daß die Schule nicht der Zeit vorangeht, sondern ihr nachfolgt; es können in ihr nie die allernmodernsten Richtungen und Tendenzen herrschen, aber anderseits verfällt sie in Stagnation und Mißachtung, wenn sie allzuweit hinter der Zeit zurückbleibt. Er macht kein Fehl aus seiner Ansicht, daß das Gymnasium im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diesem Fehler verfallen war und daß daher die öffentliche Unzufriedenheit stammte, die sich in so vielen Klagen kundgab. Vor allem in einem Stück: der Unterricht in den alten Sprachen war auf das Lateinschreiben zugeschnitten; daran hing der ganze formalistische Betrieb, das Grammatikreiten und Phrasenlernen und die Extemporalienängste durch alle Klassen. War das Lateinschreiben ein veraltetes Unterrichtsziel schon als es in den zwanziger und dreißiger Jahren unter dem Druck des philologischen Schulregiments Johannes Schulzes wiederhergestellt wurde, so war es vollends unerträglich geworden, da an ihm der pedantische Eigensinn der Schulpotentaten bis auf die jüngste Vergangenheit festhielt. Schraders offiziöse Gymnasialpädagogik mit ihrem harten Festhalten an Schulleistungen, die nirgends auf der Welt Geltung und Bedeutung hatten, als vor dem Schulrat am Tage des Abiturientenexamens, Ecksteins Geschrei von dem lateinischen Aufsatz, mit dem das humanistische Gymnasium stehe und falle, das sind die Dinge, die

„In einer längeren Einleitung legt zunächst der Herausgeber die Stellung dar, die er zu den Fragen des höheren Unterrichtswesens, wie sie die Gegenwart bewegen, einnimmt. Hier tritt nun sogleich eines hervor: sein Standpunkt ist nicht der der alten engherzigen und beengenden orthodoxen Gymnasialpädagogik, wie sie auf diesem Gebiet so lange herrschend gewesen ist; er stellt sich auf den Boden der Gegenwart und betrachtet das Gymnasium als ein geschichtliches und eben darum veränderliches Institut, das nicht eine absolut beste Bildung, sondern eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene und mit diesen sich wandelnde Bildung zu vermitteln hat. Dabei weiß er, daß die Schule nicht der Zeit vorangeht, sondern ihr nachfolgt; es können in ihr nie die allernmodernsten Richtungen und Tendenzen herrschen, aber anderseits verfällt sie in Stagnation und Mißachtung, wenn sie allzuweit hinter der Zeit zurückbleibt. Er macht kein Fehl aus seiner Ansicht, daß das Gymnasium im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diesem Fehler verfallen war und daß daher die öffentliche Unzufriedenheit stammte, die sich in so vielen Klagen kundgab. Vor allem in einem Stück: der Unterricht in den alten Sprachen war auf das Lateinschreiben zugeschnitten; daran hing der ganze formalistische Betrieb, das Grammatikreiten und Phrasenlernen und die Extemporalienängste durch alle Klassen. War das Lateinschreiben ein veraltetes Unterrichtsziel schon als es in den zwanziger und dreißiger Jahren unter dem Druck des philologischen Schulregiments Johannes Schulzes wiederhergestellt wurde, so war es vollends unerträglich geworden, da an ihm der pedantische Eigensinn der Schulpotentaten bis auf die jüngste Vergangenheit festhielt. Schraders offiziöse Gymnasialpädagogik mit ihrem harten Festhalten an Schulleistungen, die nirgends auf der Welt Geltung und Bedeutung hatten, als vor dem Schulrat am Tage des Abiturientenexamens, Ecksteins Geschrei von dem lateinischen Aufsatz, mit dem das humanistische Gymnasium stehe und falle, das sind die Dinge, die

das Gymnasium bei der öffentlichen Meinung in Mißachtung brachten. Und der ihnen entsprechende Schulbetrieb nahm den Lehrern und Schülern Lust und Freudigkeit. Nicht als ob es an sich ein freudloses Geschäft wäre, lateinische Verse und Aufsätze zu machen: so lange die Sache gilt, nicht bloß in der Schule, sondern in der Welt draußen, mindestens aber auf der Universität, so lange haben auch Lehrer und Schüler an dem Wachstum einer solchen Fertigkeit Freude. Das Abfurde war, eine überall aufgegebene Sache durch Schulordnungen festzuhalten. Und es wird eine gute Weile dauern, ehe die Philologen das Gedächtnis dieser ihrer Mißregierung, der erst durch das unvermutete Dazwischentreten des Kaisers (auf der Schulkonferenz von 1890) ein Ende gemacht werden mußte, ausgeweht haben werden. Lichtenberg macht einmal die Bemerkung: „Daß man so viel wider die Religion und Bibel schreibt, geschieht mehr aus Haß gegen eine gewisse Klasse von Menschen. Wenn die Philologen anfangen sollten zu herrschen, so könnte leicht den alten Klassikern Homer, Virgil, Horaz eine ähnliche Ehre widerfahren. Wir dürfen nur einmal einen philologischen Papst bekommen.“ Es ist wohl selten einmal eine Prophezeiung genauer eingetroffen. Das philologische Papsttum der Schulze, Schrader, Eckstein, das hat den Haß erregt. Daß dies Papsttum jetzt gestürzt ist, das ist doch das wesentlich Neue der Situation seit 1891. Aus dieser neuen Situation heraus ist nun auch dies Unternehmen geboren. Das Altertum, sagt Daumeister, ist eine variable Größe, sie ist abhängig von der Entfernung des Betrachters. Und er verhehlt sich nicht, daß unsere Entfernung von ihm im Zunehmen begriffen ist, sehr sichtbar seit 1870; er weist dafür auch auf die überall sich ankündigende Geschmackswandlung hin, den sogenannten Realismus oder Naturalismus, der sich zunächst als Empörung gegen den klassizistischen Geschmack geltend macht. Ich zweifle nicht daran, daß die Zeit der absoluten Schätzung des klassischen Altertums, seiner Kunst und Poesie, seiner Beredsamkeit und Geschichtsschreibung vorüber ist; und ich gestehe, daß ich hierin noch etwas weiter gehe als Daumeister. Vielleicht kommt einmal wieder eine rückläufige Bewegung, wir wissen zu viel von der Vergangenheit, als daß wir noch an die Ewigkeit von Geschmacksurteilen glauben könnten. Indessen vorläufig ist der Abstand vom Altertum im Zunehmen, und gerade die Empfindung, daß die alten Klassiker nun genug und übergenug gepriesen seien, daß nicht selten auch der Preis ein bloß konventioneller und innerlich unwahrer war, hat dazu beigetragen, sie uns zu entfremden. Übrigens steht die Wandlung im Geschmack, auch darauf weist Daumeister hin, mit Wandlungen im Leben der Gesellschaft in innerem Zusammenhang. Daß die Massen zum Selbstbewußtsein erwacht sind, daß sie wieder teilhaben wollen an dem geistigen Leben des Volks, von dem sie durch die mit dem 16. Jahrhundert angehende Geschichtsepoche mehr und mehr ausgeschlossen wurden, das giebt doch unserer Zeit eigentlich die Signatur. Hat nun zu jener Ausschließung neben höfischer Politik und neben sozialaristokratischer Gesellschaftsverfassung, neben römischem Recht und gelehrter Theologie auch die klassische Schulbildung und Gelehrsamkeit mitgewirkt, so wird jeder Fortschritt in der Vereinheitlichung der Volksbildung jene Dinge zurückdrängen. Die klassische Bildung ist von den Tagen der ersten Humanisten an exklusiv und aristokratisch, die Verachtung des profanum vulgus gehörte zum Standescharakter der Poeten und Oratoren der Renaissance; wozu doch auch stimmt, daß die ganze antike Kunst aristokratisch war, wenigstens insofern, als sie überall die Sklaverei zur Voraussetzung hatte. Die Folge liegt auf der Hand: die klassische Bildung, die drei Jahrhunderte lang die Grundlage der Bildung der gelehrten Berufe war und als solche dazu beitrug, diese Berufe dem Volksleben zu entfremden, kann



nicht die Grundlage der im Werden begriffenen einheitlichen deutschen Volksbildung sein. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat sich eine allmähliche Wandlung in diesem Sinne vollzogen: die Bildung der Massen hat sich durch den Einfluß der mächtig aufsteigenden Volksschule sehr gehoben; die Gelehrtenschule hat unter manchen Hemmnissen und Rückschlägen dem nationalen und dem realistischen, der Gegenwart zugewendeten Element mehr und mehr eingeräumt. Das Ziel wird sein die fortschreitende Vereinheitlichung der Volks- und der Gelehrtenbildung in der Grundlage, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen für jeden, dem die Entfremdung zwischen dem Volk und seinen geistigen Führern das Erbübel der modernen Kultur dünkt. Die Verarmung des Volkslebens und die Unkraft der gelehrten Bildung sind ihre Folgen. Dabei bleibt, und hierin stimme ich wieder mit Baumeister durchaus überein, die Notwendigkeit bestehen, daß die Beziehung zum Altertum, das nun einmal der Ausgangspunkt unseres geschichtlichen Lebens ist, im Bewußtsein der Führer unseres Volks lebendig erhalten wird. Wir würden die Brücke zu unserer eigenen Vergangenheit abbrechen, wenn wir die alten Sprachen in der Schule überhaupt abschafften. Es kann sich nur darum handeln, Form und Maß des Unterrichts den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart anzupassen. Daß die Erlernung des Lateinischen und Griechischen nicht allen, die nach höherer Bildung streben, nicht einmal allen, die herrschaftliche Studien machen wollen, auferlegt zu werden braucht, darüber herrscht nachgerade Einverständnis. Wesentliche Voraussetzung wird sie nur für diejenigen sein, deren wissenschaftliches Studium vorzugsweise der geschichtlichen Seite zugewendet ist. Für die technischen und die naturwissenschaftlich-mathematischen Studien, und hier gliedert sich augenscheinlich auch die Medizin an, ist ihr Gebrauchswert sehr viel geringer, und die Rede von der formalen Bildung und der humanen Bildung wird hoffentlich mit dem 19. Jahrhundert, in dem sie aufgetreten ist, aus dem Apparat der Gymnasialpädagogik auch wieder verschwinden. Nur einige Kenntnis des Lateinischen bildet zur Zeit noch eine nicht zu entbehrende Ausstattung für alle, die auf die Universität ziehen. Damit wäre also das Realgymnasium als eine zur Zeit nicht entbehrliche Mittelform gefordert. Auch hierüber finde ich mich mit den beiden Verfassern, die in vorliegendem Band zu Wort gekommen sind, in voller Übereinstimmung.“

— Namens des Deutschbundes, der es sich zur Aufgabe macht, das Gefühl der deutschen Volksgemeinsamkeit zu beleben, veröffentlicht der Bundeswart Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau, ein Preisausschreiben auf eine Geschichte des deutschen Volkes, welche — ohne irgendwie mit Thatfachen und Persönlichkeiten gewaltfam zu verfahren — das Volk selbst und zwar das ganze deutsche Volk als den Träger seiner Geschichte darstellen soll. Die Selbstverantwortlichkeit des Volkes und die Kraft seines Gemeinheitsdranges würden die beiden leitenden Gesichtspunkte sein, durch welche der Deutschbund dem künftigen Geschichtswerke den Wert eines Erziehungsbuches ersten Ranges für unser gesamtes Volk zu geben wünscht. Zum Wettbewerbe werden nur Männer und Frauen zweifellos deutscher Herkunft, diese aber ohne Ansehen ihrer Staatszugehörigkeit zugelassen, Juden und Personen jüdischer Herkunft dagegen ausgeschlossen. Um den Mißbrauch für den Wettbewerb soweit zu verringern, wie es sich ohne Schaden für die Sicherheit des Urteils thun läßt, fordert der Bund nicht die ganze Geschichte auf einmal, sondern wählt zwei Abschnitte zur Probebearbeitung aus. Die beiden Abschnitte sollen sein: a) Die Zeit der Hanfplüthe und der ostdeutschen Kolonisation; b) das Zeitalter Friedrichs des Großen, abschließend

mit Jena. Das ganze Werk soll einen starken Band von 900 bis 1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überschreiten; die beiden Probeabschnitte sind also im richtigen Verhältnisse zu diesem Gesamtumfang anzulegen. Die Einlieferung der Probeabschnitte soll bis zu Bismarcks Geburtstag 1896 an den Bundeswart (Berlin SW., Zimmerstr. 7 I) erfolgen. Die Prüfung und Entscheidung übernimmt unter Leitung des Bundeswarts eine zu diesem Zwecke eingesetzte Arbeitskammer des Bundes. Wird eine Arbeit in beiden Probeabschnitten brauchbar befunden, so erhält der Verfasser spätestens am 1. Juli 1896 den ersten Teilpreis von 1000 Mark vom Bundeswart ausgezahlt. Darnach erhält er den Auftrag zur Vollenbung des Werkes, wozu möglichst nicht über zwei weitere Jahre vereinbart werden. Nach Ablieferung des Werkes und wenn es den gehegten Erwartungen entspricht, erhält der Verfasser den zweiten Teilpreis von 2000 Mark und zugleich einen Gewinnanteil an dem Vertrieb des Werkes von der zweiten Auflage an. — Genauere und bindende Aufklärung über Zweck und Bedingungen des Preisauschreibens sowie auch nähere Nachweise über die Gesinnung und Ziele des Deutschbundes erhalten etwaige Bewerber auf schriftliche Anfragen bei dem zweiten Schriftwart des Deutschbundes, Herrn Karl Teichentin, Berlin SW., Zimmerstr. 7 II.

— Zur Geschichte des sächsischen Schulwesens. Herzog Georg zu Sachsen restriktierte unterm 20. März 1503 an den Rat zu Großenhain (R. S. Hauptstaatsarchiv: Kopial 108, 207 b — Registratur —), er habe beschloffen, fernerhin keinen Prediger noch Schulmeister in seinen Städten anzustellen, es sei denn, daß dieselben zuvor Leipziger Magister geworden wären. Jhr. Distel-Dresden.

## Zeitschriften.

Von der „Deutschen Dramaturgie“, Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur (Leipzig, D. Schmidt) ist soeben das vierte Heft (Januar 1895) ausgegeben worden. Die Gründung eines neuen Blattes wird immer der Stepsis begegnen. Nicht nur der Büchermarkt, sondern auch der der Zeitschriften ist überflutet. Diese Zeitschrift ist aber in der That einem Bedürfnis aller derjenigen entsprungen, denen das Aufblühen der dramatischen Kunst und die Ausrottung gewisser Theaterzustände als eine ernste und heilige Angelegenheit längst am Herzen liegt. Entweder nämlich der Niedergang unsrer deutschen Bühne schreitet unaufhaltsam vorwärts oder die Wohlgesinnten schließen sich fest zusammen, um der herrschenden Geschmacksverwilderung nachdrucksvoll entgegen zu treten. Wir dürfen zur Ehre unsrer Nation annehmen, daß die Zahl der Kunstverständigen noch groß genug ist, daß ein Unternehmen wie das obengenannte thatkräftig gefördert und unterstützt werden kann. Wie manche vorzügliche dramatische Kraft muß verkümmern, weil sie verschmäht, den niedrigsten Trieben der Menschennatur Rechnung zu tragen, und Schillers Mahnruf an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ getreu bleibt. Es ist Sache der besseren Elemente unseres Volkes hierin durch Ablehnung der elenden, sittenlosen Bühnenfülle Wandel zu schaffen. Es ist aber auch Sache der anständigen und gebiegenen Presse, eine Zeitschrift, welche die Veredlung unserer Theaterzustände zu ihrem Programm erhoben hat, wirksam fördern zu helfen. Die bisher erschienenen Hefte beseitigen jeden Zweifel an der Leistungsfähigkeit dieses jungen Unternehmens. Unsere besten litterarischen Kräfte, Dichter, Kritiker und Kritiker, haben sich zur gemeinsamen Arbeit vereinigt und verbürgen beste Erfolge.

Inhalt der Hefte des I. Quartals: Heft I (Oktober 1894). Zum Geleit. — Über die moderne Bühne und die Dramatiker der Gegenwart. Dr. Georg Rüberle. — Über den Stil der Bühne. I. Max Martersteig. — Alte und „moderne“ Dramaturgie. I. Wlfg. Kirchbach. — Kunst und Routine I. Dr. Zeit Salentin. — Theaterberichte. Berlin (Heinr. Hart). Wien (Dr. Alexander v. Weilen). München (Dr. Vormann). Dresden (Dr. Leonh. Vier). Leipzig (Dr. P. Kühn). Karlsruhe (Dr. G. Stommel). Straßburg (Prof. Dr. D. Brandl). Kopenhagen. — Bibliographisch-kritischer Teil: „Cabotins“ (A. v. Weilen). (Prof. Dr. Werth. Bismann). Das deutsche Drama in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. — Zeitschriftenchau. — Mitteilungen der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft. — Eingänge. — Notizen etc.

Heft II (November 1894). Alte und „moderne“ Dramaturgie. II. Wlfg. Kirchbach. — Zum Jubiläum des Hans Sachs. Dr. Leonh. Vier. — Theaterberichte: Berlin (Heinrich Hart). Wien (Dr. A. v. Weilen). München (Dr. Vormann). Dresden (Dr. Leonh. Vier). Breslau (Prof. Dr. Max Koch). Karlsruhe (Dr. G. Stommel). Weimar (Dr. D. Franke). Rundschau: Das Königl. Theater in Wiesbaden. Bibliographisch-kritischer Teil: Rudolf Lothar. César Borgia's Ende (Dr. Welter). Der Heiland aus den Bergen (Dr. Max Jersbst). Pfarrer Lepsius, Ahasver, der ewige Jude (Dr. Herm. Schreyer). Zeitschriftenchau. — Eingänge. — Notizen. — Deutsche Post.

Heft III (Dezember 1894). Über den Stil der Bühne II. Die Sprache. Max Martersteig. — Kunst und Routine II. Prof. Dr. S. Salentin. — Ein traditioneller Strich in Goethes „Egmont“. Dr. Kilian. — Ein falscher Wegweiser. Dr. Walter Vormann. — Theaterberichte: Berlin (Heinr. Hart). Wien (Dr. A. v. Weilen). München (Dr. Vormann). Dresden (Dr. Leonh. Vier). Karlsruhe (Dr. Stommel). Weimar (Dr. D. Franke.) Bibliographisch-kritischer Teil. — Rundschau. — Zeitschriftenchau. — Theaterchronik. — Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft. — Eingänge. — Deutsche Post.

Inhalt der Hefte des II. Quartals. — Viertes Heft. Inhalt: Ein falscher Wegweiser, Fortsetzung. Von Dr. W. Vormann. (Der Verf. übt besonnene Kritik an der dramatischen Muse Ibsens. Ohne dessen künstlerische Genialität zu verkennen, weiß er doch die Mängel in der Exposition, in der Katastrophe und in der Charakterzeichnung in scharfsinniger Weise nach. Die einseitige Bewunderung Reichs und Bergs, des letzteren in seiner Schrift: Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Litteratur, erfährt hierdurch wesentliche Einschränkung.) — Zwei Dramen. Von Julius Duboc. (Der Aufsatz enthält eine eingehende Besprechung von Gjellerups Wuthorn.) — Theaterberichte. (Sie geben eine Fülle anregenden Materials, besonders die aus der Feder Paul Kühns-Leipzig, Max Kochs-Dreslau, und Zeit Valentins-Frankfurt a. M.). — Bibliographisch-kritischer Teil: (Voranzeige von Schreyers Schauspiel: William Shakespeare. — Beatus Rhenanus' Reimspiel „Meister Martin und seine Gefellen“. Von Adolf Voigt-Leipzig. (Wer E. Th. A. Hoffmanns Novellen, Den Artushof, Die Bergwerke zu Falun, Den Kampf der Sänger, Doge und Dogaresa u. a. kennt, weiß auch, wie wenig dramatisches Leben, das kaum für einen Operntext ausreichen dürfte, denselben innewohnt). Rundschau. — Zeitschriftenchau. — Theater. — Chronik. — Löwenrachen. — Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft. — Notizen. **Ger mann Unbescheid.**

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 2.  
Februar: Wilhelm Scherer, Kleine Schriften. 1. Band herausgegeben  
von R. Burdach. 2. Band, herausgegeben von Erich Schmidt, besprochen

von D. Behaghel. (Die vorliegende Auswahl, die wir der hingebenden Sorgfalt von Durbach und Erich Schmidt verdanken, ist nur freudig zu begrüßen und warm zu empfehlen.) — Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Band, 1. Teil, besprochen von Friedr. Rauffmann. — Seltene Drude in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. I. Die historien von dem ritter Beringer, besprochen von Jean Loubier.

— N. 3. März: Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894, besprochen von G. Ehrismann. (Es ist ein reicher Inhalt, der in dieser Festschrift dargeboten wird, und beweist, daß die Anregung, die von der sittlich erhebenden Macht der Persönlichkeit Rudolf Hildebrands, von seinem tiefen und unendlich reichen Gemüthe ausgegangen, vielfältig Frucht getragen hat.) — G. Rosenhagen, Daniel von dem blühenden Tal, ein Artusroman von dem Strider, besprochen von G. Ehrismann. — Hans Hoffmann, Ein Nachahmer Hermanns von Sachsenheim, besprochen von H. Wunderlich. — Hewett, Goethes Hermann und Dorothea; Dreul, Schillers Wilhelm Tell; Dreul, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, besprochen von J. Collin. (Durchaus empfehlenswert. Collin macht eine ganz vortreffliche Bemerkung bei der Besprechung der von Hewett besorgten Ausgabe: „Die erklärenden Anmerkungen werden im allgemeinen überhaupt zu einseitig philologisch gemacht . . . Ein Kunstwert ist doch vor allem da, um ästhetisch genossen zu werden . . . Die nur philologische Behandlung schadet der von dem Dichter doch vor allem gewünschten Wirkung. Es wäre verhängnisvoll, wenn unsere nationale klassische Litteratur zeitweilig in solchen Mißtreibit läme, wie das eben mit dem klassischen Altertum der Fall ist. B. Sehns geistreiche Art könnte hier in vielem anregend wirken.“)

— Nr. 4. April: Friedrich Lorenz, Über das schwache Präteritum des Germanischen und verwandte Bildungen der Schwester Sprachen von Friedr. Rauffmann. — Hugo Falkenheim, Runo Fischer und die litterarhistorische Methode, besprochen von Albert Leizmann. — Joh. Siebert, Lannhäuser, Inhalt und Form seiner Gedichte, besprochen von Albert Leizmann. (Eine für eine Erstlingsarbeit vorzügliche Untersuchung.) — Otto Flohr, Geschichte des Mittelalters, vom 17. Jahrhundert bis zur Jugend Goethes, besprochen von A. Leizmann. (Die Abhandlung ist umsichtig und klar angelegt, unidirekteller Blick und Sinn für geschmackvolle Form zeichnen sie aus.) — Fritz Thyrol, Lessings sprachliche Form seiner Jugenddramen, besprochen von A. Leizmann. — Bernhard Steiner, Ludwig Tied und die Volksbücher, besprochen von A. Leizmann. (Ein häßlicher Fleden auf dem Stil des hübschen Buches ist eine sprachliche Marotte des Verfassers: er hat einen unbegreiflichen Horror vor dem s der Kompositionsfuge bei femininem ersten Bestandteil; daher schreibt er: Meinungäußerung, Unterhaltungslitteratur, Einbildungskraft, bedeutungsvoll, oder hilft sich durch unerhörte Worte, wie: Hilfebüchlein, Geschichtsforschung zc.) — Arnold Genthe, Deutsches Slang, besprochen von D. Behaghel. (Ein nach Absicht und Ausführung erfreuliches Büchlein.) — A. Schlessing, Deutscher Wortschatz, besprochen von D. Behaghel.

Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 4: Th. v. Orienberger, Die Merseburger Zaubersprüche. — B. Hagen, Zum Erec. — R. Schenk, Der Verfasser der dem Kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen Lieder. — Damböbler und Creizenach, Zu den Lutherana. — Pawel, Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim (Schluß). — D. Mensing, Rd. dede = nhd. thät im

Bedingungsfrage. — Bötticher und Rinzel, Geschichte der deutschen Literatur; Rinzel, Gedichte des 19. Jahrhunderts; Koch, Geschichte der deutschen Literatur; Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen, besprochen von D. Menjing. — R. Sprenger, Zum Redentiner Osterspiel. — D. Behaghel, Mitterierende Doppelsonanz im Heliand. — D. Brenner, Schwebende Betonung. — A. Leizmann, Zu Boies Briefen.

Euphorion II, 1: Brunner, Literaturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule. — Hauffen, Das Volkslied von den zwei Gespielen. — Szamotolski, Faust in Erfurt; Beilage: Hogels Erzählung. — Rubensohn, Der junge Opitz; 1. Aerie. Liebes- und Dichterleben in Götting. — Valentin, Goethes erste Walpurgisnacht und ihre Paralipomena. — Schmidt, Schwäbisches (Schubart; Franziska von Hohenheim; Schiller; Umland). — R. M. Meyer, Zu Goethes Gespräch über deutsche Litteratur.

Euphorion II, 2: P. Bahlmann, Das Drama der Jesuiten. Eine theatergeschichtliche Skizze. — P. Stöckner, Ein geschriebenes Lieberbuch des 16. Jahrhunderts. — B. Seuffert, Zwei Briefe Johann Arnold Eberts. Zum 19. März 1895. — R. Steig, Über den Göttingischen Musenalmanach für das Jahr 1803. — D. Harnack, Zu Goethes Löwenstuhl. — E. A. S. Durkhardt, Ernst Ludwig Große. Anhang: Großes Selbstbiographie. — Miscellen: Erich Schmidt, Daveson und Lessing. Derf., Die erste Nathan-aufführung. A. Mez, Die fünf Goethe-Briefe an Salzmann aus der Straßburger Zeit. R. Schöber, Zu Gouss „Rajuren“. H. Dünker, Goethe, ein großer Nehmer. B. Schulze, Zu Heinrich von Kleists Briefen. F. Poppenberg, Zacharias Werner als Erzieher. L. Neubaur, Die Quelle von Mülderts Chidher.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 89, 1 u. 2: Hildebrand, Spervogel. — Wallner, Milskätter Sündenlage 432. — Martin, Die Heimat der altdeutschen Gespräche. — Much, Germanische Völkernamen. — Holthausen, Zur altsächsischen Genesis. — Jellinek, Otfried I, 4, 8 fig. — Schönbach, Otfriedstudien II (Fortsetzung und Schluß). — Jellinek, Zur Lehre von den langen Endsilben. — Derf., Altsächsische Genesis von 322 — 324. — Uhl, Mustatblüt. — von Grienberger, Ermanariks Völler. — Wallner, Walthar 28, 31. — Schulte, Die Standesverhältnisse der Minnesänger. — Schröder, Aus einer unbekanntem Reimbibel.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins: X. Jahrgang Nr. 4 (1. April 1895): Max Fähns, Dem Fürsten Bismard als dem Meister der deutschen Sprache (Gedicht). — Ernennung Bismards zum Ehrenmitgliede des allgemeinen deutschen Sprachvereins, unterzeichnet vom Gesamtvorstande. — Paul Pietsch, Über die Berechtigung und Verpflichtung des allgemeinen deutschen Sprachvereins, den Fürsten Bismard zu ehren. — Hugo Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Ansprachen des Fürsten Bismard. — Otto Lyon, Fürst Bismard und das Fremdwort. — Hermann Wunderlich, Der Abgeordnete von Bismard als Redner. — Theodor Rattias, Zeugnisse der Reden Bismards zu einigen vielerörterten Fragen der deutschen Satzlehre.

— Nr. 5: R. Bruns, Gerichtsdeutsch und Ähnliches (Schluß). — Wülfig, Nigöke, Nltopf.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 6, 6 u. 7 (März und April): Albert Harnisch, Bericht über eine Studienreise nach Paris. — E. G. D. Müller, Die fundamentale Bedeutung der Zeichnung für den naturwissen-

- schaftlichen Unterricht. — A. Gille, Der Lehrplan der Realschule im Lichte der Konzentration.
- Neue Bahnen VI, Nr. 2: Otto Schulze, Zur Lesebuchfrage. — Horn, Das Examen. — Nr. 4 u. 5: Otto Schulze, Gedanken zur Reform des Unterrichts in der deutschen Sprache. — W. Rübenkamp, Präparation und Lehrstunde.
- Das Kunstgewerbe, halbmonatliche Rundschau, unter Mitwirkung des Begründers Ferdinand Avenaris herausgegeben von Paul Schumann, V, Nr. 7 u. 8 (Brindmann-Nummer): Paul Schumann, Justus Brindmann. — Bode, Justus Brindmanns Wirksamkeit. — E. v. Ubißch, Der Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. — Alexander Schnütgen, Bischöfliche Agraffe in Flachrelief-Schmelz. — Elisabeth Hofmann, Ein Handbuch der Spitzentunde. — D. Schwindragheim, Die Hamburgersien-Sammlung des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe. — Alfred Lichtwark, Kunst und Gewerbe. — W. v. Seiblich, Die Schreibung der japanischen Namen. — Friedrich Deneken, Ein Porzellangeschirr mit Lustspielzügen. — E. v. Ubißch, J. Brindmann über die Auktion Spizer.
- Leipziger Lehrerzeitung II, Nr. 24: Dr. Sachse, Zum Aufsatz in der Volksschule Nr. III. — Nr. 25: A. Wünsche, Der Volksschullehrer im modernen Romane. — Nr. 26: Emil Martin, Zur weiteren Ausgestaltung der Normalwörtermethode. — Nr. 29 u. 30: Pfüße, Pestalozzi und einige pädagogische Grenzbestimmungen. — A. B., Erziehung zur Anhänglichkeit an die Schule.
- Die Penaten III, 1: Karl Bienenstein, Heinrich von Heber.
- Der Kunstwart VIII, 6: Eyth, Rießche und seine Bedeutung. — 9 u. 10: Fr. Carstanjen, Die neue Ästhetik. — 11: Alfred Lichtwark, Neuer Wein und alte Schläuche. — 14 u. 15: Adolf Bartels, Geschichtliche Stoffe.
- Schleswiger Nachrichten 1894, Nr. 281—291: Alfred Dieze, über Lyrik und neuere deutsche Lyriker.
- Blätter für Pommersche Volkskunde III, 7 u. 8: A. Brunt, Durch Haus und Hof, Feld und Wald. Pommersche Volksrätzel. — E. Manzed, Der Feuerkönig im Ahlbecker See. — A. Knoop, Figgeljaggel und der pommersche Hadelberg. — A. Archut, Aberglaube und Brauch aus den Kreisen Bütow und Lauenburg. — A. Haas, Handwerker-Ansprachen.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 28, S. 17 fig.: A. Schmidt, Mitteilungen aus deutschen Handschriften der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt. I. Dietrich von Pleningens Senecaüberetzungen.

### Neu erschienene Bücher.

- Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Göschen 1895. Sammlung Göschen.
- Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Marktscheidkunst und im Knappschafswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter, bearbeitet vom Zweigverein des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Freiberg unter Vorsitz des Herrn Prof. Dr. W. Rachel. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1895.
- Die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin im Jahre 1893 und im Jahre 1894. Bericht des Vorsitzenden zur 17. und 18. Stiftungsfeier der Gesellschaft am 4. Januar 1894 und am 5. Januar 1895.

- W. S. Riehl**, Land und Leute. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Cotta Nachfolger 1895. 176 S. Pr. geb. M. 1,20.
- Paul Th. Hermann**, Diktastoffe. Im Anschlusse an die einzelnen Unterrichtsfächer als Sprachganze bearbeitet. Leipzig, Ernst Wunderlich 1895. 162 S. Pr. M. 1,60, geb. M. 2.
- August Brunner**, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Litteraturgeschichte „Euphorion“ 1895, Heft 1. Bamberg, Buchner 1895. 28 S.
- Th. Fr. Kerschmar**, Die Einheitlichkeit des Unterrichts im Schulorganismus. Mit besonderer Berücksichtigung der preussischen Schulgesetzgebung dargestellt. Berlin, M. Driesner. 132 S. Pr. M. 2,50.
- Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen. 5. Band. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von D. Frid und S. Gaudig. 4. Abtheilung: S. v. Kleist. Shakespeare. Sophokles. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann 1895. 1. Lieferung. 64 S. (Lieferung 66.) Preis der Lieferung M. 0,50.
- Michael Vernays**, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 1. Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, Göschen 1895. 454 S.
- Freitags Schulausgaben:**
- Karl Schlegel**, Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 2 Bändchen. 170 S. u. 168 S. Preis des Bändchens M. 0,80.
- Friedrich Bachmann**, Uhlands Gedichte. 126 S. Pr. geb. M. 0,70.
- Richard Eichhoff**, Umland, Ernst, Herzog v. Schwaben. 112 S. Pr. geb. M. 0,60.
- D. S. Stollasta**, Schiller, Don Carlos. 228 S. Pr. geb. M. 0,90.
- Edmund Kelschler**, Schiller, Maria Stuart. Pr. geb. M. 0,80.
- Martin Manlik**, Lessing, Miß Sara Sampson. Pr. geb. M. 0,60.
- Edmund Kelschler**, Lessing, Minna von Barnhelm. Pr. geb. M. 0,70.
- August Sauer**, Goethe, Götz von Berlichingen. Pr. geb. M. 0,90.
- Leipzig, Verlag von G. Freytag 1895.
- Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar:**
- XXI. J. Dahmen**, Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895. 174 S.
- W. Strehl**, Der deutsche Aufsatz für die Mittelstufe höherer Schulen. Berlin, G. Grote 1895. 136 S.
- J. Wychgram**, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. 5.—12. Lieferung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing 1895.
- Friedrich Blas**, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. 3. Auflage. Lieferung 1—7. Karlsruhe, J. Langs Verlag 1895. Preis der Lieferung M. 1.
- Heinrich Drees**, Walther von der Vogelweide, König Philipp's Herold. — Hans Sachs. Zwei Festspiele für höhere Lehranstalten. Programm des Fürstlich-Stolbergischen Gymnasiums zu Wernigerode. 54 S.
- Gotthold Klee**, Zu Ludwig Tieck's germanistischen Studien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums in Waagen. Ostern 1895. 31 S.
- Heinrich Wichmann**, Die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht der Prima. Programm des Gymnasiums zu Garz a. D. Ostern 1895. 26 S.

- A. Baur, Über die deutschen Vorträge in Prima. Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Bidingen. Oftern 1895. 11 S.
- Karl Cleve, Nicolais feyner feyner Almanach. Ein Beitrag zur Geschichte der Würdigung des Volksliedes. Programm des Hohenzollern-Gymnasiums zu Schwedt a. O. Oftern 1895. 48 S.
- Robert Schneider, Johann Spangenberg's grammatischer Krieg. In deutscher Übersetzung. Berlin, Friedberg und Mobe 1895. 25 S.
- Karl Breul, A handy bibliographical guide to the study of the German Language and Litterature. Hachette and Company, London, 18 King William Street. 1895.
- Victor Schliebiß, Johann Christian Günther. Ein Lebensbild zur zweihundertsten Wiederkehr von Günthers Geburtstage. Striegau, Ph. Tschörner 1895. 50 S.
- Theodor Duimichen, Kupfer. Lustspiel in drei Akten. Leipzig, Robert Frieße 1895. 127 S.
- Johannes Rentsch, Lucianstudien. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des Königl. Gymnasiums zu Plauen i. B. Oftern 1895. 44 S.
- Bohlmey und Hoffmann, Gymnasialbibliothek:
19. Heft: Paul Brandt, Von Athen zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Pr. M. 1,80.
  20. Heft: Ernst Ziegeler, Aus Pompeji. Pr. M. 2.
  21. Heft: Hanns Bohatta, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern.
- Sammlung Göschen:
- Karl Borinski, Deutsche Poetik. 144 S.
- W. Golther, Der Nibelunge Nöt und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch. 192 S. Preis des Bändchens, geb. M. 0,80.
- Th. Bischoff und Aug. Schmidt, Festschrift zur 250 jährigen Jubelfeier des Regensburger Blumenordens. Nürnberg, Leonhard Schrag 1894. XVI, 532 S.
- Sigmund Dobnár, Über den Bankrott der Wissenschaften. Offener Brief an Ferdinand Brunetiere. Aus dem Ungarischen. Budapest, Eggenberger 1895. 44 S. Pr. 60 Heller.
- Joh. Schmaus, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums. Zweiter Teil. Bamberg, Buchner 1895. 129 S. Pr. M. 1,60, geb. M. 2.
- Ernst Lehmann, Kleine Wortlehre auf anschaulicher Grundlage. Im Selbstverlage (Müldersdorf bei Berlin) 1895. 16 S. Pr. M. 0,20.
- Französische Übungs-Bibliothek: Nr. 7. Julius Sahr, Gutzlow, Jopp und Schwert. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische neu bearbeitet. Zweite Auflage. Dresden, L. Ehlermann. Boyveau u. Chevillet, Paris 1895. 152 S.
- Martin Deyel, Zur Reform des Sprachunterrichts in den Volksschulen. München, R. Oldenbourg 1895. 40 S. Pr. M. 0,80.
- Martin Luthers Großer Katechismus. Verlag von Johannes Herrmann, Jwidau i. S. 206 S. Pr. geh. M. 1,20, geb. M. 1,60.

---

Für die Zeitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzowstr. 24 II.



## Einige Bemerkungen zu der Novelle C. F. Meyers: Der Heilige.

Von R. Foß in Berlin.

Jedes Volk schreibt seinen eigenen Stil, aber nicht in allen Abschnitten seiner Entwicklung denselben. Und innerhalb des Rahmens der Muttersprache hat wieder jeder Schriftsteller seine Besonderheit. So bildete Wieland lange Satzgefüge und sein Zeitgenosse Lessing kurze. In unseren Tagen liebt man es sowohl in Frankreich und England als auch bei uns, Lessings Fußstapfen zu folgen. Es wäre sehr lehrreich, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich diese Veränderung des Stils erklären läßt; aber wer möchte dazu instande sein? Wir haben soeben erst begonnen, für Deutschland den Zusammenhang zwischen der politischen und sozialen Geschichte und zwischen Litteratur und Kunst darzustellen. Und wer möchte behaupten, daß dem verehrten Meister Lamprecht das schon vollkommen gelungen sei? Er erzählt uns z. B., daß die Dome dort so und so gebaut wurden, aber für das „Warum“ müssen wir uns mit Andeutungen begnügen. Und nun erst die Sprache! Was ist da alles zu beachten: die körperliche Beschaffenheit eines Volkes, die geographischen und historischen Verhältnisse und dann die seelischen Anlagen. Ich meine, daß man die letzten, die tiefsten Gründe überhaupt nicht wird erforschen können; es wird immer ein Rest als unerforschtes Räthsel zurückbleiben. Wer schreibt nun besseres Deutsch: Wieland oder Lessing? Wir lieben die Art des Lessingschen Stils heute mehr als Wielands. Warum? Die Antwort lautet *usus est tyrannus*.

Alle die Regeln, welche Wustmann in seinem bekannten Buche in Bezug auf den fließenden Stil aufstellt, billigen wir vollkommen. Sie stimmen mit der Schreibweise Lessings vollständig überein. Namentlich warnt Wustmann vor Einschachtelungen und zu langen Satzgefügen. So finden wir denn auch bei Lessing sehr selten Perioden, die aus mehr als drei Sätzen bestehen. Man sollte meinen, daß dadurch eine gewisse Einförmigkeit hervorgerufen werden müßte. Dem ist aber nicht so, denn Lessing versteht es, diese drei Sätze sehr mannigfaltig zu kombinieren. Ich gebe zu, daß eine Ciceronianische Rede nicht so regelmäßige Satzgefüge zeigt als eine Lessingsche Schrift. Nehmen wir z. B. das 5. Buch der Berrinen. Da finden wir gleich im Anfang kurze Satzgefüge, dann gleich wieder sehr lange, solche, die wir im Deutschen als Schachtel-

Perioden entschieden verwerfen würden, und dann wieder so schön gebaute, daß wir sie unbedenklich nachahmen können. Und die Römer priesen ihn als einen unübertrefflichen Stilisten! Wir aber dürfen jetzt nicht mehr so schreiben. — Wir wünschen, daß so stilisiert werde, wie Molke das thut, der von Jugend auf, wie seine gesammelten Schriften das beweisen, einen wundervollen Stil geschrieben hat.

Von neueren Schweizerischen Schriftstellern heben wir als nachahmungswerte Stilisten besonders zwei heraus: erstens Gottfried Keller und dann C. F. Meyer. Von allen Schriften des letztgenannten rühmt man aber besonders „den Heiligen“ wegen seines Stils und dies ganz mit Recht.

Doch dies soll uns hier nicht weiter beschäftigen, auch wollen wir nicht das Verhältnis dieser Novelle zu anderen desselben Schriftstellers betrachten — da das Saitschik hinreichend gethan hat, sondern zunächst nur eine Episode eingehender besprechen.

Der Dichter schildert in jener Novelle unnachahmlich schön das tolle Blut der Normannen und stellt als ihren rechten Repräsentanten den ersten englischen König aus dem Hause Plantagenet, den Angiowinen Heinrich II. hin. Was für ein Geschlecht mußte aus der Ehe dieses gewaltigen Mannes mit der leidenschaftlichen Leonore von Guyenne und Poitou entsprossen! Fast alle seine Nachkommen, die meisten Könige, auch noch die aus den Häusern Lancaster und York starben jung, nachdem sie den schäumenden Becher der Lust bis auf die Gese gekostet und ihrem ungemessenen Ehrgeize hatten die Zügel schießen lassen. Diese leidenschaftlichen Männer waren aber auch den sanften Regungen der Liebe sehr zugänglich, nur waren sie bei ihrem heißen Blute selten Muster der Treue.

So weiß denn auch der Biograph Heinrichs II., der Lord Hytelton, in seinem sechsbändigen Werke: *History of the life of the King Henry the second.* London 1769 mancherlei von den Leidenschaften des Königs zu berichten. Keines von seinen Liebesabenteuern ist nun berühmter und bekannter, als das mit der schönen Rosamunde Clifford. Davon erzählt Lord Hytelton, daß man nicht viel Genaueres darüber wisse. Er nimmt an, daß Heinrich schon als junger Mann vor seiner Verheirathung mit Leonore von Guyenne und Poitou ein Verhältnis mit Rosamunde gehabt habe und daß dieser Verbindung ein Sohn entsprossen sei, der später Bischof von Lincoln und Erzbischof von York wurde. Nach mehreren Jahren, als der König schon verheirathet war, traf er wieder Rosamunde und wieder erwachte die alte Liebe. Ein zweiter Sohn wurde ihm geboren, der unter dem Namen Wilhelm Langschwert earl of Salisbury bekannt ist.

So Hytelton. — Andere nehmen an, daß Wilhelm der ältere Sohn und der Bischof der jüngere gewesen sei. Von dem weiteren Leben der Rosamunde weiß man nicht viel; sie soll ihre Tage in einem Kloster beschloffen haben und nach ihrem Tode von Heinrich II. durch ein herrliches Begräbniß geehrt worden sein. Hytelton nimmt an, daß Leonore der Rosamunde nicht hold gewesen, weiß aber von Verfolgungen nichts zu berichten. So viel steht fest, daß ihre beiden Söhne am Hofe mit den Königskindern erzogen wurden. Dieses Verhältnisses hat sich nun die Sage bemächtigt und eine englische Ballade hat darüber zuerst einen romantischen Schimmer verbreitet. Abisson benutzte diesen Stoff zu einer Oper, die im Jahre 1707 als erste englische Oper aufgeführt worden ist. Berichten wir darüber nach dem, was wir in der *Bibl. univers. des Romans. Paris 1776. 1. Vol. Oct.* aufgezeichnet finden. Walter von Cliford besaß das Schloß Woodstock, welches  $1\frac{1}{2}$  Meilen nördlich von Oxford in Herfordshire lag. Es ist uns aus dem Roman *W. Scotts: Der Cavalier von Woodstock* wohl bekannt. Sir Walter hatte zwei Söhne, mit denen der König häufig jagte. Da geschah es denn wohl, daß sie von ihrer Schwester sprachen und erwähnten, wie sie über alle Maßen schön sei und deswegen *rosa mundi* genannt werde. In dem Könige wurde der Wunsch rege, dies Weltwunder zu sehen. Als einst der Vater und die Brüder sich auf einem Kriegszuge in Schottland befanden, besuchte er das Schloß, sah Rosamunde und war sofort von ihr bezaubert. Die Geschichte erzählt dagegen, daß er zum zweiten Male mit ihr zusammentraf, als er von Frankreich nach England kam, um gegen die Schotten zu kämpfen.

Er baute in Woodstocks herrlichem Park ein schönes Schloß, dessen Trümmer noch am Anfange des 18. Jahrhunderts vorhanden waren. Sie verschwanden, als Königin Anna ihrem Günstlinge Marlborough den großartigen Palast Blenheim errichtete. Dann ließ Heinrich ein Labyrinth und in dessen Mitte einen Pavillon anlegen, dessen Eingang man ängstlich hütete. Nun weilte einst Heinrich mit seiner Königin in Woodstock und ließ sie dort, als er nach Schottland zog. Der eifersüchtigen Frau war der Pavillon schon lange verdächtig; nur konnte sie nicht hinein. Da wußte einer ihrer Edelknaben Hilfe zu schaffen. Er verführte die Frau des Wächters und brachte seine Gebieterin in den Zaubergarten. Und wie sie ihre schlimme Ahnung erfüllt sah und Rosamunde getroffen hatte, da verkündete sie ihr, daß sie sterben müsse; — sie könne aber wählen, ob sie durch den Dolch oder den Giftbecher vom Leben scheiden wolle. Rosamunde wählte das Letztere. So weit der zweite Akt von Abissons Oper. Der Dichter ist nun kein Dramatiker und darum endet das Stück sehr schwächlich. Rosamunde erwacht nämlich im dritten Akt, da sie nur

einen Schlaftrunk erhalten hat, sie entsagt aber dem Könige und geht in ein Kloster. In der Bibl. univers. steht eine hübsche Grabchrift, die da also lautet:

Ci-gît dans un triste tombeau  
L'incomparable Rosamonde;  
Jamais objet ne fut plus beau:  
Ce fut bien la rose du monde.  
Victime du plus tendre amour  
Et de la plus jalouse rage,  
Cette belle fleur n'eut qu'un jour:  
Hélas! ce fut un jour d'orage. —

Wieland kannte diese Arbeit Abissons, war jedoch mit ihr nicht zufrieden. Deshalb schrieb er im Jahre 1778 ein niedliches kleines Singspiel in drei Aufzügen, betitelt Rosamunde. Auch hier finden wir die schöne Geliebte Heinrichs II. in dem Labyrinth, zu dem sich Eleanor durch Verrat den Zutritt zu verschaffen weiß. Sie zwingt Rosamunde, den Giftbecher zu trinken, doch war sie von ihrem Diener verraten worden. Er hatte der unglücklichen Frau einen Schlaftrunk gereicht. Als nun Heinrich II. gerade aus Schottland zurückkehrte, fand er die Scheintote und verurteilte seine Gemahlin. Da erwachte Rosamunde und sollte nun statt der verstoßenen Königin die Frau Heinrichs II. werden. Aber in diesem Augenblicke erscheint Eleanor wie ein deus ex machina und erdolcht die Rosamunde.

Dann hat Körner diesen Stoff in seinem bekannten Trauerspiele bearbeitet. Er läßt den besten Sohn Heinrichs II., Richard Löwenherz, Nebenbuhler des Vaters werden und verleiht dadurch der Fabel des Stückes größere Mannigfaltigkeit. Auch in diesem Trauerspiel wird Rosamunde durch Eleanor vergiftet. Zuletzt fand die schöne Frau einen würdigen Sänger in Fontane. — Er berichtet über ihren Tod anders. Die Königin Eleanor verkündet der Nebenbuhlerin, daß Heinrich sie belogen, betrogen und vergessen habe. Da der König, auf Kriegszügen abwesend, sie lange hat auf seine Rückkehr harren lassen, da glaubt sie endlich, daß sie verraten sei und endet ihr Leben in den Fluten.

Nun hat zwar C. F. Meyer in seinem „Heiligen“ nicht gerade diese Liebschaft des Königs behandelt, aber er ist doch offenbar durch die romantischen Erzählungen, die sie feiern, zu einer der schönsten Darstellungen in seinem Romane angeregt worden. Er webt aus einer gewöhnlichen fürstlichen Liebesgeschichte ein Gespinnst, in dem eine Menge geistiger Fäden durcheinanderlaufen. Nicht an das wenig hervortretende Haus der Cliffords knüpft er seine Erzählung, nicht an Persönlichkeiten, die für uns Schattengestalten sind, sondern an einen hoch berühmten, sehr gefeierten Mann, an Thomas Becket.

Alle die, welche sich mit dem Leben dieses bedeutenden Mannes beschäftigt haben, sind darin einig, daß er eine höchst räthelhafte Persönlichkeit ist. Zwei Seelen lebten in seiner Brust; wie sie aber ineinander übergingen und auseinander hervorgingen, das vermögen wir nicht zu erklären. Durch und durch ist er ein Geheimniß. Schon seine Abstammung ist sagenumwoben. Sein Vater Gilbert war ein Londoner Bürger, doch weiß man nicht, ob sächsischen oder normannischen Stammes. Seine Mutter soll eine sarazenische Frau gewesen sein. Als sich sein Vater nämlich einmal im Oriente befand, wurde er gefangen, aber von einem sarazenischen Weibe befreit, die ihn liebgewonnen. Sie zog ihm nach und kam, obwohl sie nur zwei englische Worte kannte, nämlich London und Gilbert, doch glücklich in die Themsestadt. Da wanderte sie nun, von einem Schwarm Gassenbuben begleitet, Straße auf, Straße ab und rief immer den Namen Gilbert. Es lebten dort viele Bürger dieses Namens, aber sie fand glücklich den richtigen und wurde sein Weib. Mich hat diese rührende Scene immer an eine ähnliche in Kal und Damajanti erinnert, in der geschübert wird, wie Damajanti, das Fürstenkind, staubbedeckt, ihren Gemahl suchend in eine indische Stadt kommt, in der eine nahe Verwandte von ihr als Königin herrscht.

Aus jener Ehe entstammte Thomas, in dem sich die Naturen beider Eltern verbanden. Er trug in sich die Liebe zu den Arabern und liebte das Morgenland. Deshalb zog er nach Spanien und lernte die Weisheit der Araber kennen und schätzen. Das ist des Dichters Erfindung; wir wissen nur, daß er in Paris und Bologna studiert hat. Es war ihm das möglich gemacht, weil man ihm schon in seinen jungen Jahren eine Menge von Pfünden zugewendet hatte. Man hatte das gethan, weil er mit seiner Liebenswürdigkeit alle bezauberte. In Spanien hatte er eine sarazenische Prinzessin gehehlicht, die ihm eine Tochter Grace schenkte. Als sein Weib gestorben, war er zurückgekehrt. Nun nahm er einen eigentümlichen religiösen Standpunkt ein. An die Heiligen wandte er sich nicht um ihre Fürbitte und den Priesterstand hielt er nicht für nötig als Vermittler zwischen Mensch und Gott. So konnte er dem Könige Heinrich II. ein getreuer Helfer dabei sein, als dieser den Übermut der Priester brechen wollte. Und obwohl er selbst ein Priester war, lebte er wie der feinste Ritter und war in allen Dingen ein Vorbild der normannischen Herren. Er war frei von allen Vorurteilen, aber tief religiös. In der Schilderung des Dichters erscheint er als eine räthelhafte, mit sich kämpfende, noch nicht zur Ruhe gelangte Seele. Es ist ja bekannt, daß gerade in Spanien, wo sich Muhamedanismus und Christentum trafen, der Adoptionismus Anhänger fand, wonach Christus nur der adoptierte Sohn Gottes gewesen sei. Denn das war den

Arabern sehr anstößig, daß der Sohn Gottes, Gott selbst, sollte am Kreuze gestorben sein. So läßt E. F. Meyer denn auch den Thomas gerade darüber zweifeln.

Wenn nun einerseits Bedet auch der mannhafteste Ritter und der tapferste Kämpfer war, so war er doch andererseits eine so fein besaitete Persönlichkeit, daß ihn der Kampf und Streit anekelte. Tief fühlte er überall den Jammer der Menschheit. Darum wollte er stets dem mächtigsten Herrn dienen, denn dann konnte er am besten Unsitte niederwerfen und Grausamkeit mildern. So ideale Zwecke verfolgte er, daß auch die größte Beleidigung und der tiefste Seelenschmerz seine Treue nicht erschüttern konnte. Er blieb seinem Könige Heinrich II. unverbrüchlich treu, obgleich der ihm das bitterste Herzleid zugefügt hatte. Als einstmals — so läßt der Dichter den Leibdiener des Königs, namens Armbruster erzählen — eine Hofs Jagd veranstaltet war, da rannte der König so heiß und hastig einer Hindin nach, daß ihn sein Jagdgesinde im wilden Forst verlor. Nur Armbruster blieb bei ihm. Ein wildes Unwetter überraschte die beiden. Als es sich gelegt hatte, da suchten sie ein Obdach zu erreichen und gelangten endlich auf eine Waldwiese. Goldiges Abendrot übergieß die ganze Gegend und aus den Rosenwolken erhob sich ein Zauberschloßchen im feinsten maurischen Stil. Dort lebte unter treuer Obhut eines alten sächsischen Dieners des Kanzlers liebliche Tochter Grace, denn der Vater hatte sie aus Südfrankreich hierher gebracht, damit er sie vor ihrer Vermählung noch kurze Zeit um sich sehen könnte. — Der König drang in das Schloßchen und gewann die Liebe der eben erst erblühenden Jungfrau.

So haben wir also auch hier das Zauberschloßchen im einsamen Walde. Wie in den Rosamunde-Dichtungen spürt die Königin Eleanor den geheimen Wegen ihres Gemahles nach und entdeckt den Ort, wohin er sich so oft begab. Nun aber wird der Untergang der Geliebten des Königs ganz eigenartig begründet. Der Kanzler hat noch keine Ahnung davon, daß der König den Aufenthalt seiner Tochter gefunden hat. Er wird aber vor den Anschlägen der Eleanor gewarnt, ebenso wie der König. Beide treffen nun ihre Anstalten, um ihr Kleinod zu schützen. Der Kanzler besetzt das Schloßchen und befiehlt seinen Mannen, keinen hinein- und keinen herauszulassen. Der König aber beredet die Grace, zu fliehen.

Diese befolgt den Befehl. Wie sie von seinen Anhängern entführt wird, bemerken die Mannen des Kanzlers, daß jemand das Schloß verläßt. Der ihnen gewordenen Weisung folgend, schießen sie auf die Flüchtigen einen Pfeil ab, von dem unglücklicherweise Grace getroffen und getötet wird.

Unzweifelhaft ist diese Auffassung und Darstellung der Rosamunda-Sage die schönste und tiefste von allen. Und sie wird noch eigentümlicher dadurch, daß der Dichter uns die Wirkung ahnen läßt, die der Tod der Grace auf den Vater ausgeübt hat. Wohl kämpfte er schwere innere Kämpfe durch, aber er vergab dem Könige und blieb ihm treu. Als ihn dieser zum Erzbischof von Canterbury machen wollte, da warnte er seinen Herrn, er möge ihn nicht in den Dienst eines Mächtigeren stellen. Der König verstand den Thomas nicht und zwang ihn beinahe dazu, daß er die Würde annähme. Und darnach ging in Bedet jene merkwürdige Veränderung vor sich, die bis jetzt allen seinen Biographen ein Rätsel geblieben ist. Der feine Weltmann, der ritterliche Held wurde ein büßender Mönch; der Abgott der Normannen wurde fortan ein Abgott der geknechteten Sachsen. Auch der Dichter löst dies Rätsel nicht; er läßt uns nur ahnen, was in dem Innern des gequälten Mannes vorging. Was bewog ihn, so zu handeln, wie er es that? Hatte ihn die Herrlichkeit Christi gewonnen und wollte er in aller Demut und Einfachheit den Schwachen dienen oder sah er als sein Rismet an, daß er aus dem Staatsdienst in den Dienst der Kirche trat, die die mächtigste Institution in jener Zeit war? Wie gesagt, löst uns der Dichter dieses Rätsel nicht, aber er zeigt, wie wahr der Ausspruch ist: der Übel größtes aber ist die Schuld. Er zeigt uns ferner, wie beide, Heinrich II. und Thomas Bedet, wahrhaft tragische Figuren sind, die nicht ohne ihre Schuld zu Grunde gingen.

## Das „Wort“ Germania.

(Tacit. Germ. II fin.)

Von Gustav Leue in Gotha.

Keine Stelle in der Germania des Tacitus hat mehr von sich reden gemacht als der Schluß des 2. Kapitels. Kein Wunder: beziehen sich doch diese Sätze auf ein uns Deutsche besonders interessierendes Thema auf den Gesamtnamen, unter dem unsere Vorfahren ihren römischen Nachbarn bekannt waren, auf den Namen Germania. Man hoffte, in den Worten des Tacitus oder vielmehr seines Gewährsmannes (quidam-affirmant) Aufklärung über die Bedeutung dieses Namens zu finden. Aber trotz aller ihnen zugewandten Mühe blieben sie dunkel und schienen nichts weiter zu sagen, als daß derselbe jüngeren Datums sei, daß ihn zuerst die Tungern geführt hätten und daß er von diesen aus auf alle Deutschen übergegangen sei: der Sinn des Namens blieb verborgen.

Die Stelle lautet:

quidam — ut in licentia vetustatis — plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos Gambrivios Suebos Vandilios, affirmant, eaque vera et antiqua nomina. ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum; quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ut (Hdschr. b, ac BCc) nunc Tungri, tunc Germani vocati sint, ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Dreierlei ist hieran unklar:

1. Was bedeutet inventum nomen? Ganz oberflächlich haben es einige mit „vorgefundener Name“ übersetzt. Sie haben weder das synonyme recens noch den Gegensatz verum et antiquum nomen berücksichtigt. Es ist ohne Zweifel, nach dem Vorgange anderer, mit „erfundener Name“ wiederzugeben. Hierin liegt erstens der Sinn des Neuen, der sprachlichen Neubildung; es war ein Name, den es früher in der Sprache gar nicht gab. Tacitus selber nennt es übrigens recens vocabulum; also nicht nur ein recens nomen, sondern sogar ein recens vocabulum war es, ein neues Wort; aber in welcher Sprache? in der lateinischen? Da gab es das Wort schon: germani „leibliche Brüder“; also wohl in der deutschen oder keltischen? Woher wußte denn aber sein Gewährsmann, daß Germani in einer dieser beiden Sprachen ein neues Wort sei? Verstand derselbe deutsch oder keltisch so gründlich, um ein neues von einem alten Worte zu unterscheiden? Schwerlich; oder hatte er von einem Deutschen oder Kelten erfahren, daß Germani ein neues Wort sei? Das ist, wenn auch unwahrscheinlich, doch immerhin möglich.

Zweitens liegt in dem inventum nomen der Sinn des Künstlichen, Nichtnatürlichen. Und das wird durch den Gegensatz verum nomen voll bestätigt, ächter Name: unächter Name. Woher wußte denn aber des Tacitus Gewährsmann, daß es eine künstliche Wortbildung sei? Konnte er oder sein barbarischer Freund, der Kelte oder Deutsche, ein künstlich gebildetes von einem ächten, natürlich gebildeten unterscheiden? Gewiß nur dann, wenn dieser Unterschied recht handgreiflich war. An die natürlichen Wortbildungsarten: innere Wortänderung, Zusammensetzung und Ableitung werden wir demnach schwerlich zu denken haben. Vielmehr je künstlicher, desto besser.

2. primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocati sunt. Was heißt a victore? Einige: „von dem Sieger“; aber wie ist es zu verstehen, daß die rechtsrheinischen Deutschen von den siegreichen Tugern, die selber Germani hießen, aus Furcht Germani genannt worden wären? Das gäbe nur dann einen Sinn,



wenn sie den Galliern hätten dadurch Furcht einflößen wollen, daß sie die ganze Volksmasse, die rechts vom Rhein geblieben war, als ihre Namensvettern und Landsleute bezeichneten. Aber dann wäre ob metum aktiv und so viel als ob metum incutiendum; das kann es nie heißen. Andere verstehen unter dem Sieger den Caesar: Caesars Soldaten hätten den Ariovist und seine Scharen ob metum als die ächten, die germani bezeichnet. Aber hier handelt es sich nicht um Caesar, sondern nur um die Tungri, die in Gallien siegreich eingedrungen waren. Andere übersetzen darum, mit Recht, a victore „nach dem Sieger“: alle rechtsrheinischen Landsleute seien nach dem Sieger, den man kannte und fürchtete, benannt worden; und zwar primum: Alle seien zuerst nach dem Sieger, also Germani, benannt worden und dann seien sie auch a se ipsis invento nomine als — Germani benannt worden. Das ist ganz unverständlich, offenbar müßte entweder an erster oder an zweiter Stelle ein anderer Name stehen. Aber, erwidert man, dieser Gegensatz liegt gar nicht in den Worten, es darf ob metum nicht übersetzt werden. Allerdings giebt das einen erträglichen Sinn: alle seien zuerst nach dem Sieger aus Furcht (also von den Galliern) und bald auch von ihnen selbst mit dem von ihnen selbst erfundenen Namen Germani benannt worden. Aber die gewählte Stellung des primum (nach omnes) vor a victore, nicht vor ob metum beweist, daß Tacitus mehr den andern Gegensatz hervorheben wollte: alle seien zuerst nach dem Sieger (also mit dem und dem Namen) aus Furcht und bald auch nach<sup>1)</sup> ihnen selbst mit dem (andern) erfundenen Namen Germani genannt worden.

Auch andere vor uns haben diesen durch die Wortstellung angedeuteten Gegensatz herausgeföhlt und darum die Worte nunc Tungri, tunc Germani in tunc Tungri, nunc Germani umgeändert. Aber eine Änderung (nunc in tunc), die eine zweite (tunc in nunc) nach sich zieht, ist sehr bedenklich, ganz abgesehen davon, daß sie die künstliche Entstehung des Wortes Germani nicht erklärt.

3. Erwartet man bei der Lesart der Handschriften eine Mitteilung darüber, was der Name Germani, welchen man ob metum gegeben habe, bedeute, in welcher Beziehung er zu den Tungern stehe.

Wir lassen nur ein e fort, dessen fehlerhafte Entstehung wir überdies nachweisen können, und sofort sind alle drei Unklarheiten der Stelle beseitigt. Wir lesen: nuntungritungermani; also: nunc Tungri, Tungermani;<sup>2)</sup> die, welche jetzt Tungern heißen, hießen Tungermani.

Zum Beweise für die Wichtigkeit unserer Änderung diene folgendes:

1) in Parallele mit a victore.

2) Der Singular zu Tungri ist bekanntlich Tunger, inschriftlich belegt.

1. Wir können nachweisen, wie der Fehler entstanden ist: Der Schreiber hielt das *tun* seiner ohne Worttrennung geschriebenen Vorlage für einen Schreibfehler (statt *tunc*); in dieser Meinung mußte ihn das vorangehende *nunc* bestärken. Aber das *tunc* ist nicht unbedingt nötig, da ja die Vergangenheit durch die Perfektformen *expulerint* und besonders *vocati sint* hinlänglich bezeichnet wird.

2. Wie leicht sich ein Schreiber gerade bei diesem *tun* versehen konnte, wird in ganz merkwürdiger Weise durch die vatikanische Handschrift des Ammianus Marcellinus bewiesen. Dort hat der Abschreiber ganz ohne Zweifel zweimal eben denselben Fehler gemacht, den wir hier einem Schreiber der Germania nachsagen. Bei einem Worte, das auch mit *Tungri* zusammenhängt, *Tungricani*, hat er zweimal *tunc grecani* geschrieben, und zwar sogar ohne, wie der Schreiber der Germania, durch ein entsprechendes *nunc* dazu verführt zu sein.

3. Unsere Änderung stellt den von uns und anderen vermißten Gegensatz im letzten Satze wieder her: „daß alle zuerst nach dem Sieger also *Tungermani*, aus Furcht und bald auch nach ihnen selbst mit dem erfundenen Namen *Germani* genannt worden seien“. Jenes *Tungermani* ergibt auf die einfachste Weise die bisher fehlende Beziehung zwischen den *Tungern* und dem Worte *Germani*.

4. Ferner versteht man die künstliche Entstehung des Wortes *Germani*; es ist nach der Ansicht des Römers aus *Tungermani* durch Verkürzung gebildet worden. Ein so entstandenes Wort ist allerdings kein *verum*, sondern ein *inventum nomen*, tatsächlich ein *recens vocabulum*.

5. Endlich vermißt man nicht mehr eine Deutung des Wortes *Germani*, es ist ein verstümmelter Name und bedeutet gar nichts. Erst die Römer legten einen Sinn hinein, nämlich den ihres Wortes *germani*, und so wurden „alle bald auch nach sich selbst (d. h. nach ihrer überraschend hervortretenden Verwandtschaft untereinander) mit dem so erfundenen Namen *Germani* d. h. „Geschwister“ benannt.“

Wir übersetzen die ganze Stelle folgendermaßen:

Andere bedienen sich der Freiheit, welche so alte Zeiten gewähren, und versichern, größer sei der Gottesöhne, größer der Volksnamen Zahl: *Marfen*, *Gambriwier*, *Sueben*, *Bandilier*, und das seien ächte und alte Namen. Das Wort *Germanien* dagegen sei eine Neubildung und erst vor kurzem dem Lande beigelegt: bekanntlich wären diejenigen, welche zuerst den Rhein überschritten und die Gallier verjagt hätten, die jetzigen *Tungern*, *Tungermanen* genannt worden; eines Einzelvolkes Name, nicht<sup>1)</sup>

1) Ergänze: was natürlicher wäre, was zu erwarten wäre.

ein die Abstammung der Gesamtheit andeutender,<sup>1)</sup> wäre auf die Weise allmählich in Gebrauch gekommen, daß alle zuerst mit dem gefürchteten Namen des siegreichen Feindes, bald aber auch nach sich selbst mit dem daraus gebildeten Namen Germanen d. h. Geschwister genannt worden wären.

Unser Emendationsvorschlag entzieht allen bisher über den Namen aufgestellten Etymologien ihre Hauptstütze; er läßt des Tacitus Gewährsmann nichts weiter sagen, als daß der Name der Germanen aus dem Namen Tugermanen künstlich gebildet worden sei, und somit können sich auf diese Stelle weder diejenigen berufen, welche (J. Böfer, J. Grimm, Wadernagel u. a.) das Wort Germanen aus dem Wortschatze der deutschen Sprache (als Spießgesellen, Wehrmänner, Kriegsleute zc.), noch alle die, welche (Bott, F. Leo, J. Grimm, C. Zeuß, Mone u. a.) es mit Hilfe des keltischen Wörterbuches (als Ostleute, Schreier, Nachbarnsleute zc.) erklären wollten.

Ob aber die Mitteilung über den Ursprung des Wortes, welche Tacitus in seiner Quelle fand, auf geschichtlicher Grundlage beruht, ist äußerst zweifelhaft. Sie wird kaum mehr als der Einfall eines römischen Gelehrten gewesen sein, welcher die Thatsache, daß vier Stämme im Gebiete der Tugern Germani hießen, mit der den Römern gewiß geläufigen Ansicht, daß Germani ein lateinisches Wort sei, zusammenzubringen suchte. Zuerst hätten die vertriebenen Gallier aus Furcht ihre sämtlichen deutschen Nachbarn als Tugermanen bezeichnet. Daraus hätte sich später das Wort Germani gebildet. In diesem hätten die Römer ihr Wort germani erkannt, und so wären alle nach sich selber mit diesem erfundenen Worte als „Geschwister“ benannt worden.

Auch Tacitus selber scheint der Sache nicht recht zu trauen: er enthält sich jedes Urteils und überläßt es (am Schlusse des folgenden Kapitels) seinen Lesern, über die Angaben seiner Quellen sich selber eine Meinung zu bilden. Ja, wenn wir uns die Thatsache gegenwärtig halten, daß dem Römer die Worte Germani und Germania — germani unzweifelhaft ganz ebenso klangen, wie uns Deutschen die Worte „Geschwister“ und „Land der Geschwister“, und ferner, daß Tacitus selber einige Zeilen nach der obigen Namensklärung die überaus große körperliche Ähnlichkeit der Germanen untereinander zumal bei der gewaltigen Menschenmenge als etwas besonders Merkwürdiges, das auch andere vor ihm bemerkt hätten,<sup>2)</sup> hervorhebt, so mag ihm dieselbe Ansicht vorgezeichnet haben,

1) gens ohne Eigennamen weist in der Germania auf die Abstammung und das darauf beruhende Volkstum hin.

2) Er spricht von den Ansichten anderer: ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur. unde habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem.

der auch wir huldigen, Germani und Germania seien rein lateinische Worte. Als römische Soldaten und Händler mit den Germanen verschiedener Gegenden in häufige Verbindung traten, etwa seit der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, mußte ihnen die überaus große körperliche Ähnlichkeit, welche alle diese Leute — sie kannten ja auch die cimbrischen und teutonischen Sklaven — als leibliche Brüder erscheinen ließ, ganz besonders in die Augen fallen und, da es an einem gemeinsamen Namen für alle fehlte, es ihnen nahe legen, sie dementsprechend (nach dem besonders hervortretenden Merkmale) zu benennen. Der Name erscheint wirklich erst seit jener Zeit.<sup>1)</sup>

Die Gegner dieser Ansicht, diejenigen, welche die keltische<sup>2)</sup> Herkunft des Namens verfechten, könnten sich, nachdem wir ihnen ihre Hauptstütze, die obige Tacitusstelle, entzogen haben, noch an einer Nebenstütze festzuhalten versuchen. Wir werden auch diese<sup>3)</sup> beseitigen. Sie berufen sich auf die Thatsache, daß auch die Dretanen in Spanien (an der Sierra Morena) Germanen genannt worden wären; auch diese wohnten, sagen sie, in keltischer Nachbarschaft und erhielten von ihren keltischen Nachbarn denselben Namen, wie die Germanen am Rhein und an der Maas (die Tungern) von den ihrigen. Aber die Anhänger dieser Ansicht sehen nicht, daß sie sich dieselbe nur mit Hilfe einer Voraussetzung haben bilden können, die sie selber schwerlich für gut halten werden. Sie müssen ja annehmen, daß die Kelten in Nordfrankreich und Belgien (Cäsars Belgae) dasselbe Wort (für „Nachbarn“ oder „keine Nachbarn“ oder „Schreier“ oder „Ostleute“) in ganz genau derselben Form gehabt haben, wie die Südkelten (die Keltiberer) in Spanien, daß sich also in diesem Worte auch nicht die geringste Spur eines dialektischen Unterschiedes zwischen diesen mehr als 150 Meilen voneinander entfernt wohnenden Kelten zeige, von denen jene mit Germanen, diese mit Iberern zusammenwohnten. Daß die Belgen und die Südkelten dasselbe Wort in völlig gleicher Form gebraucht hätten, wird wohl keiner unserer Gegner zu behaupten wagen, auch wenn Cäsar nicht schon von den weniger weit voneinander entfernt wohnenden Stämmen Galliens ausdrücklich betonte, daß hi omnes lingua . . . inter se differunt. Aber selbst zugegeben, daß jenes angenommene keltische Kompositum in der Sprache der Belgen zufällig eben so gelautet hätte, wie in der Sprache der

1) Pfeiffers Germania IX, 5.

2) Für deutsche Herkunft tritt kaum noch einer ein (manni in Marcomanni, Alamanni zeigt, wie die Römer unser „Männer“ wiedergaben).

3) Ihre dritte Stütze (mani sei eine keltische Endung) will nichts gegen die Ansicht von der lateinischen Herkunft des Namens bedeuten; denn mani ist ja auch lateinische Endung, cf. Romani!

Keltiberer: das Wort ging dann in die lateinische Sprache über, und hier müssen unsere Gegner zum zweiten Male etwas nicht sehr Wahrscheinliches annehmen: Diejenigen Römer, welche das Wort bei den Belgen hörten, mußten dies Wort in dieselbe lateinische Form gebracht haben, wie diejenigen ihrer Landsleute, welche es in Südspanien hörten.

Nein, die römische Schriftsprache, deren Vertreter als Kaufherrn, hohe Beamte und Offiziere sowohl in das Maas- und Rheingebiet, als auch nach Spanien kamen, bezeichnete unsere Vorfahren nach dem besonders auffälligen Merkmale der großen Ähnlichkeit als „Geschwister“<sup>1)</sup> und gab den Dretanen dasselbe Wort, aber als cognomen.<sup>2)</sup>

### Zu Goethes Fischer.

Von J. P. Schmitz in Montabaur.

Am 16. Januar 1778<sup>3)</sup> machte Christiane von Laßberg, sich von ihrem Geliebten, dem Schweden Wrangel, verlassen wähnend, ihrem Leben in der Elm ein Ende. Dieser unerwartete Vorfall, der in Weimar peinliches Aufsehen erregte, erschütterte, wie aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs und einem Briefe an Frau von Stein vom 19. Januar hervorgeht, Goethe und versetzte ihn in eine gedrückte, traurige Stimmung. Denn, wenn er auch den Zerstreungen und dem bunten Treiben der Hofgesellschaft sich nicht ganz entziehen konnte, so brachte er doch nach Angabe seines Tagebuchs vom 18. Januar einige Tage in stiller Trauer zu. Der Tod Christianens brannte ihm auf die Nägel und machte ihm zu schaffen, denn man fand, wie es hieß, in der Tasche des Fräuleins, das in den Fluten der Elm freiwillig den Tod gesucht, Werthers Leiden. Mag diese Nachricht nun auf Wahrheit beruhen, oder erdichtet sein, so gab sie doch den giftigen Zungen der Residenzstadt willkommenen Anlaß, mißfällige Bemerkungen und böse Gerüchte in Umlauf zu setzen. Die außergewöhnlich schnelle Beförderung zu dem höchsten Vertrauensposten, die unerschütterliche, einflußreiche Stellung des jugendlichen Emporkömmlings hatte unter den vermeintlich Zurückgesetzten und in den Hinter-

1) Holzmann (Germania IX, 1) denkt an die andere Bedeutung des Wortes germanus, „ächte“, Germani heiße ächte — Kelten (?). Schon Strabo war auf diese sonderbare Deutung verfallen.

2) Plinius III, 3, 4: Oretani, qui et Germani cognominantur. Oretani Germani, wohl im Gegensatz zu denjenigen Völkern, welche den Dretanen gelegentlich (Ptol. u. Plin.) zugezählt wurden, „die eigentlichen, die ächten Dretanen“.

3) Die Jahreszahl 1788 im „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ von Karl Goedeke (1. Auflage), 2. Band, S. 757 ist ein in der zweiten Auflage berichtigter Druckfehler.

grund Gehobenen scharfen Tadel, Mißbilligung und lautes Murren hervorgerufen. Vgl. a. a. D. S. 742, 743, 744, 746. Es bedurfte fester Entschlossenheit, diesen Sturm auszuhalten und bei dem häufigen Verdruß über die Anfechtungen aller derer, die ihm Amt und Stellung mißgönnten, ruhiges Blut zu bewahren. Waren doch kaum drei Jahre verflossen, seit er in der Vorrede zur zweiten Auflage von Werthers Leiden 1775 sich gegen das Wertherfieber und die im Zusammenhang damit stehenden vielen Selbstmorde gewendet hatte.

Diese störenden Dissonanzen, diese unruhige Erregtheit des Augenblicks mit ihren grellen und beleidigenden Farben veranlaßten ihn wohl, die Nachwirkung des mächtigen Eindrucks in die helle, ruhige Ferne der Märchenwelt zu versetzen, zugleich aber auch durch die Erklärung Eckermann gegenüber (F. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. I, S. 79) die Gedanken von dem persönlichen Anteil des Dichters abzulenken, die eigentliche Veranlassung der dichterischen Schöpfung zu verschleiern, wenn nicht ganz zu verweischen.

Goethe, der von seiner aufgeweckten Mutter die Lust zu fabulieren als Erbeil mitbekam, ließ sich von Wieland um jene Zeit Märchen erzählen (Vergl. Gödke a. a. D. S. 733) und stand mit dem Pagenhofmeister J. R. A. Musäus in Verbindung. Letzterer war gerade um diese Zeit, angeregt durch die in Frankreich so beliebten Contes aux fées, mit einer Sammlung deutscher Volksmärchen beschäftigt, hat aber, wahrscheinlich durch seine französischen Vorbilder verleitet, den phantastisch naiven Ton des deutschen Märchens nicht getroffen und in dieselben eine fremde, mit Recht getadelte, empfindsame Auffassung hineingetragen. Goethe hingegen ist mit dem intuitiven Blick eines Dichters, dem Euterpe bei der Geburt das Siegel der Weihe aufgedrückt, in das innerste Wesen der Märchen eingedrungen. Anknüpfend an die Volksschauung, daß Ertrinkende von den Wassergeistern geraubt würden, hat er den Tod der Christiane von Laßberg ebenso glücklich in dichterische Gedanken gefaßt und ausgeführt, wie ihm einst der Tod des jungen Jerusalem Anlaß wurde, die Stimmung der damaligen Zeit zum erschöpfenden Ausdruck zu bringen.

Um aber den Inhalt jener Perle unter den Goethe'schen Balladen vollkommen zu erfassen, ist es notwendig, sich vorher die Frage zu beantworten: Worauf beruht die poetische Gerechtigkeit des Raubes jugendlich schöner Männer durch die Nixen, wie er in der Sage des Hylas, in vielen deutschen Volksmärchen, in dem Fischerliede aus Wilhelm Tell und in dem Goethe'schen Fischer dargestellt wird?

An der Hand der deutschen Volksmärchen will ich versuchen, diese Frage zu beantworten.

Lange bevor der Mensch erschien, waltete heiliger Naturfriede auf der Erde. Elementargeister lebten ein stilles, freies, kindlich unbefangenes Naturleben. Sie waren die alleinigen Herren der ganzen sichtbaren Welt. Ungeschlachte Riesen beherrschen die Gesteinswelt, Berge, Felsen und Klippen, die im Grunde nur Teile ihres Riesenkörpers sind. So alt wie die Metalle sind die klugen Zwerge. Elfen, Holden, Wald- und Moosweiblein beleben als zarte Genien der Pflanzenwelt Wald und Flur. An der Spitze der Wassergeister steht Kühleborn; Nixen, Wasserweiber, Meerminnen, Undinen und Melusinen sind in seinem Gefolge. Sie sind gleich dem von ihnen beherrschten Elemente, bald schreckliche und heimtückische Naturmächte, feindlich dem Menschen gegenüberstehende Geister, bald wohlthätige und lieblosende Wesen, verlockend süß wie Lorelei, Beherrscherinnen einer Welt voll Sonne, in denen die berauschte Zauber- macht der Wasservelt gleichsam konzentriert ist. Strahlend in dem verführerischen Reiz überirdischer Schönheit erregen sie in jedem, der sie einmal erblickt hat, eine tiefe, unennbare Sehnsucht, die nur durch zärtliche Vereinigung mit ihnen gestillt werden kann. In ungestörter Einsamkeit lebten sie in den Fischparadiesen auf dem Boden der Gewässer dahin, des überreichen Natursegens der Wasservelt sich erfreuend. Alles, was dies Urelement hervorbringt, ist ihr unbestrittenes Eigentum.

Als die Menschentinder erschienen, wurde der allgemeine liebliche Friede des Naturlebens gestört. Sie eigneten sich Grund und Boden an, der von alters her den Riesen eigentümlich gehörte, vertrieben die Berggeister durch ihre Nähe, sodaß diese grollend in unnahbare Gesteinswüsten, in die öden Geröllthalben des Hochgebirges sich zurückzogen. Die Menschen machten sich die Pflanzenwelt nutz- und dienstbar und betrachteten die Fische als gute Beute.

Aber ein tiefes Rechtsgefühl beherrscht die ganze Märchenwelt. Der Mensch hat ein Unrecht an den früheren Besitzern begangen, daher üben jene Naturgeister nur ein ihnen zustehendes Recht aus, wenn sie sich für jene Willkür des frevelhaften Menschengeschlechtes in wiedervergeltender Weise zu rächen suchen.

Gewaltige Steinblöcke werden von Riesen und Riesinnen — in christlicher Zeit von dem Teufel, der stellvertretend die Riesen ablöste — auf menschliche Wohnungen, Kirchen und ganze Dörfer herabgeschlendert; in grimmiger Weise zerstören sie durch Bergstürze und Lawinen auf Jahre hin den ihnen überaus verhassten Anbau der Erde, die sie vertreibende Kultivierung des Bodens. Plötzlich verschwinden in den Bergwerken die vorher noch so mächtig scheinenden Erzgänge — alles edle Gestein und das rote Gold — für immer, und den nach dem verschwundenen Bergseggen ängstlich spähenden Knappen schallt höhnisches

Gelächter der Kobolde entgegen. In die reichen Marschländer brechen jählings verheerende Meeresfluten herein, alles unter ihren Wellen begrabend.

Da jedoch der Mensch durch seiner Hände Arbeit, durch Mühe und Kraftanstrengung bei Bebauung vorher unwirtlicher Gefilde zugleich die rohen Naturkräfte überwand, da er durch Schlagen von Brücken, Erbauung von Mühlen, Befahren der Gewässer die ungestümen Wassergeister gebändigt, so stand ihm das Nutzungsrecht des reichen Bodenertrags zu, erwuchs ihm ein Anrecht auf die Schätze der Tiefe, die Verwendung der stummen Wasserbewohner zu seinem leiblichen Unterhalt.

Soll er dagegen jenes Rechtes nicht verlustig gehen, so muß er in ängstlicher Besorgnis sich jeglichen Mißbrauchs des dargebotenen Natursegens enthalten. Denn „das Recht, welches der Mensch mit seiner Kultur auf den Boden erworben hat, erlischt in dem Augenblick, in dem er des Segens unwürdig wird, und plötzlich verschwindet der neue Kulturzustand, und die alte steintige Naturwildheit der Riesenzzeit kehrt zurück“.

Allein zu Schutz und Erhaltung der dem Menschengeschlechte von seiten der Elementar-Geister überlassenen Freiheiten und Güter genügte nicht bloß die Unterlassung des Mißbrauchs der reichen Gaben, welche die Natur aus ihrem schöpferischen Schoße hervorbrachte, sondern sie forderten auch die positive Anerkennung ihres ursprünglichen Besitzes, ihrer Gerechtfame, durch Darbringung bestimmter Opfergaben an uralte heiligen Fest- und Feiertagen im Jahreslaufe, gewissermaßen als Entgelt für den den Menschent Kindern abgetretenen Mißbrauch alles dessen, was jenen Reichen entsproß und entsprang, die seit unvordenklichen Zeiten ihnen erb und eigen waren.

Mitten in der Fülle der Erdsfruchtbarkeit am Johannisstage, um die Zeit der Sommersonnentwende, forderte das Wasser, Fluß oder See, ein Opfer, ursprünglich wohl Menschenopfer. Später sah man die zufällig Ertrunkenen als Opfer des Flusses an, so daß heute noch bei solchen Vorkommnissen in der Tagespresse der Ausdruck, der Fluß hat sein Opfer gefordert, gang und gäbe ist. Denn die in den Fluten Versinkenden werden den Wasserweibern zu eigen. Darum sehen die Ertrinkenden nach dem Volksaberglauben vor dem Untersinken die Nixen auf dem Wasser einen Reigen aufführen, der sie gleich einem unentrinnbaren Zauberkreise umschlingt und in die Tiefe zieht. Tief drunten aber auf dem Boden des Flußbettes, in den Grotten der Meerestiefe befinden sich die Wohnungen der Wassergeister und aller derer, die, in ihre Gewalt geraten, in das nasse Reich hinabgezogen wurden und von nun an mit ihnen zusammenleben müssen.



Alle jene Wesen, welche nach heidnischer Auffassung phantastische Verkörperungen der Tier-, Pflanzen- und anorganischen Welt sind und heute noch in den Volksmärchen fortleben; welche unter der Gestalt reizender Lichtelben sogar den Geist der Landschaft versinnlichen, das wunderbare Geheimnis, das in den Wipfeln des Waldes und den Wellen am Ufer rauscht; welche ehemals Flur und Feld, Wald und Au, Fluß und See bevölkerten und mit ihren Hütchen, bergenden Kappen, Schwanhenden, ihrer unsichtbar machenden Larnhaut auf das verborgene Wirken der Naturkräfte hinweisen: alle diese Wesen sind älter und stärker, geschickter und klüger als die Menschen; sind sie doch so alt wie die Berge, Bäume und Gewässer selbst, und, wie die Riesen den Menschen an Körpergröße und furchtbarer Stärke überlegen sind, so übertreffen die Elben und Klugen Iwerge das Menschengeschlecht an Geist und eigentümlicher Schöpferkraft in Hervorbringung schöner Kunstwerke.

Aber wenn auch die dieser Geisterwelt angehörigen Wesen sich vor den Menschen durch Schaffenskraft und Gestaltungsfähigkeit vorteilhaft auszeichnen und in Bezug hierauf in hohem Grade die Staubgeborenen überragen, so ist ihr Dasein doch kalt, arm und fremdlos, weil ihnen die Seele fehlt, ihnen die reiche Welt des Empfindens verschlossen ist, ihnen die Grundlage zu einem fröhlich selbstbewußten Leben abgeht und gebriecht. Als daher bei dem Erscheinen des Menschen die Genien der Elemente diese auffällige Verschiedenheit ihres beiderseitigen Wesens zum erstenmale wahrnahmen, regte sich mit dem Bewußtsein dieser schmerzlich empfundenen Unvollkommenheit der lebhafteste Wunsch und das tiefgefühlte Verlangen, die große Lücke und Leere auszufüllen. Vermöge ihres Scharfsinns, ihrer einsichtsvollen Klugheit drängte sich ihnen die Erkenntnis auf, daß kein anderer Weg zur Erreichung des heißbegehrten Gutes offen stehe als innige Verbindung und Gemeinschaft mit den neuen Herren der Erde, daß bloß das engste Verhältnis fester Vereinigung mit diesen bevorzugteren Wesen ihnen den Mitbesitz einer Seele zu verschaffen im Stande sei, daß einzig durch diese Annäherung ihnen die Zaubergerte zu teil werde, vor der die Pforte in eine ihnen bisher fremde und unbekannte Wunderwelt sanfter erhabener Gefühle, reinen Glückes sich aufthue, daß auf diese Weise allein ihr verständig kaltes Leben von der wohlthuenenden Wärme schöner und edler Seelenregungen durchströmt werden könne.

Wenn daher auch beim ersten Erscheinen der Menschen Elben, Nixen und die übrigen Geister der Naturkräfte, fremd angemutet von den freventlich in ihr Reich eingebrungenen Ankömmlingen, sich stark abgestoßen fühlten, wenn sie aus hanger Furcht vor den Gedanken blitzenden, seelentief leuchtenden Augen der neuen Erdbewohner weit ab von der menschlichen Welt in die lautleere Wildnis einsamer Klüfte und Fels-

spalten flüchteten, sich in die keusche Unnahbarkeit hoher Waldgebirge, wo am dunkelsten die Wälder nachten, verbargen, oder endlich in die auf dem Boden der Gewässer vor Sommersglut und Sonnenbrand geborgene Kühle gewaltiger Stalaktitendome hinabflohen: so erwachte doch allmählich die Neigung, sich mit den Menschen zu freundlichem Beisammensein zu verbinden, mit ihnen, da keiner des andern zu gemeinsamem Zwecke entbehren konnte, beide einander bedurften, in ein gesellig angenehmes Verhältnis zu treten. Aber das nur langsam zurückweichende Widerstreben, die naturgemäße Abwendung der vermöge ihres innersten Wesens in mancherlei Beziehungen gegensätzlichen Geschöpfe konnte nur durch leise sich anbahnende Übergänge gemildert werden.

Darum stehlen Zwerg- und Elfenmütter, so lange die schönen, wohlgestalteten Säuglinge noch nicht durch die Taufe ihrer Macht entrückt sind, den menschlichen Müttern ihre Lieblinge aus der Wiege und schieben an Stelle der geraubten Kinder ihre eigenen Neugeborenen, auffallend widrige, durch kretinartige Mißbildung verunstaltete Geschöpfe unter, die wegen der unförmlichen Größe des dicken Halses und Kopfes Kielkröpfe, Dummköpfe, wegen der Vertauschung Wechselbälge im Volksmunde heißen. Sie gaben sich nun der Täuschung hin, daß das Ebenkind, mit edler Menschenmilch gesäugt, ihr verkümmertes und untergeordnetes Geschlecht zu kräftigen und zu erhalten im Stande sei, andererseits zogen sie das fremde, mit einer Seele begabte schöne Menschenkind mit großer Liebe auf, von dem beglückenden Wahne erfüllt, es sei das ihrige; welchen Gedanken bekanntlich Fouqué in seiner Undine überaus glücklich verwertet und durchgeführt hat.

Viel zahlreicher jedoch sind die Märchen, in welchen buhlerische Elben, liebende Waldweiblein und das Zukünftige in prophetischem Geist voraussehende Schwanjungfrauen schöne Jünglinge und Männer, insbesondere Fischer, Hirten, Jäger und Ritter zum Eingehen zärtlicher Vereinigung verlocken, ihnen hohes Entzücken gewähren, aber auch für Verletzung der feierlich gelobten Treue mit Untergang und Verderben drohen und diese Drohung unerbittlich ausführen.

Rüsten wir den nur leise vorgezogenen Schleier, um den unter der wunderbar phantastischen Form des Märchens nach Kätselart verborgenen geistigen Gehalt in reiner ungetrübter Klarheit zu erkennen. Die liebende Hinneigung der die materielle Welt personifizierenden Geister zu dem Menschen ist der über alle Hindernisse triumphierend hinwegschreitende, aufwärts gerichtete Zug der teils leb- teils vernunftlosen Naturkräfte und Wesen aus den finster kalten, schmerzdurchtönten Gründen des Erdenbafens nach den lichten Himmels Höhen geistiger Verklärung. Stufenweise fortschreitend vervollkommen sich die totenstarrten Stoffe der Gesteinswelt

zu den belebten und höher entwickelten Formen des Pflanzen- und Tierreiches, die weiter auf dem Wege der Ernährung von dem Wesen aufgenommen werden, in welchem sich die Pole der geistigen und materiellen Welt berühren. Dadurch aber teilnehmend an der Wesensgemeinschaft der vernunftbegabten Erdgeschöpfe gelangen sie zunächst zur Selbstanschauung der Natur, alsdann im Vereine mit dem Menschen streben sie immer höher hinan zu den lichtdurchströmten Himmelsphären, wo im Mittelpunkt des Universums die Geister Sonne als Urgrund alleinigen Glücks in blendender Strahlenpracht thront und zu der sich jedes kreatürliche Sein mit centripetaler Kraft hingezogen fühlt. Hier im langersehnten, ewigen Genusse des Wahren, Schönen, Guten hat die gesamte Schöpfung ihr letztes Ziel, den Endpunkt all ihres Strebens erreicht. Ein Gedanke, dem Schlegel poetisch in den Versen Ausdruck verlieh:

Es geht ein allgemeines Weinen,  
Soweit die stillen Sterne scheinen  
Durch alle Aern der Natur;  
Es seufzt und ringet nach Verklärung,  
Entgegenharrnd der Gewährung,  
In Liebeshehnsucht die Natur.

Es ist aber dieser unaufhaltfame Zug nach oben zugleich das tiefste Geheimnis aller echten Kunst, das nie zur Ruhe kommende Ringen nach dem Idealen, das dem Innern der Natur eingeborene, rastlos vortwärts eilende Streben nach Gottähnlichkeit, nach Vergeistigung und Verklärung der gesamten materiellen Welt.

Es erübrigt noch zu ergründen, worauf die von jenen Geistern des flüssigen Elements ausgeübte dämonische Zaubermacht beruht, vermöge welcher sie sterbliche Jünglinge, die im Glanze und der ganzen Vollkraft männlicher Schönheit strahlen, mit unwiderstehlich padender Gewalt an sich zu loden im stande sind, um sie zu fester unlöslicher Vereinigung und Lebensgemeinschaft zu zwingen.

Alle Verlockung, aller Sinnenreiz, welche von buhlerischen Wasser-nigen und Meerminnen ausgeht, hat seinen letzten Grund in der Nacktheit<sup>1)</sup> ihrer Leiber.

1) Wenn auch die Wurzel von Nixe noch nicht ausgemittelt werden konnte, so scheinen wir doch berechtigt, eine Verwandtschaft zwischen Nixe und nackt annehmen zu dürfen. Das schwedische nöck, näck und das dänische nök Wassergeist klingen bedeutsam an die altnordischen Ausdrücke nekkvidr (gotisch naqaha, naqadei) nökkvedr oder nöktr nackt an. Das sanskritische nij, vorderm. nig sich waschen, wozu sprachlich Nixe gehört, setzt die Nacktheit voraus. Denn daß nickhus Wassergeist im 11. und 12. Jahrhundert auch Krolobil und Flußpferd bedeutet (Gloss. Junianae in Nyerup. symbol ad liter. Teuton. antiquior. S. 270 und Gloss. trevirenses 4, 25. Pfeiffers German. IX, 20, 17) scheint durch den Einfluß der Kreuzzüge veranlaßt und wird bezüglich der Etymologie des Wortes ganz irrelevant

Es liegt in dem nackten Leibe habender Schwanzjungfrauen eine diabolische Schönheit, die immer etwas Unheimliches hat, was den Bewunderer anstremdet und erschreckt, in ihm gleichsam eine bange Ahnung aufdämmern läßt, daß dieser geheimnisvolle, schier unwiderstehliche Reiz seine Seele ins Verderben stürzt. Alle Wonnen nämlich, womit jene listigen Sirenen die Menschen zu verführen trachten, sind aus der gemeinen Sinnenwelt geborgt, der schöne Schein beglückenden Seelengenusses ist nur hinzugelogen. Denn, da den schönen Meerweibern der beseligende Zauber der Unschuld abgeht, so erweist sich das vorgepiegelte Glück auf die Dauer leer und nichtig. Der keusche Sinn des Volkes, wie er sich in den Märchen wieder spiegelt, hat ein tiefes Gefühl für das Unnatürliche und Verkehrte der Duhlerei mit Unholbinnen, alle Verführung, die im Nackten liegt, kommt ihm dämonisch vor, darum verlangt er Berhüllung. Der Grundzug aller Märchen bleibt immer ein sittlicher.

## Wer hat das Wörterverzeichnis in Adam Petris Nachdruck des neuen Testaments aufgestellt?

Von Heinrich Menges in Kusach (Oberelsaß).

Der im Jahre 1523 bei Adam Petri in Basel erschienene Nachdruck der lutherischen Übersetzung des neuen Testaments ist unter den vielen Nachdrucken der Schriften Luthers bekanntlich von besonderer Bedeutung, weil er hinter der Vorrede ein Verzeichnis von 200 Wörtern in alemannischer Übersetzung enthält. Darin sind für die alemannischen Leser die ihnen unbekanntten Ausdrücke Luthers durch solche aus ihrer Mundart ersetzt, oder, wie es im Titel der Ausgabe heißt, „die außlenbigen wörter auff unser teutsch angezeigt“. Dieses kleine Wörterbuch, das von anderen Druckern in Straßburg (1524), Nürnberg (1526)

sein. Das Wesen der Götter und Halbgötter des Heidentums ging, wenn ihr Einfluß ein verderblicher war, nach christlicher Anschauung auf die Person des Teufels über, in dessen Gestalt das christliche Volk des Mittelalters alles Plumpe, Ungeheure, Maßlose, das aller Harmonie Feindliche zu vereinigen liebte. Es ist um so erklärlicher, daß durch orientalischen Einfluß die Wassergeister zu Teufelsfragen wurden, weil schon bei Juden und Muhamedanern die phantastische Vorstellung einer submarinen Hölle vorhanden war. Vergl. Herder zur Theologie I, 199. VII, 220, 248. Nach Kochart (Hierozoicon II, 866) hat beim Leviathan, dem Fürsten jener Meereteufel, das Krokodil zum Vorbild gedient, woraus sich auch erklärt, daß selbst auf Kirchenbildern (Didron iconogr. S. 283) Teufel mit Krokodilsköpfen vorkommen.

und Augsburg (1531) mit entsprechenden Abänderungen nachgeahmt wurde, ist für die Sprachgeschichte in doppelter Hinsicht wichtig. Fürs erste zeigt es uns, welche Ausdrücke damals auf alemannischem Gebiete noch unbekannt waren, und wie sich Luthers mitteldeutscher Wortschatz seither in Oberdeutschland ausgebreitet hat; sodann läßt es uns einen Blick thun in die Basler Mundart aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf ihr beruht nämlich das Verzeichniß. Enthält es aber das reine Baslerische jener Zeit? Ober: Rührt es von einem geborenen Basler her? Wer hat es überhaupt aufgestellt?

Ein geborener Basler scheint der Verfasser nicht zu sein. So schreibt Adolf Socin in einer Abhandlung über das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart: „Als echter und gerechter (schweizerischer) Ausdruck gilt uns Zimmis = ze Imbiss. Merkwürdig, daß in einem Vocabular 1523 das synonyme Anbiß, welches Luther gebraucht, nicht mit diesem Imbiß, sondern durch das weiter abliegende Morgenessen übersezt wird. Da nun genug Stellen beweisen, daß Imbiß im 16. Jahrhundert in der Schweiz, und nicht zum mindesten in Basel, gäng und gäbe war, dürfen wir die Frage aufweisen, ob der Verfasser jenes von der Sprachgeschichte so hochgehaltenen Glossars von 1523 wirklich ein geborener Basler, oder ob es nicht der aus Franken stammende Verleger Adam Petri selbst war.“<sup>1)</sup> Noch aus einer anderen Bemerkung Socins scheint hervorzugehen, daß der Verfasser kein geborener Basler war: „Das Verzeichniß erschöpft übrigens den fremden Wortschatz durchaus nicht; die oft wenig treffenden Übersetzungen lehren, daß es auf eine ziemlich oberflächliche Durchsicht angefertigt ist.“<sup>2)</sup> Auch Friedrich Kluge nennt das Basler Glossar „unzulänglich.“<sup>3)</sup> Wenn aber ein geborener Basler Luthers Testament mit der Absicht durchgelesen hätte, die fremden Wörter zu übersezen, so wären sie ihm auch alle ohne weiteres aufgefallen. Einem Nichtbasler jedoch konnte ein Übersezen leicht vorkommen.

Als Verfasser des Verzeichnisses wird daher gewöhnlich der Buchdrucker Adam Petri angesehen. Und da er aus Langenburg im Norden des württembergischen Jagstkreises stammte, wäre in dem Glossar ostfränkischer Einfluß zu vermuten.

1) Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 83. Band (1889), S. 382.

2) Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit, 1888, S. 238.

3) Friedrich Kluge: Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze, 1888, S. 69.

Es sei mir hier erlaubt, an der Verfasserschaft Petris zu zweifeln. Schon ein Wort aus der Einleitung des Verzeichnisses rechtfertigt diesen Zweifel: „Lieber Christlicher Leser, So ich gemerkt hab, daß nicht jederman verston mag etliche Wörter im heyt gründtlichen verteutschten newwen Testament, doch die selbigen wörtter nicht on schaden hetten mögen verwandelt werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch auflegen und ordenlich in ein klein Register wie du hie siehest, fleißlich verordnet.“<sup>1)</sup> Das Wort lassen gestattet den Schluß, daß Adam Petri das Verzeichnis nicht selber zusammengestellt, sondern jemand mit seiner Anlegung beauftragt habe.

Wer ist nun der Beauftragte? Ich will es gleich vortweg sagen, daß ich einen Oberelßässer dafür halte, und zwar den aus Rufach gebürtigen bekannten Humanisten Konrad Pellikan (1478 — 1556), der mit seinem ehrlichen deutschen Namen Konrad Kürsner hieß. Wenn ich in den folgenden Zeilen diese Ansicht zu begründen suche, so stütze ich mich ganz auf die Hauschronik Pellikans, die unlängst von Theodor Vulpinus in schöner deutscher Übersetzung herausgegeben wurde.<sup>2)</sup> Ihr entnehme ich die folgenden Angaben.

Pellikan ist 1519 zum Guardian des Franziskanerklosters in Basel gewählt und bestätigt worden. Über seinen Aufenthalt in dieser Stadt berichtet er unter anderm: „So kam ich denn zum Pfingstfeste nach Basel, wo damals dank der Bemühungen des Beatus Rhenanus, und zwar anfangs von Johann Froben, viele lutherische Schriften gedruckt wurden, z. B. die Resolutionen der Thesen, die Reden über die zehn Gebote, der Galaterbrief und zuletzt, in Abwesenheit Frobens, die Schrift von der Gewalt des Papstes. Aber hernach druckte Froben auf mehrfachen schriftliches Andringen des Erasmus von Rotterdam nichts lutherisches mehr. Das kam nun Adam Petri trefflich zu statten, der in der Folge viele solcher Bücher mit großem Nutzen druckte, darunter auch die Werke Pommerans und Melancthons, bis er sich zuletzt bei einer Ausgabe gründlich verrechnete. Ohne, ja gegen meinen Rat, hatte er nämlich auch 3000 Psalter mit Pommerans Auslegung gedruckt und erlitt daran schweren Schaden. Nach und nach (bis 1525) druckte er übrigens schier alle Schriftchen, die er aus Witten-

1) Frommann: Die deutschen Mundarten, VI 41, wo Rudolf von Raumer das Verzeichnis zum ersten Male zugänglich gemacht hat.

2) Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theodor Vulpinus. Straßburg, Heitz, 1892; 2 M. — In dieser Chronik zeichnet Pellikan in einfachen Zügen das Bild seines unruhigen Lebens auf dem Hintergrunde der großen geistigen Bewegung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie ist höchst lesenswert.

berg bekommen konnte, mit Anmerkungen aus meiner Feder“ (Hauptschr., 76).

Neben diese Worte ist eine andere Bemerkung Bellitans zu stellen. Als er angeklagt wurde, er sei Lutheraner und befördere den Druck und die Verbreitung lutherischer Schriften, schrieb er am 30. Juli 1523 einen langen Rechtfertigungsbrief an seinen Altersgenossen, den Pater Alexander Molitor, damaligen Guardian in Mainz und späteren Provinzial seines Ordens. Darin kommt die folgende Stelle vor: „Seit dieser Zeit (dem Kapiteltag zu Leonberg in Schwaben, nach Ostern 1522) hatte ich, was Luthers Schriften betrifft, keinerlei Verkehr mehr mit Buchdruckern; diese aber hörten deshalb nicht auf, an ihren Gewinn zu denken. Nur den Druck des Neuen Testaments habe ich nach Kräften gefördert, und der hierauf verwendete Fleiß reut mich nicht; auch kann mir kein Christenmensch daraus einen Vorwurf machen, und überdies hätte das Werk durch mein Zurüdtreten doch keinen Stillstand erlitten“ (Hauptschr., 84 u. 85).

Fällt man diese beiden Äußerungen zusammen, so leuchtet ein, daß Bellitan mit dem Druck des neuen Testaments nichts anderes meint, als den im März 1523 bei Adam Petri erschienenen Nachdruck, und nicht etwa den des Buchdruckers Thomas Wolf, der in Basel ebenfalls Luthers Schriften nachdruckte. Welcher Art war nun die Förderung dieses Nachdruckes, und worauf bezog sich der hierauf verwendete Fleiß? In den oberdeutschen Nachdrucken mitteldeutscher Schriften, namentlich derjenigen Luthers, wurden in jener Zeit, abgesehen von einigen grammatischen Abweichungen, hauptsächlich zweierlei Veränderungen vorgenommen, um die Druckschrift der heimischen Mundart anzupassen: die einen bezogen sich auf den Lautstand, die andern auf den Wortschatz. Über die vielen lautlichen Veränderungen ist zu vergleichen: Karl von Bahder, Grundlage des neuhochdeutschen Lautsystems, 1890, S. 15 fig. Die Änderungen im Wortschatz bestanden in der Ersetzung ungewohnter mitteldeutscher Ausdrücke durch geläufige der entsprechenden Mundart. So ist z. B. ersetzt in dem Züricher Nachdruck des neuen Testaments von 1524: Feuchler durch Glychsner, Schnur durch Sohnsfrau, sickt durch küßt (A. Socin, a. a. O., 227); in der von Eck besorgten katholischen Ingolstädter Bibel aus dem Jahre 1537 (der Luthers Übersetzung in der Emferschen Überarbeitung zu Grunde liegt) ist wiedergegeben: Kloss durch Schollen, freien durch heiraten, klug durch weise, sehr durch vast u. s. w. (F. Kluge, a. a. O., 79). Adam Petri hat aber in seinem Nachdrucke weder den Lautstand noch den Wortschatz verändert, sondern Luthers Sprache im großen und ganzen gelassen, wie sie war. Er huldigte dem Streben, „die Wirkungen der Druckwerke nicht durch den heimatischen Dialekt einzu-

engen.“<sup>1)</sup> Schon vor dem Erscheinen der Schriften Luthers suchte er in Süddeutschland und der Schweiz dem Gemeindefürsorge Geltung zu verschaffen.<sup>2)</sup> Namentlich schloß er sich bezüglich der Diphthonge ei, au und eu dem neuen Vokalismus an. So hielt er es auch 1523 „nicht mehr dem Verstandnis seiner Basler Leser hinderlich, daß er die gemeindefürsorge Vokale unverändert gab.“<sup>3)</sup> Auch den Wortschatz ließ Adam Petri aus Achtung vor Luthers Verdeutschung unverändert. Statt der einzelnen Ersetzung unbekannter Ausdrücke gab er das in Rede stehende Wörterverzeichnis. Wenn wir uns also fragen, auf welche Weise Konrad Pellikan Adam Petri's Nachdruck des neuen Testaments gefördert habe, so ist darauf, da wir ihm doch nicht die Thätigkeit eines Setzers oder Korrektors zulegen können, nur die eine Antwort zu geben: Er hat dieses Wörterverzeichnis angelegt.

Diese Annahme gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit durch das persönliche Verhältnis Pellikans zu Petri und durch die Art seiner sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit. Pellikan war mit Petri und seiner Familie befreundet. Als er wegen seiner Geistesrichtung durch einen andern Guardian ersetzt worden war und von manchen seiner Klosterbrüder angefeindet wurde, fand er bei Adam Petri Schutz und Unterstützung. Er berichtet darüber aus dem Jahre 1524: „Der neue Guardian war mir damals noch gewogen; trotzdem zeigten sich mir einige Laienbrüder feindselig gesinnt, besonders der Koch und der Kellermeister samt ein paar andern. Gute Leute, zuvörderst Ad. Petri und seine Frau, fürchteten deshalb für mein Leben und Wohlergehen. Schier das ganze letzte Jahr meines Aufenthalts in Basel schickten sie mir täglich Speise und Trank. Ich aß also nicht mehr mit den übrigen Brüdern, die zudem auch bereits anfangen, Mangel zu leiden“ (Hauptschr., 93). Und als Pellikan aus dem Kloster austrat, um einem Rufe Zwingli's zu folgen und als Professor der hebräischen Sprache nach Zürich zu gehen, verbrachte er den letzten Tag und die letzte Nacht zu Basel im Hause Petri's (Hauptschr., 104).

Ähnliche Arbeiten wie das Wörterverzeichnis hat Pellikan auch sonst besorgt, vorher und nachher, in Basel häufig für Petri. Er möge uns das durch seine Hauptschronik selbst bezeugen. „1520 sammelte und ordnete ich alle damals vorhandenen Schriften Luthers, und Adam Petri ließ sie in Einem Band erscheinen“ (Hauptschr., 77) . . . „In dem nämlichen Jahre (1521) wurde Luthers Psalter gedruckt; 22 Psalmen in

1) F. Kluge, a. a. O., 97.

2) Vgl. R. v. Bahder, a. a. O., 23; Frommann's deutsche Mundarten, VI, 40.

3) Karl Weinhold: Alemannische Grammatik, 1863, S. 56.



Folio erschienen unter meiner Mitwirkung bei Ab. Petri; ebenso bei Froben die Werke Tertullians auf Veranlassung des Beatus Rhenanus, der den einzelnen Büchern zweckmäßige Inhaltsangaben vorausschickte und mich bestimmte, das Verzeichniß für das Gesamtwerk anzulegen, wie ich es schon bei Cyprians Werken gethan hatte. Pommerans Auslegung der Psalmen wurde mir handschriftlich von Wittenberg gesandt mit der Bitte, die Arbeit durchzulesen; sie sollte in einer ersten Auflage von 1600 Stück in Basel gedruckt werden. Aber im nächsten Jahre schrieb Martin Buger, in Nachahmung Pommerans, eine deutsche Psalmenauslegung, die A. Petri in einer doppelten Ausgabe unter meiner Mitwirkung drucken ließ. Auch schrieb ich zu allen Büchern, die bei ihm erschienen, Inhaltsverzeichnisse, wahrlich keine leichte Arbeit für mich, den Guardian, der gleichzeitig fast noch das ganze Krankenhaus an der Birs zu bauen hatte. Außerdem druckte Froben auf Betreiben des Beatus Rhenanus noch das Buch des Marfiliius von Padua gegen das Papsttum. Es stammt aus der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, und ich schickte auch diesem Werk ein Inhaltsverzeichniß voraus, um es nützlicher und verkaufbarer zu machen" (Hauschr., 79).

Auch in Zürich war Bellikan auf diese Weise thätig für den dortigen Buchdrucker Froschauer. „Außerdem machte ich noch mehrere Inhaltsverzeichnisse zu Werken, die in Zürich gedruckt wurden, nämlich zu Billingers Epistellkommentar, zu Babians biblischer Geographie und zu seiner Aphorismensammlung, die er mir gewidmet hat. Die Bibel Münsters verglich ich Wort für Wort mit der hebräischen, weil man ihn in Basel verhindert hatte, dies selbst fortzusetzen. Ebenso verglich ich Leo Judäs und Viblianbers Bibel vor der Drucklegung Wort für Wort mit dem Grundtexte, damit nichts übersehen würde, und später noch einmal vor der zweiten Ausgabe. Auch die Paraphrasen des Erasmus von Rotterdam über das Neue Testament theilte ich ein nach den Kapitelabschnitten (so sind sie im Druck erschienen), fügte ein langes, genaues Inhaltsverzeichniß bei und sogar, damit die Auslegung des neuen Testaments nicht lüdenhaft sei, noch eine deutsche Erklärung der Apokalypse. Desgleichen schrieb ich ein umfangreiches Inhaltsverzeichniß zu Stobäus. Auch einen vierfachen Katalog der Züricher Bibliothek habe ich angelegt" (Hauschr., 128). . . . „Um jene Zeit (September 1544) habe ich auch das Verzeichniß der wichtigsten Stoffe zum 2. Bande der Werke Zwinglis angelegt" (Hauschr., 154). . . . „Sebastian Frants deutsche Sprichwörter habe ich in eine andere, bequemere Ordnung gebracht; Froschauer druckte sie" (Hauschr., 155).

Neben diesen Äußerungen Bellikans läßt sich noch ein anderer Weg denken, um seine Verfasserschaft zu erkennen: man kann das Ver-

zeichniß mit der Rufscher Mundart vergleichen, um so den Einfluß der letzteren festzustellen. Ich habe das gethan, bin aber zu keinem Ergebnisse gekommen. Das ist auch leicht erklärlich. Die heutige Mundart ist von derjenigen Bellikans durch einen Zeitraum von 400 Jahren getrennt. Und während dieser Zeit hat auch die lebendige Volkssprache beträchtliche Veränderungen erlitten, namentlich im Wortschatze. Zudem hatte Bellikan von seinem 16. Jahre an wenig Berührung mehr mit der Mundart seiner Heimat. Im Jahre 1494 trat er in das Franziskanerkloster seiner Vaterstadt, und von seinem 21. Lebensjahre an machte er weite Reisen und hielt sich nur noch vorübergehend in Rufsach auf (z. B. 1508—1511 als Vektor und 1517—1519 als Guardian des Klosters). Ueberdies wird er sich, wenn er wirklich der Verfasser des Verzeichnisses ist, mit Fleiß auf die Basler Mundart gestützt haben. Der Rufscher Einfluß ist sicherlich nicht hoch anzuschlagen. Nachzuweisen ist er jedenfalls nicht mehr. Das scheint mir aber auch nicht nötig zu sein. Die mitgetheilten Stellen aus der Hauschronik enthalten zwar keinen Beweis, aber doch die große Wahrscheinlichkeit, daß Konrad Bellikan aus Rufsach das Verzeichniß im Auftrage Adam Petris zusammengestellt hat.

## Politische Thaten und Worte Jakob Grimms.

Von Carl Franke in Borna.

Wohl hatte Jakob Grimm in den traurigen Zeiten der Franzosenherrschaft seine Forscherarbeit über das deutsche Altertum mit dem Gedanken begonnen, das gesunkene Vaterland dadurch aufzurichten zu helfen, ein Mann von politischer Bedeutung wurde er erst durch sein treues Festhalten an dem Eide, den er auf die hannoversche Verfassung geschworen hatte, und durch seine Vertreibung aus Göttingen in Folge davon. In allen Gauen Deutschlands wurden Stimmen laut, welche die mutige Männerthat der sieben Göttinger Professoren unumwunden billigten. Durch diese allgemeine Billigung wurde zweifelsohne erst Jakob Grimm die politische Tragweite jener männlichen Handlung klar, reifte in ihm erst die Überzeugung, daß er zu Deutschlands Heil ein leuchtendes Beispiel gegeben hatte, das zur Nachahmung anfeuerte. So schreibt er 1840 an Lachmann: „Unsern Schritt habe ich noch keinen Augenblick bereut. Ich bestehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unserer Lage gethan haben würde? Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender

vorgekommen, aber natürlich und recht; ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu sein: das ist das Fundament der wahren Politik." Dann fährt er aber bedeutsam fort: „Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand; es giebt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen, ohne alle Frucht, und nur in dem Laube grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefaßt hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unsers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit.“

Auch auf die äußere Politik hatte er damals ein scharfes Auge. Als die Franzosen lästernes Verlangen nach dem linken Rheinufer zeigten, schrieb er den 12. November 1840 an Gerwinus: „Uns gehörte es nach dem Elsaß zu schreien, nicht ihnen nach dem Rheinufer.“

Fest glaubte Jakob Grimm an Deutschlands Wiedergeburt und war sich auch darüber klar, von welchem Staate sie ausgehen werde. So äußerte er sich den 6. September 1841 gegen Gerwinus: „Man muß an die Möglichkeit neuer Kraftentwicklung glauben, denn von Preußen aus soll und muß doch einmal Deutschland geholfen werden.“ —

Und den 20. April 1847: „Nur eine solche preussische Verfassung wird einmal gelungen heißen dürfen, welcher die Herzen in ganz Deutschland zufliegen; — daß hier in Preußen Besseres keimt, sollten Sie nicht mißdeuten.“

Bei dieser Wiedergeburt sollte aber nach Jakob Grimms Meinung das ganze Volk thätig sein; dies bezeugen seine am 6. September 1842 an Dahlmann gerichteten Worte: „Eine saubere Politik, die bloß unter den Händen unsrer sogenannten Staatsmänner, ohne Teilnahme der Wissenschaft und des Publikums gedeihen sollte.“ Und die Wissenschaft war beteiligt an Deutschlands Wiedergeburt. Das zeigte sich auf den beiden ersten Germanistenversammlungen, die unter Jakob Grimms Vorsitz die eine 1846 in Frankfurt a. M., die andere 1847 in Lübeck tagten. Wohl hatten diese Germanistenversammlungen keinen politischen Zweck im Auge; doch zu innig war die damalige Germanistik mit der geistigen Entwicklung Deutschlands verknüpft, zu warm schlug jenen deutschen Forschern das Herz für ihr deutsches Volk, als daß nicht manches herrliche Wort gesprochen worden wäre, das warme Vaterlandsliebe atmete und die Hoffnung auf eine mächtige Erstarbung des geeinten Deutschlands bekundete. Vor allem geschah das von Jakob Grimm. Seine tiefe Kenntniß von Deutschlands großer Vergangenheit ließ ihn dessen herr-

liche Zukunft ahneud schauen. „Wir, aus deren Schoß seit der Völkerwanderung zahllose Heldenstämme nach dem Westen entsandt wurden, auf deren Boden immer die Schlachten der Entscheidung geschlagen, die kühnsten Aufschwünge des Geistes vorbereitet zu werden pflegen, ja wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwicklungen.“ So rief er zuversichtlich in Frankfurt aus, und in Lübeck sank er, nachdem ein Toast auf ihn gehalten worden war, seinem alten Freunde Dahlmann mit der Versicherung in die Arme, er wünsche, daß man von ihm sage, was er selbst von sich sagen dürfe, daß er niemals im Leben etwas mehr geliebt, als sein Vaterland.

Sein Bruder Wilhelm dagegen erstattete in Frankfurt Bericht über ihr großes Nationalwerk „Das deutsche Wörterbuch“; dieser Bericht wurde gleich den Vorträgen Jakobs in den Verhandlungen der Germanisten mit abgedruckt.

Sicherlich haben jene Germanistenversammlungen für die Einigung und Wiederaufrichtung Deutschlands mindestens keine geringere Bedeutung als die deutschen Sängers-, Turner- und Schützenfeste gehabt, ketteten sie doch den deutsch gesinnten geistigen Adel unseres Vaterlandes fester aneinander und lenkten auf ihn die Blicke des deutschen Volkes. Und als im nächsten Jahre endlich das so heiß ersehnte deutsche Parlament in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammengerufen wurde, da entsandte jenes eine nicht kleine Anzahl dieser Männer in dasselbe. Nimmt es wunder, daß unter den gewählten Abgeordneten auch der anerkannte Führer der Germanisten, der mutige Verfechter der hannoverschen Verfassung gegen Fürstenwillkür war, obgleich er ausdrücklich erklärt hatte, daß er kein Politiker sei? Der Wahlkreis Mühlheim a. d. Ruhr hatte die Ehre, von Jakob Grimm vertreten zu werden. Seinen großen Pflichteifer und seine unermüdlige Ausdauer bewährte er auch im Parlament. Von seinem Plaze aus, der vorn im Mittelgang dicht an der Rednerbühne war, hörte er mit der größten Aufmerksamkeit auch dem mittelmäßigsten Redner zu. Dagegen ergriff er selbst nicht allzu häufig das Wort; vier größere Reden hat er gehalten, die im stenographischen Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden National-Versammlung abgedruckt sind, nämlich: Über Geschäftsordnung, Schleswig-Holstein, die Grundrechte und den Adel in der deutschen Litteratur. Wohl verstand Jakob Grimm zu reden, doch die in öffentlichen Versammlungen so wichtige Gabe des Überredens mangelte ihm. Wenn er aber sprach, so zeigte sich seine im besten Sinne des Wortes konservative Natur, welche ihn einen gemäßigeren Standpunkt als sein Freund Uhland nehmen ließ, und sein geschichtlicher Sinn; die ältesten Stammverwandtschaften der Germanen und die sprach-

lichen Verhältnisse wollte er als maßgebend für die Politik betrachtet und in die deutschen Grundrechte möglichst viel von der Poesie des alt-deutschen Rechtes aufgenommen wissen. Getreu seinem alten Grundsatz, kein Parteimann sein zu wollen, soll er an Fraktionsversammlungen nie teilgenommen haben. Wie klar er aber die allgemeine politische Lage überschaute, geht daraus hervor, daß er unerschütterlich an seiner Überzeugung festhielt, zu Deutschlands Führung sei Preußen berufen.

Auch in der Versammlung zu Gotha tagte er 1849 mit; und trotz des Scheiterns der deutschen Einheitspläne schrieb er den 3. September an C. v. Groote die prophetischen Worte: „Wenn alle Leute von der Notwendigkeit deutscher Einheit durchdrungen wären, so stände es längst gut um das geliebte Vaterland; aber sie wird nach den heftigen Geburtswehen, die wir erleben, doch noch aus Licht kommen und dann eine selige Zeit anbrechen.“

Höchst interessant ist Jakob Grimms Briefwechsel mit dem dänischen Gelehrten Rafn aus jener Zeit. Diesem schreibt er am 15. Dezember 1848: „Was könnte ich gegen einen Mann haben, der sich mir stets freundlich erwies, dessen Vaterlandsliebe, wie aller Dänen, ich gerecht anerkenne? — Ich habe in der holsteinisch-schleswigischen Sache immer antibänisch gestimmt. — Siegt unsre Einheit, so wird auch die Halbinsel sich gestalten müssen, wie es naturgemäß ist. So wenig sich Dänemark und Schweden in Plesland und Pommern behaupten konnten, wird dänische Herrschaft über die Deutschen in Schleswig-Holstein noch lange dauern. In den großen und kleinen Inseln soll Staudinavien walten und blühen. Schließt es sich brüderlich an Deutschland und ziehen wir die Niederlande, vielleicht später die russischen Ostseeprovinzen in den Bund, so werden wir Slaven und Romanen trogen.“ Noch deutlicher spricht er diesen pangermanischen Gedanken am 13. November 1849 aus: „Ich halte eine skandinavische und deutsche Einheit für das Endziel aller patriotischen Wünsche. — Das sind keine Träume, weil sie mich schon in der Gegenwart meines kurzen Lebens mit Mut und Hoffnung ausstatten und fähig machen, dahinaus zu wirken nach meinen Kräften, von woher die Bervollkommnung unsrer Zustände eintreten muß.“

1843 hatte Jakob Grimm Italien und 1844 Dänemark und Schweden bereist. Unter dem Titel „Italienische und skandinavische Eindrücke“ ließ er einen Bericht über beide Reisen erscheinen. Darin tadelte er hinsichtlich Dänemarks scharf die gegen Schleswig-Holstein geübte Vergewaltigung, hinsichtlich Italiens bezeichnete er die Priesterherrschaft der Päpste als unnatürlich und beklagte aufrichtig das Schicksal des italienischen Volkes; doch verkündete er mit prophetischem Munde dessen Wiederaufrichtung und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland: „Das heutige

Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schulbloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flammen wir noch aufstacheln sehen, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Weltteils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen."

Das Scheitern aller stolzen Hoffnungen, die Jakob Grimm mit anderen deutschen Männern auf das deutsche Parlament gesetzt hatte, die nach dem trüben Tagen der Revolution hereinbrechende Reaktion verstimmt ihn tief. So schreibt er 1858: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unsres Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern.“ — Aber auch im Schmerz verläßt ihn kein heller Blick nicht; denn wenn er fortfährt: „Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird. Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden,“ wer dächte da nicht an das Blut und Eisen, das 1866 und 1870 das Deutsche Reich zusammengekittet hat! Weil aber damals die deutschen Regierungen zögerten, die Einigung Deutschlands selbst in die Hand zu nehmen, da neigte er sich, der im innersten Grunde seines Herzens echt konservativ und monarchistisch fühlte, der Demokratie zu. Nur so sind die Worte zu verstehen: „Je älter ich werde, desto demokratischer geseinnt bin ich. Sätze ich nochmals in einer Nationalversammlung, ich würde viel mehr mit Umland, Schöder stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu zwingen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt, doch wie klein ist unser Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlandes im Hintergrund steht. In den Wissenschaften ist etwas Unvertilgbares, sie werden nach jedem Stillstand neu und desto kräftiger ausschlagen.“ — Die meisten Menschen werden im Alter konservativer geseinnt, bei Jakob Grimm war in Politik und Religion gerade das Umgekehrte der Fall. — Es war dem größten der Germanisten nicht vergönnt, auch nur den Beginn von Deutschlands großer Zeit zu schauen; Moses vergleichbar starb er an der Schwelle derselben im September 1863.

## Wie E. M. Arndt um Städte werben läßt.

Von Franz Brantky in Wien.

Reinhold Köhler<sup>1)</sup> und Ludwig Fränkel<sup>2)</sup> wandten dem anmutigen Bilde, das in Kriegsliedern und Kriegsgefangen die zu belagernde Stadt als Braut und den sie belagernden Feldherrn als Bräutigam oder Brautwerber und den ganzen Lärm und Tumult der Belagerung als Hochzeitsfest auffaßt, große Teilnahme und Aufmerksamkeit zu. Für diese zwei trefflichen Gaben sind die Freunde der deutschen Poesie und Dichtung den beiden Forschern zu großem Dank verbunden.

In der mit vielem Fleiße ausgeführten Arbeit Fränkels (a. a. O. S. 360) fällt die Bemerkung:

„Von den vier großen Liedmeistern unter der Dichterschaafe der Freiheitskriege fiel Th. Körner viel zu früh unter feindlichen Kugeln, um schon die Belagerung zu erobernder Städte ins Auge fassen zu können, während E. M. Arndt sich bald seiner knorrigen Leidenschaft, bald seinem angeborenen hausbadenen und volksmäßig trivialen Tone mit der Neigung zu einer gewissen Allgemeinheit und Sprichwortähnlichen Redeweise überließ. Daher finden sich nur bei Schenkendorf und bei Rückert Belege für das „um Städte werben.“

Dieses Urteil unseres geschätzten Mitarbeiters ist etwas gar zu streng und allzuhart. Der große Patriot der Freiheitskriege, der gute Vater seiner lieben Deutschen, der mannesmutige Freiheitskämpfer und Niedermeister von Klagen greift auch zu jenem poetischen Bilde, um seinem Ingrim gegen die Welschen und seinem glühenden Franzosenhaß Luft zu machen. Arndt läßt in derselben Art und Weise, wie so viele Sänger und Dichter vor und neben ihm, um Städte werben. Ein volles und ganzes Bild in dieser Hinsicht giebt das Lied vom alten Gneisenau, dem mutigen Verteidiger der Festung Kolberg. An der Stirne trägt die Dichtung die jedem Deutschen so denkwürdige Jahreszahl 1813.

Die zweite, dritte, vierte und fünfte Strophe lauten also:

Bei Kolberg hat es stinken Lanz,

Zuchheibidei! Zuchheibidei!

Um Ran'r und Graben, um Wall und Schanz,

Zuchhei! Zuchhei! Zuchhei!

Sie tanzen also munter,

Daß mancher wird herunter

Vom Tanzplatz todt getragen,

Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?

Zuchheibidei! Zuchheibidei!

Um die so mancher tanzend fällt?

Zuchhei! Zuchhei! Zuchhei!

Stadt Kolberg heißt die Schöne,

Sie weckt die hellen Töne,

Wornach die Tänzer tanzen

Auf Kolbergs grüner Au.

1) Archiv für Literaturgeschichte I, 228 — 251.

2) Zeitschrift für deutsche Philologie XX, 386 — 364.

Wie heißt ihr schöner Bräutigam?  
 Juchheidibei! Juchheidibei!  
 Es ist ein Held vom deutschen Stamm,  
 Juchhei! Juchhei! Juchhei!  
 Ein Held von echten Treuen,  
 Des sich die Deutschen freuen,  
 Und Gneisenau klingt sein Name  
 Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,  
 Juchheidibei! Juchheidibei!  
 Da tanzt der tapfere Gneisenau,  
 Juchhei! Juchhei! Juchhei!  
 Er tanzt so frisch und freudig,  
 Er tanzt so scharf und schneidig  
 Franzosen aus dem Atem  
 Auf Kolbergs grüner Au.

(Gedicht von E. M. Arndt. Neue verbesserte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig Weidmannsche Buchhandlung, 1840, S. 199. Die im Jahre 1889 von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin veröffentlichte Auswahl der Gedichte enthält S. 59 „Das Lied von Gneisenau“.)

Dieses Gedicht, in dem die Stadt Kolberg direkt als Braut und Gneisenau als Bräutigam zubenannt werden, muß, man mag wollen oder nicht — und sei die Abneigung gegen Arndts Sprache noch so groß — doch dem Begriffe „um Städte werben“ untergeordnet werden. Daß Arndt dieses anmutige und liebliche Bild in seinem Bewußtsein hatte, zeigt ja noch mehr als eine Stelle seiner Dichtungen. Freilich ist er nicht immer so breit, umständlich und deutlich wie bei der Dichtung, die er zu Ehren des hochgeschätzten Patrioten Gneisenau geschrieben hat. Ab und zu erscheint bei Arndt jenes poetische Bild etwas verblaßt, gekürzt; er begnügt sich, eine bloße Andeutung zu geben, schiebt einen Festtanz ein, zieht einen Reigen oder einen Kehraus heran und läßt so das alte Gemälde mit all seinen Einzelheiten, wie man es von der Belagerung Magdeburgs her durch Karl V. im Jahre 1553 kennt (s. R. Köhler a. a. O.) mehr ahnen und leise nachempfinden. Deutlich zeigt das die Schilderung der Leipziger Schlacht im Liede „Der tapfere König von Preußen“. (Auswahl der Ged. 112 flg.) Nur ein spezieller Tanz, der Franzosenkehraus, gemahnt noch an die alte Hochzeit.

„Bei Leipzig sie hielten den letzten Tanz,  
 Der Franzosenkehraus, der sollt' es sein!  
 Drei Tage ward getanzt, sie verspielten's ganz,  
 Achtzigtausend nur flohen lebendig zum Rhein,  
 Achtzigtausend von dreihunderttausend Mann,  
 Die übrigen todt und gefangen all.“

In der letzten Strophe, wo dem Könige von Preußen und Feldmarschall Blücher ein vivat! dargebracht wird, wiederholt Arndt nochmal:

„Sie säeten Kugeln wie Erbsen ins Feld  
 Und spielten zum Tanz mit Kanonenkball.“

Einige leise Anklänge an das blutige Ballfest weist „Der rechte Spielmann (1814)“ auf, der so lustig geigen kann,

„daß alle Tänzer hinterdrein  
 Ihm freudig folgen Mann für Mann“ —



und dem mit Kugeln und Kanonentknall aufgespielt wird, und

„Der vorderst rennt im Sturmeslauf,  
Der vorderst tanzt den roten Ball.“

Auswahl der Ged. 127 fig.

Kräftiger aber wettet und donnert der Fürst von Rügen im Lied  
der Feuermusikanten (Auswahl der Ged. S. 169):

„Auf Bombardier und Kanonier!  
Laßt die Musik erklingen!  
Die Tänzer sind schon alle hier  
Und sehnen sich zu springen.  
Auf! zieht den vollen Glodenstrang  
Zum Donner- und Kartaunenklang!  
Spielt auf mit allen Geigen  
Zum blutig frohen Reigen!“ -

Zu diesem hehren Hochzeitsfest, das gefeiert werden soll, holt Arndt  
das halbe mittelalterliche Arsenal zum Singen und Klingen herbei:

„Kartaunen und Scharfmeßen  
Und Basilisten, die im Flug  
Auf Turm und Mauer sich setzen,  
Und Karren, die mit Stod und Stein  
Gleich wilben Duben um sich spei'n<sup>1)</sup>  
Anschnarcher, Heuler, Preller,  
Gewalt'ge Feuerschneller.“

„Der Vögel und Flieger habt ihr genug,  
Sie flogen gar geschwinde,  
Und überholen mit dem Zug  
Der Fißel alle Winde:  
Der Singerinnen feurig Heer  
Und Falken und Sperber noch viel mehr,  
Auch müssen Nachtigallen  
Aus hellen Kehlen schallen.“

„Die Vögel flogen und singen gut,  
Nun laßt auch zischen und lausen  
Der wilben Feuerklapen Wut,  
Der Feuerßlangen Grausen,  
Der Bomben und Granaten Schein  
Das soll der Hochzeitsbitter sein,  
Mit Orgeln und mit Gloden  
Sollt ihr zum Tanze loden.“

1) Die Auswahl der Arndtischen Gedichte zeigt hier eine Textverbesserung. Die verminderte und doch vermehrte Ausgabe vom Jahre 1840 hat hier den Reim: Stein — streun, was bei unserer heutigen Bühnensprache, die das eu immer tiefer und tiefer senkt, einen Reim nicht giebt. Die Auswahl reimt: Stein — spei'n; sie erschien auch im orthographischen Gewande unserer Tage.

Und wahrlich, diese Braut, um die im Lied der Feuermusikanten geworben wird, verdient solch geräuschvolles Fest. Sie ist in dieser Dichtung nicht als eine Festung wie Magdeburg, Velle oder Belgrad gedacht. Ebleren Ursprungs ist sie und höher geschätzt als ein bloßes Stadt- und Festungsgebiet. Es ist nicht ein Feldherr allein, der Verlangen nach ihrer Hand hat, sondern alle Söhne der stolzen, siegesbewußten und aus ihrem Schlummer erwachten Germania ziehen aus, um das wertgeschätzte Gut einzuholen, oder um mit den Worten Arndts zu reden:

„Das liebe Deutschland ist verliebt  
Und will die Braut sich holen.“

An die Spieler und Sänger der Hochzeitmusik wendet sich der Dichter und fragt: ob sie denn wüßten, wer jene sind, die für sie tanzen wollen und sich im schnellen Wirbelwind des blutigen Reigens rollen? — Worauf die Antwort folgt:

„Das sind die Herzen hochgemut,  
Die sparen weder Gut noch Blut,  
Bis sie im schönen Tanze  
Sie kränzen mit dem Kranze“.

(Auswahl S. 169 flg.)

Wie jeder Künstler von Gottes Gnaden in seinen Schöpfungen Mannigfaltigkeit zeigt und ihnen die verschiedensten Grund- und Farbtöne zu verleihen vermag, so versteht es auch Arndt mit dem reizenden Kriegsbild „um Städte werben“. Er verallgemeinert das Bild; das Erstrebte muß nicht immer eine Festung sein; im Lied der Feuermusikanten ist es die vom Korfen mit List und Gewalt geraubte Freiheit, und in der „Einladung zum Tanz“ (Gedichte, Auswahl, S. 107 flg.) wird die Ehre als Braut gedacht. Und wie schon im Tiergarten zu Pavia (R. v. Siliencron, hist. Volksl. III. 370, v. 167) die Schweizer einen Vortanz aufführen, so muß auch bei der auf das Jahr 1813 bestellten Einladung zum Tanz der Braut ein solcher Ehrentanz gestattet werden:

Nur her, ihr Franzosen!	Die Braut heißet Ehre,
Hierher in das Feld!	Sie führet den Tanz
Hier tanzet auf Rosen!	Und schreitet dem Heere
Musik ist bestellt;	Voran mit dem Kranz;
Schon klingen die Saiten	Sie mahnet zur Rache
Des Reigens von weitem;	Für heil'ge Sache
Versucht, wer heute	Und hat ihn gefärbet
Den Vortanz erhält.	Mit blutigem Glanz.

Die Franzosen sollen nach dieser Dichtung die Braut einholen. Sie werden aufgefordert, diesen Versuch zu wagen. Alles ist zu diesem bräutlichen Fest in bester Ordnung. Die Braut erscheint selbst auf dem

Plan, und wie es sich für eine Braut ziemt, so ist ihr der Vortanz eingeräumt. Auch ein reizendes Bild.<sup>1)</sup>

Als Thiers im Jahre 1841 die Welschen aufgerührt hatte (Auswahl, S. 192), ruft Arndt in seinem vierstrophigen Lied in kräftigstem Rehrreim:

Zum Rhein! über'n Rhein!  
 Alldeutschland in Frankreich hinein!

In dieser Dichtung, in der von den Franzosen die Rückgabe von Straßburg, Metz und Lothringen schon damals gefordert wird, schimmert das Bild, „um Städte werben“, nur noch zwischen den Zeilen hindurch. Der blutige Tanz allein erinnert noch an das alte hehre Hochzeitsfest:

„Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen,  
 Den wilben, den blutigen Tanz mit euch tanzen!“

Ein merkwürdiges Zusammentreffen will es, daß Arndt am 31. Mai 1859 in Stralsund bei der halbhundertjährigen Gedächtnisfeier von Schills Tode sagen konnte: Du tapfere Sundia, schon wieder listen die Welschen in weiter Welt herum, zu verkehren und zu fälschen das deutsche Evangelium der Treue — fünf Tage später wird die Schlacht bei Magenta geschlagen, zwanzig Tage darauf die von Solferino — was der Austria das herrliche Land der Lombarden kostete. In der vierten Strophe jenes Gelegenheitsgedichtes kommt Arndt wieder auf das Städte werben zurück. Da preist er die herrliche Feste Stralsund und singt:

Die ritterlichen Namen,  
 Die dich als Braut gewollt  
 Und um dich werben kamen,  
 Die Fahnen aufgerollt,  
 Wer mag sie heute nennen,  
 Die stolze Felbenzahl,  
 Die herrlich leuchtend brennen  
 In deinem Wappenstrahl.<sup>2)</sup>

(Auswahl S. 215.)

E. M. Arndt kennt also auch das finnige Bild um Städte werben und macht davon geradese Gebrauch wie seine zwei feiner besaiteten Zeitgenossen, Rückert und Schenkendorf.

1) Der Würzburger Städtekrieg (Hist. Volksl. v. R. v. Viliencron Nr. 40 S. 699—700), der in das zu Ende gehende 14. Jahrhundert fällt, kennt auch das poetische Bild des Vortanzes:

der danzet vor in der stat  
 breite weg und smale pfad.

2) Als Erklärung zu dieser Strophe ist die Fußnote beigegeben: „Stralsund führt einen Strahl (Pfeil) im Wappen, gleichsam schon Geburtszeichen seiner kriegerischen Geschichte. Kriegsspiel in und um sie gespielt haben außer dem Wallenstein, Gustav Adolf, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, Karl der zwölfte und Leopold der Delfauer.“

## Bild und Gleichnis in Luthers Briefen.

Von Heinrich Rinn in Hamburg.

In dem Sendbrief vom Dolmetschen schreibt Luther: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und denselben aufs Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen.“ Nach dieser Regel, die er als Übersetzer der Bibel befolgt hat, richtet sich der Reformator auch in seinen eignen Büchern und Schriften und spricht darum, wie es das Volk gern thut, gar oft in Bildern und Gleichnissen. Die Beobachtungen, welche ich in dieser Beziehung in seinen deutschen Briefen gemacht habe, lege ich im Folgenden vor.

Wir beginnen mit den Gleichnissen, die aus der Natur genommen sind.

Bei der Empfehlung eines Predigers schreibt Luther<sup>1)</sup>: „Solche Leut sind nicht wie die Rießling auf der Straßen zu finden, und wenn sie weg sind, vergeblich nach ihrem gleichen getrachtet wird.“ Als er seinem Vater mitteilt, daß er das Kloster verlassen habe, sagt er u. a.<sup>2)</sup>: „Mein Gelübde was nicht einer Schlehen werth.“ Den Kurfürsten von Mainz nennt er<sup>3)</sup> „das Kräutlin und Früchtlin zu Halle, das nu außgeheuchelt und lange genug den Baum auf beyden Äffeln getragen hat; wird nu seiner Nesselart sich fleißigen, das Frömmichen“ (Frömmeling, Scheinheiliger; bei Diez, Wörterbuch u. s. w. mehrfach belegt). Das Bisium Camin, über dessen Besetzung die Pommerschen Herzöge in Streit geraten waren, „hat leider nu viele Jahre wie ein verwuster Garten gestanden.“<sup>4)</sup> Dem Grafen von Mansfeld hat Luther lange keine Bitte vorgetragen; jetzt will er es wieder thun, „daß die Straß der Fürbitt nicht zugar mit Graß verwächst.“<sup>5)</sup> Oft beschwert er sich über die Drucker; einmal klagt er<sup>6)</sup>: „Wie verdreucht michs, daß unser Drucker so schändlich verziehen mit den Exemplaren. Ich schide solch Exemplare darumb hinein, daß sie bald sollten fertig werden, da machen sie mir ein Lagerobs drauß.“ Die Papisten, welche immer von einem Concil sprachen und es doch nicht beriefen, höhnt er mit den Worten<sup>7)</sup>: „Ich halt, sie sind wohl so klug, sonderlich ihr heiliger Geist, Mainz, sie werden das Concilium, wie die unreifen Gersten in der Rappen stecken lassen, ohn daß sie die Wort nicht lassen können.“ Den Kurfürsten Johann Friedrich bittet Luther,<sup>8)</sup> Caspar Kreuziger nicht nach

1) De Wette, Dr. Martin Luthers Briefe u. s. w. IV, 348. 2) II, 101.  
3) IV, 508. 4) V, 662. 5) V, 287. 6) IV, 133. 7) V, 736. 8) V, 220.

Leipzig ziehen zu lassen; da kann er nicht so großen Nutzen schaffen, wie in Wittenberg, „es kann wohl zu Leipzig ein geringer Hölzlin thun, denn eine solche Stange“.

Wind und Wetter dienen Luther als Symbol für die Verfolgungen, welche stets über ihn und sein Werk gekommen sind. „Wenn Gottes Wort etwa ist aufgegangen,“ so lesen wir,<sup>1)</sup> „und sein Häuflein zusammen gelesen, so ist der Teufel des Lichts gewahr worden, und hat aus allen Winkeln dawider geblasen, gewehet und gestürmet mit starken großen Winden, solch göttlich Licht auszulöschen. Und ob man einem oder zween Winden hat gesteuert oder gewehret, so hat er imer für und für zum andern Loch herein geblasen und gestürmet wider das Licht . . . Ich halt, daß ich allein . . . mehr denn zwanzig Sturmwinde und Kotten, die der Teufel geblasen hat, erlitten habe. Erstlich war das Pappthumb; ja ich acht, alle Welt sollt schier wissen, mit wie vielen Sturmwinden, Bullen und Bächer der Teufel durch sie wider mich getobet, wie gar jämmerlich sie mich zurrissen . . . haben, ohn daß ich sie zuweisen auch ein wenig angehaucht . . . Und da ich mich für solchem Sprützen des Teufels schier ausgefürchtet hatte, bricht mir der Teufel ein ander Loch herein durch den Münzer und Aufruhr, damit er mir das Licht schier ausgewehet hätte. Als aber Christus das Loch auch schier verstopft, reißet er mir etliche Scheiben aus dem Fenster durch Karlstadt, brauset und fauset, daß ich dacht, er wollte Licht, Wachs und Tacht mit einander wegführen. Aber Gott half auch hie seinem elenden Windlicht, und erhielt, daß nicht verlosch . . .“

Bekanntlich war Luther ein Freund der Fabel; wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn er häufig Tiere heranzieht, um seine Rede anschaulich zu machen.

An Leo X. schreibt er<sup>2)</sup> am 6. September 1520 u. a.: „Es sollt wol dein und der Cardinalen Werk seyn, daß ihr diesem Jamer (der Verberbnis in der Kirche) wehret, aber die Krankheit spott der Erzney, Pferd und Wagen geben nicht auf den Fuhrmann.“ Ed ist unwillig über Luthers „ausgangene Buchle“. „Das“, lesen wir<sup>3)</sup>, „sollt er vorhin bedacht haben, da er nach dem Ruhm wie ein muthiges, geiles Roß himmerte.“ Immer wieder eifert der Reformator gegen die Verteidiger der kalten Aufzählung der Sünden in der Beichte; das thut er aber nicht, weil er nicht gern beichtete, eher trifft dies bei seinen Segnern zu, die ebenso tief, wie er, in der gemeinen Gebrechlichkeit stecken, „daß hie nit Noth wäre, daß ein Esel den andern Sackträger nenne.“<sup>4)</sup> Sehr häufig wird der Mensch, welcher zu seiner Arbeit kein Geschid hat, verglichen

1) V, 164 flg. 2) I, 509. 3) I, 512. 4) II, 57.

mit dem Esel, der Harfe spielen will; einmal<sup>1)</sup> wendet Luther dies Bild an auf die Gesellen, die ihn „mit Lasterchriften antasten.“ Von dem Tier, das wir gern als unsern Hausfreund bezeichnen, heißt es<sup>2)</sup>: „Es wird der Hund so oft über die Nasen geschlagen, er wird einmal schuchtern.“ „Wenn man dem Hunde zu will, so hat er das Leber gefressen.“<sup>3)</sup> „Der Pappst schlägt die Bitte des Kaisers, des Reichs und unser aller (um ein Concilium) muthwillig ab und weist uns mit unsrer Bitte in den Hundswinkel.“ Nicht selten wird das Schwein herangezogen. Luther will dem Emser antworten und ihm seine „Augen zueigen, daß der Sau der Bauch nit zu groß wurd.“<sup>4)</sup> „Die Vernunft des Menschen pflegt in Gottes Wort zu grüblen und wñhlen wie die Sau in einem Kubenader.“<sup>5)</sup> „Wenn Gott grüßt, soll man danken; item wenn man das Ferkel beut, soll man den Sack herhalten.“<sup>6)</sup> Als die Torgauer sich ungeziemend gegen ihre Pfarrer benahmten, schrieb Luther an Gabriel Zwilling<sup>7)</sup>: „Ich muß komen und der Farchmutter auf der Kanzel die Borsten krauen.“ In dem Dankschreiben an einen Komponisten<sup>8)</sup> für einen mitgetheilten Gesang heißt es: „Wir fingen so gut wir hie können über Tische und gebens darnach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, so ist's freilich eure Schuld nicht, sondern unsre Kunst, die noch sehr gering ist, wenn wirs schon zwey-dreimal überfingen.“ Hierzu vergleiche eine Stelle in der Schrift: Daß diese Worte Christi noch fest stehen; sie lautet: „Das wir, wie man von den sengern sagt, wenn sie sehlen, nur ein ferkel gemacht“ (Dieß a. a. D. unter „Ferkel“).

Von den gefiederten Tieren begegnen uns die Gänse und Enten. „Bis daher,“ so lesen wir einmal<sup>9)</sup>, „hat die Welt durch den Pappst bethört, gläuben müssen, daß der Concilien Sagunge ebenso viel als Gottes, und mehr denn Gottes Wort gelte, welches doch iht bey uns auch die Gänse und Enten nicht gläuben würden, wo sie etwas gläuben könnten.“ Dem gewaltigen und mutigen König der Tiere werden gegenüber gestellt<sup>10)</sup> die schüchternen Fledermäuse. „O des elenden, betrubten vorlassenen christlichen Glaubens, der solche schochtere Fleder-mäuse und lighthässige, selbfluchtige Beschirmer hat, die nur mit Schreien und Ruhmen im Sand hofiren, wo sie allein sind, und wo nur ein einiger widerpartiger Mensch herfur blicket, zu Winkel kriechen, wie die Mäuse . . .“

Auf Jagd und jagbare Tiere kommt Luther öfter zu sprechen. 1530 schrieben die Gegner der Protestanten einander zu<sup>11)</sup> „sie müßten mit

1) II, 62. 2) I, 445. 3) V, 623. 4) I, 547. 5) III, 357. 6) II, 679.  
7) IV, 635. 8) IV, 586. 9) V, 418. 10) II, 62. 11) VI, 391.

dem Kaiser wie mit einem todten Falken baizen. Jzt (1545) siehets eben also, als hätten sie den Kaiser für einen todten Falken aufgeworfen, weil sich der von Brunschwig (Heinz von Wolfenbüttel) in seinem Titel soll lassen vernehmen und schreiben: Kaiserlicher Majestät und des Nürnbergischen Bunds und der alten Religion oberster Hauptmann.“ Eine gelinde Strafe wird verglichen<sup>1)</sup> mit einem Fuchsschwanz in folgenden Sätzen: „Daß er (Heinz) nu gefangen und aus seinem Fürstenthumb gestoßen, soll er nicht deuten, „daß es sei die rechte Staupe, so er verdienet, sondern ein Fuchsschwänzlin, damit er säuberlich und gnädiglich vermahnet ist zur Buße, und soll also sagen: Lieber Gott, weil ichs wohl ärger verdient und du doch mit solchem keinen gnädigen Reisklein mich hast gestäupet, so will ich diese Strafe gern tragen und mich des Fürstenthums verzeihen.“ Die Buße eben dieses Heinz erkärt<sup>2)</sup> Luther für „falsche, fuchsfische Buße.“ — Zu den vielen Gästen des Lutherhauses gehörte längere Zeit Elisabeth, die Gemahlin Joachims I. von Brandenburg, die als Anhängerin der Reformation vor dem Zorn ihres Gemahls nach Aurfachsen geflohen war. Als sie nicht mehr in Luthers Familie bleiben wollte, schrieb dieser<sup>3)</sup>: „Ich besorge, ich werde zuletzt den ahl bey dem schwanze nicht halten, so ringet und dringet er sich aus zu drehen.“ Von der Neue sagt der Reformator einmal<sup>4)</sup>: „Der Kewel ist ein schwerer wurm ym herzen.“ Dem Konsistorium in Wittenberg hält er vor<sup>5)</sup>: „Man darf nicht Läuse in den Pelz setzen noch den Kindern erlauben oder sie lehren ungehorsam zu seyn, sie thun es ohnedas mehr, denn es Gott und uns lieb ist.“ Die Zwidauer lobt er,<sup>6)</sup> „daß sie von sich selbst solcher Sachen (der Errichtung einer Schule) sich so ernstlich annehmen, da in andern Städten solche gottlose Weizhalse regieren, die wollten, daß Christus mit Kirchen und Schulen wäre, da der Leviathan regiert.“ — Auf die Verteidigungswaffen der Tiere kommt er zu sprechen<sup>7)</sup> bei der Bitte an Johann Friedrich, er möge in Meissen eine zweite Visitation vornehmen lassen. Dort sind noch 500 Pfarrer, „die allzumal ungeezaminiret fest blieben und getrost die Hörner aufsetzen, weil sie so sind gelassen.“ Dem Fürsten Georg von Anhalt<sup>8)</sup> hat Albrecht von Mainz „wieder das Seil über die Hörner geworfen und ihn wieder an sich gebracht.“

Am meisten benutzt Luther Menschen und menschliche Verhältnisse zur Veranschaulichung seiner Gedanken.

Wir ziehen zuerst das heran, was die einzelnen Stände angeht.

1) VI, 398. 2) VI, 386. 3) Burkhart, Luthers Briefwechsel S. 292.  
4) Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftl. Pöbiger-Berein II, 99.  
5) De Wette a. a. D. V, 621. 6) V, 422. 7) V, 204. 8) VI, 167.

Gern hatte es Luther zu thun mit edlen Rittersn. Es lag ihm also nahe, Rüstung und Waffen, Kampf und Sieg und Niederlage als Bild und Gleichnis zu vertverten.

Bei der Leipziger Disputation „blies sich Eck auf<sup>1)</sup> und vermaß sich der päpstlichen Gewalt, wüch er dazu gebrauchen wollt, daß er der ubirist Theologus in der Welt beruffen wurd. Dieß sich dünken, es sollt ihm nit wenig dazu furträglich sein, wo er Doctor Luther im Heer- schilde fuhret.“ Dem Fürsten von Anhalt verspricht<sup>2)</sup> Luther seinen Besuch, „er sterbe denn, oder liege darnieder, so erst er sich aus dem Kommet, Zaum, Sattel und Sporn der Drucker losreißen kann.“ Die Waffen seiner Gegner sind unbrauchbar geworden; der Kocker ist leer,<sup>3)</sup> das Schwert ist hulzen, der Harnisch ist Papier und Mohblätter.“ An den Prediger Mohr in Born schreibt<sup>4)</sup> Luther in bezug auf die Annahme einer Stelle: „Was ihr nu hierinne thut, das thut auf euer Ebentheur.“ In der Auslegung des 37. Psalms,<sup>5)</sup> den Wittenbergern zum Trost übersandt, heißt es: „Ein jeglicher läßt Gott fahren und unterstehet sich mit Rechten und Fechten zu schützen.“ Eben da<sup>6)</sup> lesen wir: „Sie (die Papisten) kunnen nit mehr denn Kezer, Kezer schreien. Wenn sie aber sollten auf den Plan treten und solchs beweisen, so erwischen sie das Hasenpanier und halten sich zu der Mause Wagenburg.“ Auf die Leipziger Disputation beziehen sich die Worte:<sup>7)</sup> „Also hat mir D. Eck die ganz Ecclesiam Orientalem . . . zu Kezer gemacht und verlästert, als die da wider jus divinum gehandelt haben, auf daß er mir sein Constantiense Concilium aufruckt, uns Wittenbergischen eine Schlappen zu geben, seinen Leipziguern zu gefallen.“ Luther selbst bleibt stets mutig und stark; er wäre gern zu den Böhmen gegangen, um deren Glauben kennen zu lernen, „aber diese Ehre“, sagt er,<sup>8)</sup> „habe ich meinen Feinden, den Papisten, wider das göttliche Wort nicht thun wollen, daß sie sollten rühmen und schreien, sie hätten mich überwunden und wäre derhalben vom Fähnlein flüchtig geworden.“ Seit 1530 haben die Römischen „Bund über Bund gemacht<sup>9)</sup>, damit sie uns zu Grund vertilgen möchten, wo Gott nit gewehret und allezeit die Schanz gebrochen hätte.“ Den Nürnberger Frieden, 1532, rät Luther unbedingt anzunehmen, „denn Gott wird,<sup>10)</sup> wo die Hauptstück mit Frieden fortgehen, geringe Mängel wohl heilen und versorgen. Sie (die Evangelischen) werden doch den Zweck nicht spalten,<sup>11)</sup> ist auch nicht noth, sondern gnug, daß

1) I, 511. 2) IV, 541. 3) II, 87. 4) IV, 357. 5) II, 68. 6) II, 79. 7) I, 312. 8) II, 226. 9) VI, 391. 10) IV, 383. 11) Zweck ist der hölzerne Nagel im Centrum der Scheibe.



man nahe hinzu scheußt.“ In der Vorrede zu der Schrift über die Weichte schreibt er<sup>1)</sup> an Franz von Sickingen: „Das helle Licht deckt ihr (der Päpste, Bischöfe u. a.) trüglische vorführisch Tadel mannigfaltig an allen Orten auf, daß ihn alle Dede zu kurz und schmal wird; noch demuthigen sie sich nit . . . nehmen für mit Gewalt das Licht zu dämpfen und in ihrem Wesen zu bleiben, meinend, sie sitzen so fest im Sattel, es muge sie niemand ausheben.“ In einem Schreiben an Hartmuth von Kronenberg<sup>2)</sup> ist die Rede von einem Gegner der Reformation, „der Wasserblase R, die trotz dem Himmel mit ihrem hohen Rauch und hat dem Evangelio entsagt, hats auch im Sinn, er wöll Christum fressen, wie der Wolf ein Luden, läßt sich auch dunken, er hab ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporn gebissen.“

Den Adligen und Rittern gegenüber stehen die Bauern. Ihr Leben und Treiben dient Luther nicht als Mittel zum Vergleich, vielmehr wird dasselbe durch Bilder und Gleichnisse veranschaulicht. Ihre Aufgeblasenheit tadelt Luther mit den Worten<sup>3)</sup> des Sprichworts („wie man sagt“): „Wenn man dem Bauern flehet, so wird ihm der Rauch groß? Von der Zeit hofft er in dieser Beziehung Besserung. „Man muß fürwahr“, lesen wir,<sup>4)</sup> „die Bauern lassen ein wenig versaufen, und einen trunkenen Menschen soll ein Fuder Heu weichen. Es wird sich selber schiden, denn wirs per legem nicht mügen treiben.“ Über die sprichwörtliche Selbstsucht der Bauern äußert sich der Reformator mehrfach. Als sie 1525 überall sengten und brannten und doch behaupteten, „sie wollten niemand nichts thun,“ erinnert er<sup>5)</sup> sie an jenen Straßenräuber, der zu dem Fuhrmann sprach: Ich will dir nichts thun, gib mir aber, was du hast, und fahre, wie ich will; wo nicht, so sollt du sterben.“ Den Herrn von Einsiedel, der mit seinen Bauern Streit hatte wegen der Frohnden, lobt er, daß er nicht unrecht handeln will. „Gleichwohl“, fährt er fort,<sup>6)</sup> „ist die Welt böse, und der Bauer hat sehr diebische Nägel an den Fingern, und ist nicht bäurisch, sondern doctorisch gnung, das Seine zu suchen, wo man nicht fleißig drauf siehet, demselben muß man scharf auf die Schanze sehen.“

Den Kaufmann zieht Luther heran, wo er die Wohlthaten Christi schildert. „Es ist ein guter Kaufmann“, lesen wir<sup>7)</sup> und gnädiger Händler, der uns Leben umb Tod, Gerechtigkeit umb Sünde verkauft und dafür eine Krankheit oder zwo, eins Augenblicks lange, zur Finsse aufleget, zum Zeugnis, das er wohlfeiler giebt und freundlicher borget, denn die Fugger und Händler auf Erden thun.“ Als

1) II, 14. 2) II, 164. 3) III, 75. 4) IV, 462. 5) II, 655. 6) V, 731. 7) IV, 564.

Graf Albrecht von Mansfeld mit seinem Bruder Gebhard „schändlich handelt,<sup>1)</sup> selbst Richter und Part ist, und ihm alles nehmen will,“ wird er ein „weiser Kaufmann“ genannt, „der die Äpfel kauft und will den Baum und Garten mitnehmen.“ Oft tabelt Luther die Protestanten, daß sie ihren Pfarrern so wenig Freundlichkeit und Ehrerbietung beweisen. So verweist er<sup>2)</sup> es dem Räte von Arnstadt, daß sie ihre Pfarrer meistern wollen, folgendermaßen: „Euer keiner ist, der es leiden kann, daß ein Fremder ihm seinen Diener urlaubt oder verjage, daß er nicht entbehren könnte. Ja, es ist kein Hirtenbub so gering, der von einem fremden Herrn ein krumm Wort litte; allein Gottes Diener, der soll und muß jedermanns Höddel<sup>3)</sup> sein und alles von jedermann leiden.“

Eine reiche Fundgrube für Bild und Gleichnis boten Luther ferner die Beschäftigungen der Menschen.

An das Spinnen werden wir erinnert in dem Briefe an den Kurfürsten Johannes, der Luther aufgefordert hatte, sich künftig der scharfen Schriften gegen Herzog Georg zu enthalten; da lesen wir<sup>4)</sup>: „Nun ist's wohl wahr, daß Herzog George merckliche Knoten<sup>5)</sup> und Klumpen bey mir am Rucken hat, aber auf daß sie sehen, daß ich auch Lust zum Frieden habe und meine böse Bücher nicht aus Fürwitz pflüge zu schreiben, so will ich solchs alles fahren lassen . . ., sofern Herzog George auch hinfurt mich zufrieden lasse.“ Die Hausreinigung wird herangezogen in den Worten über Münzer<sup>6)</sup>: „Es war bey ihm eitel Ruhmen des Geists und Verachtung der Sacrament, aber es hat sich gefunden im Austehrlich, was für ein Geist gewesen sei.“ Auf das Schneiderhandwerk weisen uns des Reformators Bemerkungen<sup>7)</sup> zu dem Buche des Pfarrers Dr. Jacob Strauß über den Hinskampf. Der Verfasser thue „zu wenig darinne, daß er das Interesse, welches der einzige Schmutz . . . dieses Kaufs ist, nicht genugsam handle, derhalben das Buch den Stich nicht halten würde, so es sollt von den Widersachern angefochten werden.“ Von den Kleidern, die aus des Schneiders Werkstatt hervorgehen, wird der graue Rod erwähnt in dem Briefe „an einen vom Adel.“ Da lesen wir<sup>8)</sup>: „Es heißt, als ichs ansehe, man will den grauen Rod verdienen<sup>9)</sup> und Kunst betreiben, wie

1) V, 458. 2) V, 537. 3) Lumpen. 4) IV, 277. 5) Knoten am Flachs; im Weplariſchen „Knoten“ genannt. 6) IV, 352, cf. III, 508. 7) II, 425. 8) IV, 523. 9) Die Redensart besagt, daß man sich Kunst erwerben will bei den Höhergestellten. In diesem Sinne kenne ich die Redensart: „man will sich einen roten Rod verdienen“, die im Weplariſchen allgemein gebräuchlich ist. An die Stelle des roten ist der graue Rod, eigentlich das Mönchsgewand, getreten; vergl. Murners Schelmensunft: weicht aus ir frumen erbren gesellen, die grouwen reck nit verdienen wellen! cf. Grimm, Wörterbuch.

alle vorigen Regiment nichts und fast schädlich gewesen sind.“ Gegen Agricolas Lehre vom Gesetz wendet sich Luther in den Worten<sup>1)</sup>: „Sie lehren den Schuh um und lehren uns das Gesetz nach dem Evangelio und den Horn nach der Gnade.“ — Dem Fürsten Wolfgang von Anhalt empfiehlt er einen Bewerber um die Pfarre zu Roswig mit den Worten<sup>2)</sup>: Ob er wohl etwas geirret zu Münzers Zeit, so ist er doch wohl gepanzerfeget, daß ich meine, er soll gnug gebüßet haben.“ Die Papisten sind für Luther ungelehrte Schreiber, „die viel besser Babelknechte wären, denn Kriegsleut.“<sup>3)</sup> Die Artikel des Glaubens müssen rein und klar gepredigt werden, doch die Schwachen soll man, gleich den unreinen Kindern nicht wegwerfen; denn Kinder können wohl unrein sein, aber das Bad muß rein sein und bleiben und nicht durch zehn ausfällige Artikel verunreiniget werden.“<sup>4)</sup> Die Gottlosen wollen den Gerechten nicht allein töten, „sondern auch nach ihrem Muthwillen in ihm wühlen und schublen (wüten und endlich verschlingen), doch niemand soll sich ihres Lästerns entsetzen; es muß also seyn, daß sie ihn selbst das Bad in der Hell wohl bereiten.“ „Die Schwarmgeister wollen die zu Freyberg gern in ein Bad bringen.“<sup>5)</sup> Luther versteht sich keines Briefes von Albrecht von Mainz, sonst sollte dieser „Bad und Lauge kriegen.“<sup>6)</sup> Über die stolzen Abligen „wird das Bad ausgehen.“<sup>7)</sup> Sehr häufig tabelt Luther die, welche nicht recht handeln, mit den Worten, sie „fischen vor dem Garn“ oder „für dem Hamen.“ Wenn dies von einigen bezogen wird auf ein schlaues, gewinnstüchtiges Unternehmen, so giebt uns Luther selbst eine andere Erklärung. „D, behüt Gott,“ so lesen wir,<sup>8)</sup> „für dem Gräuel: das hieße freylich recht für dem Hamen fischen und Gewalt für Recht gebraucht.“

Von den Beschäftigungen höherer Art, die Luther als Künste bezeichnet, erwähnt er nicht selten die Arzneikunst. In dieser kommt es besonders auf Übung an; das wäre „kein Medicus, der stets allein in Schulen bleibet, er muß die Kunst in Brauch bringen und ansahen, sie zu praktizieren.“ Als guten Diagnostiker erweist sich der Reformator, wenn er einem Abligen rät, seine Sache noch nicht vor den Fürsten zu bringen; denn „euer falsche Freunde (wie ich sie nenne)<sup>9)</sup> sind noch zu neu im Regiment, als mich dunkt, und haben noch zu viel uberiger Weisheit und Gerechtigkeit, wie die jungen Regenten alle haben. Der Schwär<sup>10)</sup> ist noch nicht reif, und ist noch zu hart und roth.“ An dem Kurfürsten von Mainz will er selbst zum Arzt werden, er gedenkt<sup>11)</sup> ihm durch sein Schreiben „die Nasen aufzuspunden, die er so fest

1) V, 154. 2) V, 154. 3) II, 88. 4) V, 368. 5) IV, 674. 6) IV, 677. 7) V, 417. 8) III, 321. 9) IV, 523. 10) V, 1 steht: das Schwer. 11) V, 35.

zugespundet hat, und nicht riechen will, wie er stinkt, auf daß ers riechen müsse.“ Aus Freunden der Reformation waren nicht wenige deren Gegner geworden. „Wenn man ihnen“, so lesen wir,<sup>1)</sup> „schon keinen Sirup noch Purgation giebt, so müssen sie doch von sich selbst beyde unten und oben ihr Gift ausspeyen.“

Unter den Künsten, die das Menschenherz erfreuen, preist Luther bekanntlich in erster Linie die Tonkunst. Auch gleichnißweise spricht er von ihr namentlich in einem Briefe an den Mainzer Erzbischof. Dieser hatte einen gewissen Antonius Schanz hinrichten lassen. Darauf beziehen sich folgende Worte<sup>2)</sup>: „Ich schicke E. R. F. G. hiermit eingeschlossene neue Zeitung, daraus zu merken, daß Hans Schanzens Blut in deutschen Landen nicht so stille schweigt als in E. R. F. G. Kamer unter den Ohrenbläsern. Und hoffe E. R. F. G. Gewissen werde einen feinen Discant in solchen Tenor singen, und ohn E. R. F. G. Willen Amen dazu sagen.“ Auch das Pfeifen und Tanzen fehlt nicht. Von der Wartburg aus rät Luther den Seinen in Wittenberg<sup>3)</sup>, seine und ihre Feinde „zur Schrift zu dringen. Das werden sie ungern thun, da werdet ihr sehen, daß sie stehen werden wie die Pfeifer, die den Tanz verderbet haben.“ Dem Kurfürsten Albrecht schreibt er<sup>4)</sup>: „E. R. F. G. lasse die Füße zum Tanz wohl juden, ich will der Pfeifer sein.“ Umgekehrt will er<sup>5)</sup> „wenn sie zu pfeifen läßt, tanzen und mit der Braut zu Mainz noch einen Reigen umbher springen, der soll gut sein zur Lezt.“ An die Zeit, wo Tanz und Scherz an der Tagesordnung ist, erinnert Luther mehrfach. Er hat den Hergang der Leipziger Disputation verkehrt dargestellt, das steht einem frommen Mann, wie er es sein will, nicht wohl an. „Darumb<sup>6)</sup> muß er uns die Fastnachtslarven geben und sich sehen lassen, wer er ist, ob Gott will.“ Nach seinem Austritt aus dem Mönchtum erscheint sich der Reformator selbst als eine neue Creatur<sup>7)</sup>, nicht des Papstes, sondern Christi. „Denn es hat der Papst auch Creaturn und ist ein Schöpfer, aber eitel Toden (Puppen) und Götzen, das ist seines Gleichen Larven und Pözmänner.“<sup>8)</sup> An Fastnachtscherze erinnern die Worte, daß viele Fürsten und Herren dem kaiserlichen Mandat „eine wilde Nase stellen“<sup>9)</sup>, und daß der Papst mit „seinem Prozeßion und Vitaniern den Königen gerne wollte eine Nase drehen und ströern Bart flechten.“<sup>10)</sup>

1) IV, 207. 2) IV, 676. 3) II, 87. 4) IV, 678. 5) V, 506. 6) I, 319. Luther will sagen, Er hat sich anders dargestellt, als er in Wirklichkeit ist. Die Larve, die er angenommen hat, ziehen wir ihm ab, „er muß sie uns geben“, so daß er in seiner ganzen Blöße vor uns steht. 7) II, 108. 8) In den Tischreden kommt vor „Puppenmann“. 9) II, 368. 10) VI, 406.

Neben die Dinge, die das menschliche Leben verschöner, stellen wir die, welche es erhalten. Von Speisen erwähnt Luther mehrmals Bratwürfte. So schreibt er<sup>1)</sup> an Joachim von Brandenburg in bezug auf einen Vertrag, den die Frau eines gewissen Wolf Hornung von ihrem Manne erzwungen hatte, der Kurfürst wisse sehr gut, „daß solcher Vertrag mit einer Bratwurst versiegelt ist.“ Mit den Gesandten Heinrichs VIII. von England hatten die Wittenberger sich „müde und mit großen Unkosten“ des sächsischen Kurfürsten „gedisputirt;“<sup>2)</sup> doch es war alles mit einer Bratwurst versiegelt und stund alles bey des Königs Wohlgefallen.“ Den Kurfürsten Johannes versichert Luther seiner Fürbitte, damit er keinen Mangel weder hie noch dort habe, „obgleich“<sup>3)</sup> E. R. F. G. ein wenig hat müssen Wermuth essen und in einen sauren Apfel beißen.“ Als es sich um die Wahl Ferdinands zum römischen König handelte, schreibt Luther<sup>4)</sup>: „Ich merke an den Herrn von Bayern wohl, daß sie gern einbroden wollten eine Suppen, die ein ander sollt ausessen, und sie wollten zusehen und die Fahr von sich schieben.“ 1545 hoffte Heinz von Wolfenbüttel sich wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. „Sie“, so lesen wir darüber<sup>5)</sup>, „wollten sie den Drei einmal anrichten, daran sie so viele Jahr so ängstlich gelockt hatten.“ Die Juristen, welche die Rechtsachen stets verschleppten, hat Luther rühmen hören<sup>6)</sup>, „sie wollten wohl dreyermal Ostereyer essen über dieser oder dieser Sachen.“ An die Christen zu Augsburg schreibt er<sup>7)</sup>: „Sauer macht essen, spricht man; also macht auch Ungemach auf Erden, daß unser Herz desto fröhlicher, frischer und immer dürstiger wird nach diesem Schaz“ (Evangelium).

Den Wittenberger Druckern waren „etliche Sextern (Vogen) der Postillen, so noch im Druck gelegen, heimlich entzogen und in Nurnberg mit Eile nachgedruckt worden.“ Luther tadelt dies, weil hierdurch seinen Landsleuten ein merklicher Schaden erwachsen war, mit den Worten<sup>8)</sup>, es sei, „je eine unfreundliche Nachbarschaft, so nahe ein Bier dem andern zu Troß und Schaden aussteden.“ 1530 warnt er Philipp von Hessen vor den Sakramentierern, die ihr eigen Gewissen nicht stillen können mit den Gründen, welche sie für ihre Lehre vorbringen. Er glaubt sicher, „wäre das Bier wieder im Fasse, sie ließens iht wohl anstehen“<sup>9)</sup>, wie er, „an ihnen zu Marburg nicht einmal gröblich gnug gemerket.“ Für jeden Menschen gilt das Wort des Petrus: Wachset in der Erkenntnis des Herrn. „So sehe ich“, schließt Luther daran an,<sup>10)</sup> „noch keinen Doctor, kein Concilium, noch Väter, wenn ich

1) III, 544. 2) V, 217. 3) IV, 347. 4) IV, 371 fig. 5) VI, 394.  
6) V, 716. 7) II, 448. 8) VI, 71. 9) IV, 25. 10) V, 152.

ihre Bücher gleich distilliren sollt und quintam essentiam draus machen, daß sie das *crescite* flugs im Anfang vollbracht hätten.“ Das Gasthaus wird erwähnt in einem Schreiben<sup>1)</sup> an Kurfürst Johann Friedrich und Herzog Moritz, die wegen der Stadt Würzen in Zwist geraten waren. Wenn es die Fürsten um dieser Sache willen zum Kriege kommen ließen, so wurde das „bey vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauren sich schlugen im Preßschmar<sup>2)</sup> um ein zubrochen Glas, oder zween Narren um ein Stück Brods.“

Auf die Gründung des Hausstandes weist uns Luther hin in einer Testamentsformel, in der er die Testatin bekennen läßt<sup>3)</sup>, daß sie „zu Wahrzeichen und Versicherung solcher Vergebung der Sünden . . . empfangen habe die zwei Siegel oder Gemahlschaz der Taufe und . . . das heilige Sacrament des Leibs und Bluts“ Christi.

Auf das geistliche Leben des Christen beziehen sich die Worte an einen ungenannten Fürsten. Luther habe vernommen, daß derselbe „fast<sup>4)</sup> hoch bekümmert ist nicht aus einer Ursach allein, wie es denn pflegt zu gehen, daß kein Unglück allein ist und ich an mir selber wohl erfahre, wo der Teufel Ursachen findet, gern über den Raun steigt, da er am niedersten ist, und wo es zuvor naß ist, mehr zugeußt, und aus einer Anfechtung als aus einem Funken gern ein Feuer oder eine Sündfluth macht.“ Im weiteren Verfolg haben wir noch eine Reihe der schönsten Bilder; so wird von unserm Leiden gesagt, es sei „kaum ein guter Wein und Malvasier zu rechnen“, während Christi Leiden verglichen wird mit Essig und Galle. Gegen den Schluß heißt es: „Wenn wir hier alles verlieren, verlieren wir kaum einen Heller.“

Weitere Belege für die in diesem Aufsatz zusammengestellten Bilder und Gleichnisse finden sich in den Tischreden; diese habe ich nicht berücksichtigt, weil sie zugänglicher, und somit bekannter sind als die Briefe.

## Sprechzimmer.

### 1.

In dem Aufsatz Madels zur Namensforschung (3. Heft des 8. Jahrgangs dieser Zeitschrift S. 189) ist die Behauptung aufgestellt: Bei den aus der Fremde eingeführten Namen haben die Oberdeutschen die germanische Betonungsweise durchgeführt. Um diesen Satz zu beweisen,

1) V, 458. 2) cf. Grimm, Wörterbuch. 3) VI, 139. 4) IV, 324.

werden Beobachtungen ins Feld geführt, die man hier und da machen kann, die aber nichts beweisen, weil sie allein stehen. Man mag ja zuweilen Görg betonen hören, aber das Volk weiß davon nichts: es sagt Gorg in Oberfranken, Jörg, Örg in Mittel- und Unterfranken, Gurgl in Bayern.

Wenn früher in einigen Gegenden Bayerns und Oesterreichs Wösub u. betont wurde, so ist diese Unsitte längst der Einsicht gewichen, daß bei abgekürzten fremden Namen diejenige Silbe den Ton hat, die ihn bei der vollen Form hat, beruht ja auf diesem Fundamentalsatz die ganze französische Betonung.

Wenn der Verfasser behauptet, der Süddeutsche betone in Papa, Bureau u. die erste Silbe, so kann dies nur für die Rheinpfalz und das Elsaß zugestanden werden. In Franken, Schwaben und Bayern kennt man diese trochäische Betonung nicht. Übrigens haben die Kreise, die solche Fremdwörter gebrauchen, doch wohl auch das Bedürfnis, sie richtig zu gebrauchen und die fremde Betonung herüberzunehmen.

Aber auch der Satz läßt sich nicht halten, daß in Süddeutschland meist der erste Bestandteil der eingeführten fremden Namen allein festgehalten wird. Johann wird zu Hann und Kannes in Oberfranken, sonst Hannes, Hans, mit Deminutiv Hansl. Klaus, Klas gehört zu Nikolaus, Gobel, Göbel zu Jakob, Hiesel zu Matthias, Grete, Meta, Metel zu Margaret, Zette zu Henriette, Trine zu Katharina, Ride zu Friederike, Beverl zu Genovesa u. So steht es auch mit Familiennamen.

Zu einem weiteren Aufsatze Madels zur Namenkunde im 7. Heft des 8. Jahrganges gestatte ich mir die Bemerkung: Es giebt manche Gegenden, wo die alten germanischen Namen noch heute fortleben. Besonders häufig begegnen solche Namen im heutigen Unterfranken, das bekanntlich nach der Schlacht bei Jülpich von den Franken besetzt worden ist. In den Häßbergen und im Steigerwald findet man Familiennamen wie Amelung, Walling — Waltung, Luther und Lotter — Lotthar, Günther, Ortloff, Arnold, Morich, Luthardt, Eberwein, Eyrich u.; manche freilich in sehr verstümmelter Form z. B. Volkommer — Volkmar, Langrötger — der lange Rüdiger; Rüger und Rieger — Rüdiger. Da scheint doch der angeblich von der Kirche ausgehende Druck nicht besonders stark gewesen zu sein.

Die leidige Gewohnheit, Personen nach ihrer Heimat zu bezeichnen, hat der früher weiter verbreiteten altdeutschen Namengebung vielfach geschadet. Wenn ein Bauernsohn in ein Nachbardorf oder in eine Nachbarstadt übersiedelte, hieß er in dem neuen Wohnort gewiß nach seiner alten Heimat, und der frühere Name war für alle Zeiten verloren. Wenn sich ein Handwerksmann in einer fremden Stadt eine Heimat

gründete, wurde er sicher nach seinem Vaterlande benannt. Diese Bayer, Frank, Schwab, Preuß und Sachs, dann Mühlborfer, Oberndorfer u. haben Gott weiß wie viel altgermanische Namen verdrängt. War ein Bursche auf der Wanderschaft oder als Krieger ins Ausland gekommen, so hieß er nach seiner Rückkehr Russe, Schweizer, Franzose u. Der Adel nannte sich ohnedies nur nach seinen Sizen. Was haben ferner die Hausnamen von dem germanischen Namenbestand weggezehrt! Nimmt man dazu noch die Mode, die Neugeborenen nach dem Tagesheiligen zu benennen, so braucht man keinen direkten Einfluß der Kirche anzunehmen, um den Rückgang der germanischen Namengebung zu erklären.

Eine Beobachtung, die sich mir beim Studium der bayerischen Geschichte aufgedrängt hat, möge hier Platz finden: Gegen Ende des Mittelalters wurde es in Bayern gebräuchlich, die Adeligen, deren Besitzungen auf „bach“ endigten, mit diesem Namen zu bezeichnen, doch so, daß statt „bacher“ „bed“ gesetzt wurde. Ein Herr von Wiesbach hieß kurz der Wisbed. Der Herr von Stettbach, jetzt Stöppach, hieß der Stettbed, der von Sittenbach oder Sindbach der Sittenbed, der Graf von Tattenbach der Tattenbed. Zwei ziemlich gleichzeitige Urkunden, die an dieselbe Adresse gerichtet sind, haben die beiden Formen. Kaiser Max I. verbietet in der einen Urkunde dem Pfleger von Hersbruck, Jörg von Hüttenbed, der Gemahlin des Pfalzgrafen Ruprecht zu hulbigen oder Gehorsam zu leisten. In einem anderen Schreiben sichern die Nürnberger Hauptleute Endres Tucher und Sebald Schürstab demselben Pfleger, hier Jörg Hüttenbach genannt, freies Geleit zu. Dieser Pfleger gehörte der heute noch blühenden Familie der Lochner von Hüttenbach an.

Diese Sitte blieb aber nicht auf die adeligen Herren beschränkt, wenn auch in den Urkunden und Geschichtsdarstellungen nur von diesen berichtet wird, da sie allein politischen Einfluß besaßen. Man bezeichnete auch Familien aus dem Bürgerstande so, wenn sie aus einem Orte herstammten, dessen Name mit Bach zusammengesetzt war. So Sulzbed, Ramspeck (Ramsbach), Bramböck (Brambach), Mohrbed, Kapbed (Kapbach), Viehbed (Viehbach), Heubed, Erlbed, Buchbed, Mistelbed, Hagenbed, Meichelbed, Sauerbed, Trenbed, Limpöck (Limbach), Arempöck. Vielleicht ist auch Esenbed zu Eschenbach in dieser Weise zu ziehen. Den Übergang zu diesen Namensformen mag die Gewohnheit gemacht haben, die von Ortsnamen auf Bach abgeleiteten Personenamen mit Ablaut zu sprechen. So sagt man in Oberfranken statt Kulmbacher Kulmbächer, statt Kronacher Kronicher. Als dann das Bewußtsein vom Ursprung der Wörter allmählich schwand, erschienen Formen wie Reichenbecher, offenbar von Reichenbach, nicht etwa Abschwächung der imperativischen Form: Reich den Becher.



Die einfache Form Bed und Zusammensetzungen wie Thorbed sind auf Bäder zurückzuführen. Nunnenbed ist der Bäcker, der das Brot für das Nonnenkloster lieferte, Geistbed, der Bäcker, dessen Wohnung bei der S. Geistkirche oder am S. Geistspital lag.

Schweinfurt.

Fr. Spälter.

2.

Ein Spottlied auf die Dänen aus dem Jahre 1657.

In dieser Zeitschrift ist häufig die Rede von Spottliedern auf die Franzosen gewesen. In dem Quartalbericht (LVII, 3) des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde teilt von Meyenn ein historisches Volkslied aus dem Jahre 1657 mit, das ich mit des Verfassers Zustimmung in dieser Zeitschrift einem größeren Kreise von Fachgenossen zugänglich machen will. Das Gedicht ist hier gedruckt nach einer gleichzeitigen Abschrift im Haupt-Archiv zu Schwerin.

Ein historisches Volkslied aus dem Jahre 1657.

Lobspruch des Denen vnd deszelben tappere kriegesthaten in der Melodei:  
Alsz ich einmahl lust bekam.

1.

Was die Dehnen lobe vnd zier  
Wil ich [zu] gefallen dir  
Ein fein liedtlein singen:  
Wie er ist qualificeirt  
Vnd was er für kriege füret,  
Sol von ihm erklingen.

2.

Er wird z[w]jahr ein helt genant,  
Sint dir aber nicht bekannt  
Seine heldenthaten;  
Er mag sein ein praffel helt  
In der schantz vnd nicht im feld,  
Da er viel kan prahlen.

3.

Ich kunte keine ruhe han,  
Er botte mir die krige an,  
Er wolte mit mir krigen;  
Ich alsz ein hoch[h]ertzter lew,  
Muhtig, frech vnd ohne schew  
That mich zu ihm gesien.

4.

Ich vorliesz das Pohlen ganz  
Vnd so manche feste schanz,  
That in Norden ziehen;  
Aber seit ich kommen bin,  
Ist der Dene lengat dahin  
Durch das felt gefiehen.

5.

Weil kein feindt vorhanden wahr,  
Durfft er frei vnd offenbar  
Durch Holstein marchiren  
Plag[e]t den armen paurszman,  
Der sich zwar nicht weren kan,  
That sein gudt spoliren.

6.

Ach wie manchem armen man  
That er schlege hengen an,  
Drob er so geschreiet:  
Dehne, wie tractirest du mich,  
Ach wehe, ach wehe, das klage ich,  
Lasz mich doch befreyet.

7.

Ihnen auch das wol gefiehl,  
Wen man sie must in dem kiel  
„Monsieur“ tituliren;  
O, wie mechtig pralen sie,  
Hetten spielleute spat und frue,  
Thaten auch spendiren.

8.

Aber alsz er mich vernam,  
Balt er seine zufucht nam  
In das lange Norden,  
Funen must sie nemen auf,  
In so schneller flucht vnd lauf  
Vnd mehr andere orton.

9.

Ich meint', Andreaesz solte stehen  
Vndt mir unter augen gehen  
Frisch alsz ein soldate,  
Aber mit erschrockenen sin  
Lief er nach der Ecke hin  
Vndt umb friede bahte.

10.

Auff, ihr denschen eseleut[e],  
Die ihr allezeit furchtsamb seitt,  
Wenn ihr sollet kriege führen,  
Stehet im Felde wie ein hase,  
Wenn er jaget in dem grase,  
Höret die trumlen rühren.

11.

Alss da ihr von mir gehöret,  
Wurdet ihr also bethöret,  
Finget d[a]rauff an zu lauffen,  
Wustet weder ausz noch ein,  
Alsz wolt man die härelein  
Aus dem Kopfe rauffen.

12.

Hett (es) Friederichorth es nicht  
gethan,  
Hettet ihr woll muszen stahn  
Vndt euch tappfer wehren,  
Dar ihr itzo ewer landt  
Vndt wie es darumb bewandt  
Muszet selbst vorzehren.

13.

Ey, dasz heist ein praffer heldt  
Hinter dem ofen vndt nicht im feldt,  
Pfuy, ihr hunde und cujohnen,  
Dasz ihr lauffet alsz wehret ihr toll,  
Ey, dasz euch der henker hohl'  
Vndt euch selbst en lohne.

14.

Darumb seit ihr bis dato noch  
Vnter unserm schwedischen joch,  
Weil jh[r] meine(n) waffen  
Furchtet, scheuet vndt euch stell(e)t,  
Alsz wenn jhr auszen der welt  
Nun wollt (n)immer schlaffen.

15.

Billig jeder menniglich  
Kan nicht genugsam verwundern sich

Itz zu diesen zeiten,  
Dasz der Dene in der thatt  
So viel dausendt volcker hatt  
Vndt wil doch nicht streiten.

16.

Zwahr, wie es darumb bewandt,  
Ist ja jedermann bekandt,  
Dasz sie nicht durfen fechten,  
Den die da saszen im gericht  
Die rahtgeber wolten nicht,  
Dasz man solte fechten.

17.

Was macht nun der Herr Andreaesz,  
Dasz ich seiner nicht vohrgesz,  
Er hatt ein hasenhertz,  
Das ist jetzo seine ahrt;  
Er hält es mit dem schwedischen part,  
Gleubt mich ohne schertz.

18.

Was der ambtman Ahlefelt gethan  
Flensburg, dasz weisz jedermann, —  
Geldt fon sie zu treiben;  
Aber itzo dancket er Gott,  
Dasz er von der schwedischen rott'  
Nur möge sicher bleiben.

19.

Weil es euch also gefelt,  
So wirt der Dehne auch der welt  
Spotten in die zehne,  
Vndt so jemant eilet fortt,  
Wirt man sagen zum sprichwort:  
Du laufst wie ein Dähne.

20.

Fama wirdt auch jederman  
Ewer thaten zeigen an,  
Euch zu hohn und spotte,  
Ja, zum schimp von hausz zu hausz  
Wirdt auch endlich lachen ausz  
Vnser freundt, der Schotte(n).

21.

Du, Hochdeutscher, wirst es auch,  
Wie's sonsten dein gebrauch,  
In die Kroncke <sup>1)</sup> schreiben,  
Daes moge auff kindes kindt  
Vndt so lange Menschen sindt  
Zum gedechtnusz bleiben.

1) Chronik.

22.  
 Drumb ihr Dänen seit bereit  
 Nur zum lauffen ausz dem streit,  
 O, ihr armen kriegler,  
 Bleibet zu hause vndt rühret grütz,  
 Last den Schweden das geschütz  
 Folgen als obsieger.

23.  
 Nun ihr schwedischen cavalier,  
 Die ihr ewig lob vndt zier

Werdet von kriege bringen,  
 Nehmet den Dehnen ihre pracht  
 Vndt lasset der carthauen<sup>1)</sup> macht  
 Fri(e)sch vndt frolich klingen.

24.  
 Streitet, fechtet für und für,  
 Gebet den feindt auch kein quartier  
 Jaget den dänschen hasen  
 Vndt lasset zu frolichkeit,  
 Weil ihr tapffer[e] siger seitt,  
 Die trompetten blasen.

Das Gedicht verherrlicht den schwedischen Feldzug gegen die Dänen, den Karl X. Gustav führte. Als der Pfalzgraf von Zweibrücken nach Christinens Tode auf den schwedischen Thron kam, hatte er gegen den Thronbewerber Johann II. Kasimir von Polen (Wasza) zu kämpfen. Er besiegte die Polen mit brandenburgischer Hilfe 1656 bei Warschau und nötigte darauf die Dänen, die sich seinen Feinden angeschlossen hatten, 1658 zum Frieden von Koeskilde. Sie mußten Blekinge, Schonen und Halland an Schweden abtreten. v. Meyenn vermutet, daß unser Gedicht vor der Erstürmung der Festung Friedericia<sup>2)</sup> (Friederichorth, Str. 12), am 24. Oktober 1657, entstanden ist. Der Str. 18 erwähnte „ambtman Ahlefelt“ ist 1623 geboren. Er war dänischer Großkanzler und Vice-Statthalter in Holstein. Der Sohn des hiererwähnten Friedrich († 1686) hieß Karl († 1722); er war dänischer Premierminister. Str. 20 ist unter dem Schotten nach v. Meyenn Olivier Cromwell zu verstehen. Str. 9 und Str. 17 wird der Name Andreaß (Andreeß) erwähnt. Es ist nach v. Meyenns Anmerkung Andreas Wille (Wille), der Oberbefehlshaber der Dänen, gemeint, der bei der Erstürmung der Festung Friedericia verwundet in schwedische Gefangenschaft geriet.

Ähnlich klingen die der modernen Zeit angehörigen Dichtungen über das Schloß Glambek auf Fehmarn, über die Siegebürg, über den Fehmarnschen Heldenmut u. a.

Das erste Gedicht beginnt:

Op Fehmarn bi den Deepen  
 Dar stünn fär vele Jahr  
 Slat Glambeck, stark un mächti,  
 Nu steiht dat ne mihr dar;  
 Dach süht man nach de Spuren  
 An grote, dicke Muren. etc.

1) Karthauen, Schlangen und Kammergeschütze waren die während des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich benutzten drei Arten von Geschützen.

2) Auch Fredriksodde.

Das Schloß wurde zu König Erichs Zeit erbaut. 1358 nahm Waldemar III. Glambek ein und ließ es fester machen. 1416 residierte als Hauptmann Ivar Bryste auf Glambek. Am 13. Dezember dieses Jahres nahmen die Holsten das Schloß ein, mußten es aber nach vier Jahren wieder an König Erich übergeben, um es nach sieben Jahren wiederum in Besitz zu nehmen. 1493 war auf dem Schloß Marquard von Ahlesfeld Hauptmann.<sup>1)</sup> Um diese Zeit bestätigte ihnen König Johann ihre Freiheit, die ihnen Herzog Adolf gegeben hatte. Bis 1632 saßen auf dem Schloß Fehmarnsche Amtmänner, dann verfiel es.

Die ersten Strophen des zweiten Gedichtes lauten folgendermaßen:

- |                                                                                                                         |                                                                                                                             |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1.                                                                                                                      | 4.                                                                                                                          |
| Dar op den Barg bi Segeberg,<br>Dar stün en smukke Burg;<br>Fär vehle Jahr stün dar en Slat,<br>De stalte Siegeburg.    | Dad man do nach ken Kalk dar graw,<br>Kann jeder denken sick;<br>Do wir de Barg nach ne berührt<br>Von Escher un von Bick.  |
| 2.                                                                                                                      | 5.                                                                                                                          |
| De dütsche Kaiser Lothar het<br>Dat starke Slat dar buut<br>Un het wol menni Nacht in Fred<br>Nas op den Kalkbarg ruht. | Do wir dad noch en anner Tid,<br>Dor har mar menni Slat<br>In unser schönes Vaterland;<br>Nu ligd dor vehl in Schatt.       |
| 3.                                                                                                                      | 6.                                                                                                                          |
| Dad is in elbenhunnerd gra<br>Un vier un därti wes,<br>As disse Kaiser sick entslöd,<br>Und buu dat starke Nest.        | Dar in den wendschen Gau Dargun,<br>Dad het: „dad köstli Land“;<br>Dar wär de Siegeburg opbuut,<br>Opbuut von Kaisers Hand. |

u. s. w.

Die Siegeburg war die Residenz des edlen Schauenburg (Graf Adolph II. 1140). Auch der kühne Heinrich der Löwe (1180) wohnte einmal auf Siegeburg. Hier wurde Graf Adolph, Johannes II. Sohn, von Hartwig Reventlow ermordet. Die Blutflecken sah man noch 300 Jahre an der Wand. Gerhard de Grote hat hier manchen Fürsten gefangen gehalten, z. B. Günzel, den Grafen von Wittenburg und den Prinzen Otto von Dänemark. Im dreißigjährigen Kriege nahm Torstenson das Schloß ein und zerstörte es. Jetzt steht auf dem Berge statt des stolzen Schlosses eine hölzerne Bank.

Ebenso charakteristisch ist das Gedicht „Fehmarnscher Selbenmod“, welches eine Episode aus der Fehmarnschen Geschichte enthält. Christian IV. führte einen unglücklichen Krieg mit Schweden. Von Deutschland aus fielen die Schweden in das Land ein. 1644, den 29. Juni, landeten die Schweden auf Fehmarn, das ganz von Truppen entblößt war. Die tapferen Fehmaraner widersetzten sich auf eigene Faust und wichen nicht,

1) Vgl. oben Friedrich und Karl Ahlesfeld.

als bis ihre beiden Anführer, ihr Bannerträger und eine große Anzahl der Ihrigen getödet waren. Der Bannerträger der Fehmaraner war Teves Mauert aus Staberdorf und ihr Landvogt Jürgen Binger.

Über andere historische Lieder werde ich ein andermal berichten.  
Wismar i. R. D. Stöbe.

## 3.

Zu Heft IV, 259.

Joh. Aug. Ernesti, † 1781, einer der berühmten Rektoren von der Thomana, eröffnet (i. J. 1757) *Prolusio II. de artis bene cogitandi et bene dicendi coniunctione* (S. 174 der 2. Ausg. v. J. 1767) mit folgender Anekdote: „Ein Bauer, erzählt man, hielt auf dem Markte einen Raben feil. Da sah er, wie ein kleiner Vogel, ein Säger, für viel Geld verkauft ward. Flugs forderte er für den seinigen einen weit höheren Preis. Als nun jemand über die hohe Forderung für einen Vogel, der durchaus nicht schön singen könne, seine Verwunderung äußerte, sagte der Bauer hochmütig: Desto besser denkt er.“

Da Ernesti bei Entlehnungen aus alten Schriftstellern sorgfältig die Quellen angiebt, hier aber nichts bemerkt, verdankt er dieses Geschichtchen wohl der zeitgenössischen Fabeldichtung. Von ihm hat es Zumpt in seine „Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische“ (4. Aufl., Berlin 1829, S. 403) genommen und aus diesen ist es, wie vieles, in andere Übungsbücher übergegangen.

Grimma.

H. Weinholt.

## 4.

Das sehr verdienstliche Buch von Wustmann „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute“, 2. Aufl. Leipzig, Grunow 1887 bringt S. 120 das Gedicht Langbeins von 1788, „Die Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bafel“, ein Gedicht, dessen Spitze darin besteht, daß zwei verirrte Wanderer in weltfremdem Hanse einkehren und zufällig vernehmen, daß ihr Wirt morgen „die Schwarzen“ zu schlachten beabsichtigt, worauf Schmolke und Bafel sich in den Schweinestoben flüchten und am andern Morgen gewahr werden, ihr Wirt habe nicht seine beiden Gäste, sondern seine Schweine schlachten wollen. Das Gedicht von Langbein war mir unbekannt, dagegen kannte ich schon lange die Geschichte, erzählt aber von einem Franzosen, dem berühmten Gelehrten und Publizisten P. L. Courier, welcher dasselbe Abenteuer im Jahre 1807, und zwar gelegentlich seiner Wanderungen in Calabrien erlebt haben will. Ferner erzählt ganz dieselbe Geschichte, allerdings mit kleinen Änderungen, der bekannte Jugendschriftsteller Chr. v. Schmid in seinen Hundert kleinen Lehrreichen

Erzählungen, Nr. 91. Courier kannte, dessen dürfen wir sicher sein, Langbeins Gedicht nicht; ebensowenig die Geschichte von v. Schmid, deren Jahreszahl mir unbekannt ist. Daß die Geschichte in nahezu derselben Weise bei einem norddeutschen Dichter, einem süddeutschen Jugendschriftsteller und einem französischen Offizier, in Deutschland und Unteritalien berichtet wird, ist gewiß sehr auffällig. Sollte der Geschichte in ihren verschiedenen Gestalten nicht ein alter, Deutschen und Franzosen gemeinsamer Volkschwank zu Grunde liegen, und wer weiß denselben aufzufinden? Eisenach.

**B. Buchner.**

## 5.

Zu Gellerts Gedicht „Der Bauer und sein Sohn“.

Die Erzählung „Vom lügenhaften Jüngling“, die Gellert Burtard Waldis entlehnt hat, findet sich bekanntlich auch in älteren Bearbeitungen. So hat beispielsweise schon Hans Sachs nach Steinhöwels *Nop* (1519) eine Geschichte „Vom verlogenen Knechte“ erzählt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch nach Gellert noch derselbe Gegenstand dichterisch bearbeitet worden ist. In den „Liedern aus Weimar“ von Hoffmann von Fallersleben lese ich (3. Auflage, Hannover 1856, S. 66 und 67) folgendes Gedicht:

## Der große Hund.

- |                                                                                                                  |                                                                                                                      |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Ging ein Knabe neulich<br/>Mit dem Großpapa;<br/>Auf dem Weg erzählt' er<br/>Alles, was er sah.</p>        | <p>5. Wenn du hast gelogen,<br/>Stürzt die Brücke ein,<br/>Und dann fällt du wahrlich<br/>In den Fluß hinein.“</p>   |
| <p>2. Ja, bei Gott! so sah ich —<br/>Hör' genau mir zu! —<br/>Einen Hund, der größer<br/>War als eine Kuh</p>    | <p>6. Als sie näher kamen,<br/>Ward der Knabe blaß,<br/>Und er sprach zum Alten:<br/>Ei, wie war doch das?</p>       |
| <p>3. Und da sprach der Alte:<br/>„Ei, was sahest du!<br/>Einen Hund, der größer<br/>War als eine Kuh?“</p>      | <p>7. Hab' ich recht gesehen<br/>Oder sah ich halb?<br/>Nein, der Hund war etwas<br/>Größer als ein Kalb.</p>        |
| <p>4. „Hör' denn! Eine Brücke<br/>Liegt von hier nicht weit,<br/>Und darüber müssen<br/>Wir in kurzer Zeit.“</p> | <p>8. Als der Knabe endlich<br/>Vor der Brücke stand,<br/>Sprach er: nein, der Hund war<br/>Wie ein andrer Hund.</p> |

Kemfcheid.

**K. Eichhoff.**

## 6.

Unter der Überschrift „zu Schillers Kampf mit dem Drachen“ behauptet Herr Kugler, daß Schiller in seinem *Tell* die *Parricida*-Scene eingefügt habe, um die That Tells als eine That der Notwehr noch deutlicher darzustellen. Da das aber nicht nötig sei, habe man die

Scene vielfach für überflüssig erklärt. Nach meiner Auffassung ist die Parricida-Scene nicht bloß überflüssig, sondern sie stört geradezu das Charakterbild des großen Helben Tell. Der Grund aber, weswegen der Kenner der Entstehungsgeschichte des Tell diese Scene ausgemerzt wissen möchte, liegt darin, daß Schiller, der auch nach Goethes Auspruch nicht für vieles Motivieren war, diesen Auftritt auf fremden Einfluß hin einfügte. Siehe Eckermann, Gespräche mit Goethe (Gespräch vom 16. März 1831). Dort äußert Goethe: Es ist kaum begreiflich, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen, wie andere auch, und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.

Altona.

P. Blunt.

7.

Zu Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. V, 1 (1832).

Abalbert: Reiß mir die grauen Loden aus! Versuch's,  
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!

Nachfolgende Stelle macht es mir höchst wahrscheinlich, daß Qualm hier in der gewöhnlichen Bedeutung „Dampf“ steht, Blutes Qualm als „der aus einer frischen Wunde sich rauchend ergießende Blutstrom“ zu fassen ist. Vergl. Salornitanische Schule, die Gesundheit zu erhalten, in teutsche kurze Verse übersetzt von G. S. (Huster) Francof. et Lipsiæ 1750 (siehe Hermann Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Neue Folge. Berlin, Julius Springer 1889 S. 277):

„Salbung und Bad sollst du pflegen, Verbinden, auch Trinken, Bewegen,  
Alles dies mußt du nur suchen in treuem Gedächtnis zu halten.  
Heiterkeit macht er Betrübten, besänftigt Erzürnte, die Lieb' er  
Wahrt vor Verschieben im Kopf — solches der Aderlaß wirkt.  
Mache die Wunde von mäßiger Größe, daß schnell und in Fülle  
Dampf entquille dem Schnitt, freier entrinne das Blut.“

Meine früheren Vermutungen in dieser Zeitschrift würden damit hinfällig.

Kortheim.

R. Sprenger.

8.

Zu Schöffers Gotter.<sup>1)</sup>

S. 166 wird bei einer Besprechung von Gotters Liebern nach mehreren andern anatreontischen Motiven zum Schluß genannt „die Mutter, die ihre Tochter vor der Liebe warnt“. Der Verweis auf den

1) Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert von Rudolf Schöffers. (Theatergeschichtliche Forschungen X.) Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Hoff. 1895.

Jahrgang 1776 des Taschenbuchs für Dichter und Dichterefreunde und die Bemerkung: „Freie Bearbeitung einer Arie aus Marmontels *Silvain*“ zeigen, daß Schläffer das bekannte Lied unsrer Großmütter „Selbst die glücklichste der Ehen, Tochter, hat ihr Ungemach“ im Auge hat; darin warnt die Mutter aber nicht vor der Liebe, sondern vor einer lieblosen Ehe. (Und darauf erfährt der Leser S. 288 flg. als völlige Neuigkeit, daß Gotter den Marmontellschen *Silvain* im Anschluß an Weißes „*Walder*“ als Operntext für *Benda* zurecht gemacht habe, und daß dieses Singspiel ziemlich verbreitet gewesen sein müsse, „denn die Arie 'Selbst die glücklichste der Ehen' wurde eins der populärsten Lieder in Deutschland“ — ohne ein Wort der Beziehung zwischen den beiden Stellen!)

Als Gotter bald nach seiner Vollendung von *Cronegks* dramatischem Bruchstück „*Olint und Sophronia*“ einmal den *Brutus* in *Braves* „*Brutus*“ gespielt hatte, widmete ihm *Rüstner* ein Epigramm, worin der Schatten *Cronegks* Gotter u. a. fragt:

Und, mehr zu seyn, als *Koch* und *Schof* sind,  
Weshwegen warest du nicht mein und dein *Olint*?

Schläffer nennt das ein Urteil *Rüstners*, „daß Gotter als Schauspieler neben die ersten Meister stellt“. Die Frage bedeutet aber doch wohl nur: Warum hast du nicht eine Rolle gespielt, der gegenüber du nicht bloß Darsteller, sondern Dichter und Schauspieler in einer Person warst?

Einmal schreibt Gotter begeistert an *Kaspe*: „Haben Sie das erste Drama unserer Nation, haben Sie *Klopffstocks* *Hermannsschlacht* schon gesehen?“ Schläffer bemerkt zu dem Dichternamen: „Dieser scherzhaften Form bedient sich Gotter gerne“. Welch ein läppischer Scherz wäre das aber mitten in dieser Begeisterung! Die hochdeutsche Form soll dem Namen vielmehr das gewöhnliche, berbe nehmen, komisch ist er ja so wie so genug!

In einem Epilog fürs Theater klagt Gotter einmal darüber, daß der Schauspielerstand in Deutschland so verachtet sei, und rühmt dagegen England,

Wo man bey Königen der *Ophils* Grabmahl sieht.

Schläffer macht zu dem Worte *Ophils* ein verwundertes „So“ und fragt: „Sollte vielleicht *Obfield* gemeint sein?“ Jeder Leser wird sich das nur so reimen können, daß man Gotter, der doch englisch verstand, die Schreibung *Ophils* für *Obfields* zutrauen müsse, und daß *Obfield* ein Schauspieler gewesen sei, der in der *Westminsterabtei* begraben liege. Die Sache ist etwas anders. „*Ophils*“ kann nur „*Ophelias*“ meinen; eine berühmte Darstellerin aber *Shakespearischer* Frauenrollen war *Anne Obfield* (1683—1730), die wirklich im *Westminster* beigesetzt worden



ist und also in der That, wenn auch nicht mit dem Worte, von Gotter gemeint sein wird.

Nicht gerade ein Versehen, aber eine bei einem Litterarhistoriker immerhin auffällige Blindheit in Sachen der gelehrten Orthographie ist es, wenn Schläffer immer *Klytemnästra* schreibt. Die winzige Angelegenheit ist lehrreich genug, mit ein paar Worten darauf einzugehen: sie zeigt so gut wie größere Erscheinungen, wie lange die französische Kultur stark genug gewesen ist, selbst der Antike in Deutschland ihren Stempel aufzuprägen. Aus altem *ae* ist *neuf*französisch *é* und umgekehrt aus altem *langen* geschlossenen *e* *è* geworden, also aus *Klytaemnestra* *Clytämnestre* fogut wie aus *Maecen* *Mécène*. Diese Formen sind im vorigen Jahrhundert auch für Deutschland maßgebend gewesen, sei es nun, daß man die Unterschiede der französischen *e* nicht beachtete und, wie Goethe und Gotter, *Clytemnestra* schrieb, sei es, daß man die französischen Laute *é* und *è* auch im Deutschen durch *e* und *ae* auseinanderhielt: dieser slavischen Abhängigkeit von dem französischen Lautbild verdanken die altfränkischen Formen *Klytemnaestra* und *Mecaen* ihr Dasein. Aber sie sind doch längst überwunden (schon Goethe hat in den venezianischen Epigrammen *Mäzen* geschrieben), und wir bedanken uns dafür, daß sie wieder aufleben sollen!

Leipzig.

Rudolf Wilmann.

Herr Mag Stöber, Oberlehrer an der Herzoglichen Antoinetten-  
schule zu Dessau, hat vor kurzem „Regeln über die Satzzeichen,  
verbunden mit Aufgaben“ (Cöthen, Dünnhaupt) herausgegeben. Der  
Verfasser bemerkt in einem Vorworte, das Buch verdanke seine Ent-  
stehung der Ansicht, „daß die deutschen Grammatiken, welche den Lern-  
enden zugänglich sind, die Interpunktionszeichen nicht ausführlich genug  
behandeln“. Er habe sich bemüht, „die Interpunktionsregeln in möglichst  
einfacher Form, aber in erschöpfender Weise darzulegen.“ Dies hat der  
Verfasser auch erreicht; es sind in der That alle möglichen Fälle bei der  
Behandlung der einzelnen Zeichen berücksichtigt worden. Bezüglich einiger  
Punkte aber ist der Berichterstatter anderer Ansicht als der Verfasser.  
Dieser fordert (§. 6, Anm. 2), daß vor „und“, „oder“, „sowohl —  
als auch“, „weder — noch“ im zusammengesetzten Satze dann ein  
Komma gesetzt werde, „wenn die durch jene Konjunktionen verbundenen  
Satzglieder einen größeren Umfang haben“. Ferner soll vor „und“,  
„oder“ ein Komma stehen, wenn der mit diesen Konjunktionen be-  
ginnende zweite Teil des zusammengezogenen Satzes einen Gegensatz  
zu dem ersten Teile bildet. Der Verfasser weicht mit diesen Forder-  
ungen von anderen Grammatikern ab, welche in den angegebenen

Fällen kein Komma setzen. Im allgemeinen wird es dem Gefühle des einzelnen überlassen bleiben müssen, ob er hier ein Komma setzen will oder nicht. In dem Abschnitte, welcher das Komma in der Satzverbindung behandelt, heißt es: „Das Komma fehlt zwischen ganz kurzen Imperativsätzen, welche durch „und“ oder „oder“ verbunden sind, z. B. *Wete und arbeitel Aber: Bleibe im Lande, und nähre dich redlich.*“ Bestes Beispiel ist jedoch nur ein zusammengezogener Satz und keine Satzverbindung; deswegen darf hier kein Komma stehen. Wenn der Verfasser dann behauptet, daß vor „und“ („oder“) ein Komma zu setzen sei, „wenn der damit beginnende Satz eine Bestimmung, z. B. Verneinung, enthält, die sich nur auf den zweiten Satz beziehen soll“ (Beisp.: *Ich, und trinke nicht.*), so möchte ich auch diesem widersprechen; denn schon aus dem Inhalte des Satzes (beim Sprechen auch aus der Betonung) geht hervor, daß die Bestimmung (also z. B. die Verneinung) nur zu dem zweiten Verbum gehört. Bei Aufzählungen will der Verfasser das Semikolon setzen, um Gruppen gleichartiger Gegenstände voneinander zu trennen (Beisp.: *Die Produkte Rußlands sind: Gold, Edelsteine, Eisen und Salz; Holz und Getreide; Rentiere u. s. w.*). Ich meine, das Komma genüge hier, da schon äußerlich hinreichend erkennbar ist, welche Gegenstände zusammengehören.

Soviel habe ich betreffs der Regeln zu erwähnen; wünschenswert wäre es, wenn der Verfasser die Einteilung der Satzzeichen in Satzpauseszeichen und Satztonzeichen angegeben hätte. Die Beispiele sind meist treffend gewählt, wenn auch die aus Lessings *Laolon* entnommenen besser durch andere, dem Schüler leichter verständliche ersetzt worden wären. Mehrfach zeigt sich eine Ungleichheit der Schreibweise. Bald heißt es „behülflich“, bald „Hilfe“, ferner „gleichgültig“ und „gleichgültig“, „gegeneinander“ und „von einander“, „Mannsfeld“ und „Mansfeld“, „gewalt'gen“ und „freudgen“, „flücht'gen“ und „heilge“. Die Anwendung des Apostrophs ist überhaupt sehr verschieden (*Sonn, fahr, hab, brech — mög', säub'r, Kreis', verhüt'*). „Auf's“, „für's“ schreibt man nicht mehr, wohl aber „kenn's“ und „ging's“ und nicht „kenns“, „gings“. An einer Stelle heißt es „mit einem Mal“, an einer andern „zum letztenmal“. Manchmal ist unrichtig zitiert (z. B. S. 28 Z. 26 v. o. Lessings Epigramm: *Der Schmeichler*). Außerdem finden sich einige Druckfehler (in geschliffener Flasche, sich (sich), er sank statt es (das Weichen), ihr statt ihm (dem Köblein), Rentier statt Rentier) u. m. a. Sehen wir von diesen Mängeln ab, so gebührt dem Verfasser das Lob, eine fleißige und umfassende Arbeit geliefert zu haben, die gewiß mit Erfolg beim Unterrichte verwendet werden kann.

Dessau.

Kub. Friede.

Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten.  
Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Edart. Braun-  
schweig. Appelhans und Pfennigstorff 1893.

Nun ist das lang verheißene Buch von Edart endlich erschienen, und der Volkforscher wird die umfassende Sammlung von niederdeutschen Sprichwörtern mit Freuden begrüßen. Was sich innerhalb des niederdeutschen Gebietes an dialektischen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten findet, ist hier mit großem Sammlerfleiß zusammengetragen. Das niederdeutsche Sprichwort hat seine Heimat in Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Friesland, den Hansestädten, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Lauenburg, Pommern, Preußen, Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Lippe, Waldeck, Westfalen und in der Rheinprovinz. Daß noch einiges nachzutragen bleibt, ist bei der Fülle des zu verarbeitenden Materials selbstverständlich. Ich konnte besonders die aus Mecklenburg beigebrachten Sprichwörter nachprüfen.

In einem Werke, das Proben aus verschiedenen Dialekten bringt, mußte die Rechtschreibung besondere Schwierigkeiten machen. Der Verfasser ist meist dem Mittelniederdeutschen Wörterbuch von Lübben und Walthar, sowie den Wörterbüchern der niederdeutschen Mundart von Schambach, Rosgarten, Daunel, Stürenburg, ten Doornkaat-Koolmann, Woeste, und Molema gefolgt. In Bezug auf die niederdeutsche Grammatik sind die einschlägigen Werke von Ritter, Wiggers, Marahrens und vor allen Dingen von Nerger und Lübben maßgebend gewesen. Eine einheitliche Rechtschreibung für alle niederdeutschen Mundarten aufzustellen, hat der Verfasser nicht versucht; dies ist auch wohl unmöglich, bis wir ein den ganzen Dialekt umfassendes Wörterbuch besitzen. Eine Vokalverdoppelung ist vermieden, dafür sind die langen Vokale mit einem ^ versehen, die natura kurzen durch ein äußeres Merkmal der Kürze nicht weiter bezeichnet. Die Verdoppelung der Konsonanten ist angewendet, um einen natura langen Vokal als kurz darzustellen. Dies letzte halte ich für sehr gewagt, man denke an Worte wie od, Mecklenburg<sup>1)</sup> u. a. m. Ein und derselbe Gedanke ist mit Recht in mehreren Variationen im Sprichwort der verschiedenen Landschaften dargestellt, in der Auswahl hat der Verfasser praktischen Blick gezeigt. Ein Glossar wird mancher vermessen; die Gründe, die der Verfasser für die Weglassung desselben vorbringt, genügen mir nicht. Daß der Freund der Volkssprache an einzelnen Verhbeiten keinen Anstoß nehmen darf, ist selbstverständlich. Daß dies doch viele, Gelehrte und Laien, thun, liegt daran, daß sie die Frische und Natürlichkeit des Volkslebens nicht mehr verstehen. Sie

1) Wie offiziell geschrieben wird.

sehen mit Verachtung auf das Volk herab, dem sie ja meistens selbst entstammen.

Im einzelnen könnte ich aus Mecklenburg viele Sachen nachtragen. Vollständigkeit ist eben sehr schwer bei einem solchen Werke zu erreichen.

Bei dem Sprichwort S. 384: Erst de Næg, dann de Wæg, das der Verfasser aus Lübeck beibringt und mit einem Fragezeichen versehen, fällt mir aus Mecklenburg ein:

Irst ne Näs und denn ne Brill.  
Un denn ne Wæg und denn wat in.

Oder das andere, das ich bei Edart nicht finde:

Irst ne Parr (Pfarr)  
Un denn ne Quarr (Kind).

Ich werde gelegentlich in der Monatschrift „Am Urquell“ eine Nachlese aus Mecklenburg veröffentlichen. An dieser Stelle möchte ich Germanisten und Freunden der niederdeutschen Litteratur und Sprache das Buch angelegentlichst empfehlen.

Wismar i. M.

O. Glöbe.

Karl Marten, Rektor zu Sulingen. „Lies richtig!“ Anleitung zum Richtigsprechen. Deutsche Grammatik für die Oberstufe der Volks- und Bürgerschule, die Fortbildungsschule, die Präparandenanstalt und die unteren Klassen (Sexta bis Quarta) der höheren Schulen. Hannover. Karl Meyer 1890. I. Teil 76 S. Preis 50 Pf. II. Teil 96 S. Preis 60 Pf.

Das in kurzen, doch klaren Worten geschriebene Buch ist im wesentlichen recht für den Unterricht in den auf dem Titelblatte angegebenen Klassen geeignet. Die Formlehre wird auf 16 Seiten dargestellt. Sie beginnt mit den Hauptwörtern. Nicht einverstanden bin ich mit folgender Regel S. 5, 6: „Wenn mehrere Eigenschaftswörter allein vor einem Hauptworte stehen, so erhalten sie im Nominativ Singular und Plural die Endungen des bestimmten Artikels. In den übrigen Fällen ist dieses nur bei dem ersten Eigenschaftsworte der Fall, die anderen Eigenschaftswörter werden schwach dekliniert.“ Im Genitiv Singular des männlichen und sächlichen Geschlechts ist jetzt auch bei dem zuerst stehenden Eigenschaftsworte die schwache Form die häufigere; in den anderen Fällen steht aber auch das zweite und überhaupt jedes noch folgende Eigenschaftswort in der starken.

Unter die gemischte Konjugation wirft der Verfasser sehr Verschiedenartiges, so nicht bloß die Präterito-Präsentia, wie darf, dürfte,

durfte, gedurft, wofür ja diese Bezeichnung noch am besten paßt, sondern auch denke, dachte, gedacht und die schwachen Verben mit sog. Rückumlaut, wie sende, sandte, gesandt.

Die Satzlehre, welche vom Subjekt ausgeht, umfaßt 60 Seiten. Hier folgen jedesmal auf die Darstellung einer Regel Übungsstücke, in denen die einzulübenden Satztheile ohne Endung erscheinen, so nach Behandlung des Accusativobjektes S. 19, 2, 1: „Wir singen in der Schule ein— schön— Gesang, ein schön— Lied“. — Diese fehlenden Endungen sollen die Schüler nach der im Vorworte ausgesprochenen Ansicht beim Lesen ergänzen. Diese Methode dient entschieden zur Festigung des grammatischen Bewußtseins; nur wird je nach der Mundart der Schüler, der eine Lehrer diesen, der andere jenen Paragraphen kürzer oder eingehender behandeln müssen. — „Ich lasse den Arzt holen“ (S. 30) — ist nicht, wie der Verfasser will, ein Beispiel für den Accusativ mit dem Infinitiv, sondern von lassen ist als Objekt holen abhängig und von diesem wieder den Arzt. Der Verfasser meint wohl Fälle wie: „Ich lasse dich gehen“. Eine eigentümliche Verdeutschung von Apposition ist „Gleichstand“. — Zu oberflächlich sind Satzverbindung und Satzgefüge behandelt. Bei beiden giebt der Verfasser die Bindewörter in alphabetischer Reihenfolge, ohne sie und die mit ihnen angeknüpften Sätze nach der Bedeutung zu gruppieren. Wenn einem 11jährigen Schüler begreiflich zu machen ist, daß es Umstandsbestimmungen des Ortes, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes giebt, so sieht ein 13jähriger auch ein, daß dementsprechende Nebensätze existieren. — Daß der Verfasser die Umstellung nach und durchaus verwirft, ist nicht zu verwundern, da er Böschels Klarheit bringende Schrift noch nicht benutzen konnte.

Der 2. Teil bietet auf 84 Seiten 11 zusammenhängende Lesestücke gleichfalls mit weggelassenen Endungen. Es ist entschieden zu billigen, daß 5 davon Grimmsche Märchen sind. Angehängt ist diesem Teile noch ein 12 Seiten langes Verzeichnis der vorkommenden Verben, Adjektive und Präpositionen mit Angabe ihrer Aktion.

Borna, früher in Plauen i. B.

Carl Franke.

Prof. Dr. Gotthold Klee, Zu Ludwig Tiedts germanistischen Studien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums in Bausen. Ostern 1896. 31 S.

Knappe Darstellungen von Tiedts germanistischer Thätigkeit finden wir bereits in R. von Raumer's Geschichte der germanischen Philologie S. 296—304 und 323 fig., in Pauls Grundriß der germanischen

Philologie I, S. 59 flg., in Hayms Schrift: Die romantische Schule S. 808—814, in Scherers Abhandlung über Jacob Grimm, S. 60—65, in Fr. Pfaffs Aufsatz: Romantik und germanische Philologie (Heidelberg 1886) u. an anderen Stellen. Klee hebt nun in seiner vorliegenden dankenswerten Arbeit einzelne Punkte, die bisher noch keine eingehende Behandlung gefunden haben, heraus und stellt dieselben nach jeder Richtung hin klar. Er zeigt, wie Tiede zuerst durch seinen Freund Wilhelm Heinrich Wadenroder auf das deutsche Altertum aufmerksam gemacht wird und wie er, anfangs mit Widerstreben, sich den altdeutschen Denkmälern nähert und zuletzt sich so in sie vertieft, daß er in der Beschäftigung mit den altdeutschen Stoffen seine höchste Freude und Befriedigung findet. Tiedes Erneuerung der HeymonsKinder, der schönen Magelone, der Minnelieder, seine Vorrede zu diesen, durch die Jacob Grimm, wie er selbst in späteren Jahren dem alten Romantiker bekannte, „zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht und ermuntert wurde, diesem Gebiete seinen Fleiß zu widmen“, die Übersetzung der erst nach Tiedes Tode veröffentlichten Teile des Nibelungenliedes, des Frauendienstes von Ulrich von Lichtenstein, eine Sammlung einer Reihe deutscher Dramen des 15.—17. Jahrhunderts, die er unter dem Titel „Deutsches Theater“ 1817 herausgab, seine Abschrift der vatikanisch-pfälzischen Rothehandschrift, seine Pläne und Vorarbeiten für die Herausgabe des „Deutschen Heldenbuches“, das aber nicht zu stande kam, werden von Klee aufs eingehendste geschildert und liebevoll gewürdigt. Der boshafte Hohn und die brutale Grobheit gelehrter Kritiker der damaligen Zeit, die Tiedes Bestrebungen gar nicht zu verstehen vermochten, werden ebenso bargelegt wie der innige Anteil begeisterter und wahrhaft gebildeter Männer. Besonders belebt wird die Darstellung durch den Abdruck verschiedener bisher ungedruckter Briefe Tiedes an Wilhelm Schlegel, von der Hagen, den Verleger Mohr in Heidelberg, deren Handschriften sich auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden befinden.

Die schöne Arbeit Klees sei allen Freunden unserer Sprache und Litteratur aufs wärmste empfohlen.

Dresden.

Otto Lyan.

W. J. Niehl, Land und Leute. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1895. 176 S.

Daß unseren lebenden Dichtern und der Dichtung der Gegenwart eine ganz andere Berücksichtigung von der Schule zu teil werden muß, als es bisher geschehen ist, wenn von einer gesunden, wirklich nationalen

Erziehung die Rede sein soll, ist eine Forderung, die glücklicherweise in immer weitere Kreise Eingang findet. Ein außerordentlich glücklicher Gedanke war es daher, daß Theodor Matthias, einer der begabtesten und vorzüglichsten Kenner unserer Sprache und Litteratur, sich entschloß, einen unserer hervorragendsten Schriftsteller, Wilhelm Heinrich Riehl, durch eine Auswahl aus seinem verbreitetsten Werke, aus seiner Naturgeschichte des Volkes, der Schule bequem zugänglich zu machen. Den ersten Band dieses Werkes Land und Leute bietet uns hier Matthias dar. Die Auswahl ist vortrefflich, eine wertvolle Einleitung, die uns in Riehls Leben und Schaffen einführt, geht voraus, knappe, aber immer den Kern der Sache treffende Anmerkungen sind überall, wo es nötig erschien, beigelegt. Allerdings wünschte ich bei einer neuen Auflage Anmerkungen, die zu Bekanntes bringen, wie über die Titanen, Sardanapal, Mozart u. a., gestrichen, da doch das Bändchen nur in den obersten Klassen gelesen werden kann. Für die oberen Klassen müssen die Anmerkungen immer vor allem die Erhöhung des ästhetischen Genusses im Auge haben, selbst Philologisches muß hier entschieden zurücktreten. Wir begrüßen das Unternehmen, das mit diesem Bändchen so verheißungsvoll ins Leben tritt, mit lebhafter Freude und wünschen ihm reichen Erfolg. Ich habe das Bändchen bereits meinen Oberprimanern zur Privatlektüre empfohlen und habe mich an dem lebhaften Anteil erfreut, mit dem die Schüler sich der Lektüre dieses anziehenden Werkes hingaben.

Dresden.

Otto Lyon.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Marktscheidkunst und im Knappschaftswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1895.

Das vom Zweigverein zu Freiberg unter Leitung des Herrn Prof. Dr. M. Rachel bearbeitete Heft ist als eine mit Besonnenheit, Sorgfalt und Sachkunde ausgeführte Arbeit zu rühmen. Viele Verdeutschungen sind sehr glücklich, z. B. Admissionsdampf — frischer Dampf, Kesseldampf; Amalgam: Quicksilber; amalgamieren — verquicken; Anemometer — Luftpumpmesser, Windmesser (beim Bergbau: Wettermesser); Centrifugalventilator — Wetterrad, Wettertrommel, Flügelrad (— gebläse); Montanaktien — Bergwerksaktien u. s. w.

Dresden.

Otto Lyon.

## Zeitschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, 8. Band, Heft 3. Abhandlungen: Ludwig Ehr. Stern, Die ostianischen Helbenlieder. III. — Marcus Landau, Die Dramen von Herodes und Mariamme. — Seit Salentin, Dichterisch und Poetisch. — Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Litteratur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Übersetzung der Divina Comedia (1767/69). I. — Vermischtes: A. Ludwig Stiefel, Zwei Schwänke des Hans Sachs und ihre Quellen. — A. Ludwig Stiefel, Über die Quelle der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners. — Besprechungen: Reinhold Beckstein (+), Die Quellen von Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orleus“. Eine kritische Studie von Victor Heidler. — Marcus Landau, Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. I. Die schöne Magelone, herausgegeben von Joh. Volke. — Karl Landmann, Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmeßhausen, von Karl Amerzbach. — Jacques Parmentier, Le poëme de Gudrun; ses origines, sa formation et son histoire par Albert Fécamp.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, Neue Folge, 2. Band, Heft 4. Henry Simonsfeld, Ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1494. — Richard Müller, Über die historischen Volkslieder des 30 jährigen Krieges (Schluß). — J. Silbermann, Berlinisches Geisteswesen im 17. und 18. Jahrhundert. — Mitteilungen und Notizen: Volkstümliche Bestrebungen. — Historische Vereinschriften. — Neue Bücher. — Neue Zeitschriftenaufsätze. — Besprechungen: R. von Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora (D. Schrader). — Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796, herausgegeben von A. Leismann (Georg Steinhäufen). — Hermann Schrader, Der Bilder Schmud der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten (Georg Steinhäufen). — Pförtner Stammbuch (1548—1898) zur 350 jährigen Stiftungsfeier der Königl. Landesschule Pforta, herausgegeben von Max Hoffmann (E. Döhler). — Nachtrag zum vorigen Heft (John Meier).

## Neu erschienene Bücher.

- Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 7. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895. XII, 419 S. Pr. M. 3.
- A. Franz, Schul-Andachten. Drittes (Schluß-) Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 120 S. Pr. M. 1,60.
- Edmund Weissenborn, Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voss. 2. Bändchen: Odyssee. Mit Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 152 S. Pr. geb. M. 1,40.
- E. Schmid und Fr. Speyer, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des Deutschen Lesebuches für höhere Mädchenschulen von G. Wirth nach den preussischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Erster Teil. Für Klasse VIII und VII (2. und 3. Schuljahr). Leipzig, B. G. Teubner 1895. XII, 319 S. Pr. geb. M. 2,40.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.



# Die Sage vom Binger Mäuseturm in ihren geschichtlichen, litterarhistorischen und mythischen Beziehungen.

Von E. Feiß in Bingen a. Rh.

Der 1. Teil der folgenden Untersuchung ist in dem Jahresberichte der Binger Realschule zu Ostern 1893 (Nr. 633) in verkürzter Form schon erschienen. Er wird hier nochmals in erweiterter und stellenweise berichtigter Fassung zugleich mit dem noch nicht veröffentlichten 2. und 3. Teile geboten. Da die Sage vom Binger Mäuseturm in den meisten deutschen Lesebüchern anzutreffen ist und daher im deutschen Unterricht besprochen wird, so dürfte sich die nachstehende Abhandlung der Beachtung der Lehrer des Deutschen empfehlen. Die Nachweise sind am Schlusse zusammengestellt, und im Text ist mit fortlaufenden Zahlen auf sie verwiesen.

## I. Geschichtlicher Teil.

Von den Sagen, die in deutschen Landen erzählt werden, ist wohl keine so volkstümlich wie die Sage vom Binger Mäuseturm. Kaum ist auch irgend eine Sage so oft Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen wie gerade diese weitverbreitete Erzählung von dem schauerlichen Ende des Erzbischofs Hatto von Mainz. Aber mag auch die gelehrte Forschung mancherlei Licht auf den rätselhaften Kern der Sage geworfen haben, so harren doch viele und wesentliche Punkte noch immer der Aufklärung, und das Dunkel, das den Ursprung der Sage umgiebt, ist noch nicht gewichen. Schwankend ist unter anderm, ob unter Erzbischof Hatto der Erste (891—913) oder der Zweite (968—970) dieses Namens gemeint ist; unerklärt ist ferner, weshalb sich die Sage gerade an den sogenannten Mäuseturm bei Bingen heftete; und zu entscheiden bleibt noch, ob die Sage am Rhein selbst entstanden oder dorthin gewandert sei, da sie, wie wir in einem späteren Teile noch sehen werden, in mannigfacher Gestalt bei vielen deutschen Stämmen und auch fremden Völkern umläuft.

Ehe wir aber dazu übergehen können, die Ergebnisse der Forschung darzustellen und zu betrachten, um sie entweder anzunehmen oder zu verwerfen, und gegebenen Falles unhaltbare Ansichten durch neue zu ersetzen, müssen wir uns vorerst mit dem Inhalt der Sage und mit ihrer Überlieferung vertraut machen. Dabei ist es nun nicht unsere Absicht, die letztere bis in die Einzelheiten zu verfolgen — was auch weder

förderlich noch unterhaltend wäre —, sondern die mitzuteilenden Proben sollen uns nur insoweit ein deutliches Bild von ihr entrollen, daß wir wohlausgerüstet an die Kritik der geschichtlichen Thatfachen und der örtlichen Beziehungen der Sage herantreten können.

Die Fassung, in der die Sage heutzutage gewöhnlich in Lesebüchern, Rheinsagen und ähnlichen Werken anzutreffen ist, geht zurück auf die folgende Erzählung, die sich in den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, I, Nr. 242, findet:

#### Der Binger Mäuseturm.

Zu Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Thurm, von dem nachstehende Sage umgeht. Im Jahre 974\* ward große Theuerung in Deutschland, daß die Menschen aus Noth Ragen und Hunde aßen und doch viele Leute Hungers starben. Da war ein Bischof zu Mainz, der hieß Hatto der andere, ein Geizhals, dachte nur daran, seinen Schatz zu mehren und sah zu, wie die armen Leute auf der Gasse niederfielen und bei Hausen zu den Brotbänken liefen und das Brot nahmen mit Gewalt. Aber kein Erbarmen kam in den Bischof, sondern er sprach: „lasset alle Armen und Dürftige sammeln in einer Scheune vor der Stadt, ich will sie speisen“. Und wie sie in die Scheune gegangen waren, schloß er die Thüre zu, steckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune sammt den armen Leuten, Jung und Alt, Mann und Weib. Als nun die Menschen unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Bischof Hatto: „hört, hört, wie die Mäuse pfeifen!“ Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuse Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen, und vermochte sich mit aller seiner Gewalt nicht wider sie behalten und bewahren. Da wußte er eublich keinen andern Rath, als er ließ einen Thurm bei Bingen mitten in den Rhein bauen, der noch heutigen Tags zu sehen ist, und meinte sich darin zu fristen, aber die Mäuse schwammen durch den Strom heran, erklimmen den Thurm und fraßen den Bischof lebendig auf.

Zur Zeit, da die vollstümliche deutsche Dichtung und Geschichtsschreibung wieder mehr in den Vordergrund tritt, gegen Ende des 15. und besonders im 16. Jahrhundert, begegnen wir der Erzählung von Hattos Tod durch die Mäuse sehr häufig nicht bloß in gelehrten geschichtlichen Werken, sondern auch in Büchern, die für das Volk geschrieben waren und eine weite Verbreitung fanden. Freilich ist die damalige Zeit bereits so aufgeklärt, daß sie die Glaubwürdigkeit der Sage schon

\* Die Zeitbestimmung ist falsch; Hatto II. starb schon 970.

in lebhaften Zweifel zu ziehen wagt. So erzählt Sebastian Münster in seiner „Kosmographie“ (Weltbeschreibung) vom Jahre 1550 die Geschichte folgendermaßen:<sup>1)</sup>

„Es war ein Bischoff zu Metz zu den Zeiten des großen Keyfers Otten/nämlich anno Christi 914.\* Der hieß Hatto/under dem entstund ein groff Thewring/und da er sahe daß die armen Leut grossen Hunger litten/versammlet er in ein Schewr viel armer Leut/und ließ sie darinn verbrennen: dann er sprach: es ist eben mit jenen als mit den Meusen die das Korn fressen/und niergend zu nützlich sind. Aber Gott ließ es nicht ungerochen. Er gebote den Meusen daß sie mit Hauffen über ihn lieffen/jm Tag und Nacht keine ruhe ließen/wolten ihn also lebendig fressen. Da flohe er in diesen Thurm\*\*/und verhofft er würd da sicher seyn vor den Meusen. Aber er mocht dem Urtheil Gottes nicht entrinnen/sondern die Meuß schwammen durch den Rhein zu jm. Da er das sahe/erkannt er das Urtheil Gottes/und starb also under den Meusen.“

Vorsichtigerweise fügt aber der Schriftsteller noch hinzu:

„Wilt du es für ein Fabel haben/ will ich nicht mit dir darumm zanken/ ich hab diß Geschicht mehr dann in einem Buch gefunden.“

Eine beigegebene kleine Zeichnung stellt die Mäuse dar, wie sie über den Rhein schwimmen und an einem von den Wellen umspülten runden Turm hinauffletterten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts (1595) erzählt Georg Rollenhagen im „Froschmäuseler“<sup>2)</sup> die Sage in poetischer Form wie folgt:

Als Hatto Bischoff zu Metz/  
Das Korn samlet in sein Grenz/  
Und arme Leut kamen gelauffen/  
Und ihr Geld ihm Korn abzulauffen/  
Versperrt er die in eine Schewr/  
Und ließ sie verbrennen im Fewr/  
Als aber die gefangene Mann/  
Ihr jammer Geschrey siengen an/  
Lacht der Bischoff von herzen Grund/  
Sprach mit seinem Gottlosen Mund/  
Wie schön können die Kornmeuß singen?  
Kompt/ kompt/ ich wil euch mehr Korn bringen/  
Von stund an sahe der Abendthewr/  
Die Meuß lieffen zu ihm von Fewr/  
So heuffig/ das niemand kont wehren/  
Sie wolten ihn lebend verzehren.

\* Hier beachte man den doppelten Irrtum: Hatto der Erste starb schon 918, und Otto der Große kam erst 936 zur Regierung.

\*\* Nämlich den (als in der Nähe Bingen's liegend) erwähnten und abgebildeten Mäuseturm.

Darumb bawt er mitten im Rein/  
 Ein hohen Thurm von rothen Stein/  
 Den ewr viel haben gesehen/  
 Darauff der Mäusen zu entgehen /  
 Aber es war verlornē Sach/  
 Sie schwommen ihm mit hauffen nach/  
 Etign mutig den Thurm hinauff/  
 Frassen ihn ungebraten auf.

Von Interesse dürfte es dann sein, neben diesen beiden volkstümlichen Darstellungen des 16. Jahrhunderts, der prosaischen des Sebastian Münster und der poetischen des Georg Rollenhagen, auch eine gelehrte Fassung aus derselben Zeit etwa kennen zu lernen. Ich entnehme sie aus der „Mainzer Geschichte“ des 1735 verstorbenen Georg Christian Joannis, der das Geschichtswerk des 1604 gestorbenen Professors an der Mainzer Universität, Serarius, neu herausgab und fortsetzte.<sup>3)</sup> Der Bericht über den Tod Hatto's II. war von diesem aus einem von 1559 bis 1574 erschienenen Werke, den sogenannten Magdeburger Centurien, entlehnt worden.<sup>4)</sup> Hier folgt er in deutscher Übersetzung:

„Mitten im Rheinstrom, nahe bei Bingen, einer bei Tacitus\* und Ammianus\*\* häufig erwähnten Stadt, wird ein Turm gezeigt, der so allgemein „Mäuseturm“ genannt wird, daß kaum ein Schiff vorüberfährt, ohne daß die Sage davon den Reisenden, die sie noch nicht kennen, von den andern erzählt wird. Es befindet sich auch nahe bei Mainz ein Hügel, der als Zeuge für die Veranlassung dienen kann, weshalb Hatto von den Mäusen verzehrt worden ist. Er heißt nämlich Hattenberg (heute „Gardenberg“?), weil die Ansicht besteht, jener habe sich auf diesem Berge der Erholung und auch der Sparsamkeit halber ein Schloß erbaut, damit die Armen und Dürftigen (die wir nach Gottes Rathschluß immer unter uns haben, besonders in den Städten, und die er selbst als hartherziger Mann verachtete) ihm nicht leicht nahen könnten, indem er mit seiner Wohnung auch seinen Anblick ihnen entrückte.“

„Denn zu Zeiten einer Hungersnot soll er eine sehr große Anzahl Almosen heischender Bettler in eine geräumige Scheuer eingesperrt haben, als ob er durch seine Freigebigkeit sie speisen wollte, dann aber Feuer anzulegen und sie zu verbrennen befohlen haben. Als ihr Wehgeschrei aus den Flammen herausgehört wurde, sagte der Bischof, das seien die Mäuse. Aber im dritten Jahre seines Kirchenamtes traf ihn die gött-

\* Tacitus, der größte der römischen Geschichtsschreiber, lebte von 55—120 n. Chr. etwa. Seine Geschichte der römischen Kaiserzeit von Augustus Tod († 14 n. Chr.) an wurde von

\*\* Ammianus Marcellinus (380—400 n. Chr. etwa) fortgesetzt bis zum Jahre 378 n. Chr.

liche Rache. Denn ein Haufen Mäuse griff ihn an und setzte ihm so zu, daß er keinen Ort finden konnte, wo er vor ihren Bissen sicher gewesen wäre. Endlich ließ er einen Turm im Rheinstrom selbst erbauen, hoffend, daß er dort sicher sein werde. Aber jene Tiere schwammen wunderbarer Weise über den Rhein, erklimmen den Turm und töteten den Bischof selbst durch ihre Bisse. Auch den Namen des Kirchenfürsten nagten sie infolge der göttlichen Rache ab, wo sie ihn an den Wänden oder auf den Tapeten geschrieben fanden."

Im Vorhergehenden haben wir die Sage in jüngerer Gestalt und verschiedenen älteren Fassungen kennen gelernt. Wir werden jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die ihr zu Grunde liegenden, angeblich geschichtlichen Thatsachen lenken und alsdann zur Betrachtung des Ortes übergehen, an den sich die Sage geheftet hat, den Mäuseturm im Rhein bei Bingen. Die nun folgende Untersuchung soll uns auch instand setzen, die Zeit der Entstehung der Hattofrage zu begrenzen, da uns die Überlieferung hierüber keinen Aufschluß giebt, und wir darauf angewiesen sind, bei dem Mangel von Anhaltspunkten in der äußeren Geschichte der Sage, unsere Zuflucht zu inneren Kriterien zu nehmen, um das Aufkommen der Sage zeitlich zu bestimmen, soweit sich dies ermöglichen läßt.

Aus den mitgeteilten Berichten über Hatto's Ende wollen wir zunächst zwei Umstände hervorheben, auf die wir näher eingehen müssen. Erstlich schwanken die Schriftsteller zwischen Hatto I. und Hatto II. als Sagenträger\*, und ferner wird behauptet, daß der betreffende Hatto den Mäuseturm bei Bingen habe erbauen lassen.

Der älteste Chronist, der die Sage erwähnt, der Meißener Priester Sigfried († 1307), der am Ende des 13. Jahrhunderts sein Geschichtswerk schrieb, berichtet den Tod durch Mäusebisse von Hatto I. und zwar zum Jahre 923.<sup>5)</sup> Das ist nun freilich ein kleiner Irrtum, denn Hatto I. starb schon 913, aber deshalb dürfen wir mit einem Schriftsteller jener Zeit nicht zu streng ins Gericht gehen. Halten wir also daran fest, daß schon in früher Zeit die Sage Hatto I. jenes schreckliche Ende zuschrieb. Und in der That spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es ursprünglich Hatto I. gewesen sein mußte, dem der Tod durch die Mäuse angedichtet wurde, und nicht Hatto II. Denn dieser hat überhaupt nur zwei Jahre, von 968—970, auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen und die Geschichte weiß von ihm so gut wie nichts zu melden.<sup>6)</sup> Über einen solchen Mann wird die Erinnerung späterer Zeiten rasch hinweggegangen

\* Überwiegend aber wird Hatto II. dafür angesehen, so auch in der Fassung bei Grimm und in der Erzählung, die oben zuletzt abgedruckt ist.

sein, während Hatto des Ersten Thaten die Phantasie des Volkes so gewaltig erregten, daß die deutschen Stämme vom Meer bis zu den Alpen seine Thaten in Liedern besangen, wie es uns höchst glaubwürdige Chronisten, Otto von Freisingen und der Mönch Ekkehard erzählen.<sup>7)</sup> Kein deutscher Kirchenfürst des 10. Jahrhunderts wie auch der vorangegangenen und der nächstfolgenden Zeit hat eine ähnliche Machtfülle in seiner Hand vereint und gleichen Einfluß auf das staatliche und wohl auch auf das kirchliche Leben ausgeübt, wie der von König Arnulf im Jahre 891 zum Erzbischof von Mainz erhobene ehemalige Abt von Reichenau. Unter drei deutschen Herrschern, dem durch seine Mitwirkung zum Kaiser gekrönten (896) Arnulf, seinem minderjährigen Sohne, Ludwig dem Kinde (900—911), und unter dessen Nachfolger, Konrad I. von Franken, kämpfte er für die Rechte des Königs gegen aufrührerische Herzöge, halb im Westen, halb im Osten und halb im Norden des Reichs. Daß er dabei nicht immer den Weg des Rechts und der Ehrlichkeit innegehalten habe, ist eine schon von gleichzeitigen und auch von späteren Schriftstellern aufgestellte Behauptung, welche die moderne Forschung teils anerkennt, teils verworfen hat.<sup>8)</sup> Für unsere Zwecke ist der Streit über Hattos Schuld oder Unschuld gleichgiltig; es genügt uns zu wissen, daß „die Geschichte vom Verrate Hattos noch nach Jahrhunderten von Bänkelsängern auf den Gassen gesungen wurde“, wie Ernst Dümmler (an dem in der hinterstehenden Anmerkung 8 genannten Orte) sagt. Zwei Männer waren es besonders, die unter Hattos Gegnerschaft zu leiden hatten. Der eine war Adalbert von Babenberg, der wegen Landfriedensbruch von einem Reichsheere in seiner Burg Theres am Main belagert und nach der Einnahme dieser Burg im Jahre 906 enthauptet wurde. Die Schuld an der Gefangennahme des tapferen Fürsten schrieb die später allgemein herrschende Ansicht dem Erzbischof Hatto von Mainz zu. Der andere Stammesfürst, den Hatto zu vernichten trachtete, war Heinrich von Sachsen, der Gegner König Konrads I., der spätere König Heinrich I. Die Geschichte der Fehde zwischen dem einflussreichen Kirchenfürsten und dem mächtigen Sachsenherzoge ist überwuchert von Sagenbildungen mancherlei Art, die unter den Sachsen entstanden,<sup>9)</sup> zugleich dem alten Stammesgegensatz zwischen diesen und den Franken erneuten Ausdruck verliehen.

Es war also Hatto in der Meinung des Volkes und insofgedessen auch nach der Ansicht der Chronisten zum Verräter gestempelt worden, und das Rechtsbewußtsein jener Zeiten mußte die dementsprechende Sühne, wenn sie nicht thatächlich stattfand, wenigstens erdichten. So läßt ihn denn ein Teil der mittelalterlichen Geschichtsschreiber vom Blitz getroffen sterben, ein anderer an Gewissensbissen und ein dritter endlich durch die Mäuse zu Grunde gehen.<sup>10)</sup> Der Magister Engelhus z. B. läßt ihn in seinem

zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßten „Chronikon“ des letzteren Todes sterben; dann aber wird er zur weiteren Strafe für seinen Verrat an Albalbert von Babenberg von Dämonen in den Ätna hinabgestürzt, während eine Stimme ruft:

Sic peccata lues, sicque ruendo ruas; zu deutsch: So wirfst du deine Sünden büßen und so im Sturze versinken!

Wir erhalten demnach aus dem eben Ausgeführten folgendes Ergebnis: Von Hatto II. wird freilich häufiger als von Hatto I. berichtet, daß ein göttliches Strafgericht den Tod durch Mäuse über ihn verhängt habe, ohne daß aber ein geschichtlicher Grund ersichtlich wäre, weshalb er die Strafe verdient hätte. Denn von der in der Sage selbst erwähnten Veranlassung, er habe während einer Hungersnot die Armen in eine Scheuer einsperren und verbrennen lassen, müssen wir schon um deffentwillen absehen, weil aus dem ganzen 10. Jahrhundert von keiner Hungersnot berichtet wird,<sup>11)</sup> und doch ließen sich sonst die Chronikisten die Erwähnung eines von so verderblichen Folgen begleiteten Ereignisses nie entgehen. Von Hatto I. wird aber nicht bloß der Tod durch Mäusebisse erzählt, sondern es werden auch noch andere Arten eines unnatürlichen Todes von ihm berichtet, und zwar zur Strafe für seine mindestens allgemein geglaubten, wenn nicht wirklich begangenen Unthaten. Daher dürfen wir wohl mit gutem Fug annehmen, daß in der ursprünglichen Gestalt der Sage der Tod durch die Mäuse von Hatto I. und nicht von Hatto II. erzählt wurde.

Es erübrigt uns noch zu untersuchen, wie so es kam, daß dennoch die überwiegende Zahl der Geschichtschreiber jenes entsetzliche Ende Hatto II. andichtete, und ob sich für dieses Vorgehen eine geschichtliche Grundlage finden läßt.

Die Familie, aus der Hatto II. stammte, war verhaßt, weil sie es gewagt hatte, an den Erzbischof Friedrich Hand anzulegen; er selbst war als hochmütig und habüchtig verrufen. Diese Eigenschaft mag es vielleicht gewesen sein, die ihn veranlaßte, alle Mönche aus dem Kloster Disibodenberg (an der Nahe) zu vertreiben, ein Unrecht, das in den Augen kirchlicher Chronikisten freilich sehr schwer wog.<sup>12)</sup> War es doch ein ähnliches Vergehen, nämlich die Beraubung des Klosters Ebersheim, das als Grund dafür angeführt wird, weshalb Bischof Alawich von Straßburg (999—1001) von den Mäusen gefressen worden sei, einer von den Männern, an den sich gleichwie an seinen Vorgänger Wilberolf (991—999) dieselbe Sage wie an Hatto geheftet hat. So mag denn ein mönchisch gesinnter Chronist auch diesem die Sühne in Gestalt des Todes durch die Mäuse angedichtet haben; das Volk selbst hatte ja keine Ursache, den Erzbischof als Übelthäter zu brandmarken, da die Ver-

anlassung zur Vertreibung der Mönche sich wahrscheinlich aus Streitigkeiten über das gegenseitige Verhältnis von Kloster und Oberhirt ergeben haben wird.

Wir hätten nunmehr über die Person des Sagenträgers das Erforschbare festgestellt und können jetzt dazu übergehen, den Ort, an dem die Sage lokalisiert ist, einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Wir erwähnten oben, daß von den älteren Geschichtsschreibern und der Sage überall berichtet wird, der Mäuseturm bei Bingen sei von Erzbischof Hatto erbaut worden, als er sich vor der göttlichen Strafe flüchten mußte. Damit wäre die Entstehungszeit dieses Bauwerks ins 10. Jahrhundert gerückt, in den Anfang desselben, wenn wir Hatto I., an das Ende, wenn wir Hatto II. (was weniger wahrscheinlich ist, wie oben ausgeführt) als Träger der Sage ansehen.

Zunächst sei hier die Beschreibung des Mäuseturms wiedergegeben, die wir in dem bekannten, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Werke des Geographen Merian finden, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts herauskam.<sup>15)</sup> Er sagt: „Ein Büschenschuß unter der Stadt/ stehet auff einer kleinen Insel in dem Rhein, der beruffene Mäusthurn/ gleichsam als ein kleines Schloß, welcher auff einem Felsen, und auß grossen und wehrhaften Steinen, wider alle des Flusses Wellen und Güsse erbauet ist. Wann der Rhein klein wird so mercket man am Felsen, umb den Thurn, der heut zu Tag stehet, daß entweder Mauren, oder ein anders Gebäu dagewesen, und daß mit grosser Mühe desselben Grund gelegt worden; in deren größern Steinen man etlichmal Zeichen von etlichen Kreuzlein, oder gleichsam Speychen von Rädern,\* und in dem Thurn selbst, ein ausgehöletes Loch, in welches man heutiges Tags diejenige, so in dem benachbarten Bollhaus\*\* sich vergreifen, zu stecken, findet.“

Hiernach zu schließen, scheint der Turm aus den Stürmen, die im dreißigjährigen Kriege auch über ihn ergingen, ziemlich gut davongekommen zu sein. Auf Merians Abbildung hat der Mäuseturm ein hohes, spitzes Dach mit vier kleineren, auf den Ecken auspringenden Türmchen, nebst einem größeren fünften nach der Stromseite zu. Vor dem Turm befand sich eine kleine gemauerte Verschanzung. Diese Gestalt hat der Turm heute nicht mehr. In dem Raub- und Brandkriege von 1689 wurde er zugleich mit Bingen von den Franzosen ausgebrannt, und nur die Um-

\* Offenbar das Wappen der Mainzer Erzbischöfe, ein Rad oder zwei Räder mit einem Kreuze dazwischen. Man vergl. über den sagenhaften Ursprung desselben das Gedicht „Willegis“ von August Kopisch.

\*\* Dieses Bollhaus befand sich unterhalb der Burg Ehrenfels auf dem rechten Rheinufer und war mit dieser durch Mauern verbunden.



fassungsmauern blieben stehen. So lag der Turm bis zur Mitte unseres Jahrhunderts da. Einer in den vierziger Jahren von dem Binger Kreisphysikus Dr. Reuscher verfaßten und in der Bibliothek der Binger Realschule aufbewahrten handschriftlichen Beschreibung des Mäuseturms entnehme ich folgende Mitteilung über den damaligen Zustand des Bauwerks: „Tausend Schritte oberhalb des Binger Lochs liegt kaum 150 Schritte vom linken Ufer im Rheine auf einem 70 Schritte langen und 20 Schritte breiten Quarzfelsen der „Mäusthurm“. Hinter dem Felsen bildete sich in dem toten Wasser durch Steingerölle und Erde eine 180 Schritte lange, schmale Au, die nunmehr mit Weiden und Alazien bepflanzt ist. Der Turm ist 50 Pariser Fuß hoch und bestand, den Unterbau, welcher zum Kellergewölbe diente, mitgerechnet, aus vier Stockwerken. Zu dem ersten Stockwerk gelangte man außerhalb des Turmes auf der rechten Seite mittels einer hölzernen Treppe zu einer Art Altan, auf welche die eigentliche Thür sich öffnete. Dieser ganze Stock diente zur Küche, wovon man die Bruchstücke des Rauchfangs und Schloßes noch gewahrt, und war wahrscheinlich der gewöhnliche Aufenthaltsort der Wächter. Von hier gelangte man auf einer steinernen Wendeltreppe, die sich außerhalb des Turmes in einem, an der dem Strome entgegengesetzten Seite des Hauptturmes, angebauten Türmchen befand, in die beiden obern Stockwerke. Bis zum ersten Stock ist dieses Türmchen in seiner ganzen Masse ausgemauert und diente, indem es sich außerhalb nach dem Felsen hin mit einer breiten Basis ausdehnt, zur Strom- und Eisbreche. Zehn Schritte vor dem Turm findet man noch Mauerreste einer spitzwinkligen Verschanzung . . . . .“

„In dem kalten Winter 1845 gingen der Direktor der Binger Realschule [E. Sander] und der Verfasser dieses [Dr. Reuscher] am 23. Februar über das Eis nach dem Mäuseturm, um sich zu überzeugen, ob noch Spuren eines Wappens oder einer Steinschrift an dem Turm zu finden seien. Ihr Bemühen ward auch belohnt, indem sie auf der linken Turmseite am zweiten Stockwerke *al fresco* gemalte Überreste der Wappen von Kurmainz und derer von der Lehen fanden . . . Diese rühren von der unter der Regierung des Kurfürsten Damian Hartard (1675 — 1678) vorgenommenen Reparatur her.“

In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts erst wurde der Turm von der Königl. Preussischen Strombauverwaltung, unter deren Aufsicht er bis heute steht, ausgebessert. Seit diesem Umbau läuft der Turm in eine Plattform aus, an deren vier Ecken krenelierte Türmchen auf der krenelierten Umfassung stehen; nach der Stromseite zu steht ein höheres gleiches Türmchen mit einer Fahnenstange. Das Innere ist nicht weiter sehenswert. Vom Erdgeschoß führt eine Wendeltreppe zu

kleinen Räumen, deren oberster den Währschauern als Aufenthaltsort dient. Um den Signaldienst zu thun, treten sie auf die Plattform. Allerhand der Strombauverwaltung gehörige Gegenstände, wie Pläne, Maschinenmodelle und ähnliches mehr, füllen die kleinen Zimmer. Übrigens ist der Zutritt zu dem Mäuseturm nicht jedermann ohne weiteres gestattet, denn auf der Insel lagern große Vorräte von Dynamit, die zu den Sprengungsarbeiten im sog. Binger Loch, einer im Rheinbette weiter abwärts befindlichen Kette von Felsenriffen, Verwendung finden.

Zum ersten Male nun in der geschichtlichen Überlieferung treffen wir auf den Namen des Turmes in der Form: „Der Mausesturm“ in den *Annales Hirsaugiensens* des Abtes Trithemius, der 1516 starb.<sup>14)</sup> Doch die Entstehung des Turmes selbst reicht jedenfalls in eine weit ältere Zeit zurück. Manches spricht dafür, daß er im 13. Jahrhundert erbaut worden ist. Zunächst sollte nach einer verbreiteten Ansicht die vor dem Umbau vorhandene ältere Bauart es erweisen, daß er zu dieser Zeit errichtet worden ist, vielleicht gleichzeitig mit dem Schloß Ehrenfels unter Erzbischof Siegfried II.<sup>15)</sup> Er gehörte wohl zu dieser Sommerresidenz der Mainzer Erzbischöfe, was auch dadurch bestätigt zu werden scheint, daß sich in Merians Abbildung Befestigungen vom Ehrenfels herab an den Rhein ziehen, die offenbar den Zweck hatten, die Burg in steter, sicherer Verbindung mit dem Zollhaus, dem Rhein und dem darin befindlichen Turm zu halten. Dürfen wir also aus der Bauart des Turmes und des Schlosses auf die gleichzeitige Entstehung der beiden Bauwerke schließen, und weist jene durch ihre Eigenart auf die Technik des 13. Jahrhunderts hin, so wird das Vorhandensein der Burg Ehrenfels zu dieser Zeit durch eine Urkunde aus dem Jahre 1239 bewiesen, in der ein Johannes, Zollschreiber auf Ehrenfels, erwähnt wird.<sup>16)</sup> Eine wahrscheinlich ins Jahr 1222 zu setzende Urkunde, deren Echtheit oder richtige Überlieferung freilich erheblichen Zweifeln begegnet<sup>17)</sup>, enthält einen Schiedsspruch zu Gunsten Siegfrieds II. gegen die Witwe des Erbauers der Burg, Philipp von Bonlanden, der sie im Auftrage jenes Erzbischofs erbaut haben soll.

Gegenüber dieser Ansicht nun, die die Erbauung des Mäuseturmes gleichzeitig mit der von Schloß Ehrenfels ins 13. Jahrhundert fallen läßt, besteht die ältere Meinung,<sup>18)</sup> die den Erzbischof Willigis (975—1011) für den Erbauer des Turmes hält. Wenn auch eine auf diesen Kirchenfürsten bezügliche Inschrift, die sich früher am St. Stephansturm in Mainz befand und in ihrem Schlußverse gänzlich unverständlich ist, jetzt nicht mehr als Beweis angeführt wird,<sup>19)</sup> so läßt sich doch nicht leugnen, daß Erzbischof Willigis, der dem Erzstift die linksrheinische Strecke von der Selz bis zur Heimbach und das Rheingau erwarb, Grund genug

zur Anlegung dieses Turmes zur Sicherung des Verkehrs auf dem Rhein gehabt haben mag. Denn dafür, daß der Mäuseturm schon vor dem 13. Jahrhundert bestanden hat, scheint doch der Umstand zu sprechen, daß wir, wie oben erwähnt, die Sage vom Binger Mäuseturm am Ende des 13. Jahrhunderts schon völlig ausgebildet finden, und wir immerhin doch annehmen müssen, daß eine gewisse Spanne Zeit verstrichen war, ehe der neuerbaute Turm dem Volke so vertraut geworden war, daß sich eine Sage an ihn heften konnte, die eine solche Verbreitung und Beliebtheit genoß. Wenn auch die Bauart des älteren Turmes mit der des Schlosses Ehrenfels übereinstimmte und ins 13. Jahrhundert wiese, so steht der Annahme eines früheren Bestehens des Turmes doch nichts im Weg, denn er konnte wohl, als jene Burg errichtet wurde, selbst als eine Art Zubehör zu ihr betrachtet und demgemäß umgebaut worden sein. Damit wäre auch der Bericht des oben genannten Merian erklärt, der bei niedrigem Wasserstande Reste von Grundmauern eines älteren Gebäudes gesehen haben wollte.

Und somit kommen wir nunmehr, nachdem die Frage nach dem Alter des Turmes erörtert ist, zu der Frage nach seiner ursprünglichen Bestimmung.

Heute dient der Mäuseturm als Signalturm für den Schiffsverkehr auf dem Rhein, der an dieser Stelle, wegen des in der Nähe befindlichen sog. Binger Lochs, gut überwacht und geregelt sein muß. Ob er aber auch schon in älterer Zeit diesem Zwecke gedient habe, wie Cornelius Will<sup>20)</sup> anzunehmen scheint, ist doch sehr zweifelhaft. Denn die Verhältnisse des Rheinprofils waren in früheren Jahrhunderten durchaus andere wie heutzutage. Wenn man auch jetzt noch zu Schiff den Rhein hinabfahrend etwa bei Rüdesheim den Eindruck empfängt, man habe einen abgeschlossenen See vor sich, so war dies ehemals in noch viel höherem Maße der Fall. Die Felsmassen des Binger Lochs stauten das Wasser oberhalb derart, daß ein weites seeartiges Becken entstand, das seinen Abfluß nur über die Felsen des Binger Lochs hatte und dort ein mehrere Meter betragendes Gefälle aufwies, fast einen Wasserfall. Sehr früh, vielleicht schon zur Zeit der Karolinger, war eine Fahrstraße für sehr kleine Schiffe auf der linken Seite gesprengt worden, doch die größeren Lastschiffe wurden bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in Vorch (unterhalb Ahmannshausen) gelichtet und die Waren über den Berg, den sog. Kammerforst, nach Rüdesheim gebracht. Nach und nach wurde auch auf der rechten Seite des Binger Lochs eine Fahrstraße gesprengt, doch blieb die Schifffahrt stets mit großen Gefahren verknüpft, bis in den drei Jahren von 1829—1832 umfassende Sprengungsarbeiten eine freie Fahrbahn schufen, zu der vor kurzem noch das sog. neue Fahr-

wasser links vom Binger Loch hinzulam. Jetzt ist man damit beschäftigt, die der Schifffahrt hinderlichen Felsmassen des Binger Lochs größten Theils zu beseitigen.

In früherer Zeit war also diese Stelle nur schwer passierbar, und daher wurde auch in dem Zollhaus unter Burg Ehrenfels eine Abgabe von den vorüberfahrenden Schiffen erhoben. Der Mäuseturm mag vielleicht dem Zwecke gedient haben, die Ankunft eines Schiffes der Zoll-erhebestelle zu signalisieren. Im Weigerungsfalle wird das Schiff hier mit leichter Mühe am Weiterfahren zu hindern gewesen sein. Das mag wohl gelegentlich vorgekommen sein, wenn wir uns auf ältere Berichte verlassen dürfen; denn der im 17. Jahrhundert in Mainz lebende Verfasser der Binger Chronik,<sup>21)</sup> Scholl, ein geborener Binger, der aus allerlei mittelalterlichen Historikern sein Werk zusammenschrieb (1613) und der trotz der Wertlosigkeit dieser Arbeit eine gewisse Beachtung beanspruchen darf, wo er seine persönliche Ansicht über Verhältnisse, die er selbst kennt, ausspricht, sagt über den Mäuseturm<sup>22)</sup>: „Der Meusthurm aber ist den Rhein an diesem engen Orth zu beschliffen und zu verwaren gebauet, wie leichtlich ein verständiger, der die Sachen recht erweisen kann, vor sich seheth“; ferner an einer anderen Stelle<sup>23)</sup>: „Er (Erzbischof Willigis) hatt auch gebauet den Meusthurm zu einer wacht, die durchfahrt des Rheins damit in fall der noth zu sperren“. Man war demnach im Anfang des 17. Jahrhunderts der Meinung, der Mäuseturm habe früher dazu gedient, die Rheinstraße oberhalb Bingens gegebenenfalls abzusperren. Dieser Ansicht ist auch Serarius (in dem schon oben erwähnten Werke des Joannis, *Rerum Moguntiacarum*, vol. I, p. 445), der 1604 starb, und ebenso der gleichfalls schon genannte Abt Trithemius, der ein Jahrhundert früher lebte († 1516).<sup>24)</sup> Alle bezeichnen den Mäuseturm als eine Art Warte, wie sie sich im Mittelalter regelmäßig in der Umgebung fester Plätze zu finden pflegten; man denke z. B. an die heute noch sog. Erbenheimer Warte hinter Kastel (gegenüber Mainz) oder an die Friedberger Warte bei Frankfurt am Main u. Eine Nachricht in Diehlhelms Rhein. Antiquarius, 1776 (vergl. hinten Anm. 57) sagt: „In gefährlichen Kriegsunruhen hält Kurmainz diesen Turm jederzeit mit eiskiger Mannschaft und einigen Stücken besetzt.“ Freilich braucht man deshalb nicht gleich anzunehmen, der Mäuseturm sei ein mit Geschützen wohl bewaffneter Turm, sozusagen eine Art Zeughaus gewesen. Das ist z. B. die Ansicht Bodmanns, sowohl in den „Rheingauischen Altertümern“, S. 148, Note c, als auch in einer Randbemerkung in seinem Handexemplar von Joannis, *Rer. Mog. I*, p. 439 (vergl. hinten Anm. 15 und 25). An dem letzteren Orte meint er: „Die Sage ist von Schiffern erfunden worden, weil sie die schweren Abgaben und Bölle, die dort

einst erhoben wurden, haften, und gleichsam von Hand zu Hand überliefert worden, da sie nicht wußten, daß dieser Turm, wie später die Pfalz bei Raub, mit Geschützen zc. (was man ehemals Muserie nannte) versehen war."

Ich halte die Ansicht, daß der Mäuseturm eine Art Zeughaus gewesen sei, für zu weitgehend. Auch Bodmann hat sie wohl nur deshalb aufgestellt, um einen Rückhalt für seine Deutung des Namens „Mäuseturm“ zu gewinnen. Denn da uns die älteren Quellen keine ausreichende Auskunft über die ursprüngliche Bestimmung des Mäuseturms geben, und wir darauf angewiesen sind, der Meinung verhältnismäßig junger Schriftsteller zu folgen, so ist man auf den Gedanken gekommen, einen Anhalt zur Feststellung der ursprünglichen Bestimmung des Mäuseturms in der etymologischen Deutung des Namens „Mäuseturm“ — *müstarn* in der Sprache des Mittelalters, zu suchen. Man setzt in diesem Falle voraus, daß der Name „Mäuseturm“ seine Entstehung einer jüngeren Andeutung des ursprünglichen Namens an die an den Turm geknüpften Sage verdanke. Bodmann nun hat den *müstarn* in Verbindung mit dem Stamme *mus* gebracht, der in niederdeutschen Wörtern wie Muserie — Zeughaus, Musemeister — Aufseher des Zeughauses,<sup>26)</sup> ferner in dem Worte „Musegg“, dem Namen der teilweise noch erhaltenen alten Stadtbefestigung von Luzern, vielleicht auch in nicht ganz durchsichtigen Benennungen, wie *Moskhus* (der Stebe by *Wißbach*) — Zeughaus in Mainz, *Musturm* in Lübeck, *Musthor* in Trier, *Mosweg* u. ä. vorliegt. Aber man sieht nicht ein, weshalb ein Turm, der in seinem Innern viel zu wenig Raum bot, um als Zeughaus dienen zu können, zu dem Namen „Geschützturm“, wie wir ein mit obigen Wörtern in Verbindung zu bringendes *müstarn* übersetzen müßten, kommen sollte. Sehen wir auch den Fall, der Mäuseturm sei, wie andere Türme, die zur Befestigung und Sicherung von Plätzen oder Durchfahrten dienten, mit etwas Geschütz versehen gewesen, so konnte dies doch nur in neuerer Zeit der Fall gewesen sein, wo der Turm seinen heutigen Namen schon hatte, wie wir oben zeigten. Denn man wird doch nicht annehmen, daß ein so unförmiges Geschütz, wie es das 15. Jahrhundert besaß, dessen Fortschaffung zu Lande schon mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden war, über den Rhein geschafft worden sei? Es hätte ja nicht einmal in dem kleinen Turme Platz gefunden. Und nehmen wir auch dies ganz Unwahrscheinliche an, so wäre doch immer noch unerklärlich, weshalb der Name „*müstarn*“, der dann hätte verständlich sein müssen, in „Mäuseturm“ umgedeutet worden wäre. Am schwerwiegendsten aber ist der Einwand, der auch andern Deutungen schon entgegengesetzt worden ist, daß wir nicht sicher sagen können, ob der Ausdruck *mus* — Geschütz

in dem mittelhochdeutsch-fränkischen Sprachgebiete üblich war, und daß er daher für unseren Zweck zunächst außer Betracht zu bleiben hat. Freilich fällt dieser Einwand, entgegen der meist herrschenden Ansicht, bei der nunmehr zu besprechenden Erklärung des Namens „Mäuseturm“ aus „Mautturm“ weg. Diese naheliegende und auch ansprechende Deutung genießt weite Verbreitung, und nur wenige Stimmen erhoben Einspruch dagegen, weil das Wort „die Maut“ — Zoll nur dem bayrischen Sprachgebiete angehöre. So behauptet wenigstens J. Grimm im „Deutschen Wörterbuch“, Band VI, Seite 1835, fügt aber hinzu, daß das Wort in der beschränkten Bedeutung „Juden Zoll“ auch in die Kanzleisprache Kurpfalzens — auf der ja, wie bekannt, zum großen Teile unsere neuhochdeutsche Schriftsprache beruht — als Maskulinum „der Maut“ übergegangen sei. Doch trifft diese enge Begrenzung nicht zu. Hier am Rhein ist, besonders in der Schiffersprache, Maut = Zoll und vermauten = verzollen noch jetzt ganz üblich und war es früher ausschließlich.<sup>27)</sup> Indessen finden wir nirgends einen Hinweis oder eine Erinnerung, daß der Mäuseturm eine Zollerhebestätte war. Wohl befanden sich solche in unmittelbarer Nähe an beiden Ufern, unter der Burg Ehrenfels das „Zollhaus“ und linksrheinisch etwas stromabwärts der „Zollhof“, der unter der Burg Rheinstein gelegen war.<sup>28)</sup> Außerdem würde hier derselbe Einwand, wie bei der zuerst erwähnten Deutung von „Mäuseturm“ aus „Müsturn“ zu erheben sein, daß nämlich ein „Mautturm“, dessen Zweck und Benennung hätten bekannt sein müssen, wenn der Mäuseturm ein Zollturm gewesen wäre, kaum Veranlassung zu einer volksetymologischen Umgestaltung in „Mautsturm“ gegeben hätte; denn eine solche Umdeutung setzt stets voraus, daß die Bezeichnung nicht mehr klar verstanden und deshalb durch eine naheliegende Ähnlichung aufs neue verständlich gemacht wird.\*

Eine weitere Ableitung des „müsturnes“ von „Mus“ — gekochte Speise, Essen u. s. w., wonach zu schließen der Mäuseturm ehemals ein Proviantturm gewesen wäre, ist so unwahrscheinlich, daß wir sie füglich kurz übergehen dürfen.

Zuletzt ist noch die von Cornelius Will warm verteidigte, aber schon ältere Herleitung des musturnes von dem mittelhochdeutschen Zeitwort mûsen „Mäuse fangen, beschleichen, spähen“, zu erwähnen. Wenn

\* Man vergleiche z. B. das Wort „Sündflut“ aus älterem „Sinflut“ (wie Gelehrte jetzt wieder häufig schreiben und diese antiquarische Form auch dem allgemeinen Sprachgebrauch einverleiben möchten, ein Vorgang, der lebhaft an ähnliche Bestrebungen der Rhetoren der römischen Kaiserzeit erinnert) = große Flut, mit leicht ersichtlicher Anlehnung an den biblischen Bericht, wonach die Flut das Menschengeschlecht zur Strafe für seine Sünden vernichtete.

diese Erklärung auch gut zu der von ihm angenommenen und recht wohl möglichen Bestimmung des Mäuseturms als einer „Warte“ paßt, so müßte doch, um diese Annahme wahrscheinlich zu machen, nachgewiesen werden, daß die Benennung „Mäuseturm“ für einige von den überall vorhandenen Warten gebraucht worden wäre. Zum Beweise hiervon ist aber nur eine Stelle aus dem vor etwas mehr als hundert Jahren erschienenen deutschen Wörterbuch von Scherz-Dobelin angeführt, die folgendermaßen auf deutsch lautet: „Mäustürme, mit diesem Namen waren einst zwei Warttürme bekannt, von denen der eine diesseits, der andere jenseits des Rheins in unserer Nachbarschaft (bei Straßburg) gelegen war“. Die Verfasser selbst führen den Namen entweder auf Mäuse oder auf „Mus“-Geschütz zurück und verweisen zur Sache auf Silbermann, Volksgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, Seite 232, wo sich folgende Nachricht findet: „Ingleichen sollen die zwey mit Gräben umgebene Wart- oder Wacht-Türme auch von den Franzosen erbauet worden seyn, wovon der eine diesseits des Rheins rechter Hand der Kleinen Rheinbrücke neben dem Einfluß des Rhein-Gießens stehet, der andere aber jenseit des Rheins nahe bey der Ringig-Brücke gestanden, und erst vor ein paar Jahren abgebrochen worden, sie wurden insgemein die Mäus-Türme genennet“. Alt waren demnach diese beiden Türme keineswegs, und da sich die Sage von dem Tod durch die Mäuse auch in Straßburg findet und zwar mit Beziehung auf die Bischöfe Wilderolf († 999) und dessen Nachfolger Mawich († 1001), so liegt die Vermutung sehr nahe, daß die Sage auf diese Türme bezogen wurde und ihnen zu dem erwähnten Namen verhalf.

Um nun das Ergebnis aus den vorstehend erwähnten Deutungsversuchen des Namens „Mäuseturm“ zu ziehen, so glaube ich gezeigt zu haben, daß kein einziger ganz befriedigt. Aber wir haben meines Erachtens auch gar nicht nötig, irgend einen Deutungsversuch aufzustellen. Denn ein solcher setzt voraus, daß die Sage von dem Tode Hattos durch die Mäuse erst infolge eines schon vorhandenen, ähnlich klingenden Namens an den Turm geheftet wurde, und alsdann die Umdeutung des Namens verursachte, wie das freilich bei der sagenhaften Überlieferung nicht selten geschieht.<sup>29)</sup> Nichts hindert uns aber an der Annahme, daß die Hattosage deshalb auf den Mäuseturm bei Bingen bezogen wurde, weil dieser sich nahe bei der Residenz des Erzbischofs befand und seine unzugängliche Lage dem Zwecke gut entsprach, den die Sage für dessen Zufluchtsort verlangt. Wir werden im 2. Teil dieser Abhandlung noch sehen, daß in der verwandten polnischen Sage der König Popiel vor den Mäusen zuerst in einen hölzernen Turm auf einem Schiffe und dann auf einen hohen Turm (im Aruschwitzer Castrum oder

auf einer Insel im Goplosee) flüchtet, während in den ähnlichen Märchen der transilvanischen Beltzigeuner in Siebenbürgen der König auf einen hohen Berg oder auf das Dach seines Hauses, in einem Märchen der transilvanischen Ungarn die böse Stiefmutter sich auf einen hohen Baum rettet. Der isolierte Turm, das Dach des Hauses, der hohe Berg oder der hohe Baum, alle sollen eben nur eine Zufluchtstätte vor den Verfolgungen der Mäuse bieten, und zu diesem Behufe ergriff die Sage jeweils das Nächstliegende, das diesen Zweck erfüllte, in der Hattosage den einsamen Inselturm im Rhein bei Dingen. Der Mäuseturm mag also, ehe die Sage von Hattos Tod an ihn geheftet wurde, vielleicht einfach „der Turm“ geheißen haben, wie wir es ja häufig finden, daß ein Gegenstand nicht durch eine nähere Bezeichnung von ähnlichen unterschieden wird, wenn eine Verwechslung nicht zu erwarten ist. So wird man z. B. einen fürstlichen Palast in einem Ort, wo er der einzige seiner Art ist, kurzweg „das Schloß“, „die Residenz“ oder ähnlich benennen, und erst, wenn eine Unterscheidung nötig ist, wird man vom „Residenzschloß“, „Palais“, „neuen Palais“ u. reden. So hat ja auch ein ähnlicher, wenn schon größerer Bau als der Mäuseturm, die sog. Pfalz bei Raub, eine ganz allgemeine Benennung erhalten, die ihm geblieben ist. Fast überall auch, wo sich bei einem Orte eine Burg findet, wird sie von den Einwohnern schlechtweg als „die Burg“ bezeichnet, ohne daß man es für nötig findet, ihren eigentlichen Namen hinzuzufügen, vorausgesetzt, daß nicht ein Fremder einen Einheimischen darnach fragt.<sup>57)</sup>

Damit wären wir am Schlusse unseres ersten Teiles angelangt! Fassen wir also in kurzen Worten zusammen, was sich uns aus der beendigten Untersuchung ergibt. Wenn wir oben gesehen haben, daß uns die äußern Kriterien fehlen, um die Zeit der Entstehung der Mäuseturmsage zu bestimmen, so sind wir nunmehr doch in den Stand gesetzt, wenigstens annähernd und vermutungsweise das Aufkommen und die örtliche Fixierung der Sage von Hattos Tode zeitlich zu begrenzen. Als Träger der Sage dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit Hatto I. ansehen; als terminus a quo (Anfangstermin) hätten wir also das Jahr 1000 etwa anzunehmen, wenn wir bedenken, daß immerhin eine beträchtliche Zeitspanne verfließen sein mußte, ehe sich eine sagenhafte Kunde von dem Tode eines Mannes bilden konnte, der eine so große Rolle im staatlichen Getriebe Deutschlands im Anfang des 10. Jahrhunderts spielte, und dessen Leben wie Ende doch allen Zeitgenossen bekannt war. Ferner haben wir gehört, daß am Ende des 13. Jahrhunderts die Sage schon als weitverbreitet von den Schriftstellern erwähnt wird, also doch geraume Zeit vorher ausgebildet worden sein mußte. Es wäre demnach das Jahr 1200 etwa als terminus ad quem (Endtermin) anzusehen.



Nehmen wir daher den Zeitraum von 1000—1200 als Entstehungszeit der Mäusesturmsage an, so wird dieser Ansatz wohl keinem Einwand begegnen. Das würde auch gut zu der älteren Annahme stimmen, die die Erbauung des Mäuseturmes vor das 13. Jahrhundert und zwar in die Regierungszeit des Erzbischofs Willigis, also um das Jahr 1000 etwa, fallen läßt. Es wäre dieses dann ebenfalls ein terminus a quo, wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß die Sage schon völlig ausgebildet im Umlauf sein konnte, ehe sie an den Binger Mäuseturm geheftet wurde.

## II. Sitterarhistorischer Teil.

Wie am Mittelrhein im „goldenen“ Mainz die Hattosage wurzelt, so finden wir am Oberrhein in „des Reiches Schlüssel“, der „wunderschönen“ Stadt Straßburg, eine entsprechende Sage vom Bischof Wilberolf (auch Winderold genannt)\* oder von dessen Nachfolger Alawich\*\* erzählt, und aus der Metropole des Niederrheins, dem „heiligen“ Köln, wird uns von einem unbenannten Ritter zum Jahre 1012 gleichfalls berichtet, der Himmel habe über ihn zur Strafe für einen Kirchenraub den Tod durch Mäusebisse verhängt.<sup>30)</sup> Für eine spätere Zeit, um 1212, weiß die Sage den Tod durch die Mäuse sogar von einem Bischofe Kölns, Adolf mit Namen, zu vermelden.<sup>31)</sup> Daselbe berichten Chronikisten auch von einem Gegner Heinrichs IV., und gar nicht auffallend erscheint wohl, wenn die Sage später dann von Heinrich IV. selbst erzählt wird: hat der unglückliche Fürst doch den Becher des Hasses der Großen, der weltlichen wie der geistlichen, bis zur Reize gekostet.

Von Bischof Wilberolf von Straßburg erzählt Jakob Zwinger von Königshofen in seiner um 1400 geschriebenen Chronik folgende Geschichte<sup>32)</sup>:

Zu den ziten det<sup>a</sup> sant Attala zu sant Steffan zu Strossburg also grosse zeichen, das iedermann zu irme<sup>b</sup> grabe lief und gros opfer wart darbroht. darzu befattent<sup>c</sup> auch riche lüte ir hengeste, harnesch und und ander gut an sant Steffanskirche, also men<sup>d</sup> vor<sup>e</sup> det<sup>a</sup> an unser frowen werg<sup>f</sup> zum munster, und sant Steffansmünster ging uf an eren und an reichthum, doß sū alle andern kirchen übertraf. nu stunt dozümole unser frowen werg<sup>f</sup> und das münster zu Strossburg in eines bischoves gewalt, das ein bischof det und lies<sup>g</sup> mit allem gute das zum

\* Bon 991—999. Er starb eines schnellen Todes zu Venedig in Unteritalien, wohin er dem Kaiser Otto III. gefolgt war.

\*\* Bon 999—1001.

a. that. b. ihrem. c. vermachten. d. man. e. vorher. f. Wert—(Kirchen-) Fabrik. g. schaltete und waltete.

Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 9. Jahrg. 8. Heft.

münster gehorte. nu verdros disen bischof Wilberolf, das ime<sup>b</sup> abeging an opfer und an selgerete zu sine münster. davon trug er an mit etlichen finen dienern, das men<sup>d</sup> sant Attaln lip<sup>1</sup> solte heimeliche ausdelben<sup>k</sup> und andersmo in den grunt versenken, uf das men<sup>d</sup> mit me<sup>1</sup> opfer und gut gebe an sant Steffanskirche. bis befant ein ewangelier zu sant Steffan und verbarg sant Attalen lip,<sup>1</sup> das in weber der bischof noch sine diener mit kundent vinden. do nam der bischof dem closter zu sant Steffan vil gutes und beging grosse hochfart. donoch zehant<sup>m</sup> kam gottes roche über disen bischof, das müse und ratten in bissent und in nieman kunde gewern. also floch er in ein schif uf das wasser: do swimment die müse zu ime<sup>b</sup> und nügent<sup>n</sup> sin lebende fleisch. do bihtete er und verjach,<sup>o</sup> das er bis an sant Attalen heiltum wol hatte verschuldet. und starp noch goß geburte tusent jor.

Wie es bei Bischof Wilberolf der Gewalttact an den Reliquien der heiligen Attala in der St. Stephanskirche zu Strassburg ist, der ihn in solch üble Nachrede bei den Chronisten bringt, so hat sein Nachfolger Alawich durch die Verraubung des Klosters Ebersheim ihren Haß auf sich geladen.<sup>59</sup>) Lebendig erhalten wurde die Sage von Wilberolfs Tod durch ein Gemälde, das sich nach dem Berichte Schilters (in seinen Anmerkungen zu unserer Quelle, Königshofens Chronik) ehemals im Strassburger Münster befand. Es war darauf jener Bischof zu sehen, wie er zu Schiff über Wasser fährt, umschwommen von Mäusen und überragt von dem Bilde der heiligen Gertrud.

In die Gegend von Köln führen uns die ältesten nachweisbaren Belege einer Mäusesage, in denen nur ganz unbestimmt von irgend einem Franken aus der Nähe dieser Stadt die Rede ist. Diese Berichte liegen vor in dem bis 1018 reichenden Chronikon des Thietmar von Merseburg (Bischof von 976—1019) und den bis zum Jahre 1025 reichenden Quedlinburger Annalen. In beiden wird die Sage ins Jahr 1012, also hundert Jahre nach Hattos Tod etwa, verlegt.<sup>60</sup>) Auf diese Fassungen, deren Inhalt nicht wesentlich von dem gleich mitzuteilenden Bericht abweicht, werden wir noch zurückkommen müssen.

In der Weltchronik des Albericus Trium fontium, die gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt worden ist, wird auf Grund früherer Gewährsmänner eine ähnliche Sage von einem Gegner des Kaisers Heinrichs IV. erzählt<sup>61</sup>):

„Mehrere seiner (Heinrichs) Feinde sollen ihr Leben auf elende Weise beschlossen haben, wie jener, der bei einem Gastmahle mit stolz

h. ihm. i. Leib. k. ausgraben. l. nicht mehr. m. bald barnach. n. nagten. o. gestand.

zurückgeworfenem Haupte Schlechtes von ihm rebete und auf der Stelle von Mäusen so umzingelt wurde, daß er sich nirgendshin retten konnte. Und obgleich sie mehrfach zurückgedrängt wurden, so sühten doch viele andere an deren Stelle das Vergehen und verfolgten jenen mit ihren Bissen und in schrecklicher Umzingelung. Deshalb ließ er sich von seinen Dienern über einen Pfeilschuß weit ins Meer hinausfahren, und als nun die nachfolgende Schar der Mäuse die Wände des Schiffes annagte, und das durch die Risse eindringende Wasser sicheren Schiffbruch in Aussicht stellte, ließ er das Fahrzeug zum Gestade zurückwenden, und während die Mäuse hinter dem Schiffe nachschwammen, wurde er elendiglich an dem Ufer ausgefetzt und bald vollständig zerrissen, und befriedigte so den entsetzlichen Hunger der Mäuse.“

Denselben Quellen entnahm der im 16. Jahrhundert schreibende Sebastian Franck die Erzählung, die sich in seiner „Chronik Deutschlands“<sup>36)</sup> zum Jahre 1071 erwähnt findet:

Inn diesem jar (1071) ist ein mechtiger Herr/als er inn einer gastung zu Thisch saß/von den meusen überfallen wordenn/die haben ihn vor allen gästenn überessen/bissen und fressen/biß er schier sein geist auffgab/andern gesten gar nichts gethan. Es mocht im niemantd helfen/wolten auch todt nit vō im lassen/er ward von seinen dienern den meusen judet<sup>a</sup>/aber sie lieffen sich drob erwürgen/und kamen ie mehr/da eysten sie dem meer mit im zu unnd wolten über meer führen. Die meuß sassen auff im/und schwammen zum theyl hinach/daß die im schiff nit sicher waren/sie wurffen den todtten zernagten körper in das meer/und zohen<sup>b</sup> in im wasser hernach zur begräbnis.<sup>c</sup> Aber es halff nicht. Die meuß sassen auff im/und schwammen hauffen weiß her nach/er müßt der meuß speiß/und sie sein grab werden/dann als sie nichts kondten vorn meusen schaffen/führen die diener wider zu landt/legtem den körper an das gestatt<sup>d</sup>/da ward er von haut und beyn gar vorn meusen gefressen und begraben/nach dem verließen in die meuß.

Nur kurz erwähnt sei, daß sich ähnliche Sagen auch von einem Bischof Gottfried von Osabrück (vergl. Bodmann, Rheingauische Altertümer I, 149), sowie von einem Grafen von Rotenburg in Franken (vergl. Trithemius, Chron. Hirs. I, 140) im Umlauf befanden. Etwas eigenartiger dagegen ist die bayerische Sage vom „Maussee“, die mit unbedeutenden Abweichungen auch in der Schweiz (im Ranton Thurgau von einem Freiherrn von Güttingen erzählt), in Osterreich (vom „Mauseschloß“ bei Holzöfster) und in Böhmen (? vom „Mauseschloß“ im Hirsch-

a. entriffen. b. zogen. c. Begräbnis. d. Gestade.

berger Leiche)\* wiederkehrt.<sup>86)</sup> Die Sage vom Wörthsee in Bayern lautet folgendermaßen<sup>87)</sup>:

„Zwischen Tuning und Seefeld liegt der Wörthsee, auch „Maussee“ genannt; letzteren Namen hört die Herrschaft sehr ungerne. War einst ein Graf von Seefeld, der in großer Hungersnot die armen Leute in einem Stadel zusammensperrete, daß sie jämmerlich schrien, da frug er lachend, ob man die Mäuse pfeifen höre; darauf kamen deren eine Unzahl zum Vorschein, die ihn überall hin verfolgten; zuletzt flüchtete er sich auf die Insel im Wörthsee, wo sie ihm zu tausenden nachfolgten und ihn, obwohl er das Bett in eisernen Ketten aufhängen ließ, auf-fraßen.“

Wir werden durch die vorangehende Erzählung wieder ganz in den vollstümlichen Vorstellungskreis der Hattofsage geführt, während die dazwischen erwähnten Sagen ihre künstliche Mache vielfach nicht verleugnen können. Sie alle aber haben, entgegen der Hattofsage, das Eine gemeinsam, daß sie nur vereinzelt erwähnt werden, wenn sie sich auch über alle deutschen Stämme hin zerstreut finden. Anders ist das nun bei dem Sagenkreis, zu dem wir jetzt übergehen werden und mit dem wir das deutsche Sprachgebiet zum ersten Male überschreiten, ich meine die weitverbreitete Sage vom König Pompilius von Polen.<sup>88)</sup>

Gleichwie die Hattofsage sich in fast allen Geschichtswerken, die des Erzbischofs gedenken, und in vielen vollstümlichen Schriften findet, so wird bei der Darstellung der Geschichte Polens in gelehrten lateinischen Werken oder auch in deutsch geschriebenen Chroniken der sagenhafte König Pompilius oder Popil regelmäßig erwähnt und sein schreckliches Ende mit großer Umständlichkeit ausgemalt.

Der älteste Beleg für diese Sage wird dem zu Anfang des 12. Jahrhunderts schreibenden Chronisten Martinus Gallus entnommen, bei dem die Erzählung noch ziemlich dürftig gehalten ist.<sup>89)</sup> Im Laufe der Zeit wird sie durch mancherlei ausschmückende Nebenumstände vermehrt und sehr bald auch im Goplosee oder im sog. „Kruschwitzer Rastrum“ lokalisiert. Von dem polnischen Geschichtschreiber Rablubeł im Anfang des 13. Jahrhunderts bis zu dem am Ende des 15. Jahrhunderts lebenden Dlugosch (oder Johannes Longinus) nahm die Sage stetig an Umfang und Verbreitung zu. Sie fand ihren Weg auch in die deutsche Litteratur, und aus dieser wollen wir sie an denselben Quellen wie die Hattofsage kennen lernen, nämlich aus Sebastian Münsters „Kosmographie“ und Georg Rollenhagens „Froschmäuseler“.

\* Vergl. über die Echtheit dieser Sage F. Siebrecht, Zur Volkskunde, S. 3, wo auch der andern oben genannten Sagen gedacht wird.

Jener erzählt uns<sup>40)</sup> in der Geschichte des Landes Polen folgendes: Pompilius, der 9. König oder Regent des Landts Polandt. Doch führte seines Vatters Brüder/dieweil er jung war/das Regiment/und richteten alle Sachen auß/biß er zum verstandigen Alter kam/unnd ein Gemahel nam/die lag ihm in den Ohren/unnd bracht in dahin mit ihren bösen Mhäten/das er seines Vatters Brüdern alle vergebē ließ. Das wolt Gott in dieser Zeit ungerochen nicht lassen bleiben/sonder verhengt/das er/sein Gemahel und Kinder wurden von den Meusen gefressen. Dañ da er auff ein zeit ein herrlich Mahl zugerichtet hett/unnd sich alles Lusts gebraucht/kamen die Meuß mit hauffen uber Tisch/sielen ihn unnd die seinen an/bissen sie mit unsinniger weiß/und mochten die Diener nicht gnug wehren/sonder die Meuß ubermanten sie. Man macht ein groß Fehr cirdelweiß umb Pompilium/sein Hausfraw unnd Kinder/aber es halff alles nichts/die Meuß sprungē uber das Fehr hineyn/unnd bissen den Mörderischen König ohn underlaß. Da biß nicht helfen mocht/sloß sie zum andern Clement/und ließen sich führen vom Erdtrich zum See/aber es halff alles nichts: Dann die Meuß trungen mit hauffen ins Wasser hineyn/durchnagten das Schiff im Wasser/deshalben die Schiffleut sich besorgten des Schiffs undergang/und führten das Schiff an das Landt/da kamen noch mehr Meuß/und griffen Pompilium an/sampt den vordrigen Meusen/bissen ihn und sein Gemahel und Kinder. Da das seine Diener sahen/wichē sie von ihm/ließen ihn stecken under den Meusen. Und als Pompilius mit den seinen flohe auff ein Thurn/kamē die Meuß eilends hinauff/frassen ihn/sein Hausfraw/un Kinder/und kam also ein grausame Straff auff die grausame That des Mords.

Gleich hinter der der Hattosage findet sich in Georg Kollenhagens „Froschmäufeler“ auch unsere Sage in folgender Fassung:

Pompill dem andern dieses Namens  
 König in Poln/der seines Stammes/  
 All verwanten umgebracht/  
 Lobten sie\* auch mit ihrer macht.  
 Denn der gab für/er were schwach/  
 Fodbert sein Blutsfreund ins Gemach/  
 Begert/das sie das Königreich/  
 Seinen beyden Söhnen zugleich/  
 Söhnen wolten ganz unverändert/  
 Wenn er durch den Tod von ihn wandert.  
 Als sie ihm das versprochen hatten/  
 Auch ihre rechte Hand drauff thaten/  
 Bot er ihnen einen Ehren Trund/  
 Als den auch annam Alt und Jung

\* sie, d. h. die Mäuse.

Dies er sie ein wenig abweichen/  
 Ob ein schlafflein ihn wolt beschleichen/  
 So bald sie abr gehn von ihm/  
 Fallen sie todt vom Giffit dahin/  
 Damit sein Weib nach seinen Willen/  
 Den Ehrentrunck hat lassen füllen/  
 Der König sprach zu der geschicht/  
 Die todtten Meuß die beissen nicht.  
 Aber wie er in seinen Saal/  
 Darauff anstelt ein Fremdenmahl/  
 Und trundner weiß im Tuchen spricht/  
 Die todtten Meuß die beissen nicht/  
 Kommen ein hauffen Meuß gerand/  
 Und beissen ihm an Fuß und Hand/  
 Fahren ihm nach dem Angesicht/  
 Das er sich gar lan schügen nicht.  
 Er leßt ein Fetur umb ihn herdammen/  
 Sie lauffen durch tolen und flammen.  
 Er leßt sich führen ins Meer/  
 Sie schwimmen nach mit grossen Heer.  
 Er steigt auff den Thurm Kropfwigla/  
 Sein Weib und Kind find er alda/  
 Die Meuß steigen mit hauffen nach/  
 Durch Fenster/Thüren/und Gemach/  
 Fressen ihn/sein Weib/und zween Söhn/  
 Sein Reich/sein Fretw/wird spot und hohn.

Wir ersehen aus den mitgetheilten Proben der Überlieferung\* der Pompiliussage, daß trotz einzelner Abweichungen und verschiedenartiger Ausschmückungen in nebensächlichen Umständen die Hauptmomente feststehen: Die hinterlistige Ermordung der Verwandten (meistens auf Anstiften der deutschen Gattin); die Strafe in Gestalt von verfolgenden Mäusen; die Flucht auf einen hohen Turm; endlich die Vollstreckung der Rache durch die nachfolgenden Mäuse. Diese Hauptpunkte stimmen ferner völlig überein mit denen der Gattosage, nur daß in dieser anstatt der Verwandten die hungernden Armen der Hinterlist zum Opfer fallen. Und wir bemerken weiter gegenüber der Übereinstimmung der beiden großen Sagentreife, der Gattosage und der Popielsage, sowie des kleineren Sagentreifes vom Wörthsee oder Maussee in dem Motive für die Verfolgung des Schuldigen durch die Mäuse, nämlich der verräterischen Ermordung Unschuldiger, daß in den nur gelegentlich von Chronisten erzählten Fällen vom Tode durch Mäusebisse, die wir zu Anfang dieses Abschnittes erwähnt haben, andere Ursachen an die Stelle des genannten Motivs getreten sind, meistens ein Kirchenraub, Heiligenschändung u. ä.

\* Vergl. auch hinten Anm. 39.

Dadurch kennzeichnen sich diese Einzelfälle leicht als Erfindungen der Chronisten nach dem Muster der vollständigen Überlieferung, da ihnen der Lob durch die Mäuse, der ja grausig genug ist, als eine entsprechende Sühne für den ihnen ungeheuerlich dünkenden Frevel erschien. Denn daß die Verfolgungen der Mäuse nur als Folge eines Mordes ursprünglich auftreten, werden wir, wie in der Hatto- und Popielsage, auch in den noch zu erwähnenden Sagen finden, die alle, entgegen den Einzelberichten kirchlicher Schriftsteller, den Stempel und die Gewähr vollständiger Überlieferung tragen.

Doch ehe wir zu weiteren Sagen uns wenden können, nimmt eine naheliegende Frage unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, die nämlich nach dem gegenseitigen Verhältnis von Hattosage und Popielsage, oder mit anderen Worten, die Frage, ob die beiden Sagentreise unabhängig voneinander entstanden sind, oder ob der eine auf Entlehnung aus dem anderen beruht und welchem von beiden wir in diesem Falle die Priorität zusprechen sollen. Wenn wir nun zunächst die geschichtliche Überlieferung ins Auge fassen, so ist die Popielsage zweihundert Jahre früher belegt als die Hattosage. Jene findet sich, wie schon erwähnt, in ihrer ältesten und zugleich einfachsten Fassung bei dem Historiker Martinus Gallus, dessen Chronik bis zum Jahre 1113 reicht; diese dagegen treffen wir zuerst bei dem Meißner Priester Sigfried, dessen wir oben S. 509 schon gedachten und der im Jahre 1307 starb. Doch dieser Umstand fällt nicht besonders schwer ins Gewicht, weil Popiel eine fabelhafte Gestalt ist, während Hatto eine historische Persönlichkeit ist, an die sich naturgemäß eine Sage so lange nicht leicht anheftet, als die wahre Geschichte derselben noch in der Erinnerung oder der Überlieferung der späteren Geschlechter verbleibt. Deheim-Schwarzbach, dessen gründliche Abhandlung über die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto wir schon mehrfach Gelegenheit hatten heranzuziehen, ist im Gegenteil der Ansicht, daß die Hattosage die ältere von beiden sei. Als Grund hierfür führt er den Umstand an, daß Popiels Gemahlin, die ihn nach allen späteren Quellen zu dem schrecklichen Verwandtenmorde treibt, in der Sage ausdrücklich als deutsche Prinzessin bezeichnet wird, was auf den deutschen Ursprung der Sage hindeute; ferner sei zu bedenken, daß die polnischen Klöster, die die Chronisten der polnischen Nation liefern, zum großen Teil mit deutschen Mönchen angefüllt waren; ja etliche Zisterzienserklöster gestatteten ausdrücklich nur, Leute aus Böhmen aufzunehmen. Diese Thatsache und weiter der Umstand, daß wir die älteste Fassung der Sage in den Berichten der Queblinburger Annalen und Thietmars von Merseburg vor uns haben, denen der Name des Übeltäters überhaupt unbekannt ist (vergl. oben S. 522 und Anm. 30), und die zu Anfang des

11. Jahrhunderts wohl direkt aus der Volksüberlieferung niedergeschrieben sind und demnach ein volles Jahrhundert vor Martinus Gallus liegen, scheinen in der That die Ansicht von dem deutschen Ursprung der Sage zu bekräftigen. Sollte es sich ferner als glaubhaft erweisen, daß es der Haß der Sachsen gegen die Franken gewesen ist, der die Sage von dem Tod durch Mäuse zuerst irgend einem der als treulos und hinterlistig bekannten Franken, alsdann einem ihrer typischen Vertreter, dem Erzbischof Hatto, der ja einem sächsischen Fürsten schlimm genug mitgespielt hatte, angeeignet hat, so wäre es alsdann naheliegend, das Sachsenland als Mittelpunkt eines Sagentkreises anzusehen, der sich nach Westen, Osten und Süden, ja vielleicht auch nach Norden (denn in Dänemark und Wales begegnen ähnliche Sagen, deren Zugehörigkeit uns freilich unsicher erscheint, vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 3 flg.), ausgebreitet, sich am Rhein in der Hattosage, in Polen in der Popielsage, in Bayern zc. in der Sage vom Wörthsee und ähnlichen verdichtet habe, und dessen sich die kirchlichen Schriftsteller zuletzt bemächtigt hätten, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen. Doch sparen wir die Entscheidung über diese Frage vorläufig noch auf, bis wir einige Kenntnis von der weiteren Verbreitung der Sage vom Tode durch die Mäuse gewonnen und uns eine Ansicht über den Ursprung der Sage überhaupt gebildet haben (vergl. den 3. Teil).

Wenn uns die Betrachtung der Sage vom König Popiel von Polen nach Osten hin über Deutschlands Marken hinausgeführt hat, so werden wir in der nun folgenden Erzählung unsere Blicke westwärts lenken, nach Frankreich hin, nach dem Boden der sonnigen Provence. Jehan d'Outremeuse, der 1339 starb, berichtet in seinem in der Brüsseler Bibliothek befindlichen „Myreur des Histors“ (Miroir des Histoires — Spiegel der Geschichte) zum Jahre 1092 folgenden Vorfall<sup>41</sup>):

Item l'an milh et XCII en mois de may avoit a Marseille j. puissant homme et riche qui oit nom Leyto que li sorils avoient pris en teile haymme (haine) qu'il le gueriewent (guerroyaient) et mordoient mult fort, ne par nuit ne de jour ilh ne poioit (pouvait) avoir pais; si vint j. jour qu'ilh seoit (aus sedebat) a disneir (dîner) entre sa gens, vinrent plus de milh soris et qui le vont entour enclore (aus includere) et si en revient une si grande compagnie que ons ne le poroit nombreir et covient par forche que en la mere ses gens le menassent en naves, mai(n)s ilh ne li valoit riens, car les sorils qui suoient (suivaient) en le nave et qui le mordoient et corodoient (aus corrodebant), tout le trawirent (trouèrent), chis orent (eurent) pavour de noieir, si remennent a terre, si fut tantost dilacereis et mors et mangiez.



Zu deutsch: So war im Jahre 1092 im Monat Mai in Marseille ein mächtiger und reicher Mann, der Leyto hieß, gegen den die Mäuse einen solchen Haß gefaßt hatten, daß sie ihn angriffen und sehr heftig bisßen; weder bei Tag noch bei Nacht konnte er Frieden haben. Und so saß er eines Tages beim Essen zwischen seinen Leuten, da kamen mehr denn tausend Mäuse und schloßen ihn rings ein, und es kommt eine so große Menge dazu, daß man sie nicht zählen konnte, und notgedrungen mußten ihn seine Leute auf einem Schiffe ins Meer führen. Aber es nützte ihnen nichts, denn die Mäuse, welche auf das Schiff folgten und es bisßen und zernagten, durchlöcherten es ganz, so daß sie zu ertrinken fürchteten, und ihn ans Land zurückführten, wo er bald zerrissen und getötet und aufgefressen wurde.

Die Übereinstimmung dieser Geschichte mit der oben S. 522 mitgeteilten Erzählung aus der wenig älteren Weltchronik des Albericus Trium Fontium, wie auch mit dem aus denselben Quellen entnommenen Berichte des Sebastian Frand (vergl. oben S. 525) und anderen ähnlichen Vorfällen, die alle ans Ende des 11. Jahrhunderts verlegt werden, fällt so sehr in die Augen, daß wir annehmen dürfen, der Name und der Ort in der französischen Fassung seien eine Erfindung des Erzählers, und das Ganze stelle nur einen Abklatsch dar von der in mittelalterlichen Geschichtswerken umlaufenden und schon genugam erwähnten, wohl ältesten Fassung der Sage, in der, wie oben S. 522 gesagt, der Name des Übelthäters und der Ort der Missethat unbestimmt gelassen sind.

In einen größeren Sagenkreis origineller Art dagegen werden wir durch die von F. v. Wislodzi in der Germania, Band XXXII (Neue Reihe XX. Jahrgang), S. 432 flg. mitgeteilten Proben von verwandten Märchen der transsilbanischen Beltzigeuner und der siebenbürgischen Rumänen eingeführt.<sup>42)</sup> Ich entnehme daraus zuerst das der Hattosage zunächststehende Zigeunermärchen, überschrieben

#### Der König und die Mäuse.

Fern von hier lebte vor vielen, vielen hundert Jahren ein großer König, vor dem sich seine eigenen Leute sehr fürchteten, denn er war jähzornig und grausam, und oft, wenn er sich langweilte und Unterhaltung haben wollte, so ließ er vor seinen Augen einige Menschen mitten durch den Leib durchsägen\* und hatte seine größte Freude daran, wenn die Armen sich vor Schmerzen herumwälzten und endlich unter grausamen Qualen starben.

\* Über diese sagenhafte Todesstrafe vergl. F. Siebrecht, Zur Volkskunde, S. 296 flg.

Einmal saß der König vor der Thür seines Hauses und dachte eben nach, wie er sich die Zeit vertreiben solle. Da kam ein altes Mütterchen des Weges daher, und als sie vor den König kam, verlangte sie von ihm ein Almosen. Doch dieser sagte: „Du kommst mir eben recht! Du brauchst also Brot? Nun, ich will dir gleich dazu Mehl mahlen lassen!“ Und er rief seine beiden Knechte herbei und befahl ihnen, die Alte zu ergreifen und zu zersägen. Die Alte ließ mit sich alles ohne Widerstreben geschehen, und als die Knechte mit ihrer Arbeit fertig waren, erhob sich ihr zersägter Körper und verwandelte sich in eine wunderschöne Frau, die sich in die Luft erhob und dem König zurief: „Wehe dir! Du wirst noch eines elenden Todes sterben!“ Darauf verschwand die schöne Frau, welche eine gute Urme (Fee) war und den bösen König auf die Probe stellen wollte, ob er wohl eine alte Frau auch zersägen ließe, oder vor dem Alter doch noch ein wenig Achtung besäße.

Gar bald sollte der böse König sein Leben enden. Es kam ein fürchtbar heißer Sommer ins Land und die Frucht auf den Feldern, die Bäume in den Gärten, das Gras auf den Wiesen, alles verdorrte, und als der Winter kam, hatten die Leute nichts zu essen. Da gingen sie hin zu ihrem König und verlangten Speise und Trank; doch dieser drohte jeden zersägen zu lassen, der ihn noch um Brot ansprechen wolle. Während die armen Leute hungerten, lebte der König ganz lustig seine Tage, denn er hatte sich von einem andern König viele hundert Wagen voll Korn und Wein bringen lassen, und hatte vollauf zu essen und zu trinken. Da kam wieder eine alte Frau zum König und sagte: „Gieb mir ein Stückchen Brot, denn siebenmal ist schon die Sonne untergegangen, ohne daß ich etwas gegessen habe!“ Der König erwiderte: „Gut, ich will dir aber vorerst das Mehl mahlen lassen!“ Und er rief seine Knechte herbei und ließ die Alte zersägen. Da verwandelte sich der zersägte Körper der Alten wieder in die gute Urme, die sich in die Luft erhob und unzähligemal auf die Erde herabsprang. Aus jedem Tröpflein ihres Speichels aber wurden tausend und aber tausend Mäuse, die auf den König losstürzten. Dieser stieg auf das Dach seines Hauses hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und fraßen so lange an seinem Körper, bis sie sein letztes Härchen verzehrt hatten, worauf sie verschwanden. Und da kam ein fruchtbarer Sommer ins Land, und die Leute bekamen eine hundertmal reichere Ernte als je. Sie wählten sich einen neuen, guten König, unter dem sie fortan glücklich und zufrieden lebten. . . . .

Dies ist das eine der Zigeunermärchen, das in mancherlei Punkten sehr lebhaft an die Hattosage erinnert: in beiden Erzählungen ist es ein

Fürst, der zur Zeit einer Hungersnot die um Almosen bettelnden Armen schände zurückweist und eines elenden Todes sterben läßt, obwohl er in seinen Speichern des Korns die Menge hat; als Trägerinnen der göttlichen Rache treten die Mäuse auf. An die parallele Sage von Popiel wiederum erinnert uns ein anderes Zigeunermärchen, das dieselbe Überschrift wie jenes trägt, nämlich

### Der König und die Mäuse.

Vor vielen tausend Jahren lebte einmal ein König, der sehr stolz und übermütig war. Er wollte ewig leben und rief daher einmal den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel! und ich werde dir alles geben, was du willst.“ Und wahrlich, der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?“ Der König versetzte: „Ich will lange, lange leben! Was soll ich dir dafür geben, wenn du es bewirkst, daß ich lange lebe?“ Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen Sohn ab und gieb mir seinen Leichnam!“ Der König versprach es zu thun und nach einigen Tagen ließ er seinen Sohn abschlachten. Als der Teufel kam und den Leichnam abholte, da fragte ihn der König: „Also, wie viele Jahre werde ich noch leben?“ Der Teufel versetzte: „Zehn Jahre sollst du noch leben!“ Darauf ging der Teufel fort und trug den abgeschlachteten Sohn des Königs mit sich.

Als die zehn Jahre um waren, rief der König abermals den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel!“ Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?“ Der König versetzte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich lange lebe?“ Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen zweiten Sohn ab und gieb mir seinen Leichnam!“ Der König versprach es zu thun und bald darauf ließ er seinen zweiten Sohn abschlachten, und als er den zweiten Leichnam dem Teufel gab, fragte er ihn: „Wie lange werde ich also noch leben?“ Der Teufel antwortete: „Noch zehn Jahre sollst du leben!“ Hierauf nahm er den Leichnam des zweiten Sohnes und ging fort.

Auch diese zehn Jahre vergingen, und da rief der König abermals den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel!“ Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?“ Der König sagte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich noch lange lebe?“ Der Teufel versetzte: „Du weißt es! Schlachte deinen dritten Sohn ab, und gieb mir seinen Leichnam!“ Der König ließ also auch seinen dritten Sohn abschlachten und gab seinen Leichnam dem Teufel. Hierauf sagte dieser: „Nun sollst du abermals zehn Jahre leben!“

Als auch diese zehn Jahre um waren, da ließ der König seinen vierten Sohn abschlachten und nach abermals zehn Jahren seinen fünften.

Als er endlich auch seinen siebenten Sohn abschächten ließ, da erzürnte Gott und strafte nicht nur den bösen König, sondern auch alle seine Leute, die es gebuldet hatten, daß er seine Söhne ums Leben bringe. Ein ganzes Jahr lang schien keine Sonne, Schnee und Eis lag überall, so daß alle Kräuter, Gräser und Bäume erfroren. Da hatten die armen Leute nichts zu essen, denn kein Getreide wuchs auf dem Felde, die Tiere bekamen kein Gras zu essen und verendeten, auf den Bäumen wuchs kein Obst. Selbst die Mäuse kamen vom Felde herein und viele liefen in das goldne Haus des Königs und begannen seinen Leib zu essen. Der König floh vor ihnen aus einer Stube in die andere, aber überall hin liefen ihm die Mäuse nach und benagten seinen Körper. Da stieg der König auf einen hohen Berg hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und nagten so lange an seinem Körper, bis sie ihn ganz aufzehrten. Als kein Haar, kein Knochen mehr vom bösen König zu finden war, da schien die Sonne wieder und bald schmolz der Schnee, die Felder und Wälder wurden wieder grün, und bald hatten die Leute wieder Obst und Getreide, und die Tiere Gras und Kräuter. . .

Wenn auch einige Züge dieser Sage auf christliche Vorstellungen und mittelalterlichen Volksglauben hinweisen, wie z. B. daß der Teufel langes Leben verleihen könne, daß Gott über die Hinschlachtung der Söhne erzürne und nicht nur den König, sondern auch seine Leute bestrafe, so ist doch der Kern der Sage altertümlich. So verlangt der Teufel nicht die Seelen, sondern die Leiber der Söhne und schleppt diese fort; Mißwuchs und Mäuseplage sind uralte Gemeinplätze sagenhafter Berichte; der Schluß der Sage endlich fällt wieder ganz in den Vorstellungskreis der früher erzählten Mäusesagen.

Höchst eigenartig und zu gleicher Zeit äußerst belehrend und wichtig für die (später zu erwähnende) Deutung der Mäusesagen überhaupt, ist die nun folgende Erzählung, die der rumänischen Volks Sage entnommen ist. Der Titel ist der gleiche wie bei den eben mitgeteilten Märchen, er lautet ebenfalls

### Der König und die Mäuse.

Es war einmal ein König, der war Witwer, und wenn man ihn fragte, warum er nicht heirate, da er ja noch jung und kräftig sei, pflegte er stets zu antworten: „Ein so schönes Weib, wie meine selige Frau gewesen, bekomme ich nicht mehr, und lieber bleibe ich ein Witwer mein ganzes Leben lang, als daß ich eine häßlichere zur Frau nehme!“ Und so blieb also der König Witwer. Als seine Frau starb, hinterließ sie ihm eine zehnjährige Tochter, die schon damals ein Wunder von Schönheit war. Nach einigen Jahren wuchs das Mädchen zu einer

wunderschönen Jungfrau heran, und wer sie sah, glaubte kaum, daß sie auch so ein Weib, wie jedes andere auf der Welt sei; jedermann hielt sie für einen Engel. Und ihr Vater, der König, entbrannte in Liebe zu ihr und verfolgte sie auf Schritt und Tritt; doch die Maid wich ihm aus, so lange sie es eben konnte, aber endlich gab sie dem sündhaften Drängen ihres Vaters nach und die Folge davon war, daß sie in gesegneten Umständen kam. Da war der König außer sich vor Kummer und Leid und wußte nun nicht, wie er die große Schande vor den Leuten verbergen solle.

Da traf es sich, daß den ganzen Sommer über kein Regen fiel, und das Getreide auf den Feldern, die Gräser auf den Wiesen und die Bäume in den Wäldern und Gärten verdorrtten. Da waren die Leute außer sich vor Kummer und Angst und baten den König, er solle Regen machen. Aber der König betete vergeblich zu Gott, und als noch immer kein Regen fiel, da wurde das Volk wütend und wollte den König töten. Da sprach dieser also zum tobenden Volk: „Vor langer Zeit ist mir im Traum ein Engel erschienen und hat mir gesagt, daß es so lange nicht regnen werde, bis daß ich nicht meine eigene Tochter ins Wasser habe werfen lassen, damit sie darin ertrinke. Ich habe nun lange genug zu Gott gebetet, aber er hat mein Flehen nicht erhört! Ich will also euch zu Liebe meine eigne Tochter opfern, damit nur Regen auf eure Felder falle!“ So log der König. Er wollte seine Tochter irgendwie beiseite schaffen, ehe dieselbe niederkam. Und er ließ sie in einen Sack einnähen und vor dem Volke in einen tiefen Fluß werfen. Da begann es zu regnen,\* und die Leute freuten sich sehr; aus dem Wasser aber stiegen viele tausend Mäuse hervor, die sich auf den König stürzten und an seinem Leib zu nagen begannen. Der König lief in sein Schloß und sperrte sich ein, aber die Mäuse zernagten die Wände und verfolgten ihn überall hin. Endlich dachte sich der König, vielleicht kämen sie ihm in die Kirche nicht nach und er ging also in die Kirche und stieg hinauf auf den Turm; aber auch dahin kamen ihm die Mäuse nach und verschwanden erst dann, als sie ihn mit Haut und Haaren verzehrt hatten. Die Leute sagten dann, die Mäuse hätte die im Wasser ertränkte Königstochter während ihres Todeskampfes geboren.

---

Hiermit wollen wir die Reihe der mit der Fattosage verwandten Sagen abschließen, nachdem wir im Vorstehenden die charakteristischsten

---

\* Das siebenbürgische Landvolk glaubt bei anhaltendem Regen, daß jemand im Wasser ertrunken sei, und der Regen erst dann aufhöre, wenn der Leichnam des Ertrunkenen aufgefunden werde. (Ann. von S. v. Wislodzi.)

von ihnen mitgeteilt haben, so weit sie uns in direkter Beziehung zu jener Sage zu stehen schienen und zu unserer Kenntnis gelangt sind. Denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Sagentkreis sich noch ausgedehnter erweisen wird, wenn dahingehende Forschungen die im Schoße der Volksüberlieferung ruhenden Schätze der Sagentunde einmal reichlicher gehoben haben werden. Bis jetzt aber vermochten wir, trotz eifrigen Suchens und vielfacher Erkundigung an maßgebenden Stellen, unser Material nicht weiter auszudehnen. Indes genügt uns das vorliegende vollkommen, um die Grundzüge der Sage festzustellen. Es ergeben sich als solche und fast allen mitgeteilten Sagen gemeinsame Hauptpunkte die folgenden: Ein vornehmer, aber hochmütiger, hartherziger und grausamer Herr (oft ein Landesherr, was aber durchaus nicht stets der Fall ist) erweist sich seinen Untergebenen gegenüber, die sich in irgend einer Notlage an ihn wenden oder die er zu sich heranzieht, als Verräter, indem er sie hinterlistiger Weise töten läßt. Zur Strafe für dies Verbrechen wird er von den Mäusen verfolgt, vor denen er sich auf das Wasser oder auf einen erhöhten Ort rettet. Doch die Mäuse überwinden das Hindernis und ruhen nicht eher, als bis sie an dem Übeltäter die Rache vollzogen haben. Er stirbt eines jämmerlichen Todes unter ihren Bissen.

Dies sind unseres Erachtens die Hauptzüge einer als Grundlage der sämtlichen Einzelsagen unseres Kreises zu rekonstruierenden Stammsage. Manche der mitgeteilten Proben weichen freilich in diesem oder jenem Punkte ab. Es sind dies besonders die von kirchlichen Chronikern erwähnten Fälle, wo statt des Mordes ein anderes Verbrechen (Kirchenraub z. B.) die Veranlassung zur Verfolgung durch die Mäuse giebt; doch diese haben, wie schon öfter gesagt, nur sekundären Wert, da ihre Tendenz zu offenkundig daliegt. Halten wir demnach an den Hauptpunkten fest, die den originellen und weitverbreitetsten Sagen gemeinsam sind, und versuchen wir auf diesen fußend eine Erklärung für die Entstehung der Sage zu geben. Hierüber soll sich der dritte Teil unserer Abhandlung erstrecken.

### III. Die mythische Grundlage der Sage.

Der erste Teil unserer Abhandlung hat uns mit dem Inhalt und der Überlieferung der Sattosage und den geschichtlichen Thatsachen, die ihr zu Grunde liegen sollen, ferner mit den verschiedenen Annahmen, welche die Lokalisierung der Sage an den Binger Mäuseturm rechtfertigen sollten, bekannt gemacht; im zweiten Teile erfuhren wir, daß die Satto-

sage nur ein Glied einer großen Kette von Sagen ist, die sich über alle deutschen Stämme, viele Nachbarländer und ganz fernstehende Völkerschaften erstreckt, und deren gemeinsame Grundzüge wir festzustellen versuchten; nunmehr ist es unsere Aufgabe, an eine Erklärung für die Entstehung der Sage heranzutreten.

Wir können drei Stufen in der Aufnahme unterscheiden, die die Sage bei den jeweiligen Hörern und Lesern gefunden hat: die kritiklose mittelalterliche Zeit nimmt die Sage gläubig hin, ohne sie auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen; die aufgeklärte Gelehrsamkeit der Renaissance und der folgenden Jahrhunderte zweifelt stark an ihrer Wahrheit, sucht wohl auch mit Gründen, die uns Modernen lächerlich dünken, ihre Erdichtung zu beweisen und die Unmöglichkeit darzutun, daß solche Geschehnisse in Wirklichkeit sich begeben;<sup>65)</sup> doch erst der neuesten Zeit bleibt es vorbehalten, über den Zweifel hinauszugehen und nach den Gründen zu forschen, die die Entstehung der Sage veranlaßt haben könnten.

Die Entstehung der Sage kann nun von zwei Seiten aus erklärt werden. Die Erklärung kann von einem subjektiven Moment aus geschehen, d. h. die Ursache der Entstehung der Sage in der Persönlichkeit selbst suchen, die als Trägerin der Sage hingestellt wird; sie kann aber auch die objektive Seite berücksichtigen, d. h. die Erklärung kann als Veranlassung zur Sagenbildung äußere Verhältnisse (in unserem Falle z. B. eine Heimfuchung der Felber durch die übermäßige Vermehrung der Mäuse), Vorstellungen des Volksglaubens und ähnliches mehr ansehen.

Betrachten wir zunächst einen Erklärungsversuch subjektiver Art. Es ist eine bekannte Thatsache, daß als gelegentliche symptomatische Erscheinung von Geisteskrankheiten, wie delirium tremens, bei dem Kranken sich die Halluzination einstellt, er sähe allerhand kleine Tiere, Mäuse z. B., an sich vorbeihuschen. Da nun die in den Sagen genannten Übeltäter gerade keine sehr enthalt samen Menschen sind, vielmehr ein üppiges Leben und wilde Gelage sehr lieben,\* so liegt die Deutung recht nahe, die subjektiven Halluzinationen hätten, weiter verbreitet, Veranlassung zur Sagenbildung gegeben. Bestärkt wird diese Annahme noch durch einzelne dunkle Wendungen bei manchen Chronisten; so lassen die Quedlinburger Annalen (kurz nach 1000, unsere älteste Quelle) ihren Anonymus unsichtbar von den Mäusen aufgezehrt werden; bei Georg

---

\* Bei einigen wird ja, wie wir oben sahen, ausdrücklich betont, daß sie beim Mahle in übermüthiger Stimmung, also wohl etwas angetrunken, von den Mäusen überfallen wurden.

Rollenhagen (s. oben S. 507) heißt es von Hatto, nachdem er die Armen hat verbrennen lassen:

Von Hund an sahe (der) Abendthewr/  
Die Meuß lieffen zu ihm von Fetur.

Auch in dem Berichte Sebastian Franks (oben S. 523) heißen die Mäuse den „mächtigen Herrn“ bei einem Gastmahle tot, während sie den andern Gästen „gar nichts gethan“ haben.

Nun ist es ja leicht denkbar, daß die Halluzinationen eines Kranken, die in Verfolgungswahn ausarten können, gelegentlich leichtgläubigen Zeitgenossen Veranlassung geben mochten, die subjektiven Einbildungen den Fernerstehenden als objektive Thatfachen mitzuteilen; doch es ist schwer glaublich, daß ein so weitverbreiteter Sagenkreis wie der unsere, der so tiefe Wurzeln in der volkstümlichen Überlieferung der verschiedensten Völker gefaßt hat, einem an sich so unbedeutenden Geschehnis, wie es die Halluzinationen eines Geisteskranken doch allen Nichtbetroffenen sind, seine Entstehung verdanken sollte. Und wäre dem auch so, so könnte die Verbreitung und Beliebtheit der Sage von der göttlichen Rache durch die Mäuse doch nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt, ein auf solche Art zufällig und irgendwo entstandene Sage sei auf den fruchtbaren Boden volkstümlicher Anschauungen und Überlieferungen gefallen und hätte sich insolgedessen zu unserem weiterverzweigten Sagenkreis entfaltet. Einfacher aber ist es, in unserem Falle wenigstens, von der subjektiven Erklärung, die bei der Entstehung mancher Sagen gewiß nicht von der Hand zu weisen ist, abzusehen und zu den Versuchen überzugehen, die die Entstehung der Sage auf eine objektive Ursache zurückzuführen.

Zunächst ist hier die von manchen neueren Forschern geäußerte und besonders von F. Liebrecht verteidigte Ansicht zu erwähnen, die Entstehung der Sage sei dadurch zu erklären, daß sich infolge einer außerordentlichen Vermehrung der Feldmäuse Mißwuchs oder eine gänzliche Vernichtung der Ernte eingestellt habe. Der König, der als oberster Priester zugleich für die Ungunst der Götter in alten Zeiten dem Volk gegenüber verantwortlich war, hätte das Volksunglück durch seinen sündhaften Lebenswandel verschuldet und sei ursprünglich zur Strafe dafür getödtet und zwar gehängt worden, eine Todesart, deren Spuren noch in der Sage enthalten seien, wenn der Übeltäter auf einen Baum, einen Turm oder ein Dach flüchtet. In der sagenhaften Überlieferung sei nun der Tod des Landesherrn so erklärt worden, daß er zur Sühne für das öffentliche Unglück von den Mäusen aufgefressen worden sei. So sieht denn Liebrecht als ursprüngliche Grundlage der Sage folgende Fassung an<sup>45</sup>): „Ein König oder sonstiger Landesherr sei bei Gelegenheit einer



Landesplage, namentlich Hungersnot, von Mäusen (oder anderm Ungeziefer auf einem Baume) gefressen werden“, und daraus ergebe sich ein uralter Brauch, „bei eintretendem öffentlichen Unglück die Götter durch Opferung der Landeshäupter vermittels Hängens derselben zu versöhnen.“

Ich halte mit anderen diesen Erklärungsversuch nicht für gelungen. Denn eine (infolge Mäusefraßes entstandene) Missernte spielt keine integrierende Rolle in unserem Sagenkreis, und wenn diese auch in alten Zeiten häufiger vorgekommen und für ein Volk von verderblichen Folgen begleitet gewesen sein mag, so weichen doch alle hierauf bezüglichen Berichte<sup>44)</sup> soweit von dem Inhalte und der Tendenz unserer Sage ab, daß wir siefüglich nicht mit ihr in Zusammenhang bringen dürfen. Außerdem bliebe bei dieser Erklärung das in allen vollstümlichen Sagen unserer Gruppe wiederkehrende Motiv der Ermordung Unschuldiger völlig unberücksichtigt. Endlich scheint mir die Entwicklungsreihe Turm — Baum — Galgen, die Liebrecht ansetzt, um zu seinem Opfertode des Königs durch Hängen zu gelangen, etwas gewagt. Aus allen in den Kreis der Hattosage gehörigen Erzählungen geht nur hervor, daß sich der Missethäter auf einen Turm flüchtet; von einem Baum ist nur in ganz fernstehenden Berichten, die wir nicht in direkte Verbindung mit der Hattosage bringen<sup>45)</sup>, die Rede. Es ist übrigens nicht in allen in Betracht kommenden Sagen ein Landesherr, der von den Mäusen verzehrt wird, wenn ich auch auf diesen Punkt kein besonderes Gewicht legen will. Aus diesen Gründen, glaube ich, dürfen wir den vorstehenden Erklärungsversuch für verfehlt halten, und wir stimmen hierin mit einem der hervorragendsten Forscher der Kirchengeschichte, Döllinger, überein, der sich so über Liebrechts Erklärung äußert<sup>46)</sup>: „Die Erklärung von Liebrecht scheint mir verfehlt. Einmal kam Opferung eines Menschen durch Hängen nie oder sehr selten vor; zweitens ist es gewöhnlich nicht ein Baum, sondern ein Turm auf einer Insel, an den sich die Sage knüpft; und endlich verlegt die Sage das Ereignis, wie bei Hatto, in eine zu späte, ganz christliche Zeit.“

Ein anderer Gelehrter, J. B. Grohmann, dessen Buch „Apollo Smintheus\* und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen“, Prag 1862, hier zu erwähnen ist, hat ebenfalls Liebrechts Ansicht zurückgewiesen; freilich sind nicht alle seine Gegengründe stichhaltig. Er sagt<sup>47)</sup>: „Es ist schon an und für sich unwahrscheinlich, daß bei so vielen sprachlich geschiedenen Völkern für die Opferung der Landeshäupter

\* *Σμινθεός* oder *Σμινθιος* (ein Beinamen des Apollo, Hom. II, I, 39) wird entweder von *σμήθος* „Feldmaus“ oder von *Σμινθη*, einer Stadt im Gebiet von Troja, abgeleitet.

dieselbe Ausdrucksweise überall im Schwange gewesen sei (das hatte Liebrecht übrigens nicht behauptet!) und daß diese Ausdrucksweise überall dieselbe Sage entwickelt habe. Auch ist es ja nicht immer ein Landesherr, der von den Mäusen getötet wird; in den meisten (?) Versionen der Sage wird eben bloß ein Ritter, ein Kriegsmann oder geradegu ein rebellischer Vasall von der Rache der Mäuse betroffen. Ganz und gar unstatthaft aber dünkt es mich, den Umstand, daß der von den Mäusen Verfolgte in der Höhe in einem Turm oder auf einem Baum Schutz sucht, auf die Todesart des Hängens zu deuten. Wir werden uns daher jedenfalls nach einer andern Erklärung der Sage umsehen müssen. Soviel ist sicher, daß alle den Sagen vom Mäuseturm eine gemeinsame und zwar heidnische Grundlage zukommt, da dieselbe schon in so früher Zeit an so verschiedenen Orten unter slavischen, deutschen und nordischen Völkern lokalisiert erscheint. Allen Versionen ist überdies die Idee gemeinsam, daß die Mäuse als Mörderinnen begangener Frevel auftreten... Die Mäuse vertreten in diesen Sagen gleichsam die Stelle der Erynnyen, was zu unserer Auffassung von den Mäusen ganz wohl paßt...“ Diese Auffassung wird aber durch eine frühere Stelle des Buches erklärt, wo Grohmann meint<sup>49)</sup>: „Nach uralter arischer Vorstellung war der Blitz oder Donnerkeil der leuchtende Bahn der Sturm- oder Wolkenwesen, die bald als Eber, bald als riesige Mäuse aufgefaßt wurden. Mit jedem Blitz fiel ein solcher Bahn oder auch eine solche Maus auf die Erde. Als sich nun hierzu parallel die Vorstellung entwickelte, daß mit dem Blitz zugleich auch der himmlische Funken der Seele auf die Erde herabgebracht wurde: so vermengte sich die Vorstellung von der Gewittergeburt der Mäuse mit dem Glauben an die Gewittergeburt der Seelen, welche bei der Geburt aus der Gemeinschaft jener Elementargeister austreten und beim Tode in dieselbe zurückkehrten. Die Mäuse sind also ursprünglich Blitze und Gewitterwesen und in weiterer Entwicklung Seelen und Elben.“

Soweit läßt sich ein annehmbarer Kern von Wahrscheinlichkeit in Grohmanns Ausführungen finden; seine weiteren Folgerungen aber aus seinen vergleichenden mythologischen Aufstellungen seien hier nur als Kuriosität nach Beheim-Schwarzbachs Zusammenfassung<sup>49)</sup> erwähnt: „Der grausame Herr, ob nun Hatto oder Popiel, ist der indische Kuschna, der Trockner, oder der Mißernte bringende Dämon Kuyava, der griechische Phaeton, alle des Sonnenrades gewaltig, mit welcher sie die Erde versengen, Dürre und Hungersnot hervorrufen, das Wachstum des Getreides und auch den Schatz des Regens zurückhalten. Nun kommen aus dem Feuer, das die Erde versengt und das Getreide verbrennt, die Mäuse

hervor, die Sturm- und Bligeßwesen, und fallen wütend den Dämon an. Die Führer der Angreifenden sind die Sturmgötter, Rudra, Apollo, Smintheus, der deutsche Woutan, seine Gemahlin Freya, alles Götter, die in frühesten Zeiten selbst oft als Mäuse (!) gedacht wurden. Alle diese Vorstellungen, die ursprünglich von himmlischen Mäusen (!) gelten, sind später auch auf die irdischen übertragen, die auf Befehl der Götter Strafen an Menschen und deren Adern vollzogen. Und da die Seelen der Menschen nach altmythologischen Vorstellungen die Körper als Mäuse verlassen, so entwickeln sich aus den Leichen von Ermordeten wiederum Mäuse, welche Rache üben“ . . .

„Als nun der grausame Ruffna der Trodner oder der Mißernte bringende Dämon Ruyaba, der griechische Phaeton von den Mäusen angegriffen wird, baut er sich rasch eine Burg, die Wolkenburg mitten im Wasser, dem himmlischen See. Aber die Mäuse verfolgen ihn auch hierhin, bringen in den Turm oder die Burg ein und vernichten ihren Feind. Um die Gewitterscenerie noch zu vervollständigen, versinkt dann nach dem Tode des Dämons die Burg in die Tiefe des Sees und nur bei klarem Wetter sind ihre Trümmer auf dem Grunde zu sehen“ . . .

Ich muß gestehen, daß mir der nötige Schwung der Phantasie abgeht, um dem Verfasser in die himmlischen Höhen seiner mythologischen Kombinationen zu folgen. Aber wenn wir aus dem oben gesperrt gedruckten Satz das überflüssige Wort „wiederum“ streichen, so unterschreibe ich die darin ausgesprochene Annahme Wort für Wort, und ich hoffe, daß wir im folgenden mit ihr zu einer befriedigenden Erklärung der Mäuseturmsage gelangen werden, ohne uns in den lustigen Hypothesen Grohmanns zu verlieren. Wodurch diese hervorgerufen wurden, ist leicht ersichtlich. Grohmann schrieb seine Abhandlung zu einer Zeit, die unter dem mächtigen Eindruck der neuen Einblicke in das religiöse Leben der Indogermanen stand, die durch die Bekanntschaft mit den heiligen Büchern der alten Inder ermöglicht wurden. Bezeichnend dafür ist z. B. das bekannte Werk Adalbert Kuhns „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“, das als Programmbeilage des Kölnischen Realgymnasiums zu Berlin erstmalig im Jahre 1858 erschien. Darin findet sich<sup>60)</sup> eine Stelle, die uns den Schlüssel zu Grohmanns Hypothese liefert, wenn es heißt: „. . . Der Fahu des Ebers oder Schweins und der Ratte wurden also wegen ihrer Weiße und Schärfe dem Blize verglichen. Das Wort für Ratte (äku) bezeichnet zugleich auch Maus und Maulwurf; der äku (= mäshaka „Maus“ nach dem Kommentar) war dem Rudra heilig; dadurch, wie auch sonst vergleicht sich Rudra dem Apollo Smintheus . . .“.

Heute indes wissen wir, daß man die Erklärung vollständiger mythischer Anschauungen und Überlieferungen nicht in der höheren Mythologie, die von dem ausgebildeten Götterglauben hochkultivierter Kreise und Zeiten handelt, zu suchen hat, sondern in der niederen Mythologie, jener stillen und verborgenen Werkstatt der Volkspheantasie, die den Wechsel der Religionen überdauert und noch heute, wie vor Tausenden von Jahren, die Natur mit heimlich wirkenden Kräften belebt und die Seelen Abgeschiedener als einflussreich auf die Überlebenden kennt und fürchtet. Die Seele aber stellte und stellt sich vielfach noch heute der Volksglaube als eine Maus vor, die den Körper beim Schlafe z. B. un-  
gesehen verlassen und wieder in ihn zurückkehren kann. Die Veranlassung zu dieser Vorstellung ist wohl in dem geheimnisvollen Auftauchen und Verschwinden des kleinen Geschöpfes zu finden. Es ist bekannt, daß dieser Volksglaube keine geringe Rolle in den Hexenprozessen vergangener Jahrhunderte spielte. Ein niedersächsischer Pfarrer Männling eifert in seinen 1713 zu Frankfurt erschienenen „Curiositäten“ dagegen<sup>51)</sup>: „Ist's nicht schredliche Dummheit, daß man sich bereben läßt, die Seele des Menschen sei eine rote Maus?“ — Als rote Maus aber stellte man sich die Seele vielfach wegen der roten Farbe des Blutes vor, das ja allgemein als Sitz des Lebens galt. Wer erinnert sich hier nicht der Stelle aus der Walpurgisnacht in Goethes Faust, I. Teil, wo Mephistopheles den Faust, der aus der Reihe der Tanzenden getreten ist, fragt:

„Was lässest du das schöne (Mädchen) fahren,  
Das dir zum Tanz so lieblich sang?“

und Faust antwortet:

„Ach! mitten im Gesange sprang  
Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.“

Wer gedenkt nicht ferner des Rattensängers von Hameln, der durch seine lieblichen Töne Kinder und Erwachsene, wie vorher die Ratten, mit sich zu locken versteht, als ihm die Stadtväter auf den Rat des überschlauen Schreibers hin den ausbedungenen Lohn verweigern?

Aus den vielen Sagen nun, in denen die Seele als rote oder weiße Maus erscheint, wähle ich zur Veranschaulichung eine heffische Sage aus, die folgendermaßen lautet<sup>52)</sup>:

Das weiße Mäuschen.

„Ein junger Mensch in Hirschhorn wurde allnächtlich vom Ab\* heimgesucht. Seine Mutter konnte das zuletzt nicht mehr ansehen und

\* Ab oder Alp ist ein nächtlicher Druckgeist, der den Menschen im Schlafe ängstigt und quält; der subjektive Ursprung dieses Volksglaubens ist leicht ersichtlich.

suchte Rat dagegen, den sie auch bald fand. Sie verabredete sich mit ihrem Sohn, er solle ihr ein Zeichen geben, wenn er des Abes Ankunft gewahre, kletterte, als er abends im Bette lag, ein weißes Tuch über ihn und hielt sich in der Nähe. Es dauerte nicht lange, so schlüpfte der Ab durch das Schlüffeloch herein, der Sohn gab das Zeichen und war im selben Augenblick auch schon seiner unmächtig, fing an zu seufzen und zu wimmern. Da sprang die Mutter hinzu, schlug rasch die vier Bispel des weißen Tuches zusammen und legte es in eine Schublade der Kommode; den Schlüssel ließ sie stecken. Zugleich atmet ihr Sohn tief auf, als ob eine zentnerschwere Last von seinem Körper genommen wäre; da erfahen sie, daß es ihnen geglückt war, den Ab zu fangen.

In derselben Stunde aber starb in Erbach plötzlich ein Mädchen, ohne daß man wußte, was für eine Krankheit es gehabt haben könnte. Es ward gekleidet und auf die Bahre gelegt und sollte begraben werden. Da traf es sich, daß der Bursch in Hirschhorn, der schon zwei Nächte vom Ab frei geblieben war, am dritten Tage zufällig den Schlüssel von der Schublade zog, worin das Tuch lag. Sogleich schlüpfte ein weißes Mäuschen aus dem Schlüffeloch und lief zur Thür hinaus. Zu derselben Stunde wollte man in Erbach den Sarg schließen, da fuhr ein weißes Mäuschen zur Thür herein und in den Mund der Toten, welche alsbald die Augen weit öffnete und nicht wenig erstaunt war, sich im Sarg zu finden."

Wir ersehen aus dieser Sage, was es mit dem Ab für eine Verwandtnis hat: Er ist nichts weiter, als die Seele des Mädchens (die als Repräsentantin des Mädchens selbst auftritt), die in Mausgestalt den Körper desselben verläßt und den jungen Burschen aufsucht. Die Maus, d. h. die Seele, wird gefangen, und so lange sie nicht in den Leib des Mädchens zurückkehrt, ist dieses wie tot. Dieser Volksglaube nun, der sich die Seele des Menschen in Gestalt einer Maus veranschaulichte, konnte von der christlichen Kirche natürlich ebensowenig wie die übrigen derartigen Vorstellungen des Volkes beseitigt werden, wurde aber wie zahllose andere heidnische Mythen in ein christliches Gewand gehüllt. So erscheint denn in frühmittelalterlicher Zeit die heilige Gertrud als Herrin der Seelen und ihr Attribut als solche ist die Maus.<sup>59</sup> Nun wird uns auch verständlich, wie das einstens (nach Schillers Bericht) im Straßburger Münster befindliche Bild des (wie oben S. 522 erzählt) von den Mäusen getödeten Bischofs Wilderolf zu deuten ist. Der Bischof war darauf zu sehen, zu Schiff fahrend, umschwommen von Mäusen und überragt von dem Bilde der hl. Gertrud. Das Wasser aber ist nichts anderes als der Totenstrom, das oft genannte „Lebermeer“, das in der Sage von Hatto zum Rheinstrom wird. Über dieses

Wasser müssen die Seelen der Abgeschiedenen; sie nehmen nach älterem Kirchenglauben ihre erste Herberge bei der heil. Gertrud, um sich alsdann in gute oder böse Älbe zu verwandeln; als solche erscheinen sie hierauf wieder als schädigende oder als bescheerende Mäuse.

Was nun in dem Bericht des christlichen Chronisten über Bischof Wilberolfs Tod mit der alten Sagenfassung nicht stimmt, ist die Motivierung jener schrecklichen Strafe durch den begangenen Kirchenraub. Hieraus ersehen wir, daß diese und ähnliche Sagen nicht vollstümlich, sondern von den Schriftstellern nach dem Muster der vollstümlichen erfunden sind; sie haben ja auch nie die Verbreitung und Volkstümlichkeit der echten Sagen erlangt. Als solche können wir nur die Mäusesagen ansehen, worin der Tod der Übeltäter als Strafe für die Ermordung Unschuldiger angesehen wird, deren Seelen in Gestalt von Mäusen den Schuldigen verfolgen und die Rache an ihm vollziehen, indem sie nach altheidnischen Brauche Blut für Blut, Leben für Leben verlangen. Daß auch in der Überlieferung noch Spuren dieser Anschauung vorhanden sein mußten, geht z. B. aus dem am Schlusse dieser Abhandlung wiedergegebenen Gedichte von August Kopisch hervor, der (jedenfalls an der Hand seiner Quelle) noch immer um Mitternacht Hattos Geist, von glühenden Mäusen verfolgt, den Turm umschwirren läßt, in dem Hatto der Rache zum Opfer fiel, offenbar eine Erinnerung an die vollstümliche Vorstellung, die Mäuse seien die Seelen der Hingemordeten. Und diese Ansicht scheint mir nicht allein wohlbegründet, sondern sie hat auch die Stimmen vieler Forscher für sich; so sieht Wilhelm Herz in den Mäusen gleichfalls wandernde Menschenseelen.<sup>54</sup>) Durch diese Erklärung rücken ferner unsere Sagen in den großen Kreis des altgermanischen Seelenglaubens, der unseren Vorfahren mit fast allen Völkern indogermanischen Stammes und vielen fernstehenden Völkern gemeinsam war und der in mannigfacher Gestalt noch heute in Überresten fortlebt.<sup>55</sup>)

Haben wir nun durch die voranstehenden Ausführungen eine zwar nicht neue, aber doch hier zum ersten Male gründlich erörterte Deutung der Mäuseturmsage vorgebracht und hoffentlich annehmbar erscheinen lassen, so wollen wir als Abschluß dieser Arbeit unsere Ansicht über das Auftauchen, die Verbreitung und die örtliche Fixierung der bekanntesten der einschlägigen Sagen, der Sage vom Binger Mäuseturm, von der wir in unserer Untersuchung ausgegangen sind, in kurzen Worten klarlegen.

Wir haben gesehen, daß die ältesten Belege einer Mäusesage bei sächsischen Chronisten, den sog. Quedlinburger Annalen, sowie bei Thietmann von Merseburg, also kurz nach 1000 n. Chr. Geb. zu finden sind. Sie berichten als gleichzeitiges Ereignis und deshalb wohl aus der Volks Sage schöpfend, daß ein Franke (der Name ist unbekannt!) von Mäusen aufgefressen

worben sei, die ihm sogar übers Wasser gefolgt seien. Von dem Motiv, das in diesen Duellen und den auf ihn beruhenden Berichten für diese Strafe Gottes angegeben wird, wie Kirchenraub, hochmütiges Gebaren u. ä. m., dürfen wir nach dem oben Ausgeführten hier absehen. Es war also im 10. Jahrhundert unter den Sachsen die Sage verbreitet, die erst wohl allgemein auf die verhassten und als treulos geschilberten Franken, später auf den bekanntesten der fränkischen Großen bezogen wurde, jenen mächtigen Kirchenfürsten Hatto I., der sich ja des besonderen Hasses der Sachsen zu erfreuen hatte. Kann man es doch diesen nicht verdenken, wenn sie auf den Bruderstamm so schlecht zu sprechen waren; denn mehr des Leidens hatte ihnen kein fremdes Volk zugefügt, als die Franken, seitdem sie unter dem Vorwande, den heidnischen Brüdern des Christentums Wohlthat zu teil werden zu lassen, ins Sachsenland eingebrungen waren, die Männer in den Schlachten mordend, die Ansiedlungen und Heiligtümer zerstörend. Man denke nur z. B. an das schreckliche Blutgericht, daß Karl mit dem Beinamen der Große im Jahre 782 zu Verden an der Aller über 4500 ihm ausgelieferte, wehrlose Sachsen halten ließ, die weiter kein Unrecht begangen hatten, als daß sie ihren heimischen Boden und ihre angestammten Götter gegen die fränkischen Eindringlinge verteidigt hatten. Wie nahe liegt uns daher nach dem Vorausgeschickten die Annahme, daß wehrlose und geknechtete Sachsenvolk habe die Rache an dem Morde seiner Söhne, die es nicht selbst nehmen konnte, den Seelen der Hingemordeten in der sagenhaften Überlieferung anheimgegeben, gleichwie nach der blutigen Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden die Geister der Erschlagenen noch in den Lüften gekämpft haben sollen! Die Franken standen übrigens nicht nur bei den Sachsen, sondern auch bei den Franzosen, die selbst fränkisches Blut in den Adern hatten, in dem Verdacht der Treulosigkeit, und in den altfranzösischen Heldenbüchungen, den chansons de geste, ist Doon (Dudo) de Mayenoe der feststehende Typus des Verräters.

Das Motiv der Ermordung Unschuldiger war nun bei dem fränkischen Bischof Hatto gegeben, und als Veranlassung zu der Greuelthat wurde die Not der Armen während eines Mißwuchses des Kornes frei hinzuerfunden, offenbar mit dem Hintergedanken, das Gebaren des Erzbischofs, als wehrlosen Armen gegenüber geübt, möglichst scheußlich hinzustellen. Nachdem nun der Tod durch Mäusebisse einem Hatto angedichtet war, ist es nicht wunderbar, daß die Fabel sich auch auf den anderen Hatto übertrug, der bei den kirchlichen Schriftstellern in üblem Ruf stand; weiterhin wurde dieser Tod überhaupt als Sühne für alle möglichen Frevel, besonders aber für die Verraubung von Klöstern oder Kirchen, den Schuldigen nachgezählt. So wird denn die Fabel von dem

Tode Hatto's infolge der Mäusebisse an den Rhein gewandert sein. Daß sie daselbst entstanden sei, ist kaum anzunehmen: erstlich weisen die ältesten Belege solcher Sagen nach sächsischem Gebiet, wie eben erwähnt; sodann hatte ja die rheinische Bevölkerung keinen ersichtlichen Grund weder Hatto I. noch Hatto II. in solche Nachrede zu bringen.

Was die bayerisch-österreichische Sagengruppe vom „Maussee“ oder „Wörthsee“ angeht, so ist deren Abhängigkeit von den übrigen Mäuseturmsagen nicht nachzuweisen; nichts hindert uns also für diesen Sagenkreis autochthonen Ursprung anzunehmen. Sicher ist dieser wohl für die Märchen der Rigeuner; denn auf litterarischem Wege können diese Naturkinder doch nicht in den Besitz ihrer Sagen gekommen sein, und mündliche Überlieferung ist durch die räumliche Entfernung ausgeschlossen. Nicht so bei der polnischen Sage von Popiel; hier können die in den polnischen Mästern vielfach verbreiteten deutschen Mönche die Sage eingeführt haben, wie schon oben S. 527 flg. ausgeführt wurde.

Es bleibt uns noch übrig, auf die Gründe einzugehen, die die Lokalisierung der Sage am Binger Mäuseturm veranlaßt haben könnten. Möglicherweise wurde die Sage deshalb an diesen Turm geheftet, weil der schon vorhandene Name *mustarn* (über dessen verschiedene Deutungen wir im ersten Teil gehandelt haben) Veranlassung dazu gab, die Mäusesage (neuhochdeutsch „Maus“ lautete im mittelhochdeutschen „mūs“) in Beziehung zu dem Turm zu setzen; wahrscheinlicher aber deshalb, weil der mitten im Rhein, an auffallender Stelle, gegenüber der Burg Ehrenfels, der Sommerresidenz der Mainzer Erzbischöfe, gelegene Turm eine willkommene und bequeme Gelegenheit zur Lokalisierung der Sage bot, ebenso wie der Turm im Goplosee für die entsprechende polnische Sage.

So hat also unsere Sage, auf urindogermanischen mythischen Vorstellungen beruhend, in Deutschland zu einer Zeit, die es liebte, durch graufige Effekte auf die Einbildungskraft des naiven Menschen zu wirken, festen Fuß gefaßt, und ist die Jahrhunderte hindurch eine Lieblingsfage der Rheinlande gewesen, wie uns zahlreiche Berichte bestätigen. Wir haben sie zu Anfang dieser Abhandlung aus älterer Zeit in prosaischer, poetischer und gelehrter Fassung kennen gelernt, und ich kann keinen besseren Abschluß finden, als damit, daß ich unsere Sage in einer aus neuerer Zeit stammenden und passenden poetischen Fassung mitteile:

#### Der Mäuseturm.

Von August Kopisch.

Am Mäuseturm um Mitternacht  
Des Bischofs Hatto Geist erwacht.  
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein,  
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.



Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,  
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;  
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein  
Berlehrt in ein nagendes Mäuselein!

Du flohst auf den Rhein in den Inselthurm,  
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm!  
Du schloffest den Thurm mit eherner Thür,  
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,  
Sie fraßen den Fisch dir und wurden nicht satt.  
Sie fraßen dich selber zu aller Graus  
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,  
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht;  
Er flieht um die Binnen im Höllenschein,  
Und glühende Mäuselein hinter ihm drein.

### Nachweise.

1. Ich benutze die Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek, gedruckt zu Basel 1698, p. DCCXVII.

2. Benutzt ist die Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek, gedruckt zu Magdeburg 1618. Die Sage findet sich im Buch III, Teil I, Kapitel 13 (Fol. Ss IV b und folg.).

3. Joannis, Rerum Mogontiacarum, vol. I, p. p. 438 ff. (ed. Francofurti ad Moenum 1722). Georg Christian Joannis lebte von 1658—1735 und zwar von 1702 an in Zweibrücken. Er gab im Verein mit Sal. Ferd. von Gudenus (geb. zu Mainz 1679, Jurist, † 1758 zu Weplar) das Geschichtswerk des 1604 verstorbenen Professors an der Mainzer Universität, Serarius, Rerum Moguntinensium libb. V neu heraus und setzte es bis zu seiner Zeit fort. Die ältere Ausgabe des Serarius wird in Anm. 55 citiert.

4. Berühmtes protestantisches Geschichtswerk der von Mathias Flacius (Hyliricus) 1558 zu Magdeburg gegründeten Gesellschaft der Centuriatoren. Der lateinische Text des hieraus entlehnten Berichtes von Hatto's II. Tod lautet folgendermaßen:

Monstratur in Rheno medio iuxta Bingam (quae apud Tacitum et Ammianum non incelebre oppidum est) turris, quae idcirco Germanice „Mäusesturm“ vocatur, id est murium turris, seu myopyrgus, ut vix praetervehatur navicula, quin ignaris adhuc rei vectoribus ea illico ab aliis narretur. Est et prope Moguntiam tumulus, causam, ob quam a muribus ille [Hatto II] devoratus, testificans. Vocatur enim Hattenberg, quia, ut habent M. S. minoris verba, opinio est, eum in eo monte tum recreationis, tum paritatis gratia, construxisse sibi mansionem, ne pauperes et inopes, quos semper nobiscum, secundum Domini sententiam habemus, maxime in urbibus, quorum ipse, utpote homo durus, erat contemptor, eum facile accederent, a quibus sui praesentiam per habitationem elongabat. Nam famis tempore ingentem eleemosynas petentium mendicorum copiam in horreum quoddam amplum, quasi sua liberalitate eos alturus, conclusisse dicitur, ac igne subjecto eos concremari jussisse. Horum cum in ipsis

flammis ululatus audiretur, mures esse dixit Episcopus: sed tertio pontificatus sui anno, divina eum ultio oppressit. Murium enim turba, impetu in eum facto, tantis eum molestiis affecit, ut nusquam ei tutus ab ipsorum moribus daretur locus. Turrim denique in ipso Rheni flumine extruxit, ibi se liberum fore sperans. At bestiolae illae transmatando Rhenum (mirabile dictu) turrim conscenderunt, ipsumque Episcopum suis moribus enecuerunt. Pontificis quoque nomen parietibus et chartis inscriptum divina ultione abraserunt.

5. Vergl. Beheim-Schwarzbach, die Mäuseturmfrage u. s. w. in der Zeitschrift gewidmet der Haupt-Versammlung des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, Posen 1888, S. 84 und bes. S. 107. Siffrid. Presbyt. Misnensis Epit. libr. II DCCCCXXIII Hatto Mogunt. devoratus est a muribus, nec se in castris nec insulis potuit ab iis defensare.

6. Vergl. Böhmer-Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe, I, S. 114—116.

7. Vergl. Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 83 u. 105; ferner zum folgenden über Hatto I. besonders Heidemann, Hatto I., Hymn.-Programm, Berlin 1865.

8. Vergl. Heidemann, Hatto I., S. 27 fig. und S. 34 fig. (dieser zweifelnd); ferner Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 81 fig. (für Hattos Schuld). Gegen Hattos Schuld spricht sich Dämmler in der Allg. deutschen Biographie XI, S. 27 fig. aus. Er sagt: Seine Gegnerschaft gegen die Herzöge, die sich der Volksgunst im allgemeinen zu erfreuen hatten, bewirkte, daß die Nachwelt ihn sich als einen listigen Fuchs, als einen Mann von sehr zweifelhaftem sittlichen Charakter vorstellte.

9. Heidemann, a. a. D. S. 35 fig.

10. a. a. D. S. 83 und S. 106 fig.

11. Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 77 fig. Zwischen 873 und 1056 wird keine Hungersnot erwähnt.

12. Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 78 und 108.

13. Topographia Archiepiscopatum Moguntinensis, Trevirensis et Coloniensis u. s. w., an Tag gegeben durch Matth. Merian, 1646 (Frankfurt am Main).

14. Corn. Will, der Mäuseturm bei Bingen, in der Monatschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde I, 1875, S. 208.

15. Nach einer eigenhändigen Bleistiftnotiz auf S. 448 des auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten Handgemals Bodmanns von Joannis, Ber. Mog. I. Diesem schließt sich Will a. a. D. an.

16. Bodmann, Rheing. Altertümer, S. 748, Note b.

17. Sie ist abgedruckt in Guden, Cod. dipl. II, 57 und wird von Will a. a. D. S. 210 ausführlich besprochen.

18. Sie wird festgehalten von Weidenbach in dem Aufsatz: der Mäuseturm in den „Rheingauischen Blättern“, 1857, Nr. 14—20, dem der Rheinische Antiquarius II, 9, S. 392 fig. sich fast wörtlich anschließt, und wie es scheint, auch von Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 110, Anm. 56.

19. Sie lautete: Pontem construxit apud Aeschaffenburg, bene duxit ac pontem per Nahe; miles transit quoque verna, et bene necesse prope Bing Maussen dedit esse. D. h. Er erbaute eine Brücke bei Aeschaffenburg und ebenso eine über die Nahe — — — (der Rest ist nicht verständlich).

20. a. a. D. S. 212.

21. Annales Bingenses, herausgegeben von E. Sander, Mainz 1868.

22. a. a. D. S. 45.

23. a. a. D. S. 50.

24. Vergl. Will, a. a. D. S. 214.

25. Die Randbemerkung an dem genannten Orte lautet: *Fabula* (von *hatus* Tod) à nautis in odium nauli et thelonei, gravis ibi olim persoluti, excogitata, et velut per manus tradita, cum nescirent, olim hanc turrim, aequè ut serius die Falz prope Cubam, armamentis, balistis etc. (quae Musaria olim dicta) ad coercendas naves et nautas pro solvendo theloneo instructam fuisse.

26. Vergl. Schiller und Löhben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, III, S. 140. Beide Worte sind aus einer Braunschweiger Urkunde genommen. Das ebenda S. 141 erwähnte *mus-iseren* „eiserne Bekleidung der Armgeleite“ gehört zu mhb. *müsenier* (Zeyer, *Mhb. Handwb.* I, 2258) und ist mit diesem zu mhb. *mäs* „Muskel“ zu stellen. Vergl. auch *museisen* in der *Limburger Chronik* § 47 ad a. 1350.

27. Vergl. mhb. *mäte* et. f. Zoll, *Zollstätte*, *mäten* (vermäten) einen Zoll erlegen (Zeyer, *Mhb. Handwb.* I, 2259). Auf niederdeutschem Sprachgebiete ist das Wort nicht vorhanden. Neben mhb. *mäte* scheint übrigens eine Nebenform *mäze* mit regelrechter Verschiebung aus lat. *mōta* = vulgärlat. *mūta* vorhanden gewesen zu sein, worauf das mehrfach belegte frühneuhochdeutsche „die Rauf“ (Weigand, II, 54; Grimm, *D. Wb.* VI, 1835 aus Dieffenbach 575e, ferner Scherz-Oberlin, *Gloss. germ.*, p. 1014) schließen läßt.

28. Vergl. *Rheinischer Antiquarius* II, 9, S. 353 fg.

29. So ist z. B. die Sage von den *Harlungen* und ihrem Schafe, dem *brisinga mene*, wegen des Anlanges von *bris-inga* (-ing ist die Ableitungssilbe) an *Bris-ach* im *Bris-gouwe* (Dreisach im Dreisgau) baselbst lokalisiert worden und hat auf die Namengebung in der dortigen Gegend mannigfachen Einfluß ausgeübt. Vergl. Serf., *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* VI, S. 550.

30. *Annales Quedlinburgenses ad. a. 1012*, ed. Perz, *Monumenta Germ. Hist. Scriptorum*, tomus III, p. 81: *Eodem anno in Francia, vero non longe a Colonia, viro cuidam dira miseræ mortis inducitur ultio, quod muribus invisibiliter incredibili modo corrosus, multis suorum curationibus frustratus ad extrema usque pervenit.* Ausführlicher schon ist der hierauf fußende *Thietmar von Merseburg*, a. a. D., S. 830: *Quidam vero miles, cum bona sancti Clementis vi tolleret, et inde rectum facere noluisset, in una dierum a muribus intra cubiculum impugnatur ineffabilibus. Qui primo fuste arrepto eos prohibere temptans, posteaque evaginato eos aggressus gladio, et sic nil proficiens arca quadam, ut ipse rogavit, includitur ac in medium fune suspenditur; et cum externis haec plaga sedaret, hicque liber solvi debuisset, ab aliis usque ad mortem corrosus invenitur. Tunc cunctis presentibus et postea venientibus manifestum sit, quod hunc ira Dei, vindex predicti facinoris consumpsit.*

Aus späterer Zeit berichtet die Sage *Albericus Trium Fontium*, der von 1232—1252 etwa seine *Weltchronik* schrieb. (Sein Bericht stützt sich auf *Guido de Bazochiis* [† 1203] *Cosmographia*, die bis 1099 [Tod des *Richard Löwenherz*] reicht), vergl. *Paul Schaeffer-Boichorst*, *Mon. Germ. Hist. Script.* XXIII, p. 800: *ad a. 1083, Feruntur plures inimicorum eius (Heinrichs IV) vitam exitu miserabili conclusisse, sicut ille, qui dum resupinatis cervicibus in convivio (de ipso) male loqueretur, ita a muribus circumvallatus est, ut nusquam esset refugium. Et quamvis a pluribus repellerentur, multi tamen*

vicariam referebant (v. replebant) noseam, illum solum dentibus, illum terribili quodam concentu persequerentur. Quapropter a famulis ultra iactum sagitte in pelagus proventus, cum iam murium multitudinem subsequens navis tabulata corroderet, et naufragium indubitatum aqua per rimulas ingrediens minaretur, retorta a puppi ad littus, muribus iuxta carinam adnavigantibus, ille miser in aridam expositus, moxque totus dilaceratur, horrendam murium famem explevit.

81. Vergl. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde, A. Sagenkunde: der Mäuseturm, S. 2 und Beheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 112, Anm. 69.

82. Herausgegeben in den „Chroniken der deutschen Städte“, Bb. VIII und IX. Unsere Stelle findet sich Bb. VIII, S. 645.

83. Vergl. B. Herz, Deutsche Sage im Elsaß, S. 105 fig.

84. Ausgabe von Scheffer-Boichorst, Mon. Germ. Hist. Script. XXIII, p. 800, ad a. 1088. Dieser Bericht fußt auf Guido de Bezochiis († 1208). Cosmographia und auf Wilhelm von Ralmesbury (bis Mitte des 13. Jahrh.).

85. Sebastian Franck, Germaniae Chronicon, gedruckt 1588 (Augsburg), p. CXXXIX, b und p. CXL.

86. Vergl. J. F. Liebrecht, Zur Volkskunde, A. Sagenkunde: der Mäuseturm, S. 3.

87. Mitgeteilt von J. Holland in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, I, S. 452.

88. Zum Folgenden vergl. die schon öfter erwähnte Abhandlung von Beheim-Schwarzbach, die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto u. s. w.

89. Martini Galli Chronicon, lib. I: Narrant enim seniores antiqui, quod iste Popiel a regno expulsus tantam ab muribus persecutionem patiebatur, quod ab hoc a suis consequentibus in insulam transportatus et ab illis feris pessimis illuc transnatis in turre lignea tam diu sit defensus, donec prae foetore pestifero multitudinis interempta ab omnibus derelictus morte turpissima monstris corrodentibus expiravit. . . Sed istorum gesta, quorum memoriam oblivio vetustatis abolevit et quos error et idolatria defoedavit, memorare negligamus et ad ea recitanda, quae fidilis recordatio meminit, ista succincte nominando transeamus.

Die übrigen Berichte der oben erwähnten Schriftsteller finden sich wie dieser ebenfalls in der genannten Abhandlung Beheim-Schwarzbachs, S. 102—104 abgedruckt.

40. In der Anm. 1 genannten Ausgabe p. MCCXXXIV.

41. F. Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher für Literatur, 1862, S. 937 Anm. und Zur Volkskunde, S. 6.

42. Das an demselben Orte mitgeteilte sagenhafte Märchen der transsilvanischen Ungarn, betitelt: „Die böse Stiefmutter“ scheint mir doch nur in sehr entfernten Beziehungen zum Hattosagentreis zu stehen. Mehrere sehr wichtige und (wie wir im 3. Teil noch sehen werden) unentbehrliche Motive fehlen darin, z. B. die Lösung Unschuldiger. Eine Übereinstimmung mit den früher erwähnten Sagen besteht nur darin, daß die Missethäterin von den Mäusen verzehrt wird, nachdem sie vor ihnen auf einen hohen Baum gestürzt ist.

43. F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 10.

44. Ebenda, S. 14 fig. werden solche erwähnt.

45. Ebenda, S. 3 fig. in der aus Giraldus Cambrensis' († 1220) Itiner. Cambriae lib. XI, cap. 2 geschöpften Erzählung aus Wales (vergl. auch S. 7 fig.) und in dem oben Anm. 42 zurückgewiesenen Märchen der transsilvanischen Ungarn.

46. Döllinger, die Papstfabeln des Mittelalters, 2. Aufl., S. 44, Anm. 3.  
 47. F. B. Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen, Prag 1862, S. 79 fig.  
 48. Ebenda, S. 27 fig.  
 49. Heheim-Schwarzbach, a. a. D. S. 89.  
 50. Adalbert Ruhn, Mythologische Studien, herausgegeben von Ernst Ruhn. I. Band: die Herabkunft des Feuers und des Öttertranks. 2. vermehrter Abdruck, 1886, S. 178.  
 51. Citiert in E. L. Kochholz, Drei Gaudöttinnen u., 1870, S. 175.  
 52. Mitgeteilt in J. W. Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, S. 60.  
 53. Vergl. E. L. Kochholz, Drei Gaudöttinnen, Walburg, Berena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Leipzig 1870, S. 161 fig. und S. 172.  
 54. Wilhelm Herß, Deutsche Sage im Elsaß, 1872, S. 104.  
 55. So z. B. Serarius, Rerum Moguntiacarum . . . libri V (dem schon oben in Anm. 3 genannten Buche), Moguntiae 1604 (Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek), Seite 696, in einem Kapitel, das die Überschrift trägt: Totum hoc de Archiepiscopi Moguntini muribus, meram esse fabulam, quae persuadeant, ferner S. 707 ein solches über: Quae fabulae huius origo? Ausschließlich beschäftigt sich mit der Frage nach der Echtheit der Sattosage das Büchlein: Der falsch befundene Tod Hattonis II s. Bonosi, Bischofs zu Raynz/ Nehnlich/ daß er in dem sogenannten Mäuse-Thurme von den Mäusen sey gefressen worden/ herausgegeben von M. Gottlob Kotzen/ P. L. C. und Rect. h. t. in der Stadt Havelberg. Stendal, 1707.  
 56. Vergl. das interessante Kapitel V: Der Seelenglaube der alten Germanen in E. Vogts „Mythologie“ in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Band I, S. 998 fig.  
 57. Wenig Gewicht will ich auf eine recht unglaubwürdige Mitteilung legen, die ich in Johann Hermann Diehlhelm, Rheinischer Antiquarius, Frankfurt und Leipzig 1776, finde. Dort heißt es S. 668 fig.: Der Mäuseturm hieß früher die Hattenburg oder Guttonberg . . . Nur die gemeinen Leute, nicht die gelehrten nennen diesen Turm Mäuseturm . . . Das dabey gestandene und nunmehr gänzlich zerstörte Schloß (?) hieß vormals die Hattenburg.

## Zur Namenforschung.

Von R. Gaad in Bispow.

Im 3. Heft dieser Zeitschrift wird von E. Madel-Berleberg die eigentümliche Erscheinung besprochen, daß sich aus einer Anzahl von Kalendernamen biblischen oder kirchlichen Ursprungs durch Verstämmelung zwei Reihen deutscher Familiennamen gebildet haben, je nachdem die erste oder die zweite Hälfte der ursprünglichen Namen erhalten geblieben ist. Dabei wird der Behauptung verschiedener Namenforscher gedacht, daß die erste Reihe der Doppelformen namentlich auf oberdeutschem, die zweite auf niederdeutschem Gebiet heimisch sei. Unter der Voraussetzung der Richtigkeit dieser Behauptung wird dann nach einer Erklärung für

diese Verschiedenheit der oberdeutschen und der niederdeutschen Bildungen gesucht. Mit Recht weist Madel darauf hin, daß die Oberdeutschen die fremden Sprachen entlehnten Namen dem bei ihnen allgemein geltenden Betonungsgefeß unterwarfen, wodurch der erste Teil der Wörter den Ton bekam, und demgemäß bei der Verstümmelung der ursprünglichen Namen der erste Teil als Familienname erhalten blieb, während die Niederdeutschen die lateinische Betonungsweise beibehielten, was später die Erhaltung des letzten Teiles der betr. Wörter bewirkte.

Madel führt dann noch eine ganze Reihe von Fremdwörtern an, bei denen noch in heutiger Zeit die ober- und die niederdeutsche Sprechweise den Unterschied der Betonung zeigen. Zum Schluß fragt er nach dem Grunde dieser auffälligen Verschiedenheit.

Ich glaube nun, weder die von ihm angezogene Behauptung Behaghels, daß die Norddeutschen im allgemeinen mehr Gewicht auf richtiges Sprechen legten als die Süddeutschen und so auch den fremden Accent genauer beizubehalten strebten, noch auch die Vermutung Madels, daß das nationale Sprachgefühl bei den Oberdeutschen kräftiger gewesen sei und noch sei, treffen weder an sich völlig zu, noch auch reichen sie aus zur Erklärung jenes beregten Unterschiedes.

Die Tendenz des Niederdeutschen, den Ton mehr nach hinten zu legen, also bei Zusammensetzungen den zweiten Bestandteil zu betonen, zeigt sich nicht nur bei Fremdwörtern, sondern auch sonst vielfach. Allgemein ist z. B. in Mecklenburg und auch in anderen Gegenden Norddeutschlands die Betonung Großherzog, Bürgermeister. Der eingeborene Rostocker spricht sowohl plattdeutsch Petrikirch, Marienkirch, Kröpliner Dür u., als auch hochdeutsch dementsprechend mit auffällig starker Betonung des zweiten Bestandteiles der Zusammensetzungen. Etwas Ähnliches ist es mit der in Mecklenburg vielfach üblichen Betonung Rostocker Zeitung. Man könnte hierbei einwenden, der zweite Teil würde betont zur Unterscheidung dieses Blattes von anderen in derselben Stadt erscheinenden Blättern, wie dem Rostocker Anzeiger oder den Rostocker Nachrichten; aber meines Erachtens ist diese Unterscheidung nicht der Grund für jene auffällige Betonung. Rostocker Zeitung wurde schon betont, als es noch gar keine anderen Blätter in Rostock gab. Ebenso sagt man in Bremen und den benachbarten Teilen Hannovers und Oldenburgs Weser-Zeitung mit ganz starker Betonung des zweiten Wortes, obgleich es kein anderes Blatt giebt, dessen Titel auch mit Weser- zusammengesetzt wäre. Umgekehrt glaube ich nicht, daß z. B. ein eingeborener Frankfurter Frankfurter Zeitung sagt. Auch Betonungen wie Käsebutterbrot hört man in Norddeutschland nicht selten. Hierher gehört endlich auch die Erscheinung, daß in Wörtern wie Kellner, Diener

die Endsilbe, deren e in fast ganz Deutschland entweder gar nicht oder ganz kurz gesprochen wird, in einem Teile des niederdeutschen Sprachgebietes, in Hannover und Oldenburg, noch den alten Tiefston erhalten hat, Kölnnr, Diener.

Die oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart weichen also in der Betonung vielfach sehr voneinander ab. Das Oberdeutsche betont überall den logisch wichtigsten Teil des Wortes, die Stammsilbe des einfachen Wortes und die Stammsilbe des Bestimmungswortes in Zusammensetzungen; das Niederdeutsche dagegen hat vielfach, wenn auch keineswegs als allgemein gültiges Gesetz, das Bestreben, den Ton mehr nach hinten zu verlegen. Woher kommt dies nun? Ich meine, es ist ein sprachphysiologischer Grund. Die Oberdeutschen sprechen sozusagen mehr im hinteren Teil des Mundes, die Niederdeutschen mehr vorn im Munde, sie öffnen den Mund weniger beim Sprechen als die Oberdeutschen. Eine natürliche Folge davon scheint mir zu sein, daß der Oberdeutsche den Ton möglichst auf den Anfang legt, der Niederdeutsche dagegen häufig mehr nach hinten. Dieser sprachphysiologische Unterschied aber mag in den verschiedenen geographischen und klimatischen Verhältnissen Ober- und Niederdeutschlands begründet sein.

Es sei mir zum Schluß noch gestattet, denen, die sich mit Namensforschung beschäftigen oder sich dafür interessieren, einige Vermutungen über Ableitungen deutscher Familiennamen von Kalendernamen zur Prüfung und Beurteilung vorzulegen.

Mosius — Meusch, Misch, Müß, Miß, Mißch.

Augustus — Gust.

Masius — Bloß (Name eines südd. Reichstagsabgeordneten).

Darius — Darjes.

Eustachius — Staaß, Staef (Heinze, Die deutschen Familiennamen, Halle 1882 führt nur Staß als von Eustachius abgeleitet an, Staaß und Staef (Staaß) sind wohl desselben Ursprungs).

Jodocus — Jodl.

Stephanus — Fahning.

Bei dem Namen Paetsch könnte man vielleicht an Agapet denken; aber besser ist er wohl von dem slavischen Ortsnamen Petsch (bei Bülow i. M. und Peetsch bei Mirow i. M.-Strelitz) abzuleiten. Bei manchen Namen ist überhaupt eine doppelte Ableitung möglich. So z. B. wird in dem erwähnten vortrefflichen Buche von Heinze, das das vollständigste und die sonstigen Namensforschungen am besten zusammenfassende Werk auf diesem Gebiete ist, der Name Dahn von Danus — der Däne abgeleitet; ausgeschlossen ist aber, nach meiner Meinung, auch nicht

die Ableitung von Daniel. Die Deminutivformen Dahnke, Denicke, Dänicke, Danicke, Dähnke scheinen mir namentlich nicht für eine Ableitung von Danus — der Däne zu sprechen. Doch sicheren Aufschluß über alle solche zweifelhafte Fälle können nur sorgfältige urkundliche Untersuchungen geben.

## Sprechzimmer.

### 1.

Zu dem Aufsatz von E. Madel: „Zur Namensforschung“.

(Vergl. diese Zeitschrift, 8. Jahrgang, Heft 3, S. 186 fig.)

E. Madel versuchte in dieser Zeitschrift eine Erklärung dafür zu bringen, daß die zu Familiennamen gewordenen biblischen und kirchlichen Personennamen hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs sich in zwei Hälften zu spalten pflegen, von denen jede als besonderer Name fortleben kann — z. B. aus Bartholomäus Barthel und Rewes —. Die dort gegebene Erklärung wäre annehmbar, wenn eben nur ursprünglich fremde Personennamen im Deutschen so behandelt würden. Nun ist es aber den echt deutschen Personennamen ebenso ergangen. Zum Beweise citiere ich aus F. Rhull's „Deutschem Namenbüchlein“ (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins IV) S. 26 folgende Stelle: So erscheint im fünften Jahrhundert ein Skire Hunulf auch kurzweg mit dem Namen „Wulf“, ein Burgundosaro wird kurz „Saro“, . . . der Frankenkönig Chlodwig heißt einmal kürzer Gludio, ein Theodorich kürzer Theodo u. c.

Auch hier haben wir also bei den Rosenamen gegenüber den Vollnamen die Erscheinung, daß die eine Hälfte des Wortes — bald ist es die erste, bald die zweite — verloren gegangen ist.

Da ist denn doch ohne Frage anzunehmen, daß die fremden Namen, die doch viel später in die Sprache ihren Einzug hielten, sich nach den einheimischen gerichtet haben und darum bald in ihrer vollen Form als Ganznamen — vergl. Bartholomäus neben Theodorich — bald gekürzt, d. h. als Rosenamen — vergl. neben Wulf und Glöde Thoms und Klaas — gebraucht worden sind.

Wie ist es nun gekommen, daß die Rosenamen — die echt deutschen sowohl, wie die ursprünglich fremden — bald den hinteren, bald den vorderen Teil des Vollnamens aufgegeben haben?

Da die deutschen Personennamen als Vollnamen fast ausnahmslos aus zwei Stämmen bestehen, so mußte, wenn auch nach deutschem Gesetz die erste Silbe den Hauptton trug, doch auch der zweite Bestandteil des



Worts einen starken Nebenton tragen, gerade wie das bei zusammen-  
gesetzten Substantiven auch heute noch der Fall — vergl. z. B. den Per-  
sonennamen Hartman mit dem heutigen Wort „Kriegsmann“ —.

Trat nun zu dem Personennamen, wie häufig der Deutlichkeit  
wegen, noch eine nähere Bestimmung hinzu z. B. in Hartman von  
Ouwe, Ludwig thēr snēllo (cf. die Widmung Otfriðs), dann lag der  
Hauptton naturgemäß auf dem Bestimmungswort, — sagen wir doch auch  
„Karl der Kühne“ — und somit verlor dann die erste Silbe des Per-  
sonennamens den Hauptton, um ihn gegen einen starken Nebenton zu  
vertauschen. Hatten aber dann beide Stammsilben des Personennamens  
nur einen gleichen Ton und zwar einen Nebenton, dann war es natürlich,  
daß bei Verkürzung der Vollform zur Roseform in diesem Falle die  
zweite Hälfte, weil sie näher dem betonten Worte stand, sich erhielt,  
während, wenn keine nähere Bestimmung hinzutrat und somit die erste  
Silbe durch ihren Accent das Übergewicht hatte, der zweite Teil des  
Wortes verloren ging. Später erweiterten dann beide Arten von Rose-  
formen ihren Gebrauchskreis, und so brauchen wir denn heute z. B.  
ebenso Arndt wie Nolte, Nidel wie Klaas.

Sollten wirklich im Niederdeutschen die Fremdwörter vorwiegend  
nur mit den fremden Accenten betont worden sein?

Aus „Schiller-Lübben mnd. Lexikon“ bin ich im stande, folgende  
Beispiele anzuführen, die für das Gegenteil sprechen: „Beke Rose name  
zu Beāta für Béatke; Béseke zu Basilius; déken aus decānus; Jan  
neben Hans Johānes; Karsten zu Kristiānus; otte aus octāva; Margen  
— Marien; ōst, ōgest, ōwest aus mensis Augūstus; próvest (prōst)  
aus propósitus; torse aus torticium; trése aus thressāurus für thesāurus;  
Velten aus Valentīnus; remter aus refectōrium; dormter aus dormi-  
tōrium; St. Pertelen für St. Bartholomāeum.

Celle.

August Zimmermann.

## 2.

### Niederdeutsche Verse auf alten Geschützen.

Im Altertumsverein zu Rostock hielt im Anfange dieses Jahres  
C. Roppmann einen Vortrag über das Rostocker Geschützwesen. Das erste  
Geschütz wird um 1450 genannt, der erste Geschützgießer Balthasar  
Wiegandt um 1488. Im Jahre 1680 nahm der Artilleriemeister  
Gottfried Lust ein sorgfältiges Inventar auf. Danach gab es damals  
38 metallene und 54 eiserne Geschütze groben Kalibers, 5 Feuermörser,  
30 Schrotstücke, 40 Doppelhaken, 61 Feldlafetten, 30 Schiffslafetten,  
4 Mörser- und 14 Schrotstücklafetten und 1 Vorsteller. An Geschossen

waren vorhanden: 16452 Kugeln, 12 Ketten- und 10 Stangentugeln, 252 Kartätschen, 344 Bollgranaten, 552 gefüllte und 431 ungefüllte Handgranaten, 46 Feuerkugeln und 632 Stücke sonstigen Feuerwerks. An Pulver waren bedeutende Quantitäten vorhanden. Die Kugeln wogen zusammen etwa 95000 Pfund. Nach den Gattungen unterschied man während des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich drei Arten von Geschützen: Karthaunen, Schlangen und Kammer-Geschütze. Eine Art Mitraillleusen bildeten die sog. Orgelpfeifen. Viele von den alten Geschützen hatten niederdeutsche Inschriften. Auf einem aus dem Jahr 1523 stammenden stand folgender Vers:

Ein smell Vogel bün ick geheten,  
Mang de fugende schall ick scheten,  
Drumme my de Wandsnider laten geten.

In den Jahren 1558 und 1559 wurden die Stücke „Strauß“ und „Fuchs“ gegossen mit den Inschriften:

Een Strus bün ick geheten,  
de von Rostock hebben mi laten geten  
Eren Fienden to Wehr und to Stühr.  
Den ick drang, den ward dat Lachen duer.

Der „Löwe“ hatte zwei Inschriften, wovon die eine lautete:

Een Lew bün ick geheten,  
Min Geschrei doht minen Fiend verdreten.  
Mit Gottes Hülپ schrie ick in't Feld,  
drum brickt der Fiende Telt.

Eine andere Kanone hieß „Bruder Rüstig“

Broder Rustig bün ick geheten,  
de Rostocker Herren leten my gheten.

Die „Nachtigall“, ein aus dem Jahre 1583 stammendes Geschütz, hatte folgende hochdeutsche Inschrift:

Een Nachtigall bün ick genandt.  
Gemeiner Fried bringt guten Stand.  
Wer den aber wird verstöhren,  
der muss mich dann singen hören  
Und hoben des kein Verdriessen.  
Die Bürger zu Rostock liessen mich giessen  
durch Herrn Hojohanns.

1588 wurde der „Kleine David“ gegossen. Die Aufschrift lautete:

David heisse ich,  
die Feinde schiesse ich,  
Friede kommt vom Herrn,  
Thut die Feinde wern.

## 3.

## Zu Zeitschrift VIII, 272 flg.

In meiner Heimat (Nordhausen am Harz) sagt man, um die Kinder zum Aufstehen zu ermuntern:

„(Name des Kindes) steh auf, die Vöglein pfeifen schon.“ —  
 „Lass se pipen, lass se päpen,  
 „Ich habe noch nich ausgeschlafen.“

Das entspricht der zweiten von Haase Zeitschrift VIII, 595 aus der Grafschaft Ruppin mitgeteilten Variante. Der Reim päpen: ausgeschlafen zeigt, daß das Gedicht ursprünglich niederdeutsch war. Das Wort päpen ist erhalten, da eine hochdeutsche Form nicht vorhanden ist. Es ist das somit wieder als ein Beweis dafür anzusehen, daß in früheren Zeiten in der Gegend von Nordhausen niederdeutsch gesprochen wurde, wie ja auch aus Kinderreimen und dergl. hervorgeht, z. B.:

ēne, tēne, Tintefass,  
 Geh in die Schule und lerne was.

Die schriftdeutschen Formen auf, pfeifen, ausgeschlafen in dem Scherzgespräche lauten im Dialekt uf, fifen, üsjeschlāfen. Ich gebe es wieder, wie es mir aus meiner Kindheit Erinnerung ist.

Wolfenbüttel.

Koritz Goldschmidt.

## 4.

Im Jahrgang 1893 S. 193 wurde zu der bekannten Stelle aus dem 1. Teile des Faust:

Verlassen hab ich Feld und Auen,  
 Die eine tiefe Nacht bedeckt,  
 Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen  
 In uns die bessere Seele weckt.

eine ganz zutreffende Parallele gesucht. Die ebenda S. 573 gegebene Erklärung fußte dann zwar auf Goethischem Sprachgebrauche (vergl. mein Buch Sprachleben und Sprachschäden S. 277), aber eine Fügung ganz gleicher Art ist mir gleichwohl erst jüngst in einer auch oft überlesenen Stelle im 2. Teile des Faust aufgestoßen, im 2. Akte in dem 4. Absätze der Worte des Baccalaureus:

Aus den alten Büchertruhen  
 Logen sie mir, was sie wußten;  
 Was sie wußten, selbst nicht glaubten,  
 Sich und mir das Leben raubten.

Übrigens ist die Fügung auch Goethes Prosa nicht fremd, in der Jugend so wenig als im Alter. In Wahrheit und Dichtung III in dem Gespräch zwischen dem Königsleutnant und dem Dolmetsch sagt jener:

In diesen Zimmern pläzte . . . eine Feuertugel . . . ; in diesen Zimmern, deren vermaledeiten Beking=Tapeten ich geschont, mich geniert habe, meine Landkarte nicht aufzunageln. Im VI. Buche gegen Ende steht: Er trank Schwägerchaft mit allen Lohnkutschern, die er sich in die Wagen setzen ließ . . . , sie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbhaisen . . . zu vergüten mußte, übrigens aber niemanden beleidigte. Auch der Satz im Werther, 12. August (1771) ist sicher ebenso gedacht, daß das auf den Relativsatz Folgende diesen fortspinnt und nicht den Satz mit bis aufnimmt: „ihre Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn. — Das Gemeinsame aller dieser Fälle ist, daß Gleichheit des Satzgegenstandes Veranlassung wird, an einen relativischen Satzengang auch Sätze anzureihen, zu denen die Relativform des ersten nicht paßt. Besonders bezeichnend ist das Beispiel aus Wahrheit und Dichtung III deshalb, weil die Fügung da einem Mann aus dem Volke in den Mund gelegt ist, und zwar in dem bei einem solchen leicht eintretenden Zustande einer leisen Erregung, in der man thatsächlich von solchen Lippen diese Fügungen oft hören kann. — Über die Grenzen, in denen solche Zusammenziehung ausnahmsweise möglich ist, vergl. ebenfalls mein Sprachleben S. 282 flg.

Bittau.

Th. Matthias.

## 5.

## Anfrage.

In dem Gedicht „Der Knabe im Moor“ von Anette von Droste lautet der 2. Vers:

Fest hält die Fibel das zitternde Kind  
Und rennt, als ob man es jage;  
Hohl über die Fläche sauset der Wind —  
Was raschelt drüben im Hage?  
Das ist der gespenstige Gräbertnecht,  
Der dem Meister die besten Torfe verzeht;  
Hu, hu, es bricht wie ein irres Kind!  
Hinducket das Knäblein jage.

Der Satz: Hu, hu, es bricht wie ein irres Kind kann der Interpunktion nach nur auf den gespenstigen Gräbertnecht gehen; von den für das Verb brechen in den deutschen Wörterbüchern angegebenen Bedeutungen paßt aber keine. Ich vermute, daß es hier „brüllen“ bedeutet, also das mhd. brühen in der Bedeutung „lärmen, tönen“ ist, wovon auch braht „der Lärm“ kommt. Weiß jemand über dies spätere

Vorkommen dieses Wortes Auskunft zu geben? Er würde dadurch nicht nur mir, sondern auch andern Lehrern dienen, die das Stück, das z. B. in der Neubearbeitung von Baldamus' Lesebuch 5. Teil (Tertia und Untersekunda) S. 422 aufgenommen ist, zu erklären haben.

Kortheim.

R. Sprenger.

6.

Die zweihundertste Wiederkehr des Geburtstages Christian Günthers wurde in Striegau, seiner Vaterstadt, festlich begangen. Der Name unseres berühmten Landsmannes war bis zum Ausbruche des Krieges 1870 von den Bewohnern Striegaus fast ganz vergessen; nur wenige wußten etwas von ihm oder waren im Besitze seiner Werke. Dem wissenschaftlichen Vereine zu Striegau und besonders dessen Leiter zu Anfang der siebziger Jahre, dem bekannten verstorbenen schlesischen Dialektdichter Dr. Robert Köppler, welcher eine Gedichtsammlung unter dem Namen „Aus der Güntherstadt“ erscheinen ließ, gebührt das Verdienst, das Andenken Günthers bei den Bewohnern Striegaus wieder wachgerufen zu haben. Die nächste Folge war, daß die städtischen Behörden auf die Anregung des genannten Vereines hin eine Straße nach Günther nannten. Auch erschienen aus der Feder Dr. Köpplers mehrere Abhandlungen über Günther in der Striegauer Lokalpresse, sowie eine umfangreiche Biographie von Dr. Gr. R. Wittig.

So war der Name Günthers auch in die breiteren Schichten der Bewohner Striegaus gedrungen, und es zeigte sich bei den Festzügen, welche zur Feier der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages Günthers von den verschiedenen Vereinen veranstaltet wurden, daß die Bewohner mit Stolz ihres berühmten Landsmannes gedachten. Besonders feierlich gestaltete sich die Festzühung des wissenschaftlichen Vereines, wo Oberlehrer Dr. Schliebitz, der auch eine für weitere Kreise berechnete Festschrift herausgegeben hat, ein Lebensbild des unglücklichen Dichters entrollte. Am Geburtstage (8. April) Günthers wurde auch eine Gedenktafel mit Bildnis am angeblichen Geburtshause des Dichters angebracht.

Am Schluß gestatte ich mir noch die Anfrage, ob das Grab, resp. ein Grabmal Günthers in Jena (ich glaube auf dem Johannisfriedhofe) noch erhalten ist.

Liegnitz.

Broschmann.

7.

§. 479 flg. werden die schwäbischen Familiennamen auf —lin wie Köpflin u. von Fränkel fragend Patronymika genannt. Es sind einfach Deminutiva, bei denen die Endung —lein noch in mittelhochdeutscher

Weise — lin geschrieben wird. Wohl für alle läßt sich auch die einfache Form noch im Gebrauch nachweisen: Koft (Kast?), Schmid, Winter, Stahl, Staubt zc. Der einstige Ulmer Künstler Syrlin ist natürlich nichts anderes als ein kleiner Sauer, so gut wie derjenige, der sich heute Seherlen schreibt, wie der Fränkel ein kleiner Frank ist, und als solcher vom Schwaben sich schon durch die Deminutivbildung unterscheidet. Mit vollem Recht hat sich darum auch Böcklin der Dichterin Frida Schanz gegenüber für die richtige Aussprache seines Namens so hübsch gewehrt.

Ulm.

E. Rekle.

8.

Eine niederdeutsche Urkunde aus dem Jahre 1492.

Die Küsterstelle zu Bierzow bei Grabow in Mecklenburg war vom Jahre 1492 bis 1803 eine Erbküsteri. Im Jahre 1492 schenkte der Ritter Achim von Ditten auf Werle der Kirche zu Bierzow den Rathen, welchen er seinem Bedienten Claus Suhr gekauft hatte, mit der Bestimmung, daß dieser Claus Suhr des Küsteramtes warte, solches Amt in der Familie sich forterbe und der jedesmalige Inhaber der Küsteri alljährlich 4 Pfund Wachs der Kirche darzubringen habe, wofür er aber in den Genuß alles Bauernrechtes, Wasser, Weide und Holz trete. Die über diese Schenkung von den drei Brüdern Achim, Kuno und Hans von Ditten in Gemeinschaft mit dem Vogt (Amtshauptmann) Kurt Deterth zu Grabow ausgestellte und in ein Meßbuch eingetragene Urkunde (Bergl. Meckl. Tageblatt 1894 Nr. 23) theile ich hier als ein gutes Beispiel niederdeutschen Urkundenstils mit:

Withlick sy alle den jennen de dysse schrift sehen, horen edder lesenn, dat ick Korth Deterth unsser gnedien Hern Vageth tho Grabow und ick Achim vonn Dittenn, Kone vnde Hans vonn Dittenn, hebbenn geven vnde geven yn dat Gadeshus tho Certzow, denn Kathenn dar nu up wahneth Clawes Suhr myth aller belegenheit, also he em gesecht vnde vorkofft is, so dat ock schall nethenn alles Burrechtes, water, weide vnde Holth lieck sinen Naberen baven vnde nedden. Vor denn vorgenennten Kathenn schall he geven yn dat Gadeshus 4 punth wasses, vnde helpenn dem Prester tho dem Altar, vnde geven em dat Rockhven. Dith sus stede vnde vasthe tho holdenn do ick Korth Deterth Vnser g. h. Vaget, vnde Achim, Kone vnde Hans Dittenn hetenn schrevenn ynn dat Missbock, Darann vnde aver is gewesen Her Johann Pollemann, Hans Mews, Clawes Sur, de Schulte vann Brunow vnde geschach ynn der tidt done vnse gnedige Her losedenn tho Grabow vnde settedenn donn sulwess Hinrick Wineckenn to enem Schulten tho Certzow. Datum Anno 1492.

Die Stammtafel weist von 1492 bis zum 30jährigen Kriege die Namen Suhr als Inhaber der Küsterstelle ohne Angabe der Amtszeitdauer nach. 1652 erbaute Michel Suhr, der seinem im 30jährigen Kriege ermordeten Bruder im Amte folgte, die Scheune. Ihm folgte sein Bruder Thies Suhr, der am 20. Januar 1669 starb. Erbin der Küsterstelle wurde dann des letzteren Tochter Anna, deren Ehemann, Schneider Hans Gühleke aus Muchow, vom Pastor zum Küster erwählt und vom Superintendenten unter Auserlegung besonderer Verpflichtungen bestätigt wurde. Bis zum Jahre 1803 ist Bierzow eine Erbküstererei geblieben.

Wismar i. M.

D. Glöde.

## 9.

## Zu den Kranichen des Ibykus.

Ihm schenke des Gesanges Gabe,  
Der Lieder süßen Mund, Apoll.

In allen mir bekannten Drucken fehlt der zweite Beistrich. Dann hätten wir zwei Objekte, Gesang und Lied, oder Dichtkunst und Tonkunst. So wird die Stelle auch gewöhnlich erklärt. Nicht mit Recht, meine ich. Denn ohne darauf besonderes Gewicht zu legen, daß zu Ibykus' Zeit die beiden Künste, ihrem Ursprunge entsprechend, noch als eine galten, liegt es nach meinem Gefühle viel näher, „der Lieder süßen Mund“ als vertiefenden, warm gemüthlichen Zusatz zu fassen. Das scheint mir poetischer als die steife Trennung der beiden so eng zusammen gehörigen Begriffe. Die zweite Zeile ist mit größerem Nachdrucke zu sprechen, sie hebt die Wirkung des Gesanges auf die Zuhörer noch recht hervor.

Lübeck.

C. Schumann.

## 10.

## Zur Bürgerschaft.

Und sieh, aus dem Felsen geschwäßig schnell  
Springt murrend hervor ein lebendiger Quell.

Hier trennen die meisten Ausgaben „geschwäßig“ und „schnell“ durch ein Komma, so daß beide Wörter als gleichwertige Satzglieder erscheinen. Ich halte die obige Zeichensetzung für richtiger, wonach „geschwäßig schnell“ einen Begriff bildet. Sonst hätte Schiller gewiß geschwäßig und schnell geschrieben und durch die zwei Sentenzen die Malerei verstärkt. Er hat es nicht gethan. Die Schnelle an sich hervorzuheben, lag kein Grund vor. Das bloße Geräusch ist schon durch „murrend“ bezeichnet. „Geschwäßig schnell“ drückt höchst sinnlich-künftig zugleich den Umstand aus, der zur Entdeckung der Quelle führt, und dessen Ursache, die Schnelle.

Langsame Wasser rauschen nicht. „Murmeln“ vervollständigt das Bild durch einen idyllischen Zug. Damon vernimmt zuerst einen silberhellen Ton, der erinnert ihn an das rieselnde Rauschen eines Gewässers, er lauscht, folgt dem Tone, findet wirklich eine plätschernde Quelle und hört sie, wie immer, gleichmäßig dahinmurmeln — ein friedliches Bild im Gegensatz zu seiner gewaltigen Erregung.

Lübeck.

C. Schumann.

Oberländer, Siegm., Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatz. Versuch eines Leitfadens für den deutschen Aufsatzunterricht in der Unterrealschule. Abdruck aus dem Jahresbericht der Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1890/91. Selbstverlag. 92 S. gr. 8°.

Der Hauptteil und Hauptwert des Büchleins ist enthalten in 104 methodisch aufsteigenden Aufsätzchen und Entwürfen, die meist allgemein verwendbare, teilweise auch speziell österreichische oder lokale Stoffe in einer dem kindlichen Standpunkte angemessenen Form behandeln. Bei den 10 ersten geben detaillierte Fragen, bei den folgenden die „Andeutungen der Hauptpunkte“ oder auch eine vollständige „Gliederung“ dem Anfänger im Lehramt brauchbare Fingerzeige für die Erfüllung der allerdings in den untern Klassen berechtigten Forderung D.s: Die Aufgabe hat dem Schüler sofort in der Schule zu eigen zu werden (So!). Noch wertvoller sind bei der ersten Hälfte die vorbeugenden Hinweise auf die etwa zu befürchtenden Verstöße gegen Grammatik, Interpunktion und Rechtschreibung. Die systematischen orthographischen Übungen nehmen in D.s theoretischer Einleitung einen großen Raum, in seiner Wertschätzung wohl einen zu hohen Rang ein. Betreffs der Korrektur und „Rückgabe“ der Aufsätze scheint D. Noetels (nicht Noettels) Abhandlung *B. f. d. G.* 1874, 198 ff. zu seiner Richtschnur genommen zu haben, und das ist sehr zu billigen, namentlich wenn man die weiteren Ausführungen und Fortbildungen ihrer Grundgedanken durch Wigelius (*Brg.* Frankfurt a. D. *G.* 1881), Glösel (*Wesel G.* 1889) u. a. hinzunimmt.

Boppard.

Carl Menge.

August Engelen, Sammlung von Musteraufsätzen für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen. 7. Aufl. Berlin 1891, Wilh. Schulze. 252 S. kl. 8°.

Der auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichts wohlbelannte Verfasser, Rektor einer Berliner Stadtschule, „bietet seinen Kollegen kein



methodisches Handbuch, keine Anleitung zur Behandlung der Aufsatzübungen, sondern nur den Stoff zu diesen, es ihnen ganz überlassend, was sie damit anfangen wollen: Fabeln, Tiergeschichten, Parabeln und Erzählungen, Märchen und Sagen, Anekdoten und Erzählungen aus der Geschichte, Beschreibungen, Schilderungen, Geschäftsaufsätze und (S. 227 bis 247) einfache Buchführung“. Die Stücke und Stüchchen gehören größtenteils zum Bestand der Lesebücher, sind aber teilweise knapper als in diesen gehalten. Die meisten passen für die drei unteren Klassen, manche schwierigere auch wohl noch für die Tertien höherer Lehranstalten, das ganze Buch aber wohl am besten für gehobene Volks-, Fortbildungs- und eigentliche „Mittelschulen“.

Boppard.

Karl Menge.

Adolf Mez: Nochmals die „Geschichte in Seseenheim“. Hamburg 1894.

Den eben genannten Titel führt die Abhandlung, welche dem Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Ostern vorigen Jahres beigegeben ist. Ihr Wert liegt darin, daß sie die Wahrheit von der Dichtung in Goethes bekannter Darstellung scheidet und uns einen Einblick in den Aufbau der letzteren gewährt.

Daß wir in des Dichters Erzählung einen Roman vor uns haben, ist zunächst daraus ersichtlich, daß ihr jede zeitliche Bestimmtheit fehlt; ferner daraus, daß die Seseheimer Pfarrfamilie das getreue Abbild der Familie Primrose in dem „Bicar of Walefield“ bietet; endlich entspricht die Folge der drei Besuche den drei ersten Akten eines Dramas, die uns in allmählicher Steigerung bis zu dem Höhepunkt der Handlung führen. Er besteht in unserm Roman darin, daß die Natur über den Willen siegt, indem dieser durch die äußeren Verhältnisse betäubt wird. So „wird der Held in entschuldbarer Weise mit fortgerissen“, er wird „unschuldig schuldig“ (cf. „Altenau“ Str. 14 a. E. mit der Lesart: Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt). Für die ganze Darstellung ist also der künstlerische Gesichtspunkt maßgebend gewesen; nur so erhoffte Goethe eine gute Wirkung auf den sinnigen Leser erreichen zu können.

Von dieser Dichtung scheidet der Verfasser unsrer Abhandlung die Wirklichkeit auf Grund des urkundlichen Materials, wie es in den bezüglichen Briefen und Gedichten vorliegt, sowie der Nachricht, die Erdmann (Gespr. II, 93) über die zwei verlorenen Briefe Goethes an Horn giebt, und einer mündlichen Überlieferung aus dem Munde einer Seseheimerin (Lucius, Friederike Orion S. 176, not. 3). Wo er die Doku-

mente anders datiert und ordnet, als es bisher der Fall war, geschieht dies mit vorsichtiger Abwägung und unter Berücksichtigung aller einschläglichen realen Verhältnisse.

Danach ist die „Geschichte in Sesenheim“ bis zu ihrem Höhepunkt thatächlich so verlaufen. Im Juni 1770<sup>1)</sup> machte Goethe mit seinem Studien- und Tischgenossen Weyland die Lothringische Reise, die beide nach Saarbrücken führte. Hier war Weylands Schwester verheiratet mit dem Regierungsrat Schöll, dem Bruder der Frau Pfarrer Brion. In Schölls Hause gastlich aufgenommen, ist Goethe zum ersten Male auf die Sesenheimer Pfarrfamilie aufmerksam, und der Wunsch, sie zu besuchen, in ihm rege gemacht worden. Doch erst in den Herbstferien d. a. J. war es den Reisegenossen möglich, das Vorhaben auszuführen; bis dahin bereiteten sich beide auf Prüfungen vor, die ihnen am Ende des Sommers bevorstanden. Am 13. Oktober 1770 hat Goethe zum ersten Male Friederike Brion gesehen, am 14. (Sonntag) ist er mit Weyland nach Straßburg zurückgekehrt. Noch an demselben Abend schreibt er an eine Mademoiselle F. in Frankfurt, mit der er bisher in einem „zwischen Liebe und Freundschaft schwankenden Verhältnis gestanden hat“, um ihr endgiltig nur die Letzte anzutragen, um „Liebe mit Freundschaft einzufalzen“. Am folgenden Tage wendet er sich zum ersten Male brieflich an die neue Geliebte in Sesenheim, und kündigt ihr seine baldige Wiederkunft an. Diesen Oktobertagen weist Meß das Gedicht: Ein grauer trüber Morgen 2c. zu. Die Nähe der Weinlese (Str. 3, 1), der Nebel, in dem die Welt verborgen liegt (Str. 1, 3 flg.), deuten auf den Oktober; für das Jahr 1770 spricht der Inhalt des Gedichtes, das wir „Sehnsucht nach der Geliebten“ überschreiben können, und das in bezug auf die Sprache vielfach mit dem ersten Briefe übereinstimmt. Die zweite Strophe deutet auf einen Walbspaziergang, den die Freunde mit den Schwestern machten, bei dem man die Namen in die Rinde eines Baumes schnitt. Damit steht in Zusammenhang das Gedicht: Dem Himmel wach entgegen 2c., Worte, die der Dichter während des Einschneidens oder danach sprach, und die sich dem Gedächtnis der Schwestern um so tiefer einprägten, „als sie das erste und unmittelbarste dichterische Zeugnis von Goethes Eintritt in das Leben des Sesenheimer Pfarrhauses sind“.

Dem ersten Besuche folgte Ende Oktober oder Anfang November der zweite, bei dem „Herr Goethe“ die weibliche Jugend von Sesenheim, welche mit dem „Welschkornbästen“ in der Scheune des Pfarrhauses be-

1) cf. den Entwurf des Briefes, der am 27. Juni von Saarbrücken aus an eine Frankfurter Freundin geschrieben ist; die Jahreszahl fehlt; Voepel u. a. ergänzen 1770.

schäftigt war, „durch seine Spässe und drolligen Einfälle so sehr lachen“ machte, daß sie „fast nichts arbeiten konnten“. Einen bestimmten Anhalt für einen ferneren Besuch, dem jedoch wahrscheinlich andre vorausgegangen sind, giebt uns das Gedicht: Ich komme bald, ihr goldnen Kinder u., das der Weihnachtszeit zuzuschreiben ist; man beachte „die Engelein“, „wie die kleinen Kinder sein“.

Längere Zeit vergeht, bevor die Liebenden sich wieder sehen. Goethe wurde in Straßburg zurückgehalten durch Herder, aber auch durch die Bedenken, ob er mit Friederike ein engeres Verhältnis eingehen dürfe. Schließlich traten alle Zweifel zurück; die Liebe siegte und eilends machte er sich auf den Weg nach Seseenheim. „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde“<sup>1)</sup>, dieses Gedicht malt uns Goethes Seelenstimmung in herrlicher Weise. Daß es in den Frühling fällt, ersehen wir aus Str. 3, 5; ferner aus den Worten „Die Winde schwangen leise Flügel“, zusammengehalten mit einer Stelle in dem Briefe des Dichters an die Gräfin Stolberg, wo er sagt, in der „streichenden Februarluft ahnde er schon den Frühling“. Daß der Frühling 1771 in unserm Gedichte gemeint ist, geht aus der ganzen Sachlage hervor.

Preisen die eben angezogenen Verse das Glück, welches in der Liebe als dem „bloßen Zustande wechselseitiger Sinebung“ liegt, so zeigen die Gedichte: Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle und Kleine Blumen, kleine Blätter den Wunsch Goethes an, dauernd mit der Geliebten verbunden zu sein in dem „Band der heiligen Ehe“, sie setzen ihn als den Verlobten Friederikens voraus. Die Lieder Walde seh' ich Nischen wieder und Wie herrlich leuchtet mir die Natur, in der ersten Maiwoche 1771 gebichtet, sprechen vollste Befriedigung und innigste Freude aus: Goethe hat das höchste irdische Glück gefunden.

Dem Höhepunkt folgt nur zu bald der Niedergang, die Zeugnisse dafür finden wir in den fünf Briefen Goethes an Salzmann, von denen der jetzt als V bezeichnete an die erste Stelle zu setzen ist. „In meiner Seele“, heißt es da, „ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um 7 Uhr ist das Pferd gefattelt: und dann Adieu!“ Diese Worte faßt Mez als Abschiedsworte des zu Pfingsten nach Seseenheim reitenden Dichters. Bereits ist er inne geworden, daß aus dem Verhältnis zu Friederike eine dauernde Verbindung nicht hervorgehen könne. Und doch — äußerlich tritt er noch als der-

1) Auch die Hempelsche Ausgabe hat die ursprüngliche Fassung nicht; besonders ist zu beachten, daß Str. 4, 5, 6 gelesen werden muß: Du gingst, ich kund und sah zur Erden, Und sah Dir nach u.

selbe auf wie vorher, äußerlich will und kann er in Sesenheim noch nicht anders angesehen werden, denn als Friederikens Verlobter. Seine weiteren Briefe an Salzmann, III und IV, bezeugen uns, daß ihn das böse Gewissen vom ersten Tage an zu keinem reinen Genuß der glücklichen Gegenwart gelangen läßt, daher auch der Zustand seines Herzens „sonderbar“ bleibt bis zuletzt, „wetterwendisch wie die Windfahne bei veränderlichen Windstößen zwischen Glück und Mißmut schwankend“.

Welches ist die Ursache dieser veränderten Stimmung? Der Anblick der Leidenden Geliebten, der ihn schon vorher in seinen Illusionen unliebsam gestört hat und ihn nun bei dem längeren Pfingstbesuche um so eindringlicher erkennen läßt, „daß auch hier die Welt so manch Geschöpf in Erdgefesseln hält“; er bemerkt die Schranken in Friederikens persönlichem Wesen und die Enge in ihren äußeren Verhältnissen, und findet, daß beide zu der „Weite und Geschmeidigkeit seines Wesens“ nicht passen; er sieht ein, daß eine frühzeitige Verbindung mit der Geliebten es ihm unmöglich machen würde, seine Bestimmung zu erfüllen, der ganzen Menschheit zu dienen. Zum Beweise für die Ernüchterung Goethes weist Neß hin auf das im Verhältnis zu den früher angeführten Liedern gar frostige: Erwache, Friederike u.

Aus der Straßburger Zeit haben wir keine Äußerungen Goethes mehr über sein Verhältnis zu Friederike. Der Besuch, den nach „Dichtung und Wahrheit“ Frau Brion mit ihren beiden Töchtern in Straßburg gemacht haben soll, kann in der Zeit, in die wir ihn setzen müßten, nicht stattgefunden haben; die Rücksicht auf die ländlichen Arbeiten verboten der Pfarrfrau, im Juli Haus und Hof zu verlassen. Der Besuch ist von Goethe erfunden und die Peripetie des Romans; die der Wirklichkeit haben wir oben kennen gelernt.

Schließlich fragen wir nach der Katastrophe. Goethe ist am 6. August 1771 in Straßburg promoviert worden, bald darauf muß er die Stadt verlassen haben. Erst von Frankfurt aus hat er endgiltigen Abschied von Friederike genommen. Dies kostete ihr für den Augenblick fast das Leben; ihr ganzes Lebensglück war dahin. Für ihn selbst begann zunächst „die Epoche einer düstern Reue“; zeitlebens hat er die einst so innig Geliebte nicht vergessen können.

Aus der im vorstehenden gegebenen Übersicht geht hervor, daß der Verfasser unserer Abhandlung seine Aufgabe eigenartig und in der Hauptsache glücklich gelöst hat. Vornehmlich gilt dies von der Ordnung der Briefe und Gedichte und deren Erklärung. Hierbei ist besonders dankenswert, daß der Sprachgebrauch Goethes berücksichtigt ist, und so der Dichter aus sich selbst erläutert wird. Über einzelnes läßt sich streiten, namentlich über die Echtheit des Gedichtes: Nun sitzt der Ritter an dem

Ort, das Metz nach dem dritten nachweisbaren Besuche des Dichters in Sessenheim, zu Weihnachten 1770, ansetzt.

Hamburg.

Heinrich Rinn.

Die rüstig voranschreitende „Sammlung Götschen“ ist abermals um zwei Bändchen (33. 36), beide genau von demselben Umfang (181 Seiten), bereichert worden:

Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500 von Dr. F. Kurze (33).

Auf den ersten Blick nicht eigentlich in das Gebiet der Ztschr. f. d. deutschen Unterr. fallend, überzeugt uns das Buch bei genauerer Durchsicht von dem geraden Gegenteil. Es bildet eine hoch willkommene Grundlage für den deutschen Unterricht, wie ihn der Herausgeber dieser Ztschr. bei jeder Gelegenheit, so zuletzt wieder in der Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands, als nationale Aufgabe fordert. Und so stellt es sich denn auch unmittelbar als notwendige Ergänzung zu den beiden vorhergehenden Bändchen (31: Geschichte der deutschen Litteratur. 32: Deutsche Heldensage), mit denen es einen über die Bedürfnisse der Schule hinausgehenden deutschen Hauschatz ausmacht, der freilich erst durch eine immer nachhaltigere Vertiefung des deutschen Gedankens in unserm höheren Unterrichtswesen zu heben sein wird.

Was unser Buch vor manchen andern — am meisten vergleicht sich damit die deutsche Geschichte von David Müller — auszeichnet, das ist vor allem die eingehendere Darstellung der Rechts- und Sittengeschichte (Kulturgeschichte), die nach der überaus übersichtlichen Einteilung des Stoffes (4 Hauptabschnitte, die der Reihe nach in 4, 2, 2 und 3 Kapitel, zusammen in 49 Paragraphen zerfallen, denen Inhaltsangabe und Zeitafel in einer Tabelle vorausgehen) teils in einzelnen Paragraphen (6. 20. 38. 49) abgehandelt, teils in gleichfalls durch den Druck unterschiedenen Absätzen in die politische Geschichte verwoben sind. — Ein weiterer Vorzug besteht in der jedem Kapitel folgenden Angabe der Quellen, eine Zugabe, durch die das Büchlein zugleich einen Abriss der geschichtlichen Litteratur darstellt, wie wir ihn selbst in größeren Geschichtswerken vergebens suchen. Daß diese Quellenangaben in kleinstem Drucke vorliegen, wird nicht als Uebelstand empfunden, da es sich hier nicht um andauerndes Lesen, sondern nur um gelegentliches Nachschlagen handeln kann. Jedenfalls ist die Ausstattung im ganzen durchaus wohlthuend, und die Hervorhebung einzelner Sätze durch gesperrten Druck (vgl. S. 123 den Satz: Ihr Schwerpunkt lag jetzt im sizilischen Reiche) ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wenn wir schließlich noch auf einzelne Vorzüge in der Darstellung der politischen Geschichte aufmerksam machen dürfen, so weisen wir z. B.

auf § 25 hin, in dem das Schauspiel von Canossa in ganz anderm als dem gewohnten Lichte erscheint („So war nicht Gregor, sondern Heinrich der Sieger von Canossa“). — Die große Sorgfalt in der Korrektur, die wir nicht als letzten Vorzug erwähnen möchten, wird durch Wendungen wie S. 142 „der erste Anfang des später zu großer Blüte gelangten Städtebundes“ oder S. 161 „mit dem zum Christentum übergetretenen Großfürsten“ nicht wesentlich beeinträchtigt. Immerhin dürfte hier bei einer zweiten Auflage bessernd nachgeholfen werden.

Der Eid von J. G. Herder, herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Raumann (36).

Der Berichterstatter gesteht auch hier (vgl. Ergänzungsband 3, S. 126), daß er lieber ein deutsches Heldenepos an der Stelle des Eids als Schullektüre sähe. So lange dies aber nicht für die Schule vorhanden ist, erkennt er bereitwilligst das Verdienst der vorliegenden Bearbeitung an. — Die Einleitung (S. 3—19) giebt ein vergleichendes Bild von Herders Eid und dem Eid der Geschichte, verfolgt die Entwicklung der Sage und Dichtung in Spanien, Frankreich und Deutschland und bereitet den Leser durch die nötigen Winke über die Kunstform der Dichtung, über Vers und Sprache und über die vorliegende Ausgabe zum aufmerksamen Genuße derselben vor. Die Anmerkungen verraten eingehende Sachkenntnis und sind besonders durch die fortlaufende Zusammenfassung der Romanzenreihen (1—4. Der jugendliche Held rächt die seinem Vater zugefügte Schmach u. s. w.) wertvoll geworden. — Eine vollständige Übereinstimmung in der Schreibweise ist gewiß bei den einzelnen Ausgaben der „Sammlung Göschen“ nicht zu erwarten. Wenn aber in Bd. 33 eine Autorität in historischen Dingen „Vassallen“ schreibt, dann sollte doch, denke ich, der neben den Herausgebern stehende gemeinsame Korrektor darüber wachen, daß nicht in Bd. 36 die Schreibung Vasallen zu stehen kommt (S. 104. Anm.). Im übrigen ist auch hier die Ausstattung nur zu loben.

Darmstadt.

Karl Landmann.

Rutschkes ausgewählte Gedichte. Mit dem Porträt des Verfassers.

Ein patriotisches Liederbuch für alte und junge Krieger.

Dreslau. Schlesiſche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt,  
S. Schottländer. 1895. 213 S. Preis 1 Mark.

Es kann nicht unsre Absicht sein, in diesen Blättern den allgemeinen litterarischen Wert der vorliegenden Gedichtsammlung eingehend zu untersuchen. Für den Fall aber, daß Rutschkes Gegner, die übrigens längst zu einem sehr kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sind, dies besorgen wollen — und sie werden es thun; sie werden das größte Geschick

auffahren, und das Feuern wird ihnen eine Lust sein — möchten wir denselben im voraus empfehlen, ohne Voreingenommenheit die Gedichte von Pistorius „Des wahrhaftigen Rutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege vom alten Sechszundzwanziger. Leipzig. Alex. Edelmann 1871“ zum Vergleiche bei der Kritik der obengenannten Sammlung von Gotthelf Hoffmann heranzuziehen und dann die Frage ernstlich zu erwägen, welchem von beiden Männern wirkliche poetische Veranlagung zuzusprechen ist. Auch eine nur oberflächliche Lektüre muß jeden überzeugen: Hoffmann steht unter einem starken inneren Drange, poetisch zu gestalten, Pistorius dagegen wollte d. h. ohne inneren Drang — dieses Eindruckes kann man sich nicht erwehren — auch noch eine Anzahl Gedichte verfassen, um durch dieselben zu zeigen, daß er „der wahrhaftige Rutschke“ sei. Die Formlosigkeit der Verse ist bei ihm, der Prediger war, unentschuldigbar; was an Hoffmanns Gedichten in Bezug auf die Form zu tadeln ist, erklärt sich nicht zum geringsten Theile aus jenem Drange, der sich bei ihm, man möchte mit Jean Paul sagen, bis zur Bruthize steigert und der Durchbildung der poetischen Form hinderlich ist. Auf der anderen Seite erklärt aber jene stürmische Sangeslust auch den Erfolg, den Rutschke in seinen Kreisen sich erworben hat. Er hat sein Publikum gefunden: Zwischen Ober und Rhein kein patriotisches Fest alter und junger Soldaten, keine Gedenkfeier der Kriegervereine, bei welchen Rutschke nicht die Hauptrolle spielt, wenn er, wie ehemals, als wandernder Rhapsode seine von Vaterlands-  
 liebe durchglühnten Dichtungen zum Vortrag bringt! Über diesen Erfolg hat er alle Ursache sich zu freuen, und an ihm will und mag er sich genügen lassen. Tausende von sogenannten „Kunstdichtern“ werden den wackern, liebesfrohen Soldatensänger um den Lorbeer beneiden, von dem ihnen selbst kein Blättchen zufällt, während Rutschke der volle Kranz von der durch seine Gedichte und Vorträge begeisterten Menge um die Schläfe gewunden wird. — Nachdem wir in dem Artikel „Die Kriegspoesie von 1870 und 1871 und das Rutschkelied“ (Heft II 1895) auf Grund von unanfechtbaren Zeugnissen den Nachweis erbracht, auf welche Weise der bekannte Sang entstanden ist, und gezeigt haben, daß der Autor des in jener Studie mitgetheilten Liedes Gotthelf Hoffmann ist, steht nunmehr, nach Einblick in die vorliegende Sammlung, diese Thatsache auch aus einem anderen Grunde fest. Wenn wir nämlich die Frage aufwerfen: Was hat der Genannte sonst geschaffen, so daß wir ihm den Rutschkesang zutrauen dürfen? so müssen wir antworten: Hoffmann hat eine große Anzahl Gedichte geschrieben, die an poetischem Wert das Lied übertreffen, das durch die Zeitverhältnisse allerdings das vollständigste geworden ist. Wollten wir denselben Maßstab an die

Sammlung von Pistorius anlegen, so würden wir gerade zu dem entgegengesetzten Ergebnis gelangen. — In allen drei Teilen der Hoffmannschen Sammlung (Schwertblumen, Lorbeerblätter, Rosen der Zeit) finden sich Stücke, die recht wohl bei patriotischen Anlässen von Schülern zum Vortrag gelangen können. Willkommen aber wird die Gabe vor allen Dingen den Vaterlandsfreunden sein, und wer dies Buch nicht unter die Klassiker stellen will, der wird ihm doch gern einen Platz anweisen dort, wo er die schönsten Erinnerungen an die große Zeit bewahrt. Dem empfindungsvollen, begeisterten, humorvollen Soldatenfänger, welchem ein treues deutsches Herz, das sich im Kampfe glänzend bewährt hat, in der Brust schlägt, wollen wir gern zur Anerkennung und Aufmunterung die Worte aus Uhlands Gedicht „Freie Kunst“ zurufen:

Singe, wem Gesang gegeben,  
 In dem deutschen Dichterbald!  
 Das ist Freude, das ist Leben,  
 Wenn's von allen Zweigen schallt!  
 Nicht an wenig stolze Namen  
 Ist die Liebertkunst gebannt;  
 Ausgestreuet ist der Samen  
 Über alles deutsche Land.  
 Deines vollen Herzens Triebe,  
 Sieh sie led im Klange frei!  
 Säuselnd wandle deine Liebe,  
 Donnernd uns dein Horn vorbei!

Dresden.

Hermann Unbescheid.

Julius Weiske, Der Sachsenspiegel (Landrecht) nach der ältesten Leipziger Handschrift. Neu bearbeitet von Prof. Dr. R. Hildebrand. 7. unveränderte Auflage. Leipzig. D. R. Weisland. 1895. XV, 202 S. Preis Mark 3.

Es war Rudolf Hildebrand nicht beschieden, die neueste Auflage des Sachsenspiegels selbst zu bearbeiten. Wenige Stunden nach seinem Tode traf in seinem Hause die Mitteilung des Verlegers ein, daß sich eine neue Auflage des Sachsenspiegels nötig mache. Georg Berlit, einer der begabtesten und getreuesten Schüler des Heimgegangenen, hat nun die Herausgabe der neuen Auflage besorgt, den Druck des Ganzen hat in sorgfältiger Weise Herr Dr. Ad. Goldbeck überwacht. Da in dem Handexemplar Rudolf Hildebrands sich nichts verzeichnet fand, was eine Änderung am Text oder am Glossar der vorigen Auflage bedingt hätte, so hat Berlit das ganze Werk unverändert gelassen. Hildebrands begeisterte Hingabe an das alte Rechtsleben unseres Volkes und die eigenartige, tiefe und poesievolle deutsche Rechtsprache kommen in diesem Buche zu lebendigem Ausdruck. Die Behandlung des Textes zeigt durch-



aus die peinliche Genauigkeit, die Hildebrand bei allen seinen Arbeiten eigentümlich war. Das knappe Glossar wird für alle Zeiten als ein meisterliches Beispiel gelten, wie der wahre Gelehrte auch im Kleinen strenge Wissenschaftlichkeit mit lebendiger Anschaulichkeit und wohlthuernder Frische verbinden kann. Bereits in unserer Biographie Hildebrands im ersten Hefte dieses Jahrganges unserer Zeitschrift haben wir Hildebrands Bearbeitung des Sachsenspiegels eingehend gewürdigt, und wir können hier darauf verweisen. Ein wahrer Zauber strömt aus diesem Buche aus und fesselt jeden in eigenartiger Weise, der sich eingehend mit diesem herrlichen altdeutschen Sprachdenkmal beschäftigt. Deutsches Empfinden und Denken erfährt aus diesem Werke reiche Förderung und Belebung. Würdte daher Hildebrands Sachsenpiegel immer weitere Verbreitung finden und namentlich auch von den Lehrern des Deutschen gelesen und studiert werden. Dem Herausgeber der vorliegenden Auflage gebührt besonderer Dank für die pietätvolle Art, mit der er sich seiner Aufgabe entledigt hat.

Dresden.

Otto Löhn.

Carl Müller-Fraureuth, Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus. (Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken, herausgegeben von John Meier. III. Bändchen.) Straßburg, Karl J. Trübner 1895. XXXIV, 159 S.

Bei den lebhaften Erörterungen über grammatische und stilistische Fragen, die seit der Begründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Fluß gekommen sind, vermißt man fast überall das Eingehen auf die Anschauungen und Festsetzungen älterer Grammatiker; und es ist nach dieser Seite hin eine gewisse Unsicherheit darüber, was in unserer Sprache dem lebendigen Strome des Gebrauchs entsprungen und was etwa durch Festsetzungen älterer, einflußreicher Grammatiker hineingetragen worden ist, mit Bedauern zu bemerken. Diese Unsicherheit entspringt aber hauptsächlich daraus, daß die älteren deutschen Grammatiken meistens nur noch in ganz vereinzelt Druken vorhanden und in den Bibliotheken vergraben sind, sodaß diese Werke im allgemeinen schwer zu erreichen sind. Eine Geschichte der deutschen Grammatik wird uns gerade über streitige Punkte manche schätzenswerte Aufklärung bringen; aber diese wird erst dann zu schreiben möglich sein, wenn die ältern Grammatiken durch sorgfältige Neudrucke und Einzelbarstellungen leichter zugänglich und zugleich dem allgemeinen Anteil näher gerückt sein werden, als es jetzt der Fall ist. Lebhaften Dank und weitgehenden Anteil verdient daher das Unternehmen John Meiers, ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken zu veröffentlichen. In dieser vortrefflichen Sammlung sind bereits folgende Bände erschienen: 1. Das Büchlein gleichstimmender

Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius, herausgegeben von John Meier (XXXXVI, 44 S. 1895. Preis 2 Mark); 2. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling (LXXVI, 179 S. 1894. Preis 6 Mark). Diesen dankenswerten Arbeiten schließt sich Müllers vorliegende Ausgabe in trefflicher Weise an. Bereits in der „Festschrift zum siebenzigsten Geburtstage Rudolf Hilbrands“ (S. 140 ff.) hat Karl Müller über Laurentius Albertus eine eingehende Untersuchung angestellt und dort namentlich das Verhältnis des Albertus zu Ölinger behandelt. Dort vermutete Müller, daß Laurentius Albertus und Albert Ölinger eine Person seien, daß also weder Albertus den Ölinger bestohlen, wie Raumer und Socin annehmen, noch Ölinger den Albertus ausgeschrieben habe, wie Reifferscheid (Allgem. deutsche Biographie unter dem Namen Osterfrank 24, 509) glaubt. In der Einleitung zu der vorliegenden Ausgabe untersucht nun Müller die Frage nach den Vorbildern und Quellen, aus denen jedes der beiden Werke geflossen ist. Für den größten Teil seines Werkes benutzte Albertus Melanchthons lateinische Grammatik in der von Joachim Camerarius vermehrte Ausgabe, ging aber doch in vielen Punkten über dieses Werk hinaus und gab in seiner Arbeit vielerlei Eigenes. Eine Anlehnung an Donat ist weniger zu bemerken als eine solche an Priscian, aus dem Camerarius hauptsächlich seine Ergänzungen zu Melanchthon genommen hat und aus dem auch andere Grammatiker jener Zeit geschöpft haben, welche Albertus gleichfalls gekannt hat. Das Original, das hier im Neudruck dargeboten wird, zeigt eine ganze Reihe von Druckfehlern, die der Herausgeber in seinem Neudruck berichtigt hat. Die Grammatik des Albertus selbst ist ein interessantes Werk, das uns einen hübschen Einblick in die grammatischen Anschauungen jener Zeit gewährt. Wir empfehlen Müllers sorgfältige und wertvolle Arbeit allseitiger Beachtung und wünschen, daß namentlich auch die Schulbibliotheken sich dieses für die Geschichte des Unterrichts und der Sprache gleich wichtige Werk nicht entgehen lassen.

Dresden.

Otto Lyon.

Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701, herausgegeben von August Sauer. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Neue Folge Nr. 1. Stuttgart, Göschen 1894.

Seit dem Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in unserem Jahrhundert ist Christian Thomasius wieder in den Mittelpunkt lebendigen

Anteils getreten. In zahlreichen Schriften ist seiner mit hohen Ehren gedacht worden. Richard Hodermann hat in seiner Schrift: *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts* (Jenenser Dissertation, Friedrichroda 1891) die Verdienste dieses Mannes besonders wieder hervorgehoben, und ebenso haben Schrader in seiner *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle* (Berlin 1894), B. A. Wagner in seinem Werke *Christian Thomastius* (1872), W. Giesebrecht in seiner Schrift: *Der Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung* (1870), J. A. Minor in der *Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte* 1, 1, Karl Borinski in seinem Buche: *Balthasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland* (Halle 1894), F. Frensdorff in seiner Schrift: *Halle und Göttingen* (Göttingen 1894) den Vorkämpfer für deutsche Sprache und Kultur eingehend gewürdigt. Insbesondere wurde das Andenken des Thomastius durch die Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg wieder erneuert, und die Festschrift, die Prof. Dr. Opel im Auftrage der historischen Kommission der Provinz Sachsen zu dieser Jubelfeier herausgab, führt den Titel: *Christian Thomas, Kleine deutsche Schriften mit einer Einleitung versehen und herausgegeben*; sie ist also gleichfalls dem Andenken dieses hervorragenden deutschen Gelehrten gewidmet.

Mit Recht stellte daher August Sauer, als er die Fortsetzung der von B. Seuffert begründeten deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts übernahm, an den Anfang der Neuen Folge die vorliegende kleine Schrift des Thomastius. Es ist das berühmte erste deutsche Universitätsprogramm, das Thomastius am 24. oder 31. Oktober (alten Stiles) 1687 an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlag: „Christian Thomas eröffnet der studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln / vernünftig / klug und artig zu leben“. Zwar haben schon vor Thomastius Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache stattgefunden: In Moskau las schon 1501 Tilemann Heberlingh sein Colleg über Juvenal in deutscher Sprache, auch Luther unterbrach seine lateinischen Vorlesungen in Wittenberg häufig durch ganze Stellen in deutscher Sprache, der bekannte Theophrastus Paracelsus gebrauchte seit dem 5. Mai 1527 in seinen Collegien gleichfalls wiederholt die deutsche Sprache, ungefähr gleichzeitig mit Thomastius begann Hubdeus in Jena Universitäts-Vorlesungen in deutscher Sprache (vgl. Döllinger, *Academische Vorträge* 2, 15), aber alle diese Männer kündigten ihre Vorlesungen noch in lateinischer Sprache an, auch fanden sie keine Nachfolge. Erst Thomastius brach wirklich mit dem alten Brauche und lud zum ersten

Male zu seinen Vorlesungen durch eine deutsche Ankündigung, ein deutsches Programm ein. Und sein Vorgehen trug den Sieg über das entgegenstehende Herkommen davon und fand bald zahlreiche Nachfolge. Mit Recht behauptet daher die vorliegende Schrift des Thomasius auch heute noch ihren hohen Rang in der Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Diese Ankündigung gewährt uns einen fesselnden Einblick in die Kulturgeschichte und die Entwicklung des deutschen Geisteslebens. Da der Preis des Bändchens nur fünfzig Pfennige beträgt, so ist die Anschaffung der Schrift auch Schülern möglich. Es ist von größtem Werte, daß solche Litteraturdenkmäler, die in gewissem Sinne ein unmittelbares Anschauen der älteren Zeit gewähren, den Schülern in die Hände gegeben werden, da kaum durch irgend etwas anderes der historische Sinn in so kräftiger Weise belebt werden kann als durch solche Denkmäler. Selbst wenn man derartige Schriften der Privatlektüre zuweisen muß, empfiehlt es sich doch, die ursprüngliche Gestalt, wie sie in diesen Neudrucken geboten wird, dem Schüler in die Hände zu geben.

Wir empfehlen das ganze Unternehmen Sauers aufs wärmste und wünschen, daß namentlich die Lehrer des Deutschen ihm ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Für die wissenschaftliche Ausgestaltung des deutschen Unterrichts, die uns doch vor allem am Herzen liegen muß, um dem Deutschen nicht nur als nationalem und praktischem Bildungsmittel, sondern auch als wissenschaftlichem Fach seinen hohen Rang zu erhalten, wird die Einführung dieser Litteraturdenkmäler in die Schule einen hohen Gewinn bedeuten. Da die ersten 50 Bändchen jetzt von der Verlags- handlung zu dem Gesamtpreise von 45 Mark angeboten werden (statt des Ladenpreises von 84 Mark 90 Pf.) und von der Neuen Folge an jedes Bändchen überhaupt nur fünfzig Pfennige kostet, so bietet sich jetzt die beste Gelegenheit dar, diese Neudrucke im Unterricht in umfassender Weise zu verwerten. Sauer hat es verstanden, treffliche Mitarbeiter zu gewinnen: Max Osborn, Ludwig Fränkel, Georg Wittowski, August Fresenius, A. Roefter, Ludwig Hirzel, Jul. Sahr, Jakob Minor und andere bedeutende Litteraturkenner bereiten weitere Neudrucke vor, die demnächst erscheinen werden. Möchte der wissenschaftliche Sinn unseres höheren Lehrerstandes sich auch hier in der alten glänzenden Weise bewähren, indem er dieses höchst wichtige und dankenswerte Unternehmen thatkräftig unterstützt.

Dresden.

Otto Lyon.

Karl Heinemann. Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Erster Halbband. Leipzig 1895. E. A. Seemann. (Das Werk erscheint in 4 Halbbänden zu je 3 Mark.) 208 S.

Das vorliegende Werk, zu dem Heinemann sich durch langjährige Beschäftigung mit dem Dichter, durch Reisen von Berlin bis Syrakus, von Seseheim bis Oberschlesien, durch Studien an den wichtigsten Goethestätten selbst, in Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Wezlar, Weimar, Rom, Neapel, Palermo vorbereitet hat, bietet eine neue Darstellung Goethes und seiner Werke, in der das schriftliche und bildliche Material, das bisher durch die Goethestudien aufgespeichert worden ist, zu gründlicher und sachgemäßer Verarbeitung gekommen ist. Da das Werk Heinemanns vornehmlich auch dem deutschen Unterrichte dienen will, so war dem Verfasser vom Königl. sächsischen Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts ein Urlaub von einem Jahre für die Vorbereitung und Ausarbeitung dieses Werkes bewilligt worden. Es gereicht dem sächsischen Kultusministerium zu hoher Ehre, daß es auf diese Weise die wissenschaftliche Lehrerarbeit, die selbständige und eingehende Beschäftigung mit einem den Unterricht fördernden Zweige der Wissenschaft als notwendig, wichtig und heilsam öffentlich anerkannt hat, und alle Freunde einer gesunden und kräftigen Entwicklung unseres Schulwesens werden diese Förderung wissenschaftlicher Lehrerthätigkeit durch die oberste Behörde mit dem lebhaftesten und aufrichtigsten Danke begrüßen.

Schon der vorliegende erste Halbband des Werkes zeigt, daß Heinemann seine Aufgabe in vortrefflicher Weise angefaßt und zu lösen begonnen hat. Das Eigenartige des Werkes liegt in der Verschmelzung der gewandt und fesselnd geschriebenen Biographie mit einer systematisch eingefügten Folge wertvoller Abbildungen. Besonders die äußere Erscheinung Goethes wird in dem Werke, das allein ungefähr 30 Goethebildnisse enthalten soll, berücksichtigt. Von allen Personen, zu denen Goethe in näherer Beziehung gestanden hat, finden sich historisch treue Bildnisse; auch die Orte, in denen Goethe kürzere oder längere Zeit gelebt hat, werden durch mannigfache Abbildungen und größere Pläne zur Anschauung gebracht, sogar Zeichnungen und Kupferstiche Goethes sind mit aufgenommen. Man sieht, daß die Sammlungen Jarndes, des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., des Goethe-Nationalmuseums, der Leipziger Stadtbibliothek u. a. mit hingebender Sorgfalt benutzt worden sind. Gerade durch diese Bildwerke wird Heinemanns Buch für den deutschen Unterricht sich außerordentlich belebend und fördernd erweisen.

Aber auch die Darstellung selbst verdient warme Anerkennung. Der natürliche und gesunde Stil Heinemanns, die auf dem sicheren

Boden der Thatfachen und unmittelbar auf den Quellen ruhende Schilderung dieses einzigen Dichterlebens, die Wärme, die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die feinen philologischen und ästhetischen Beobachtungen machen das Buch zu einem überaus anziehenden, sodaß wir nur wünschen können, daß kein Lehrer des Deutschen dieses Werk für den litteraturgeschichtlichen Unterricht und die Erklärung Goethischer Dichtungen ungenutzt lasse. Die Jugend Goethes, die Entwidlung seines Geistes, seine Studienzeit in Leipzig und Straßburg, sein Verhältnis zu Gretchen, Rätchen Schönkopf, Friederike, Charlotte Buff (von allen diesen Mädchen sind treffliche Bilder beigebracht), der Aufenthalt Goethes in Wezlar und als Advokat in Frankfurt werden in vorzüglich ausgeführten Schilderungen gezeichnet. Man fühlt deutlich, daß das Bild Goethes lange in des Verfassers Seele gelebt hat, so warm und ursprünglich tritt es uns hier entgegen. Ein Prachtstück ist namentlich die Schilderung des Einflusses, den Herder in Straßburg auf Goethe gewann, die Umwandlung, die hier Goethes Geist erfährt, wird mit solcher Klarheit dargelegt, daß man sofort erkennt: das ist unmittelbar aus dem Unterricht selbst hervorgegangen, so hat es der Verfasser seinen Primanern vorgetragen, ehe er es hier niederschrieb. Zu solcher Klarheit und Anschaulichkeit ringt sich eben nur der Lehrer durch, da diesen die Unterrichtspraxis nötigt, einen Gegenstand immer aufs neue zu durchdenken, auf den mannigfaltigen Stufen immer wieder ganz anders zu behandeln, von den verschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten und von den verschiedensten Seiten anzufassen. Gerade hierdurch aber erweist sich Heinemanns Arbeit als besonders fördernd für den Unterricht. Wir sehen den folgenden Bänden mit Spannung entgegen und werden nach Erscheinen des ganzen Werkes eingehender darauf zurückkommen.

Dresden.

Otto Lyon.

Ernst Richard Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres.

Dresden, G. Löff 1892. 175 S.

Wir haben es hier mit einer wertvollen Sammlung solcher Lieder und Dichtungen zu thun, welche die Thaten sächsischer Krieger feiern. Auf Ersuchen des Herausgebers wurden vom Königl. sächsischen Kriegsministerium die Kommandobehörden veranlaßt, ihm die zum Gebrauche für sächsische Soldaten bestimmten Liederbücher und Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen. Auch in der königlichen Bibliothek und der Prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek zu Dresden fanden sich mancherlei Schätze, die sich hier verwerten ließen, und außerdem konnten mannigfache handschriftliche Aufzeichnungen aus den verschiedensten Kreisen von dem Herausgeber benutzt werden. Die Sammlung ist mit großem Fleiße

und wissenschaftlicher Sorgfalt hergestellt, sie ist ein wichtiger und höchst schätzenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte des sächsischen Volkes. Sind auch die Lieder häufig von geringem Werte, so finden sich doch auch wahre Perlen echter Poesie darunter, z. B. Der sterbende Soldat, S. 132. Das Lied „Napoleon, du Schustergeselle“ aus dem Jahre 1813 findet sich hier, nach einer Aufzeichnung des Wachtmeisters Reiner aus den 30 er Jahren, unter der Überschrift: „Wir Sachsen, wir stehn wie die Mauern“. Besonders fesselnd ist der Teil der Sammlung, der die Lieder aus den Jahren 1866 und 1870 enthält, in welchen namentlich Kronprinz Albert gefeiert wird. Für eine neue Auflage dürfte es sich empfehlen, die Varianten zu den verschiedenen Texten mit anzugeben. So ist in dem Liede: „Sachsen, das sind lust'ge Brüder“ die vom Herausgeber angeführte zweite Strophe:

„Spiegelblank sind unsre Waffen,  
Schwarz das Lederzeug,  
Wenn wir bei dem Mädchen weilen,  
Sind wir königreich.“

sicher eine spätere Änderung in usum Delphini. Denn heute noch singen die Soldaten hier in Dresden:

Spiegelblank sind unsre Waffen,  
Schwarz das Lederzeug,  
Können wir beim Mädchen schlafen,  
Sind wir Kön'gen gleich.

Die vierte Strophe lautet ursprünglich:

Siegreich woll'n wir Preußen schlagen,  
Sterben als ein Held.

Erst 1870 wurde sie umgewandelt in:

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,  
u. s. w.

Aus der ursprünglichen Fassung wird auch die von Freitag angeführte fünfte Strophe erst verständlich:

Unsre Arme sind von Eisen,  
Unser Herz von Stahl:  
Kommt, wir wollen's Preußen zeigen,  
Was wir Sachsen sind.

Diese Strophe war ursprünglich feindselig gemeint, jetzt wird sie auf die Waffenbrüderschaft gedeutet infolge der Umwandlung in Frankreich in der 4. Strophe. Übrigens sind hier die Worte Stahl in der 2. und sind in der 4. Zeile wohl spätere Verbesserungen eines Offiziers oder Unteroffiziers für das ursprüngliche: „Unser Herz von Stein“ und „Was wir Sachsen sein“. Die Form: „Siegreich woll'n wir Frank-

reich schlagen" hat sich jetzt glücklicherweise vollkommen eingebürgert, so daß wohl kaum noch ein aktiver Soldat die ursprüngliche Form kennt.

Wir empfehlen die überaus anziehende und sorgfältige Arbeit Freytags vielseitiger Beachtung.

Dresden.

Otto Lyon.

### Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 5.

Mai: Otto Bremer, Deutsche Phonetik, besprochen von E. Hoffmann-Prayer. (Als wissenschaftlich selbständige Arbeit ist Bremers Phonetik jedenfalls eine höchst beachtenswerte Leistung. Ob sie aber der Hauptaufgabe einer praktischen Phonetik, in dem Ungelebten das Bewegungs- und akustische Feingefühl zu wecken, gelöst hat, wagen wir zu bezweifeln.) — G. Holz, Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, besprochen von W. Goltzer. — Albert Leizmann, Georg Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts, besprochen von Franz Munder. — Veit Balentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt, besprochen von H. Siebed. (Die vorliegende Darstellung steht namentlich im ausgesprochensten Gegensatz zu einer Schätzung, wie sie besonders F. Th. Vischer hinsichtlich des zweiten Theiles geltend machte. An Stelle der tiefen und breiten Schatten, die von dorthier auf das Werk fielen, walten hier bis ins einzelnste die hellen Strahlen entschiedenster Anerkennung. Und der leuchtende Charakter der ganzen Erörterung wird in der That in vieler Beziehung auch zur einleuchtenden Rechtfertigung der Dichtung. Das bewirkt die liebevolle Eindringlichkeit, womit Balentin die Komposition sowohl in ihren großen Bügen wie auch in der Verflechtung der einzelnen Fäden klar zu legen sucht; dazu der Umstand, daß in der Art der Erörterung nirgends ein kritischer Enthusiasmus das Wort führt, sondern überall der ästhetische und künstlerische Verstand, der sich nach Form und Inhalt an den Fäden einer klaren bewußten Methode zu binden weiß.) — Fritz Jonas, Schillers Briefe, besprochen von H. Lambel. (Herausgeber und Verlagsbandlung verdienen unsern Dank für die mühevollen Arbeit.) — Ludwig Fränkel, Shakespeare und das Tagelieb, besprochen von H. Giske.

— Nr. 6. Juni: Karl Heine, Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778, besprochen von Albert Leizmann. — Franz Kern, Torquato Tasso, besprochen von Albert Leizmann. (Das bei weitem gelungenste der dankenswerten Arbeit Kerns ist die Einzelinterpretation, die als ein Muster ihrer Gattung bezeichnet werden kann.) — Karl Schönbekopf, Briefe von und an Johann Nikolaus Götz, besprochen von Franz Munder. — W. Fabricius, Johann Georg Schöchs Comoedia vom Studentenleben, besprochen von Ludwig Fränkel. (Wilhelm Fabricius' chronologisch aufgebautes Werk: Auswahl litterarischer Denkmäler des deutschen Studententums begrüßen wir gern mit einem ermunternden Blickauf. Freilich dürfen wir uns von vornherein nicht verhehlen, daß der Herausgeber, da von Haus aus Naturwissenschaftler, fast nur Erläuterungsmaterial aus zweiter Hand bieten kann, und seinen Ausgaben sonach im wesentlichen der Wert des Neudruckes zukommt.)

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Guplowstraße 24 II.



## Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama.

Von A. Bogeler in Hildesheim.

Der geschichtliche Hintergrund, auf dem Goethes Egmont sich abspielt, ist die Zeit der Bedrückung der Niederländer durch die Religions-tyrannie Philipps von Spanien. Das Drama beginnt mit einer Volksscene, welche uns einen Einblick in die Unzufriedenheit des Volkes mit der spanischen Herrschaft gestattet, und es schließt mit der biblischen Darstellung der endlich errungenen Freiheit. Danach würde man annehmen können, daß der Freiheitskampf der Niederländer etwa wie im Telle der Schweizer den Inhalt des Dramas ausmacht. Darauf scheinen auch die Volksscenen in den beiden ersten Akten hinzudeuten; die Stimmung des Volkes ist im zweiten Akte weit erregter als vorher, man kann sehr wohl einen nahen Ausbruch erwarten, allein dieser Faden ist nicht weiter gesponnen; Alba kommt und das kriegsgerische Feuer ist gelöscht, ein jeder denkt furchtsam nur an sich und sucht ängstlich alles zu vermeiden, was ihm Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Von der ganzen behäbigen Gesellschaft, die uns beim Schützenfest und auf der Straße begegnet, macht keiner den Eindruck, als sei er überhaupt fähig, sich für die Freiheit seines Vaterlandes so zu erwärmen, daß er das Schwert gegen die Spanier ziehen wollte; ohne den Optimismus Egmonts, ohne die bildliche Darstellung von der zukünftigen Freiheit des Volkes würde schwerlich ein Leser oder ein Zuschauer auf den Gedanken kommen, daß man eine solche Zukunft überhaupt zu erwarten hat. Da sind die Schweizer im Telle ganz andere Leute, sie fühlen die Schmach und Schande, in der sie leben, und sind auch bereit, für Abschüttelung des Joches Leben und Güter zu opfern; dazu wird von den Leuten im Egmont keiner fähig sein. So treffend und wahr die Menschen hier gezeichnet sind, so plastisch sie heraustreten, wie etwa auf niederländischen Gemälden, die dem Dichter offenbar vorgezeichnet haben, so wenig sind sie geeignet, dem Zwecke des Dichters zu dienen, diese guten Leute thun niemandem etwas zuleide. Aber auch sonst geschieht in dem ganzen Stücke nichts, was auch nur auf einen Befreiungskrieg hindeutete, das Volk ist feige, die Bilderstürmereien haben keine Bedeutung, vom Adel ist keine Rede, Oranien flieht oder thut gar nichts, der einzige Mann der That, an den wir glauben, Egmont, geht zum Tode auf dem Schaffott. Nirgends auch nur ein Versuch der Auflehnung gegen die Tyrannie, nirgends auch nur das dumpfe Grollen eines heraufziehenden Gewitters; die Spanier sind und

bleiben die Herren im Lande, und wir sind am Ende des fünften Actes in dieser Beziehung keinen Schritt weiter gekommen, als wir am Anfang waren. Der politische Teil des Dramas enthält zwar wundervolle Scenen, aber keinerlei dramatische Entwicklung, nirgends ist ein Fortschritt vorhanden; ein Wechsel der Handlung, ein historisches Aufeinanderfolgen der Dinge hat mit dem Drama nichts gemein. — Neben diesem politischen Teile läuft das Liebesdrama her, das ohne jede Folgen für das erste ist; es ist mehr eine Episode, mehr ein Anhängsel als ein notwendiger Bestandteil des anderen Dramas, und doch scheint der Dichter darauf den größten Wert gelegt zu haben, denn das ganze Stück gipfelt in einer Liebescene zwischen Egmont und Clärchen. Ist denn nun aber diese Liebesgeschichte dramatisch? Daß ein einfaches Mädchen sich einem hochstehenden, vornehmen Manne hingiebt und dann, als dieser aus politischen Gründen, an denen sie ganz unbeteiligt ist, verhaftet und zum Tode verurteilt wird, sich selbst den Tod giebt, ist das dramatisch? Wenn Clärchen an dem Versuche, ihren Geliebten zu retten, zu Grunde ginge, dann läge die Sache ganz anders, so aber hat sie zwar den Wunsch, Egmont zu befreien, aber sie kann diesem Wunsche durch die That nicht Ausdruck geben, denn den vergeblichen Versuch, die Bürger aufzurütteln, kann man doch kaum eine That nennen, er ist ganz harmlos und hat gar keinen Erfolg. Wir hegen das innigste Mitleid mit dem lieben Wesen, aber Aktion zeigt sich in ihren Schicksalen nicht. Wenn wir somit zu dem Schluß kommen, daß das Stück weder nach seiner geschichtlichen Seite als Drama aufzufassen ist, noch in dem Schicksale der Liebenden etwas Tragisches liegt, worin liegt dann der Grund, das Stück noch als ein Trauerspiel zu bezeichnen? Sollte man es nicht füglich mehr dialogifizierte Geschichte oder Novelle nennen? Einen Fingerzeig dafür, was der Dichter gewollt hat, giebt uns einmal die Überschrift, sodann auch der Umstand, daß die beiden getrennten Teile des Dramas nur durch die Person Egmonts zu einander in Beziehung stehen. Diesen Charakter zu zeichnen, das allein ist der Zweck des Dichters gewesen; in diesem Charakter also müssen alle die Eigenschaften liegen, welche ihn zu einem tragischen machen. Tragisch nennen wir im allgemeinen das Schicksal eines Helden, der gegen überlegene Mächte ankämpft und in diesem Kampfe an eigener Schuld zu Grunde geht. Allein damit ist der Begriff des Tragischen keineswegs erschöpft. Wir sehen im Leben auch ohne solche Schuld Helden zu Grunde gehen, und eine moderne Richtung in der Poesie leugnet die Notwendigkeit derselben auch im Drama, da das Drama ein Abbild des Lebens sei. Und ich glaube, daß Goethe, der Realist, hier im Egmont ganz auf der Seite dieser Anschauungen steht, ohne damit doch die höchsten Ziele des Dramas,

Mitleid und Furcht zu erregen, auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Die einzige Schuld, die man dem Egmont vorgeworfen hat, ist sein Leichtfinn, seine totale Verkennung der thatsächlichen Gefahr, in der er sich befindet. Schiller, der in seiner Beurteilung dieses Charakters ganz unter dem Eindruck seiner eigenen historischen Studien steht und das Verständnis für den poetischen Charakter dadurch völlig verloren hat, bricht ohne weiteres den Stab über Egmont, und in seiner Weise hat er vollkommen recht. Eine Person, die sich aus lauter Leichtfinn und Beschränktheit mutwillig in eine Todesgefahr begiebt, mag getrost scheitern — sie hat in keiner Weise Anspruch auf unsere Teilnahme. Aber ist denn Egmont wirklich leichtsinnig und nur leichtsinnig, giebt es denn keine andere Erklärung dieses Charakters? Ich glaube doch.

Egmont entstammt dem höchsten Adel eines freien Landes, das zwar in der Person des Königs von Spanien einen Herrn hat, aber durch die weitesten Privilegien, durch eine freie Vergangenheit gegen alle Tyrannei geschützt sein sollte. Er ist Herr der ausgebehntesten Besitzungen und so über alle tägliche Sorge erhaben. Er hat seinen Mut und seine Fähigkeit in siegreichen Schlachten bewiesen, er ist der Liebling des Volkes, und wo seine hohe Gestalt erscheint, zieht er die liebevollste Aufmerksamkeit auf sich; er ist Ritter des goldenen Bliezes und damit gegen alle Willkürlichkeiten geschützt. Gesund und schön, reich und durch Stellung ausgezeichnet, hoch geehrt, ohne Nebenbuhler, frei und sicher und dabei umgeben von dem Glorienscheine, den kriegerische Erfolge stets um das Haupt des Siegers verbreiten, getragen von der Liebe eines Volkes, das die fremde Herrschaft haßt und seinen Liebling als seinen Herrn sich ersehnt — so steht Egmont da. Ein ehrgeiziger Kopf würde gestützt auf alle diese Vorzüge die Herrschaft an sich zu reißen versuchen, ein beschränkter Kopf würde hochmütig sich über alle anderen erheben, ein frommer Mann vielleicht demütig werden, nur ein freier Mann, eine harmonische Natur wird diese Überfülle von Glück ertragen können, und ein solcher Mann, eine solche Natur ist Egmont. Kann es etwas Hinreichenderes geben als ein solches Wesen? Und gerade weil er so ist und nicht anders, wird er ein Opfer der Bosheit und des Neides, nicht die Klugheit siegt über die Beschränktheit; die Gemeinheit, die brutale Gewalt trägt den schändlichen Sieg davon über die Geradheit, die vornehme, vorurteilslose Ehrlichkeit. Freilich ist dieser Sieg nur äußerlich, Egmont bleibt doch der Sieger, man kann ihm das Leben rauben, aber nicht seine Seele, frei wie durchs Leben geht er auch zum Tode. Darin allein scheint mir der Dichter seine Aufgabe gesehen zu haben, eine auf Freiheit gegründete, in sich durch und durch harmonische Natur zu zeichnen, die ganz unabhängig von äußeren Einflüssen stets sie selbst bleibt und

nur so und nicht anders leben kann. — Frei ist Egmont nach allen Seiten hin unbeschadet seiner Treue zum König, nirgends verleugnet er seine Natur, immer derselbe, mag er mit dem gemeinen Volke an seinen Vergnügungen teilnehmen, mag er mit seinen Standesgenossen tafeln, mag er mit Margaretha zu Räte sitzen oder selbst seinem tückischen Feinde Alba gegenüberstehen; immer geht er einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte, immer trägt er das Haupt hoch; für die Freiheit hat er gelebt und gefochten, für die Freiheit geht er in den Tod. Niemand kann von sich sagen, daß er Einfluß auf ihn hat, er beherrscht alle, niemand ihn. Nichts ist ihm unleidlicher, als die Versuche, seine Freiheit einzuschränken, selbst die guten Absichten seines väterlichen Freundes Oliva sind ihm lästig, weil er eine Einschränkung seiner Freiheit nicht ertragen kann, weil er leben muß, wie seine Natur es verlangt, weil er fühlt, daß die schöne Harmonie seiner Seele gestört würde, wenn er anders wollte, weil er zum Lügner an sich selbst werden würde. Denn eben der Wahrheit entspringt seine Freiheit; wahr ist er durch und durch, das ist der Zug, welcher sein ganzes Wesen adelt, ihn weit hinaushebt über Leichtfinn und Frivolität. Freund und Feind müssen ihm zugeben, daß er stets nach seinem Gewissen handelt, daß keine falsche Ader in ihm ist, und eben weil er selbst wahr ist, so glaubt er auch an die Wahrheit anderer. Ist das eine Schwäche, so ist sie verzeihlich, denn sie entspringt aus einer edlen Gesinnung; übrigens vermutet außer dem mißtrauischen, weitblickenden Oranien niemand in dem Stück einen Ausgang, wie ihn Alba schließlich der Situation giebt, und es ist kein Zeichen von Kurzsichtigkeit, sondern vielmehr von Selbstlosigkeit, wenn Egmont den Gefahren, die ihm Oranien vorhält, die bösen Folgen entgegenstellt, die ein Eingehen auf Oraniens Pläne für das ganze Volk hat. — Unbedingt ist Egmonts Glaube an den König, er hält ihn keiner Niederträchtigkeit für fähig, er mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm spricht, selbst an der Schwelle des Todes, den ihm die Persidie des Königs bereitet, spricht er die Überzeugung aus, daß dem Könige mit seiner Befreiung ein Gefallen erwiesen würde. Für ihn sind die Verträge zwischen Spanien und den Niederlanden bindend, nie überschreitet er seine Privilegien, nie reizt er das Volk auf, nie begeht er eine ungefehlliche Handlung, wenn er auch im Übermuth der Weinlaune allerlei Scherze veranlaßt hat, welche nicht gerade dazu dienen, das Ansehen der Regierung zu stärken; er hat deshalb auch keinen Grund, sein Betragen zu ändern, als Alba erscheint. Dieselbe ehrliche, wahre Gesinnung setzt er aber auch bei allen anderen — mit einziger Ausnahme Albas — voraus, unerschütterlich ist sein Vertrauen in die Rechte, die er als Ritter des goldenen Vlieses genießt. Diese Geradheit, diese gute Meinung, die er von den Menschen

hegt, dieser Adel der Gesinnung lassen ihn überall sagen, was er denkt. Weil er unabhängig in seinem Herzen ist und ein reines Gewissen hat, verachtet er die Verstellung, selbst in jener entscheidenden letzten Unterredung mit Alba, wo er sich über die Gesinnungen seiner Feinde keinem Zweifel mehr hingeben kann, vermeidet er Verstellung und begegnet allen Wendungen des Spaniers mit einem herrlichen, republikanischen Freimuth. — Neben diesen ausgezeichneten Charaktereigenschaften besitzt Egmont eine unverwüßliche Lebensfreudigkeit, er ist, wenn ich den Ausdruck eines neueren Schriftstellers auf ihn anwenden darf, ein wahrer König des Lebens, geschaffen, den Augenblick zu genießen, die Sorge zu verachten. Die Fröhlichkeit, das freie Leben blicken ihm aus den Augen, die Sorge um die Zukunft kennt er nicht, und als Dranien seine Sorglichkeit in ihn überträgt, da eilt er, diesen fremden Tropfen aus seinem Blute wieder zu entfernen, wieder zu sich selbst zu kommen, denn anders kann er nicht sein. Wohin die Sonnenpferde der Zeit von unsichtbaren Geistern gepeitscht mit seines Schicksals leichtem Wagen durchgehen, er kann es nicht wissen, aber mutig faßt er die Zügel und sucht den Wagen vor dem Sturze zu behüten, bis ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ein verfehelter Tritt ihn in die Tiefe stürzt, wo er dann das Schicksal vieler anderen teilt. Und zu diesem Lebensgenusse bringt er alles mit, was dazu gehört: Reichtum und Freigebigkeit, eine unverwüßliche Gesundheit, eine unendliche Freude an der Welt, der Sonne, der Natur, der eigenen Kraft, ein Bedürfnis nach Geselligkeit, eine Fähigkeit der Anregung, schnelle Auffassung, Humor und witzige, treffende Rede. Er lebt gern und mit Lust und freut sich eines jeden Tages, bald tummelt er sein kriegerisches Roß, bald feiert er mit dem Adel und dem Volke, bald sitzt er im ernstern Räte, wo seine leichte Fassungsgabe ohne Schwierigkeit das Richtige trifft, hier wie in der Verwaltung seiner Provinz sind seine Urtheile so einfach und menschlich, so ganz seiner Natur entsprechend, daß man auch hier zur Bewunderung hingerissen wird. Lange Sitzungen im Räte widersprechen seinem Wesen, nichts ist ihm verhaßter als die engen Mauern eines Hauses, und wie die Enge des Grabes erscheint ihm sein Gefängnis; Freiheit, Licht und Bewegung sind die Bedingungen seines Daseins. Solche Naturen pflegen zu siegen, wo sie sich zeigen, niemand kann sich dem Zauber entziehen, den sie um sich verbreiten. Und so geht es auch Egmont, alles liegt ihm zu Füßen, das Volk betet ihn an, Mütter halten ihre Kinder empor, wenn er sich zeigt, die Soldaten hängen an ihm, der sie von Sieg zu Sieg geführt hat; dem kühlen Dranien, der so nüchtern über seinen eignen hohen Wert im Gegensatz zu dem Wohle des Volkes zu sprechen weiß, brechen die Thränen hervor bei dem Gedanken an ein mögliches Unglück, das dem bewunderten Freunde

zustoßen könnte; Ferdinand, seines Todesfeindes Sohn, vergießt die heftigsten Thränen über das Schicksal des schwärmerisch verehrten, als Lebensideal ihm vorschwebenden Helben und flucht seinem leiblichen Vater, der ihn gezwungen hat, die Schlingen zu legen, in die sich der Freund verwickeln muß, und ist nicht auch der tiefe Haß Albas, der hier einer unsfaßbaren Größe gegenübersteht, ein voller Sieg Egmonts?

Und dieser Held nun noch verklärt durch die Liebe des süßesten Geschöpfes, was je die Phantasie eines Dichters erdacht, — kann es etwas Anziehenderes geben? Welchen Inhalt verleiht er dem unbekanntem Leben seiner Cläre, die an seiner Seite nicht mit einer Königin tauscht! Hat er hier eine Blume gebrochen, so hat er sie doch auch durch seine liebevolle Pflege zur herrlichsten Blüte gebracht; sie nimmt teil an dem weiten Glück des einzig geliebten Mannes, freiwillig hat sie sich ihm hingegeben, frei genießt er das Glück, das ihre Liebe ihm schenkt. Sie ist so ganz Natur, so ganz ohne fremde Zuthaten, daß auch er sich bei ihr stets wiederfindet, in ihrer Nähe zerstreuen sich die Wolken auf seiner Stirn, die finnenden Runzeln verschwinden, hier wird er wieder ruhig, offen, glücklich, wie seine Natur es verlangt. Wie armselig erscheint hier neben ihm die Figur des Stubenmenschen Brakenburg; der reflektiert und reflektiert und kommt bei allem Überlegen nicht zum Handeln und Genuße; Egmont handelt und genießt und freut sich dankbar der Liebe, die sich ihm entgegenbringt. — So vervollständigt dies Verhältnis zu Clärchen erst das Bild unseres Helben, es ist völlig aus einem Gusse. Gesund und schön, frei und wahr, heiter und lebenslustig — dabei thatkräftig und zugreifend, so ist Egmont im Leben, so bleibt er, als es zum Sterben geht. Auch im Tode verleugnet sich seine Natur nicht, an der Schwelle des Grabes findet er noch den stärkenden Schlaf, und ungebroschen an Leib und Seele wie ein „Triumphator“ schreitet er zum Blutgerüste; Alba kann ihn vernichten, denn er hat die Macht; seine königliche Freiheit kann er ihm nicht rauben; besetzt bleibt Egmont doch der Sieger. Das tiefste Mitgefühl haben wir mit seinem Schicksal, wir zittern für ihn, wir beweinen ihn und erheben uns doch gleichzeitig mit ihm zu der Gewißheit empor, daß Adel der Seele und Freiheit, die höchsten menschlichen Eigenschaften, ihren Träger unbesiegbar machen. — So zusammengedrängt in mancher Beziehung das ganze Trauerspiel erscheinen mag, der Charakter des Egmont ist völlig einheitlich, und wie mir scheinen will, ist auch er wieder nur ein Stück von Goethe selbst; gab es nicht auch für den Dichter eine Zeit, wo er wie ein König durchs Leben schritt, wo er sich nicht gewundert haben würde, wenn man ihm eine Krone aufs Haupt gesetzt hätte?

## Der Teufelsglaube in Mecklenburg.

Von Otto Glöde in Doberan.

### I.

Man hat von dem Mittelalter oft gesagt, es wäre eine dunkle Nacht, in der die Leidenschaften ihr Wesen trieben, die das helle Tageslicht scheuen, und hat dabei mit Recht an den düstern Teufels- und Hexenglauben gedacht, der die Gemüther der Menschen in dumpfer Furcht erhielt. Wir können aber auch wiederum sagen, daß diese Nacht mond- und sternenhell war, die goldenen Sterne stiegen am Himmel auf und ab, das sind die vielen schönen Perlen der Dichtung, die auch unser heimathliches Niederdeutschland hervorgebracht hat. In unserem Mecklenburger Lande ist das schönste niederdeutsche Osterpiel entstanden, in dem Stillleben an der Redentinerbucht, ein Drama voll echt niederdeutschen Lebens. Noch sind die Akten über die Entstehung und den Verfasser dieses Spieles nicht ganz geschlossen; daß sein Werk ein hell leuchtender Stern am mittelalterlichen Himmel ist, das wird jeder zugestehen. Ein Kapitel aus der dunklen Nacht des Mittelalters aber ist jener finstere Aberglaube, der manchem unschuldigen Menschen das Leben gekostet hat, und leider haben auch die Mecklenburger ihr großes Kontingent zu jenen unbewußten Mordthaten gestellt. Das ganze katholische Mittelalter ist weniger von jenem erhebenden Gottvertrauen beseelt, wie es die Bibel lehrt, sondern vielmehr von der furchtbaren Angst vor dem Teufel und seinen Kreaturen. Das ist der ewige Vorwurf, der der mittelalterlichen Kirche gemacht werden muß, daß sie statt aufzuklären, vielmehr das Volk dumm hielt, daß sie statt der Liebe zu Gott die Furcht vor dem Bösen einem Volke predigte, das mit allen Fibern des Herzens seinen Gott suchte. Daher schreibt sich jener unselige Teufels- und Hexenglaube, der noch bis auf den heutigen Tag nicht verschwunden ist, sondern in mancherlei Gestalt trotz unserer Aufklärung immer wieder zum Vorschein kommt. Für den Volksforscher ist es natürlich interessant, den Überresten dieses Aberglaubens nachzuspüren; es finden sich oft heidnische Elemente darin. An den Stellen und in den Tempeln, wo noch vor kurzem die heidnischen Priester den Göttern geopfert hatten, ertönte nun frommer Lobgesang zum Lobe und Preise des dreieinigen Christengottes. Das Volk, das mit dem Munde der neuen milden Lehre zujubelte, blieb aber noch lange im Herzen den heidnischen Göttern treu. Der alte starrsinnige, die Gerechtigkeit liebende Germane konnte die sittliche Wichtigkeit der Lehre nicht einsehen, daß er seinen Feind lieben sollte, der der Blutrache ver-

fallen war. Was war nun natürlicher, als daß die christlichen Priester auf die heidnischen Götter eifersüchtig wurden und sie dem Volke als Antichristen, als Teufel, Satan, Lucifer und Beelzebub verhaßt zu machen suchten? Das zeigt sich schon in der äußeren Darstellung. Der Mensch ist das Ebenbild Gottes, folglich stellte man den Teufel als das Gegenteil vom Menschen dar, also schwarz und häßlich. Das ist nicht bloß bei den Niederdeutschen so, sondern bei allen Völkern der Welt. Der Philosoph Plato sagt einmal, daß wenn die Dämonen und Riesen sich Götter machten, diese wie Dämonen und Riesen aussehen würden. Die bösen Geister haben immer die den Göttern entgegengesetzte Physiognomie. Ich will einmal ein Beispiel aus des Franzosen Montesquieu Werken anführen, der berichtet, daß der Teufel bei einzelnen Regerstämmen blendend weiß wie Schnee aussieht. Recht bezeichnend ist eine Sage deutlichen Ursprungs, die gerade erfunden zu sein scheint, um den alten Gott Donar recht in den Augen des Volkes herabzuwürdigen. Man brachte ihn mit der verachtungswürdigsten Persönlichkeit des Neuen Testaments, mit Judas, dem Verräter unseres Herrn, zusammen, der auch rote Haare gehabt haben soll. Rotes Haar aber ist das Zeichen eines schlechten Charakters. (Vergl.: Rooden Baert, duivels aerd; rood haer en een elsenstomp wassen zelden op een goeden grond; ellernholt un rodes Haar sünd up gauden Borren rar.) Die Umwandlung Wodans zum wilden Jäger (nd.: Wod, Waur) ist allbekannt. Bei uns ist der Teufel schwarz, häßlich behaart, hat einen Pferdefuß, auch einen Krähen- und Hühnerfuß, Bocksbeine, Ochsenhörner auf dem Kopfe, einen Affenschwanz, einen Ziegenbart, Katzen- oder Eulenaugen, kräht wie ein Hahn, hüpf wie ein Hase und trägt einen dreieckigen roten Hut mit einer Hahnenfeder. Man sieht, es sind die Eigenschaften vieler Tiere vertreten. Die Füße werden meistens durch einen langen roten Mantel verdeckt. Von Gestalt ist er meistens lang, dabei mager, gelb im Gesicht. Sein Atem ist heiß, und seine Augen glühen wie Kohlen, sehen scheel und haben keine Wimpern. Wenn er fährt, so fährt er mit 4 Klappen. Das Volk hatte natürlich furchtbare Angst vor dem schwarzen Gesellen; dabei aber entwickelte sich frühzeitig aus der großen Furcht eine Art Galgenhumor, da man den Teufel nun einmal für dumm hielt. Der Teufel ist dumm, dabei prahlerisch und hochtrabend. Er ist überaus neugierig und geht in die plumpten Fallen. Es ist äußerst leicht ihn zu überlisten, zumal wenn Gott die Seele des armen Sünders noch im letzten Augenblick retten will. Er ist von einer wahrhaft komischen Ungeschicklichkeit, wenn er irgend etwas anfertigen oder nachmachen will. Kluge Leute mit gutem Verstande und dem Herzen auf dem rechten Fleck sind ihm stets überlegen. So ist es auch heute noch, je weiter die Aufklärung und



wahre Gottesfurcht ins Volk bringen, desto mehr verschwindet der Teufels- und Aberglaube. Um nun die Tollheit voll zu machen, brachte man den Teufel auf die Bühne, ins Hanswurst-, Kasperle und Polinchen-Theater. Die Fachgenossen kennen ja das mittelalterliche Wander-Theater. Die Handlung spielt an 3 resp. 4 Stellen zu gleicher Zeit. Die Handlung in der Hölle ist die interessanteste. Wenn man aber erst über einen gefürchteten Herrn lacht, dann ist es mit der Furcht nicht mehr weit her. Es bleibt dann nur noch ein bloßes Graueln übrig. Aber der Teufel war selbst durch die vielen Prügel ein bißchen vorsichtiger geworden, und deshalb fing er an, sich herauszuputzen, sich der menschlichen Gestalt anzupassen. Die Kultur beleckte sogar den Teufel. Den Männern trat er in der Gestalt einer hübschen Frau, den Frauen als galanter Cavalier, als schmucker Jägermann in grünem Rod entgegen. Von der Zeit an hatte er wieder etwas mehr Glück. Aber den Teufelsgeruch wurde er doch nicht los, und so kann man es der jüngeren Damentwelt nicht verdenken, wenn sie in den meisten Fällen ihre menschlichen Mitbrüder dem Teufel vorzog. Daher versuchte er seine Verführungskünste bei älteren Frauen, deren Äußeres schon gegen sie sprach, wie das Volk sie nannte, den Hexen. Das ist keine Übertreibung, sondern in alle diese Geschichten spielt stets eine gewisse Sinnlichkeit hinein. Die Scheu vor dem Teufel war aber, wie vor allem Übernatürlichen, doch so groß, daß man seinen Namen nicht auszusprechen wagte und ihn deshalb zu verdrehen begann. Wie man die Namen Gottes und Jesu in Pöz, Herjes und Herjamine aus diesem Grunde verwandelte, so wurde aus Teufel Deuwel, Deyel, Teigel, Deusching, Dütching, Drauß, Deiwel (nd.: den Drauss ok, dat di de Dross hal). Dadurch suchte man sich vor seiner Rache zu sichern. Doch er kam oft ungerufen. Zahlreich sind die Erzählungen über seine Verführungskünste, wie sie in unserem Volke umgehen. Besonders bekannt ist wegen solcher Geschichten im niederdeutschen Sprachgebiet gerade Mecklenburg und der angrenzende Teil von Pommern.

Auch besonders große Böfewichter werden in ihrer äußeren Erscheinung ähnlich wie der Teufel dargestellt. So trägt der Graf Schwarzenberg ein schwarzes eisernes Drahthemd und einen schwarzen Helm, auf dessen Spitze eine lebende, schwarze Eidechse den Ramm bildet, mit ihren Krallen fest angeklammert. Der lange Schwanz schlackert über dem Nacken zwischen die Schultern hin. Mager und abgezehrt scheint das Antlitz des langen Mannes; die Augen sehen scheel und sind ohne Wimpern; sein Atem glüht von Feuer.

Auch die Gestalt von Tieren nimmt der Teufel häufig an; so erscheint er als schwarzer Hund mit glühenden Augen, als schwarzer Ziegenbock 2c. Die Sammlungen in den mecklenburgischen Jahrbüchern,

bei Bartsch in den Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Mecklenburg sind sehr reichhaltig. Wasserlöcher, Steine, Sandgegenden, überhaupt alles Schlechte, wird dem Teufel in die Schuhe geschoben.<sup>1)</sup>

Teufelskühlen (nd.: Däwelskul) giebt es in Mecklenburg allein drei. Die erste befindet sich in der Nähe von Dassow im Nordwesten des Landes. Dort lag vor Zeiten ein Haus, in dem es auch während des Gottesdienstes oft sehr lustig zuging. Ein einäugiger Fiedler mußte den Gästen zum Tanze aufspielen. Als man eines Sonntags wieder während der Kirchzeit tanzte, erhob sich ein Gewitter. Plötzlich ertönte ein gewaltiger Donnerschlag, der Fiedler hörte auf zu spielen, die Tänzerkehrten sich aber nicht daran. Beim zweiten Donnerschlag lief der Fiedler aus dem Hause, beim dritten versank das ganze Haus mit allen Anwesenden in die Tiefe. Noch heute ist eine Vertiefung im Erdboden sichtbar, die Däwelskule genannt wird. Eine ganz ähnliche Geschichte geht noch heute im Volksmunde über den Kirchhof in Boizenburg a. d. Elbe um. Die Boizenburger führten die Ruhe der Toten durch Tanz und Musik auf dem Kirchhofe. Da erschien plötzlich der Teufel als Fiedler, setzte sich auf eine umgefallene Tanne und spielte so lange, bis alle Tänzer erschöpft zu Boden fielen. Darauf versanken alle mit einem Donnerschlag in die Erde. Eine Bezeichnung erinnert hier nicht mehr an den Teufel. Die zweite „Däwelskul“ liegt auf dem großen Walle in Rostock zwischen dem Stein- und Kröpelinertor. Der alte Wall hat hier drei Abjäge, und der oberste umschließt ein außerordentlich tiefes, abschüssiges Wasserloch von der Form eines D, das allgemein unter dem Namen „Däwelskul“ bekannt ist. Es soll ein verwünschtes Schloß in die Erde versunken und dann das Wasserloch entstanden sein. Den Namen wird die Grube von ihrer düstern, schaurigen Umgebung erhalten haben, auch kommen dort häufig Selbstmorde und Unglücksfälle vor. Das ganze Schloß soll noch heute in der Tiefe stehen, doch so, daß die Turmspitzen nicht über das Wasser hervortragen. Wenn dort zuweilen einmal gefischt wurde, so zerrissen den Fischern regelmäßig die Netze an den Türmen des Schlosses, wie das Volk glaubt. Um die Mittagsstunde des Johannis- oder nach anderen des Neujahrstages zeigt sich auf der Oberfläche des dunklen Wassers eine silberne Schüssel mit einem silbernen Köffel. Während einer Belagerung Rostocks durch die Preußen sollen die besten Kanonen, darunter die berühmte „lang' Groot“, in das unergründliche Wasser geworfen

1) Ein großer Teil der einschlägigen Litteratur findet sich in Pauls Grundriß II S. 280—282: Niederdeutschland, Bibliographie der Quellen der Sitte und des Brauchs. — Ib. II S. 801—807: Niederdeutschland, Sagen und Märchensammlungen. Mecklenburg und Pommern sind zahlreich vertreten. Spezielle sonst nicht angeführte Quellen erwähne ich bei Gelegenheit.

sein. Jedenfalls schließen sich stets Unglück und Elend an den Namen dieser Grube an.

Die dritte Däwelskul liegt bei Schwaan in der Mühlenhorvorstadt. Vor einem halben Jahrhundert war die Stelle eine tiefe, sumpfige morastige Gegend, jetzt ist dort festes Weideland. Mitten in diesem Sumpf lag ein kleines Wasserloch ohne jegliches Gesträuch an den Ufern. Das Loch hieß Däwelskul, und das Volk glaubte, daß dort der Eingang zur Hölle sei. Eine schwarze Kutsche, von vier rabenschwarzen Pferden gezogen, sieht man des Abends in voller Fahrt auf der Schwaan-Rostocker Landstraße fahren und in dem Sumpf verschwinden. Der Freund eines alten Handwerksmeisters, der von Rostock zu Fuß nach Schwaan ging, traf unterwegs eine schwarze Kutsche, die mit vier schwarzen Pferden bespannt war. Er bat den Kutscher, der auf dem Bock ganz eingemummt saß, ihn mitzunehmen. Der Kutscher nahm ihn unter der Bedingung mit, daß er vom Wagen springen sollte, sobald der Kutscher „Runter“ rief. Nun geht es im Galopp auf der Landstraße vorwärts; dem Mann wird die Sache immer unheimlicher, da der Kutscher die Pferde immer stärker antreibt, aber auf alle Fragen keine Rede und Antwort steht. Als sie dicht vor Schwaan sind, schreit der Kutscher plötzlich „Runter“. Mit großer Anstrengung gelingt es dem Schwaaner vom Wagen zu kommen. Er sieht noch, wie der Wagen auf den Sumpf zurollt und in der Däwelskul verschwindet. Ähnlich sind die Sagen, die sich auf die Teufelsseen bei Teutendorf, Helmsdorf, Güstrow und bei Schwiessel beziehen. Beim Dorfe Teutendorf in der Nähe von Tessin liegt ein See, Teufelssee genannt, in den eine große Stadt versunken sein soll. Am Johannistag mittags 12 Uhr hört man noch die Glocken läuten, und manchmal liegen auf den Büschen um den See Hemden und Handtücher, denn als die Stadt unterging, haben viele Leute gerade große Wäsche gehabt. Genau so lautet die Sage über den Teufelssee (auch nd. Däwelssee) im Helmsdorfer Moor bei Tessin, nur daß man in ihm die Glocken der untergegangenen Stadt jeden Mittag läuten hört. Wie der Teufel zu diesen Seen in Beziehung tritt, geht aus der Sage über den Teufelssee bei Güstrow hervor (vergl. Niederhöffer 2, 97 flg.). Bei Güstrow an der nach Teterow und Kradow führenden Chaussee liegt ein kleines, von hohem Nadelholze umgebenes Wasser, der sogenannte Teufelssee. Dort soll früher festes Land gewesen sein und darauf ein kleines Kirchlein gestanden haben. Einmal sollen Mönche in der Sakristei dieser kleinen Kirche arg gehaust, geschwelgt und gezecht haben und das Haus des Herrn auf die roheste und gemeinste Weise entweicht und verunreinigt haben. Da sandte Gott den Teufel, um die pflichtvergeffenen Priester zu holen und mit ihnen

in die Hölle zu fahren. Als dies geschehen war, that sich die Erde auf, und das Kirchlein versank; an seiner Stelle aber entstand der Teufelssee. Bei stillem Wetter aber, wenn in Gottes Natur alles ruhig ist und sich kein Lüftchen regt, dann soll man noch an gewissen Tagen tief unten im See die Gloden der versunkenen kleinen Kirche läuten hören. Ein anderer Teufelssee liegt bei Schwiewsel in einem Gehölze. Dort sollen einst Mägde aus Groß-Buzin mit Pferden geeget haben, als sich plötzlich ein großer kohlschwarzer Hengst bei ihnen einfindet. Eine beherzte Dirne spannt ihr altes schlechtes Pferd von der Egge ab und legt dem fremden Hengst die Sielen auf, was er sich auch ruhig gefallen läßt. Dann fängt sie an, auf und nieder zu eggen, der Hengst geht ganz geduldig. Als sie dann aber quer über die Längsfurchen zieht, so daß die Eggefurchen sich kreuzen, wird der Hengst plötzlich scheu, reißt sich los und fährt wie wütend mit samt Sielengeschirr und Egge in den See, wo er spurlos verschwindet. Am Johannisstage, in der Mittagsstunde, soll die Egge noch jetzt in diesem See „haben up 't Water fleeten“. Nach einer andern Variation eggte ein Bauer aus Klein-Buzin am stillen Freitag auf seinem Acker, als er einen schwarzen Hengst bemerkt, den er an Stelle eines seiner Pferde vor die Egge spannt. Als er anfängt, querüber zu eggen, reißt sich der Hengst los, geht durch und läuft auf den See zu. Pferd und Bauer sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Auch bei Sülze giebt es einen Teufelssee. Im Galgenberg bei Sülz ist eine verwünschte Prinzessin, die in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Berge kommt und einen Kessel aus dem nahe gelegenen Teufelssee holt.

Teufelssteine giebt es in Mecklenburg bei Strelitz und Gadebusch. In dem ersteren sieht man deutlich einen Händeabdruck. Der Teufel soll diesen Stein einstmals in die Hand genommen haben, um den Grünower Kirchturm damit einzuwerfen, weil die Grünower Leute ihn durch ihre Frömmigkeit sehr geärgert hatten. Als der Teufel zum Wurfte ausholte, fiel ihm der Stein aus der Hand, an die Stelle, wo er noch heute liegt. Ebenso liegt auf der Grenze zwischen Güstrow und Gadebusch ein großer Stein, in dem die Spur eines Pferdefußes ist. Von dem Stein wird folgende Sage erzählt. Einst waren die Güstrower und Gadebuscher miteinander wegen der Grenze in Streit geraten, und der Abend war bereits angebrochen, ohne daß der Streit endete. Da kam plötzlich der Teufel dazwischen, einen großen Stein auf dem Rücken. Er trat mitten zwischen die Streitenden, warf den Stein nieder und trat ihn mit den Worten in die Erde: „Hier soll die Grenze sein“. Darauf verschwand er. Seit diejer Zeit ist noch nie wieder Streit über die Grenze gewesen, und man sieht den Teufel noch oft nachts, wie er nachsieht, ob der

Stein nicht verschoben ist. Ein großer Stein, die Teufelsklaue genannt, liegt auf der Dargelüher Feldmark. Er zeigt auf der Oberfläche die Spur einer Hand.

Haben wir im vorigen gesehen, daß der Teufel mit Steinen nach den Kirchen zu werfen versucht, so sieht man seine Werke sogar an und in den Kirchen. Vor dem Fenster meines früheren Arbeitszimmers ragt der viereckige Turm der schönen Marienkirche, der Hauptkirche Wismars, so friedlich in die Luft, daß man nicht an Teufel und Teufelswerk denkt. Das Gitter um den Taufstein dieser Kirche, Teufelsgitter genannt, ist von so kunstreicher Eisenarbeit, daß es fast aussieht, als sei es aus lauter ineinander geflochtenen Stricken zusammengesetzt. Die Sage berichtet, daß der Meister, der es anfertigte, sich dem Teufel verschrieben und dieser das Gitter für ihn gemacht habe. Eine andere Überlieferung nennt sogar bestimmt das Jahr 1344. Ein Schlossergeselle zu Wismar, der seines Meisters einzige Tochter liebte, aber von dem Meister zurückerwiesen wurde, da er nicht hundert Goldgulden zum Mahlschaz bringen konnte, traf einen feinen Herrn, dem er auf Befragen den Grund seiner Betrübniß erzählte. Der Herr versprach ihm zu helfen; er werde am andern Morgen kommen und ein Gitter um den Taufstein bestellen, das aus einem Stücke geflochten sein müsse. Da keiner die Arbeit übernehmen würde, so solle er sich dazu melden. Wenn er das Gitter dann in der Zeit vom Hahenschrei bis nachts ein Uhr vollende, dann bekomme er hundert Goldgulden, wenn nicht, so gehöre er ihm. Der Geselle wußte wohl, daß er mit dem Teufel zu thun hatte; aber er ging den Vertrag ein, den er mit seinem Blute unterzeichnen mußte. Er hatte auch die Arbeit bis auf einen Stift vollendet, der noch einzunieten war, als die Glocke Eins ansagte. Als die Glocke Eins schlug, rief er die Mutter Gottes an. Da ertönte ein furchtbares Geheul, und der Geselle fiel besinnungslos zu Boden. Als er erwachte, lag sein Kontrakt und die hundert Goldgulden neben ihm. Er beichtete alles und erhielt nicht nur Verzeihung, sondern auch von seinem Meister die Hand seiner Tochter. Das eine Loch ist bis auf den heutigen Tag ohne Niet geblieben (vergl. Niederhöffer 2, 27 flg. u. 3, 148 flg.). Eine andere Sage berichtet von einer Teufelskette in Wesenberg. An der Kirchthür zu Wesenberg befand sich ein eigentümlich geschmiedetes Endchen Kette, das weder Anfang noch Ende zu haben schien. Die Bürger von Wesenberg sollen einst einen Schmied beauftragt haben, eine Kette anzufertigen, die an der Kirchthür befestigt werden sollte. Als der Schmied die fertige Kette brachte, war man nicht zufrieden damit, sondern trug ihm auf, eine bessere anzufertigen. Als auch diese keinen Beifall fand, rief der erzürnte Schmied aus: „So mag de Düwel jug 'ne Ked'

maken“. Am andern Morgen hing denn auch wirklich ein Endchen Kette an der Thür, von der man sagte, daß der Teufel sie gemacht habe. Es wird weiter erzählt, daß ein Mädchen von Wesenberg nach Neu-Strelitz gegangen sei; das habe den Wesenbergern erzählt, ihr sei unterwegs der Engel Gabriel erschienen und habe ihr gesagt, sie sei dazu bestimmt, die Kette zu entfernen. Nachdem sie zweimal versucht hatte, sie zu zerreißen, gelang es ihr beim dritten Male. Die Kette wurde in die Schleuse bei Wesenberg geworfen (vergl. Niederhöffer 1, 27 fig.). Eine Teufelsbrücke befindet sich im Gahlenbeker See in der Nähe von Friedland. Es ist eine wahrscheinlich künstliche Landzunge, die sich bis etwa in die Mitte des Sees erstreckt. Sie heißt Teufelsbrücke und soll der Rest einer vom Teufel erbauten, aber unvollendet gelassenen Brücke sein. Ein Schäfer mußte seine Herde immer um den ganzen See herumtreiben, um zur Weide zu gelangen. Er hatte sich schon lange darüber geärgert und wünschte sich einst unter Fluchen, daß eine Brücke über den See ginge. Kaum hatte er den Wunsch geäußert, als sich ein Mann zu ihm gesellte, der ihm in einer Nacht, bis der Hahn dreimal gekräht hatte, eine Brücke herzustellen versprach. Dafür mußte ihm der Schäfer seine Seele verschreiben. Als der Schäfer abends nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, was ihm passiert wäre. Die sagte gar nichts, sondern ging um Mitternacht in den Hühnerstall und weckte den Hahn. Der meinte, es sei schon Morgen, und krähte dreimal. Das hörte der Teufel, der mit seiner Arbeit noch nicht fertig war, und fuhr zornig durch die Luft von dannen, ohne die Brücke zu vollenden. Nach der zweiten Fassung bei Barisch sagt der Teufel beim ersten Hahnenkrei:

„De Hahn kreiht witt,  
Dat is mi gor nich mit“;

beim zweiten:

„De Hahn kreiht rot,  
Dat kümmt mi an min Bloot“;

beim dritten:

„De Hahn kreiht swart,  
Dat kümmt mi an min Hart“.

Nach einer dritten Variation (bei Niederhöffer 3, 29 fig.) kommt der Schäfer selbst auf den Gedanken, in den Stall zu gehen, den Hahn zu wecken und ihm Futter vorzustreuen, worauf der Hahn dreimal kräht. Beim ersten Mal sagt der Teufel:

„Dat is de Witt,  
Dat is so vel as wenn de Hund schitt“;

beim zweiten Mal:

„Dat is de Rod,  
Dat geit mi dörch't Bloot“;

beim dritten Mal:

„Dat is de Swart,  
Dat geit mi dörch't Hart“.

Man hat später versucht, die unvollendete Brücke fertig zu machen. Aber was des Tages gearbeitet war, wurde des Nachts immer wieder zerstört (vergl. auch Temme, Sagen aus Pommern). Die gleiche Sage wird auch vom Duchtziger See bei Tessin erzählt. Auch eine Teufelsmühle giebt es in Mecklenburg bei Neubrandenburg. Frau Dr. Niederhöffer (bei Niederhöffer 4, 113 flg.) berichtet darüber (vergl. Bartsch, a. a. D. I. S. 218/219): Untweit Neubrandenburgs lagen vor Alters in nicht weiter Entfernung von einander in einem großen finstern Laubwalde zwei Wassermühlen. Die eine derselben hieß die „Teufelsmühle“, weil der leibhaftige Teufel darin wohnte. Dieser hatte mit dem Besitzer der andern Mühle einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letzterer ihm an jedem ersten Monatstage eine Seele abliefern mußte. Der Müller erfüllte seinen Kontrakt pünktlich. Bald war er aber in den allerärgsten Berruf geraten, denn alle seine Gesellen waren regelmäßig nach kurzer Zeit immer wieder spurlos verschwunden. Eines Tages kam ein Müllergeselle aus dem Schwabenlande zu ihm gewandert, der um jeden Preis Arbeit suchte, weil er keinen Heller mehr im Beutel hatte und ganz abgerissen war. Der Müller nahm ihn auch sofort und machte ihn damit bekannt, daß er weiter nichts zu thun habe, als am Ersten jeden Monats ein Fuder Sägespäne nach der Teufelsmühle zu fahren. Der Geselle willigte gern darein, diese leichte Arbeit zu übernehmen, und fuhr am andern Tage, der gerade der erste des Monats war, mit seiner Ladung zur Teufelsmühle hinab. Als er dort anlangte, trat ein Herr im weiten Mantel vor das Haus und befahl ihm, die Sägespäne in eine tiefe Grube zu werfen, die auf dem Hofe sichtbar war. In diese Grube hatte der Böse früher stets die Gesellen unversehens gestürzt, wenn sie sich ihr arglos zum Abladen genähert hatten. Der Müllergeselle, der schon vieles von der Mühle und ihrem Bewohner gehört hatte, weigerte sich, die Fuhre abzuladen, weil er dazu nicht gebungen; wohl oder übel mußte sich jetzt der Teufel selbst an die Arbeit machen. Kaum bückte er sich jedoch über den tiefen Abgrund, um einen Arm voll Sägespäne hinunterzuwerfen, als der schlaue Schwabe ihn fix beim Schopfe faßte und köpflings hinabstürzte. Kaum war dies aber geschehen, so stieg aus der Grube ein gräulicher Schwefeldampf empor und mit donnerndem Geprassel stürzten die Mühle und alle Gebäude des Gehöftes zusammen. Von den Trümmern des Teufelsfiges blieb nichts

übrig. Eine Rauchsäule erhob sich und senkte sich dann in die Grube, in die der Teufel gestürzt war. Der mutige Müllergefelle aber zog leichten Herzens mit seinem Gespann von dannen.

Bei Criviß giebt es einen Teufelsbach und eine Teufelsburg. Der letzte Besitzer der Burg Gömptom bei Criviß war einer der verwegentsten Raubritter, der mit dem Teufel im Bunde stand, weshalb seine Burg zuletzt auch die Teufelsburg hieß. Als ihn der Teufel holte, warf er den Leib in den vorbeisießenden Bach, der seitdem der Teufelsbach heißt. Noch immer soll es dort spuken und nicht richtig sein.

Wie hier der Name des Teufels mit einzelnen Örtlichkeiten oder Gegenständen verknüpft wird, so spielt der Böse auch eine bedeutende Rolle im Pflanzen- und Tierreich. Obenan steht der Teufelsabbiß (Düwelsbitt, Düwelsanbet, *Scabiosa succisa*). Darüber berichtet R. Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes I, 18. Walbaum: Düfels Abbitt, Düfels sien Nahbest (?). Holl.: Duivelsbeet, dän.: Diävls bid, engl.: Devil's bit. Sonst heißt die Pflanze auch Peterskrüt, Sténblôm. Hortus San. c. 312: „Morsus diaboli Duuelsbete. De meistere der arstedye spreken dath dyt krut wortelen hebbe de synt vnder stump, gelik effte se affeghebeten sint. De mester Oribasius sprikt dat de dunel se grote walt mit dysser wortele bedreff dat id Marien der moder godes entuarmede. vnde beneem dem dunel de walt dat he dar na nicht mer mede schaffen mochte. vnde van groter grymmicheit de he hadde dat em de walt benamen was beit he de wortele vnder aff. also wasset se noch huten des dages. Dysser wortelen krafft is groet vnde dat krut vnde de wortel synt gelick van eyner nature. Dysse wortele ghestot vnde ghelecht vp eyn entfenget lithmate löschet dat tohant. We dyt krut by sick drecht effte de wortele dem kan de dunel neenen schaden doen ock mach em neene touerye schaden. Dysse wortel scal me vpgrauen in dem herueste vnde de waret twe jare vnuersert in erer nature.“ Grimm sagt in der Mythologie (1163), daß der Teufel die Wurzel abbiß, weil er den Menschen ihre Heilkraft nicht gönnte. Gräbt man sie Mitternacht vor Johannis, so sind die Wurzeln noch nicht abgebissen und verjagen den Teufel. Unter den Tisch geworfen, bewirkt sie, daß die Gäste sich schlagen und zanken. In der Arzneikunde wandte man diese Wurzel früher gegen Kolik, Wassersucht und als blutreinigendes Mittel an. Nach Petrus Hispanus soll Gott dem heiligen Bonifacius dies Kraut als ein Mittel gegen die Halsbräune geoffenbaret haben. (Vergl. Tabernaemont. I, 466, Rocken Phil. III, 1. VI, 96. Panzer II, 205. Zingerle in der Z. f. Myth. IV, 42. Oberleitner 180 und



August Wildenhahn „Alte Historien aus dem Kräuterbuche des deutsch. Volks“ im deutsch. Volkskal. v. G. Nieritz 1852, S. 62. Montanus 144.) Der Teufelsabbiß mit der blauen Blume kommt vorzüglich auf Walbwiesen in Mecklenburg vor. Der Saft ist ein in ganz Mecklenburg gebräuchliches natürliches Mittel gegen Warzen. Als Mittel gegen Hegen findet sich in Mecklenburg folgendes Rezept:

- Für 2 Schilling Teufelsabbisswurzel,
- für  $\frac{1}{2}$  Sch. Witten Urand,
- für 2 Sch. Allermannsharnischwurzel,
- für  $\frac{1}{2}$  Sch. Teufelsdreck,
- für  $\frac{1}{2}$  Dreiling schwarzen Kümmel zu räuchern,

und auch drei Messerspitzen voll einzunehmen.

An einigen Stellen versteht man unter Düwelsanbet auch Euphorbia, besonders Peplus (Wolfsmilch, Schwolstkrüt, Bullenmelk, Wulsmelk, Bullkraud, Melkboomke, Bullmelk, Wulweskrüt). Der äßende Saft wird vom Volke gegen Warzen und Leichdörner, ja sogar gegen Zahnschmerzen und „Sünnenplacken“ (Sommerprossen) angewendet.

Mit der Bärenklau verwandt ist das stinkende Stedenkraut (Ferula scorodosma) in Persien, dessen eingedickter Wurzelstift für Apotheker den stinkenden, aber heilkräftigen Stink-Asant (Teufelsdreck) liefert. Düwelsdreck (Ferula asa foetida), holl.: Duivelsdrek, dän.: Dyvelsdrack, schw.: Dyfelsträck. Hort. San. c. 37: „Duuelsdreck. We beuallen were mit der suke Epilencia ghenömet (dat ys de vallende suke) effte Apoplexia (dath ys de slach) de neme duuelsdreck eyn scrupel (dath is so vele als XI gerstenkorne weggen) vnde ein quentyn sempkorne vnde puluer dyt tho samende. vnde nutthe dar van twye in der weken nuchteren mit lauendelwater. We dyt also bruket der darff sick der vppghenömeden Krankheyden dessuluen maentes nicht besorgen. Dyt schal scheen in deme ersten quartyre des maentes. We in der dornsen den luden eyne bouerie wil doen. de lege duuelssdreck in de kachelen. wen de warm vert so kumpt de quadeste roke. dat in der dornsen nemant bliuen kan. Men dyt schaltu nicht vaken doen wente deme houede groten schaden dar van kumpt. Duuelssdr. in deme munde gheholden macket vele spekelen dar yn. Pillen gemaket van duuelsdr. vnde de des auendes ghenuttet (mit deme syrop ghemaket van violen) benemen dat hyment Asma ghenömet. unde rumet de borst u. maket bouen uth werpen wath quades in der maghen vnde in der borst ys. Man sieht also, daß man den Teufel durch Beelzebub austreibt. Teufelsdreck ist beim mecklenburgischen Landvolk eins der Hauptmittel, um das Vieh gegen Behezung zu sichern. Den Ort, wo die schwefelhaltigen Quellen von Neundorf lagen, nannte der

Schaumburger vormalß „Uppen Däwelsdreck“ wegen ihrer übelriechenden schlammigen Umgebung (vergl. Lynder in der Zeitschr. für heff. Geschichte u. Vaterlandsf. VII, 205).

Im vorstehenden habe ich diejenigen Fälle behandelt, wo der Teufelsglaube bis auf den heutigen Tag seine deutliche Spur dadurch hinterlassen hat, daß der Böse zur Namengebung dienen mußte. Zahlreich sind nun die im Volke umgehenden Redensarten und Erzählungen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Abends geht er als schwarzer Hund mit feurigen Augen um. Wer mit Licht in den Spiegel sieht, dem guckt der Teufel über die Schultern. Wer am Abend im Freien flötet, ruft den Teufel. Wenn'n in'n Düstern fleutt, so fleutt de Däwel mit. Bei Regen und Sonnenschein zugleich stattet der Teufel seine Tochter aus. Der Teufel hat ein großes Register, in dem die Namen aller Menschen stehen. Darin liest er, wenn schlecht Wetter ist und sonst aus langer Weile, und jedesmal, wenn er den Namen eines Menschen ausspricht, muß der Betreffende prusten (niesen). Deshalb wünscht man ihm Glück. Flüche wie „Dat di de Drohss hahle“ und andere kommen schon *Selecta jurid. Rostock. V, 48* vor: „Dat di de Drohss hahle, dicunt plebeji patrii, male cupientes“.

Die Kinder, welche zur Konfirmation an den Altar gehen, dürfen sich nicht umsehen: sie sehen sonst den Teufel. Jemandem, der Bullerjan (*Valdrian, Valeriana officinalis*) bei sich trägt, droht der ihm begegnende Teufel:

„Seg ik nich den Bullerjan,  
Ik wull mit di hen Naetplücken gaen,  
Dat di de Ogen in'n Nacken süll'n stan“.

Manche Leute glauben, daß der Teufel sich in dem „Küselwind“ (Wirbelwind) befinde. Wenn nu ein Küselwind is, denn möt man dörch den Handquarre an de Hemdsmaug (den Queeder vorne beim Handgelenk an dem Hemdsärmel) kiken, denn kann man den Däwel seihn. Einige sagen auch beim Küselwind „Gnädig Herr Däwel“ und werfen ihm, um ihn zu besänftigen, etwas von ihren Kleidungsstücken hin, z. B. eine Mütze. Andere rufen auch „leeve Herr Däwel“. Spinnt ober haspelt einer am Sonnabend Abend oder am Sonntag, dann steht der Teufel hinter ihm. Joachimus Schröder, Prediger tho Rostock (1563) berichtet (bei *Wieschmann, Mecklenburgs altniederländische Literatur 2, 49*): Etlyke, also de Sondages edder Sonnenkinder, und ungebaren gesneden Kinder, de hebben sonderlick Gelücke vor allen andern Minschen; de könnent balde (wo se seggen) im Angesichte affsehen, efft de Minsche beseten sy mit dem Dävel, de können umme erer sonderlyken Gebordt edder Dögede, dem besetenen helpen, und den

Düvel van em affdryven, dar to geven se dem besetenen etlyke Krüder, Gedrenke und Ethent, also vyff krallen, und wat des sonst mehr ys, dat de beseten moth up ethen, unde miszbruken ok dar aver des Namen Godes.

In der Mitternachtsstunde der Johannisnacht verwandelt sich alles Wasser in Wein, will aber jemand davon schöpfen, so erscheint der Teufel und spricht:

Dat Water is Win,  
Un du büst min.

Einmal ist jemand des Nachts aufgestanden, um zu trinken, und hat gesagt: „Das Wasser ist Wein, nu will ich auch tüchtig trinken“. Da stand der Teufel hinter ihm und sagte den oben angeführten Spruch.

Zahlreich sind nun die im Volke umgehenden Sagen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Jede von ihnen kennzeichnet einen von seinen oben erwähnten Charakterzügen, seine Dummheit, Feigheit, Neugier und Ungeschicklichkeit. Überall versucht er die Menschen zu verführen und Unheil zu stiften. Bei den schlechten hat er Glück, die guten weisen ihn zurück. Gottes Wort, ein Gesangbuchvers, das Zeichen des heiligen Kreuzes vertreiben ihn. Auch äußere Mittel giebt es, ihn fern zu halten.

Es ist interessant zu sehen, wie der Teufel als Rächer der Sünde an schlechten Menschen das Strafgericht ausübt. Guten Menschen kann er nichts anhaben. Das Vertrauen zu Gott rettet den Menschen immer noch wieder aus seiner Gewalt, wenn ihm die geängstigte Seele auch schon ganz verfallen zu sein scheint. Mörder und Diebe, Ehebrecher und Falschspieler, Leute, die die Kirchen und Feiertage schänden, Gotteslästerer und übermütige Prahler verfallen seinem Jorn. Er dreht ihnen das Genick um, holt die Seele durch die dicksten Mauern hindurch, Blutsteden, die nicht zu entfernen sind, bezeichnen die Stellen, wo er seine Opfer würgt.

Merkwürdig ist es, daß der Teufel auch hie und da den Menschen gute Dienste leistet, daß er armen Leuten auf Kosten der reicheren oder geizigen zu Geld und Gut verhilft.

Am meisten spekulieren, wie gesagt, die Menschen auf die Dummheit des Teufels. Bei Bartsch (a. a. D. I S. 97) findet sich die Geschichte vom dummen Teufel zu Eldena. Die Küstersfrau zu Eldena war eines Abends mit Buttern beschäftigt. Die kleine Tochter ihrer Nachbarin stand dabei und fragte sie, warum sie nicht die drei Knebel über das Butterfaß hänge, wie ihre Mutter stets thäte. Die Frau verstand nicht recht, was das Kind meinte; da sie aber neugierig war, so beredete sie die Kleine, die Knebel zu holen, und hängte sie über das Butterfaß. Raum hatte sie den Butterstab ein Duzendmal auf-

niedergehen lassen, als er ihr so schwer wurde, daß sie ihn nicht mehr handhaben konnte. Als sie den Dedel aufhob, war das Faß voll der schönsten Butter. Als sie noch über diesen Butterreichtum staunte, sah plötzlich ein Mann zur Thür herein. Das war der Teufel, der beim Buttern geholfen hatte und nun seinen Lohn haben wollte. Da trat zum Glück für die Frau gerade ihr Mann ein, der den Fremden an seinem Pferdefuß erkannte. Er ergriff die Anebel und schleuderte sie dem Teufel mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß er rücklings zu Boden fiel. Als er sich wieder aufgerafft hatte, wollte er wenigstens die Butter als sein Eigentum mitnehmen. „Nein“, sprach der Rüster, „die Anebel sind euer, aber die Milch war mein. Wir wollen teilen.“ „Gut“, sagte der Teufel. Da teilte der Rüster, aber er nahm sich die größte Hälfte, denn der Teufel hatte in die Teilung gewilligt, aber nicht gleiche Teile ausbedungen.

Noch besser tritt die Einfältigkeit und Prahlerei des Teufels in der folgenden Geschichte hervor, wo er mähen will (Bartsch, a. a. O. II S. 483/484). „Eis kem de Düwel bi'n Burn als dei bi't Klewermeihn wir He snackt ok klauk aewert Meihn und sed tau den Burn wat sei nich eis tau Strid' meihn wullen. De Bur was aewer ok nich daesig, he wüsst glik wen he vör sik hebben ded un sed. „Ik hevv man diss ein Seiss hir, kumm aewerst morgen wedder, denn will ik uns noch ein besorgen.“ De Bur let sik swinn' von'n Klempner ne blekern Seiss maken, dei orig blinkert, und slög dei in'n Bom, för sik sulfst aewest halt hei sik sonn'n recht ollen ver-rusteten Degen uten Dack und sleit sik denn' in. Als de Düwel nu den annern Dag ankem, wis't de Bur em de beiden Seissen un fröcht „Na, nu säuk di ein' ut, wecker du hebben wist.“ De Düwel langt fix na de blank Seiss und sed „Ik nem de ein', du kannst mit de anner meihn, de blank dei sall wol sniden.“ Nu güng dat Meihn jo los. De Bur füng in de Midd' von dat Stück an un meiht ümmer rund herüm, de Düwel achter an. Al sei ne lütt Tid meiht hadden, rep de Düwel „Holt still, Vadder, willen eis striken“. „Ne“, rep de Bur, „dat is nich mit afmakt, dor is ok kein Tid tau“. De Düwel blew ümmer wider trügg', taulezt kemen sei vör'n ollen Widenbusch. De Bur putzt sin Hälft fein weg, dat't ne Lust wir. As de Düwel nu ankem, halt hei ok recht dull ut, kreg aewer nicks af. Dunn smet hei de Seiss hen und lep weg un hett ok in sinem Leben nich wedder meihn wullt.

Mit Hilfe Gottes wird der Teufel in der folgenden Geschichte angeführt, die von S. Langfeldt und R. Nerger bei Bartsch (a. a. O. I S. 521/522) berichtet wird. Dor wir mal ens en Mann, dei wir in

grote Not un rep den Bösen, dat dei em helpen säll. De Bös dei kem un bröcht em vel, vel Geld. Dorför müst de Mann em sin Sel verschriben: — dei säll den Düwel gehören, doch denn irst, wenn de Böm all kal stünnen. De Mann kreg dat Geld un lewt herrlich un in Freuden dat Jor hentau. As aewer de Sommer to Enn' güng, un he dat irste Lowblatt fallen seg, dunn kreg he't mit de Angst un sin Sünn' würr em led. Un he güng to karken und fel vör unsen Herrgott uppe knei un bed, he säll em sin Sünn' vergeben un sin arme Sel reddden. Dunn erbarmt sik uns leiw Herrgott aewer den armen Sünnner un sed to em „Ik wil din Sel dem Düwel uten Hals riten! Wenn ok de annern Böm all er Low afsmiten, an twei sal't sitten bliben“. Un de Herrgott makt ut ne Eik un ne Bööck ne anner Ort, dat se dat Low nich smeten in Harwststorm un Winterküll un fast helen, bet all de annern Bööm wedder gröön würrden.

As nu to Harwsttiden de Düwel kem un woll denn' Mann sin Sel halen, dunn so sed dei „Noch sünd nich alle Böm kal. Kum mit to Holt; ik will di weck wisen, dei er Low noch fastsitt!“ un wist' em Steineik und Steinböök. De Düwel füng wol an, de Böm to schüdden un as Stormwind mank to susen, aewerst dat Low set fast un all sin Toben un Marachen hülp em to nicks. Dunn fort' he af un rep „To'n Fröhjor kam ik wedder, denn büst du seker min!“ De Mann aewer sed „Ik verlat mi up unsen Herrgott sin Wurt!“

Un as de Düwel to Fröhjorstiden wedder kem, dunn set man noch wat Low an Steineick un Steinböök, un de Düwel sed „Tödf man noch'n por Dag', denn büst du seker min“. De Mann aewersten sed wedder „Ik verlat mi up minen Herrgott sin Wurt!“ un as he sik ünkek, dunn sach he all ne Bark un ne Wid gröön schemern; dei wist he den Bösen.

Un en por Dag' wider, dunn wir allens gröön, un dunn kemen ok an Steineik und Steinböök de jungen Blattknuppen ruter un stödden dat olle dröge Low af; — un uns Herrgott hadd de arme Sel reddt, dat de Bös er nicks mir anhebben künn. Steineik un Steinböök let uns Herrgott aewer bestan, dat se Jor för Jor er Low fasthollen in Harwststorm un Winterküll, bet allens wedder in Gröönen un Bleuh stait.

Die Neugierde und Dummheit des Teufels wird in der folgenden Geschichte bestraft. (Ruffäus in den „Reflexen. Jahrbüchern“ 5, 95. Bartsch a. a. O. I S. 511 u. 512.) Einmal nach einer großen Schlacht kam ein tapferer Kriegsmann mit Ober- und Untergewehr in die Hölle. „Ach Herre Je“, fragte der Teufel, „was hast du da in deiner Hand?“ „Das ist meine Pfeife“, erwiderte der Krieger. „Oh,

darauß möchte ich wohl mal schmauchen", sprach jener; „gieb sie mir mal her!“ „Da hast du sie“, sagte der Soldat und stieß ihm das Bajonnet durch das breite Ruhmaul. „Pfui, die Spitze ist gar zu scharf“, versetzte der Teufel; „doch gieb mir auch ein wenig Feuer.“ „Das sollst du haben“, antwortete der tapfere Krieger und zog den Hahn auf und schoß das Gewehr ab. Pfeifend flog die Kugel durch den hohlen Schädel. „Herre Je“, sprach der Teufel und spuckte aus; „das ist scharfer Tabak; der zieht einem recht zu Kopf! Setz dich nieder beim Ofen.“ Der Soldat that's. Der Ofen war glühend; der Soldat aber nahm noch einige Scheiter Holz und warf sie hinein. „Was machst du du da?“ fragte der Teufel. „Herr,“ erwiderte jener, „hier ist es so kalt; ich heize ein.“ „Nicht doch, nicht doch!“ rief der Teufel; „was soll daraus werden? Mir ist's schon zu heiß. Hinaus, Schlingel, hinaus! Dich kann ich nicht in meiner Behausung brauchen!“ Und damit stieß er ihn zur eisernen Thür aus der Hölle hinaus.

Sehr bezeichnend für die Dummheit und Ungeschicklichkeit des Teufels ist die Erzählung, wie er sein Schöpfungstalent bethätigt. Er behauptete nämlich einst in einem Streite mit einem Engel, er sei eben so mächtig als Gott. Dies bestritt der Engel und wies darauf hin, daß Gott die Welt und den Menschen geschaffen hätte. Der Teufel antwortete: „Einen Menschen kann ich eben so gut machen als Gott.“ Er ging auch dran, brachte aber nur den Affen zu stande. Daher man zu einem albernern Menschen wohl zu sagen pflegt „Di hett de Düwel wol makt as'n Apen“. (Bartsch a. a. D. I S. 518/519.)

Von der Ungeschicklichkeit des Teufels zeugt auch die Sage, die sich an zwei Berge in der Nähe von Boizenburg knüpft. Die Stadt wurde einst von Feinden belagert, und die Not in ihr war aufs höchste gestiegen. Da machte der Befehlshaber einen Bund mit dem Teufel, wonach dieser die Elbe zuschütten solle. Der Teufel füllte seine Schürze mit Erde, um sie in den Fluß zu entleeren. Da riß ihm das Schürzenband, und die herausgefallene Erde bildete jene zwei Berge. (Bartsch, a. a. D. Bd. I S. 91.)

Die Lüsterheit bringt den dummen Teufel oft so weit, daß er sich einfangen läßt. Wenn man von Dreilüchow nach Wittenburg geht, so mußte man früher bei einem Gebüsch vorbeigehen, das hart an der Landstraße lag. Hier trieb der Teufel von alters her sein Wesen. Jeder, der vorüber ging, ohne ein Vaterunser gebetet zu haben, wurde vom Bösen angehaucht, daß er eine dicke Waacke oder Ohrensaufen bekam. Jogen Pferde oder Kühe vorüber, so trieb er mit ihnen seinen dämonischen Schabernack, indem er sie lahm und hinkend machte, den Kühen auch wohl die Milch nahm.

Nun wohnte in Dreilügow ein Bauer, der ganz besonders viel von dem Bösen zu leiden hatte, da sein Vieh oft bei dem Gebüsch vorüber mußte. Dieser beschloß, den Teufel mit List zu fangen. Er grub mit seinen Leuten in der Nähe des Busches eine tiefe Grube, und da er gehört, daß der Teufel besonders lüstern nach Eierspeisen sei, so mußte seine Frau einen tüchtigen Stapel fetter Pfannkuchen backen. Als die Grube fertig war, schickte er seine Leute nach einer nahen Wiese, wo sie sich verbergen mußten. Er sagte ihnen aber: „Sobald ich rufe, kommt eilend her mit tüchtigen Prügeln“. Nun nahm er einen großen Sechsscheffelsack, legte die Pfannkuchen hinein und spannte ihn weit auf. Es währte auch nicht lange, da kam der Teufel aus dem Gebüsch und fuhr in den Sack hinein. Der Bauer band den Sack zu, auf seinen Ruf kamen seine Leute mit tüchtigen Prügeln herbei und nun ging's an ein Dreschen, daß der Teufel drinnen im Sack sich wie ein Wurm krümmte und wand. Endlich legte er sich aufs Bitten und versprach goldene Berge, ja noch mehr; aber unser Bauer ließ sich nicht bethören, er wußte, daß der Teufel nimmer hält, was er verspricht. Er wurde mit dem Sack in die Grube geworfen, und eine Schaufel Erde nach der andern fiel auf den Sack, bis sie ganz ausgefüllt war. Da lag nun der Teufel im Sack, über sich wohl acht Fuß Erde. Wie lange er darunter gelegen, wird nicht erzählt; aber die Gegend um Dreilügow hat er ferner gemieden. Nach Mitteilungen anderer war es ein Hopfensack, dessen offenes Ende mit Schnürlöchern und einem Bindfaden zum Zuziehen versehen wird. Dieser Ort heißt noch heute der Teufelswinkel. (Ganz ähnlich ist die Sage bei Bartsch a. a. O. Bd. I S. 109.)

Einem wirklich gottesfürchtigen Menschen, der sich keine Sünde vorzuwerfen hat, gelingt es schließlich immer, den Teufel zu bannen, wie die folgende Geschichte beweist.

In dat ein Döörp in de Gegend von Ribnitz is mal eins 'n Möller west, dei hett dat verstan, den Düwel ran tau lesen. Einmal, as hei nu wedder den Düwel ran lest hett, lop'n em de Ogen aewer, un hei kann nu den Düwel nich wedder weg krigen. Dunn lat'n se drei Preisters kamen, dei em wedder wegbring'n saelen. As dei irst Preister kümmt, seggt dei Düwel „Du büst mal eins dörch'n Heck gan un hest dat ap'n laten. Dunn is'n Swin dor dörch na'n Acker rup gan un hett dor grot'n Schad'n dörch dat Wäulen dan“. Disse Preister kann nu den Düwel nix. Dunn kümmt de tweede. Tau denn' seggt dei Düwel „An din'n Mantel is up'n Himmelfortsvörmiddag neiht. Dat de Snider dor aewer up dissen Dag an neiht hett, dor büst du schuld an, denn du hest em bi de Arbeit so drewen“. So kann denn ok disse Preister den Düwel nich wedder weg krig'n. Nu

kümmt denn de drüdd' Preister. Tau denn' seggt de Düwel „As du noch 'n lütt'n Jung wirst, hest du'n Bäcker 'n Semmel wegnamen“. Dunn antwurt de Preister „Da ich ein Kind war, da that ich wie ein Kind“. „Ja“, seggt de Düwel, „du hest likerst noch 'ne Stünn dan; du hest mal eins 'n Stein, de up dinen Acker leg'n hett, na dinen Nawer sinen Acker rup smet'n“. „Ja“, antwurt de Preister, „ik heww aewer ok glik wedder runner halt, denn ick seg in, dat dat nich recht wir“. Hirmit hett dei Preister denn den Düwel fast, un de Düwel möt wik'n. Dunn fröcht hei den Preister, ob hei nich in dat stinken Aas foren künn, wat achtern Tun liggt. De Preister antwort „Nein, Satan, du sollst in einen harten Stein fahren“. As dei Düwel nu weg is, gan se hen un seihn tau, wat achter den Tun is. Dunn liggt dor'n Mann achter, dei is dun.

Wir haben in der vorausgehenden Darstellung gesehen, eine wie große Rolle der Teufel im Glauben unseres Volkes spielt, wie viele von der Natur vernachlässigte Orte seinen Namen tragen. In seinem Bestreben, dem Himmel auf jede mögliche Weise Seelen abspenstig zu machen, hindern ihn meistens seine eigene Dummheit, Ungeschicklichkeit, Neugierde oder ein großes Gottvertrauen der bebrängten Menschen. Im zweiten Teil will ich zeigen, wie der Teufel im mecklenburgischen Volksglauben als Rächer der Gottlosigkeit, als Verfolger von Schatzgräbern, Schwarzkünstlern, Falschspielern, Ehebrechern, Sonntagschändern, ungetreuen Beamten und Dienern, harten Herren u. a. auftritt. In wenigen Sagen wird er auch zum Wohlthäter armer Leute.

## Hans Sachsens Ehrensprüchlein.

Auch ein Gedenkblatt.

Von Arthur Ropp in Berlin.

„Hans Sachs war ein Schuh-Macher und Poet dazu.“ Dies Sprüchlein ist so übel nicht; es besagt kurz und bündig in den denkbar wenigsten Worten alles Nötige, erschöpft also seinen Gegenstand vollkommen und hat noch dazu den Ruhm, den Namen des wadern Meistersängers, wenn auch mit etwas zweifelhaftem, ein wenig ins Lächerliche fallenden Weigeschmack, besser durch die Zeiten getragen und sicherer in alle Herzen gepflanzt zu haben, als seine eigenen durch ihre Massenhaftigkeit abschreckenden Gedichte und die umfangreichsten Schriften über ihn es vermocht hätten. Selbst die leidenschaftlichsten Verehrer des Hans Sachs haben also durchaus keinen Grund, dem scheinbar albernen



Gereimsel, das übrigens oft gar nicht in herabwürdigender Absicht, sondern scherzhaft und launig ohne Nebengedanken angewandt wird, sich feindlich gegenüberzustellen.

Viele Leute kennen aber unsern großen Hans Sachs nur aus diesem Gereimsel. Das genügt nun freilich nicht im Geringsten und ist eine Schande — nicht für Hans Sachs, wohl aber für diejenigen, welche diesen edlen Volksdichter, den größten aller Zeiten und Völker, so wenig kennen. Gelegentlich der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages haben Gelehrte und Ungelehrte gewetteifert, das Andenken des alten Meisterjüngers zu ehren, das letzte Viertel des Jahres 1894 stand in Deutschland an manchen Orten recht unter dem Zeichen des Hans Sachs, überall tönte dabei das Sprüchlein „Hans Sachs war ein Schuh-Macher und Poet dazu“.

Dieser Reimspruch ist zufällig das Erste, was dem Schreiber dieser Zeilen als etwa achtjährigem Knaben aus der Geschichte der deutschen „National-Litteratur“ unter besonderen Umständen ans Ohr schlug und sich fest seinem Gedächtnis einprägte. Das kam so. In einem kleinen Städtchen Masurens gingen wir damals, Knaben und Mädchen verschiedenen Alters, in die Sonderschule einer Lehrerin. In den meisten Fächern wurden alle zusammen unterrichtet, aber für einige „höhere“ Wissenschaften, wozu „Litteratur“ gehörte, wurden wir Jüngeren noch nicht würdig befunden, und nur einige „reifere“ Mädchen, die mir als jungfräuliche Knospen von 14—16 Jahren in der Erinnerung haften, nahmen an diesem Unterrichtsgegenstande teil. Das Wort „Litteratur“ übte auf uns alle einen ganz besonderen Zauber aus, und alles, was damit zusammenhing, erschien uns im Lichte einer höheren Weihe. Lange blieb ich gleich den andern von dem Paradiese ausgeschlossen, und das steigerte meine Sehnsucht. Endlich aber einmal war es mir doch vergönnt, einer Litteraturstunde beiwohnen zu können; ich weiß nicht mehr, ob ich dableiben durfte zur Belohnung für gute, oder ob ich dableiben mußte zur Strafe für schlechte Leistungen; kurz und gut, ich war anwesend und hörte zu. Es war von allem Möglichen die Rede, wovon ich nichts verstand und nichts behielt und auch von Hans Sachs, über welchen ich auch nichts behielt — außer dem schönen Sprüchlein, das dabei nicht unangeführt bleiben durfte: „Hans Sachs war ein Schuh-Macher und Poet dazu“.

Abgesehen von einigen Gedichten und einigen Erinnerungen aus einem Leitfaden der Litteraturgeschichte bildete seitdem bis in reifere Jahre hinein dieses Gereimsel, das wie ein halbverlorener, lodender Ton aus glücklicher Jugendzeit in meinem Gedächtnis nachklang, die Grundlage meiner Kenntnisse über Hans Sachs. Zu diesem Gereimsel

nun, dessen Ursprung sich längst im Dunkel verloren hat, bin ich in der Lage, eine Spur früheren Vorkommens nachzuweisen, worauf ich bei Gelegenheit anderer Forschungen geriet.

In fliegenden Lieberdrucken fürs Volk findet sich folgendes heutzutage wohl als verschollen zu betrachtendes Gedicht:

1. Das ist der schöne Leichenzug,  
als man Jakob zu Grabe trug;  
dort seht ihr Flor und Tücher wehn,  
und vorn den Jungen mit dem Kreuze gehn.  
Schöne Spielewerk! Schöne Rarität!  
o bella Kathrine! Scharmante Margreth!  
o schöne Spielewerk! o schöne Rarität!
2. Den großen Lubachs Foliant  
mit goldnem Schnitt in schwarzem Band,  
mit dem sichs kläglich zugetragen,  
daß Hans hat seine Bret' erschlagen.  
Schöne Spielewerk zc.

. . . . .

10. Hans Sachse, ah! ein großer Schuh-  
Macher und auch Poet dazu,  
kümmt schön allhier heran spaziert,  
mit Pech und Dinte brav beschmiert.  
Schöne Spielewerk zc.

. . . . .

18. Habt Dank für eure Audienz,  
und was ihr gebt zum Recompensz.  
Und wer sagt, daß ich ihn betrogen,  
der hat es wie ein Schelm gelogen.  
Schöne Spielewerk zc.
19. Nun schließ' ich meinen Kasten zu  
und geh nach Haus in guter Ruh.  
Und wer sagt, daß ich ihn betrogen,  
der hat's in seine Gusch' gelogen.  
Schöne Spielewerk zc.

So findet sich das Gedicht im wesentlichen übereinstimmend in folgenden drei Drucken, die wohl sämtlich aus der Solbrigischen Buchdruckerei stammen, wenn auch nur der erste eine ausdrückliche Angabe darüber aufzuweisen hat.

Vier Lieder. Das Erste: An dem schönsten Frühlingsmorgen. Das Zweyte: Als in dem verfloßnen Jahr Leipziger Ostermesse war. Das Dritte: Das ist der schöne Leichenzug, als man Jakob zu Grabe trug. Das Vierte: Ein Mädchen sah ich jüngst im Traum, hört nur, was da geschehen. Leipzig, in der Solbrigischen Buchdruckerey. 32. (Yd 7912. 82.)

Vier schöne Lieder. Das Erste: Als in dem verfloßnen Jahr ...  
Das Zweyte: Das ist der schöne Leichenzug ... (32) (Yd 7901. III).

Vier schöne neue Lieder, Das Erste: Als in dem verfloßnen Jahr ...  
Das Zweyte: Das ist der schöne Leichenzug ... (32) (Yd 7901. IV).

In einem andern Druck hat das Gedicht nur 18 Strophen: Fünf ganz neue Gesänge. Mel. Dem Teufel verschreib' ich mich nicht. 1. Es lebe auf Erden der Mann ... 4. Das ist der schöne Leichenzug ... Zu bekommen bey dem Buchdrucker Wittfas in Berlin [112]. Hier fehlt die 15. gar zu derbwizige Strophe der Solbrig'schen Drucke, welche beginnt: Dort hält des Nachbars Jungemagd mit ihren Flöhen eine Jagd ... (Yd 7904. III).

Einen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit bietet die achte Strophe, welche lautet:

Herr Elliot, ein braver Mann,  
der feur'ge Kugeln speyen kann.  
Der Spanier und Franzosen Hauf  
wohl sperret Maul und Nase auf.  
Schöne Spielewert zc.

Diese Strophe kann sich nur auf George Augustus Elliot beziehen, den berühmten Verteidiger von Gibraltar, der 1782 den Angriff eines großen französisch-spanischen Heeres zurückschlug und in Anerkennung seines Heldenumes zum Lord Heathfield ernannt wurde. Dieser selbe Elliot war damals eine höchst volkstümliche Figur auch unter deutschen Kannegießern; in den Abenteuern des wahrheitsliebenden Freiherrn von Münchhausen, der bei der berühmten Belagerung selbstverständlich dabei sein mußte und als Waffengefährte des tapferen Engländers die Hauptarbeit verrichtete, spielt Elliot eine bedeutende Rolle und wird gründlichen Litteraturkennern daher bereits vertraut sein. Die achte Strophe unseres Liedes würde demnach 1782 oder 1783 verfaßt sein: vielleicht zugleich mit dem ganzen Liede in allen seinen Strophen, also auch vielleicht zusammen mit der Strophe über Hans Sachs. Das würde gut dazu passen, daß damals eine erhöhte Teilnahme für Hans Sachs namentlich vom Weimarer Kreise her sich zu regen begann, daß einige Jahre vorher in Erinnerung an den zweihundertjährigen Todestag, im Jahre 1776, Goethe das Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ veröffentlicht hatte, und auch andere Größen des Weimarer Kreises, so Wieland und Bertuch, die Aufmerksamkeit weiterer Bildungsschichten auf den ehrwürdigen Meistersänger gelenkt hatten. Einer derjenigen, welche damals das Andenken des Meistersängers neu zu beleben beitrugen, war auch der ewig preiswerte Verfasser der unsterblichen Jobfiade. Kortum in seiner schalkhaften, ehrbaren Weise beruft sich auf Hans Sachs als sein Vorbild und stellt ihn in launigem Ernste mit Virgil zusammen:

Jobstade I im 1. Kap. Str. 7

„Von meinem Altervater Hans Sachsen  
Ist mir die Kunst zu reimen angewachsen,  
Drum lieb' ich so sehr die Poesie  
Und erzähl alles in Reimen hie.“

I 37 Str. 15 „Virgil und Hans Sachs mein Altervater“.

II 1 Str. 11

„Ich bin dergestalt, auf vielfältiges Bitten,  
Zur Ausgabe eines zweiten Theiles geschritten,  
Und behalte drin die gewohnte Reimerei  
Nach Hans Sachsens schöner Manier bei.“

Aber das Lied von den „schöne Spielwert, schöne Marität“ könnte auch älteren Ursprunges sein als die Belagerung von Gibraltar, es könnte im Laufe der Zeit unter Berücksichtigung merkwürdiger Tagesereignisse je nach Bedürfnis alte Strophen ausgeschieden und neue aufgenommen haben; dann könnte der eisenfresserische, feuerspeiende Elliot sehr wohl erst später in den Rahmen eines bereits gangbaren Gedichtes eingefügt sein und dort den „mit Pech und Dinte brav beschmierten Hans Sachs, Schuh-Macher und Poet dazu“ bereits als erbeingesehene Gucklastenfigur oder als eisernen Bestand jenes landläufigen Maritäten-Kabinetts vorgefunden haben. Dafür scheint eine vielleicht noch in das siebzehnte Jahrhundert zurückreichende Stelle zu sprechen, worin der Rehrreim des Liebes als allgemein bekannt vorausgesetzt wird. Diese Stelle findet sich in der von Menantes (Hunold) veranstalteten Ausgabe des in seiner Anlage auf Neumeister zurückzuführenden und lange vor seiner Veröffentlichung verfaßten Werkes „Die Allerneueste Art, Zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen“ . . . 1717, S. 266. Dort heißt es: „Nun kommen erst schöne schöne Spielwert, schöne Maritäten, bella Margarita! ich meine die Bilder-Reime, welche kaum werth sind, daß man ihrer gedenket.“ Sollte damit nicht auf ein zu jener Zeit übliches Wankelängerkied mit dem spaßigen Rehrreim hingewiesen sein?¹)

1) Picanders Ernst-Scherzhafte und Satyrische Gedichte, 3. Teil 1732, S. 284—88 enthalten als Hochzeitsgedicht ein „Woblibet“, welches mit „Schön Spielwert! schöne Maritäten!“ beginnt und schließt, sowie auch innerhalb des Gedichts einmal diese Worte anwendet. — In Jean Chretien Loucement (pseud. f. Joh. Chr. Trömer) des Deutsch Francos Schriften . . . 1736 stellt sich als Hauptstück des davor befindlichen Titelbildes ein zweiteiliger Schrank (oder Kuriositäten-Kabinet) dar, dessen offenstehender unterer Teil als Inhaltsangabe bei seinen einzelnen Fächern die Worte enthält „Memoires — Avantures — Histoires — Curiosa — Raritäten — Poesies — Voyages — Belles Lettres“, dessen oberer Teil als Aufschrift seiner auch im Bilde beweglichen Thürflügel „Schöne Marität, schöne Spielwert!“ zeigt. — Grimms Wörterbuch führt außer Picander (d. i. Chr. Frdr. Henrici) auch noch Rabener Sat. IV 223 „mit ihren schönen Spielwerken und bunten Maritäten“ an.

Aber wie Hunold in seiner Poetik gern muntere Wendungen gebraucht, so hätte er wohl auch das Reimlein vom „Hans Sachs Schuh-Macher“ gelegentlich anzuführen sich nicht entgehen lassen, falls er es überhaupt gekannt hätte. An der Stelle z. B., wo er über das Zerreißen der Worte durch den Reim spricht (S. 18. 19), wäre dazu ganz prächtige Gelegenheit gewesen. Den alten Meistersänger selbst muß er wohl mehr als nur dem Namen nach gekannt haben. S. 5 a. a. D. hat er für denselben sogar ein Wort der Anerkennung, wenn er sagt: „Hans Sachs der alte ehrliche Nürnbergische Schuster hat nicht selten eine solche Emphasis in seinen Reimen, welche uns verwundernd machen kann.“ Sonst hat ebenderselbe Hunold über den wadern Meistersänger nicht so gerecht geurteilt, vielmehr hat er bei anderer Gelegenheit Hans Sachsens Namen herabgewürdigt und gemißbraucht.

Um jene Zeit war das Ansehen des Hans Sachs überhaupt am tiefsten gesunken, die gelehrten Dichter der damaligen Zeit wandten seinen Namen fast immer nur verächtlich an, wo sie das Urbild und gewissermaßen den Schutzgeist beschränkter Reimzünftler vorführen wollten. Wenn der sonst einsichtsvolle Bernide, um sich an seinem nichtsnutzigen Gegner Postel zu rächen, diesen in der albernen Schmähschrift „Ein Helbengebicht, Hans Sachs“ von dem Nürnberger Meistersänger zum Nachfolger „in der Dummheit Reich“ ernannt werden läßt, so glaubte der eben erwähnte Hunold seinen Freund Postel und sich zur Vergeltung auf das empfindlichste zu rächen, wenn er in dem armseligen Stück „Der thörichte Prigischmeister“ Bernide selbst von Hans Sachs zu seinem Nachfolger gekrönt werden läßt mit dem Spruche:

Ich segne dich, sei dumm,  
Im Lästern sei nicht stumm,  
Was gleich ist, mache trumm  
Und frage nichts darum.

In der That höchst witzig, höchst geistreich, sehr würdig eines feingebildeten Schöngeistes! Doch vermißt man vielleicht ein Pröbchen von Bernide, der in dieser Art höherer Kunst ja mit gutem Beispiel voranzugehen den traurigen Mut gehabt hatte. Hier ist ein solches:

Was Irdisch ist, vergeht; Was Menschlich ist, nimmt ab;  
Und ein Monarch fällt selbst, wenn's Schicksal winkt, in's Grab.  
Diß wurd' Hans Sachs gewahr, der Deutschland lang beherrschet,  
Und nach der Fäße Maas gearbeitet, und geverschet;  
Der in der Dummheit Reich, sonst Lobesjan genannt,  
Durch Reim' ohn' allen Streit erhielt die Oberhand.

Und noch ein anderes und letztes Pröbchen aus Bernides Helbengebicht soll allen denjenigen, die sich mit Hans Sachs „Liebhaber Teutscher Poeterey“ nennen, nicht vorenthalten bleiben:

Oft, wenn ich lang genug gebraucht Axl und Feder,  
 Und manch unschuldig Wort geredet wie das Leder;  
 Wenn ich, mit Tint' und Pech besudelt, Berf' erdacht,  
 Und wie den Schuh zu kurz, den Fuß zu lang gemacht,  
 So mußt' ein Dufelsack mir meinen Unmuth stillen,  
 Und mein allbulbend Ohr mit seinem Schnarren füllen.

Wie hoch erhaben dünkten sich diese Geisteshelden über dem schlichten Meisterfänger, und wie sehr werden sie von ihm in den Schatten gestellt! Hans Sachs hat solche schlechten Verse und solche gehässigen, kindischen Zänkereien sich nicht zu Schulden kommen lassen; dazu stand er dichterisch und sittlich zu hoch, dazu war er zu versöhnlich, zu maßvoll, zu feinsinnig, zu gebildet. Übrigens gab es auch bereits um jene Zeit, sowohl vorher wie nachher vorurteilslose Geister genug, die dem großartigen Volksdichter und Volksbildner gerecht wurden. Hofmannswaldau, Gottsched u. a. m. haben die Bedeutung des Hans Sachs anerkannt. Besonders kennzeichnend ist es, daß gerade der deutsch-vollköpfig gefinnte Thomafius von Hans Sachs so eingenommen war, daß er ihn zum Schauder aller damaligen teilweise französischenden, teilweise römellenden Gelehrten mit Homer zu vergleichen wagte. „Ja“, so spricht der wackere Thomafius, „ich bin versichert, daß, wer Hans Sachs und Homerum ohne Vorurteil lesen wird, wird mehr Artigkeit und judicium in Hans Sachs als im Homero antreffen.“ Und zum Beweise dessen, daß auch unter den Männern der Dichterschaft nicht alle in den Ton Bernickes und Hunolds einstimmen mochten, kann ein sonst nirgend beachtetes Reimsprüchlein dienen, welches in C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen, 2. T. 1732, Seite 256 zu finden ist und also lautet:

#### Hans Sachs.

##### Horn.

Du warst ein Reimen-Schmid, jedoch vom bessern Geist',  
 Als mancher, der dazu gekrön'ter Dichter heißt.  
 Du hattest nur die Hand mit Harz und Pech besiedet,  
 Da diesem Harz und Pech auch im Gehirne siedet.

Das deutsche Volk darf stolz sein auf seinen Hans Sachs, er gehört zu seinen besten Söhnen. Das Jahr 1894 durfte nicht vorbeigehen ohne zahlreiche Ehrenveranstaltungen für Hans Sachs, dessen Geburtstag seit November 1894 bereits über vier Jahrhunderte hinter der Gegenwart zurückliegt, dessen Name jedoch an volkstümlicher Kraft und Bedeutung bisher nichts verloren hat, ja, erst jetzt so recht nach Verdienst gewürdigt zu werden und in Aufnahme zu kommen scheint. Die Anteilnahme der weitesten Volksschichten, die sich diesen Mann um alles nicht sollten entreißen lassen, wird vielleicht immer ein frommer Wunsch bleiben, da

unser Volk, von seinen Gebildeten preisgegeben und verlassen, in blinden Haß gegen sein eignes Volkstum verrannt ist. Beispiele wie Hans Sachs wären sonst ganz danach angethan, die klaffenden Gegensätze zu versöhnen. Ein schlichter, unverkünstelter Sinn vermag von ihm in sozialer und nationaler Beziehung so viel zu lernen, wie von wenigen unserer höchstgepriesenen Dichter.

Von seinen Verächtern, die sich herausnahmen, ihn zur Spottgeburt herabzumwürdigen, sind längst keine lebendigen Wirkungen mehr zu spüren. Dieselben sind bei den breiten Volksschichten wohlverbienter Vergessenheit anheimgefallen, und keine Macht der Erde kann sie derselben entreißen. Wer ist Bernide? wer ist Postel? wer ist Hunold? Was sind sie unserm Volke geworden? Nichts und aber nichts. Und wer war Hans Sachs?

Hans Sachs war ein Schuh-  
Macher und Poet dazu.

---

## Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1894—1895.

Von Hermann Unbescheid in Dresden.

In dem Augenblick, wo in allen deutschen Gauen die fünfundzwanzig-jährige Wiederkehr des Sieges von Sedan gefeiert werden soll, können wir es uns nicht verlagern, auch von dieser Stelle aus einzustimmen in den allgemeinen Jubelruf: „Heil dir, du Tag des Lichts, der Nord und Süd geeinigt hat in treuer Waffengenossenschaft, Heil dir, ruhmreicher Tag Alldeutschlands!“ Heute mehr als in der Stunde des großen Ereignisses selbst dürfen wir der Freude uns ganz hingeben. Damals standen wir noch geblendet von dem großen Erfolg unsrer Waffen, und in das tiefe Gefühl des Dankes gegen Gott mischte sich, wenigstens bei dem rückschauenden Alter, bei dem noch Leipzig und Waterloo in heller Erinnerung stand, die bange Frage: Wird's auch Bestand haben, was wir errungen? Werden nicht äußere und innere Feinde, vielleicht mit vereinten Kräften, arbeiten, die Grundlage des schönen Wertes zu zertrümmern? Wird nicht auf die Zeit der mächtigen Erhebung des Volksgestes wiederum die der tiefen Erschlaffung folgen? Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verfloßen, zwar kein großer Zeitraum, aber immerhin ein Zeitraum von Bedeutung im bewegten politischen Leben eines Volkes; sicherlich ist derselbe groß genug, daß wir uns der Kräfte bewußt werden konnten, die jenen Sieg uns errungen haben, und daß wir erkennen konnten: nur durch diese Kräfte werden wir auch in der Zukunft uns unsre Sieghaftigkeit zu erhalten vermögen. Wir wissen, daß der

Mangel an Wahrheitsfinn unserm Feinde verderblich gewesen ist, weil dieser Fehler zur Sorglosigkeit und Selbsttäuschung ihn verführt hat; wir wissen, daß der deutsche Idealismus es gewesen ist, der unsere Fahnen vorangetragen und unsern Waffen den Sieg gegeben hat, und daß unser Volk, solange es ein Volk von Denkern und Dichtern sein wird, nicht des Wahrheitsfinnes und durch ihn nicht der Sieghaftigkeit entbehren wird. Mag es auch zuweilen den Anschein haben, als ob feindliche Mächte an dieser Wurzel deutschen Lebens mit Erfolg zerstörend arbeiten — dieser Zug unsres Volksgeistes tritt immer wieder unverwundlich in hundert Erscheinungen zu Tage, insbesondere in der Pflege deutscher Wissenschaft und Kunst. Das Erfreulichste aber bei dieser Wahrnehmung und zugleich die Bürgschaft für erfolgreichen Fortgang dieser nationalen Arbeit ist der Umstand, daß Deutschlands Fürsten, seitdem die Nation von der Tantalusqual eines ewigen Ringens nach politischer Selbständigkeit erlöst ist, ihren ganzen Einfluß nunmehr aufwenden können, deutsches Geistesleben in dieser Richtung ausbauen zu helfen. Und dankbar blicken diejenigen auf alle Kundgebungen des Thrones, welche in fester monarchischer Gesinnung stehen, weil sie der Überzeugung sind, daß unsre Denker und Dichter, Luther, Lessing, Kant, Goethe, Schiller, die Volkwerke geschaffen haben gegen die unfruchtbaren Lehren einer wild anstürmenden Demokratie! Wer die Schillerfeier von 1859 noch in lebendiger Erinnerung hat, wird wissen, welches bedeutende Blatt sie in der deutschen Kulturgeschichte ist, und daß die Begeisterung, die sie hervortrieb, die Morgenröthe des neuen Deutschen Reiches geworden ist! Zehn Jahre noch trennen uns von dem Zeitpunkte, wo vor hundert Jahren der hinweggenommen wurde aus seines Volkes Mitte, von dem Goethe sang:

Und hinter ihm in weienlosem Scheine  
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Möge einst die Totenfeier Schillers in dem Jahre der fünfunddreißigsten Wiederkehr des Tages von Sedan in unserm Volke ungeschwächt jene ideale Gesinnung vorfinden, die die kräftigste Schutzwehr ist gegen die Gefahren der materiellen Interessenjagd! Mit ehrfurchtsvollem Danke wollen wir unsrer Freude auch von unsrer Heimat und von dieser Stelle aus Ausdruck geben über die hochherzige Kundgebung Sr. Majestät des Königs von Württemberg, aus der mit eindringlichen Worten die Erkenntnis spricht, wie notwendig es ist, daß immer weitere Kreise sich um Schiller als den Träger des deutschen Idealismus scharen und mit geistiger That und materieller Hilfe an der Verkörperung der Ideale arbeiten, die jener geschaffen, nach denen der Mensch hungert und dürstet, und die wie ein warmer Strom des Lebens die Volksseele zu durch-



bringen vermögen. Unfern diesjährigen „Anzeigen“ stellen wir daher voran das an Schillers Todestag (9. Mai) von Sr. Majestät dem König von Württemberg an den Schiller-Verein in Marbach gerichtete Schreiben, worin er die Ausdehnung des Marbacher Schiller-Vereins zu einem Schwäbischen Schillerverein und die Errichtung eines Schiller-Museums in Marbach anregt und sich als erstes Mitglied des neuen Vereins anmeldet.

Das an den Stadtschultheiß Haffner in Marbach gerichtete Schreiben des Königs lautet nach dem „Schwäb. Merk.“ wie folgt:

„Wie seit Jahren von allen Veranstaltungen, mit welchen der Schiller-Verein in Marbach und die Stadt Marbach bei der Wiederkehr des Jahrestages der Geburt und des Todes unseres Friedrich Schiller das Andenken des Dichters zu feiern pflegen, so haben Sie Mir auch von der Feier Mittheilung gemacht, durch die Marbach den bevorstehenden Todestag Schillers, zugleich das 60jährige Jubiläum des Marbacher Schiller-Vereins zu begehen sich anschickt. Es hat Mir stets zu besonderer Genugthuung und Freude gereicht, zu beobachten, wie die Geburtsstadt Schillers mit unermüdblichem Eifer und ernster Begeisterung das Andenken des großen vaterländischen Dichters zu pflegen bestrebt ist. Auch davon habe Ich aus Ihrem Berichte, wie persönlich durch wiederholte Besuche des Schiller-Hauses Mich überzeugt, wie von Jahr zu Jahr die Sammlungen des letzteren sich vermehrt und durch Umfang und Inhalt schon heute eine große Bedeutung für die Schiller-Forschung und die Kenntniss der Lebensverhältnisse des Dichters gewonnen haben. Durch diese Bereicherungen sind nun aber auch die Räumlichkeiten und Einrichtungen des Schiller-Hauses für die würdige und sichere Unterbringung der schon jetzt vorhandenen Sammlungen unzureichend geworden und Sie beschäftigen sich daher mit dem Gedanken, Mittel und Wege zu finden, um diesem Mangel abzuhelpen und, noch über den nächsten dringenden Zweck hinaus, die Unterbringung eines Schiller-Archivs und -Museums in einem selbständigen Baue zu ermöglichen. Dieser Gedanke hat Meine volle Sympathie, aber Ich verkenne nicht, daß seine Ausführung durch den Marbacher Schiller-Verein nicht erzielt werden kann. Wie sehr auch die seitherigen Leistungen des Vereins und der Einwohner der Stadt Marbach anzuerkennen sind, zur baulichen Herstellung eines Archivs und Museums, wie zur Entwicklung der Sammlungen können die Mittel, welche der Verein in

seinem Kreise aufzubringen vermag, nicht hinreichen. Nun erachte Ich es aber für eine Pflicht und Aufgabe des ganzen Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Friedrich Schillers zu sein, das Werk, welches seine Geburtsstadt begonnen hat, in einer der Bedeutung Schillers entsprechenden Weise weiterzuführen und zu vollenden. Ich habe Mich daher entschlossen, hierfür Meine Mitwirkung eintreten zu lassen, und in der Überzeugung, in solcher Weise den Wünschen und Zielen Ihres Vereins und der Stadt Marbach entgegenzukommen, fordere Ich Sie hiermit auf, das Erforderliche einzuleiten, daß der Marbacher Schiller-Verein umgebildet werde zu einem Schwäbischen Schiller-Verein, dessen wesentliche Aufgaben im vorstehenden angegeben sind, der aber überhaupt alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen soll, was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag. Ich darf die Hoffnung hegen, daß eine solche Erweiterung und Neugestaltung des Vereins und die Errichtung eines Schiller-Museums und -Archivs in Marbach in allen Kreisen des schwäbischen Volkes, ja im ganzen deutschen Vaterlande freudige und werththätige Teilnahme finden, und daß dem Werke auch die bereitwillige Unterstützung der Litteraturfreunde und -Forscher nicht fehlen wird, und sehe nun Ihren Vorschlägen über die Einzelheiten der Umbildung des Vereins und seiner Organe, die nötige Änderung der Statuten u. in der bezeichneten Richtung entgegen, indem Ich Mir vorbehalte, Ihnen diejenigen Persönlichkeiten zu bezeichnen, von denen Ich wünsche, daß sie sich an der Beratung und Mitarbeit bei der Ihnen nunmehr gestellten Aufgabe beteiligen. Ich wünsche mit der Einzeichnung Meines Namens die Mitgliederliste des „Schwäbischen Schiller-Vereins“ zu eröffnen und behalte Mir vor, Ihnen wegen Meiner Beteiligung Meine weitere Entschließung kund zu geben. Es dürfte gerade in der jetzigen Zeit für das deutsche Volk von großer Bedeutung sein, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Werte des idealen Besitzes unsrer Nation zu kräftigen und zu beleben. In solchem Sinne zu wirken, soll auch die Aufgabe des Schwäbischen Schiller-Vereins sein! Am 9. Mai 1905, von dem uns nur noch ein Jahrzehnt trennt, werden wir die hundert-

jährige Wiederkehr des Tages begehen, an dem Friedrich Schiller von dieser Erde geschieden ist. Möge die Feier das Schiller-Museum und -Archiv in Marbach, zu dessen Ausföhrung Ich jetzt die Anregung geben wollte, vollendet und würdig des Dichters vorfinden zu seiner Ehre und zur Ehre seiner schwäbischen Heimat!"

Wir wollen ferner auch von dieser Stelle der Freude Ausdruck geben, daß die große Schiller-Bibliothek, die im Auftrage einer schwäbischen Dame von Dr. Fritz Jonas in Berlin, früher Lehrer der ersten Gemahlin des Königs von Württemberg, erworben und als Stiftung des Königs für das Schiller-Archiv in Marbach bestimmt wurde, dem deutschen Vaterlande und gerade der engeren Heimat des Dichters erhalten bleibt. Diese Bibliothek ist in der That von großer wissenschaftlicher Bedeutung. Schon die Zahl der 250 Nummern des Verzeichnisses, von denen viele mehrere Bände umschließen, läßt auf die Reichhaltigkeit dieser Schiller-Bibliothek schließen, ihr Hauptwert aber liegt darin, daß sie nahezu vollständig die Originaldrucke der Schriften Schillers umfaßt, so daß hier fast vollzählig die Drucke gesammelt sind, die Paul Trömel in seinem Buch verzeichnet hat (Schiller-Bibliothek, Verzeichnis der Drucke, die die Grundlage der Schiller'schen Werke bilden, aus dem Nachlaß von Paul Trömel, Leipzig 1865). Man trifft in der Sammlung auch eine ganze Reihe der seltensten Drucke, unter denen hier nur einige hervorgehoben seien: ein vollständiges Exemplar des „Schwäbischen Magazins von gelehrten Sachen“, in denen Schillers erste Dichtungen erschienen, ferner mehrere der ersten überaus seltenen Ausgaben der Räuber, darunter das Exemplar mit einem später abgeänderten Bogen, der in seiner ursprünglichen Fassung eben nur durch dieses einzige Exemplar bekannt ist, sodann die Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Wederlins, die nur in etwa drei oder vier Exemplaren erhalten zu sein scheint, Schillers Dissertation: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, die beiden ersten Ausgaben der Anthologie von 1782 und 1798, ein Exemplar der akademischen Antrittsrede in Jena mit der eigenhändigen Widmung: „Seinem verehrungswürdigen Freund und Lehrer H. Leibmedikus D. Consbruch der Verfasser“, ein Abdruck der Ankündigung der Horen mit handschriftlichen Ergänzungen und der Adresse: an F. H. Jacobi ic.

Schiller, Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. F. Wychgram.  
Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter viele noch nicht veröffentlichte interessante

Portraits und Autographen. 16 Lieferungen zu 60 Pf. (1.—12. Lieferung 1894—95 erschienen.) Wiesfeld und Leipzig, Verlag von Belhagen und Klasing.

Man ist berechtigt, an eine neue Schillerbiographie einen strengen Maßstab anzulegen: „Das Bessere ist der Feind des Guten“ — so sollte es immer sein, aber manchmal wird auch das Gute erstickt durch das ringsum aufschießende Unkraut. Indes nicht bloß über das Unbedeutende, Wertlose muß sich eine Arbeit erheben, die Schiller zum Gegenstand hat, sondern weit über die Mittelmäßigkeit, die noch viel häufiger als das Unkraut sich als Feind des Guten erweist. Dies der Wertmesser im allgemeinen; denn im besonderen wird man, um gerecht urteilen zu können, erwägen müssen, welchem Bedürfnis der Verfasser mit seiner Leistung entgegenkommen wollte. Wyßgram darf mit Genugthuung auf sein Werk blicken, da dasselbe in jener doppelten Hinsicht die Probe besteht. Schon allein die Methode W.s, nach dem Vorgange der Erklärer Goethescher Dichtungen mehr, als dies bisher geschehen, nach aufhellenden Thatsachen aus dem Leben Schillers zu forschen, erhebt seine Biographie über die Werke von ähnlichem Umfange. Aber er ist doch in diesem Bestreben auch vorsichtig genug, da er sich wohl bewußt ist, daß Schillers Dichtungen weit weniger als die Goethes „Bruchstücke einer großen Konfession“ sind, während z. B. Runo Fischer, der diese Methode zuerst in geistvoller Weise auf die Jugendschöpfungen Schillers angewendet hat, von gesuchten Deutungen nicht ganz frei zu sprechen ist. Die Schillergemeinde empfängt also schon um dieses Vorzugs willen eine neue, vortreffliche Gabe. Noch mehr in die Augen springt der Wert der letzteren, wenn man W.s besonderen Zweck in Betracht zieht; er wollte Schillers Leben dem Volke erzählen und doch auch nach Form und Inhalt für die Gebildeten aller Stände ein Hausbuch schaffen. Volksthümlich schreiben und strenge Wissenschaft dabei bewahren ist keine leichte Sache. Mit der bloßen Ausschreibung dessen, was nur für den Fachmann, den Litterarhistoriker Wert hat, ist dies ebenso wenig gethan, als dadurch, daß der trockne Ton der Abhandlung verlassen wird und an dessen Stelle eine (leicht aufbringliche) Subjektivität gesetzt wird. Im ersteren Falle würden wir ein Fleisch und Blut entbehrendes Gebilde, im zweiten — die Gefahr lag wenigstens nahe — eine von der eignen Reflexion des Verfassers allzusehr durchsetzte unkritische Darstellung erhalten haben. An beiden Klippen ist W. glücklich vorbeigekommen. Er ist knapp und von vortrefflicher Kürze, wo die Behandlung es zuläßt; aber so oft Ereignisse und besonders Personen es verlangen — mit welcher Behaglichkeit schöpft er aus den reichen Quellen! Nirgends begegnen wir toten Namen, sondern lebendiger, auf die folgenden Begeben-

heiten gut vorbereitender Charakteristik, und wo er den Faden der Erzählung unterbrechen mußte, weiß er ihn rasch wieder aufzunehmen durch Rückblicke, die sich durch stilvolle Abrundung auszeichnen. Den fesselnden Ton erreicht er nicht durch äußere Mittel, sondern durch die ihn befehlende innere Wärme, die besonders wohlthuend wirkt, wo er über die Freundschafts- und Liebesverhältnisse des Dichters spricht, und der wir in diesem Grade nur in Portigs gedankentiefer Arbeit über denselben Gegenstand begegnen. Die Kapitel 11 (Don Carlos) und 13 (Charlotte von Vengeseß) gehören auch in dieser Beziehung zu den besten Darstellungen, die wir überhaupt über diese Sache besitzen. Der Verfasser ist ferner über seiner Arbeit nie ein anderer geworden; nirgends erlahmt das Interesse, durchweg erfrischt die ebenmäßige, in edler Sprache gehaltene Erzählung. Besonders zu rühmen ist, daß nicht mehr die Spuren der mühevollen gelehrten Thätigkeit zu bemerken sind, die doch, ehe an eine Niederschrift gedacht werden konnte, vorangehen mußten. Die gesunde, von jeder Einseitigkeit freie Auffassung von Schillers Persönlichkeit bewahrt B. vor schiefen Urteilen; denn auch die Bewunderung, die er dem Historiker Schiller (S. 255) zollt, teilen wir vollkommen, obgleich wir diejenige Geschichtsschreibung, welche von einer psychologischen, poetischen Betrachtung der Geschehnisse absieht, nicht als die Auffassung der Rärner betrachtet sehen möchten. Es ist bekannt, auf welchen Abweg die Geschichtswissenschaft hätte geraten müssen, wenn sie sich nur auf der von Schiller eingeschlagenen Bahn hätte bewegen wollen. — Schließlich dürfen wir nicht den illustrativen Teil, für den insbesondere die Verlagshandlung die reichsten Opfer gebracht hat, unerwähnt lassen. Allein in den bisher erschienenen Lieferungen finden sich gegen 200 „Nichtdrucke, authentische Beilagen und Textabbildungen, darunter viele noch nicht veröffentlichte interessante Portraits und Autographen.“ Hierdurch allein lohnt sich die Anschaffung des Werkes. Alles in allem: Bychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk und sicher von bleibendem Werte auch für die folgenden Geschlechter. Möge sie dazu beitragen, daß die berechtigte Klage verstummt, die wir S. 302 lesen und die ein schönes Zeugnis ist von der idealen Gesinnung des Verfassers: „Es war eine begeisterungsfähige Zeit, das Ende des vorigen Jahrhunderts, und es wird uns, die wir unter ganz anderer geistiger Richtung leben, schwer, diese Begeisterungsfreudigkeit richtig aufzufassen. Uns Heutigen ist leicht jede Schwärmerei zuwider; wir glauben fast der warmen Gefühle, die eine gütige Ordnung in der Brust des Deutschen doch stets noch wach hält, uns vor anderen schämen zu müssen, und fast nie erblicken wir den natürlichen Ausbruch dieser Gefühle in Gebärde, Wort und Schrift“ 2c.

Rudolf von Gottschall, Eine Dichterliebe. Erzählung. Dresden und Leipzig, Karl Reifner. 1894. 208 S.

Von einem Dichter von Gottes Gnaden wie Rudolf von Gottschall, dem univervellsten Schriftsteller der nachklassischen Zeit, dem genialsten Fortbildner der deutschen Dichtung im Schillerschen Geiste, nimmt man jede litterarische Gabe mit besonderer Freude entgegen, weil man weiß, der Dichter ist echt national in seinem Schaffen, ein Heroß erhabener Gedanken und einer idealen Kunstichtung. Immer kleiner und einsamer wird der Kreis jener Poeten, die unbekümmert um den wechselnden Geschmac des Tages in künstlerischer Abklärung zu schreiben vermögen, die mit hohem, aufwärtsstrebendem Geiste die Kulturarbeit des deutschen Volkes durch Erzeugnisse klassischen Gepräges fördern helfen und hiermit den Weg weisen, auf welchem die deutsche Poesie den Kampf mit Erfolg gegen die undeutsche naturalistische Richtung führen und wieder hinauf wachsen kann zu der Größe des goldenen Zeitalters unsrer Litteratur.

Das vorliegende Werk „Dichterliebe“ ist ein Kabinettstück der Erzählungskunst des gefeierten Dichters. Es behandelt das Verhältnis Schillers zu Henriette v. Arnim und spielt von Dezember 1786 bis zum Frühling des folgenden Jahres. „Don Carlos“, das Schmerzenskind des Dichters, harret noch immer der Vollenbung; die Scene zwischen dem Marquis und der Königin ist das letzte, was geschrieben wurde. Der Ort der Handlung ist der Segebinsche Garten im Fischerdorf Blasewitz, das an den Bergen emporkletternde Döschwitz mit seinen Winzerhäuschen und Weinbergvillen, darunter die Körnersche Besitzung, ferner Dresden, von dem Schiller seufzend urteilt: „Ein schönes Stück Erde, aber die Stadt ist eine Wüste der Geister und die Dresdner ein seichtes, zusammengeschumpftes unleidliches Volk; der Hof ist bigott, der Adel steif, das kurfürstliche Theater leitet ein Italiener.“ Hier in Dresden führt uns die Erzählung in den Salon der Frau von Arnim in der Schloßstraße und in den der Frau Sophie Abrecht, in Schillers Heim am Kohlenmarke, in die Wohnung Körners; auch nehmen wir teil an einem Maskenball, auf dem die Gustel von Blasewitz im Hofkostüm von Versailles erscheint und der Dichter zuerst Henriette von Arnim in der Maske einer Zigeunerin kennen lernt, und endlich auch an einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ im kurfürstlichen Theater, welche Scene den vorzüglich herausgearbeiteten Höhepunkt der spannenden Handlung bildet. Am Schlusse befinden wir uns in Tharandt, wohin Körner den Freund gebracht hat, damit dieser freundliche Ort ein Tibur für Schillers Seele und Muse werde. Mit großer Porträttraue sind alle handelnden Personen gezeichnet. Wer erkennt nicht sofort in dem einsamen Wandrer auf der Straße nach Blasewitz, der Gardistenmaske

besitzt, einen mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einen weit übergeschlagenen Kragen trägt, den ehemaligen Regimentsmedikus, jetzigen Rat Schiller! Trefflich ist die Charakteristik der Körnerschen Familie, in der wachsende Verstimmung über des Dichters Entfremdung infolge der unglücklichen Neigung herrscht; allen voran die Gestalt Körners, dieses Vorbildes warmer, echter Freundschaft, Minna und Dora, die beiden Kupferstecherstöchter aus Leipzig, die erstere das liebende Weib Körners, die letztere die Braut Hubers; auch des Hauses redlicher Hüter fehlt nicht, Gottlieb, Körners Faktotum. Ferner lernen wir kennen: Frau Segebin, Witwe des Thorwächters vom großen Park, und ihre Tochter, das ländlich-städtische Zwittergeschöpf, Justine Segebin, Braut des Advokaten Renner, den zubringlichen Juden und Hofbanquier Eibschütz, dessen schwerer Geldbeutel ein Adelsdiplom ersetzen muß, Frau Sophie Abrecht, Schauspielerin im Rollenfach der Heldinnen, aber mehr für empfindsame Liebhaberinnen geeignet, wie sie durch Darstellung der Luise Millerin glänzend beweist; an ihren Whist- und Phombretischen finden wir den Lustspieldichter Jünger aus Leipzig, einen grillenhaften, schwermütigen, jungen Menschen, und den drolligen Berliner Poeten Burmann, den Verfasser von Oden auf einen Kanarienvogel, einen Pudel u. s. w. Das meiste Interesse erweckt die Familie v. Arnim; zunächst Frau v. Arnim, Erzieherin der Prinzessinnen in feiner Lebensart; sie braucht einen reichen Schwiegersohn und begünstigt um deswillen die Liebe des armen Dichters, und ein Mädchen, das von einem Genie verehrt wird, steigt im Preise, und endlich ihre beiden Töchter, Friederike, die jüngste, das Aschenbrödel im Hause, eine echte Spottdroffel, schlagfertigen Geistes, und die ältere, die gefeierte Schönheit, Henriette, die zwar für des Dichters Werke Partei nimmt und hierdurch mehr gefunden Menschenverstand verrät als ihre ganze Umgebung, doch nichts besitzt, was sie dem Idealismus Schillers ebenbürtig macht. — Von dem Gange der im anmutigsten stilistischen Gewande gehaltenen Handlung wollen wir nichts verraten, damit wir den Genuß nicht schmälern, der allen Lesern dieser trefflichen Erzählung bevorsteht.

Schillerstudien von Gustav Kettner. Beilage zum Jahresbericht der Königl. Landesschule Pforta. 1894. 53 S.

Wie alle Arbeiten Kettners, so trägt auch die vorliegende das Kennzeichen vertieften Studiums. Ausgerüstet mit reichem litterarhistorischem Wissen und gründlicher ästhetischer Bildung, ohne welche heute niemand weder Neues noch Anziehendes über unsere Klassiker zu schreiben vermag, geht er an die Prüfung schwieriger Fragen; immer weiß er bei deren Beantwortung für seinen Gegenstand zu interessieren und ihm neue Seiten

der Betrachtung abzugewinnen. — Die diesjährigen Schillerstudien bestehen aus folgenden Nummern: 1. Die Verzeichnisse der Dramen und dramatischen Pläne, 2. „Die Polizey“, 3. Zur „Prinzessin v. Belle“, und zum „Don Carlos“, 4. „Die Verschwörung gegen Benedig“, 5. Zu den Malthesern, 6. Die Komposition von „Kabale und Liebe“, 7. „Zur Braut von Messina“. Wir geben Einiges aus der 6. Studie, die besondere Beachtung bei der Erläuterung von „Kabale und Liebe“ in der Schule verdient. Nachdem gezeigt worden ist, daß Schiller im Aufbau der Handlung nach lückenlosem Zusammenhang strebt, mit strenger Folgerichtigkeit jedes Motiv zu entwickeln und jede Scene unmittelbar an die vorhergehende anzuschließen sucht, zeigt er, daß sich die Handlung des Dramas nicht, wie Dünker und Bellermann (letzterer in seinem Aufsatz: „Zur Zeitberechnung in Schillers Dramen“) wollen, auf drei, sondern auf zwei Tage verteilt, wie folgt: Es spielen:

Akt I und II vom Morgen bis zum Mittag des 1. Tages,  
 Akt III vom Nachmittag bis zum Abend, daran schließt sich  
 Akt IV und V vom Vormittag bis zum Abend des auf Akt III  
 folgenden Tages.

Fällt nun Akt IV noch auf den ersten Tag oder ist für ihn ein besonderer Tag anzunehmen?

Wenn die erste Annahme schon an sich am nächsten zu liegen scheint, so hat Schiller zunächst auch äußerlich alles gethan, um die Vorstellung eines ununterbrochenen Zusammenhanges mit Akt II zu erzielen. Es ist doch schwerlich ohne Absicht geschehen, wenn die Tageszeiten in beiden Akten sich glatt aneinander fügen! — Und wenn Schiller dann in der 2. Hälfte des III. Actes Luise den Sekretär mit den Worten empfangen läßt: „Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da“, so hat dieses „nicht mehr“ doch nur dann einen Sinn, wenn es noch an demselben Tage gesprochen wird, an dem der Präsident in ihr Haus eingebrungen war. Am Abend des folgenden Tages gesprochen, wäre die Äußerung ganz beziehungslos, ja sinnlos. — Schwerer noch als diese äußeren Gründe fallen die inneren ins Gewicht. Auf das deutlichste zeigt sich hier, in welchem geschlossenen Zusammenhang das Drama gedacht ist. Gerade dadurch erhält auch diese an sich so unbedeutend erscheinende Streitfrage eine relative Wichtigkeit, daß sie uns auf das schärfste erkennen läßt, wie das ununterbrochene Fortschreiten der Handlung nicht die geringste äußere Stockung verträgt. Hatte der II. Akt damit geschlossen, daß der Präsident, durch Ferdinands Drohung erschreckt, von seinem Vorgehen gegen die Familie des Geigers plötzlich abstand, so finden wir ihn zu Anfang des III. Actes im Gespräch mit Wurm, sich sammelnd und besinnend. Die ersten Worte: „Der



Streich war verwünscht“ klingt wie der unmittelbare Reflex des eben Erlebten. Kann hier eine Pause von 24 Stunden angenommen werden? Zunächst, was hätte sie überhaupt für einen Sinn? Warum sollte der Dichter hier plötzlich die sonst so sorgfältig gewahrte Kontinuität ganz mntwillig unterbrochen haben? Wir hätten hier eine wirkliche Lücke im Drama, die durch nichts ausgefüllt würde. Und wie seltsam, ja unbegreiflich verschöben sich durch diese ganz unbegründete Pause alle Konsequenzen der vorhergehenden Handlung? Spieler und Gegenspieler schienen in ihrer Rolle plötzlich zu stocken, obwohl doch alles unaufhaltsam der Entscheidung zubrängt. Der Präsident hat die Verlobung Ferdinands mit Lady Milford am Morgen des ersten Tages durch den Hofmarschall überall herumsagen lassen, er selbst spricht es auf das entschiedenste aus, daß „sein ganzer Einfluß in Gefahr ist, wenn die Partie zurückgeht“: liegt es da in seinem Charakter begründet, daß er nach der Weigerung seines Sohnes einen vollen Tag verstreichen läßt, ehe er sich mit seinem Vertrauten auf einen Gegenplan auch nur besinnt? Ferner: die Lady entließ am Vormittag des ersten Tages Ferdinand mit der Drohung: „Meine Ehre kann nicht mehr weichen, unsere Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes, alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gespannt. . . . Ich laß alle Minen springen!“ Aber auch sie würde dann ruhig bis zum dritten Tage warten, ehe sie das Geringste unternehme. Und auch Ferdinand, der doch nach den Szenen mit der Lady und seinem Vater voraussehen mußte, daß die von ihm auf das Äußerste gereizten Gegner kein Mittel unversucht lassen würden, dächte dann erst am Abend des nächsten Tages daran, Luise zur Flucht zu bereden. — Gegen die zwingende Gewalt dieser Gründe, die den unmittelbaren Zusammenhang der Handlung des II. und III. Aktes fordern, vermag nach Kettners Ausführungen auch die eine Stelle nicht abzuschwächen, auf welche Wellermann seine Berechnung des Dramas aufbaut: die Zeitangabe in dem Briefe, den der Sekretär Luise im III., 6 diktiert: „Wir haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt. . . . Morgen hat der Major den Dienst, passen Sie ab, wenn er von mir geht.“ R. hält es für methodisch falsch, so äußerlich einer solchen ganz vereinzeltten Angabe zu folgen, anstatt von der Bestimmung des äußeren und inneren Zusammenhanges auszugehen. Er erklärt das „gestern“ des fingierten Briefes so, daß das Schreiben damit von dem Tage aus datiert werden soll, an dem ihn der Hofmarschall auf der Parade verlieren sollte. Der Inhalt des Briefes fordert diese Vordatierung: Wenn durch Kalb zu einem Rendezvous auf „morgen“ eingeladen wird, so dürfte diese Einladung nicht auf denselben Tag sich beziehen, an dem Ferdinand der Brief in die Hände gespielt werden sollte; denn die

Gefahr, daß er dann sogleich der Sache auf den Grund gehen und den ihm gespielten Betrug entdecken würde, lag sehr nahe. Daß der Dichter diese Einladung nicht gut auf „übermorgen“ ansetzen lassen konnte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Eine Fülle von anregenden Gedanken und neuen Gesichtspunkten enthalten auch die Abschnitte 3—5 dieser Studie, in welchen gezeigt wird, daß trotz der strengen zeitlichen Verknüpfung des Dramas die Einheit im höheren Sinne fehlt; denn dasselbe zerfällt eigentlich in zwei Handlungen, und die Einführung der Lady Milford, so fest auch vom Dichter die ihr gewidmeten Scenen mit der Handlung verklammert zu sein scheinen, wirkt störend auf die Einheit im künstlerischen Sinne. Erklärt wird dieser Mangel zum Teil aus der Entstehungsgeschichte von *Rabale* und *Liebe*, die zwei scharf geschiedene Phasen aufweist. In raschem, auch durch die gewaltsamsten äußeren und inneren Hemmnisse kaum unterbrochenem Flusse gelangt die erste Bearbeitung zur Vollendung; man gewinnt die Vorstellung eines mit organischer Notwendigkeit sich vollziehenden Schaffensprozesses. In schroffem Gegensatz dazu wird die Neubearbeitung widerwillig, eifertig und doch mit schleppender Langsamkeit vorgenommen; das Schaffen macht den Eindruck des Mühsamen und Künstlichen. Die äußeren Störungen, über die der Dichter klagt, erklären dies nicht: was wollten die Zerstreuungen des Bauerbacher Sommers gegenüber den Lebenskrisen des Winters bedeuten! Offenbar wurzelten die Schwierigkeiten darin, daß er an einem in sich fertigen und vollendeten Drama mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Mannheimer Theaters und die Wünsche und Neigungen seines Intendanten noch nachträglich weitergehende Abänderungen vornehmen wollte, denen doch die ursprüngliche Komposition widerstrebte. Die dürftigen Andeutungen des Briefes verraten uns, daß es sich bei der Umarbeitung wesentlich um die Rolle der Lady Milford handelte.

Schillers *Wallenstein* als tragischer Charakter. Von Dr. Franz Nibel. Programm der K. K. Staats-Realschule in Laibach. 64 S.

In der Einleitung entwirft Nibel ein Bild von *Wallenstein* nach Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“. Die Idee eines Dramas mit einem nach der Geschichte charakterisierten Helden wäre folgende geworden: „Ein überaus ehrgeiziger und rachsüchtiger Feldherr sucht das Heer zum Abfalle von seinem Kriegsherrn zu verleiten, um diesen aus seinem Reiche zu vertreiben und sich selbst mit Hilfe der Feinde eine Königskrone auf das Haupt zu setzen, wird aber von der Mehrzahl seiner Offiziere und Soldaten verlassen und getötet!“ Bei der eigent-

lichen Ausführung seines Gegenstandes, der in sieben Abschnitte geteilt ist, verrät Nibel eingehendes Studium der Tragödie, der Wallensteinlitteratur und solcher Schriften, die sich mit der Technik des Dramas beschäftigen, namentlich weiß er die Genese des Heldencharakters vorzüglich vorzuführen. Einige Partien werden dem Lehrer des Deutschen bei der Erläuterung des Stückes besonders willkommen sein. Wir möchten aus eben diesem Grunde der Anmerkung S. 61 an dieser Stelle einen Platz gewähren.

„Otto Ludwig hat eine interessante Skizze eines Wallenstein-dramas nach moderner Anlage gezeichnet, welche hier in den Hauptzügen angeführt sei. Dieser hätte alle politischen Akteure des dreißigjährigen Krieges auf der Bühne erscheinen lassen: Wallenstein, den Kaiser, Gustav Adolf und Max von Bayern. Weit vor Schiller hätte er mit Wallensteins Erhebung zum Herzog und Oberbefehlshaber begonnen. Ehrgeiz zeichnet den neuen Machthaber aus, und hoffnungsvoll sieht er der Zukunft entgegen, bestrebt, des Kaisers wirksamster und wichtigster Trabant zu sein. Er erscheint als ein großartiger Parvenü, der sich selbst den Kurhut auf den Kopf setzen und alle anderen unter seinen eigenen bringen möchte. Das Hofleben zu Wien hätte sich abgespielt, das zu München, der Regensburger Fürstentag, die Krise für Wallensteins Charakter. Die Fürsten klagen, und der Kaiser läßt ihn fallen. Mit großartig verhaltenem Stolge ergiebt sich Wallenstein. In der Zurückgezogenheit zu Gitschin brütet er seine Pläne aus. Er wird ein finster grollender Gräbler, den sein Astronom Seni durch seine Prophezeiungen noch mehr erregt, und Rachsucht bewegt mächtig seine Seele. Er hat Gewißheit, daß der Kaiser ihn wieder brauchen werde; das aber steht bei ihm fest, nur sich selbst zu thun, was er von nun an thun würde. War er bisher Dienermann und Mitarbeiter des Kaisers, so wird er nun ein rücksichtsloser Egoist. Mit unerhörten Vollmachten wird er plötzlich (in der Mitte des Dramas) wieder in die Höhe gehoben, während die innerliche Unhaltbarkeit seines Verhältnisses klar zutage liegt. Das ganze Treiben des Krieges und in Wallensteins Lager sollte dargestellt werden. Soldaten wollte Otto Ludwig vielfach auf der Bühne erscheinen lassen, den Helden nicht nur durch ihre Reden charakterisieren, sondern ihn selbst in seinem scharlachroten Mantel unter seinen Soldaten vorbeiziehen lassen. Geliebt wird er, aber nur wie ein Tierbändiger von seinen Bestien. Max von Bayern hätte den katholischen Süden, Gustav Adolf den protestantischen Norden repräsentiert. An Wallensteins Seite hätte seine weichherzige Gemahlin gestanden, welche die ehrgeizige Laufbahn ihres Gemahles nicht versteht, ihr gegenüber aber als übermütig beleidigte Intriguantin die Gemahlin des Max von Bayern.

Shakespearesche Kontraste sollten auch sonst vielfach benutzt werden. Vor der Schlacht bei Lützen zeigt Gustav Adolf die Begeisterung eines Helden, der sich erst durch ein frommes Gebet zu Gott erhebt, während Wallenstein in frecher Stimmung und fieberhafter Aufregung seine Schlachtfrent abreitet. Im Gegensatz zu dessen frecher, übermütiger Soldateska steht Gustav Adolfs in Manneszucht gehaltenes Heer. Gustav Adolf fällt, aber als Sieger geht Wallenstein bergab. Seine Grausamkeit schafft ihm Feinde und Verräter. Langsam fällt er, aber sicher, während sein Stolz bis zum Äußersten steigt, so daß er sich sogar mit den Seinen gegen den Kaiser verbindet. Sein Tod sollte auf der Bühne erfolgen. Fest geht er seinen Mördern entgegen und schüchtert sie ein, daß Duttler selbst ihm den Dösch in die Brust stoßen muß. Ein Totengericht zwischen Max und dem Kaiser hätte die Tragödie geschlossen. — Diese Analyse steht im vollsten Gegensatz zur Schillerschen Komposition. Otto Ludwig hätte ein einheitliches Charakterbild durch das ganze Stück gezeigt. Das Gegenspiel wären nicht vollständig kleinliche Werkzeuge gewesen, und der Held, als Shakespearescher Held, hätte sich durchwegs sein Schicksal, sogar in unbedeutenden Ereignissen, geschaffen. Im Schillerschen Drama sind das Gegenspiel Begebenheiten, die allerdings durch des Helden Thatun entstanden sind, welche ihn aber im Drama bereits ohne viel eigenes Thun mehr bergab stoßen. Die Anlage des Ludwigschen Dramas würde allerdings zerrissen gewesen sein, denn der Schauplatz wäre Wien, Regensburg, Gitschin, Lützen und Eger gewesen.“

Untersuchungen über Schillers „Wallenstein“ von Friedrich Frädrieh. Programm des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin 1895. 20 S.

Die Abhandlung wendet sich gegen einzelne Ausführungen in den Erläuterungsschriften: 1) Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von Fried. 1. Abteilung Lessing und Goethe. 2. Abteilung Schiller. Leipzig und Gera 1889—94. 2) Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Ludwig Vellermann. 2 Teile. Berlin 1888 und 1890. Gegenüber Frieds Forderung in der „Vorfrage betreffend die ganze Trilogie“ S. 191. Anm. 3: „Die wesentlichsten Thatsachen aus der Geschichte dieses Krieges und im besonderen Wallensteins, soweit ihre Kenntnis im Drama vorausgesetzt wird, werden nach Schillers Darstellung (in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges) unter Venuzung des im Geschichtsunterricht gebrauchten historischen Hilfsbuches in Erinnerung gebracht werden müssen“, behauptet der Verfasser: Der Dichter darf auch historische Thatsachen, wenn sie für das Verständnis seiner Dichtung wesentlich sind, nicht als bekannt voraussetzen,

sondern muß dann soviel mittheilen, wie er für nötig hält. Und die Voraussetzungen aus der Dichtung selbst herauszulesen, das ist die Aufgabe und Pflicht des Lesers. Zu solchem Lesen sollen auch die Schüler angehalten werden. Ferner billigt es Frädrich nicht, wenn die historischen Voraussetzungen aus den Geschichtsbüchern geholt werden, weil der Dichter in erster Linie den Bedürfnissen und Forderungen seiner Kunst folgt und um deswillen sich gestattet, die Voraussetzungen für sein Werk mehr oder weniger abweichend von der historischen Überlieferung zu gestalten. Entweder dürfte man ihm also diese Freiheit, die allerdings nicht geradezu einer Geschichtsfälschung gleichkommen darf, nicht gestatten — dann würde man besonders die historischen Dramen von Goethe und Schiller nicht gelten lassen können — oder man muß des Dichters Werk nehmen, wie es ist, es also aus sich selbst zu verstehen suchen. Denn vorherige genaue Bekanntschaft mit der geschichtlichen Überlieferung könnte leicht Schaden bringen, indem sie des Dichters Absicht, wenn auch nicht im ganzen, so doch im einzelnen nicht erkennen, sondern vielmehr verkennen ließen. Ebenfalls die Grundfrage, wie die Dramen zu behandeln sind, berührt endlich der vom Verfasser aufgestellte dritte Punkt, den er gegenüber Fried's stetiger Rücksicht auf die Geschichte geltend macht. Wenn nämlich letzterer a. o. D. S. 221 sagt: „Man wird die Abneigung des Schülers, die er unwillkürlich gegen Octavio Piccolomini faßt, auf den geschichtlichen Octavio Piccolomini als einen durchaus zweideutigen Charakter ableiten können, damit es ihm um so leichter werde, den Octavio des Dramas gerechter zu würdigen, als er nach seinen vorwiegend stoffartigen Interessen zu thun pflegt . . . Umgekehrt werden die eblen Züge in dem geschichtlichen Bilde Questenbergs die minder günstige Charakterzeichnung der Dichtung berichtigen müssen“, so erklärt Frädrich: „Nun ich sollte doch meinen, die Schüler hätten in erster Linie die Charaktere wie die Handlung des Dramas aus diesem selbst und allein zu verstehen. Und wenn sie das nicht ohne weiteres vermögen, so hat man durch Zusammenstellung der betreffenden Thatfachen des Dramas ihre Auffassung zu berichtigen, aber nicht den dramatischen Charakter mit dem historischen zu verquicken oder durch ihn gewissermaßen zu corrigieren. Die geschichtlichen Thatfachen können hier wohl doch nicht erklären helfen, sie können höchstens verhindern, daß der Charakter der betreffenden Person für rein historisch gehalten wird.“ — Alle diese von Frädrich gegen Fried erhobenen Einwände verdienen volle Zustimmung; sie enthalten eigentlich so selbstverständliche Forderungen bezüglich der Betrachtung von Kunstwerken, daß jeder Widerspruch gegen dieselben die elementarsten Grundbegriffe vom Wesen der Kunst verletzt und man nicht recht begreift, wie Erklärer von Dramen auf solche Ab-

wegen geraten können. Frädrich hätte vielleicht noch hervorheben können, daß allerdings bei der Erläuterung manchmal ein Vergleich der Dichtung und ihrer Quelle, also auch der historischen, notwendig ist, damit der Schüler erkennt, daß, um sich eines Lessingschen Ausdrucks zu bedienen, die Absicht der Tragödie philosophischer ist als die der Geschichte. Im Kunstwerk überhaupt, in der Tragödie in erster Linie, ist der besondere Fall immer zugleich ein allgemeiner; deswegen und weil der dramatische Dichter uns in die Genesis der Leidenschaften versetzt, gewinnt z. B. der Wallenstein der Dichtung unsere Sympathie, während der historische Wallenstein dieser Wirkung der Tragödie entbehrt und gar nicht fähig ist. — Schließlich sei noch bemerkt, daß auch die gegen Vellersmanns Ausführungen erhobenen Bedenken, die nur einzelne Punkte des Schillerischen Doppeldramas berühren, von guter Beobachtung Zeugnis ablegen.

Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen (Schluß).  
 Von Dr. A. Stein, Oberlehrer an der Ober-Realschule, Gewerbeschule zu Mühlhausen (Elfaß). Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Ober-Realschule, Gewerbeschule 1894. 26 S.

Der Schluß der Arbeit Steins führt folgende Gedanken aus: Das Jahrhundert geht zur Neige, an dessen Schwelle der große Dichter sein Meisterwerk schrieb, und doch hat, trotz aller Bemühungen der Epigonen, derjenige seiner Helden, dessen Bild noch den letzten Fieberphantasien des sterbenden Dichters vorschwebte — doch hat Schillers Demetrius die deutsche Bühne noch nicht betreten. Soll das letztere Ziel erreicht werden, so hat sich der Fortsetzer eingehend mit dem Schillerischen Plan vertraut zu machen. Hierzu gehört ein fleißiges Studium des gesamten Nachlasses; das dürftige, dem Fragment gewöhnlich angefügte und jedenfalls von Körner herrührende Excerpt genügt keineswegs. Dasselbe ist einer im Nachlaß vorgefundenen Skizze von Schillers Hand entnommen, in welcher Schiller den Gang der Handlung sorgfältig verzeichnet und kommentiert hat, und welche bei Goedeke allein 57 große Druckseiten einnimmt. Ein Vergleich lehrt, daß der Körnersche Prosa-Entwurf nur magere Bröcklein von der reichen Fülle dieser Aufzeichnungen bietet. Er ist sonst nirgends im Nachlaß wieder zu finden. Daß alle bisherigen Fortsetzer sich hauptsächlich auf diesen Auszug gestützt haben, hat verschuldet, daß keiner den Intentionen Schillers im Aufbau der Handlung, wie in der Handlung, wie in der Gestaltung der Charaktere vollkommen gerecht geworden ist, und daß mancher zu den wunderlichsten Kombinationen und Varianten gelangte. Steins Untersuchung legt daher auch in erster Linie den Schillerischen Plan als Maßstab an die vorhandenen Demetrius-

dramen an und prüft dann die Berechtigung und den Wert etwaiger Varianten. Eine Hauptstelle des Dramas bildet die Enthüllungsszene im III. Akt, wo Demetrius seine wahre Abstammung erfährt. Obgleich die Scene von Schiller klar vorgezeichnet ist, hat sie doch bei den Fortsetzern eine sehr verschiedene Auffassung gefunden. Mit dieser stürzt aber die Gestaltung der ganzen Tragödie zusammen. Marfa ist unzweideutig eine hohe Instanz in der Legitimitätsfrage. Alle, Freunde und Feinde, Russen und Polen, erwarten von ihr die Entscheidung. Diese Entscheidung auf die Andreiscene allein verlegen, wie geschehen, hieße die Marfascene eines großen Teils ihrer dramatischen Wucht berauben. Eine zweite Kontroverse ist über den Höhenpunkt des Dramas entstanden. Derselbe wird nicht gebildet durch die Hulbigungsszene in Tula, sondern fällt zusammen mit dem Einzug in der Residenz, denn aller Glanz der Darstellung ist von Schiller über diese Scene gebreitet worden. Jedoch hat Demetrius ähnlich wie die Jungfrau von Orleans eigentlich zwei Höhepunkte, einen für die psychologische (innere) Handlung; für diese liegt der Gipfel in der Hulbigungsszene zu Tula. Demetrius verliert auf der Höhe seiner Siegeszuversicht plötzlich den Glauben an sich selbst; und einen für die politische (äußere) Handlung: Einzug im Kreml. — Stein verrät, wie diese Ausführungen beweisen, eine genaue Bekanntschaft mit der Technik des Dramas und die Gabe, sich in den dramatischen Aufbau eines Kunstwerkes hineinzudenken und zu vertiefen. Das Schlußkapitel, die Fortsetzungen (v. F. v. Maltitz, S. Kühne, D. F. Gruppe, H. Laube, H. v. Zimmermann, D. Sievers, D. Weimar) bringt neben Bekanntem doch auch eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte in der Beurteilung dieser Stücke.

Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. Von Professor A. Popel. Programm des Kais. Königl. Staatsgymnasiums zu Linz. 1893. 37 S. 1894. Fortsetzung 26 S.

Das offizielle Rußland sieht in dem Czaren Demetrius, der nach einer kräftigen Regierung von elf Monaten infolge einer Verschwörung 1606 gestürzt und ermordet wurde, nur einen Betrüger, während die Forschung bis heute nicht aufgeheilt hat, ob er in der That ein solcher gewesen ist. Als Betrüger erscheint Demetrius auch in dem von Popel erwähnten Drama der Russen, zuerst in Sumarokoffs „Falschem Demetrius“, sodann in Puschkins „Boris Gudunow“; ebenso lehnen sich Homjatows im „Pseudodemetrius“, Ostrowskij im „Falschen Demetrius“ und Tolstoi in „Czar Boris“ an die russische Geschichtsschreibung an, die wie das offizielle Rußland nur einen falschen Demetrius kennt.

Im Gegensatz hierzu kennt man in Spanien nur einen echten Demetrius. Durch Jesuiten mag der Stoff hier bekannt geworden sein. Geschichtlich sicher ist, daß Demetrius mit dem päpstlichen Legaten Rangoni in Verbindung stand, daß er sich selbst brieflich an Rom wandte, daß er durch Jesuiten zur katholischen Kirche zurückgeführt wurde, daß zwei Jesuiten ihn nach Rußland begleiteten, und daß er die Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen in Aussicht stellte. Und die Geschichte des Demetrius mußte um so größeres Interesse erregen, da ja hier in dem mit Spanien vereinigten Portugal die falschen Sebastiane eine ähnliche Rolle spielten, wie in Rußland der falsche Demetrius, und gerade die Geschichte des vierten falschen Sebastian hat eine große Ähnlichkeit mit der des ersten falschen Demetrius. In welcher Weise nun von Lope de Beja dieser Stoff in dem 1617 gedruckten Drama „El gran duque de Moscovia y emperador persequido“ verwendet worden ist, hat Popel des Näheren ausgeführt: Der Dichter hat versucht, dem Ganzen ein russisches Gepräge zu geben; aber es sieht doch mehr spanisch aus, daher der spanische Diener, der spanische Ehebegriff, die spanische Etiquette, die katholische Religion. Manches ist recht unbegründet; der Ernst der Handlung ist durch heitere Szenen unterbrochen, der Lustigmacher darf natürlich nicht fehlen: erst ist es Feodor, dann übernimmt der spanische Diener diese Rolle. Auch Boris ist mehr ein gemüthlicher Tyrann. Aber abgesehen von den dichterischen Zusätzen und den Anspielungen auf spanische Verhältnisse (Stierkämpfe, die falschen Sebastiane, Hinweis auf Don Carlos) hat Lope de Beja die geschichtlichen Verhältnisse genau gezeichnet. Einige Stellen haben eine auffallende Ähnlichkeit mit Schillers Werk, aber es läßt sich nicht nachweisen, daß Schiller Lope gekannt hat. Zwar wissen wir, daß seit dem 17. Jahrhundert spanische Dramen ins Deutsche übersetzt wurden, und daß gerade die Werke Lopes auf die Entwicklung des deutschen Dramas einwirkten, aber wir finden nirgends Andeutungen, daß der Demetrius des Spaniers Schiller Anregungen gegeben hätte. Ebenso wenig scheint er von den Demetriusdramen gewußt zu haben, die der Dictionaire de théâtres de Paris 1756 anführt. Das eine ist von Aubry de Carrieres und wurde 1689 im Théâtre français gespielt, ein zweites ist von dem Italiener Vocabadati, dessen Werk wieder ein Franzose als Tragikomödie: „Arlequin Demetrius“ bearbeitete. Auch giebt keine Andeutung zu erkennen, daß Schiller Kogebues Mährstück „Demetrii Iwanowitsch“ gekannt hat, bekanntlich das erste deutsche Demetriusdrama, das im Jahre 1781 in Petersburg aufgeführt wurde. — Teil I. S. 11—37 behandelt Popel das Fragment Schillers, die Stücke von Maltitz, Bühne, Teil II. S. 3—26 die Bearbeitungen von Gruppe, Laube, Sievers, Zimmermann, Grimm.



Eine kritische Beleuchtung der übrigen Demetriuslitteratur in einer zweiten Fortsetzung ist vorbehalten.

Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Zum Schulgebrauch von Emil Große. Beilage zum XX. Jahresbericht über das Königl. Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg i. Pr. Ostern 1895. 21 S.

Mit der neuerdings vielfach erhobenen Forderung, Schillers ästhetische Schriften als Schullektüre zu verwenden, können wir uns nicht recht einverstanden erklären. Man überlasse das Studium derselben ruhig den Univeritätsjahren, und wer alsdann nicht hierzu Gelegenheit hat oder nimmt, wird trotzdem, wenn er nur sonst seinen Schiller gut kennt, Anspruch erheben dürfen, als ein gebildeter Mensch zu gelten. Jedenfalls möchten wir bezweifeln, daß jene philosophischen Aufsätze Schillers, die Smelmann in dem 36. Bändchen von Belhagen und Klaffings Sammlung deutscher Schulausgaben vereinigt hat, „einigermaßen zum Denken aufgelegten Primanern“, wie er meint, ohne allzugroßen Aufwand von Zeit und Anstrengung zu ausreichendem Verständnis gebracht werden können. Weder Smelmanns Anmerkungen noch die von Große in der obengenannten Schrift zu denselben gegebenen Zusätze sind im Stande, die Schwierigkeit, die eine solche Lektüre bietet, aufzuheben, d. h. die abstrakte, auf Kantischen Voraussetzungen ruhende Gedankenwelt Schillers dem Lernenden in konkrete Anschauungen umzusetzen. Will man Primanern vor ihrem Abgang von der Schule auch einen Einblick in diese Art des Schaffens des Dichters gewähren, so empfiehlt sich Einführung in dessen Gedankenlyrik. Zum Verständnis der letzteren hat Große, wie wir in unseren früheren Anzeigen hervorzuheben Gelegenheit hatten, so wertvolle Beiträge geliefert, daß wir den Wunsch hegen, auf diesem nutzbringenden Gebiete auch fernerhin dem feinsinnigen Ausleger zu begegnen.

Schiller und die Bibel. Von Johannes Schlurik. Programm des Königl. Gymnasiums in Leipzig 1895. 33 S.

Daß die Blüte unsrer Litteratur im 18. Jahrhundert in der Hauptsache eine Frucht des Protestantismus ist, der, wenn auch zeitweilig die geistige Freiheit abhanden gekommen zu sein scheint, doch immer von neuem das schlummernde Leben wiedererweckt hat, das lehrt ein unbefangenes Studium der Geschichte mit unabweisbarer Gewißheit. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß seit der Reformation fast alle großen Denker und Dichter Protestanten gewesen sind, weil eben nur innerhalb eines idealen Protestantismus diejenige Freiheit des Glaubens

und Denkens vorhanden ist, in der nationale Dichtung und deutsche Wissenschaft ihre Wurzel haben müssen. Auf dieses innere Verhältnis unserer Klassiker, besonders Schillers, zum Geiste des Protestantismus, aus dem heraus Luthers Bibelübersetzung geschaffen worden ist, geht der Verfasser, wie man vielleicht nach der Überschrift zu seiner Abhandlung erwarten könnte, nicht ein, er hat sich vielmehr die Aufgabe gestellt, „auf die in Schillers Werken vielfach verstreuten biblischen Anklänge aufmerksam zu machen, die ihr Dasein mehr dem äußeren sprachlichen Einfluß der lutherischen Bibelübersetzung auf Schillers Stil verdanken“. Die Arbeit Schluricks ist aber in dieser Richtung ein schätzenswerter Beitrag zur Sprache Schillers, die ja immer noch einer eingehenden monographischen Behandlung entbehrt. Daß bei Schiller nicht von einer leichtfertigen Plünderung des biblischen Schatzes, selbst da nicht, wo bewußte Entlehnung vorliegt, die Rede sein kann, daß vielmehr auch diese letztere nur als eine Frucht anzusehen ist von dem auf-  
gegangenen Samenkorn des Wortes Gottes, das im Elternhause in die empfängliche Kindesseele gesenkt worden ist, unterläßt der Verfasser nicht, gebührend hervorzuheben. Von großer Belesenheit und eingehendstem Studium besonders der poetischen Werke Schillers, denen Schlurick bei der Beschränkung des Raumes fast ausschließlich seine Beispiele entlehnen muß, legt die treffliche Arbeit durchweg das bereichende Zeugnis ab.

Schiller in seinen Briefen. I. Teil. Von Oberlehrer Otto Niedergesäß. Programm der städtischen Realschule zu Gotha 1895. 26 S.

Der Versuch, den Schülern die ideale Gestalt Schillers, des Dichters und des Menschen, nachdem ihnen dieselbe bereits aus seinen besten Kunstwerken entgegengetreten ist, auch durch Auszüge aus seinen Briefen näher zu bringen, kann als wohl gelungen bezeichnet werden. Der Verfasser folgt Jonas' kritischer Gesamtausgabe und bietet in vorliegendem ersten Teile die Heimats- und Wanderjahre bis zu den letzten Tagen von Schillers Aufenthalt in Dresden, also Brief 1—200. Die einzelnen Stellen der Auswahl weiß Niedergesäß durch passende Erläuterungen zu verbinden, sodaß der jugendliche Leser niemals im Zweifel sein kann, wo und wann eine Epoche oder Richtung in der Entwicklungsgeschichte von Schillers Geistesleben ihren Abschluß erreicht hat und eine neue beginnt.

Goethe und Schiller im persönlichen Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voss. Mit Einleitungen und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit, Gymnasial-

oberlehrer. Pr. 3 M. 250 S. Stuttgart 1895. Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die Schillerlitteratur steht gegenwärtig unter dem Zeichen des „Briefwechsels“. Die Briefe von Heinrich Voß sind zwar längst litterarisch verwertet, aber meist nur in Bruchstücken bekannt geworden. Welche Bedeutung dieselben für die Kenntnis der rein menschlichen Seite der beiden Diosturen haben, sagt Georg Berlitz treffend mit folgenden Worten: „Im schlichten Hausrock, wie sie sich ihm (Heinrich Voß) zeigten, so treten Goethe und Schiller in diesen unmittelbaren Ergüssen eines überquellenden Jünglingsherzens vor uns. Aber selbst in dieser wie gegenwärtigen Nähe, in der wir die hehren Gestalten vor uns schauen, verblaßt der echte Glanz, mit dem die Verehrung ihr Bild umwebt, nicht zu eitlem Scheine, vielmehr wächst unsre Bewunderung, wenn wir sehen, wie diese Einzigen, wenschon auch sie dem sterblichen Teile ihren Hohn entrichtet haben, in der „gemeinen“ Wirklichkeit der Hoheit ihres Genius nicht untreu werden.“ — Der Sammlung hat der Herausgeber S. 1—40 eine ausführliche, anmutig geschriebene und darum sehr anziehende Lebensbeschreibung von Heinrich Voß vorausgeschickt, aus der man so recht die Wahrheit des Ausspruchs von Jean Paul erkennt, daß in diesem Sohne des berühmten Homerübersetzers und Dichters der „Luise“ die Johanneskraft der Liebe allmächtig geglüht habe. Dann folgen S. 43—174 die Briefe, deren Adressaten uns durch biographische Mitteilungen näher bekannt werden: 1—6 an Boie, 7—8 an Niemeyer, 9—25 an Griesbachs, 26—30 an Sulzer, 31 an Iben, 32 an Jean Paul. — Die am Schlusse von Georg Berlitz gegebenen Erläuterungen (S. 175—250) enthalten eine Fülle anregenden und wertvollen Stoffes und beweisen, mit welcher Hingebung und eindringenden Gelehrsamkeit sich der Herausgeber mit seinem Gegenstande beschäftigt hat. Das Werk ist gewidmet Fräulein Hedwig Hildebrand, der Tochter Rudolf Hildebrands, dem G. Berlitz die erste Bekanntschaft mit dem Voßschen Büchlein zu verdanken hat.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goebete (13—16); Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goebete (13—18), im Erscheinen begriffen, à 1 Mark 50 Pf. Stuttgart 1894—95. Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Von der vortrefflichen neuen Cottaausgabe, die sich längst die herzlichste Zustimmung der Bücherfreunde erworben hat, liegen nunmehr Schillers Werke abgeschlossen vor. Was in diesem Blatte schon öfters betont wurde, kann nur wiederholt werden: die klare, sinnvolle Korrektur

heit des Textes, die schöne, lesbare Schrift, die geschmackvolle Ausstattung erfreuen Seele und Sinn des Lesers, rechtfertigen die rasche Verbreitung und sichern dieser Ausgabe auf dem Büchermarkt dauernd den ehrenvollsten Platz.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas, 41. — 46. Lieferung (Schluß des IV. Bandes), 47. — 58. Lieferung (V. Band) à 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1894, 1895.

Bekanntlich beabsichtigte Schiller eine Geschichte seines Geistes zu schreiben; er erbat sich auch dazu von seinem Vater die sich in der Heimat etwa noch vorfindenden Materialien. Sein früher Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes. In dem vorliegenden großen Unternehmen des ausgezeichneten Gelehrten Fritz Jonas und der deutschen Verlagsanstalt, die, fern von jeder rein buchhändlerischen Spekulation, mit nicht geringen Opfern bemüht ist, das nationale Werk zu fördern und gebiegen auszustatten, haben wir eine so eingehende Entwicklungsgeschichte von Schillers äußerem und innerem Leben, daß wir den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit bei der Lektüre dieser Briefe deutlich spüren und nicht allzusehr es zu beklagen brauchen, daß der Dichter nicht wenigstens zu einem Entwurf seines Lebensganges gekommen ist. Alle nur erreichbaren Briefe werden in dieser auf 8 Bände berechneten Sammlung, der sich an Schönheit und Größe in der ganzen deutschen Literatur nur der Briefwechsel Luthers vergleichen läßt, zum Abdruck gelangen. Wir wollen nicht unterlassen, wiederholt nicht nur alle gebildeten Kreise auf dieses monumentale Werk hinzuweisen, sondern auch denjenigen insbesondere das Studium dieser Briefe dringend empfehlen, die ihre schriftstellerische Thätigkeit gern Darstellungen aus dem inneren Leben des mit dem Fühlen und Denken unsres Volkes so innig verbundenen Dichters zuzuwenden gedenken. Eine eingehende Würdigung werden wir nach Abschluß der kritischen Gesamtausgabe geben.

Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Für die studierende Jugend Österreichs geschildert von Prof. Emil Soffé. Progr. der deutschen Staats-Ober-Realschule in Brünn. 18 S.

Die Arbeit gewährt eine nahezu vollständige, für eine vergleichende Betrachtung der Schillerschen Ballade „Der Graf von Habsburg“ mit den Dichtungen seiner Vorgänger und Nachfolger aber nicht uninteressante

Zusammenstellung der poetischen Werke, die den Begründer des österreichischen Kaiserstaates zum Gegenstand haben. Schon im 13. Jahrhundert, noch zu Lebzeiten des Fürsten, finden wir seinen Namen durch die Dichtkunst verherrlicht. So besingen ihn Meister Poppe, Konrad Schenke von Landegg, Konrad von Würzburg, Friedrich von Sonnenburg, Meister Rumeland, Herr Steinmar, Meister Stolle, der Meisterfänger Unverzagt, Heinrich von Meissen, Frauenlob. In seiner Reimchronik entrollt Ottotar ein glänzendes, farbenprächtiges Bild. Rudolfs herrliche Persönlichkeit allseitig in der Dichtung widerzuspiegeln, war jedoch erst der neueren Zeit vorbehalten. Heinrich von Collin entwarf ein großes Epos über Rudolfs Leben und Wirken, der frühe Tod hinderte den Dichter an der Ausführung, doch ist uns ein Bruchstück der Dichtung erhalten; Matthäus von Collin folgte mit einigen schönen Balladen dem Beispiel des Brubers. Von den Dichtern des schwäbischen Kreises wählten ihn zwei zum Helden; Justinus Kerner benutzte die schöne, sinnige Volksfrage, welche den greisen Kaiser den Grabesritt nach Speier machen läßt, während Gustav Schwab zumeist schalkhafte Töne anschlägt und Rudolf im Verkehre mit dem Volke zeigt. Ladislaus Pyrker stellte in einem groß angelegten Epos den Kampf Rudolfs mit Ottotar dar, Franz Grillparzer brachte die gewaltigen, ritterlichen Gestalten der beiden Gegner auf die Bühne, Ludwig August Frankl verherrlichte Rudolf in mehreren Gedichten seines „Habsburgsliedes“; Eduard Bauernfeld läßt in seiner Ballade: „Rudolf von Habsburg“ den jungen Grafen der Sage nach dem Vater ins heilige Land folgen, zeigt aber auch die Heimkehr Rudolfs, seine Werbung um Anna (Gräfin von Hohenberg), seine Vermählung und Erhebung zum deutschen König. Auf die Hilfe, die Rudolf der Stadt Zürich gegen Ulrich von Regensburg gewährte, bezieht sich das Gedicht: „Wie Rudolf von Habsburg der Züricher Hauptmann wird“, von J. F. Reithardt. Eine Episode dieses langwierigen Kampfes, die Einnahme des Schlosses Ullenberg durch den Grafen, fand u. a. Behandlung durch Stollasta. Noch eine ganze Reihe von Dichtern, die von Rudolf dem Herrscher und Menschen erzählen: „Rudolf von Habsburg und Iban Ginz“ von G. Görres; „Kaiser Rudolfs Scepter“ von Ewald; „Habsburger Scepter“ von Neß; „Rudolf von Habsburgs Erwählung“ von L. Grote; „Die Marchfeld-Schlacht“ von Johann Langer; „Der Schwan im Kloster“ von Josef Kollmann; „Rudolf ehrt die Tapferkeit des Feindes“ von Ludwig Nowitsch; „Herbert von Füllenstein“ von R. . . . r; „Rudolf an Ottotars Leiche“ von Canaval; „Rudolf von Habsburg und die Bädin von Mainz“ von P. E. Walther; „Rudolf und der Freihart“ von Karl Förster; „Wie Graf Rudolf von Habsburg den Sänger ehrt“ von Röffinger; „Der Dom zu Speier“ von Schenkendorf.

Da der Gegenstand wohl einmal eingehendere Behandlung verdient, als dies für diesen Zweck thunlich war, so fügen wir Soffés Übersicht noch folgende Ergänzungen bei, die uns gerade einfielen, ohne behaupten zu wollen, damit den Kreis dieser Dichtungen, deren Chorführerin Schillers Ballade ist, erschöpfend bezeichnet zu haben: „Graf Rudolf und der Abt von St. Gallen“ von Rodnagel; „Kaiser Rudolf“ von W. Wadernagel; „Graf Rudolf und der Gerber“ von H. Hagenbach; „Die Kaiserreichen“ von Sidor Proschlo; „Rudolf von Habsburg und der Graf Scharfenstein“ von A. Dube; „Kaiser Rudolf und der Graf von Falkenstein“ von F. Dahn; „Kaiser Rudolf“ von Otte.

Zur Poetik der Ballade. Von Dr. Ludwig Chevalier, Direktor des K. K. Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt. 3 Programm-Abhandlungen, I. Teil 1891, 61 S., II. Teil 1892, 56 S., III. Teil 1894, 39 S.

In den vorliegenden drei Teilen der Abhandlung „Zur Poetik der Ballade“ wird erstens ein Überblick der Entwicklung der neueren Ballade gegeben, werden zweitens die vorhandenen Einteilungen und Begriffsbestimmungen auf ihre Gültigkeit geprüft und wird drittens der Versuch vorbereitet, wie sich Gedichte dieser episch-lyrischen Dichtungsart dem Inhalte nach unterscheiden lassen. Für die Lösung dieser Aufgaben hat sich der Verfasser selbst die beste Richtschnur mit den Worten gegeben:

Die wahre Poetik wird nicht erdacht,  
Sie hat sich stets von selber gemacht,  
Aus echter Poeten Stoff und Wesen  
Brauchst du sie nur fein herauszulesen.

Und diesem Wahlspruch ist der gründliche Gelehrte in seiner umfangreichen interessanten Arbeit treu geblieben. Wie vorzüglich ist die Methode seiner Untersuchung! Nirgends begegnet man einem Operieren mit leeren Begriffen, deutlich erkennt man eine durch eingehende Kenntnis der Balladen- und Romanzenliteratur gewonnene ästhetische Anschauung. Aber auch nur wer wie Chevalier über den reichen historischen Apparat so vollkommen verfügte, vermochte zu einer so vorurteilslosen Prüfung gewisser Schulbegriffe und zur klärenden Auseinandersetzung mit dem vielumworbenen Gegenstande hindurchzubringen. Es wäre bedauerlich, wenn das gelehrte, tief angelegte Werk, das seinen Abschluß noch nicht erreicht hat, in Programmen verschwinden und nicht auf anderem Wege noch Verbreitung finden würde. Wenn dieser letztere Fall eintreten sollte, so wäre dann gewiß auch der Raum zu gewinnen für eine breitere Ausführung der Balladendichtung der klassischen Zeit, für welche

dieser Rahmen zu klein war. — Es ist hier nicht der Ort, aus dem reichen Inhalte einen Auszug zu bieten, wir müssen uns begnügen, einige auf Schiller bezügliche Sätze anzuführen: Der hohe sittliche Ernst der Schillerschen Ballade, das rednerische und edle Pathos, der kunstvolle dramatische Aufbau, die kräftig durchleuchtende Grundidee, die mit echt dichterischer Intuition gefundene glückliche Wahl des Stoffes schien die Schillersche Richtung der Ballade, die das vollstümliche Element nicht aufnahm, in den Vordergrund zu tragen; es war dies ein Rückschlag, aber ein solcher, der nur wieder die volle Kraft des echten Dichtergenies zeigte, das, wo es neue Pfade geht, auch hier mustergiltig wird. Es war Gefahr vorhanden, daß diese Richtung der Ballade siegreich durchbringe, wo ein großer Dichter so herrliche Bilder hingestellt, wenn nicht die Nachwirkung Goethes und die emporkommende romantische Richtung sich wieder der vollstümlichen Weise zugewendet hätte. Aus diesen, aufeinander Einfluß nehmenden, sich bei einem und demselben Dichter kreuzenden Elementen ist die moderne Ballade hervorgegangen, die die alten echten Elemente aufgehoben, bewahrt und kunstmäßig geläutert hat. Durch Goethe und Schiller waren große und herrliche Muster der alten und neuen Ballade aufgestellt, dort an die Volksdichtung anknüpfend, hier Kunstdichtungen von edlem Gehalt und ergreifender Macht des Ausdrucks. Der Einfluß der Schillerschen Balladendichtung war ein mächtiger. Er verdrängte längere Zeit die Goethesche Art der Balladendichtung, die gewiß den Grundcharakter der Ballade reiner wiedergab. Es war dies durch den Charakter der Schillerschen Dichtung leicht erklärlich. Die edle, reine Form, das mächtige Pathos der Rede, der künstlerische Aufbau, das deklamatorische Element wirkten auf lange Zeit fort. Auch war diese Art leichter nachzuahmen, als die Goethesche. Das Formschöne war leichter zu fassen und fand durch die ganze Bildung der Zeitgenossen begründet einen offenen Weg zu den Geistern. Der sittliche Ernst in diesen Dichtungen bewegte leichter die Gemüther der Leser, als die reine Schönheit der Goetheschen Dichtung. Die Nachahmer der großen Dichter konnten den Ton der Ballade nicht immer auf dieser Höhe halten, weil bei aller kunstvollen Behandlung die Dichterpersönlichkeit von der Bedeutung eines Goethe und Schiller fehlte. Es war wohl endgiltig der burleske Ton der Gleimschen Weise überwunden, die Ballade hatte die Mischung des Komischen und Gräßlichen verlassen und einen ernsten, würdevollen Ton angenommen; aber die romantische Schule erst fand wieder den rechten Klang, den Goethe angeschlagen, die anheimelnde Schönheit der alten Volkspoesie mit einer in die Seele dringenden Kraft wurde wieder lebendig; leider blieben viele Schladen bei dem edlen Metalle.

**Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch.** Von Dr. Wilhelm König. Preis 40 Pf. Leipzig, Verlag von Gustav Uhl.

Nur bescheideneren Ansprüchen wird eine Erläuterungsschrift, die in keiner Weise auf die poetischen Schönheiten und die Ökonomie des Stückes Rücksicht nimmt, zu genügen vermögen. Ober teilt der Verfasser den Standpunkt jenes Philologen, von dem H. v. Treitschke in den Preuß. Jahrb. 51, 2. S. 185 erzählt, er habe in der Schule seine Kritik über den Dichter mit der geringschätzigen Bemerkung geschlossen: „Das Ästhetische versteht sich ja ganz von selbst“.

**Getreue Nachbildung der eigenhändigen Unterschriften Schillers, seiner Frau und Kinder.** Preis 50 Pf. Dresden A. Müller (Fröbelhaus).

Die 6 in Lichtdruck ausgeführten Unterschriften stammen von Fr. Schiller 1783, von Goethe 1808 und von den Kindern 1830.

**Illustrierte Klassiker-Bibliothek.** Volks-Ausgaben des Verlags der Litteraturwerke „Minerva“. Berlin W., Corneliusstraße 5. Neue Ausgabe in Heften à 50 Pf.

Ihrem Zweck, den breiten Massen des deutschen Volkes die Erwerbung einer illustrierten Klassiker-Bibliothek, umfassend die Lieblingsdichter aller Nationen, für einen überaus billigen Preis zu ermöglichen, ist die Verlagsanstalt gerecht worden. Die vorzügliche typographische und künstlerische Ausstattung haben dem Unternehmen schnell einen großen Kreis von Litterarfreunden erworben. Aufnahme in diese Sammlung findet nur auserlesenes, inhaltlich und formell gebiegenes Lesematerial (keine Auszüge), was würdig ist, in Herz und Gemüt des ganzen Volkes aufgenommen zu werden, und was zur Stärkung seiner sittlichen Kraft dient. Alle 14 Tage erscheint ein Heft von 64 Seiten, Lexikon-Format in klarem Druck, auf schönem starkem Papier, in gefälligem Umschlag broschiert. Von diesem äußeren und inneren Vorzug legen auch Schillers Werke bereitetes Zeugnis ab. Erschienen sind bisher: 1. Schillers Gedichte. Mit 11 Ton- und 35 Textbildern. 166 S. 1 M. 50 Pf. 2. Die Jungfrau von Orleans. Mit 10 Illustrationen. 60 S. 50 Pf. 3. Wilhelm Tell. Mit 12 Illustrationen. 54 S. 50 Pf. Die Anschaffung dieser reichhaltigen Sammlung sei Schülerbibliotheken bestens empfohlen.

**Aufgaben aus deutschen Dramen.** Zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröder, Professor. Erstes Bändchen: Aufgaben aus „Wilhelm Tell“, zusammengestellt von



Dr. Heinze. 89 S. Preis 80 Pf. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1894.

Das erste Heft enthält 81 Entwürfe, die der Verfasser als die besten ausgewählt hat aus den Büchern und Schriften und deutschen Aufsätzen, in denen sie bisher verstreut waren. Dieser wohlgeordneten Sammlung ist noch ein Abdruck von Aufgaben zur Auswahl nach Frankes Schulausgaben des Tell beigegeben.

### Schulausgaben:

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht.  
 Schiller, Maria Stuart, herausgegeben von Edmund Aelfsäter;  
 Schiller, Braut von Messina, herausgegeben von Carl Lumicz,  
 à 80 Pf. Leipzig, Verlag von G. Freytag.

Graefers Schulausgaben klassischer Werke. Preis pr. Heft 25 Kr. — 50 Pf.  
 Wien. — Schiller, Wilhelm Tell. Mit Einl. u. Anm. von  
 Dr. Franz Brosch. Schiller, Wallenstein, I. Teil: Wallensteins  
 Lager; Die Piccolomini; II. Teil: Wallensteins Tod. Mit Einl.  
 u. Anm. von Dr. Friedrich Bernd. — Schiller, Kabale und Liebe.  
 Mit Einl. u. Anm. von R. A. Schmidt. — Schiller, Fragment  
 des Demetrius. Mit Einl. u. Anm. von Dr. Adolf Lichtenheld. —  
 Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einl. u.  
 Anm. von Josef Egger u. Dr. C. Rieger.

### Aus Zeitschriften:

1. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. 10. Bd. Heft 2. B. Valentin, Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans“. Heft 3/4. Fr. Rehorn, B. v. Humboldts Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers.
2. Daheim, 30. Jahrg. Nr. 27: J. Wächgram, Christophine Schiller.
3. Deutsche Rundschau: R. Freih. v. Liliencron, Der Wallenstein der Schillerschen Tragödie im Lichte der neuesten Geschichtsforschung. — 21. Jahrg. 2. Heft: B. Suphan, Zum 10. November, „Schillers Totenfeier“, ein dramatischer Entwurf Goethes.
4. Dresdner Anzeiger 1894, Nr. 202: Theodor Ostl., Zu Schillers Aufenthalt in Loschwitz 1785.
5. Euphoriion, I, 1: Herm. Baumgart, Schillers „Jungfrau von Orleans“. — Ein Brief Schillers. Mitgeteilt von Ludw. Firzel. — II., 1: C. Schmidt, Schwäbisches: 1. Schubart, 2. Franziska von Hohenheim, 3. Schiller, 4. Uhland.

6. Die Familie, Bd. 3, Heft 1: Albert Richter, Anna Hölzel, ein Frauenbild aus dem Schillerkreise.
7. Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894. Leipzig 1894: Gustav Koethe, Die dramatischen Duellen des Schillerschen Tell.
8. Internationale Litteraturberichte, C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Nr. 27, 1894: Schiller in Amerika (Bibliographie) von R. Knorz.
9. Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, herausgegeben von Dr. Fries u. Meier, 43. Heft, 1895. S. 20 fig.: Schillers Alpenjäger. Schulmäßige Erklärung. Von Kurt Fulda.
10. Nyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 8. Jahrg.: Über den befriedigenden Schluß einer Tragödie, mit besonderer Berücksichtigung von Stücken von Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare. 441 fig. — Schillers Wallenstein und die historische Forschung, von Gustav Heide, 497 fig. — Zu Schiller, von N. Petersen, 545 fig. — Zu Schillers Aussprache des Deutschen, von N., 547 fig. — Zu Schillers Kampf mit dem Drachen, von Kugler, 704 fig. — 9. Jahrg.: Zu Schillers Wilhelm Tell und Braut von Messina, von Th. Matthias, 217 fig.
11. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1894, 4., 516. Heft: Berth. Hoenig, G. A. Würgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnisse zu dem lateinischen pervigilium Veneris.
12. Vom Fels zum Meer, 1893/94, Heft 6: Fr. Harber, Don Carlos in historischer Beleuchtung.
13. Zeitschrift für deutsche Sprache, 8. Jahrg., 2. Heft: Zum 4. Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe. — 9. Jahrg., 1. Heft: Schillers Mutter.
14. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, N. F., 7. Bd., 2./3. Heft: Ein Brief von Fr. Schillers und Th. Körners Vater. Mitgeteilt von Ernst Müller und Gottlieb Krause.

### Sprechzimmer.

#### Zwei Dichtergeständnisse.

Daß „Pegasus im Joche“ nicht leichter einherschreitet, wenn ihm das Joch vor der Schulbank aufgelegt wurde, das ist schon manchem Kollegen aus eigener Erfahrung klar geworden. Zwei Dichtergeständnisse aus dem letzten Quinquennium sprechen diese Erfahrung als freimütige

Berichte aus. Das eine findet sich in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ von Robert Hamerling, wo der Verfasser (S. 319 flg.) von der im Jahre 1866 auf sein Nachsuchen erfolgten Pensionierung am Gymnasium in Triest erzählt, über die ihm ein Dekret ausgestellt wurde, das seine „Verdienste um die Anstalt“ anerkennt, deren „besondere Bieder“ er durch eine Reihe von Jahren gewesen sei. „Aber“, so fährt der Dichter fort, „dieses ehrenvolle Zeugnis war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchsten Klassen des Gymnasiums beschäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuscht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädagogische Gabe, die Disziplin, besser gesagt die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrecht zu erhalten. Am persönlichen Respekt zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen; sie gaben mir sogar Beweise ihrer Zuneigung. Aber sie fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unzählbaren Jugendmutwillen, der Schwaghastigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft ratlos und schutzlos gegenüber. Ein Umstand, der neben dem schlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Thätigkeit für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.“

Neben diesem Bekenntnisse, das, für den Eingeweihten erkennbar, eine unendliche Zahl banger Leidensstunden hinter sich birgt, steht das eines andern Dichters, der allerdings nach seiner ersten, unfreiwilligen Entlassung aus dem Schulamte sich wiederholt und schließlich dauernd dem akademischen Lehrstuhl zuwandte, mit der Schuljugend in engerem Sinne aber auf ähnlichem Fuße gestanden zu haben gesteht wie sein Kollege in Triest. Otto Roquette („Siebzig Jahre“. Vgl. Btschr. f. d. d. Unter., Heft 4) hatte, ohne sich eigentlich für das Lehramt vorbereitet zu haben, eine Stelle am Blochmannschen Gymnasium zu Dresden angenommen; und wir glauben dem liebenswürdigen Dichter von „Walde-meisters Brautfahrt“ recht gerne, wenn er (Bd. II, S. 42) erzählt, daß ihm „jedes Talent für den Schul-Ärger“ abging, daß ihn sein Direktor (Bezzenberger) darob beneidete, und daß er in einem guten Verhältnisse zu den Schülern stand. Ebenso gut aber wissen wir auch, was es zu bedeuten hat, wenn er bald darauf (S. 44) fortfährt: „Daß mir auf diesem Gebiete manches gelang, lag vielleicht mit darin, daß ich nur Lehrer gehabt, die sich nicht um mich gekümmert, Lehrer, die mich eher verkannt, mißliebig betrachtet und häufig übel behandelt hatten (Näheres darüber im ersten Band, besonders im 6. Kapitel der Autobiographie). Aber trotz dieses Gelingens will ich nicht behaupten, daß ich ein musterhafter, oder auch nur ein regelrechter Gymnasiallehrer

gewesen, wie ich auch niemals ein richtiger Schulmann hätte werden können. Denn mir fehlte das Interesse, vor allem der Respekt vor jeder systematischen Pädagogik. Mir erschien das allgemeine Regelbuch dieses Gebietes immer höchst wunderbar und aller Menschenkenntnis zuwiderlaufend. Die Erfahrung sagte mir, daß die Pädagogik bei jedem Individuum von vorn anzufangen habe."

Das ist ein freimütiges Geständnis, und es liegt gewiß auch ein Körnchen Wahrheit in dem, was darin auffallen muß. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß wir dem Direktor Bezzenberger nicht allzu sehr grollen werden, wenn er im dritten Jahre einer auf diese Anschauung begründeten Amtsthätigkeit dem um Verlängerung eines schon längere Zeit dauernden Urlaubs nachsuchenden Dichter die Antwort erteilte, daß er sich dadurch genötigt sehe, ihm einen Nachfolger zu geben. Und wenn wir auch nicht den geringsten Zweifel in die Richtigkeit und Genauigkeit der S. 154 und weiterhin erzählten Erlebnisse in der amtlichen Laufbahn des durchaus und überall den Eindruck der Wahrhaftigkeit erweckenden Autobiographen setzen, so giebt doch gewiß auch dieses Leben einen neuen Beleg für die Wahrheit des alten Spruches: Non omnia possumus omnes.

Darmstadt.

Karl Sandmann.

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Viator, Professor in Marburg. Marburg. R. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1893. 26 S. 8°. Preis 50 Pfennige.

Ein recht zeitgemäßes, hochwillkommenes Büchlein. Man hält jetzt mehr als sonst auf's Sprechen, auf die lebendige Sprache im Gegensatz zum Tinten- oder papiernen Deutsch. Das legt von selbst die Frage nach dem Wesen der mustergiltigen deutschen Laute nahe.

S. 11—14 seines Vortrags giebt Viator eine recht übersichtliche kurze Zusammenstellung derselben. Die Lautzeichen sind hier teilweise andere als in Viators *Die Aussprache des Schriftdeutschen*<sup>1)</sup>. Leipzig, 1890. D. R. Reisland. Die neuen sind die der englischen Phonetikerschule, die auch von der Association phonétique des Professeurs de langues vivantes angenommen sind. Dem geschlossenen i (S. 13) möchten wir hier nicht wesentlich gleiche Zungenstellung wie dem geschlossenen ü zuschreiben, vielmehr wie dem geschlossenen e. (Vergl. Sievers' Phonetik § 27 in Pauls Grundriß.) In stehlen geschlossenes e zu sprechen (S. 13) will uns Sachsen nicht recht einleuchten; daß „sich bei allen Vokalen (i, u, ü, ö, o,

1) Sehr belobt von D. Brenner in *Bayerns Mundarten* 1. Bd. 1. Heft S. 159 ff. Jetzt in 3. Auflage erschienen. Leipzig, Reisland 1895.

geschlossenes e) außer offenem e die geschlossene Alliance auf den kurzen, die offene auf den langen betonten Vokal beschränkt" (S. 14), ist nur ein Versehen. Das deutsche ei in freien ist wohl nicht bloß a + i, sondern auch a + e (S. 14).

Lebhaft tritt Vietor für einheitliche deutsche Laute ein und zwar für die ernste Bühnensprache, die in den stimmhaften b, d, g norddeutsche Färbung hat. Die Verwirklichung dieses Wunsches stößt aber so lange auf starke Hindernisse, als es an geeigneten Lehrern fehlt und diesen an einem sichern Weg, den Schülern die stimmhaften b, d, g beizubringen. Selbst wer ein stimmhaftes s, v, g hervorbringt, hat noch weit bis zum stimmhaften b, d. Am besten spreche man zu dem Zwecke ab mit möglichst langem a, setze dann mit dem Ton ein, der den unmittelbaren Übergang zum b bildet (Blähschlaut) und behalte die Stimme bei, während die Lippen behufs des b sich schließen. Auch wer aba singt läßt das b tönen. Im Kapitel der Streitfragen sieht es Vietor als ausgemacht an, daß die Unterscheidung von kurzem e und kurzem ä in der Aussprache dem guten Bühnengebrauch fremd ist (S. 15). Aber spricht der nicht richtig, der in läßt, Fässer sich eines offeneren Lautes bedient als in Bett, Nest? „In Süd- und Mitteldeutschland“, heißt es S. 20, „wo meist, auch die deutsche Mundart Nasalvokale kennt, wird der französische Wert derselben der Qualität nach beibehalten, jedoch durchgehends gelängt; so in Bassin, Verbun, Ballon, Rouen.“ Aber man findet auch in Mitteldeutschland die Nasalvokale nicht mundgerecht, man ersetzt sie auch hier wie in Norddeutschland durch die Lautfolgen eng, öng, ong, ang.

Alle diese Kleinigkeiten thun dem Wert des Büchleins nicht den mindesten Abbruch, dessen hohe Brauchbarkeit dem nicht genug empfohlen werden kann, der sich rasch über die mustergültigen neuhochdeutschen Laute unterrichten will.

Wir sagen dem bekannten Verfasser, dessen Phonetik in 3. Auflage erschienen und der darüber ist, „die Aussprache des Schriftdeutschen“ durch eine Darstellung der deutschen Umgangssprache zu ergänzen, den besten Dank.

Plauen i. B.

H. Schüller.

Dr. S. M. Prem: Am 100. Geburtstage Grillparzers. Vielzig 1891.  
17 S.

Als Schulrede ist vorliegende Abhandlung entstanden; keineswegs aber zeichnet der Verfasser, wie es in derartigen Reden so häufig der Fall ist, ausschließlich die Lichtseiten seines Helden. Wohl rühmt er sehr vieles an den Tragödien Grillparzers, so die Einheitlichkeit und Klarheit wie auch den harmonisierenden Stil der „Sappho“, die Charakteristik der

Personen, die Exposition und den dramatischen Aufbau von „König Ottokars Glück und Ende“, die keusche Zartheit und die klassische Schönheit von „Des Meeres und der Liebe Wellen“, und nennt „Weh dem, der lügt“ eines der besten deutschen Lustspiele; doch erklärt er „Die Ahnfrau“ für ein verfehltes Werk und „Ein treuer Diener seines Herrn“ für das schwächste Stück des Dichters, auch tabelt er die Länge von „Blanca von Castilien“. Wohl preist er die Liebe Grillparzers zu Kaiser und Reich, Volk und Vaterland sowie seine zärtliche Gefinnung gegen seine Mutter und sein dankbares Herz; doch verschweigt er auch seine Verschlossenheit, seine Hypochondrie und seinen Eigensinn nicht, ja erblickt gerade in ihnen den „Schlüssel zum Verständnis der Schattenseiten seiner poetischen Werke“. Wenn nun trotzdem in der Zeichnung des Dichters und Menschen mehr Licht als Schatten erscheint, so entspricht das meiner Überzeugung nach der Wirklichkeit. Vollständig pflichte ich dem Verfasser bei, daß Grillparzer nach Goethe und Schiller mit Heinrich v. Kleist der bedeutendste deutsche Dramatiker und der größte österreichische Dichter in der neuhochdeutschen Zeit ist. Zur Einführung in seine dramatischen Schöpfungen, die leider noch so wenig be- und geachtet worden, daß in manchen Schullitteraturgeschichten nicht einmal sein Name steht, ist dieses Schriftchen recht wohl geeignet. Grillparzers lyrischer und epischer Dichtungen ist darin nur flüchtig gedacht.

Borna.

Carl Franke.

### Zeitschriften.

- Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 1: F. Holthausen, Zum Heliand. — R. M. Werner, Zwei Bruchstücke aus der Christherre-Weltchronik. — A. Schmidt, Mitteilungen aus deutschen Handschriften der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. — R. Sprenger, Zu Reinte de Vos. — F. W. E. Roth, Mitteilungen aus mhd. Handschriften. — A. Leitzmann, Das chronologische Verhältnis von Striders Daniel und Karl. — D. Erdmann, Zur Legitimität von Hartmanns Gregorius I. — J. Stosch, Beiträge zur Erklärung Wolframs. — G. Dünzer, Der Ausgang von Goethes Lasso. — R. Sprenger, Zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. — J. Volte, Zu Johann Rasser. — E. Wolff, Rudolf Hildebrand, Retriolog. — Th. Siebs, Zur altfächsischen Bibelübersetzung. — R. Meyer, Zur alliterierenden Doppeltonsonanz im Heliand.
- Zeitschrift für deutsches Altertum 39, 3: Brede, Die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge. — Kies, Zur as. Genesis. — R. M. Meyer, Wigger von Steinach. — Schulze, Die negativ excipierenden Sätze. — Schönbach, Zu Walthar von der Vogelweide. — Seemüller, Zum Gedicht von der Böhmenschlacht. — Schröder, Kulmer Bruchstück der Christherre-Chronik.
- Allemannia 28, 1: Schapbach und seine Bewohner. Von J. J. Hoffmann (mit Tafel). 1. Ortsname. 2. Flurnamen. 3. Familien- und Taufnamen. 4. Haus-

bau. 5. Hausmarken. 6. Volkstracht. 9. b. Kinderreime. 9. f. Ortsniedereien. 11. Sagen. 12. Sitten und Bräuche. — Schwaben und Alemannen von Ludwig Wisser. — Zur Lannhäufer Sage von Karl Amerzbach. a) Zur Etymologie von Benusberg. b) Zu dem „Thanaufes“ des Aventin. c) Über die Heimat des Minnesängers Lannhäufer. — Die Künstlerinschrift zu Engen von Fridrich Pfaff. — Alte Sprüche. — Anzeigen und Nachrichten: Heinrich Stidelberger, Parallelstellen bei Schiller, besprochen von Richard Weiffenfels. Rudolf Kleinpaul, Das Mittelalter, besprochen von Eduard Heyd. Otto Henne am Rhyn, Geschichte des Rittertums, besprochen von Eduard Heyd. Robert Kien, Alles unterenand, besprochen von August Holder. Ludwig Egler, Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollernschen Lande, besprochen von August Holder. Sebastian Sailer, sämtl. Schriften in schwäbischem Dialekte, 4. Aufl. von Späler, besprochen von August Holder.

Euphorion, Ergänzungsheft zum 2. Bande: Mitteilungen aus der Litteratur des 19. Jahrhunderts. (Preis 4 Mark.) Inhalt: Charles Wolfe. Von Jacob Schipper in Wien. — Über Kleists „Räthchen von Heilbronn“. Von Spiridion Bukadinovic in Graz. — Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven. Von Alfred Christlieb Kalischer in Berlin. Beilage: Über Clemens Brentanos Beiträge zu Carl Bernards Dramaturgischem Beobachter (An Reinhold Steig in Berlin). Von August Sauer. — Zu Theodor Körners Leben und Dichten. Von Reinhold Steig. 1. Tod und Schwertlied. 2. Theodor Körner und die Liedertafel in Berlin. 3. Das Sonett an Henriette Hendel-Schütz. — Grabbes und Grillparzers „Hannibal“. Von Anton Reichl in Brüg. — Studien zu Eduard Mörikes Gedichten. Von Rudolf Krauß in Stuttgart. 1. Zeit der Entstehung. 2. Art der Entstehung. 3. Verschiedene Fassungen. 4. Iphylle vom Bodensee. Beilage: Ein ungedrucktes Jugendgedicht Mörikes. — Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath. Mitgeteilt von Wilhelm Buchner in Eisenach. — Der Apotheker von Chamouny oder der kleine Romangero von Gottfried Keller. In älterer Fassung mitgeteilt von Jakob Baechtold in Zürich. — Miscellen. Friedrich Akt an Kreuzer. Ein Sprachdenkmal aus den Befreiungskriegen. Mitgeteilt von Emil Fromm in Aachen.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, 7 u. 8: Oskar Streicher, Zum Gedächtnisse Gustav Freytags. — Theodor Matthias, Joh. Gottlieb Fichte, ein Streiter im Geiste unseres Vereins. — Wilhelm Ibel, Die Verdeutschung der Fremdwörter in unseren Jugend- und Volksschriften. — Saalfeld, Von der Ausmerzung der Fremdwörter im Leben und in der Schule. — Friedrich Wappenhanz, Zwei neue Preisaufgaben für Verdeutschungen. — Friedrich Wappenhanz, Unser Wahlspruch in dichterischer Fassung. — H. Ruthesius, Die Wahlspruchstafel des deutschen Sprachvereins. — Kleine Mitteilungen. — Bücherchau. — Briefkasten.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 6. Jahrg. 8. u. 9. Heft: L. Spiro, Die Pflichten gegen die Muttersprache. — 10. Heft: Holzgmüller, Über neuere pädagogische Werke.

Die Aula. Wochenblatt für die akademische Welt. Herausgegeben von Dr. Ewald Boude in München, Verlag von H. W. Bobach in München. I, 1: Moritz Carriere, Die Einheit des Geistes. — J. Kohler, Das römische und das deutsche Recht. — E. Hardy, Buddhismus und Christentum. — W. Ostwald, Chemische Betrachtungen. — Konrad Lange, Die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik.

## Neu erschienene Bücher.

- Runo Fischer, Shakespeare und die Bacon-Rythen. Festvortrag. Heidelberg, Carl Winter 1895. 282 S. Preis 1 Mark 60 Pf.
- Franz Herold, Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. Max Geißlers Verlag. Wachwitz-Dresden. VII, 343 S.
- Körners Briny, Schulausgabe von Dr. F. Dahmen. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895.
- W. S. Kiehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe mit Anmerkungen, herausgeg. von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Cotta 1895. 216 S. Preis 1 Mark 20 Pf.
- Julius Keyzlar, Die Prinzipien der Übersetzungskunst. Übersetzungsproben. Programme des k. k. Staats-Real- und Oberghymnasiums zu Ungarisch-Gradiß 1894 und 1895.
- Margarete Lent, Ein Aleeblatt. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Jwidau i. S., Johannes Herrmann. 147 S. Preis geb. 1 Mark 50 Pf.
- Karl Folz, Hilfsbuch für den Sprachunterricht. Nach einem vom Herbart-Berein für Rheinland und Westfalen beifällig aufgenommenen Entwurf für die Hand der Schüler bearbeitet. Bonn, P. Hansteins Verlag. 43 S. Preis 3 Mark.
- A. Schullerus, Die Vorgeschichte des siebenbürgisch-deutschen Wörterbuchs. Programm des theologisch-pädagogischen Seminars der ev. Landeskirche A. B. in Hermannstadt. 44 S.
- Lessings Hamburgische Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus von Friedrich Schröder und Richard Thiele. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895. 535 S. Preis 4 Mark.
- Wilhelm Jensen, Runic Rocks, translated by Marianne E. Suckling. London, Elliot Stock, 62, Paternoster Row, E. C. 1895. XV, 269 S.
- Konrad Fischer, Volks- und Kunstepen der ersten klassischen Blütezeit. Für den Unterricht an Gymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen und Seminaren in Prosa erzählt. Trier, Heinrich Stephanus 1895. 147 S. Preis 1 Mark.
- Rudolph Meringer, Professor für vergleichende Sprachforschung an der Universität Wien, Karl Mayer, Professor für Psychiatrie und Nervenpathologie an der Universität Innsbruck, Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart, Göschen 1895. 204 S. Preis 4 Mark 50 Pf.
- Georg Heydner, Die theoretischen Grundlagen des Lesebuches. Sonder-Abdruck aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung Nr. 11 u. 12, Jahrgang 1895. Leipzig, Julius Klinckschardt. 31 S.
- Julius Bräuninger, Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre. München, R. Oldenbourg. 60 S.
- Ferdinand Schulz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Mit erläuternden Abbildungen im Text. Erste Abteilung: Griechische Geschichte. 2. Auflage. 104 S. — Zweite Abteilung: Römische Geschichte. 2. Auflage. 132 S. Dresden, L. Ehlermann 1895.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher u. d. d. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.



## Der deutsche Wald in Religions- und Rechtsanschauung alter Zeit.<sup>1)</sup>

Von A. Freybe in Parchim.

Der deutsche Wald war einst der Schrecken der Römer, als sie in Germanien ihre Eroberungen machten. Ungeheure Waldungen erstreckten sich durch die meisten Teile des Landes, sodaß an mancher Stelle das Eichhörnchen sieben Meilen über die Bäume lief, wie dies noch die volksmäßige Bezeichnung für einen großen unabhsehbaren Wald ist. Zwischen den Wäldern auf dem Gefilde siedelten sich Leute an. Abgesondert und in verschiedener Richtung, sagt Tacitus in seiner Germania c. 16, siedelt sich jeder an, wo ihm ein Bach, ein Feld, ein Hain (nemus) zusagt. Der Wald galt unseren heidnischen Urvätern in gewissem Sinne als heilige Stätte, denn, wie derselbe Geschichtsschreiber c. 9 sagt, „die Götter in Wände zu bannen dünkt ihnen gegen die Würde der Himmlichen; sie weihen ihnen Haine und Wälder (lucos ac nemora consecrant), und rufen jenes geheimnisvolle Wesen, das nur ihr anbetender Geist schaut, mit Götternamen an. Daß unser Wort Wald mehr mit dem griechischen *άλος* (Hain) als mit dem deutschen wild zusammenhängt, ist auch nach dieser Seite von Bedeutung. Das gotische *alhs* bedeutet Tempel und war den Goten ein altheiliges Wort, welches in der Form *Aleis* schon bei Tacitus erscheint, der c. 43 von dem Stamme der Mahanarvalen sagt, daß bei ihnen ein altheiliger Hain gezeigt werde (*antiquae religionis lucus*); in ihm walte ein Priester in Frauentracht in langem weißen Kleid; die Götter sollen nach römischer Vorstellung Kastror und Pollug sein; dieses ist die Bedeutung des heiligen Waldes, sein Name *Aleis*. Auf das Helvenbrüderpaar aber, welches hier ohne Bildsäule, in heiligem Haine verehrt wurde, kann der Name nicht wohl bezogen werden; die Stätte der Gottheit selbst hieß *alx*.

Auch unter den bekehrten Sachsen hielt sich das Wort lange lebendig, wie denn der Dichter des Heliand *alah* gerade wie *Ufilas* gebraucht. Es ist ihm die Bezeichnung für Tempel; mitunter wird statt *alah* der Ausdruck *godes hūs* (115, 8; 130, 18) oder *hēlaga hūs* (3, 19) gewählt.

1) Auf Grund der Rechtsaltertümer und Weistümer, herausg. v. J. Grimm.  
Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 9. Jahrg. 10. Heft.

Der Tempel ist also zugleich Wald, wie auch das ahd. *wih* (*nemus*) und das ahd. *haruc* einerseits den Begriff von Tempel, anderseits den von Wald in sich schließt. Um so bedeutungsvoller sind die Zeugnisse des Tacitus für den Waldkultus der Deutschen, wie wenn er z. B. von den Semnonen c. 39 sagt: „Zu bestimmter Zeit versammeln sich alle blutsverwandten Völker durch Abgeordnete in einem Wald (*silva*), den ihre Ahnen eingeweiht, den alte Furcht geheiligt hat u. s. w. Noch ein anderes Zeichen von Ehrfurcht genießt dieser Hain: Niemand tritt anders ein als gefesselt, wie ein Unterthan, der die Macht des Gottes anerkennt.“ Ebenso berichtet Tacitus c. 40 von einem heiligen Hain (*castum nemus*) auf einer Insel im Ocean, in welchem ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen sei, und in den Annalen (2, 12) von einem heiligen Walde des Hercules jenseits der Weser.<sup>1)</sup>

Mit alledem soll nicht behauptet werden, daß diese Waldverehrung alle Vorstellungen, die sich die Germanen von der Gottheit und ihrem Aufenthalt machten, erschöpfe; es war nur die hauptsächlichste. Einzelne Götter mögen auf Berggipfeln, in Felsen, Flüssen verehrt sein, aber der feierliche allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Walde, wie denn auch die lange nachher eingetretene Vollendung deutscher Kirchenbaukunst gerade die aufstrebenden Bäume des Waldes und seine grünen Hallen sich zum Vorbild nahm. Tacitus aber hätte kein Auge gehabt für die germanischen Zustände, wenn ihm eine solche wesentliche Eigenheit und Eigenart derselben entgangen wäre. Götter wohnen in diesen Wäldern und Hainen, aber ihre Bilder nach Menschengestalt sind dort nicht aufgestellt und keine Tempelwände sind aufgeführt. Aber heiliges Geräte, Altäre stehen in dem Walde, Tierhäupter<sup>2)</sup> (*ferarum imagines*) hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten, Opfer gebracht.

Durch den Ausdruck Forst (*forestum*) aber wurde später die Gegend in der Mark bezeichnet, wo sich das Gericht sammelte; mittellat. romanisch *foresta*, franz. *forêt*. Fraglich ist, ob das Wort „Forst“ dem Romanischen entstamme. Die Ansichten darüber sind geteilt; die einen knüpfen das romanische *forestum* an das lat. *foris* — außerhalb, andre, wie z. B. Kluge in seinem etymolog. Wörterbuch, ziehen ahd. *forst* zu ahd. *foraha* — Föhre; dann wäre Forst eigentlich Föhrenwald. Weigand in seinem deutschen Wörterbuche erklärt Forst, den bewirtschafteten Wald, als Hege-  
wald, aus früh mittellat. (7. Jahrhundert) *forestis* (später der *forestus*, die *foresta*) entstanden, welches einen dem Wildbann unterworfenen,

1) Vergl. auch Tac. Ann. 4, 73. Hist. 4, 22; 1, 61; 4, 14.

2) Tac. hist. 4, 22: *inde depromptae, silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire proelium mos est.*

nicht eingezäunten Wald, Bannwald bedeute, und leitet dieses mittellat. und altroman. Wort eben von dem lat. Adverb. foris, foras — außerhalb ab. Es bedeutete dann „was außerhalb liegt, ausgenommen ist, nicht betreten werden darf.“ Aus dem mittellat. foresta ist dann forestarius gebildet — der des Waldes wartet, Förster, Forstwart. Der Forstmeister<sup>1)</sup> bedeutet den über einen Forst gesetzten Beamten und erst später den über eine Anzahl Förster mit ihren Forsten gesetzten höheren Forstbeamten.

Die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Benennung heiliger Wälder und Bannwälder wird mit J. Grimm auf das Heidentum zurückzuführen sein; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche. Noch weniger läßt sich der Name aus den königlichen Bannwäldern des Mittelalters erklären, da vielmehr umgekehrt die Bannwälder selbst aus den heidnischen Hainen hervorgegangen scheinen, so daß dann das Recht des Königs an die Stelle des Kultus trat, der den heiligen Wald der Benutzung und Gemeinschaft des Volkes entzog. In solchen heiligen Wäldern pflegten auch Asyl für Missethäter zu sein.

„Der heilige Wald“ erscheint in manchen Benennungen, so im Münsterschen dat hillige holt, Heiligenloh im Hohaschen (Berz 2, 362). Holz bezeichnet den dichtstehenden Baumwuchs, wie alt- und angelsächsisch, englisch und altfriesisch das holt — Wald, altnordisch das holt die kleine Waldstrecke und unser Holzweg noch den zum Walde führenden Weg, Holztaube die Waldtaube bedeutet. Das gotische hulta bildet sich nach Kluge aus vorgermanischem kldo (vergl. altbulg. klada — Balken, Holz), griech. κλάδος (Zweig). Loh<sup>2)</sup> (pl. lohe) aber ist das mhd. gekürzte lö mit h in Erinnerung an den ehemaligen Auslaut ch, wie in den Ortsnamen Hohenlohe (d. i. zum hohen Lohe — hohem Walde) mhd. Höhenlöch (bei Rudolf v. Ems), der und das löch, ahd. löh, angl. leah, engl. ley, der Lautverschiebung gemäß stimmend mit lat. lucus — Hain, Wald, während lo (historisch unrichtig loh) die Sumpfwiese, die nasse, feuchte Bodenstelle bedeutet.

Neben hilligem holt und Heiligenloh erscheint öfters, zumal in elsässischen Urkunden Heiligenforst, Heiligvorst, Heiligeforst, ebenso silva sacra und sacrum nemus. Auch der Name des bekannten Dreieich (Drieichahi) scheint aus dem heidnischen Kultus dreier Eichen erklärbar; es war daselbst noch lange königlicher Bannforst, dessen Weistum eines der altertümlichsten ist. In einem Gedichte aus dem Anfang des

1) Schon mhd. forstmeister in Hadamar v. Lober 30.

2) Vergl. Schmeller II, 460. Weigand s. v.

13. Jahrhunderts (Reinh. Fuchs 302) erblickt der Wolf eine Weiß auf einem Baum und ruft aus:

ich sihe ein obez hangen, ez habe hâr ode borste,  
in einem heiligen vorste. Ze Düringen noch ze Sahsen  
enkunde nicht gewahsen bezzer obez uf rise.

Der Wolf meint hier wohl Opfertiere, oder Erstlinge der Jagd, die im heiligen Wald an den Bäumen aufgehängt sind.

Auch in andern Gedichten des Mittelalters wirkt noch die Heiligkeit der alten Wälder nach. Im Alexanderliede (5193) heißt der Wald, in welchem die Helden Ruhe und Erquickung finden, der edele walt frône; frône aber bezeichnet das, was zumal dem göttlichen Herrn gehört,<sup>1)</sup> und es geschieht öfters einer fordauernden, unvertilgbaren Scheu Erwähnung und des Glaubens, daß auf Bäumen geisterhafte Wesen wohnen. So heißt es einmal (Aw. 3, 161) von einem hohlen Banm: dâ sint heiligen inne, die hoerent aller linte bet. Auch in christlichen Legenden waltet noch die heidnische Idee von Götterbildern auf Bäumen; so tief wurzelte unter dem Volke der Baumkultus. In Tirol z. B. wuchs ein Gnadenbild in einem Baume des Waldes auf<sup>2)</sup> und wunderbare Jungfrauen sitzen in hohlen Bäumen oder auf Bäumen im Walde, wie im Märchen vom Marienkind.

Noch unverkennbarer waltet, durch längeres Heidentum geschützt, jener Waldkultus im Norden.

Das große von Dietmar (S. 42) beschriebene Opfer zu Lethra (Lôdera) wurde auf der Insel gehalten, die von ihren noch heute prächtigen Buchenwäldern den Namen Sölundr (lundr: Hain, Wald) führte und der schönste Hain in ganz Scandinavien war. Ebenso feierten die Schweden ihr Opferfest in einem Hain bei Upsala. Nach Adam von Bremen wurden die Körper der geopfert Tiere in einem Hain aufgehängt, der nahe beim Tempel war; dieser Hain, sagt er, ist den Völkern so heilig, daß einzelne Bäume desselben infolge des Todes oder des Blutes der Opfer als göttlich gehalten werden.<sup>3)</sup>

Nach der älteren Edda sitzt in Glasislandr, dem Hain, auf Baumästen ein Vogel und fordert Opfer, einen Tempel und goldgehörnte Rûhe. Einen blôtlundr (Opferhain) bei Stråla, namens Bôku, nennt eine altnordische Sage (Fornm. sôg. 11, 382).

1) Vergl. das Frone-Kreuz, Fronleichnam u. dergl.

2) Vergl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 348 und Märchen Nr. 3.

3) corpora suspenduntur in lucum, qui proximus est templo; is enim lucus tam sacer est gentibus, ut singulae arbores ejus ex morte vel tabo immolatorum divinae credantur.

Ebenso hatten die Slaven ihre heiligen Haine, wie Helmsold (1,1) berichtet. Brzetislaw verbrannte im J. 1093 die heidnischen Haine der Böhmen, welche sie hai und hag nannten. Bei den Altpreußen war Romowe der heiligste Ort des Landes und ein Sitz der Götter; auf einer heiligen Eiche, mit Tüchern verhängt, standen da ihre Widder. Keines Ungeweihten Fuß durfte den Wald betreten, kein Baum darin gefällt, kein Zweig verfehrt, kein Tier erlegt werden. Solcher heiligen Haine gab es in Preußen und Litthauen viele. Den Ehesten heißt sallo, den Finnen salo heiliger Wald.

Die Sitte aber, Häupter der Opfertiere an Bäumen aufzuhängen, ist bekannt und bis heute geübt in dem Brauch, Raubvögel an das Thor der Burg oder Scheune zu nageln. Nach Wittekind errichteten die opfernden Sachsen einen Adler über dem Thor,<sup>1)</sup> wie nach der älteren Edda (Grimnis mál. 10) in Odhins Wohnung ein Wolf vor der Thür hängt und darüber ein Adler. — War nun der älteste Gottesdienst unserer Vorfahren an heilige Wälder und Bäume geknüpft, so ist anderseits nicht zu bezweifeln, daß schon in früher Zeit für einzelne Götter Tempel erbaut wurden. Wird doch auch das im J. 14 von den Römern zerstörte Heiligtum der Tanfana kein bloßer Hain, sondern auch ein in ihm aufgeführtes Gebäude gewesen sei, bei dessen Vernichtung Tacitus sich sonst schwerlich der Worte „dem Bodengleichmachen“ (solo aequare) bedient haben würde. Im 5., 6., 7. und 8. Jahrh. kommen templa, fana bei Burgunden, Franken, Langobarden, Alemanen, Angelsachsen und Friesen vor. Unter fanum (wovon fanatisch gebildet ist) scheint man ein Gebäude von geringerem, unter templum eins von größerem Umfang verstanden zu haben. Die Hütte, welche wir uns in der ältesten Zeit unter fanum vorzustellen haben, mag aus Holz und Zweigen um den heiligen Baum aufgeführt worden sein. Für gebaute Tempel gab es früher verschiedenen Ausdruck wie althochd., angels., alts., altnord. hof, althochd. halla (templum), althochd. sal, altnord. salr, angels. sele, alts. seli, althochd. pëtahûs und chirihha, angels. cyrice. Mittelhochdeutsche Dichter brauchen bëtehûs gern von heidnischen Tempeln. Das Wort Kirche wird zwar etymologisch gewöhnlich auf das griechische *Κυριακή οίκια* zurückgeführt, indessen hat Prof. Sepps Ansicht<sup>2)</sup> viel Wahrscheinlichkeit, nach welcher es auf das keltische chirk — Stein, Fels zurückzuführen ist. Es wären also die Kirchen so genannt nach der steinernen Opferstätte, dem späteren Altar. Gleich gewissen christlich-germa-

1) Ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes.

2) Vortrag in der Münchener anthropol. Gesellschaft am 27. Januar 1888. Vgl. Luthardts Kirchenzeitung 1888 Nr. 12 S. 287.

nischen Bräuchen, meint Sepp, weise auch das christlich-germanische Gotteshaus auf die altheidnischen Zeiten hin, in denen Steine, auch eratische Blöcke als Opferstätten und als Mittelpunkte gottesdienstlicher Versammlungen dienten. Der Name sei ja auch nicht durch griechische, sondern durch angelsächsische Missionare nach Deutschland gekommen und sei spezifisch keltisch-germanisch (engl. church, nordisch kirk), wogegen die Romanen den Begriff in griechischer Weise bezeichneten, franz. église, ital. chiesa von *ἐκκλησία*. — Auch uns will es scheinen, als habe man gerade nach dem steinernen Altar die Bethäuser Kirchen (von chirk = Stein, Fels) genannt. Wie dem aber auch sein mag: in Hainen und Wäldern war des ältesten germanischen Gottesdienstes Sitz; da wurden auch nachher die ersten Tempel und Kirchen gebaut,<sup>1)</sup> da lagen auch die Mahlstätten des Volkes, für welches Religion und Recht noch untrennbar war.

Die Stätte, wo Gottesdienst gehalten und Opfer dargebracht wurden, erschien in der ältesten Zeit, in welcher ja Priester zugleich Richter waren, auch als die für Volksversammlung und Gericht geeignete, wie z. B. dicht in der Nähe der heiligen Eiche, welche Bonifatius in dem Walde zu Geismar fällte, von jeher der Hauptitz des Volkes und auch im Mittelalter seine vornehmste Gerichts- oder Mahlstätte war.<sup>2)</sup> Es ist das heutige Maden, wo von der ältesten Zeit bis ins 17. Jahrh. das niederhessische Volk sich versammelte und wo noch Landgraf Moriz seine Landtage abhielt. Der Name Maden (Mathanon im Brev. S. Lulli Madanon im J. 1045) ist der Dativ Plur. vom neutr. madan, got. mathan, wovon das got. mathls, ahd. madal (Versammlung, concio) abgeleitet ist: got. mathan, ahd. madan bedeutet *ἀγορεύειν*, Versammlung abhalten, in ihr sprechen; ze madanon ist die Stätte der abgehaltenen Versammlungen.<sup>3)</sup>

Das alte deutsche Gericht wurde (im Gegensatz zu dem Atheniensischen, wo die meisten Gerichtshöfe mit Ausnahme derjenigen, in welchen über Mord gerichtet wurde, bedeckt waren) nie anders als im Freien gehalten unter offenem Himmel, und die Ansicht des Heidentums verlangte zur Gerichtshandlung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und

1) In vielen Fällen ist ausdrücklich bemerkt, daß an der Stelle des heidnischen Hains oder Baumes oder Tempels eine christliche Kirche errichtet wurde. Vgl. z. B. Sulp. Severus: Nam ubi fana destruxerat, Martinus statim ibi aut ecclesias aut monasteria construebat. Dietm. v. Merseb. 7, 52: (a. 1015 von Bischof Reinbern) Fana idolorum destruens incendit, et mare daemonibus cultum inmissis quatuor lapidibus . . . novam domino plantationem eduxit.

2) Vgl. Tac. ann. 1, 56: Mattium, id genti caput.

3) Vgl. Bilmar, Hessisches Fbiot. 258.

Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, aber die alten Gerichtsstätten ließ er ungestört. Wir können daher noch bis in die spätere Zeit eine Vielheit an Plätzen aufzählen, welche Sitte und Herkommen für die Haltung der Gerichte beibehielt, doch bleibt es dunkel, warum hier im Wald, oder auf dem Berg, dort unter dem Baum, hier auf der Straße, dort an dem Wasser Recht gesprochen wurde.

Daß auch im Wald Gericht gehalten wurde, erhellt nicht nur aus Tac. Germ. c. 9 und 39, sondern z. B. auch aus dem vor 913 geschriebenen Leben des h. Libuin († 776), wo als eine solche Gerichtsstätte und Kultusstätte im Wald das bekannte Marklo genannt wird.<sup>1)</sup>

Pfliegte man doch auch, wie wir schon oben sahen, im Mittelalter durch den Ausdruck Forst (*forestum*) die Gegend in der Mark zu bezeichnen, wo sich das Gericht sammelte; Gerichte in *foresto*, oder in *silva*, quae dicitur forst, oder „auf der breiten Forst“ erscheinen öfters in Urkunden. Häufig sind es Eichen, unter denen Gericht gehalten wird, wie denn die dem Donar geweihte Eiche besonderes Ansehen genöß. Dreieichen und Siebeneichen (keine Achte- und Neuneichen und nur selten Fünf- und Viereichen) erscheinen als Gerichtsstätten. Noch häufiger freilich sind es Linden, seltener Tannen und andere Bäume, unter denen man tagte. Die Gerichtsverhandlung und Besprechung der Leute hieß Mahl, ahd. *mâl* oder *mahal* (*curia*), *mâlôn* (in *ius* vocare), woher noch unser „vermählen“, denn die Ehen mußten rechtskräftig an der Mahlstadt geschlossen werden; mahlstatt, gerichtsmahl ist der *locus iudicii*. — So heißt das Dorf Kirchdietmold bei Kassel in Urkunden Dietmelle. Ähnlich ist der Name der Stadt Detmold entstellt. Das verstärkende *diot-*, *diet-* (= Volk) zeigt an, daß sich an diesen Orten vor Alters große Volksgerichte befanden. Der Kreis, in dem sich die Menge versammelte, hieß *hring*, Ring. So traten sich Verlobende in den Ring und wurden „gemähelt“; das Volk stand rund herum und diese Herumstehenden hießen „der Umstand.“ Auch hieß die ganze gerichtliche Zusammenkunft *ding*, altnordisch *thing*, in den fränkischen Gesetzen das *placitum*. Dieses ist nicht nur der gefaßte Beschluß, sondern auch die Versammlung des Volkes und der Richter.

Eine große Bedeutung im Recht aber erhielt der Wald dadurch, daß er älteste Grenze war. So nähert sich nicht nur der Ausdruck Mark dem Begriffe Wald, sondern Mark steht auch geradezu für Wald. Ja das altnordische *mörk* (gen. *markar*) verlor seine ursprüngliche Be-

1) In media Saxoniam secus flumen Wiseram et locum Marklo nuncupatum exercebant generale concilium. Placitum in ea, sylva etc.

deutung ganz und bedeutet nur Wald und Hain. Aber auch in Deutschland geschah dasselbe hier und da, wie man noch heute (z. B. in Lemgo) „in die Mark“ — in den Wald gehen sagt. Unser Wort Mark (Grenze) lautet gotisch marka, ahd. marcha (Grenze, Grenzgebiet), altsächsisch marca (Sandgebiet), engl. march, altfranz. marche, welches selbst germanischen Ursprungs ist, urverwandt mit lat. margo Rand.

Wo die Grenze endete und wendete, mußte sie bezeichnet und für die Fortbauer gesichert werden. Im alten Grenzrecht wurde die Scheide zwischen Völkern selten durch Flüsse, gewöhnlich durch Waldung oder Gebirge bestimmt. Gaue oder kleinere Bezirke wurden mitunter durch Flüsse und Bäche, häufiger durch Wälder geschieden; Privatgrundstücke mußten, wo nicht Wasser, Wald oder ein Landweg zu Hilfe kam, durch Säune, Hügel, Gräben, Furchen, Pfähle, Steine begrenzt werden. Die äußersten Felsen, Steine, Bäume erhielten eingehauene oder eingeschnittene Zeichen, auf ahd. mahal, hläh, marcha genannt.

In Grenzbäume wurden Kreuze eingehauen und Nägel eingeslagen. Die Incision hieß ahd. lah (genauer hläh). Man wählte Eichen, Buchen, Tannen. Lachbaum, auch wohl Lachbaum, Lachbuche, Lachbirke, Mahlbaum, Scheidelbaum hieß der Grenzbaum mit dem Zeichen, in Niederdeutschland snätbôm,<sup>1)</sup> von snät — Spalt, Schnitt; davon snät Grenze, Grenzzeichen. Vgl. Gr. Weistümer 3, 285: Wenn einer einen Schnatbaum abhaut, wie hoch soll der gestraft werden? Man soll dem Thäter den Kopf auf dem Stamme wieder abhauen. Auch snätbôm erscheint in Calenb. Urkunden, so III, 459, vom J. 1467: So is gefraget na der snede der sulften holtmarkede, ist ingbracht vnd gefunden, dat de markede gahe an . . . vth der Gehle . . . aver den Varenkamp, dar steit ein holtekebom, dat is de snetbohm, vnd geit dan aver dat heitbleck offte Boltenhaw, dar ligt ein snetstein. So ist also der snät- oder snätbôm der Grenzbaum, in den ein Zeichen, ein snät-kruc geschnitten wurde. Solche Bezeichnung der Grenze geschah in feierlicher Weise, zumal wenn sie für ganze Orter, Marken und Gaue eintrat, in Gegenwart des Volkes und beiderseitiger Nachbarn. Kinder wurden zugezogen und unversehens in die Ohren gepfeßt, oder erhielten Ohrfeigen und Maulschellen, damit ihnen zeitlebens die Erinnerung des Vorganges eingepreßt bleibe. Auch wurde die Grenze, die Mark von ganzen Gemeinden umgangen; das hieß der sog. underganc, umbeganc, die marke undergehen, die landscheidung gehen, wobei dann die Scheide gezogen wurde. An manchen Orten erfolgte dieser Umgang sogar jährlich. So wird uns

1) Vgl. snätþal Grenzpfahl und snät-snätbôm im mnd. Bb. IV, 269, 272.



von Treiſa in Heſſen<sup>1)</sup> berichtet, daß am St. Georgstage, den 23. April ein Teil der Grenzen der Stadtgemarkung vom Burgemeiſter, zwei Vorſtehern, den jüngſten Bürgern, Schulknaben, Feldhütern und Hirten jährlich begangen wurde.

Solche Steine und Bäume waren heilig und unverletzlich. Von den Laß- und Snaßbäumen durfte nicht Laub, nicht Zweig gehauen werden. Auf wiſſentliche Ausgrabung von Rein, Stein, Markung ſtand graufame Strafe. Man ſollte einen ſolchen Miſſethäter bis an den Hals in die Erde graben und ihm dann mit dem Pflug den Hals abackern, wenn auch von der wirklichen Vollziehung ſolcher Strafe in Deutſchland kein geſchichtliches Beiſpiel nachzuweiſen iſt.

In unſerem Altertum nun gehörte zur Mark urſprünglich nur der Wald, der ſelbſt Mark, d. h. Grenze war, ſowie Flüſſe und Bäche durch den Wald, Viehtriſten und ungebraute Wiefen im Wald und um ihn hergelegen, Wild, Gebügel und Bienen. Nicht in der Mark begriffen ſind aber wohin Pflug und Senſe geht, Ackerland, Gärten, Obſtbäume, der an den Wohnungen liegende Wiefengrund und die Häuſer ſelbſt. In den Urkunden erſcheint Mark, *marca* entweder als Grenze im engeren Sinne, d. h. als Grenze verteilter Grundſtücke, oder als Grenze in jenem weiteren Sinne. Die weſentliche Grundlage jeder ſolchen Mark iſt ein Wald. Die meiſten großen Waldungen Deutſchlands, die hernach von den Fürſten als Regal behandelt wurden, waren früher gemeines Markgut. Ohne Zweifel aber gab es auch in früheſter Zeit ſchon verteiltes Waldeigentum, zumal in den Händen der Edlen und vieler Freien, wie zahlloſe Urkunden bezeugen, in welchen Wälder veräußert werden; zumeiſt aber ſucht man den gemeinen Wald ungeteilt (*silvam communem* als *silvam indivisam*) zu erhalten. So heißt es noch im Jahre 1461 in einem Altenhaſlauer Weiſtum: „Auch weiſet man im Gerichte niemand keinen eigenen Wald, ja im Jahre 1570 wird daſelbſt ſogar beſtimmt, daß wenn jemand auf ſeinem eigenen Grund und Boden einen Wald anbaute, ſo ſoll ſolches Gut zur gemeinen Mark gezogen und gehalten werden, ſobald die Bäume darauf ſo groß wären, daß zwei Ochſen ſich darin verbergen könnten.

Die Gesamteigentümer der Mark heißen Märker, Zumärker im Gegenſatz zu den fremden Ausmärkern, Mitmärker, Markgenoffen, weiſſ. *markenote*. Fremde, die ohne in der Mark anſäßig zu ſein, Ackerland in ihr erworben hatten, durften, um es zu beſtellen, nicht mit dem Pflug in die Mark fahren, ſondern mußten in ihr ſchleifen und das Vieh der Schleife nachtreiben. So ſtolz waren dieſe Märker.

1) Kulenkamp Treiſa S. 140.

Oft pflegte ein Edler, dessen Burg zunächst der Mark lag, zum Vorsitz in der Mark und im Markgericht gewählt zu werden. Auf der Burg ruhte das Recht und ging mit deren Besitz später in die Hand fern gelegener Edler oder Fürsten über. Er hieß Herr oder Bogt der Mark, oberster Märker, oberster Markrichter, in Westfalen auch holtgreve. In den westfälischen Marken blieb die Gewalt mehr bei den gemeinen Märkern, während man eine Wetterauische nicht leicht ohne Herrn und Bogt aus dem Adelstand finden wird.

Unter den Märkern selbst genossen nicht alle gleiche Befugnis. Erforderte doch die Aufsicht und das Gericht jeder Mark gewisse Ämter, die nur einer Auswahl der Markgenossen zufielen und mit Vorzügen begleitet waren. Daher Marktmeister, Holzmeister, Förster, Holzweiser, auch bloß Weiser, Schützen, Markschöffen. Ein Holz- oder Waldweiser ist schon in einem Liebe Meister Alexanders zu erkennen:

sēt, dō liefe wir ertbern suochen  
von der tannen ze der buochen  
über stoc unt über stein,  
der wile, daz diu sunne schein,  
do rief ein waltwiser  
durch diu riser:  
woldan kinder unde gēt hein!

So finden wir in Westfalen zwischen dem holtrichter und den eigentlichen markennoten sogenannte erfexen<sup>1)</sup> (Erbärte), denen ein erbliches Recht Holz zu fällen gebührt; sie hatten zum Zeichen ihrer Würde Holzärte in ihren Häusern hängen, wie in Schweden noch jetzt auf allen großen Gütern zum Zeichen ihrer Berechtigung, Holz im Wald zu fällen. Jeder Teilhaber der Mark mußte in der Gaumark, in welcher die Waldung lag, Privateigentum besitzen, ein angefessener Mann sein, eigen Feuer und Rauch in der Gemeinde haben.

Die Holzmark selbst, der Wald war Gesamteigentum; er gehörte zur *communitas*, zur Almende, zum *fundus communis*. So wird altnordisch *almeningr* gebraucht für *allra manna mörk*, in schwedischen Gesetzen *allmänning* für *pascua aut silvae communes*, oder *almenning* mörk für *silva publica*. In Schwaben und in der Schweiz heißt *allmende*, *allmeinde* ebenfalls *compascuum* und *via publica*. In einem Weistum von Wetter a. 1239 findet sich „*communio, quae vulgariter almeinde dicitur*.“ Die Form *almein*, *almeinde* führt auf die Herleitung von *gemein*, so daß es Gemeintrieb, Gemeinweide bedeutet, wozu auch das niederächs. *meente*<sup>2)</sup> und *dietmarf. meenmark* stimmt. Die

1) Vgl. das nordische *boldr*, ein großes, besonders geformtes Waldbeil.

2) Vgl. *mënscheit*, Gemeinschaft; *mën-schar*, Gemeinbehütung; *mën-schop*, Gemeinschaft im mnd. Wb.

ganze Schöpfung hat Gott dem Dienste des Menschen bestimmt und es hat demgemäß die Anschauung, daß alles, was die Natur an Gütern bietet, Gemeingut sei, eine natürliche Begründung. Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Almende weist mannigfache Anhaltspunkte dafür nach, daß diese Naturanschauung auch den deutschen Urstämmen nicht fremd geblieben war; sehr bald aber haben sich allerdings die Sonderinteressen überwiegende Geltung verschafft. Nur Gegenstände, die überall ohne die vermittelnde Thätigkeit des Menschen in ungezählter Menge sich darbieten, als insbesondere Holz und Unkraut, sehen wir auch in späterer Zeit noch als Gemeingut gelten, wie das Rechtsprüchwort sagt: „Holz und Unkraut wächst für alle Menschen.“ Heutzutage aber enthält dasselbe keine Wahrheit mehr. Dem allgemeinen Nutz und Frommen mag nur noch das fließende Wasser vorbehalten sein, welches seiner Natur nach im steten Wandel begriffen, der Herrschaft des Privateigentums fremd, von jeher zur Almende gerechnet wurde, wie dies hinsichtlich des Mühlbachs das Sprichwort andeutet: „Wenn der Müller aus der Mühle auf die Brücke des Mühlbachs tritt, so steht er auf der Almende, denn Wasser ist „Markt“, also auch die Brück“. Eine Umsriedung und Abgrenzung bedurfte die Almende kaum, hier bildete vielmehr die älteste und natürlichste Grenze der Wald. Die wenigen, gegen fremde Markgenossen nötigen Grenzzeichen wurden in Eichen gehauen und es bedurfte so keiner Unterbrechung der Waldung.

Den wichtigsten Bestandteil des gemeinen Eigentums, der Almende, bildete ursprünglich der unverteilte Grund und Boden. Was der Einzelne zu seinem und seiner Familie Bedürfnis landwirtschaftlich pflegte, bildete sein Sondereigentum, alles Übrige, Wald und Weide, galt als Markt, Almende. So lange nun der Wald der Almende in unverändertem Zustande verblieb, diente sein Erträgnis den Markgenossen in ungemessener Weise; wurde aber der Wald abgetrieben, so ging die kahle Fläche keineswegs wie die Baumstämme in das Sondereigentum des ehemaligen nutzungsberechtigten Märker über, sondern sie behielt ihre frühere Almendeneigenschaft bei, was die nordischen Rechte durch den Rechtsatz zu verstehen geben: „An der Almend hat der König, d. i. die Gemeinde als solche, den Boden, der Bauer den Wald, d. i. das Holz.“ In Bezug auf ungeschmälernten Fortbestand der Almende aber galt der Grundsatz: „Almendegut kann nicht verjähren.“ Das konnte umsoweniger geschehen, als nach altdeutscher Sitte Eigentum an Grund und Boden vor versammelter Volksgemeinde übertragen werden mußte.

Was Feld, was Markt (Almende) sein soll, entscheidet in den deutschen Rechtsbüchern in sinnbildlicher Weise der — Ochs als geborener Landbebauer und Schiedsrichter ohne Sonderinteressen. So lange zwei

Dachsen mit dem Pflugjoch das Gestrüpp niederzudrücken vermögen, ist der Grund noch Acker; biegt er sich aber nicht mehr, oder ist er so dick und stark herangewachsen, daß zwei Dachsen in dem neuen Walde sich aus dem Gesichte verlieren, so gehört der Boden forthin wieder der Almende.

Im übrigen aber gilt jeder Stamm für einen Baum, der, wie die Weiskümer sagen, drei grüne Blätter hat, oder auf dem der Sperber einen Spaten fressen kann; auch bleibt er es so lange, bis ein Reh ihn mit den Füßen, nachdem er morsch geworden, spalten kann. Wo eine bestimmte Anzahl von Jahren verlangt ist, heißt es: Was in 10 Jahren nicht gedüngt ist, Busch und Berg, das soll gemeine Weide sein. Der Reim aber:

Reicht der Busch dem Reiter an die Sporen,  
So hat der Bauer sein Recht verloren,

ist jüngeren Ursprungs und weist schon auf das mittelalterliche Bestreben hin, ein Obereigentum des Landesherrn an allen in seinem Gebiete liegenden Waldungen zu begründen.

Für augenblickliche Not durfte nun zwar Pflug- und Wagenholz in jedem Walde straflos gefällt werden, sonst aber war die Nutzung für die Markgenossen allein bestimmt; und im Interesse der Waldkultur mußten sogar die Märker um die ihnen rechtlich zustehende Nutzung nachsuchen. Welcher Märker bauen will d. h. Bauholz bedarf, soll „Laub bitten“, die Genehmigung erholen; hiermit steht in Verbindung die in Westfalen übliche Vorschrift, daß Markgenossen, die einen alten Baum gefällt hatten, einen jungen hiefür pflanzen und ins dritte Laub liefern d. h. drei Jahre lang hegen und pflegen mußten.

Und wie demzufolge die Märker nicht völlig frei in der Almende schalten und walten konnten, so waren hinwieder die Ausmärker, die keinen Teil an der Almende hatten, aus Gründen der Billigkeit doch von der Nutzung des Almendeguts nicht völlig ausgeschlossen; denn, wie Freidank sagt:

Dem reichen Wald es wenig schadet,  
Wenn sich ein Mann mit Holz beladet.

Unter die Waldnutzungen, welche armen, „unwerigen“ („unbehoften“) Leuten zugestanden wurden, zählte bei großem Holzreichtum je nach Ortsgewohnheit auch das Recht auf die Windebrüche, auf grünes Laub zur Fütterung, auf dürres zur Streu u. dgl., wie das Rechtspruchwort sagt: „Wo der Baum fällt, da klaubt jedermann Holz!“ Doch erstreckte sich solche Gunstbezeugung regelmäßig nur auf weiches Holz, und auch dieses durfte nur am hellen Tage gesammelt, ruhig aufgeladen und weggefahren werden.

Für größeren Windfall, wie wir solchen noch kürzlich erlebten, galten im Gegensatz zu Sprokwaare und Endholz besondere Rechte.

Dem Förster gehören von Amtswegen Gipfel, Windfall und „was die Rinde läßt“, Dürres und Grünes, er soll es auswirken mit der Hand; „was Sturmweather oder Windwerf ist, das gehört an das Gotteshaus“ (Altenmünsterer Vogtrecht); Bäume, die nicht gut sind zu zimmern, oder dürre Bäume, oder Windwerfen, die der Förster nicht auswirken will mit der Hand, dieselben Bäume sollen die Bürger in der Mark haben zu Brennholz, wenn sie dessen bedürfen (Altenmünsterer Vogtrecht). Item wenn ein Windwehung oder groß Gefäll im Wald geschähe, soll jeder Marktmeister einen Wagen mit Holz holen, das andere der Mark zu gute kommen. (Wellersheimer Marktgeb.)

Der Windfall im Wald steht an manchen Orten dem Pfarrer zu, der dafür dem Schulz und Schöffen auf Martini den Tisch decken und Rodenbrot auflegen und den Pferden Raufutter geben muß. (Wezlar.)

Anderstwo wird die Frage: Wem die Windbrüchte in der Mark zufallen? so beantwortet: Was mit der Wurzel umgewehet ist, gehört dem Holzgraben, was aber oben abgeschlagen, den Mahlleuten.

Wie im gesamten deutschen Recht, so waltet auch im Waldrecht im ganzen eine bedeutungsvolle Freigebigkeit und zarte Rücksichtnahme.

So darf jeder Marktgenosß für seine Kindbetterin Urholz und liegendes Holz holen. Wer zu Neftenbach Vater eines Knaben ward, dem wurden zwei Wagen Holz gefahren, nur einer, wenn das Weib eine Tochter gebar (Murer Öffnung bei Joh. Müller 1, 440). Ebenso in der Felsheimer Dorföffnung: Wenn einem eine Tochter geboren wird, mag er im Wald ein Fuder Holz holen, wenn ihm aber ein Sohn geboren wird, zwei. Im Bübinger Waldbrecht heißt es: Ein jeglich geforstet Mann, der ein Kindbette hat, ist sein Kind eine Tochter, so mag er seinen Wagen voll Burnholzes von Urholz verkaufen auf den Samstag; ist es ein Sohn, so mag er es thun auf den Dinstag und auf den Samstag von liegendem Holz. Bezeichnend ist auch die Gewährung von sog. Brautholz. So wird im Holzgericht zu Gobbelsheim im Waldeckschen a. 1585 bestimmt: Daß einem jeden Eingefessenen, was junge ehrliche Braut und Bräutigam sind, zur Hochzeit ein Fuder Buchenholz durch den Holzknecht soll an gelegnem Orte angewiesen werden und zwar mit Buschwerk abzuführen. Ebenso wurde Weihnachtsholz gewährt, z. B. in der Öffnung von Andelfingen (Gr. B. I, 101) mit dem Zusatz: wie auch da her Sitt und Ge-

wohnheit gewesen. Im Dorf Künnsheim am Rhein unterhalb Neubreisach sollte ein jeder zu Weihnachten ein Fuder Holz hauen, der einen Wagen hat; hätte aber einer keinen Wagen, der soll in das Holz gehen, wenn die Sonne aufgeht und soll hauen, so viel er tragen kann, bis die Sonne untergeht.

Die Burgunder gestatteten jedermann, auch den Fremden, Weichholz oder Dufware für sein Bedürfnis in dem Wald eines Andern zu hauen, nicht aber Hartholz oder Blumware. Dürren Abfall und Asterschlag, eine Saumlast Leseholz bewilligen Urkunden und Weistümer dem Ausmärker, einige sogar hartes Holz; er mußte es nur offen am lichten Tage hauen, ruhig aufladen und abfahren; gehauen liegendes Holz durfte nicht ungestraft weggebracht werden. Denn der galt für keinen Dieb, der bei Tag in der Mark Holz hieb und lud, denn das Hauen und Laden ruft und führt Leute herbei. Das Thun, welches heimlich oder gar bei „Nacht und Rebel“ oder bei schlafender Zeit geschieht, fand der Gesinnung und Sitte unsers Volks entsprechend eine viel strengere Ahndung als das Thun, das die „wachende Sonne“ besahen. Offene Gewaltthat aber erschien immer weniger strafbar als heimliche, wie denn noch Leibniz ganz im Geiste des deutschen Rechtes den Grundsatz aufstellte: *Omne honestum publice, omne turpe damnosum* (*Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae* § 76). Auf Rügen galt der Satz: Mit der Art stiehlt man nicht. In Wetterauischen und Fränkischen Weistümern lautet der Spruch: Wenn einer haut, so ruft er, und wenn einer ladet, so wartet er. In einem Fischbacher Weistum heißt es: Wird einer im Wald über Holzhauen betroffen, so soll er beiden Herrn, dem Pfalzgrafen und Abt von Gernbach 5 Schill. 2 Pf. Strafe bezahlen, doch wenn er während dem Hauen ruft, während dem Laden peitscht und dann unentdeckt von der Stelle fährt, soll ihm die Buße erlassen sein. Auf der Stelle selbst konnte er noch gepfändet werden, nicht wenn er angefahren kam. Gehauen Holz zu nehmen galt als Dieberei, und ebenso war es unerlaubt, Hufholz zu nehmen, d. h. das Holz, welches einem auf seinem Erb, auf seiner eigenen Hufe gewachsen ist. Wer es nahm, dem durfte man nachfolgen bis in eines anderen Hof.

Alein jene Freigebigkeit zeigt sich in so ausgebehnter Weise nicht in allen Marken, namentlich nicht in den westfälischen, welche Nachfolge, Pfändung und Strafe wie bei Privatwäldern verordneten. Die schwerste Strafe aber trifft überall den bei nächtlicher Weile Hauenden; er wird wie ein Dieb behandelt, während für augenblickliche Notdurft auch in jedem fremden Wald Pflug- und Wagenholz straflos gefällt

werden darf, ebenso wie ein Fuhrmann, der über den Weg gefahren kommt, drei Garben vom fremden Feld futtern und was das Vieh übrig läßt, im Wege liegen lassen darf, während er um Strafe und Schadenersatz angehalten wird, wenn er die Garben auf sein Fuhrwerk würfe (Bochumer Landr. § 47), oder wie der Reisende sich drei Äpfel vom Baum brechen, drei Trauben in die Hand schneiden, den Handschuh voll Nüsse pflücken, ja auch fischen, ein Feuer machen und die Fische an Ort und Stelle kochen und essen darf. So ist's ihm auch vergönnt, Holz zu hauen und sein Geschirr damit auszubessern. So bestimmt ein Vorschler Weistum: Wenn ein Mann in dem Walde zwischen Vorsch und Würstadt mit seinem Geschirr fährt, so mag er um sich sehen, sieht er dann einen Stamm, damit er seinem Geschirr zu hülf kommen mag, den mag er abhauen und sein Geschirr damit machen und das Altholz wieder auf den Stamm legen; wosern er aber auch dieß wieder mitnimmt, soll er drei Wormser Pfennige auf den Stamm legen. Ein Erbacher Weistum bestimmt: Wäre einem not zu seinem Wagen eine Achse oder ein Pflugholz, das mag er hauen und binden auf seinen Wagen; bände er es aber darunter und fände ihn ein Förster, so wäre er pfandbar. Und nach dem Wendhager Bauernrecht darf einer Pflugweiden hauen in andrer Feldmark, aber er soll die alten Pflugweiden an die Stätte hängen, wo er die Ruten hauer, damit man siehet, wozu sie gebraucht sind. Die älteste Verordnung, nach welcher der Reisende Feuer anmachen, sein Pferd füttern und Holz abhauen darf, findet sich in der lex Visig. VIII. 2, 3; 4, 27. Was sonst den Holzverbrauch in der Mark betrifft, so hatte jeder volle Markgenosse freies Holz für Brand und Bau. Erbärte, Förster, Marktmeister, Holzgrafen, Bögte und ihre Beamten haben noch höhere Ansprüche. Aber kein Holz durfte aus der Mark geführt und verkauft werden. Das Bauholz sollte man nach der Bestimmung einzelner Weistümer binnen einem Monat niederhauen, binnen einem Monat ausfahren, binnen einem Monat aufschlagen, binnen einer Jahresfrist decken. Hatte der Märker das gehauene Bauholz binnen der bestimmten Frist nicht verbaut, so durfte es wenigstens nicht unberührt im Walde liegen bleiben, aber er durfte es umwenden und dann wieder ohne Gefahr liegen lassen.

Dagegen mußte das Brennholz und was zu andern Zwecken gefällt war, sofort aus dem Walde geschafft werden. Ein Wüdingen Weistum z. B. bestimmt, was einer an Brennholz des Tages gefällt hat, das soll er des Abends heraustragen. Feuerholz im Gemeinwald war sonst jedermann zu hauen befugt. Vorrechte genossen Holzgreven, Förster, Äbte u. A. So sollen z. B. nach einem Gümmerwalder Holz-

recht dem Holzgreben, wenn keine Mast ist, gebühren zwei Bäume, einer bei Laube, einer bei Reife; zu Mastzeiten gebührt ihm nur ein Baum, doch soll er ihn aussuchen. Nach einem Crozenburger Weistum soll der Schultheiß schuldig sein, den Schöffen zu führen 2 Wagen Holz, von denen soll einer grün, der andere winddür sein. Ist der oberste Märkermeister in der Mark gefessen, so soll man ihm geben einen trockenen Wagen voll Holz und zwar Urholz (Altenstädter W.).

Ähnliche Freigebigkeit übte das Waldbrecht gegenüber den Handwerkern in der Mark. So durften sie aus Holz und Rinden Geräte verfertigen, Lohse für das Leder bereiten, oder sich des Holzes zum Brennen irdener Töpfe bedienen. Für die Töpfer oder Euler<sup>1)</sup> bestimmt ein Kobheimer Weistum: Item sollen die Euler eulen mit keinem grünen Holze, sondern mit dürrem, windbläsigem Holze, und ein Altenflatter Weistum: Die Euler in der Mark mögen eines jeglichen Jahres dreizehmal (d. i. alle vier Wochen) ihre Töpfe eulen und nicht mehr und sollen eulen mit liegendem Urholz, und können sie die dann nit verkaufen in der Mark, so mögen sie die auf ihr Geschirr, Wagen oder Karren laden und sollen fahren gen Helmshausen und sollen da rufen: ein Dreiling umb ein Helbling! —

Edelster Baum der Mark sind Eiche<sup>2)</sup> und Buche, weil sie das beste Holz, dem Vieh die reichste Mast gaben. Sie heißen Hartholz, alle übrigen Weichholz. Eichen von 80, 90, 100 Jahren nannte man wohl Oberbäume, von 30—50 Jahren angehend, noch jüngere Borständer und so stufenweise herunter Sommerlatten und Laßreifer. Auf Rügen<sup>3)</sup> nannte man als hartholt: eken, eschen, böken, als wekholt: berken, hageboken, widen. In den westfälischen Marken wird für Hartholz Blumware, für Weichholz Duftware gesagt; ware oder were bedeutet Grundbesitz, dust — Staub, hier auf das kleine Unterholz, Strauchwerk, Span und Kehricht bezogen, während blume hier auf die eßbare Frucht, Eichel und Ebern hinweist. In den schwedischen Gesetzen heißt unfruchtbares Holz (was nicht Eiche und Buche ist) gallvid und äddvid, d. h. taubes und herbes Holz, undirvid kleines

1) Aul, ahd. ūla = Topf, aus dem gleichbedeutenden lat. olla, welches mit den Römern in Westdeutschland eindrang. Euler, Eulner ist der Töpfer, Häfner, mittelb. ūlner.

2) Ein eigentümlicher Rechtsvorbehalt waltete in Lübeck und in den Städten, die wie z. B. Parchim Lübisches Recht hatten. Nach diesem Recht gehörte jeder Eichbaum der Stadt; an den Eichbäumen hatten die einzelnen Colonen, auf deren Gütern die Eiche doch stand, kein Recht. Sie war als Obereigentum der Stadt vorbehalten.

3) Normann, wendisch rugianischer Landbrauch. Stralsund und Rostock, 1774. (4.)



Buschwert und Reifig, womit das mhd. Urholz stimmt: de arboribus, quae fructiferae non sunt, quae in vulgari urholz appellantur (Fichard 2, 90, a. 1193). Eine alam. Urkunde vom Jahre 905 nennt sterilia et jacentia ligna. — Holz, das der Wind gefällt und gebrochen hat, heißt: Gefäll, Windfall, Windbläse, Windschläge, Windbrüchte, Windbraken, winddürres, windbläsiges Holz; es heißt auch bloß Wetterschlag, Sturmwetter. Wenn es mehr kleine, abgeschlagene dürre Äste sind oder Späne, die beim Hauen der Stämme liegen bleiben: Asterschläge, Asterszagel, Jagelholz, Abholz, Endholz, Sprockware, Gipfel und Wipfel, Steden.

Was nun die Weidetrift im Walde anlangt,<sup>1)</sup> so findet sich in der Schweiz, in Baiern und anderen Gegenden Oberdeutschlands bis nach Hessen die alte Benennung blueme, blumbesuch, oder trib und blumsuch für Grasweide zu der Jahreszeit, wo der Wald voll Gras und Blumen steht, im Gegensatz zu der Mastungsweide im Herbst (wobei man aber nicht an die westfälische blumware denken darf, welche eher die Mastweide unter Eichen und Buchen bezeichnen würde). Die alamannische Alimende gilt vorzugsweise von Weideplätzen im oder am Wald. Wesentlich gehört noch zum Begriff gemeiner Wald- oder Marktweide, daß Sichel und Sense nicht darauf dürfen, sie sollen bloß vom Vieh abgeäßt werden. Auch zu heuen ist verboten. Auch der Schafhirt durfte sich mit seinen Schafen und Ziegen dem Walde nur bis auf bestimmte Ferne nähern, wie z. B. das Dreieicher Weistum bestimmt: Auch soll ein gemeiner Hirte nit ferner (weiter) mit seinen Schafen und Ziegen in den Wald fahren, als er mit seinem Stab werfen mag.

Die Hauptvorsicht der Märker aber war darauf gerichtet, wenn es Edern<sup>2)</sup> gab, wie viel Schweine jeder Genosse in die Mast treiben durfte. Auch hier waren die Beamten, Obermärker und Bögte mit einer größeren Zahl begünstigt. Ausmärker durften gegen Vergütung an die Markt ihre Schweine in die Mast geben. Wer zur Zeit der Eichen Schweine in seinem Walde antraf, durfte zuerst den Hirten pfänden, das zweitemal ein Schwein töten, das drittemal sie decimieren. Wie vom Privatwalde galt dasselbe von der Markt, ehe die Waldmast eröffnet war.

Außer den Eichen, Edern (Bücheln) werden Holzäpfel, Schlehen, Hainbutten und Haselnüsse zur Markt gerechnet. Die schwedischen Gesetze erlauben dem Fremden, welchen sein Weg durch den Wald führt, Küsse in den Hut bis ans Hutband oder in den Handschuh bis an den

1) Vgl. das griech. νομή, nahe verwandt dem lat. nemus, die Weidetrift im Walde.

2) Edern, got. akran (= Frucht), Frucht an Eichen und Buchen.

Däumling zu pflücken. Daß man Erdbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren und Himbeeren, sowie Waldmeister und Pilze suchen durfte, versteht sich von selbst und würde hier gar nicht bemerkt sein, wenn es jetzt mit solchem allgemeinen jus naturae nicht überall da vorbei wäre, wo selbst das Recht der Kinder auf Suchen im Walde nicht mehr respektiert wird. Von der reichen Tafel des alten Rechts ist im heutigen sog. Recht nach R. v. Jherings Ausdruck nur eine arme Bettelsuppe geblieben. Alle Plätze an der Tafel des freien Volkes sind vom Eigentum besetzt; die Prosa des Eigentums — des Vielstrafes Eigentum — hat alles zerstört:

Ausgestorben trauert das Gefülbe,  
Keine Deute zeigt sich meinem Blick,  
Selbst bei Beeren, Pilzen, Wilde  
Ruft das Recht: Die Hand zurück! <sup>1)</sup>

So sehr aber einerseits Freigebigkeit, Humanität und zarte Rücksichtnahme wie z. B. beim Holz für Witwen, Waisen, Wöchnerinnen, beim Braut- und Weihnachtsholz u. wie im deutschen Recht überhaupt, so auch im Waldrecht waltet, so steht anderseits neben solcher milden Freigebigkeit eine scheinbar unerhörte Strenge, ja Volksferocität in den Strafen der Markfrevel. So soll man dem Waldbrenner und Baumschäler die Hand auf dem Stumpfe abschlagen. Wo man einen „Eichenbrenner“ (Äscherer, cinerarius) trifft, der im Begriff ist den Wald zu brennen, der soll dreimal gebunden in ein Feuer geworfen oder in des Feuers Nähe gesetzt werden, bis ihm die Sohlen von den Füßen fallen; oder sie werden dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet. Auch weist man, wer die Mark freventlich ansteckt und verbrennt, denselben „soll man in eine rauhe Kuh- oder Ochsenhaut thun und ihn drei Schritt vor das Feuer, da es am allerheftigsten brennt, legen, bis das Feuer über ihn brennt und das soll man zum zweiten- und drittenmal thun und wenn dies geschehen und er bleibt lebendig oder nicht, so hat er gebüßet“ (Altenhasl. Weistum). Auch weist man, wer einen stehenden Baum schälet, den soll man aufgraben an seinem Nabel und ihn mit einem Hufnagel mit dem Darne an die Stelle anheften, da er hat angehoben zu schälen und ihn, so lang als er dasjenige bedeckt, was er geschälet, um den Baum treiben und sollte er keinen Darm mehr haben. (Altenhasl.) Item, es soll Niemand Bäume in der Mark schälen; wer das thäte, dem soll man seinen Nabel aus dem Bauch schneiden und ihn mit demselben an den Baum nageln und denselben Baumschäler um den Baum führen, so lange bis ihm sein Gedärm alle

1) R. v. Jhering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. Leipzig 1884. S. 134. 136.

aus dem Bauch um den Baum gewunden seien. (Ober-Urheber B.) Die Eichelberger Markordnung sagt: Wo der begriffen wird, der einen stehenden Baum schälet, dem wäre Gnad nützer denn Recht und wenn man dem soll Recht thun, soll man ihm seinen Nabel am Bauch aufschneiden und einen Darm daraus thun, denselbigen nageln an den Stamm und mit der Person herum gehen, so lang er einen Darm in seinem Leibe hat.

Ebenso soll man diejenigen, welche Bäume oder Steine entfernen, die Grenzzeichen waren, aufs grausamste bestrafen. Durfte doch an solchen Bäumen nicht einmal Laub oder Zweig gehauen werden. Auf Fällen und Ausadern derselben setzen die Weiskümer folgende Strafe: Man soll den Frevler eingraben in das Loch, wo der Baum oder Stein gestanden, bis an seinen Gürtel, oder bis an den Kopf und ihm den Hals mit dem Pflug abfahren.

Alle diese grausamen Strafen sind gedacht nach dem Gesetze der Retribution, bezw. Talion. Indessen gehört das Halsabpflügen der Grenzfreveler, wie das Ausdärmen der Baumschäler zu jenen Strafen der Rechtsfage, die niemals vollstreckt wurden. Diese grausamen Strafen malen nur aus, was geschehen würde, wenn das Recht in ganzer Strenge erginge, also: Die Konsequenz des rechtlichen Gedankens der Talion.

Wer einen Baum abschält, dem wird dafür der Darm herausgeschält und um den Baum geschlungen, damit so dem Baum die Rinde ersetzt werde, bis sie wieder wächst.<sup>1)</sup> Oder wer einen Baum köpft, der wird wiederum geköpft und sein Kopf zum Ersatz auf den Baum gesetzt, bis diesem ein neuer Kopf wächst. Ebenso ist's mit der Strafe des Waldbrenners. Der umwickelte, in das Feuer geworfene oder ans Feuer gesetzte Frevler gleicht dem wehrlosen Baum, der zudem nach dem ganzen germanischen Baum- und Waldkultus fast als Person ersaft wurde.

Eben weil solche grausame Strafen nur die Konsequenz des rechtlichen Gedankens bezeichnen sollen, so ist in manchen Fällen, in denen eine solche Strafe genannt ist, sogleich die Lösungssumme beigefügt, in andern aber ist ausgesprochen, daß „Gnade bei Recht stehe.“ Immer aber soll der Verbrecher für das Verbrechen eintreten, oder, wie es heißt, „in desselben Fußstapfen treten.“ Das alte Talions- und Retributionsprinzip ließ in praxi immer noch Strafe an Ehre und Gut an die Stelle der Talion treten.

Was nun den geselligen Verband betrifft, in welchem die Markgenossen untereinander standen, so war derselbe schon darum ein sehr

1) bet he wedder waszet. Gr. Bb. IV. 666.

kräftiger, inniger und belebter, weil er auf so wesentliche Bedürfnisse wie Holznutzung und Viehzucht gegründet war. Erst nach Ausbreitung landesherrlicher Rechte wurde er immer schwächer. Eins der wesentlichsten Elemente dieser Marktgenossenschaft war das Marktgericht.

Da wo einst im germanischen Walde Gottesdienst gehalten und Opfer dargebracht wurden, war später Gericht und Volksversammlung, wie z. B. schon in der Nähe jener h. Eiche, welche Bonifatius in dem Walde bei Weismar fällte, der Hauptitz des Volks und noch im Mittelalter seine vornehmste Gerichts- oder Wahlstätte war. Es ist, wie oben gezeigt wurde, das heutige Maden in Hessen, das vormalige Mattium.

Wurde doch das Gericht in unserer Vorzeit nie anders als im Freien gehalten; unter offenem Himmel, im Wald, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Höhe, neben einer Quelle wurde im eigentlichen Sinne des Wortes „getagt“; nur bei Tage durften Gerichte gehalten werden; sobald die Sonne zu sinken begann, wurden „die Bänke gestürzt“, die Gerichtsverhandlung geschlossen. Binnen beschlossenen Wänden und unter Dach, sagt der Spiegel deutscher Leute, soll Niemand Urteil finden. Auch verlangte die Ansicht des Heidentums, wie wir oben sahen, zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Waren doch auch Priester zugleich Richter und vor allem Religion und Recht unauflöslich verbunden. Jene heidnischen Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört. Daß es nun neben den bekannten „Stuhllindengerichten“ auch solche gab, die im Walde selbst gehalten wurden (Haingerichte, Hageprachen, Berggerichte) erhellt nicht nur aus Tacitus (Germ. c. 9, 39), sondern auch, wie schon oben gezeigt wurde, aus dem Leben des h. Libuin, wo als eine solche Gerichts- und Kultusstätte im Walde Marklo genannt wird: in media Saxoniam secus flumen Wiseram et locum Marklo nuncupatum exercebant generale concilium. Placitum in eadem sylva etc. (Vgl. v. S. 4.) Später hielt man diese feierlichen „Dingtage“ fest und verwendete sie zur Wahl oder Bestätigung der Vögte und Amtleute, Verlesung der Weistümer, Anbringung und Erledigung der Klagen, sowie zur Einnahme der Bußen. Sie dienten so zugleich zur kräftigen Belebung des geselligen Marktverbands und wurden gewöhnlich mit fröhlicher Beche und Gelag beendet. Übrigens wurde auf diesen Marktgerichten selbst ernstlich getagt und auch manche schwere Strafe verhängt. Welcher Märker seine Pflicht veräumte, sei es, daß er ohne ehafte Not sich dem Gerichtsgebot nicht stellte, oder nicht lieferte, was ihm zu liefern oblag, der wurde aus der Gemeinschaft gestoßen, das hieß „aus der Markt verwiesen, gesagt, verschalten.“

Verbrecher und Schmäher wurden nicht geduldet: „Der Verbrecher soll der Mark nicht genießen, bis er sich wieder eingebunden. Und wo ein Märker die Mark schmähete mit Worten oder mit Werken, der soll der Märker Gnad erst wieder erwerben“.

Härteste Strafe wider einen ungehorsamen Märker war, daß ihm sein „Brunnen gefüllt“ und sein Backofen eingeschlagen wurde.<sup>1)</sup> So noch in der Ringer Bauersprache a. 1562. — Wenn einer nicht thäte, was sich eignet und gebührt, wie soll er wieder zum Gehorsam gebracht werden? Antwort: Dem soll man einen Graben vor dem Thore aufwerfen, das Thor zupfahlen, den Eimer über den Brunnen weghauen, den Backofen zumachen und kein Feuer leihen, Ruh- und Schweinehirten verbieten und in solche Not bringen, daß er thun muß, was recht und gemäß ist (Wendhager Bauernrecht). Indessen war auch manche Strafe dieser Art nur im Rechts glauben vorhanden, mehr gedroht als vollführt.

Wurde nun aber der oberste Vogt und Markrichter lässig befunden, so erklärten die Märker „die Mark stehe offen“ und „alle Buße ab“ so lange, bis man ein Märkerding (Markgericht) hätte und die Mark mit Gebot bestellte ohne Gefährd. (Dieburger Weistum.)

Was die Grenze der Mark, des Waldes betrifft, so war sie inwendig ungeschieden, ungezäunt, ein wahres latifundium und hatte nur einfache und natürliche Scheiden nach außen nötig. Der Grenzbezeichnung durch Baumeinschnitte und Mahlsteine nach Ausmessung mit Rute, Stange, Seil ging eine ältere freiere Bestimmung voraus, die sogen. Hammerteilung, die sich auf den Hammerwurf gründet. Der Hammer war ja das Attribut des Gottes Donar oder Thór, des Gottes des Eigentums und alles geordneten ländlichen Lebens, der eben durch Hammerwurf das Eigentum begrenzen und feststellen hilft, wie sein Hammer auch die Ehe weiht. Wenn einem Einzelnen von den Markgenossen ein Strich Landes zugestanden wird, so geschieht das auf folgende Art. Jener nimmt den Hammer aus dem Wagen und wirft ihn durch das linke Bein, so weit er werfen kann. So weit er wirft, so viel wird ihm abgetreten. Das heißt der Hammerwurf, der sowohl bei Ländereien als Holzungen stattfand. Das Stück Land, das nun an die Gemeinheit anstößt, heißt Ortland. Wo in den Marktweistümern davon die Rede ist, wie weit sich der Boden und das Gebiet der Mark in die übrige Feldstur hineinstrecke, oder wie viel von der Mark an den ein-

1) aqua et ignis interdicti solet damnatis . . . videlicet, quia hae duae humanam vitam maxime continent. Bgl. D. Müller, Dorier 2, 228. Der Christose darf bei Niemand Feuer anzünden, seines Herdes Flamme erlischt.

zelnem Privatmann abgetreten werden soll, da wirft der Bogt und Markherr aus der Mark in den Strom, oder ins Feld, oder der Fischer der Mark wirft in das Feld, der urbar machende Bauer in die Mark, der Hirte in den Wald, der Jmker in die Mark. Es ist diese Hammerteilung ein Denkmal des ältesten deutschen Rechts.

Wo aber die Walbung sich wendet und Baugüter und Wiesen anfangen, d. h. wo Mark und Privateigentum aneinandergrenzen, da braucht sich die Mark nicht zu verzäunen, sondern dieses. Es gilt hier der Rechtsatz: „Eigentum soll dem Allmen Fried geben.“

Wurde aber ein Teil des Waldes für den landwirtschaftlichen Zweck gerentet, d. h. ausgerottet, was meist durch Niederbrennen der Stämme geschah, so hieß diese Strecke Gereute, Neureute, Neubruch und wurde diese „terra novalis“, dies gerentete Waldstück sofort der Kirche zehntpflichtig; ihr war der sog. „Rottzehnten“ zu zahlen. Es verlor also dies Waldstück seine alte Freiheit. Dieses Neuten und Rotten bedrohte den Verband, die Gewohnheiten und Rechte, wohl auch die Freiheiten der Markgenossen. Nichts war natürlicher, als daß sie ihm entgegenstrebten, wo und so lang sie sich stark genug dazu fühlten. So bezeugen viele Weistümer, daß die Verwandlung der Mark in Kultur auf alle Weise gehindert und selbst Hube oder urbarer Grund, wenn er eine Zeit lang unbestellt, verlassen, herrenlos, „treisch und bewilbert“ blieb, wiederum Mark wurde.

Immer aber blieb nach der Volksanschauung der Wald wie Wasser und Weide Gemeingut, und schon im Bauernkriege stand als Beschwerde oben an, daß die Fürsten Wald und Wasser genommen hätten. Seinen Unmut darüber äußerte schon Freidank:

Die Fürsten zwingen mit Gewalt  
Feld, Stein, Wasser und Wald;  
Dazu nehmen sie Tiere, wild und zahm,  
Und machten's so mit der Lust auch gern allsam.

Teils aus finanziellen Rücksichten, teils aus Interesse für eine geblühliche Wald- und Forstkultur hat sich nach und nach auch ein Forstregale entwickelt. Die Forsten sollen nicht abgeschwendet, sondern ihre Erträgnisse durch eine verständige Pflege des Nachwuchses auch der Nachwelt gesichert bleiben. Das Holz soll „pfléglich gehalten werden“, damit die sprichwörtliche Befürchtung nicht wahr werde: „Es wird der Welt noch fehlen an Holz und Münz und guten Freunden“. Aber eine vernünftige Waldkultur faßten ja auch schon die ältesten Weistümer ins Auge, wie u. a. schon jene gegen den Forstfrevler angebrohten barbarischen Strafen zeigen.

Aus der Oberaufsicht des Staates über die gesamte Wald- und Forstkultur ist die Wald- und Forsthoheit und im weiteren Verlaufe

auch ein Forstregale hervorgegangen, welches mit einem weiteren Regale, dem der Jagd in enger Verbindung steht.

Eine überaus große Anzahl von Bestimmungen hierüber findet sich in den Rechten vor, obwohl eine wirkliche Anerkennung des Jagdregales in der Rechtsanschauung des deutschen Volkes sich nie dauernd und allgemein hat begründen lassen. Das Volk wollte vielmehr das edle Weidwerk jedem freien Manne in unbeschränkter Weise gewahrt wissen und huldigte deshalb dem Grundsatz: „Es soll jedes Wild sein in dessen Recht, in dessen Gewalt es ist“, oder: „Wer die Vögel fängt, dessen sind sie, und wer hinten nach kommt hat nichts davon.“ Und in der That galt sowohl während der ältesten Verfassung Deutschlands, als auch noch unter der fränkischen Regierung die Jagd für die tägliche Kriegsschule aller freien Männer. Ugeachtet dieser der Entwicklung des Jagdregales keineswegs günstigen Verhältnisse hat sich dasselbe dennoch immer mehr Geltung verschafft, so daß zuletzt nur noch die Jagd auf Vögel und Bienen außerhalb des Wildbanns lag. „Tauben, Krähen, Elstern, Pfauen und anderes Federspiel, das wird gemein, sobald es aus den gewirkten Geweren entkommt“, d. h. außer Haus und Hof auf freiem Feld kann es jeder durch Besitzergreifung zu seinem Eigentum machen. So bestimmte noch das Recht des deutschen Reichbildes. Nach demselben ist auch „die Taube gemein; wer sie schützt und nährt, mag sie nehmen mit Recht“.

Selbstverständlich ist auch dem Wildbann entzogen alles in einem Tiergarten eingeschlossene Wild; denn dies gehört, wie man sagt, so wenig zur Jagd als der Vogel im Bauer.

Und während einerseits das Fangen des Wildes lediglich mit Hunden, mit Rügen zu eigenem Bedarf als schwacher Überrest der Jagdfreiheit in einigen Gegenden noch erlaubt war, so ward dafür anderwärts auch noch der bisher jedem freigelassene Vogelfang als Bestandteil des Wildes erklärt, und nur der mit dem Wildbanne Belehnte, gewöhnlich nur der Adel, durfte einen Vogelherd anlegen und Vogelfang üben.

Weil aber regelmäßig nur der Adel mit dem Wildbanne beglückt wurde, so hat der Volkswitz aus Ärger darüber in einem komischen und absichtlich zweideutigen Spruch sich Luft gemacht: „Wo Edelleute sind, da sind auch Hasen.“

Dabei verblieben nur kümmerliche Reste alter Jagdfreiheit. So heißt es in einem Urbacher Weistum: „Ob ein Schäfer mit einem Rügen zu seinen Schafen gienge und er ungefähr einen Hasen griffe und trägt den offenbarlich auf seinem Halse, kocht ihn nit mit Rohl oder Kraut,

sondern thät ihm sein Recht, pflistert<sup>1)</sup>) und brät den und läßt den Schultheißer oder Herrendiener dazu, soll auch unverbrochen han, aber er soll nit darnach gehen, nachstellen, den nit schießen, noch verkaufen.“ Ähnlich sagt ein Weistum von Obernaule: „Item, kann auch ein Burger oder Burgerkind einen Hasen gefahen mit einem Hunde, oder kann ein Schwein gefahen, das soll ihm kein Herre wehren, sofern daß er den Schweinskopf meinem Herrn von Ziegenhain schidet.“ Die Beschränkungen waren an verschiedenen Orten sehr verschieden, aber mit der Zeit stiegen sie immer, besonders seitdem man die Notwendigkeit der Regalien aus abstrakten Begriffen einer Oberaufsicht im Staate anfang zu beweisen.

Der Ausdehnung des Wildbanns auf alles nur einigermaßen jagdbare Getier gegenüber hielt man — aber nur durch die Not gezwungen — daran fest, daß die gemeinschädlichen Tiere wie Füchse, Wölfe, Bären nicht im Wildbanne stehen. Ihnen war kein Friede gesetzt und darum waren sie für Jedermann jagdbar. Das war also zuletzt die einzig freie Bürsch der deutschen Männer. Wegen Überhandnahme dieser dem übrigen Wildstande so schädlichen Raubtiere waren zur Karolingischen Zeit sogar eigene Wolfsjäger aufgestellt.

Dagegen gehörte der Marder, obwohl ein bössartiges Raubtier, wohl wegen seines kostbaren Pelzes, sodann Falken, Ottern, Wiber in den Wildbann. Dies Getier gehörte zur sog. niedern Jagd, teils wegen der Unbedeutendheit des Jagdgewinns, teils wohl auch wegen der Unsicherheit, ob Ottern und Wiber überhaupt noch zum jagdbaren Wilde und nicht vielmehr in das Bereich der Fischerei gehörten.

Wildschwein und Eichhorn aber sind Gäste, darum hat jedermann Recht daran, außer auf fremdem Boden. In Bezug auf die genannten Tiere galten die Rechtsprüchwörter: „Allen Tieren ist Friede gesetzt außer Wölfen und Bären. — Ottern und Wiber haben keine Hege. — An einem Fuchs bricht man keinen Wildbann. — Ein Marder gehört in den rechten Wildbann. — Falle ist der Landesfürsten Waidwerk. — Wildschwein und Eichhorn sind Gäste. — Die Gule trägt ihr Recht auf dem Buckel.“

Wer mit dem Wildbann belehnt war, durfte auch hegen, d. h. das Wild auf jagdmäßige Weise pflegen. Einerseits, um den Austritt des Wildes in fremde Jagdbezirke zu verhüten, anderseits um die Grenz-nachbarn vor Wildschaden zu wahren, stand dem Jagdberechtigten die Befugnis zu, den Wildpark einzuhegen. „Wer darf jagen, der darf auch hegen“, lautete der Rechtsprüch.

1) Der Pfister aus lat. pistor: Bäcker.



Wenn nun auch den Herren in Deutschland nicht allenthalben gelungen ist, die ganze Jagd als Regal zu behandeln und so sich anzueignen, so wurde dies doch in Ansehung des Hochwüdes, d. i. der Hirschje, erzielt. Weil aber die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit dem Landesherrn, nicht auch dem Patrimonialgerichtsherrn zulam, und zugleich die hohe Jagd regelmäßig ein ausschließliches Recht des Landesherrn blieb, so gab dies Anlaß zu dem Spruch: „Wohin der Hirsch mit dem Fange, dahin gehört der Dieb mit dem Strange.“ Jagdregal und peinliche Gerichtsbarkeit erscheinen oft miteinander verbunden.

Die Eingriffe in fremdes Jagdrecht zogen von jeher Ahndung nach sich, doch wagte man bei unverkennbarer Vorliebe des freien Mannes für die Jagd und angesichts des im Volke noch immer lebendigen Bewußtseins eines allgemeinen Jagdrechts nie peinlich gegen den Wildfrevel einzuschreiten. So heißt es auch im Sachsenspiegel: „Gott gab ja dem Menschen Gewalt über Fisch und Vögel und über alle wilden Tiere und deshalb soll um Wild Niemand seinen Leib verwirken.“

Wohl wurden in einzelnen Gegenden am Schlusse des Mittelalters barbarische Strafgesetze gegen den Wild- und Jagdfrevel eingeführt — wie man auch hier und da auf den Gräbern der Wildddiebe Hirschgeweiße zur Bezeichnung ihres Frevels aufhängte —, sie sind aber später beseitigt und an ihre Stelle dem Rechtsgefühl entsprechendere Strafen getreten.

## Zu Christian Thomasius.

Von Adolf Müller in Chemnitz.

Die Universität Halle beging im vorigen Sommer die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. Mit Stolz konnte sie auf diese zwei Jahrhunderte zurückblicken und eine stattliche Reihe berühmter Männer aufweisen, die an ihr gelehrt haben oder auf ihr herangebildet worden sind. Gleich bei ihrer Eröffnung 1694 stoßen wir auf zwei Namen, die zum Ruhm der neuen Hochschule wesentlich beigetragen haben: Christian Thomasius und August Hermann Francke. Insbesondere hat Thomasius den Hauptanstoß zur Gründung der Universität Halle gegeben, und mit Recht war daher seinem Andenken die Festschrift gewidmet, welche die historische Kommission der Provinz Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg im Verlag von Otto Hendel veröffentlicht hat. Sie führt den Titel: Christian Thomasius. Kleine deutsche Schriften, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von Prof. Dr. Opel.

Bekanntlich war Thomafius, wie er gewöhnlich mit latinifirter Form genannt wird, während er felbft fich wenigftens in feinen früheren Schriften Thomas nennt, ein Leipziger Kind, geboren am 1. Januar 1655. Sein Vater war ein hervorragender Professor der philofophifchen Fakultät und Rektor der Thomafchule zu Leipzig. Der Sohn wuchs also unter Verhältniffen auf, die feinen Eifer und Ehrgeiz frühzeitig auf die Wiffenfchaften hinlenkten. Schon im 17. Lebensjahre wurde ihm der Grad eines Magifters der Philofophie erteilt, doch war fein Fachftudium Jurisprudenz. Eine Zeitlang war er in Leipzig Advokat, indes wendete er fich bald der Univerfität zu und hielt hier 10 Jahre lang, 1680—1690, mit immer fteigendem Erfolge Vorlefungen. Seine eigenartige Perfonlichkeit hat dem Anfehen nach bis zum Todesjahre feines Vaters (1684) keinen Anftoß an der Univerfität gegeben. Allein fein felbftändiger Sinn, der fich im vertrauteren Umgange mit der Jugend einen befonders jugendfrifchen Zug bewahrte und fich gegen die verzopfte Gelehrfamkeit feiner Zeit aufbäumte, mußte ihn bald zu einem Bruche mit der bisher auf den Univerfitäten herrfchenden Richtung treiben.

Diefen Bruch vollzog Thomafius vor allem dadurch, daß er für das Wintersemester 1687—1688 am fchwarzen Brette der Univerfität Leipzig eine deutſche Vorlefung ankündigte und diefes Vorhaben durch ein beſonderes, gleichfalls deutſch geſchriebenes Programm rechtfertigte. Dieſes Programm war betitelt: „Christian Thomas eröffnet der ſtudirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours: Welcher Geſtalt man denen Franzoſen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen ſolle? ein Collegium, über des Gratians Grund-Reguln, vernünftig, klug und artig zu leben.“ —

Dieſe deutſche Vorlefung war die erſte ihrer Art, welche an der Univerſität Leipzig gehalten wurde; ihr Thema lag weit ab von dem Inhalte der Vorlefungen, die von Juriften damals gehalten wurden und noch jetzt gehalten werden. Mit offenbarer Abſicht veröffentlichte Thomafius die deutſche Ankündigung feiner Vorlefung und das deutſche dazu vorbereitende Programm gerade am Reformationstage, am 31. Oktober 1687 (alten Stils), und in der That, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, ſo iſt durch dieſen Anſchlag und dieſes Programm auf dem Gebiete des Univerſitätsweſens ein ähnlicher Umſchwung eingeleitet worden, wie ſeiner Zeit durch Luthers Theſen auf dem kirchlichen Gebiete. Christian Thomafius bleibt der Ruhm, die deutſche Sprache ſtatt der üblichen lateiniſchen auf das Univerſitätskatheder eingeführt und damit einen neuen Aufſchwung der deutſchen Proſa herbeigeführt zu haben.

Der große Zulauf, dessen sich Thomafius von feiten der Studenten erfreute, erweckte natürlich den damals befonbers starken Brotneid feiner akademifchen Kollegen; auch faßen feine Gegner, daß fie es mit einem Manne zu thun hatten, der neue, ihnen gänzlich unbefannte Bahnen einfchlug und keine Gelegenheit verfäumte, die felbftbewußten Träger der alten theologifch-juriftifchen Gelehrfamkeit mit Humor und Satire zu überfchütten.

Wir übergehen die bitteren Streitigkeiten, die Thomafius mit mehreren feiner Kollegen auszufechten hatte, und die schließlich dahin führten, daß er fich 1690 nach Berlin begab, den Schuß des brandenburgifchen Kurfürften Friedrichs III. (des fpäteren erften Königs von Preußen, Friedrich I.) nachsuchte und ihn um die Erlaubnis bat, in Halle, wo eben eine Ritterakademie errichtet wurde, fich niederzulaffen und Vorlefungen zu halten. Der Kurfürft gewährte feine Bitte, erhob ihn zum kurfürftlichen Rat und wies ihm einen jährlichen Gehalt von 500 Thalern an. So wurde Thomafius der erfte besoldete Lehrer der Univerfität Halle, die als folche erft 4 Jahre fpäter, 1694, feierlich eröffnet wurde.

Seine hallifchen Zuhörer bedachte Thomafius im Jahre 1693 mit einem Programm „Vom elenden Zuftand der Studenten“, beffen voller Titel folgendermaßen lautet: Chriftian Thomas entbietet der ftudirenden Jugend in Halle feinen Gruß und Dienfte und eröffnet ihnen in einer öffentlichen Lektion fein Vorhaben, wie er künftig feine Lehr-Art einzurichten, auch über die Kirchen-Hiftorie, die Morale, die *Historiam Juris Romano-Germanici*, die *Institutiones Justiniani* und den *Proceß publico* zu lefen gefonnen fey.

Das Thema, das Thomafius in diefem Programm behandelt „Vom elenden Zuftand der Studenten“, ift nicht etwa fo zu verftehen, als ob von der bedrängten äußeren Lage der Studenten die Rede wäre, fondern er verftand darunter die fittlichen Schäden, an denen die ftudierende Jugend litt. Er rügte diefe mit einem männlichen Freimut, den man nur bewundern kann. Thomafius teilt in diefer Schrift, in der er die Studenten ganz väterlich „Meine werteften Brüder und Freunde!“ anredet, wie die Menfchen überhaupt, in drei Klaffen: 1. Beftien, 2. Menfchen, 3. Chriften. „Gleichwie nun ein dreifacher Stand unter den Menfchen ift, alfo find auch dreyerlei Wege, darauf die Menfchen wandeln, der Weg der Beftialität oder der verderbten Natur, der Weg der gefunden Vernunft oder der Menfchheit, und endlich der Weg des Chriftentums oder der Gnade. Derowegen werde ich nicht unrecht thun, wenn ich auch euch nach diefem dreifachen Wege betrachte. Die meiften unter euch laufen auf dem Wege der Beftialität;

fehr wenig haben ſich umgelehret und getreten den Pfad der gefunden Vernunft; die allerwenigften aber gehen den Weg des Chriſtentums.“

Thomafius teilt dann die Klaſſe der „Beſtien“ wieder in drei Arten: 1. Die Wollüſtigen, 2. die Ehrgeizigen, 3. die Geldgeizigen.

Von den Wollüſtigen — dieſes Wort im weiteren Verſtand eines Genußmenſchen gefaßt — giebt Thomafius folgende Schilderung:

„Ein wollüſtiger Studente ſchläſſet des Morgens gerne lange und verdirbet die beſte Zeit, die er zu ſeinem Studiren verwenden ſollte, mit Faulenzen, oder doch zum wenigſten mit lieberlichen und unzüchtigen Gedanken; ſeine Verrichtung des Tages über iſt entweder Spielen oder Saufen und Freſſen oder H-r-n und ſich derjenigen Dinge beleiſigen und hauptſächlich darauf legen, die zu ſolchem Zweck dienen: als auf das Karten- und Würfelſpiel, auf die Druck-Taſel, auf das Ballhaus, auf das Beſuchen der Wein- und Bierkeller, der Toback-Stuben, der Chokoladen- und Coffee-Häuſer, der Comödien, der Leinen-Tänzer, der Plopflechter, auf die Muſik, auf das Taſchenſpiel. An das Studiren wird am allerwenigſten gedacht, außer daß, wenn es hoch kommt, er dann und wann ein Hiſtorien-Buch oder wohl einen Roman in die Hand nimmt und daraus nur dasjenige herausklaubet, was zur Verſtärkung ſeiner Thorheit thut. Des Abends ſpielt, ſauft oder h-r-t er bis in die ſinkende Nacht; denn er weiß, daß er des Morgens lange genung zu ſchlafen hat; ſchreiet durch die Gaſſen, ſinget garſtige Sau- oder Sauflieder, oder läßt ſich wohl gar nach Hauſe blaſen oder fiedeln, auch nach Gelegenheit wohl dazu leuchten, und da gehet er nun und bringet bald der Jungfer, bald der Magd, bald einer noch gemeineren lieberlichen Bettel Ständchen.“

Und in dieſem verben Tone geht es noch zwei Seiten weiter, ſo daß man wohl ſagen kann: Dem wollüſtigen Studenten iſt nichts geſchenkt.

Dann kommt der „ehrgeizige“ Student an die Reihe, worunter Thomafius das verſteht, was wir heutzutage einen Streber nennen. Auch dieſer wird ſehr ergötzlich geſchildert. Zulezt wird der „geldgeizige“ Student vorgenommen, deſſen „ganzes Abſehen iſt, wie er mit ſeinem Studium Geld verdienen möge.“

„Sehet“ — ſo ſchließt Thomafius dieſen Abſchnitt ſeiner Schrift — „das iſt die Beſchreibung der dreyerlei Arten von Beſtialität, denen ihr in eurem Stande unterworfen zu ſein pflegt, und bin ich gewiß verſichert, daß wenig unter euch ſein werden, die nicht ihr Bildnis hierinnen antreffen ſollten.“ —

Hieran knüpft er dann paſſende Ermahnungen, wie die Studenten dieſen dreifaſchen Stand der Beſtialität — „status beſtialitatis“ —

vermeiden, oder wenn sie in einen oder den anderen verfallen seien, ihm entrinnen können.

Mit solcher Offenheit sagte Thomafius seinen Zuhörern die Wahrheit. Ehre darum diesem deutschen Professor, dem wahren Vater der Universität Halle, dessen Verdienste auch zu seinen Lebzeiten gebührend anerkannt wurden! Er hatte noch die Genugthuung, daß man ihm in Leipzig eine Zurückberufung in seine Professur zugebacht hatte. Allein er lehnte ab. In Anerkennung seines Entschlusses, Preußen, wo er sich völlig heimisch gemacht hatte, nicht wieder zu verlassen, erhob ihn der König Friedrich I. 1709 zum Geheimen Rat und erklärte ausdrücklich, daß er „so einen berühmten und geschickten Mann nicht gern aus seinen Diensten entrate, sondern zum Lustre und Renommée, auch weiterem Aufnehmen seiner Universität zu Halle beibehalten sehen möchte.“

In diesem Zusammenhange ist die Vermutung nicht unbegründet, daß das Bildungsideal, welches Thomafius von einer Fürstenerziehung aufgestellt hatte, für die Jugendberziehung der einflußreichsten preußischen Könige des 18. Jahrhunderts maßgebend geworden ist: für die Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.

„Der Vater der Aufklärung,“ sagt Prof. Oppl, „ist zugleich der Begründer jener eigentümlichen norddeutschen Lebensauffassung, die in Lessing und Friedrich dem Großen zwei noch selbstbewußtere und energischere Träger erhielt. Mit dem Auftreten des Thomas beginnt diese neue norddeutsche Gemütsrichtung, vor welcher zuletzt, nachdem sie sich durch die schöne Litteratur des 18. Jahrhunderts bereichert hatte, die scholastisch-lateinischen Schulwissenschaften auch in Oesterreich und Bayern weichen mußten.“ —

Wie Luther durch seine Bibelübersetzung, seine vollständigen Schriften, seine Kirchenlieder und durch die deutsche Predigt unserer Muttersprache auf kirchlichem Gebiete zum Siege verholfen hat, so wird es das unbestrittene Verdienst von Thomafius bleiben, auch für die Wissenschaft und den höheren Unterricht der deutschen Sprache zunächst die Gleichberechtigung mit der lateinischen errungen zu haben.

## Zu Hans Sachs.

## II.

## Leben und Wirken des Hans Sachs.

Von Julius Sahr in Dresden.

„In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Klarheit, deutsche Urbanität, Ruhe und Günstigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte.“  
Herder 1793.

Der folgende Aufsatz versucht, eine bescheidene Skizze von Hans Sachsens Leben und Wirken zu geben. Dieser Überblick ist der zweite Teil zu dem im September 1892 (VI. Jahrgang dieser Ztschr. S. 589—616) erschienenen ersten, der den Titel führt: Zu Hans Sachs. Einleitung. I. Die Textfrage; Verhältnis zwischen Handschrift und Druck; Ausgaben.

Auch der hier gebotene zweite Teil hat, wie jener, einen praktischen Zweck. Er möchte für den Lehrer des Deutschen, auch an höheren Lehranstalten, alles das mit Quellenangaben zusammenstellen, was nötig ist, um eine lebendige Vorstellung von Hans Sachsens vielseitigem Schaffen und Wirken, sowie von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Wer es im Unterrichte mit Hans Sachs ernst nimmt — und es wird hohe Zeit, daß dies allgemein geschieht — der wird weder die üblichen Litteraturgeschichten und populären Darstellungen, noch auch die vorhandenen wissenschaftlichen Aufsätze und Werke über ihn so recht behaglich und für seinen Zweck bequem finden. Jene bieten zu wenig und halten sich zu sehr an der Oberfläche; diese gehen ja in die Tiefe, aber sie sind entweder zu umfanglich, oder sie setzen schon zu viel als bekannt voraus, oder sie widmen sich nur einer Seite seiner Thätigkeit, und dieser zu eingehend, oder endlich sie lassen bibliographische Angaben und handliche Belege aus den Werken des Dichters vermissen: alles Dinge, die dem, der auf diesem Gebiete nicht Fachmann ist, sehr wichtig sind, die er sich aber nur unter großen, oft zu großen Opfern an Zeit selbst zusammenstellen kann.

Diese Handhaben — wenn ich so sagen darf — zum Hans Sachs-Verständnis soll der folgende Aufsatz geben. Dabei bleibt jedem Lehrer oder Litteraturfreund noch mehr als genug Gelegenheit zu eigener in das Wesen des Dichters eindringender Thätigkeit. Denn ein Mann, wie Hans Sachs, ist so leicht nicht zu erschöpfen.

Aus den erwähnten Gründen kann dieser Aufsatz überall nur andeuten, nur eine Skizze sein; er will weder ein künstlerisch abgerundetes

Bild, noch auch wissenschaftlich Neues bieten und rechnet daher auf die freundliche Nachsicht derer, die den Gegenstand schon aus eigenen Studien kennen und hier etwa neue Aufschlüsse erwarten. Doch wird hie und da versucht, anzudeuten, in welcher Richtung sich vielleicht weitere Gesichtspunkte zur Beurteilung des Hans Sachs gewinnen lassen. Die Hauptsache scheint mir, daß wir Hans Sachsens Wirken und Persönlichkeit, als Dichter wie als Journalist, ja nicht zu einseitig litterarisch, oder lediglich von heutigen Begriffen aus auffassen: so werden wir dem Kern seiner tüchtigen und vielseitigen Natur schwerlich nahe genug kommen.

Auch bei der Arbeit an diesem Teile hatte ich mich unausgesetzt selbstloser und liebenswürdiger Förderung durch Herrn Prof. Dr. Edmund Goetze zu erfreuen, der mir jede gewünschte Auskunft, jedes Buch u. s. w. bereitwilligst gab und manche schwierige Frage des weiten Gebietes eingehend mit mir erörterte. Dem Danke dafür möchte ich auch hier den herzlichsten Ausdruck geben.

### 1. Einleitung: Bedeutung des Hans Sachs-Jubiläums.

Es war ein erhebendes Schauspiel, als Deutschland am 5. November 1894 seinen Hans Sachs feierte. Der Ausdruck seinen ist hier wirklich einmal am Platze. Denn mit seltener Einmütigkeit wurde damals im Festesjubiläum des vor 400 Jahren geborenen Volksdichters und Volksmannes gedacht. Es beteiligten sich an dieser Feier nicht nur alle die Kreise, die von Amtswegen mit der deutschen Litteratur oder mit öffentlichen Feierlichkeiten zu thun haben: Universitäten, Gelehrte, Lehrer, Schriftsteller, die Schar der Zeitschriften und Zeitungen, die Unzahl litterarischer und ähnlicher Vereine. Nein, auch nach oben, in die regierenden Kreise griff die Feier hinein. Die Regierung Bayerns war amtlich bei dem Hans Sachs-Fest in Nürnberg vertreten; in Weimar wurde die amtliche Feier bis zur Rückkehr des kunstsinigen Fürstenpaares verschoben, um in dessen Gegenwart am 11. November abgehalten zu werden<sup>1)</sup>; in München wie in Weimar wurden von den Hof- und Staatsbibliotheken wertvolle Hans Sachs-Ausstellungen veranstaltet<sup>2)</sup>;

1) Siehe Bernhard Suphan, Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart u. s. w. Weimar 1895. 8°. 68 S. S. 7.

2) Über die Hans Sachs-Ausstellung in Weimar berichtet Carl Kuland: Weimarer Zeitung, Sonntag, den 25. November 1894 (wieder abgedruckt in dem obengenannten Schriftchen Suphans S. 59—68). Die Ausstellung der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, „der Königin aller deutschen Bibliotheken“ (Königede), war ungleich reichhaltiger und wertvoller, vergl. den Katalog: „Hans Sachs-Ausstellung der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek u. s. w. München,

kaum ein Hoftheater in ganz Deutschland ließ es sich entgehen, dem Hans Sachs einen besonders feierlichen Abend zu widmen. Mit ihnen wetteiferten städtische Behörden und Stadt-Theater überall, wo nur deutsch gesprochen wird. — Vor allem aber griff die Feier auch nach unten, in die breite Masse des Volkes, den Bürger-, Handwerker- und Arbeiterstand<sup>1)</sup> hinein: ein Geschick, das einem deutschen Dichter noch selten beschieden ward.

Natürlich stand in den Feierlichkeiten, die ein amtliches und zugleich volkswähliges Gepräge zeigten, Hans Sachsens Vaterstadt Nürnberg obenan.<sup>2)</sup>

Man kann sagen, es herrschte in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung ein rühmlicher Wettstreit, es einander in der Verherrlichung des Dichter-Handwerkers zuvorzuthun; das alles aber aus keinem anderen Grunde, als aus Freude an dieser gesunden, männlichen Persönlichkeit,

Brudmann, 1894. 8°. 16 S. Da dieses Verzeichnis für jeden Freund des Dichters eine wahre Fundgrube ist und dauernde Beachtung verdient, so sei hier angeführt, daß es folgende Abteilungen enthält: I. Hans Sachsens Leben und zwar „Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert“, „Hans Sachsens Poetische Autobiographie, Valets u. s. w.“, „Geburtsjahr, Schule, Lehrzeit“, „Wanderschaft, Hans Sachs in München“, „Rückkehr nach Nürnberg, Häusliches Leben“, „Widersacher, Wachsender Ruhm“, „Alter und Tod“, „Porträts des Hans Sachs“ — zusammen 52 Nummern. II. Die Dichtungen des Hans Sachs: 1. Hans Sachs als Meistersänger, 2. Der Volksdichter, 3. Alte und neue Gesamtausgaben von Hans Sachsens Werken — zusammen 141 Nummern. III. Die Bibliothek des Hans Sachs. IV. Hans Sachs im Andenken der Nachwelt, enthält Zeugnisse über den Dichter aus den Jahren 1643—1894. Diese letzte Abteilung umfaßt 74 Nummern.

1) Als Belege für den Handwerker- und Arbeiterstand mögen, statt vieler, zwei genügen: die Festnummer des Sorgenfrei, Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung; Gratisbeilage für F. A. Günthers Deutsche Gerber-Zeitung, Deutsche Schuhmacher-Zeitung, Bäcker- und Konditor-Zeitung, Deutsche Tischler-Zeitung, Allgemeine Handschuhmacher-Zeitung, Jahrgang XX, Nr. 44. 4°. Berlin, den 5. November 1894; fast der gesamte mit Bildern reizend ausgestattete Text (8 Seiten) ist dem Hans Sachs gewidmet. Dann sei noch genannt die sozialdemokratische Festschrift: Hans Sachs. Ein Erinnerungsblatt für das arbeitende Volk u. s. w. von Manfred Wittich, Nürnberg 1894. 8°. 57 S. Das Heft ist gewandt geschrieben und geschickt zusammengestellt; aber es versteht sich wohl von selbst, daß das Bild des frommen und biedereren Bürgers hier, durch die sozialdemokratische Brille gesehen, verzerrt und verdreht erscheint. Es ist eine grobe Fälschung der Geschichte, Hans Sachs zum Sozialdemokraten stempeln zu wollen; der Nürnberger Meister war nun einmal kein Sozialdemokrat, sondern in allen wichtigen Punkten: Religion, Vaterland, Obrigkeit, das gerade Gegenteil davon.

2) Den Verlauf der herrlichen Nürnberger Feier schildert eingehend und frisch Theodor Hampe in dieser Zeitschrift 1895 S. 81 — 92. Zu dieser Feier hatte der Rat auch ein künstlerisch ausgestattetes Programm herstellen lassen: „Reihenfolge der Festlichkeiten zur 400 jährigen Geburtsstagsfeier unseres Nürnberger Dichters am 4. und 5. November 1894“. 8°. 8 S.



die ihre Zauberkraft aufs neue bewährte, und es verstand, Millionen von Menschen des verschiedensten Standes und Bildungsgrades zu fesseln, zu unterhalten, zu erfreuen, ja zu wohlthuemend und innerlich befreiendem Lachen hinzureißen. Die Hans Sachs-Feier hat das gesamte deutsche Volk in einer Stimmungseinheit gezeigt, wie nur nationale Festtage sie erwecken. Übrigens müssen fast ebenso zahlreich, ebenso wirkungsvoll, wie die theatralischen, nach den Berichten von Zeitungen und Zeugen auch die Liebhaberaufführungen gewesen sein, die oft mit einfachsten Mitteln arbeiteten. Bei ihnen wurden zum Teil selbst die weiblichen Rollen der Hans Sachsstücke von Männern gegeben, ohne daß dies ihrer Wirkung Eintrag that. Bedenken wir ferner der Summe von Dichterkraft, die bisher zur Verherrlichung des Hans Sachs angewendet wurde, bedenken wir, wie vielfach der schlichte Bürger im November 1894 der heutigen Welt in der künstlerischen Erklärung Goethes, Richard Wagners, Martin Greifs, Hermann Linggs, Gustav Burghards, in den Festspielen Rudolf Genés<sup>1)</sup> und anderer vorgeführt wurde, so müssen wir gestehen, daß Hans Sachs noch nicht tot ist, sondern daß sein Geist und seine Werke auch heute noch fortwirken. Endlich sei noch der schier zahllosen Vorlesungen, Vorträge, Reden und An-

1) Goethe, Erklärung eines alten Holzschnittes, darstellend Hans Sachsens poetische Sendung 1776 und „Schlußverse zu Hans Sachsens poetischer Sendung“ bei Anlaß der Berliner Aufführung von Deinhardtsteins „Hans Sachs“ 1828 (beide nach der Handschrift neu abgedruckt in Bernhard Suphans Hans Sachs in Weimar u. s. w. Weimar 1894. 8°. 44 S.).

Martin Greif, Hans Sachs, dramatisches Gedicht, Augsburg 1866. 16°. 128 S.; „Zu Hans Sachsens Ehrentag“ den 24. Juni 1874 (in Hans Sachsens Schwankmanier, Gedichte 1881 S. 262 ff.) und Hans Sachs, Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen, Leipzig 1894. 8°. 86 S. Hermann Lingg dichtete für das Hans Sachs-Jubiläum einen verbindenden Text, in den Schwänke und Fastnachtspiele des Hans Sachs eingelegt waren, so daß das Ganze, für die Münchner Hofbühne bestimmt, ein zusammenhängendes, abgerundetes und höchst poetisches Bild ergab. Gustav Burghard, Hans Sachs, ein dramatisches Spiel in einem Aufzuge (Hans Sachs-Dramen, Berlin 1894. 8°).

Rudolf Genés, Hans Sachs, ein Festspiel zur Feier seines 400. Geburtstages u. s. w. Berlin 1894. 8°. 48 S. und Hans Sachs, ein Nürnberger Fest-Schauspiel u. s. w. Nürnberg 1894. 8°. 80 S.

Bei dieser Aufzählung ist sowohl von den älteren dichterischen Verherrlichungen z. B. von Sander, Deinhardtstein, als auch von den Kompositionen Albert Lorkings, Richard Wagners (Römische Opern), Oskar Hermanns (Hymnus für das Hans Sachs-Jubiläum), und Anderen, sowie von Bildern und Gemälden (Kaulbach, Spangenberg u. s. w.), Novellen und poet. Erzählungen abgesehen. Vergl. hierüber Zu Hans Sachs I Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI S. 590 ff.

sprachen gedacht, durch die er in Vereinen und Gesellschaften jeder Art geehrt wurde; auch an ihnen sind Leute aller Berufs- und Bildungskreise beteiligt gewesen. Ja, die Hans Sachs-Feier ging auch weit über Deutschlands Grenze hinaus: überall, wo die deutsche Zunge klingt, wurde des waderen Nürnbergers gedacht; auch in fremdländischen Zungen und Zeitungen erklang sein Lob und ward sein Fest beschrieben. Was wollen, im Vergleich zu dieser gewaltigen Huldbigung, die wenigen Stimmen sagen, die sich, sei es gegen den Mann selbst, die eine und andere Seite seines Wirkens, oder gegen eine so allgemeine Feier zu seinem Andenken erhoben?

Höher indes, als die allgemeine Feier, ist ihre Wirkung anzuschlagen. Durch diese Feier hat Hans Sachs vollends aufgehört, ein Toter in der Litteraturgeschichte zu sein; sicher ist er wenigstens für alle die ein lebendiger Mensch geworden, die die Feier mit erlebt haben. Und das ist ein hoher Gewinn! Jene unzähligen Menschen, die zusammenströmten, um Hans Sachs selbst oder über ihn zu hören, sie gingen zumeist reich belohnt, ja erquickt wieder heim. Denn der, den sie fanden, war, wo er nur selbst genügend zu Worte kam, ein Charakter, ein frischer und ganzer Mensch, ein Mann mit Fleisch und Blut, und so warm quellendem Leben, daß jeder noch heute, 320 Jahre nach seinem Tode, den kraftvollen Pulsschlag jenes Lebens zu empfinden vermeinte. Besonders die Fastnachtspiele übten diese Wirkung. Wem es vergönnt war, deren mehrere gut aufgeführt zu sehen, der mußte staunen, wie packend und unmittelbar sie noch heute wirkten, welche Zugkraft ihnen innewohnte. In einer ganzen Reihe von Städten sind Stücke von Hans Sachs, sei es von einer, sei es von mehreren Bühnen, bisweilen außerdem noch von Liebhabern aufgeführt worden. Berichte aus Berlin, Bremen, Breslau, Frankfurt, Hamburg, Karlsruhe, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Weimar, Wien und anderen Städten sprechen fast ausnahmslos von einem schönen Erfolge. Auf diese Weise sind — abgesehen von zahlreichen Schwänken — doch mindestens ein Duzend seiner dramatischen Stücke, meist Fastnachtspiele, wieder lebendig geworden, mehrere von ihnen, wie Frau Wahrheit, Der fahrende Schüler, Der Krämerkorb, Das heiße Eisen, Die Tragödie von der Elisabetha sind in 3—10 Städten aufgeführt worden und, wenn man von Nürnberg, Dresden u. a. weiter schließen darf, an demselben Orte wiederholt. Dieser dramatische Erfolg des Hans Sachs ist wohl das Auffälligste an der Feier. Er übertraf die kühnsten Hoffnungen der Freunde des Dichters. Wiederholt begegnet man in Berichten und Urteilen über diese Aufführungen dem dringenden Wunsch und der Hoffnung, es möchten diese und andere Stücke des Hans Sachs dem Spielplan

dauernd erhalten bleiben;<sup>1)</sup> man stellt Betrachtungen an über Hans Sachs' Bedeutung für die Gegenwart, ja selbst darüber, was die heutigen „Lustspiel“dichter von dem alten schlichten Meister lernen können.<sup>2)</sup> Welche Auferstehung des biedereren Nürnbergers fast 320 Jahre nach seinem Tode!

Angefihts dieser seltenen Feier und dieses frischsprudelnden Lebens taucht die Frage auf: Wie war es nur möglich, daß dieser Mann dem Herzen seines Volkes so lange entfremdet bleiben und daß er Jahrhunderte hindurch als Urbild hölzerner, geistloser Reimschmiede gelten konnte? Diese Frage hängt innig mit der Entwicklung deutscher Litteratur, deutschen Geistes zusammen. Fene 200 Jahre, etwa von 1576—1776 schließen in vieler Hinsicht die trübste Zeit deutschen Geisteslebens in sich, die Zeit, wo der Urquell des deutschen Lebens: Volksgeist und Volkskunst, woraus auch Hans Sachs schöpfte, verschüttet und unter dem Wust fremden Wesens begraben war. Mit der Verwüstung deutschen Landes im 30 jährigen Kriege ging ja leider Hand in Hand die schon im 16. Jahrh. vorbereitete Verwüstung des deutschen Geschmades; es folgte die Zeit „Charakterloser Minderjährigkeit“, die Herrschaft des Ausländischen und Fremden, das wie ein Gift tief in den deutschen Volkskörper eindrang. Da führte deutsches Wesen nur ein kaum merkliches, heimliches und elendes Dasein. Damals kam ja die Ansicht auf, die noch zu Lessings Zeit herrschte, die Lessing aber mit kühnem Mute für alle Zeiten gebrandmarkt hat, indem er sie in dem deutschesten Lustspiel, das wir haben, dem erbärmlichen Windbeutel Riccaut in den Mund legt: „D, was ist die deutsch Sprak für ein plump Sprak, für ein arm Sprak!“ (Minna von Barnhelm IV, 2.) Nur wenige erlebte Geister stimmten in der Zeit von 1576—1776 nicht in diesen Ruf ein. In solchen Zeiten konnte Hans Sachs nichts gelten!

Und in welchen Zeiten galt er etwas? Es waren die Zeiten frischen nationalen Aufstrebens, wo der deutsche Volksgeist sich regte,

1) Diesen Wunsch äußert z. B. ein Wiener Kritiker und Dr. Leonhard Bier in seinen Rezensionen der in Dresden aufgeführten Hans Sachs-Stücke im „Dresdner Anzeiger“. Freilich meinte gerade Bier vor der Aufführung (in Paul Kühns Deutscher Dramaturgie 1. Jahrg., 2. Heft, Nov. 1894): Die Zeit werde den Stimmen recht geben, die die Frage stellen: Was diese Werke einer kindlichen Kunst auf unserer modernen Bühne für Daseinsrecht behaupten wollen? Auch er scheint also von dem Erfolg überrascht gewesen zu sein.

2) In dem gehaltvollen Aufsatz: Hans Sachs, ein Nachwort (Kunstwart von Ferdinand Avenarius, 8. Jahrg., 4. Heft, Nov. 1894, Sp. 49—52) stellt Leonhard Bier sehr ernste und beherzigenswerte Betrachtungen über diese Frage an. Man sieht, wie Hans Sachs gewinnt, auch wenn er von dieser Seite betrachtet wird.

wo er, seiner Kraft bewußt, froh und zugleich trotzig sich emporrang, es waren Höhepunkte deutschen Denkens und Fühlens.

Eine solche Zeit war — trotz vieler Schattenseiten! — die jungfrische Zeit der Reformation; eine solche war es, als 1776, genau 200 Jahre nach des Sängers Tode, der junge Goethe als Haupt der Genies sein trutziges Lied von Hans Sachsens poetischer Sendung ertönen ließ, um einer abgelebten, morschen Kunstanschauung, die selbst durch Klopstocks und Lessings Auftreten noch nicht beseitigt war, den letzten fröhlichen Todesstoß zu versetzen.<sup>1)</sup> — Und dürfen wir auch auf die heutige Zeit schließen, daß sie eine Zeit frischen Aufstrebens sei?

Unsere Zeit ähnelt in vieler Hinsicht dem Zeitalter der Reformation. Unzweifelhaft ringt auch in diesen Tagen altes Abgelebtes mächtig mit neuen Keimen; unzweifelhaft hat auch unsere Zeit ihre höchst bedenklichen Schattenseiten. Und dennoch! Haben nicht auch wir 1870 eine Wiedergeburt erlebt und seitdem einen Aufschwung des nationalen Lebens zu verzeichnen? Verdanken wir nicht diese Wiedergeburt vor allem einem Manne, wie jene Zeit; einem Manne, um den sich alles andere gruppiert: dem Fürsten Bismarck? Fühlen und wissen wir nicht klarer und bestimmter, was deutsch ist? Haben wir nicht manches Fremde und Ein-

1) Goethe und Hans Sachs, das ist schon für manche Untersuchung, für manche Betrachtung ein würdiger Gegenstand gewesen, ein Gegenstand aber, mit dem wir auch nicht so bald völlig ins reine kommen werden. Wohl ist das Wirken des Hans Sachs auf Goethe, der Einfluß seiner Dichtungen, seiner Sprache und Metrik, seines Wortschazes, auch seiner besonderen Art, die Gegenstände zu behandeln, bereits mehrfach gründlich behandelt worden; ob wir aber in diesem Punkte von den Äußerlichkeiten je ganz ins Innere gelangen können, ist mir sehr zweifelhaft. Ja, wenn man über Gegenstände, über die er sich nicht geäußert hat, noch heute in Goethes Seele lesen könnte! Aber Erdmann und die anderen Gespräche Goethes versagen hier, so auch die Briefe und offenbar auch die Tagebücher; nur Dichtung und Wahrheit giebt uns einen Wink. Im Übrigen müssen die Dichtungen selbst reden. Was Hans Sachs und seine gesunde Persönlichkeit für den Dichter des Faust im tiefsten Grunde der Seele bedeutete: ob er ihm nicht gar ein Retter aus schweren menschlichen oder dichterischen Zweifeln und Kämpfen war — das entzieht sich noch unserer genauen Kenntnis; wir können es nur ahnen. Aber sicher war Hans Sachsens poetische Sendung vom Jahre 1776 nicht nur eine krause Laune des übermütigen Stürmers und Drängers. Wir stuzen schon, wenn wir sehen, wie Goethe 1788 in Italien, an einem bedeutsamen Punkte seines Lebens, dieses Gedicht und Niedings Tod an den Schluß seiner Gedichtsammlung gestellt wünscht, mit der Absicht, es solle seine „Personalien“ vertreten. Man denke: Das thut Goethe in Italien, wo man leider und fälschlicherweise nur zu sehr gewohnt ist, sich ihn als Griechen zu denken! Aber auch der fast 80 jährige Goethe kehrt am Ende seiner Laufbahn zu seiner Jugendliebe zurück und widmet Hans Sachs 1828 noch einmal Verse voll der milden Wärme des Alters. Und wieder vier Jahre später schreibt er im Beginne des 18. Buches von Dichtung

engende, nach außen wie nach innen, bekämpft und abgestoßen, um dem Vaterländischen mehr Luft und Licht zum Leben, zur Entfaltung zu gewähren? Ich denke doch, man kann mit Ja antworten. Die seit Jahren immer entschiedener auf das Deutschtum gerichtete Bewegung des Schulwesens, die Entwicklung unseres ganzen nationalen Lebens auf das Volkstümliche zu, die neuen Ansätze in der Kunst, das Aufkommen und Blühen des deutschen Sprachvereins, das Durchbringen Hilbebrandischer Gedanken und manches andere deutet darauf hin, daß bei uns das Heimische nicht mehr verachtet wird, sondern daß wir unsere deutsche Natur mehr und mehr zu festigen und zu läutern streben. Wieviel bedeutet das Hans Sachs-Jubiläum in diesem Zusammenhange! Jener allgemeine und herzliche Festjubel ist eine Bestätigung, daß wir im ganzen und großen auf gesunden, vaterländischen Bahnen wandeln; schreiten wir getrost und furchtlos auf diesem Wege weiter, der dunklen Zukunft entgegen!

Außer dieser allgemeinen, nationalen Bedeutung hat die Hans Sachs-Feier aber noch einen besonderen, hohen Wert für den, der sich ernstest mit unserem Dichter beschäftigen will: sie hat das Hans Sachs-Studium einen tüchtigen Schritt vorwärts gebracht. Und wer wollte verkennen oder leugnen, daß dieser Fortschritt in der Wissenschaft auch

und Wahrheit jene bekannten, wohlertwogenen und vielsagenden Worte über Hans Sachs nieder. Das giebt doch sehr zu denken. Aber es führen auch geheime Fäden geraden Weges von Hans Sachs zum Faust — vielleicht ihrer mehr, als wir jetzt wissen. Man hat z. B. nicht mit Unrecht daran erinnert, daß das Vorspiel zum Faust sehr Hans-Sachslich ist, ferner, daß Frau Margarete Schwertlein der Hans-Sachsischen Bäuerin im fahrenden Schüler verzweifelt ähnlich sieht. Und die Gestalt Valentins? Ferner hat R. J. Schröder darauf hingewiesen, daß Goethe zu zwei Szenen im zweiten Teile des Faust, der Schwöbrungsszene der Helena und dem Auftreten Mephistos am Kaiserhofe, durch zwei Gedichte des alten Hans Sachs vom 12. Oktober 1568 und 18. Februar 1568 (Goed.-Littm. II, Nr. 46 und 50) angeregt wurde. Fast sieht es aus, als hätten Faust und Hans Sachs in trauriger Gemeinschaft Goethen durchs Leben geleitet. Wie wächst der alte Nürnberger durch diese Freundschaft des Dichterkönigs! Am eingehendsten behandeln die innere Verwandtschaft zwischen Goethe und Hans Sachs meines Wissens: Edmund Goetze, Goethe und Hans Sachs, Festrede zur Vorfeier von Goethes Geburtstag am 26. August 1894 zu Frankfurt a. M. gehalten. (Berichte des Freien dtsh. Hochschiffs 1896, S. 6\*—21\*) und Bernhard Suphan: Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart. Festrede zur Hans-Sachsfeier in Weimar den 11. Nov. 1894 (Weimar 1895. 8°. S. 27—67). Goetze untersucht im übrigen den sprachlichen Einfluß des Hans Sachs auf Goethe, ebenso Georg Wahl, Hans Sachs und Goethe, Programm. Koblenz 1892. 4°. 24 S. Suphans köstlicher Vortrag bietet überaus feinsinnige Beiträge zu einer inneren Biographie Hans Sachsens. Vgl. noch Dr. Friedrich Bauer, Hans Sachs' Gespräch Die neun gab Muse oder Kunstgöttin betreffend, und Goethes Hans Sachsens poetische Sendung (Chronik des Wiener Goethe-Vereins IX., Nr. 1, den 28. Nov. 1894, S. 2—6).

der Schätzung des Dichters in weiteren Kreisen zu gute kommen muß? Wir sind dem Bild des wirklichen und guten Hans Sachs wesentlich näher gerückt. Mit der Zeit wird wohl auch aus den Litteraturgeschichten für Schulen, aus volkstümlichen Werken und aus dem großen Publikum jenes durch alte Vorurteile getrübe Bild, fast möchte ich sagen Herrbild des Dichters verschwinden, welches sich bisher so vielfach breit gemacht hat, und dessen wesentlichster Zug beinahe die Verse waren:

Hans Sachs war ein Schuh-  
Macher und Poet dazu.

Die große Welt wußte in der That vielfach nichts Besseres von ihm. Das wird hoffentlich auch anders werden.

Wir sind nun von dem Hans Sachs-Jubiläum weit genug entfernt, um die wissenschaftliche Ausbeute, die es uns gebracht hat, einigermaßen zu überblicken. Das freilich muß gleich an die Spitze gestellt werden: Noch fehlt uns das große wirklich erschöpfende Gesamtbild von des Dichters Leben und Wirken. Dieses Dentmal hat uns auch das Jubiläum nicht gebracht; aber manch weiterer brauchbarer und wertvoller Stein zu diesem schwierigen Bauwerk, das einst noch zu errichten ist, wurde doch herbeigetragen.

Vor allem kann jetzt jedermann Hans Sachsens Werke in reiner und unverstümmelter Gestalt lesen, sich auch leichter in ihrer Überfülle zurechtfinden und so zu einem eigenen Urteil über ihn gelangen. Als wertvollste Gaben zum Feste auf diesem Gebiete sind zu nennen Prof. Edmund Goepke's XXII. Band der großen Tübinger Ausgabe, der leider, nach den Satzungen des Stuttgarter Litt. Vereins erst jetzt, 1895, ausgegeben werden konnte, obwohl er bereits April 1894 fertig gedruckt vorlag. Er enthält Werke des Hans Sachs, die bisher überhaupt noch nicht gedruckt, ferner solche, welche in die Nürnberger Folioausgabe von 1558—1576 nicht aufgenommen wurden; diese Werke umfassen die Zeit von 1523—1552; der XXIII. Band wird diese Veröffentlichungen fortsetzen und abschließen. Für größere Kreise bedeutet noch mehr der, Anfang Oktober 1894 ausgegebene 2. Band Sämtlicher Fabeln und Schwänke des Hans Sachs, womit Goepke dieses wichtige Werk zum Abschluß gebracht hat. Die Sammlung, in zwei handlichen und leicht erschwinglichen Bänden bei Niemeyer in Halle erschienen (Bd. I 1893), enthält insgesamt 387 Gedichte des Hans Sachs, die ihn als unübertroffenen Meister auf dem Gebiete des Schwanks zeigen. Außer dem bereits Erwähnten verdanken wir Edmund Goepke noch folgende Festgaben aus seinem schier unerschöpflichen Schatzhause:

Die Handschriften des Hans Sachs (in der Festschrift: Hans Sachs-Forschungen, herausgegeben von A. L. Stiefel, November 1894,

S. 193—208); Hans Sachsens Gemert-Wüchlein (in der Festschrift der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte von Max Koch, 1894, S. 42—51). In diesem Aufsatz verwertet Goetze zum ersten Mal seine neue bedeutsame Entdeckung aus Weimar; endlich die köstliche Festrede bei der von der Stadt Nürnberg im Rathausaale veranstalteten Feier (erschienen Nürnberg 1894, Raw. 23 S.); sie enthält die beste und treffendste Schilderung, die bisher von Hans Sachsens Wirken gegeben wurde.

Es würde zu weit führen, die einzelnen zum Hans Sachs-Jubiläum erschienenen Arbeiten anderer Forscher hier alle zu nennen oder ihren Inhalt auch nur kurz anzudeuten.<sup>1)</sup> Daher mag einiges Wenige genügen. Neben der Festschrift A. L. Stiefels (Nürnberg, J. Ph. Raw. gr. 8°. 1894, VI, 472 S.), ist von Wichtigkeit die Festschrift zur Hans Sachs-Feier gewidmet vom Herausgeber (Max Koch) und Verleger (Emil Felber) der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Berlin, gr. 8°. 1894. 77 S. Sie enthält außer der oben genannten Arbeit von Goetze folgende Beiträge:

Karl Drescher, Hans Sachs und Boccaccio I.; Reinhold Beckstein †, Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum (unvollendet); Johannes Volte, Märchen und Schwankstoffe im deutschen Meisterliebe; Karl von Reinhardstöttner, zu Joh. Paulis „Schimpf und Ernst“.

Weniger umfangreich, aber auch dankenswert und hochwillkommen sind die beiden in Weimar bei Böhlau erschienenen Schriften:

Hans Sachs in Weimar, Gedruckte Urkunden zum 400. Geburtstag des Dichters, 1894, kl. 8°. 44 S., und Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart, Vortrag zur Hans Sachs-Feier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan, 1895, kl. 8°. 68 S. Das erste Heft stellt die auf Hans Sachs bezüglichen Dichtungen, Aufsätze und Briefstellen Goethes, Wielands, Vertuchs, Lessings und Herders nach den Urschriften zusammen und erläutert sie. So erhalten wir ein Bild der vergeblichen Bemühungen jener Männer, Hans Sachs um 1780 in der deutschen Litteratur einzubürgern. Zu diesem Wüchlein hat Suphan sich mit seinen jungen Mitarbeitern und Freunden an dem Archiv zusammengethan. Die zweite Schrift enthält neben dem Festvortrag Suphans (vgl. über ihn Anm. 1 zu S. 676) vor allem noch C. Nulands Beschreibung der Hans Sachs-Ausstellung zu Weimar (vgl. S. 671 und Anm. 2 ebenda).

1) Der Verfasser hofft dies nächstens in Max Kochs Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte zu thun. Über A. L. Stiefels wissenschaftliche und Ernst Rummenhoffs ausgezeichnete vollständige Festschrift: Hans Sachs, Nürnberg, Korn, kl. 8°. 141 S. (Preis 50 Pf.), hat bereits Dr. Theodor Hampe in dieser Zeitschrift (1895, S. 81, 82) kurz berichtet.

Es versteht sich von selbst, daß diese und andere im einzelnen Falle genannte Schriften nach Kräften für die folgende Skizze von Hans Sachsens Leben und Wirken benutzt worden sind, ebenso die schon im I. Teil genannten Quellen (IV. Jahrgang S. 593 fig.)

Alle genannten Werke und Arbeiten, neben vielen hier nicht genannten<sup>1)</sup> und dem Heer der Zeitschriften- und Zeitungsartikel — unter denen mancher durch Wucht oder Tiefe der Charakteristik oder durch Einzelforschungen hervorrage — sie eröffnen einen tröstlichen Ausblick: Die Hans Sachs-Forschung hat eine schöne Zukunft! Glaube niemand, daß wir an ihrem Ende stehen! Wir sind wohl ein tüchtiges Stück hineingekommen, aber noch weit von ihrem Ende! Schöne Aufgaben harren der Lösung. Denn noch lange wird es dauern, bis alle Seiten von Hans Sachsens Riefenschaffen genügend erhellt, alle seine Werke hinreichend durchgearbeitet, die Beziehungen zum älteren, zum zeitgenössischen und späteren Geistesleben und seiner Litteratur festgestellt sind, bis sein Fortwirken und Fortleben im Laufe der Zeiten bis auf unsere Tage befriedigend aufgeklärt ist.

1) Daß Rudolf Genées großes Buch hier nicht genannt wird, mag niemanden wundern. Sein Werk: „Hans Sachs und seine Zeit, ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation, mit 166, in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meißnerliedern“, Leipzig, J. J. Weber 1894 (zu Weihnachten 1893 erschienen), gr. 8°. XVI. 524 S. Preis geb. 12 M. kann leider weder zu den wissenschaftlichen, noch zu den im besten Sinne populären Gaben zum Hans Sachs-Jubiläum gerechnet werden. Gerne würde man es der letzteren Gruppe zuzählen, wenn es dazu nicht zu umfangreich wäre und wenn es vor allem in seinem Ton und Auftreten mit Fußnoten, bibliographischen Notizen, Handschriften und anderen Beigaben sich nicht als wissenschaftliches Werk gebärdete. Genée will die große wissenschaftliche Hans Sachs-Biographie geben; er kann es aber nicht; und so ist ein Zwitterding entstanden: nicht Fleisch, nicht Fisch. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß Genée so wenig Selbstkritik hat und anspruchsvoll nach der Palme des großen Hans Sachs-Forschers greift, daß er sich nicht mit den Verdiensten begnügt, die er als volkstümlicher Kämpfer für Hans Sachs wirklich erworben hat. Diese Verdienste wollen wir ihm gewiß nicht absprechen, sondern im Gegenteil sie allzeit dankbar anerkennen. Auch als Finder und Entdecker mancher wertvollen Hans Sachs-Einzelheit ist Genée rühmend zu nennen; aber es ist zu beklagen, daß er sich an eine Aufgabe wagt, der er in keiner Weise gewachsen ist, und daß er durch sein anspruchsvolles Wesen eine scharfe, aber gerechte Kritik herausfordert. Daß sein Buch dennoch vielen Leuten, bez. Kreisen eine oder vielleicht die einzige Quelle des Hans Sachs-Wissens sein wird, ist klar, und ist auch nicht zu beklagen. Schon der reiche Bilderschmuck, dessen Verechtigung freilich an vielen Stellen sehr fraglich ist, wird viele Leute anregen und gewiß manchem Käufer eine eingehende Beschäftigung mit Hans Sachsens Leben und Wirken erlegen: es giebt auch solche Menschen! Während ist jedenfalls der Fleiß und Eifer, mit dem Genée nun schon seit vielen Jahren sich dem Hans Sachs widmet.



Diese Lehre muß wohl jeder, dem es um die Sache selbst zu thun ist und der tiefer blickt, aus dem Festesjubel mit nach Hause nehmen, und es ist für manchen „Hans Sachs-Forscher“ heilsam, sich ihrer im stillen Kämmerlein recht lebhaft bewußt zu werden.

## 2. Nürnberg; Leben und Persönlichkeit des Dichters.

Hans Sachs stammte aus Nürnberg: auf einem günstigeren Boden hätte er nicht erwachsen können. Seit Jahrhunderten war Nürnberg eine mächtige und blühende Reichsstadt<sup>1)</sup>. Durch seine Lage war es in hohem Maße begünstigt und zu einer wichtigen Rolle im Deutschen Reiche ausersehen, lag es doch an dem Kreuzungspunkte der zwei berühmten, mittelalterlichen Handelsstraßen Deutschlands, der süd-nördlichen, welche Venedig, den Vertreter des Südens und Orients, mit den Hansestädten verband, und der west-östlichen, die den Verkehr zwischen Rhein und Donau vermittelte und seit undenklichen Zeiten ein wichtiger Landweg für den Handel zwischen Abend- und Morgenland war. Nürnberg bildete recht eigentlich, wie Regiomontan sagte, den Mittelpunkt Europas. Früh hatte sich daher hier der Handel besonders lebhaft entwickelt, und es ist kein Wunder, wenn ihm bald alles das folgte, was durch Fleiß, Regsamkeit, Unternehmungslust verbunden mit Wiederfönn und Rechtllichkeit errungen werden kann: Behäbigkeit, Wohlstand, Reichtum und in seinem Gefolge Macht. Gewerbefleiß, Handwerk und Erfindungsgeist blühten bald bei dem betriebsamen Völkchen empor, Technik, Wissenschaft und Kunst gesellten sich zu ihnen. Kurz, Nürnberg wurde ein Mittelpunkt des gewerblichen und geistigen Lebens in Deutschland, vor allem aber eine Heimat des gesunden deutschen Bürgertums. Allmählich bildete sich hier ein großes, wohleingerichtetes und selbstbewußtes Gemeinwesen, eine Art Staat aus. Dieser Staat bestand

1) Für die nachfolgende Schilderung Nürnbergs sind hauptsächlich benutzt: Karl Lucae, Zur Erinnerung an Hans Sachs (Preuß. Jahrbücher 1886; neu abgedruckt in Lucaes Gesammelten Vorträgen: Aus deutscher Sprache und Litteraturgeschichte, herausgeg. von Max Koch, Marburg, 1889. 8°. S. 111—141); Charles Schweitzer, Étude sur la Vie et les Œuvres de Hans Sachs, Paris et Nancy 1887 (erschien 1889). 8°. S. 40—57; vor allem aber Hans Sachsens eigene Schilderungen: Ein lobspruch der stadt Nürnberg, vom 20. Februar 1530, 384 Verse, (Keller-Goeße IV, 189; Goedeke-Lüttmann 2. Aufl. 1885 II, 34) und das Wortwort zum IV. Foliobande (von 1578) Der eingang diss vierdten buchs, vom 12. December 1563, 402 Verse, (R.-G. XV, 17), wo besonders die Pestzeit des Jahres 1562 vorgeführt ist. — Trefflich und allgemein verständlich schildert Ernst Nummenhoff: Altnürnberg bis 1350 im 22. Bande der Bayer. Bibl., mit Zeichnungen von Lorenz und Wilhelm Ritter, Bamberg 1890. 8°. 107 S. Mark 1,40.

aus Kaufleuten, Gelehrten, Handwerkern und den Landleuten der umliegenden Gegend; beherrscht wurde er von alters her von den Patriziern, d. h. den ratsfähigen Geschlechtern, den reichen Familien des Kaufherrenstandes, die sich seit Menschengedenken durch Handel ernährt hatten. Um 1500, als Hans Sachs ein Knabe war, gab es etwa vierzig solcher Geschlechter in Nürnberg, darunter z. B. die Tucher, Imhof, Holzschuher, Hirschvogel, Löffelholz und andere. „Ein wohlweiser, fürsichtiger Rat“, aus ihrer Mitte gewählt, führte mit starker Hand das Regiment, aber „gütig ohn alle Tyrannei“, wie Hans Sachs so hübsch bemerkt; durch 8 Vertreter der Handwerkerzünfte, die er zu sich berief, ließ er das Volk und seine so wichtigen Interessen bei sich vertreten. Zu jener Zeit hatte Nürnberg etwa 25 000 feste Einwohner, die anderen waren Fremde, die sich nur vorübergehend in der Stadt aufhielten. Dennoch stand es in der Reihe der deutschen Städte obenan. Die Kaiser begünstigten es sichtlich. Seit 1356 mußte, laut Bestimmung der Goldenen Bulle, jeder erste Reichstag unter einem neuen Regenten in Nürnberg abgehalten werden; seit 1424 schon barg Nürnberg die Reichskleinodien, die alljährlich am zweiten Freitag nach Ostern dem Volke öffentlich gezeigt wurden. Wie stolz mußte das Herz des Nürnbergers schlagen! Die Kaiser wußten wohl, warum sie dies thaten, warum sie Nürnberg mit Privilegien und Rechten ausstatteten, warum sie dort ihre kaiserliche Burg errichtet hatten und so gern dort Hof hielten: Nürnberg hatte allzeit treu zu ihnen gestanden; es hatte sich stets durch seine Friedensliebe und Vorsicht, und durch seine musterhafte Ordnung und Tüchtigkeit, und im Kriege durch Zuverlässigkeit und starke Hilfe ausgezeichnet. Trefflich hatten aber auch die Nürnberger verstanden, die Vorteile, die ihnen durch ihre Lage und durch die Freundschaft der Kaiser geboten wurde, auszunützen. So hatten sie denn erreicht, daß sie um ihren Wohlstand von manchem Fürsten beneidet werden konnten, und sie mochten, wie Aeneas Sylvius sagte, mit keinem Könige von Schottland tauschen. Nürnberg war eben damals nicht nur die Hochburg eines trefflichen, aufgeklärten, fleißigen und reichen Bürgerstandes, sondern zugleich Weltstadt im vollen Wortsinne: sein Einfluß und seine Waren gingen in die fernsten Länder; ebenso traf aus den fernsten Ländern dort alles zusammen; und wir verstehen das Sprichwort „Nürnberger Hand geht durch alle Land.“

Noch hatte Nürnbergs Bedeutung durch die Entdeckung von Amerika nicht gelitten; im ganzen 16. Jahrhundert bewahrt es seine führende Rolle. Mit gerechtem Stolz konnte der Nürnberger von der hohen, weitragenden Burg seine Blicke über sein Land schweifen lassen, denn soweit sein Blick reichte, sah er nur Nürnberger Gebiet: im Norden, nach Osten und Westen blühende Gefilde, fruchtbare Felder und mächtige

Wälder; nach Süden, den Berg hinab, dehnte sich die Stadt, wohl verwahrt und geschützt durch den tiefen Stadtgraben und die starke doppelte Ringmauer mit ihren 183 Türmchen und Bastionen. Sechs mächtige, damals noch viereckige Türme deuteten den Ort an, wo gewaltige Thore den Verkehr nach allen Seiten vermittelten. Durch sie liefen die Landstraßen strahlenförmig nach allen Richtungen. Ein unendliches Meer von Häusern, Dächern, Giebeln, Zinnen, Thürlein u. s. w. breitete sich innerhalb dieses Ringes aus, es wurde durch 528 gepflasterte Straßen und 10 Märkte durchschnitten und gliederte sich in 8 einzelne Viertel mit 132 Hauptmannschaften. Das Ganze teilte der Pegnitzfluß in zwei Teile. Aber 11 feste, aus großen Quadersteinen erbaute Brücken leiteten den stark wogenden Verkehr herüber und hinüber. Auch das Wasser des Pegnitzflusses, der gerade in der Stadt eine Insel bildet, wurde fleißig ausgenutzt: 68 Mühlräder, die es trieb, standen im Dienste des Nürnberger Gewerbfleißes. Aus diesem Häusermeere erhoben sich bald mächtig, bald zierlich, die Türme und Hochbauten von 15 Kirchen und Kapellen, 12 Klöstern oder Stiftungen und 18 öffentlichen Gebäuden. Auf den 10 verschiedenen Märkten der Stadt herrschte reges Leben: Feilbieten und Kaufen von Lebensmitteln und Sachen aller Art; die alljährlich abgehaltenen großen Märkte aber führten Waren und Menschen aus aller Herren Länder hier zusammen. Bei einer solchen Einwohnerzahl und so regem Fremdenzuspruch mußte dem Rat die Sicherheit und Gesundheit der Stadt sehr am Herzen liegen. Das Feuerlöschwesen war denn auch trefflich eingerichtet; 116 Schöpf- und 12 Röhrbrunnen sorgten in allen Stadtteilen für ausreichendes Wasser, und so gelang es wirklich den Nürnbergern, größere Brände zu verhüten, sodaß ihre Stadt uns noch heute als köstliches Kleinod mittelalterlicher Bauart erhalten ist. Die Brunnen waren auch für den Gesundheitszustand der Stadt von größter Bedeutung. Über ihn wachte der Rat mit ganz besonderer Sorgfalt. Dreizehn öffentliche Badstuben mochten wohl zu gesunden Zeiten dem Bedürfnis der Nürnberger genügen. Durch eine strenge Reinlichkeits- und Nahrungsmittelpolizei suchte der Rat schlimmen Krankheiten vorzubeugen; waren sie aber einmal ausgebrochen, so sorgte er durch weise Vorschriften dafür, daß sie räumlich möglichst beschränkt und die Kranken vernünftig behandelt wurden. In schweren Zeiten der Pest, wie 1494 und 1562, ließ er wohl besondere Anordnungen drucken und unter die Bürger verteilen. Dennoch raffte die Krankheit an einem Tage oft mehr als 100 Menschen hinweg, so daß viele, Reiche und Arme, mit den Thren flohen, um dem Sterben zu entgehen. Die Stadt verödete zusehends. Da befiehlt der Rat in ganz bestimmten Vorschriften für die einzelnen Berufsweige und Hand-

werter die größte Reinlichkeit, er läßt desinfizieren, er gebietet den Kranken und Genesenden, den Verkehr mit Gefunden zu meiden; draußen vor der Stadt läßt er für die Pestkranken ein Lazarett bauen, sorgt für Krankenwärter und -Träger und Totengräber, regelt das Hinausschaffen und Isolieren der Kranken, verbietet Gefunden, Kranke zu besuchen und sich bei Beerdigungen zu versammeln, verbietet den Verkauf von Kleidern der Kranken und Toten u. s. w. Kurz, in dieser Notzeit wie in anderen sorgt er in umsichtigster Weise für das Wohl seiner Unterthanen.

Bei all dem trefflichen Regiment des Rates dürfen wir indes nie vergessen, daß wir in jener Zeit vielfach noch den Spuren mittelalterlicher Roheit begegnen. Von der Sicherheit des Lebens und Eigentums, von der Reinheit der Sitten, dem Anstande und dem ganzen damaligen Leben dürfen wir uns kein nach den heutigen sentimentalen Begriffen entworfenes Bild machen; ein solches Bild würde ganz unwahr sein. Die Gegensätze des Guten und Schlechten, des Hohen und Laffen, des Gemeinen und Hohen liegen auch in dem krafttrogenden, lebensvollen 16. Jahrhundert — von dem Hutten sagte, es sei eine Lust in ihm zu leben! — dicht und unvermittelt nebeneinander. Prangerstehen, Prügelstrafen, Abschneiden der Ohren und andere grausame Strafen, ja die Folter, waren damals an der Tagesordnung und galten den Zeitgenossen als etwas Selbstverständliches. Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn wir lesen, daß im Jahre 1501 sechs Menschen auf den Straßen von Nürnberg erstochen, zwei reiche Kaufherren nachts in ihren Betten ermordet und 14 Übelthäter meist auf grausame Weise hingerichtet, nämlich gevierteilt, aufs Rad geflochten, gehängt, lebendig begraben oder verbrannt wurden.

Aber wo auch immer der Nürnberger Rat zu so entsetzlichen Strafen greift: allenthalben wird ihm strenge Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Herrn und Knecht, gegen hoch und niedrig nachgerühmt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß er auch gegen seine eigenen Mitglieder, wo sie von der Bahn des Rechtes abweichen, mit gleicher Strenge und Rücksichtslosigkeit einschreitet. Sehr mit Recht nennt Hans Sachs als die vier Genien, die der Stadt schützend zur Seite stehen, Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Stärke. Daher herrschte auch gegenseitiges Vertrauen, und die Beziehungen zwischen Rat und Volk, Herrschern und Beherrschten waren ausgezeichnet. Die Mehrzahl der letzteren bildeten die Handwerker, ohne daß es an Übergängen und Kreuzungen zwischen beiden Ständen gefehlt hätte. Alle erdenkliche Art von Arbeit ward in Nürnberg betrieben. Neben dem eigentlichen Handwerk (im heutigen Sinne) und seinen damals zahllosen Abschattungen stand die Menge „sinnreicher Werkleute“, die sich mit Drucken, Malen, Bildhauen, Schmelzen,

Gießen, Zimmern, Bauen u. s. w. beschäftigten — also unsere Künstler, bez. Kunsthandwerker, Baumeister, Techniker u. s. w.

Sie alle standen an Tüchtigkeit den Werkleuten keiner anderen Stadt nach. Endlich fehlte es auch nicht an edler Kurzweil: Fichten, Singen, Saitenspiel u. s. w.

Höchst charakteristisch ist, daß weder von Hans Sachs, noch andern zeitgenössischen Zeugen ein strenger Unterschied zwischen dem gemacht wird, das bei uns — zum Schaden aller! — leider so streng geschieden war, und meist noch ist: Handwerk, Kunsthandwerk und Kunst<sup>1)</sup>. Sie waren weder in ihrem Wesen und ihrer Arbeit, noch gesellschaftlich, in dem Maße wie heute, geschieden. Auch zwischen Patriziern und Volk gab es keine unüberbrückbare Kluft. Wohl waren beide Stände gesellschaftlich getrennt, doch stellt man sich diese Scheidung gemeinlich zu scharf vor; denn zwischen ihnen standen, vielfach vermittelnd, einmal Gelehrte und Geistliche, dann die heutigen Künstler, die aber damals ihrem ganzen Lebensgang, ihrer Ausbildung, ich möchte sagen, ihrer beruflichen Verfassung nach zu dem Handwerkerstande gehörten und sich dessen nicht schämten. Kunst, Kunsthandwerk und Handwerk gingen damals noch Hand in Hand: daher vermochten sie auch jene herrlichen Werke zu schaffen, die wir heute so bewundern, ein Sebalbusgrab, ein Sakramentshäuslein, eine holzgeschnitzte betende Maria, ein Schmuckkästchen wie das Jamnizers im Dresdner Grünen Gewölbe — Werke, über denen der Hauch einer Persönlichkeit liegt, weil ein Geist und eine Hand das Werk erfann, entwarf und auch technisch auszuführen wußte. Und warum nicht? War doch die Kunst vielfach vom Handwerk ausgegangen und

1) Dies zeigt sich z. B. unzweifelhaft, wenn man dasjenige Werk betrachtet, das Hans Sachs 1568 in Verbindung mit dem geschätzten Maler und Kupferstecher Jost Amman schuf, das der bekannte Frankfurter Verleger Sigmund Feherabend herausgab und das dem „Ehrgeachten, weiterberümpften vnd Kunstraichen Wentzel Gommitzer (Jamnitzer), Goldschmidt vnd Bürgern zu Nürnberg“ gewidmet ist: „Eygentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden, Hoher vnd Nidriger, Geistlicher vnd Weltlicher, aller Künsten, Handwercken vnd Händeln“ u. s. w. Es enthält in Holzschnitt 114 Silber sämtlicher Stände und Handwerker, zu deren jedem Hans Sachs 8 oft sehr geschickte Verse geschrieben hat, worin er womöglich Ursprung, Erfindung und Gebrauch des betreffenden Standes oder Handwerks schildert. Auch hat Hans Sachs dem Ganzen einen Beschluß von 28 Zeilen mit seiner beliebten Moral und seinen frommen Wünschen beigegeben. Das ganze Buch gewährt einen köstlichen Einblick in jene Zeit und ist eine kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges. Es ist durch einen neuen guten Abdruck in Georg Hirths Liebhaber-Bibliothek alter Illustratoren in Faksimile-Reproduktionen, München, VII. Bändchen, 8°, 1884, wieder zugänglich geworden. Hans Sachsens Verse, nach der Handschrift erhalten, jezt auch bei Goetze (K.-G. XXIII, 271—303).

konnte sie, der Erzug, die Holzschnitzerei, der Kupferstich und Holzschnitt, die Architektur und die Bildnerei, des Handwerks gar nicht entraten. Dazu kam noch, daß Gelehrte und Geistliche wie Künstler oft aus den Kreisen des Handwerks stammten. Man erinnere sich, daß Peter Vischer von den Zeitgenossen meist nur Rotschmied oder Selbgießer genannt wird, daß man sich ihn schwerlich anders als mit dem Schurzfell vorstellen kann, und daß er mit seinen Söhnen, wie biedere Werkleute, jahrelang am Sebalbusgrab goß, feilte, ciselierte, hämmerte u. s. w. Man erinnere sich, daß Dürer der Sohn eines eingewanderten Goldschmiedes war, daß er dem Meister Wohlgemut mehrere Jahre in der Lehre diente, hernach, wie Hans Sachs und andere Handwerker, auf die Wanderschaft ging, als Wanderbursch einen Teil von Deutschland und Italien durchstreifte, dann in Nürnberg sich als Meister niederließ und sich eine Meisterin nahm — oder vielmehr eine bekam, nachdem die beiderseitigen Väter sich über das „Geschäft“ geeinigt hatten. Und derselbe Dürer war der Freund des Pirtheimer und anderer Patrizier; ja, die vornehmsten Herren, selbst Kaiser Maximilian, hatten viel und gerne persönlich mit ihm zu thun — und derselbe Dürer zog mit seinen Holzschnitten und Kupferstichen oder Bildertafeln nach Venedig und den Niederlanden und hielt sie feil, ähnlich wie bei uns Handwerker ihre Sachen auf Messen und Märkten. So hoch wie Dürer stiegen nun freilich damals wenige, z. B. Lukas Cranach, der sogar (in Wittenberg) Bürgermeister wurde; aber in bescheidenem Maße gilt das von Dürer Gesagte von vielen andern Künstlern: auch sie waren halb Handwerker. Alles dies zeigt uns überhaupt die damaligen Verhältnisse in einem wesentlich andern Lichte, als wir sie uns meist vorstellen. Daß Hans Sachs nicht mit Männern wie Pirtheimer verkehrte, wissen wir; ihre Naturen paßten nicht zusammen. Wir gehen aber zu weit, wenn wir meinen, der Geist sei in Nürnberg und anderswo damals so engherzig gewesen, daß ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem Handwerker und den „höheren Ständen“ überhaupt undenkbar gewesen wäre — noch falscher wäre es freilich, uns den Handwerker und Arbeiter jener Zeit etwa als identisch mit dem Arbeiter oder kleinen Handwerker von heute vorzustellen und in Hans Sachs etwa einen „Arbeiterführer“ zu erblicken<sup>1)</sup>: viel richtiger müßten wir ihn den Patriziern zuzählen.

So herrschte denn in Nürnberg in jeder Beziehung das regste, frischeste Leben, Wirken und Schaffen, und es ist nicht zu viel behauptet, daß Nürnberg damals fast in jedem Gebiete des wirtschaftlichen,

1) Das thut natürlich die sozialdemokratische Festschrift zum Hans Sachs-Jubiläum „für das arbeitende Volk“ und fälscht so die Geschichte.

politischen, geistigen und Kunstlebens eine führende Rolle hatte. Durch den Zuzug des Buchdruckers Anton Koberger nach Nürnberg, durch das Aufblühen zahlreicher anderer Buchdruckereien wurde Nürnberg schnell ein Mittelpunkt des deutschen Buchhandels<sup>1)</sup>; seine Miniaturmaler, unter ihnen vor allem die Familie Glockendon, seine Glasmaler, wie die Familie Hirschvogel genossen in ganz Deutschland Ruhm. Die ältere Nürnberger Malerei bis auf Wolgemuth ist erst durch neuere Forschungen in ihrer vollen Bedeutung anerkannt worden<sup>2)</sup>, von Malern, Holz- und Formenschnidern, Kupferstechern und Radierern genügt es Namen wie Dürer, Sebald und Bartel Beham, Georg Pencz, Jost Amman, Virgil Solis als Beispiele zu nennen, um zu zeigen, daß keine andere Stadt sich mit Nürnberg messen konnte. Diesen Künstlern schließen sich die zum Teil schon genannten an: Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß und der Goldschmied Wenzel Jamnitzer: sie alle waren Zeitgenossen des Hans Sachs. Wilibald Pirtheimer und Coban Hesse, Christian von Scheurl, Lazarus Spengler, der Ratschreiber, die Prediger Andreas Pfander und Wenzel Lint vertraten den Humanismus und die Reformation in Nürnberg; Martin Behaim, der berühmte Geograph und Reisende die Wissenschaft; Melchior Pfingzing, der für den Kaiser Maximilian den Theuerdank bearbeitete, führt uns zur Litteratur herüber. Auch hier hatte sich Nürnberg zur Führerschaft emporgeschwungen. Durch Hans Rosenplüt ward die Aufmerksamkeit wieder auf diese Stadt gelenkt; da erklang manch frommes und zartes Lied, aber auch manch derber Weingruß und =Segen, manch übermütiges Beschied. Zusammen mit dem Barbier Hans Folz, der aus Worms zuzog, begründete Rosenplüt die Nürnberger Meisterfingerschule, die durch Hans Sachs so großen Ruhm ernten sollte; endlich wurde Nürnberg auch durch das zwar unflätige, aber doch der Entwicklung fähige Fastnachtspiel die Heimat eines vielversprechenden, echt deutschen Volksdramas.

Kein Wunder also, wenn alle großen Zeitgenossen sich im Lobe Nürnbergs zu überbieten suchten, wenn Melancthon es 1526 bei der Weihe des durch die Reformation begründeten Gymnasiums „ein deutsches Florenz“ nennt, und wenn Luther, was noch schwerer wiegt, 1531 an seinen Freund Lazarus Spengler schreibt, Nürnberg leuchte in ganz

1) Von Koberger (1472—1540) haben wir mehr als 30 verschiedene Bibel-Ausgaben; neben Koberger gab es aber in Nürnberg noch 12 andre Buchdruckereien zu Hans Sachsens Zeit. (Schweizer S. 52.)

2) Von Henry Thode in seinem Buche: Die Malerschule in Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer. Frankfurt a. M. 1891. 8°.

Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, wenn Nürnberg eine Sache in Gang bringe, so folgten bald alle anderen Städte der Bewegung, oder wenn der gewaltige Reformator es gar als „das Auge und Ohr Germaniens bezeichnet, das Dinge sieht und hört, die vielleicht niemals zu anderen gelangen“<sup>1)</sup>.

In dieser Stadt nun wuchs Hans Sachs auf. Sein Vater, Jörg Sachs, ein Schneidermeister, stammte nicht aus Nürnberg; er war, genau wie der Dürer, hier eingewandert, woher, wissen wir bei Jörg Sachs nicht; der Name weist ja ins Sächsische. Er hatte sich mit Christina, der Witwe des Hans Brunner, wahrscheinlich auch eines Schneidermeisters, vermählt, die ihm einen Sohn erster Ehe und ein Anwesen in der Brunnengasse mitbrachte. Hier wurde Hans Sachs am 5. November 1494 geboren, demnach war er fast auf den Tag 11 Jahre jünger als Luther<sup>2)</sup>. Jörg Sachs lebte in günstigen Vermögensverhältnissen

1) Luther an Spengler, Widmung seiner Schrift „daß man die Kinder zur Schule halten soll“, vgl. Schweizer S. 51; das zweite: Luther an Coban Hesse, etwa Mai 1528; Goeze, *H. Sachs* (19. Band der Bayr. Bibliothek 1890. 8<sup>o</sup>. 76 S. 1 Mark 40 Pf.) S. 67.

2) Quellen für die Schilderung von Hans Sachs Leben: Die oben (S. 688, Anm. 1 und 681, Anm. 1) genannten Schriften von Edmund Goeze, Karl Lucae, Charles Schweizer. Die beste, am genauesten authentische Darstellung ist die von Goeze. Ferner ist zu nennen die treffliche Einleitung Goedeke's zu dem von ihm herausgegebenen Bande *Hans Sachs'scher Meisterlieder*. 1. Aufl. 1870. 2. Aufl. 1883. S. V—XLV. (Goedeke-Littmann, *Dichtungen v. Hans Sachs*. III Bände. Leipzig, Brockhaus. 8<sup>o</sup>. 1870/71.)

Hauptquellen für sein Leben aber sind seine eigenen Dichtungen und Schriften: Fast alle Einzelheiten seines Lebens verdanken wir den Angaben des Hans Sachs selbst. Dieser Umstand ist noch lange nicht allgemein genug gewürdigt. Dennoch ist es nicht leicht, aus der Unzahl von *H. Sachs'* Werken aller derer habhaft zu werden, die entweder geradezu autobiographisch sind oder durch gelegentliche Äußerungen für die Geschichte seines Lebens und Dichtens wichtig sind. Auch entstehen hier mannigfache Schwierigkeiten: Dichtung und Wahrheit sind auch bei Hans Sachs nicht immer leicht zu trennen! Einmal liebt es der Dichter, viele Ereignisse und Geschichten so vorzutragen, als ob er sie erlebt hätte; aus solchen Gedichten hat man schließen wollen, er sei Weidmann des Kaisers Maximilian, oder unter Karl V. in Italien Soldat und Kämpfer gegen die Franzosen gewesen, oder er habe Ulm und andere Städte, auf die er Lobsprüche gedichtet hat, gesehen u. s. w. Zweitens sind auch in seinen absichtlich autobiographischen Gedichten Angaben zu finden, die sich untereinander widersprechen oder die mit den sonst bekannten Thatfachen sich nicht vereinigen lassen. Wo und ob hier Gedächtnisfehler, Schreibfehler, falsche Nachrichten von anderer Seite oder dichterische Freiheiten vorliegen, wäre nur durch eine ebenso nötige wie verdienstliche Einzeluntersuchung zu entscheiden, die leider



und ließ dem Sohne, seinem einzigen Kinde, das der schweren Pest von 1494 ebenso entging wie 1503 dem „heissen Fieber“, eine sorgfältige Erziehung zu teil werden. Er sandte ihn 1501—1509 auf eine der vier Lateinschulen, vermutlich auf die zu St. Agibien, der ein

noch nicht vorliegt. Vor allen Dingen wäre eine Zusammenstellung aller Werke des H. Sachs von Wert, die Ausbeute für seine äußere und innere Biographie geben könnten. Auch diese ist meines Wissens noch nicht vorhanden; es möge daher hier das, was mir von solchen Werken bekannt geworden ist, zusammengestellt sein. Vollständigkeit kann mein Verzeichnis natürlich nicht beanspruchen, es beschränkt sich auf das bisher Gedruckte und leicht Erreichbare; einige Spruchgedichte, die, ohne vielleicht geradezu autobiographisch gemeint zu sein, von den Hans Sachsforschern ziemlich allgemein so aufgefaßt werden, wie das bittersüß ehelich Leben, der Liebe Janl, der Jungbrunn u. s. w. sind mit aufgenommen.

- 1516: Der rock, Meistergesang in des Muscatblüts langem ton, 80 Verse; bezieht sich auf München (Goed.-X. I, 15);
- 1528, 24. Juni: Prosvorrede zum 2. M. G.-Buch (Keller-Goeppe XXII, 137);
- 1536, 25. Aug.: Ein gesprech, die 9 gab Muse oder Kunstgöttin betreffend, 258 Verse, s. Dichterberufung in Wels darstellend (R.-G. VII, 202);
- 1541, 6. Nov.: Das piter sues elich leben, 166 Verse (Goeppe, Sämtl. Fab. u. Schwänke I, S. 219);
- 1543, 13. April: Prosvorrede zum 4. Spruchbuch (R.-G. XXII, 183);
- 1544, 19. Juni: Der Buler kerker, 200 Verse (R.-G. III, 389);
- 1544, 1. Sept. (Tag seiner silbernen Hochzeit): Der liebe zank, 100 Verse (R.-G. IV, 322);
- 1548, 9. Mai: Gespräch fraw Ehr mit eynem jüngling, die wollust betreffend, Handschr. 372, Druck 369 Verse (R.-G. III, 418);
- 1548, 31. Dez.: Der juncprunen, 62 Verse (Goeppe, Sämtl. Fab. u. Schwänke I, S. 321). Am selben Tage, fast gleichlautend, als Meistergesang, 60 Verse (Goedele-Littmann I, S. 268); Nochmals als Schwank am 5. Nov. 1557 (Geburtstag!), 78 Verse (R.-G. IV, 441; G.-X. II, S. 95);
- 1549, 30. März: Prosvorrede des Hans Sachs zu seines Freundes Niclas Braun Werken, die H. S. abschrieb und sammelte, wichtig! (Victor Michels in Stiefels Festschrift 1894, S. 1; R.-G. XXIII, 3);
- 1554, 31. Dez.: Zal und sum meiner gedicht auf dise zeit, ein Meistergesang in der hohen Tagweis Hans Sachsens, 81 Verse (G.-X. I, S. 320);
- 1555, 5. Nov. (Geburtstag!): Der peschluss oder valete in dis 9 spruch-p., 50 Verse (R.-G. XXIII, 84);
- 1556, 30. Sept.: Die suma all meiner gedicht, 100 Verse (R.-G. XXIII, 107);
- 1557, 5. Okt.: Der peschluss in dis 11 puech, 100 Verse (R.-G. XXIII, 133);
- 1557, 5. Nov. (63. Geburtstag): Klaggespräch uber das schwer alter. (Die Handschrift hat 57, der Foliobrud 58), 300 Verse (R.-G. VII, 211);
- 1558, 16. Febr.: Vorred oder eingang in diss Buch das ander theil meiner gedicht (II. Folioband, erschien 1560), 236 Verse (R.-G. VI, 20);
- 1560, 9. Jan.: Beschluss inn diss ander Buch der Geticht, Gespräch mit Frau Ratio (II. Folio-Druckband, 1560), 144 Verse (R.-G. IX, 542; G.-X. II, S. 182);
- 1560, 9. Febr.: Prosvorrede zum II. Foliobdruckbande (R.-G. VI, 8);

Professor der Poetik Johann Fridell vorstand. Hier wurde, wie dies damals üblich war, das sogenannte Trivium und Quadrivium: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Rhetorik, Dialektik, Astronomie und Musik gelernt, d. h. es wurden den Knaben die Anfangsgründe des Lernens, die Ceremonien und Gesänge beim Gottesdienste, später auch Latein und Griechisch beigebracht. Jörg Sachs that damit, was viele

- 1560, 19. Juni: Der wunderliche traum von meiner abgeschiedenen lieben gemahel, Königinndt Sächsin, 200 Verse, sehr wichtig (R.=G. XI, 462; G.=L. II, S. 187);
- 1560, 5. Juli: Der trawrig traumb, 234 Verse (R.=G. XXIII, 174);
- 1562, 4. Sept.: Das künstlich frawen-lob, 100 Verse, Verherrlichung seiner zweiten Frau Barbara Harßcher, 1 Jahr nach der Hochzeit, sehr wichtig. (R.=G. XX, 518);
- 1563, 26. Febr.: Die werck gottes sind alle gut — Wer sie im geist erkennen thut, 154 Verse. Dieses Gedicht ist ebenso wichtig, wie seine Erklärung schwer. (R.=G. XV, 550; G.=L. II, S. 253);
- 1563, 14. Juli: Der nam Johann Sachso darin anzeigt die zal seiner gedicht, 12 Verse (Schweitzer, S. 453; R.=G. XXIII, 245);
- 1563, 19. Nov.: Der beschluss in das vierdt buch meiner gedicht, 100 Verse (R.=G. XVII, 524 und XXIII, 250);
- 1563, 12. Dec.: Der eingang diss vierdten buchs, 402 Verse, Vorrede zum IV. erst 1578 erschienenen Folio-Druckbände, wichtig für das Pestjahr 1562 (R.=G. XV, 17);
- 1567, 1. Jan.: Beschluss inn dises fünffte und letzte buch. Summa all meiner gedicht von 1514 jar an biss ins 1567 jar, 254 Verse. Dies ist das sogenannte Valete, mit dem Hans Sachs am Schluß des (erst 1579 gedruckten) V. Foliobandes Abschied vom Leser nahm. Es ist die Hauptquelle für sein Leben und erschien bereits 1576 in Einzelbruden (R.=G. XXI, 337; G.=L. II, S. 240); hiermit hängt innig zusammen:
- 1568, 28. Aug.: Ein gesprech, darin der dichter dem gefürsten abt zv Allerspach sein valete und lecen spruch dediciret, 56 Verse. In einem 1576, bald nach Hans Sachs' Tode erschienenen Einzelbrud in Folio mit dem Bildnis des Dichters von Andreas Herneysen, gestochen von Jost Amman, hat das Gedicht 60 Verse und den Titel: Hans Sachsen spruch, damit er dem Maler sein Valete dediciret. Dies letztere Gedicht ist abgedruckt bei Ranisch, Historisch kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens u. s. w. Altenburg 1765. 8. S. 272 fig. und R.=G. XXXIII, 320. Vgl. darüber die verschiedenen Auffassungen bei Ranisch, a. a. O.; Goed.=L. (2. Aufl. hg. v. Goetze) II, S. 240 fig., Schweitzer S. 37. Im XXIII. Bande der großen Ausgabe S. 318 hat Goetze das Gedicht nach der Handschrift des Dichters wiedergegeben und diese ganze Angelegenheit klargestellt.
- 1568, 3. Juli: Meines Adam gedencckdaffel, auf Geburt (11. Nov. 1560) und Tod (2. Juli 1568) eines Stief- oder Enkelkindes, 28 Verse (Schweitzer S. 452; R.=G. XXIII, S. 309).

seines Standes thaten; der Knabe war nicht etwa für den Gelehrtenstand bestimmt, wie man schon daraus erkennen kann, daß er, 15 Jahre alt, die Schule verließ, um zu einem Schuhmacher in die Lehre zu kommen. Hans Sachs nennt sich später in seiner bescheidenen Weise einen „ungelehrten mann, der weder latein noch griechisch kan“. Die Frage über sein Latein ist noch nicht zum Abschluß gebracht, wahrscheinlich aber ist, daß er eine ganz hübsche Kenntnis des Lateins noch bis ins spätere Alter behalten hat. Schon als Hans Sachs auf der Lehre war, ließ er sich von dem Leinweber Lienhard Nunnenbed, einem Meistersänger, in die Anfangsgründe der „holzfeligen Kunst“ einweihen. Jedenfalls fand dieser Gefallen an der hübschen Stimme und Begabung des Knaben, und der Jüngling folgte darin gewiß nicht nur der Überlieferung, die viele junge Handwerker diesem edleren Zeitvertreib zuführte, sondern sicherlich auch einem gewissen inneren Drange und seinem bis ins höchste Alter rege gebliebenen schier unerfülllichen Triebe, zu lernen. Diesem Triebe konnte ja zunächst Nürnberg genügen. Denn welche Fülle von Anregungen bot dieser „herrliche Rosengarten“ — in Handwerk und Meistersang, in Festen und Feierlichkeiten von höchstem Glanze und größter politischer Wichtigkeit, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Verkehr! Wir müssen aus allem, was H. Sachs in seinen Werken äußert, annehmen, daß er schon früh für solche Dinge ein offenes Auge hatte, und daß er gut vorbereitet auf die Wanderschaft ging. Im Jahre 1512 trat er als „Knecht“, d. h. als Geselle, seine 5jährige Wanderschaft an. Diese Zeit wurde für ihn von größter Bedeutung; eine wahre Schule des Lebens wurde sie, aus der er das Beste, dessen ein Dichter und Charakter bedarf, mitbrachte: vielfache Welt- und Menschenkenntnis.

Zunächst wandte sich der Wanderbursch nach Süden und Südosten. Von Regensburg aus folgte er der Donau bis Passau, ging dann an der Salzach hinauf bis Salzburg, wo er, wenn wir seine Äußerung wörtlich auffassen dürfen<sup>1)</sup>, die Kunst der Druckerei erlernen, also Buchdrucker werden wollte. Daß er Tirol und Innsbruck besucht hat, ist neuerdings wieder wahrscheinlich gemacht worden; Beweise hatte man dafür bisher nicht, man mußte also daran zweifeln.<sup>2)</sup> Sicher nachzuweisen ist dann wieder sein Aufenthalt in München und Landshut, von wo er nach Würzburg, Frankfurt und an den Rhein zieht. Ihn wandert er bis Köln hinab, besucht noch das seitwärts gelegene Aachen und

1) Lobspruch der Stadt Salzburg, 9. April 1549 (R.-G. XII, S. 486) Vers 37 f.

2) Durch die mir nicht bekannt gewordenen Funde des H. Dr. E. Knoll im Schwazer Gerichtsgebäude soll der Aufenthalt in Tirol erwiesen sein.

lehrt, anscheinend auf dem Umwege durch Thüringen und Sachsen, über Erfurt und Leipzig heim.<sup>1)</sup>

Auf diesen langen Fahrten lernte nun Hans Sachs all jene Gestalten kennen, die wir in seinen Dichtungen so lebensvoll geschildert wiederfinden: die Bauern, die er bei ihrer harten Arbeit, in ihrem Aberglauben, ihrer Dummheit und zugleich Verschämtheit, sowie bei ihren verben Belustigungen beobachtete, die Handwerksgefallen, mit denen er wanderte, die oft das sauer erworbene Geld in Spiel und Unmäßigkeit verpraßten. Ihrer manchen, vielleicht von Haus aus wadern Burtschen sah er als Opfer seines Leichtsinns zu Grunde gehen. Wie oft mag der Jüngling im Wirtshause mit Knechten und Fuhrleuten auf der Bierbank gefessen haben, genötigt „mit den Wölfen zu heulen“, wie viele übermütige Schwänke und Streiche von Wunderdoktoren und Quacksalbern, von fahrenden Schülern und Studenten mitangehört und miterlebt haben. Berufs Bettler und Bettelmönche wurden seine Reise- und Wandergesährten; mit ihnen teilte er wohl oft seinen letzten Groschen und schlug sich sechtend mit ihnen durch; er wurde Zeuge ihres Elends, ihrer Noth, ihrer Listen und Betrügereien. Landsknechte, Ablasshändler und Wander-Prediger, diese gefürchtetsten aller Landfahrer, traf er allenthalben und lernte ihre Pfiffe und Kniffe — „schwinden Liste, Pratiken und Finanzereien“ wie er sagt — kennen. Er wußte wohl aus Erfahrung, wie gefürchtet die „gartenden“, spielenden, fluchenden Landsknechte waren und weshalb die Bauern sie nicht gern beherbergten. Weite Kreise des Volkes fand der Jüngling in Unwissenheit und Aberglauben versunken, sah sie in Zwang und Drang der Armut, des Elends, in Geistes- und Gewissensnot dahinleben. Nicht minder aber lernte er auch das Leben und Treiben der Städte kennen. Auf Messen und Märkten, in Singschulen und Werkstätten, bei der Arbeit und beim Tanz unter der Linde, in Haus und Kirche beobachtete er die Menschen mit seinem „Auge, treu und klar“, wie Goethe sagt. Bei den wilden und unflätigen Scherzen der Fastnacht, beim Vierturnier der vollen Brüder that er tiefe Blicke in die Noth und Gemeinheit, deren die Menschennatur fähig ist; aber er sah auch viel Schönes. Er hatte auch

1) Ein Aufenthalt in Hamburg und Lübeck ist, trotz der Lobspprüche, die Hans Sachs auf diese Städte gebichtet hat, nicht zu erweisen. Ebenso bei Wien, Lüneburg, die er nicht minder durch Lobspprüche verherrlichte, wie die Städte, die er gesehen hat, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg. Solche Lobspprüche dichtete Hans Sachs oft auf Bitte oder Bestellung für einen Einzelbrud mit Holzschnitt und benutzte dazu geographische Handbücher. Vgl. die Bemerkung Goetzes: R.-G. XXII, 479, ferner R.-G. XXIII, 264 und Carl Trautmann: Hans Sachsens bisher verschollener Lobspruch der Stadt München, Jahrbuch für Münchner Gesch. IV. Jahrgang. 1891. Bamberg, S. 429.

dafür ein Auge und bewahrte es treu im Herzen: staunend stand er vor manchem herrlichen Kunstwerk und manchem Bau, andächtig vor manchem Wunder Gottes in der freien Natur. Er lauschte dem Gesänge der Vögelin und dem Rauschen der Wipfel, er betrachtete liebevoll die blumige Wiese, er folgte sinnend dem Bächlein und gab sich träumend dem Walbeszauber hin.

Indessen hatte auch ihm die Natur warmes Blut und empfängliche Sinne gegeben; auch er geriet in mancherlei Versuchung und in die Gefahren, die einen Jüngling im offenen Meer des Lebens bedrohen. Mehrere der oben genannten Selbstbekenntnisse und andere Gedichte lassen deutlich durchblicken, daß er nicht sofort und kampflös in die festen Bahnen des Guten einlenkte und daß er auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht ohne Anfechtung weiter wandeln durfte. Gar manches Mädchenauge mag den frischen Knaben liebend und lodend angeblickt haben; ist doch sein erstes Gedicht ein „Wuhlscheiblied“, d. h. ein Scheidegruß an die Geliebte.<sup>1)</sup> Er bekennt selbst, daß er in München 1514 ein Jahr lang in schweren Liebesbanden lag. Er liebte ein Mädchen und ward wieder geliebt; aber sie war die Braut eines andern. So geriet er in einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht und war der Verzweiflung nahe. Sogar seine geliebte Poesie ruhte fast ganz; Ehre und alle Tugenden, sagt er, seien von ihm gewichen. Ein ernst mahnender Brief seines Vaters, der ihn heimrief, riß ihn endlich aus den Banden dieser verhängnisvollen Leidenschaft. Die Krisis muß in der That lang und schwer gewesen sein, denn noch in den 40er Jahren, als er es unternahm, diese Vorgänge dichterisch zu gestalten, leuchtet die Blut jener Leidenschaft durch seine Schilderung durch und im Jahre 1560, als er nach dem Tode seiner geliebten Kunigunde zurückdenkend erwog, daß sie einst ihm Retterin war und ihm nach jener unerlaubten Minne die Freuden der wahren, der ehelichen Liebe brachte, da wird dem alternden Mann noch einmal warm ums Herz.<sup>2)</sup> — Aber nirgends litt der Jüngling ernstlich Schaden; ehe es

1) Dies Wuhlscheiblied, vom 1. Sept 1513 datiert, steht G.-L. I, S. 3.

2) Auf die hier angebeutete Weise versuche ich die unten genannten Dichtungen in einen Zusammenhang zu bringen, der uns übrigens noch bei der Betrachtung von Hans Sachsens dichterischen Anfängen nützen wird. Ob ich mit dieser Vermutung recht habe, mögen einsichtige Leser beurteilen. Meine Auffassung wird, zum Teil wenigstens, durch die Schweizer's (vgl. S. 20 seines Buches) bekräftigt, obwohl ich von der seinigen noch wesentlich abweiche. Auch Goedeke ist geneigt, viele Gedichte von H. Sachs ähnlich für die Biographie zu verwenden. Sind diese Dichtungen nicht nur als freie dichterische Erfindungen anzusehen, so bilden sie für Hans Sachs' Inneres eine Generalbeichte im Goethischen Sinne, durch die er, sich selbst läuternd, die Sache für sich abschloß.

zu spät war, fand er immer wieder den Rückweg und erhielt sich schließlich so Leib und Seele rein.

Solche Gaben hatte er von zu Hause und von Natur aus mit auf den Weg bekommen; sie waren sein Talisman, sie behüteten und beschützten ihn, wo sein Fuß straucheln wollte. So vor allem zwei Mittel, die nie versagten: „Bete und arbeite!“ Beides hatte er mit voller Seele thun und üben lernen im Elternhaus und in der Vaterstadt; beides schützte ihn vor den bösen Geistern des Müßiggangs. Aber noch andere freundliche Genien begleiteten den munteren Gesellen, ein Allzeit frischer und heiterer Sinn, gesunder Mutterwitz, unverfälschter Humor. Sie halfen ihm über manche Klippe und manche verzweifelte Lage hinweg, die auch ihm sicher nicht erspart blieb.<sup>1)</sup> Und endlich noch eines ward ihm, ein köstliches Geschenk: Der Drang zu dichten. Rienhard Runnenbeck hatte offenbar in der Seele des heranwachsenden Knaben die geheime Stelle richtig getroffen, aus der der Born der Poesie ein langes und reich gesegnetes Dichterleben hindurch fließen sollte; das sehen wir an der innigen Liebe, an der Lebhaftigkeit, mit der auch der alternde Mann noch seines einstigen Lehrers gedenkt.<sup>2)</sup> Hans Sachs, der mit dieser Neigung zur Dichtkunst hinauszog, wird sich auf seiner Wanderschaft über seinen Dichterberuf klar. Ja, diese Erkenntnis erscheint ihm wie eine Rettung aus der Not und den Gefahren des Lebens: Das schöne Schiller'sche Wort „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang“ hat, vom hochidealen Standpunkt Schillers auf den schlicht menschlichen Hans Sachsens übertragen, seine volle Geltung. Im Jahre 1513 — so erzählt er als gereifter Mann 1536 — erscheinen ihm in Weisk an der Traun die neun Musen, weihen ihn zum Dichter und beschenken ihn mit ihren Gaben. Was er ihnen gelobte, die edle Dichtergabe nur zum Preise des Guten, im Dienst Gottes und des Menschenrechts zu verwenden, er

---

Die Dichtungen sind: 1544, 19. Juni: Der Buler kerker (R.-G. III, 889); derselbe Vorwurf, kürzer behandelt, 1560, 5. Juli: Der trawrig traumb (R.-G. XXIII, 174); die ganze Angelegenheit berichtend, aber erweitert und philosophisch abwägend und abschließend 1548, 9. Mai: Gespräch fraw Ehr mit eynem jüngling, die wollust betreffend (R.-G. III, 418). Andere Gedichte aus jener Zeit schlagen einen ähnlichen Ton an und enthalten ähnliche Gedanken.

1) So half ihm sein guter Humor aus der Not, als er im kalten Winter ohne Geld nach München kam und seinen Rock verpfänden mußte. Vgl. seinen Meistergesang Der rock 1516 (G.-L. I, 15).

2) Im wunderlichen traum, vom 19. Juni 1560 sagt er: gerade wie ihm jetzt öfters seine verstorbene Gemahlin im Traume erscheine, so sei ihm auch einst Rienhard Runnenbeck nachts im Traume erschienen und habe ihn auf das Leben im Jenseits verwiesen, Vers 171 ff. (G.-L. II, 191.)

hat es treulich gehalten; wer über den Dichter und Menschen Hans Sachs anders urteilt, der kennt ihn schlecht! So behielt er denn auch auf seiner Wanderschaft die Poesie, und zwar vor allem den Meistergesang vor Augen und im Herzen, so lange das Gleichgewicht seiner Seele nicht gestört war; die „holtselige Kunst“ erschien ihm stets als der vornehmste Teil seines Dichterberufes. In den Städten, wo es Singschulen gab, besuchte er sie eifrig, half Schule verwalten oder halten, verzeichnete getreulich die Orte, wo er seine eigenen Weisen erfand und dichtete in München sein erstes „par“ oder Meisterlied. Aber außer Meisterliedern entstanden auf der Wanderschaft noch andere Lieder, wie jenes Scheidelied, und Spruchdichtungen; zu gleicher Zeit vertiefte er sich eifrig in die Lektüre von Büchern, z. B. Boccaccios Novellenbuch, das ihm eine reiche Quelle dichterischer Eingebung werden sollte. Studium und Dichtung ward sein Zeitvertreib; und während andere junge Burtschen Zeit, Geld und Gesundheit beim Trinken und Spiel im Wirtshaus vergeubeten, saß er im stillen Kämmerlein, lesend und dichtend, oder hing im Walbesshatten seinen Träumen nach.

Als Hans Sachs Ende 1516 (22 Jahre alt) von der Wanderschaft heimkam, war er als Handwerker, als Mensch und als Dichter gefestigt und gereift; der Ernst des Lebens, durch das er sich 5 Jahre lang ehrlich durchgeschlagen, hatte ihn zu einer Persönlichkeit gemacht, die trotz ihrer Jugendlichkeit alle Grundzüge jenes Wesens wiedererkennen läßt, das uns den Mann und Greis noch heute lieb und wert macht. Er brachte, so urteilt Lucae,<sup>1)</sup> „eine Fülle von Erfahrungen und Anschauungen mit, die ihm in dieser Mannigfaltigkeit auch seine Vaterstadt nicht hätte geben können. Er hatte das deutsche Leben und Wesen an seiner Quelle kennen gelernt. Er war mit dem Volke in den verschiedensten Schichten . . . selbst in den höheren Ständen nicht ohne inneren Gewinn in Berührung gekommen.“ Und ein anderer ausgezeichnete Kenner des Dichters, Waldemar Kawerau,<sup>2)</sup> sagt an diesem Wendepunkte von Hans Sachs' Leben: „Er hatte einen ehrlichen Widerwillen gegen alles Hohe und Gemeine. Er war eine gefestigte sittliche Natur geworden, ohne alle Prüderie, durch und durch ehrlich und wahrhaft, dabei ausgerüstet mit einer ziemlichen Dosis Mutterwitz und einem unzerstörbaren Optimismus: ein gemütvoller und ein waderer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.“

1) A. a. O. S. 121.

2) Hans Sachs und die Reformation (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 26), Halle 1889. 8°. 100 S. Seite 12. Das Büchlein gehört zu dem Besten, was über Hans Sachs geschrieben wurde; es ist leider vergriffen.

Nun machte Hans Sachs in Nürnberg sein Meisterstück und begründete seine bürgerliche Stellung. Drei Jahre indessen dauerte es noch, ehe er die 17jährige Kunigunde Kreuzerin als seine Hausfrau und Meisterin heimführte. Konnte nach der Liebe in München nicht gleich wieder das Bild einer anderen in seinem Herzen Platz finden, so scheint doch auch, daß Kunigunde seinen Werbungen eine Zeitlang Sprödigkeit entgegensetzte. Es wäre seltsam, wenn der am 1. September 1544, dem Tage der silbernen Hochzeit, gebichtete anmutige Spruch Der liebe zank nur ganz zufällig schilderte, wie ein junges Mädchen einst plötzlich Hans Sachsens Liebesbezeugungen zurückweist, wie ihm in seinem Kummer Frau Venus erscheint und ihn tröstet: das solle er nicht so ernst nehmen, weibliche Zucht und Scham gebiete den Mägdelein, so zu handeln; sie liebe ihn aber trotzdem und werde noch die Seine werden. Und mit seiner Beobachtung des weiblichen Herzens führt er aus, wie sie bei der nächsten Zusammenkunft sich ob ihrer Herbigkeit entschuldigt und wie der endgültige Friede mit Kuß und Umarmung besiegelt wird. So hätte doch schon Goethe recht gehabt mit seiner allerliebsten Schilderung des holden Kindes, das, ohne es recht zu wissen und sich zu gestehen, den jungen Meister liebt!<sup>1)</sup> Es würde diese echt mädchenhafte Scheu ganz zu dem Bilde passen, das wir uns sonst von dem Wesen Kunigundes machen müssen. Sie muß Temperament und Charakter und ein gut Teil weiblichen Stolzes gehabt haben. Sie ward seine herzlich liebende und geliebte Genossin und treffliche Hausfrau; sie half ihm jenes „bitter-süß ehelich Leben“ bereiten, dessen Einzelheiten er so schalkhaft ausplaudert. Sie war die einzige Tochter ihrer bereits verstorbenen Eltern, die am Berg in Wendelstein, südlich von Nürnberg, gewohnt hatten. Die jungen Eheleute waren beide nicht unbemittelt. Die Hochzeit fand am St. Aegibientage (1. Sept.) 1519 statt und wurde über eine Woche lang gefeiert. Als Heiratsgut erhielt Hans Sachs das von seiner Mutter herkommende Häuschen in der jetzigen Brunnengasse<sup>2)</sup>, in dem das junge Paar zunächst wohnte. Noch 1557 ist dies Haus in seinem Besitz. Fleißige Handarbeit mehrte das Erbe und schützte ihn und seine Familie vor jeglicher Not. Hans Sachs hat

1) Hans Sachsens poetische Sendung, Vers 145 ff. Es giebt zu diesen Versen ein wunderhübsches Bild: Rosenzeit, von Ludwig Richter in seinem Werke „Fürs Haus“ in der Abteilung Sommer, Nr. 2.

2) Die Abtretungsurkunde stammt vom 20. September 1519. Die Gasse hieß damals Rotgasse, ein Wort, mit dem nichts ausgedrückt sein soll, als daß sie dickdarmartig lang und gewunden war. Rotfad, Rotgasse = Dickdarm kommt z. B. vor: Goetze, S. Fab. u. Schwänke II, S. 432, 84; S. 433, 120. (Die 9 verpotten speis, 28. Mai 1563).



sein Handwerk, das er liebte und wiederholt zum Gegenstand seiner Gedichte machte, bis in sein hohes Alter ausgeübt.<sup>1)</sup> Er brachte es durch Unverdroffenheit und durch die Tüchtigkeit seiner Hausfrau zu behaglichem Wohlstand: Außer dem oben genannten Anwesen erwarb er im Jahre 1522 (beim weißen Turm) und 1526 unter den Hutern, in der jetzigen Kaiserstraße, je ein Haus, und ehe er das 1522 erworbene wieder verkaufte (1545), bezahlte er 1542 ein viertes Haus (in der Spitalgasse) sofort bar mit 610 Gulden. Dieses Haus, sein und seiner Kunigunde unverpfändetes und frei lauterer Eigentum, bewohnte er bis zu seinem Tode.<sup>2)</sup>

Seit seiner Verheiratung verfließt Hans Sachsens äußeres Leben ruhig und gleichmäßig in Nürnberg. Nur einigemal finden wir ihn, meist in Berufsgeschäften, in Städten der näheren oder weiteren Umgebung, in Landshut, in Frankfurt zur Messe u. s. w. Um so reicher und wechselvoller gestaltet sich sein inneres Leben. Neben seiner „handarbeit schwer“ entwickelte er eine geradezu erstaunliche geistige und schriftstellerische Thätigkeit. Seinen Bienenfleiß und seine Fruchtbarkeit vermögen wir kaum zu fassen. Keine öffentliche Angelegenheit entgeht seinem Auge, seiner Anteilnahme; für die verschiedensten Interessen ist er thätig. Wie die Reformation und was damit zusammenhängt, ihn vor allem packt, ihn jahrelang fesselt und ihn, so lange er lebt, nicht wieder losläßt, werden wir noch näher zu betrachten haben, ebenso die anderen Seiten seines schriftstellerischen Wirkens und seine Thätigkeit für die Singhule. Bei alledem findet er noch Zeit, seine über 6000 verschiedenen Werke fein säuberlich in 34 große Foliobände einzutragen,<sup>3)</sup> sorgsam zu registrieren und sich von Zeit zu Zeit über Zahl, Namen

1) Direkte Beweise giebt es dafür z. B. in den autobiographischen Gedichten von 1556, 1557, wo er seine schwere Handarbeit ausdrücklich nennt. Wenn Goedeke mit Recht den Spruch *Der schuster mit' dem lederzacken* vom 25. Nov. 1563 (Goetze, S. Fab. u. Schwänke II, S. 557) als eine Zurechtweisung deutet, die Hans Sachs seiner jungen zweiten Frau geben will, so müssen wir annehmen, daß er auch damals noch, im 70. Lebensjahre, sein Handwerk betrieb; die gröbere Arbeit wird er natürlich seinen Leuten überlassen haben. Sein Handwerk hat er z. B. noch in folgendem Meistergesang und einigen Schwänken behandelt: 1516: *Der rock*. In des Muscatblüts langem ton (G. T. I, 15); 1541, 30. März: *Die ellent klagent rosshawt* (Goetze, S. Fab. u. Schwänke I, S. 207), einem lebenswüthigen Gedicht; 1550, 12. Februar: *Der schuster mit seim knecht zw Ulm*, und der Erweiterung dieses Schwanks vom 10. März 1563 (Ebenda I, S. 342, II, S. 378).

2) Vgl. Ernst Rummehoffs Vollständige Biographie Hans Sachs, Zum 400 jährigem Geburtsjubiläum des Dichters. Nürnberg 1894, S. 130.

3) Über Entstehung und Geschichte dieser Bände vgl. Edmund Goetze in Stiefels Festschrift, S. 193—208.

und Gattung seiner einzelnen Dichtungen gewissenhaft Rechenhaft abzulegen. Er schreibt eine Menge dieser eigenen Dichtungen noch ein-, zwei- oder mehrmals ab, macht Abschriften von Gedichten und Werken befreundeter Dichter, verfaßt Lobsprüche, Grabschriften und viele andere Sachen auf Bitte oder Bestellung! Bewunderungswürdig bleibt vor allem sein unersättlicher Lern- und Bildungstrieb. Wenn wir seine Werke, die er stets genau datiert, in der zeitlichen Folge aneinander reihen, so können wir aus ihnen genau die Ausdehnung und das Fortschreiten seiner Lektüre verfolgen, da er auch alles, was er liest, sofort in Dichtung umsetzt; denn er schafft mit unerhörter Leichtigkeit. Und da ist es denn höchst anziehend zu sehen, wie ein neues Buch ihn oft ganz und gar beschäftigt, ja eine Zeitlang andere Interessen in den Hintergrund drängt, bis dieser Eindruck einem neuen weicht.<sup>1)</sup> Von Boccaccios 100 Novellen war schon die Rede; bald fesseln ihn Boccaccios Bücher von den berühmten Frauen und dem Glückswechsel, dann gerät er ins klassische Altertum hinein: Livius, Valerius Maximus treten an ihn heran, vor allem Plutarch, der ihn wie wenige anregt und ermuntert; es folgen die griechischen und römischen Geschichtsschreiber, dann kommt er auf die neueren Chronisten, auf Reisebeschreibungen, auf die Volksbücher und Volkslitteratur, sowie auf die romantischen Sagen des Mittelalters. Sie werden abgelöst von den alten Epikern und Märchenerzählern Homer, Ovid, Apulejus und anderen. Eine neue Welt thut sich ihm auf, als er in Eppendorffs Bearbeitung die nordische Chronik des Albertus Kranz<sup>2)</sup> und so die alten germanischen und nordischen Reden- und Helbengestalten kennen lernt. Diese Riesengestalten sind ihm zunächst zu fremdartig, zu gewaltig; er ringt mit ihnen, aber er fühlt sich doch immer wieder zu ihnen hingezogen; es ist, als ob ihn die Stammesverwandtschaft instinktiv zu ihnen treibt, und lange Zeit halten ihn diese Studien wie in einem Banne gefangen. Trotz alledem bleibt das vornehmste und wichtigste Buch, aus dem er seine dichterischen Vorwürfe entnimmt, immer die Heilige Schrift, die Bibel; nie hat ein anderes Werk sie aus dieser Rolle zu verdrängen vermocht.

Welcher Gesichtskreis für einen Handwerker! Fürwahr, das war nur möglich in der goldenen Blütezeit des deutschen Bürgerstandes und auf dessen Höhepunkte bei Hans Sachs! Neben diese unendlich vielseitige geistige Persönlichkeit tritt nun bescheiden der Mensch und Mann,

1) Die nun folgenden Angaben nach Karl Goedeke's Einleitung. A. a. O.

2) Bismal: 1546—47, 1555—56, 1558 und 1568 beschäftigte sich Hans Sachs mit der nordischen Chronik, vgl. die Untersuchung Wolfgang Goltthers Hans Sachs und der Chronik Albert Kranz (A. L. Stiefels Festschrift, S. 263 bis 277).

der Hausvater und Freund Hans Sachs. Auch ohne jene autobiographischen Gedichte, die uns den freundlichen Menschen, den liebevollen Gatten, den sinnigen Hausvater bei mancherlei Anlässen zeigen, können wir doch an diesen Eigenschaften nicht zweifeln; zu deutlich treten sie auch in seinen anderen Dichtungen hervor. Aber es ist doch gut, daß wir jene direkten Beweise haben! Wie er durch eine zarte, bisweilen mit schalkhaftem Sinn ausgewählte Anspielung den Geburts- oder Hochzeitstag dichterisch zu verherrlichen weiß, wie ihm dies Gelegenheiten sind, mit innigem Danke zu Gott des genossenen Glückes zu gedenken, das zeigen jene Gedichte. Erst als eine 25 jährige Ehe ihn mit seiner Kunigunde verbindet, tritt er schonend mit der Erinnerung an seine Jugend Thorheiten hervor, und sie werden ihm ein Anlaß, den Segen des Ehebundes nur um so eindringlicher zu predigen. Im Schoße seiner Familie, in seinem Privat- und Berufsleben ward ihm natürlich auch, wie anderen Sterblichen, Trübsal, Kampf und Enttäuschung, ebenso wie Freude, inneres Glück und Seelenfrieden in reichem Maße zu teil. Er mußte den Becher des Lebens bis auf die Gefe leeren. Seine Frau schenkte ihm sieben Kinder — aber sie starben alle vor ihm. Doch hatte der alternde Meister die Freude, daß ihn drei oder vier Entelkinder von seiner ältesten Tochter Margarete, die mit einem Messerschmied Pregel vermählt war, überlebten. Sie wurden im großelterlichen Hause erzogen und ein freundlicher Zufall gewährt uns um diese Zeit einen Einblick in sein Heimwesen. Mit seiner betagten Kunigunde lebt er — etwa Ende 1559 oder Anfang 1560 — still in seinem Häuschen auf der Spitalgasse, sinnend und dichtend. Aber es will ihm nicht so recht gelingen, denn die Entelkinder machen den alten Leuten durch ihr ausbündiges, tolles Wesen den Kopf warm. Der Meister beklagt sich offenbar im Gespräche mit seinem Freund, dem Maler Jobst Spörl, darüber, und was thut dieser? Ebenso sinnig und neckisch als der Dichter, wirft er für ihn mit gewandten Federstrichen zwei spielende Buben aufs Papier. Rasch ist auch die Widmung darunter gesetzt:

Hans Sachs, hier hast der Kindlein Zwey,  
Die machen dier gar kein Geschrey —  
Das Du magst fürbas Dichten.<sup>1)</sup>

So wird das kleine Blatt dem Freunde überreicht. Wie mag Hans Sachs über den hübschen Einfall gelacht haben! Einem noch

1) Das reizende Blatt ist im Besiz der Kgl. Bibliothek zu Bamberg und wurde mit Erlaubnis des Bibliothekars Dr. Friedrich Leitschuh erstmalig veröffentlicht in Edmund Goeyes Nürnberger Festrede, 1894, S. 22.

glücklicheren Zufall verdanken wir neuerdings genauere Nachricht über die Freundschaft und den Umgang mit einem andern Nürnberger. Niclas Braun<sup>1)</sup> war ein Kaufherr aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie. Zwar gehörte er nicht zu den Geschlechtern Nürnbergs, d. h. zur vornehmen Geld- oder Gelehrtenaristokratie, die die Stadt regierte, aber er stand doch seiner Familie und seinem Bildungsgrade nach wesentlich über den Handwerkerkreisen, denen Hans Sachs entstammte. Braun scheint von Haus aus eine gelehrtere Bildung als sein Freund genossen zu haben. Das Podagra fesselte ihn jahrelang ans Haus, aber sein Verkehr mit Hans Sachs und anderen Freunden war darum nicht minder lebhaft und innig; er hat wohl von spätestens 1540 bis zu Brauns Tode ununterbrochen bestanden. Hans Sachs zog ihn besonders an und stützte ihm Hochachtung ein. Als Braun tot war, sammelte Hans Sachs 1549 dessen Werke, schrieb sie ab, versah sie mit einer Vorrede und schenkte diese Handschrift den Brüdern des Verstorbenen, Hans und Stefan, zum Andenken. Wie sein Freund und viele andere Zeitgenossen, so fühlte sich auch Niclas Braun durch die Ereignisse zum Dichten und Schreiben angeregt; er that es mit Talent und im Sinne und in der Auffassung des Hans Sachs, d. h. volkstümlich. In einem seiner Prosodialoge: Ein Spotlicher dialogus oder gesprech, der ieczigen welt lawff, gaistlichen vnd weltlichen stand pretreffent, mit ganz Ainfeltigen worten nach geprauch Des gemainen mans vnd wirt genent der podagrish traum (1541) läßt der Kranke sich selbst und seine Freunde Ellofius und Hans Sachs auftreten, letzteren unter dem Namen Xasius. Dieser Dialog führt uns in das frischeste Mannesalter unseres Helden, der damals 45—46 Jahr alt war, also wenige Jahre vor dem bekannten ausgezeichneten Holzschnitt Brosamers (1545), auf dem Hans Sachs weit eher das Aussehen eines wohlhabigen Patriziers als das eines Handwerkers hat. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, beide Bildnisse, das geschriebene und das gezeichnete, zu vergleichen. Aus beiden spricht der nämliche klare Geist, dasselbe heitere, goldige Gemüt, das gleiche schlichte, milde, menschenfreundliche Wesen. In den Augen von Brosamers Holzschnitt sitzt der Schalk. Braun

1) Die Einzelheiten über Niclas Braun verdanken wir Victor Michels, der über die Handschrift des Niclas Braun Nachricht gab und sie teilweise veröffentlichte in seinem Aufsatz: Hans Sachs und Niclas Braun in A. L. Stiefels Festschrift: Hans Sachs-Forschungen 1894, S. 1—32. Dieser Fund ist von großer Bedeutung; hat Michels erst den ganzen Podagrishen Traum und die andern Werke Brauns veröffentlicht, so wird das noch manches neue Licht auf Hans Sachs' Werke werfen. Einen verbesserten Abdruck der Vorrede des H. Sachs giebt Goetze (R.-G. XXIII, 3).

und Brosamer zeigen sich in den von ihnen entworfenen Bildnissen als geübte und scharfe Beobachter. Mit wenigen Strichen wird bei Braun Hans Sachsens äußere Erscheinung als die des dichtenden Handwerkers skizziert: Abseits vom großen Haufen, der sich um die heilige Armut schart, aber abseits auch vom blinden Reichtum, den die Künstler fliehen, steht er, unschlüssig, ob er ihnen folgen soll „ein erber man ... het ... auf ein rot piret vnd war mit einem leder vmbguertet, vnd in der rechten hant het er ein kostlich puech homero, den poeten.“<sup>1)</sup>

Wie können wir uns freuen, daß uns Brauns Zeugnis und Bild erhalten ist!

Die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts brachten dem alternden Dichter viel Schweres. Nach über 40 jähriger glücklicher Ehe verlor er im März 1560 seine wadere Hausfrau und Genossin Kunigunde. Die Zeit ihrer Krankheit, die dem Tode vorherging, und die nachfolgenden Wochen raubten ihm alle Fassung und wie damals, als die Reformation ihn bis ins tiefste Innere erschütterte, so verstummt seine Dichtung auch jetzt fast ganz. Die Ergriffenheit will erst innerlich überwunden und verarbeitet sein, der Schmerz erst als etwas Objektives in eine gewisse Form treten, ehe er sich in dichterische Formen und Worte fassen läßt. Diese Worte aber findet auch Hans Sachs dann; er entwirft in dem Wunderlichen Traum in rührenden Zügen ein Bild ihres Wesens. Was sie ihm gewesen, und sie war ihm viel, sehr viel, das spricht er in diesem schönen Gedichte aus, in dem er wieder zu der ihm so liebgewordenen Form einer Traumerscheinung greift. Wem die Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts und insbesondere Hans Sachsens geläufig ist, so daß er wirklich bis in alle Feinheiten der Sprache nachzuempfinden vermag, was der Dichter hineingelegt hat, der wird dem Urteile des erfahrenen und besonnenen Goedeke beipflichten, daß es eines der mildesten und gefühlfesten Gedichte des 16. Jahrhunderts ist;<sup>2)</sup> mit einem in jener älteren Zeit ungeübten Sprachgeföhle, mit einem nur an Goethe und der neueren Lyrik geschulten Ohre wird man ihm freilich nie Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hans Sachs fühlte sich tief vereinsamt. Seine Lage war schwer: da er alle seine Kinder verloren hatte, und ihm seine Frau genommen war, entbehrte er jeder ordnenden, waltenden Hand in seinem Hause, in welchem überdies noch vier Entkinder der Pflege und Erziehung bedurften, und in dem das Hauswesen, die Werkstatt mit den

1) Michels a. a. O. S. 12.

2) Goedeke's Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung 2. Band, 2. Aufl. Dresden 1886, § 155, Nr. 462, S. 434; vgl. Goetze, Hans Sachs, S. 57.

Gefellen und Lehrbuben ohne Meisterin unmöglich gedeihen konnte. Wer sich alles dies und den etwa 66 jährigen Mann vorstellt, wird verstehen, daß Hans Sachs diesen Zustand nicht lange ertragen konnte, sondern sich 1 ½ Jahr nach dem Tode seiner Kunigunde zu einem neuen Ehebunde mit der im Vergleich zu ihm noch jugendlichen Barbara Harscherin entschloß. Man hielt Barbara Harscherin bisher für ein 17 jähriges junges Mädchen, und so hat sie auch Burchard in seinem hübschen dramatischen Festspiel dargestellt. Neuere Forschungen<sup>1)</sup> beweisen, daß diese Vorstellung ganz falsch ist, denn sie war die Witwe eines Kandelgießers (Zinngießers) und brachte dem Hans Sachs sechs Stiefkinder mit ins Haus. Es ist verwunderlich, wie die Sage von ihrem 17 Jahren hat entstehen können, denn in dem Lobgedicht, das Hans Sachs etwa ein Jahr nach der Hochzeit, am 4. September 1562 auf sie dichtete, Das künstlich frawen-lob, und in dem er ihre körperlichen Reize ebenso wie ihren Fleiß und die Vorzüge ihres Charakters und Gemütes eingehend schildert, preist er auch ihre Erziehungskünste mit den Worten:

Auch werden mütterlich unterwisen  
Ire kinder auff zucht und ehr  
Und aller christenlicher lehr. 2)

Daß diese Worte: ire kinder nicht auf seine vier Entelkinder gehen können, ist eigentlich selbstverständlich: es müssen also ihre Kinder, mithin muß sie eine Witwe gewesen sein. In dem Kandelgießerspruch vom Juli 1560,<sup>3)</sup> in dem Hans Sachs die Handwerkszettel der Zinngießer beschreibt, nennt er unter den Meistern des Handwerks auch einen Albrecht Harscher; dieser hat die besungene Tafel für die Zunft gegossen. War dies vielleicht Barbaras Mann? und war vielleicht Hans Sachs mit den Harschers befreundet? Dann wäre Barbara kurz nach Hans Sachs verwitwet geworden, und ein Jahr darauf hätten sich die beiden Witteleute geheiratet. Hoffentlich giebt das angekündigte Buch hierüber bald Auskunft. Jedenfalls fand Hans Sachs in der zweiten Frau, was er suchte: eine energische und tüchtige Hausfrau, eine liebende, ihn pflegende Gattin. Es schien fast, als werde Hans Sachs an ihrer Seite noch einmal jung, als hätte er jetzt den so viel gesuchten

1) Noch im November 1894 wurde im Buchhandel die Studie von Dr. Alfred Bauch, Barbara Harscherin, Hans Sachs' zweite Frau, Nürnberg 1894, 8°, ca. 2 Mark, als demnächst erscheinend angekündigt, ist aber meines Wissens bis jetzt (Ende Juli 1895) noch nicht erschienen. Durch Zeitungsberichte ist mir nur die oben berichtete Thatsache aus dem Buche bekannt geworden.

2) R.-G. XX. S. 520, Vers 17 ff.

3) Die hantwercks-daffel der kandel-giesser (R.-G. XXIII, 171, Vers 17).

Jungbrunnen gefunden, denn jenes Lobgedicht auf sie u einem feurigen Jüngling, als einem etwa 70 jährigen A Daß Barbara ihrem Gemahl auch Verständnis für sein entgegenbrachte, sehen wir aus einem kleinen Vorfall, 1 Hans Sachsens sinnige und liebenswürdige Aufmerksamkeit beweist. Er schenkte seiner Frau den ersten Folioband 1 Gedichte (und zwar die 2. Auflage vom Jahre 1560) eigenhändigen Widmung: „ich Hans Sachs schenok d meiner gedicht meiner lieben ewirtin Barbara, das meinert wegen pehalt und daran les ir lew lang, a 1567 jar“.<sup>1)</sup>

Nach diesem frohen Aufschwung des Lebensmutes und ernste Zeiten, die entsetzlichen Zeiten der Pest, d den Herbstmonaten 1562 gräßlich in Nürnberg wütete und Blid Hans Sachsens wieder vom Weltlichen mehr lenkte auf den inneren Menschen und zu Gott. Da einen neuen schweren inneren Kampf durch, aber sei herzlich Glaube an Gottes Gnade gab ihm auch di und Seelenfrieden zurück. 1568 mußte der alte Man Adam, entweder ein Enkel- oder ein Stieffind, einen Knaben begraben; er widmete ihm einige Verse auf ei

Um diese Zeit hatte Hans Sachs mit dem Leben : abgeschlossen, wenigstens als Dichter betrachtet er seine : gethan: vom 1. Januar 1567 stammt jenes große Ged auf sein ganzes Leben zurückblickt und ausführlich und darüber berichtet. Zum letzten Male zieht er hier die dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit und nimm den Mufen und dem Leser; daher nennt er das Gedie Er durfte jetzt wohl der Welt und Dichtung Lebewohl war über 72 Jahre alt.

Über das herannahende Alter und seine Beschw Dichter ja freilich schon lange. Bereits vor 1550 1 Klagen, beziehentlich dem Wunsche Ausdruck, sich zu einem verjüngen zu können. Damals stand Hans Sachs in der Männlichkeit, und jene Klagen sind daher zunächst als

1) Den Band mit dieser Inschrift kannte schon der u Ranisch, vgl. seine Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Altenburg 1765. S. 160. Dann war er verschollen und wurde zu Donaueschingen wieder aufgefunden von Voege (vgl. R.-C Facsimile dieser Widmung giebt Gustav Könneke in seinem atlas zur Gesch. der dtsh. Nationall. gr. Folio. 2. Auflage. Mar

eine Rederei anzusehen. Denn gerade dem Hans Sachs war ja von einer gütigen Natur bis in sein hohes Alter eine, ich möchte sagen, Goethische Jugendfrische an Herz und Gemüt und nicht minder körperliche Rüstigkeit beschieden. Gewiß sind diese Äußerungen 10 Jahre später, um 1557, schon ernster zu nehmen. In diesen Jahren treten sie auch auffallend häufig auf, vor allem die Klage, daß Kraft und Schärfe seiner Sinne, daß das Gedächtnis abnehme, daß der goldene Quell seiner Poesie versiege und er hinfort nicht mehr dichten wolle.<sup>1)</sup> Aber auch in diesen Jahren können solche trübe Stimmungen nur vorübergehend gewesen sein; denn aus den Jahren 1557 bis mit 1559 stammen, abgesehen von anderen Dichtungen, allein etwa 90 Schwänke, darunter eine Reihe seiner frischesten und muntersten. Von der schweren Erkrankung seiner ersten Frau, Frühjahr 1560 bis Mitte 1561, tritt, wie schon bemerkt, eine fast vollständige Unterbrechung in Hans Sachsens Dichten ein; dann aber beginnt eine neue und ganz außergewöhnliche dichterische Fruchtbarkeit: die jüngere Gemahlin hatte, wie angedeutet, auch ihn verjüngt. Zwar bleibt seine Stimmung im ganzen eine religiöse oder wenigstens ernste, denn in die Jahre 1562 und 1563 fällt die dichterische Bearbeitung des Psalters, des Jesus Sirach, des Predigers und der Weisheit Salomonis, sowie anderer alt- und neutestamentlicher Bücher, dennoch kehrt Hans Sachs daneben noch einmal zur Schwankdichtung zurück, und es entsteht eine stattliche Reihe jener zum großen Teil schalkhaften und übermütigen Fabeln und Erzählungen, die den frischesten Erzeugnissen früherer Jahre nicht nachstehen. In der Zeit von 1564 bis mit 1566 ist die Dichterkraft schon wesentlich matter;<sup>2)</sup> dann aber fühlte Hans Sachs die Quellen seiner Dichtung wirklich versiegen.

1) Vgl. die auf S. 689, Anmerkung 1 angeführten autobiographischen Gedichte vom 31. Dez. 1548 und 5. Nov. 1557, ferner die vom 30. Sept. 1556 und 5. Okt. 1557. In diesen beiden heißt es fast mit wörtlicher Übereinstimmung:

Ich will fort nit vil dichten mer:  
Die guelden quell ist vast verlossen.

Ähnlich ist der Wortlaut in dem großen Klagggespräch über das schwere Alter, vom 5. Nov. 1557, in dem er übrigens auch die Vorzüge des Alters hübsch auseinanderzusetzen und sich mit ihnen zu trösten weiß.

2) Im Jahre 1562 entstehen, abgesehen von den Meisterliedern, etwa 150 meist religiöse Dichtungen; 1563 ungefähr die gleiche Zahl religiöser, ernster und philosophischer Sprüche; die Schwank- und Fabeldichtung zeigt von Mitte 1561 bis Ende 1562 gegen 40, im Jahre 1563 über 60 Stück; dann bricht sie jäh ab; von 1564—1573 zählen wir nur 18 Schwänke; in den Jahren 1570, 1571 und 1572 hat Hans Sachs nicht einen Schwank gedichtet. Andere Dichtungen 1564: gegen 30 geistliche und 2 dramatische Dichtungen; 1565 etwa 50 und 1566 gegen 70 biblische Dichtungen.



Während sonst, in seiner Blütezeit, an einem Tage manchmal zwei bis drei Gedichte entstanden, muß er jetzt auf eine günstige Stimmung warten, die ihn zum Dichten anregt. Er bedarf einer besonderen Sammlung, wohingegen ihm früher die Verse gleichsam von selbst von den Lippen oder aus der Feder flossen. Doch fehlt es auch in diesen Jahren nicht an schönen Stunden, wo ihm die Musen hold sind, wie ehemals, wenn diese Lichtblicke sich auch seltener und seltener einstellen.<sup>1)</sup> Der letzte Schwank, den wir von Hans Sachs haben, rührt vom 10. Februar 1573 her (Nr. 383 in Voeges Ausgabe der Schwänke) und die Niederschrift mit ihren Versen und Undeutlichkeiten zeigt, daß die Hand des 79jährigen Dichters recht unsicher geworden ist.

In die siebziger Jahre, aber erst etwa nach 1573,<sup>2)</sup> müssen wir demnach jene bekannte Schilderung verweisen, die Hans Sachsens getreuer Jünger und Freund, der Meisterfänger Adam Buschman, von dem alten Meister entwirft in seinem großen Elogium, in dem er 1576 das Andenken des eben Verschiedenen ehrt und sein Leben wie seine Persönlichkeit beschreibt.<sup>3)</sup>

Zuletzt bey Im abnamen  
Kraft, Ghör vnd sinnreich Gmüt,  
Vnd wenn Leut zu Ihm kamen,  
Sass er am Tisch in Güt  
Sam kindisch, tett stillschweigen,  
Wen Man jhn fragen war,  
Vnd allzeit vor ihm hette  
Bücher, sonderlich die  
Bibel ansehen tette,  
Auch wer vor ihm stunt hie.

1) So entstand am 18. Februar 1568 die geschicht Keyser Maximiliani löblicher gedechtnuss mit dem Alchamisten (R.-G. XVI, 422); vgl. über dies Gedicht Anm. 1 zu S. 876. Über den mutmaßlichen Anlaß zu diesem Gedichte des H. Sachs vgl. R.-G. XVI, S. 422. — Am 8. Dez. 1567, so berichtet Buschmann, soll Hans Sachs auch sein letztes Meisterlied und zwar in der kurzen Amselweise seines Schülers Buschmann gebichtet haben. — Die 940 Verse über alle Stände und Handwerker zu Jost Ammans Bildern sind die deutsche Bearbeitung eines 1564 erschienen lateinischen Werkes. Sie entstanden, wie sich jetzt (R.-G. XXIII, 303) herausgestellt hat, schon 1565, und nicht 1568. Danach ist zu verbessern: S. 685, Anm. 1.

2) Daß wir den wirklichen Bersall von Hans Sachsens Geisteskräften nicht vor 1573, wo er sein 79. Jahr vollendete, ansetzen dürfen, beweisen auch drei kleine Sprüche aus dem Jahre 1571 und vom 30. Okt. und 18. Nov. 1572, deren Hertel (Jahresbericht des Gymnasiums zu Gwidau 1853/54, S. 36) gedenkt und deren zwei erste er abdruckt. Der zweite ist Ein zuecht spruech meiner lieb hausfrawen Barbara Sachsins:

Mensch, hab gedult in dem Elent!  
Wenn dir got auf erden sent  
Durch sein vätterlich guetig hent  
Die Bues, vnd dich von Sünden went:  
So nemst ein christlich, selig ent.

3) Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis .... In dreyen vntterschiedlichen Liedern vnd Tönen, gleichen einem Meisterlichen

Weiterhin schildert er den Dichter mit seinem großen, taubenweißen Barte, wie er vor der aufgeschlagenen Bibel sitzt, darin liest, und wenn jemand eintritt, aufschaut, um schweigend und leise das Haupt zum Grusse zu neigen.

Gern verweilen wir bei diesem und einem anderen, ebenfalls von liebevoller Hand entworfenen Bilde des milden, ehrwürdigen Greises. Dieses andere Bild, kurz vor Hans Sachsens Tode vollendet, stammt von dem Maler Endres Hernehsen und ist durch den Kupferstich Jost Ammans bekannt und viel verbreitet.<sup>1)</sup> Hernehsen war ein langjähriger Freund des Dichters. Als er 1567 oder 1568 bei dem gefürsteten Abte von Allersbach, östlich von Landshut, mit der Bemalung des Chors beschäftigt war, kam das Gespräch auf Hans Sachs. Der Abt fragte, ob der Nürnberger Dichter denn noch lebe; er habe gehört, er sei gestorben, wisse aber darüber nichts Genaueres. Hernehsen verspricht, dem Abt Beweise zu bringen, daß er noch lebt. Er sucht seinen Freund, der damals gerade sein Valet vollendet hatte, in Nürnberg auf und bittet ihn um eine Abschrift davon. Hans Sachs giebt sie ihm und fügt 56 (bez. 60) den ganzen Sachverhalt erzählende Verse, die er sofort dichtet, hinzu. Weibes bringt Hernehsen dem Abt; nun kann dieser nicht mehr zweifeln. Zum Dank, so berichtet der Maler

Hordt . . . Getichtet durch Adam Puschmann zu Görlitz. Ad honorem Io. Sach. Preceptoris sui. Anno 1576. Im Monat Juny. Abgedruckt bei Ranisch a. a. D. S. 317—331, und, nach der Handschrift bei Edmund Goetze, Adam Puschmann, Monographie, Neues Lausitzisches Magazin 1877, 53, 59—157. Goedeke (Goed.-Z. I. S. 43) möchte Puschmanns Schilderung überhaupt keinen Glauben heimeffen.

1) Über Jost Amman in Verbindung mit Hans Sachs siehe S. 685 Anm. 1. — Die Geschichte des Bildes von Hernehsen erzähle ich hier nach Goedeke-Littmann II (2. Aufl. hrsg. von Goetze S. 241). Vgl. R.-G. XXIII, 321. Ohne Widersprüche geht es auch bei dieser Auffassung nicht ab. Schweitzer (S. 37) hat diese Geschichte anders aufgefaßt; eine dritte, wieder abweichende Ansicht vertritt D. von Heinemann in seinem Aufsatz „Hans Sachs und sein Kästchen“ (Grenzboten 54. Jahrgang, Nr. 4 vom 24. Januar 1895, S. 168—174). Heinemanns Auffassung und seine Ansicht, daß das Wolfenbütteler Gemälde das Original zu Ammans Stich sei, ist sicher falsch, denn das Wolfenbütteler Gemälde ist ein Genrebild; hier handelt es sich aber um ein einfaches Porträt. Vgl. auch Suphan Hans Sachs S. 61. Jenes Original zu Ammans Stich ist wirklich noch erhalten. Über diese ganze Frage ist demnächst eine Studie von Edmund Goetze zu erwarten. — Hier sei noch bemerkt, daß Amman das Bild Hernehsens zweimal gestochen hat: beide Stiche gehören jetzt zu den Kostbarkeiten der Kupferstichsammlungen und Bibliotheken. Der erste Stich erschien noch zu Lebzeiten des Dichters in zwei Abdrucksgattungen, die etwas von einander abweichen; der 2. Stich wurde nach Hans Sachsens Tode gemacht; auch er zeigt kleine Änderungen (vgl. Andresen, der deutsche Peintre-Graveur. Leipzig 1864. I. Bd. Nr. 11

selbst in seiner gereimten Dankfagung an den Dichter, malt er den Freund — und dieses Bild ist das 1576 in Ammans Stich verbreitete schöne Bildnis des Hans Sachs.<sup>1)</sup> Der große Stich zeigt von vorn einen prächtigen, etwas vorgeneigten Greisentopf, der von strähnenartig herabhängendem Haar und langem, wallenden Barte umrahmt ist. Das Auge und die tiefgefurchten Züge haben einen milden aber durchaus nicht geistlosen Ausdruck. Das ganze Bild, das Hans Sachs selbst als wohlgetroffen bezeichnet haben soll, hat ganz und gar nichts Kindisches, sondern etwas sehr Ehrwürdiges.

Wir wissen nicht, daß Hans Sachs lange vor seinem Tode krank war. Hat Herneysen ihn wirklich erst gemalt, als er 81 Jahr 2 Monate alt war, das heißt Neujahr 1576, so können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Dichter dem Alter und keiner Krankheit erlegen ist. Er starb am 19. Januar 1576 abends und wurde zwei Tage darauf auf dem Johannisfriedhof, zu dem die herrlichen Stationen Adam Krafft's schon seit Hans Sachsens Jugendzeit hinausführten, bestattet. Dort ruht er mit Dürer und so manchem großen Nürnberger seiner und späterer Zeit. Seine Grabstätte kennen wir nicht.

Doch schon damals war man sich bewußt, daß mit Hans Sachs der erste deutsche Dichter jener Zeit aus dem Leben geschieden war.<sup>2)</sup>

und 12). Ammans Stich, ein stattliches, großes Blatt, war mit verschiedenen Unterschriften und jedenfalls in Nachstichen außerordentlich verbreitet und hat dem auch sehr bekannten Stich von L. Kilian 1617 als Vorlage gedient. Außer dem schönen großen Holzschnitt Brosamers (vgl. S. 700 dieses Auf.) und dem Stich Ammans nach Herneysen, giebt es noch einen gleichzeitigen kleinen Holzschnitt von Barthel Jenichen, der Hans Sachs im Jahre 1563 darstellt, wo aber der Dichter offenbar weniger gut getroffen ist. — Alle 3 Bildnisse geben, getreu nach den Originalen, wieder: Gustav Rönnecke, a. a. D. S. 146 (das von Brosamer auf einem besonderen Blatte!), Goeze und Nummenhoffs; in Holzschnitt: Genée in seinem großen Hans Sachs-Buche von 1894. Hier ist auch Kilians Stich reproduziert. Kilians Bildnis siehe ferner bei Ranisch a. a. D., das Brosamers bei Schweizer und anderen, sowie in mustergültiger Weise in Wolbemar von Seidlig's großem Historischen Porträtwerk (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, seit 1893: 2. Aufl.). Über dieses Porträtwerk vergleiche meinen Aufsatz „Das Bild im deutschen Unterricht“ (Zeitschr. für den deutschen Unterricht VII [1893] S. 651 — 669.)

1) Sowohl Hans Sachsens Gedicht als auch des Malers gereimte Dankfagung ist gedruckt bei Ranisch a. a. D., S. 272—276 und jetzt bei Keller-Goeze XXII, S. 318 ff. Über die Abweichungen vgl. Anm. 2 zur S. 688 dieses Auf.

2) Vgl. die Beweise dafür in Nummenhoffs Hans Sachs-Büchlein, S. 184. (Schluß folgt.)

& in praepositionibus *ver*, *vor*, *von*. Alias ubique vocales sunt ut: *Ir irret jeßt unter uns, non jr irret jeßt unter uns.*

*i* antem & *u* non sunt initiales nisi in dictionibus *ich*, *ist* & in quando est praepositio. In fine antem vocali subjunctae scribuntur *y* & *uw* ut *frey*, *heuw* non *frei*, *heu*.

## V.

*f* et *g* initio etiam post compositionem & augmentum sed *d* et *þ* in medio et fine ut *zu falt* non *þu dalt*, *wirten* non *wirken*.

## VI.

*f* initio et medio, *s* in fine, *ff* in medio, *þ* in medio et fine.

## VII.

*þ* finale purum in monosyllabis geminatur ut *laþ auß* non *laß auß*. Excipe *eß* *baß* und *waß* pronomina.

## VIII.

*w* consonans est non vocalis, Ergo non constituit diphthongum.

## IX.

Initium periodi et plerumque Substantiva, item Adjectiva ex propriis nata majusculis litteris scribuntur ut *Gott*, *Rom*, *Römiß*.

## X.

Derivata et Composita retinent primitivorum et simplicium scripturam ut *ich fand* non *ich fandt* vel *fant*, derivatur enim a Participio *funben*; *schreyen* non *schreien*, a *geschrey* non *geschrei*.

## XI.

Sunt et figurae in germanica lingua: *du weißt* pro *du weißest*, Syncope; *Ich rebet* pro *rebeta*, Apocope; *inß* pro *in daß*, contractio.

## XII.

Porro usus distinguit inter *daß* pronomem et *daß* Conjunctionem; *ben*, *wen*, *jn*, *jm* pronomina et *denn*, *wenn*, *in*, *im* indeclinabilia; nach Praepositio, noch Adverbium et Coniunctio; *sehn* *seminare*, *sehen* *videre*, *ein* unus, *eyn* in compositione ut *eyngehen*; *sein* *suus*, *seyn* *esse*; *sind* *sunt*, *sint* *der* *Zeit* ab eo tempore; *meer* *mare*, *mehr* *plus*; *viel* *multi*, *ich fiel* *cadebam*; *weiden* *salix*, *weyden* *pascere*; *liegen* *jacere*, *liegen* *mentiri* etc.

Am merkwürdigsten ist unter diesen Regeln die Vorschrift über den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben in Nr. IX, die Schmölling, der in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1893 pag. 533 die geschichtliche Entwicklung dieser Regel verfolgte, unbekannt war.

Der Vollständigkeit wegen fügen wir die dort erwähnte Vorschrift unseres Rektors Girbert bei:

„Die Deutsche Grammatica oder Sprachkunst“, Mühlhausen  
in Düringen anno 1658. Tab. IV, 7:

„Mit Bersal und großen Buchstaben werden geschrieben alle 1) Substantiva: Als: Mann, Weib, Stadt, Dorff. 2) Emphatica, uñ die einen Nachdruck haben

als: Er heilt es mit den Seinigen, und nicht mit den Meinigen. 3) Wörter so auff einen Punkt folgen oder einen Anfang machen. 4) Titul, Würden und die von den Propriis herkommen: Als: Allerhöchster, Allmächtiger, Ehrnveste, Großgünstiger, Wolweiser, Gott, Göttlich.

Mühlhausen (Thür.).

R. Jordan.

2.

Degen.

Über den Gebrauch von Degen — Kriegsmann finden sich die Belege bei Kluge<sup>5</sup>. Vereinzelt im nbb. Reynte de Vos 1498, B. 4483, im Theuerdank 1517 und bei Logau 1654. Im Anschluß an Logau lebt es, ebenso wie bieder, durch Lessing neu auf.

Einen interessanten auch bei Grimm nicht verzeichneten Beleg finde ich bei Johannes Freinsheim aus Ulm 1639, also 15 Jahre vor Logau, in seinem Epos: Teutscher Tugendspiegel oder Gesang von dem Stammen und Thaten dess Alten und Newen Teutschen Hercules. An den Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren Bernharden Hertzogen zu Sachsen Gölch Cleve und Berg etc. Gedruckt zu Strasburg Im Jar MDCXXXIX. Bald nach dem Eingang schreibt er:

Laßt uns der Alten Brauch, und guten Beispiels pfelegen,  
Die Griechen, deren noch mit Ehren wird gedacht,  
Die haben vor der Zeit es eben so gemacht:  
Auch unsers Landes Ruhm, die Alte Teutsche Degen.  
Sie hatten ihre freud an schimmerenden lanzen,  
An einem guten wehr', an einem schnellen pferdt,  
Und waren dazumal die waffen also werth,  
Das sie dieselben auch gebrauchten in dem danzen.

Dazu macht nun der Verfasser, der ein größerer Gelehrter als Dichter war, am Rande die Anmerkung:

Teutsche Degen

Ist ein uraltes teutsches Wort, dessen sich auch vor 800 Jahren Othfrid gebrauchet, an König Ludwig

Thegan sin in warn,  
In manigeru zalu.

Das heißet nicht seine Diener (wie es insgemeine wird aufgelegt) sondern, seine Helden. Eben wie die גבורים das ist, starke oder Helden Davids. 1. Sam 23.

Ulm.

E. Rehle.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 7.  
Juli: Adolf Koreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen zum Gebrauch bei akademischen Vor-

lesungen, besprochen von G. Christmann. — Erwin Händtke, Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urkunden des Straßburger Urkundenbuchs, besprochen von Adolf Socin. — Friedrich Panzer, Vohengrinstudien, besprochen von W. Goltzer. — Nicolaus Hermau, Die Sonntagsevangelia, herausgeg. von Rudolf Wollan, besprochen von Albert Leizmann. — Eugen Ehrmann, Die barbische Lyrik im 18. Jahrhundert, besprochen von Albert Leizmann. — Joh. W. Bruhier, Faust vor Goethe, besprochen von Albert Leizmann. (Das Engelsche Volkschauspiel „Doctor Johann Faust“ wird in überzeugender Weise als Fälschung erwiesen.)

Nr. 8. August: Edward Schröder, Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, besprochen von John Meier. (Die Ausgabe ist eine solide und feste Grundlage für die weitere Beschäftigung mit den Fragen, die sich an diese Dichtung knüpfen. Gehaltreiche Einleitung.) — J. Schreiber, Die Bagantenstrophe der mittellateinischen Dichtung und das Verhältnis derselben zu mittelhochdeutschen Strophenformen, besprochen von A. Wallenstöld (Schreiber versucht die Priorität der lateinischen Lieder zu verfechten, was er durch seine Arbeit jedoch keineswegs bewiesen hat; doch ist seine Arbeit schätzenswert dadurch, daß sie in anschaulicher Weise den Einfluß der lateinischen Bagantenpoesie Frankreichs auf die lateinischen Lieder der Carmina Burana darlegt.) — Georg Schläger, Studien über das Tagelied, besprochen von E. Stengel.

Goethe-Jahrbuch Bd. 16: B. Suphan, Goethe und das Jubelfest der Reformation 1817; Goethe an einen unbekanntem deutschen Patrioten; Aus schwerer Zeit; Eine Charakteristik; Goethe an Schiller, Oktober 1794; Goethes ungedruckte Übersetzung der Ehre von Racines Athalie. — D. Harnad, Zwei Briefe von Goethe und einer von Caroline von Humboldt. — R. Steiner, Goethes Beziehungen zur Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin 1828. — A. Genthe, Acht Briefe Hegels an Goethe. — D. Franke, Goethebriefe in Sachen Böttigers. — G. Fund, Zehn Briefe von Susanna Katharina von Klethenberg an J. R. Lavater. — G. Thudichum, Goethe und unsere Zeit. — Th. Schiemann, Aus B. Hehns Vorlesungen über Faust. — B. Valentin, Homunculus und Helena. — D. Priower, Die Abfassung der Scene „Vor dem Thor“ im Faust. — M. Tille, Zwei Heilen Faust. — G. Morisch, Zur Deutung der Epimenidesfigur. — R. Steig, Ergo bibamus. — J. Herzfelder, Zu der zahmen Kenie „Bürgerpflicht“. — L. Fränkel, Zu „Alles in der Welt läßt sich ertragen“ u. s. w. — R. M. Meyer, Zur inneren Form. — Derselbe, Das Blenden der Erscheinung. — M. Jastrowitz, Historische Notiz über Aphasie. — P. v. Petrovics, Ein Beitrag zur Familiengeschichte des Geschlechts Goethe. — L. Fränkel, Zu Goethes Studentenerlebnissen. — Derselbe, Neues über Goethes Beziehungen zu Basadow und Lavater. — Derselbe, Ludwig Lied in Weimar 1793. — A. Schlossar, Goethe und Graf Ant. Proklesch-Osten. — G. Sieveling, Goethe und Schopenhauer. — B. Valentin, Zu Goethe und Windelmann. — G. A. Müller, Zu Goethes Seseheimer Idylle. — G. Fund, Eine Reliquie der Frau von Branconi. — Th. Ditsel, Zum Privileg der Ausgabe I. G. — Derselbe, Zu einem Goethebildnis. — L. Fränkel, Eine Selbstbiographie G. v. Voepers. — E. Fasola, Goethes Werke in italienischer Übersetzung. — E. Schmidt, D. Devrient. — L. Fränkel, Karl Köstlin. — Derselbe, Rud. Hildebrand. — L. Belleremann, Franz Kern. — G. Wit-

- lowky, Wilhelm Arndt. — L. A. Stephens, Hermann Hager. — Bibliographie. — Fr. Spielhagen, Die epische Poesie und Goethe. Festvortrag. Euphorion II, 3: G. Wittkowski, Aristoteles und Shakespeare in Lessings Hamburgischer Dramaturgie. — R. M. Meyer, Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus. — A. Ropp, Bibliographisch-kritische Studien über Joh. Christian Günther: 3. Einige Strophen Günthers; Anhang: Eine Strophe Günthers und ein ihm untergeschobenes Gedicht. — E. Horner, Das Aufkommen des englischen Geschmacks in Wien und Ahrenhoffs Trauerspiel Kleopatra und Antonius. — R. Schäddelopf, Schubart und Gleim. — R. Hassencamp, Briefe von Joh. Heinr. Jung-Stilling an Sophie von La Roche. — R. Schäfer, Studien zu Goethes Elpenor. — Joh. Niesahr, Goethes Gedicht „Das Tagebuch“. — A. Sauer, Johann Bernhard Schrag und Jean Paul. Kleine Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels und zur Charakteristik Jean Pauls. — Miscellen: A. v. Weilen, Aus dem Nachleben des Peter Squenz und des Faustspiels. — D. v. Heinemann, Lessingiana. — H. Fund, Lavater über Leuchsenring. — A. Leichmann, Authentische Zeniendeutungen. — Th. Düssel, Aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts. — Recensionen. Bibliographie. Gymnasium Nr. 11: Matthias, Deutsche Schülervorträge im Anschluß an Goethische und Schillersche Gedichte. Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten III, 6: Reife, Goethes Götze und die Fremdwörter. — 7: R. Erbe, Betrachtungen über die zu Städtenamen gehörigen Ableitungen auf -or und -isch. — 9 u. 10: Schauffler, Sprichwörtliche Redensarten aus dem Rhb. Die Grenzboten Nr. 27: A. Bartels, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig.

### Neu erschienene Bücher.

- Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Zweiter Halbband. Leipzig, E. A. Seemann 1896. 480 S. (Das Werk erscheint in vier Halbbänden zu je 3 Marl.)  
 Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. Erste Abteilung. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1896. 128 S.  
 Rainer von Reinöhl, Studien zu Wilbenbruchs Harold. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums in der Stadt Baden. 1896.  
 Hermann Berlin, Führer durch die deutsche Sprache zur Entwidlung des Sprachgefühls bis zum richtigen Sprechen, Schreiben und Zeichensetzen. Breslau, Max Boywob 1896. 5 Hefte.  
 Bernhard Lutner, Homers Ilias übersezt von Johann Heinrich Voß. Für Schule und Haus bearbeitet. Frankfurt a. M. Sauerländers Verlag 1896. XIV, 216 S. Preis geb. 1 Marl 50 Pf.  
 Armin Seidl, Goethes Religion. 2. Aufl. Leipzig, Bacmeisters Verlag. (4. Hest der Sammlung: Das Wort! Gott und Mensch in freier Forschung.) 72 S. Preis 60 Pf.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher u. bitten man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II

## zur Erinnerung an Gustav Freytag.

Von Karl Sandmann in Darmstadt.

### I.

In den ersten Wochen des Monats Mai d. J. hat die Erinnerung an Gustav Freytag durch ganz Deutschland hindurch und weit über dessen Grenzen hinaus in zahllosen mündlichen und schriftlichen Nachrufen ihren Ausdruck gefunden. Und wohl selten mag es den zu einem Akt der Verehrung und Dankbarkeit Verufenen so leicht gewesen sein, einen vollen Kranz aus den Blüten zu winden, die ein reich gesegnetes Leben in dem Erbgarten getrieben hatte. Auch die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, die bereits in ihren ersten Hefen dem „Schrifttum der Gegenwart“ ihre ernste Teilnahme zugewendet, stand in der Reihe der Verufenen; und der Verfasser vorliegender Darstellung ist der verehrten Schriftleitung zu größtem Danke dafür verpflichtet, daß sie ihm auf eine dahingehende Anfrage bereitwilligst ihre Spalten zu diesem Zweck öffnete. Daß aber gerade er sich dazu berufen fühlte, ist wohl äußerlich durch die Beiträge erklärt, die er in früheren Jahrgängen der Zeitschrift über G. Freytag veröffentlichte.<sup>1)</sup> Nichtsdestoweniger fühlt er sich zu dem Geständnisse gedrungen, daß er jene Anfrage nur mit einigem Bangen gestellt hat. Denn es kann einer Redaktion wahrlich nicht gleichgiltig sein, ob eine in ihrer Zeitschrift gegebene Anregung in dieser selbst Wiederhall findet, oder ob sie die Stimme eines Predigers in der Wüste bleibt und etwa nur in einem ferner stehenden Jahresbericht eine immerhin dankenswerte Würdigung findet.<sup>2)</sup> Damit aber kommen wir von vornherein auf den Punkt, der uns bei aller Verehrung, die dem heimgegangenen Dichter in diesem Wonnemonat geworden ist, doch mit stiller Behmut oder auch mit gerechter Entrüstung erfüllen mußte: das rasche Vergessen in einer rasch lebenden Zeit und das daraus resultierende Laster des Undanks.

1) Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 2. Jahrg. S. 309—319 und 392—404, 6. Jahrg. S. 81—104, 145—167 und S. 726 flg. — Außerdem erschien von ihm in der Oktavausgabe von „Über Land und Meer“ Jahrg. 1892/93 S. 198—208 und 859—868: Der Reichsgebante in G. Freytags „Ähnen“.

2) Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Stuttg. Götschenscher Verlag 1894 (1892) IV 3: 186 (F. Runder).



Indem ich hiermit, anstatt feierlichst mit einer Lobrede zu beginnen, vor allem als Anwalt auftreten muß, rufe ich zugleich einen Zeugen aus der Zeit auf, in der jene Klage noch nicht gehört wurde: Wilhelm Scherer veröffentlichte i. J. 1873 in den „Preussischen Jahrbüchern“ (Bd. 31, S. 481—502) einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Aus dem deutschen Altertum“ mit dem Untertitel „Dichtung und Wahrheit“, in der That eine Recension des eben erschienenen ersten Bandes der „Ahnen“. Einige Sätze daraus mögen hier unverkürzt folgen: „Freytags 'Wilder aus der deutschen Vergangenheit' haben viel Beifall gefunden, und doch, wie mir scheint, noch nicht genug. Sie teilen das Schicksal der meisten Bücher, welche auf den Prunk der Gelehrsamkeit verzichten. Die gelehrte Arbeit, die dahinter steckt, wird gerade von den Gelehrten nicht gemerkt oder nicht beachtet. In Büchern, welche förmlich Profession aus dem Anhäufen von Citaten machen, findet man Freytags 'Wilder' weder beistimmend noch verwerfend citiert. Nicht einmal das Vergnügen der Polemik erlauben sich die Fachmänner diesem Werke gegenüber. Das Buch will freilich kein wissenschaftliches sein, aber es regt überall wissenschaftliches Denken an. Das Buch will auch keine deutsche Geschichte sein, und doch ist es die beste deutsche Geschichte, die wir haben. Oder, wenn dies zu viel gesagt scheint: man wird darin vieles finden, was man von einer deutschen Geschichte zumeist verlangen müßte; und man findet hierin mehr davon als andwärts.“ Und nun führt der Bitterarhistoriker weiter aus, wie diese historischen Wilder in dem zum Historiker gewordenen Dichter die schaffenden Mächte wurden, welche die bildende Phantasie in ihren Dienst zwangen und so den Historiker wieder zum Dichter werden ließen; wie aber auch diese Dichtung überall den Stempel der Wahrheit trägt, die nur in seltenen Fällen, aber immer mit vollem Bewußtsein, das Gepräge der Zeit, in der die Handlung spielt, um einige Striche verändert, damit auch die Menschen der Gegenwart den Pulsschlag fühlen, der durch alle Jahrhunderte hindurch das menschliche Thun bestimmt. Und was hier Scherer an der ersten und zweiten Erzählung und dann (Bd. 35, S. 85—90), leider aber nur in flüchtigen Bemerkungen, an der dritten und vierten nachweist<sup>1)</sup>, das geht m. E. durch das ganze Werk mit ungeminderter Kraft hindurch, und wir könnten unter Zugrundelegung der angeführten Worte sagen: Die „Ahnen“ wollen keine Kulturgeschichte sein, und doch sind sie, mit den „Wildern“ zusammen genommen, die beste Kulturgeschichte, die wir haben. Und wir würden

1) Über die später an Scherers Stelle in den „Preuß. Jahrb.“ (Bd. 39, S. 199—208 und Bd. 47, S. 65—98) durch Julian Schmidt geübte Kritik der „Ahnen“ s. weiter unten.

mit diesem Urteile, wenn wir es in seiner ganzen Ausdehnung begründen könnten, vielleicht mit einem der berufensten Vertreter der Kulturgeschichte in der Gegenwart zusammentreffen, der ganz neuerdings die Wiederherausgabe der „*Bilder*“ freudig begrüßt, „die noch immer unsere beste deutsche Kulturgeschichte darstellen und in der That in jedem Satze ein dem Laien kaum bemerkbares, auf tiefe Forschung gegründetes Wissen und überall ein vortreffliches Verständnis unsers Volkes in den einzelnen Perioden zeigen.“<sup>1)</sup> Aber der Berichtersteller fügt hinzu, und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer Klage zurück: „Hätte Freytag nur mehr Schule gemacht!“ Dieses „Schule machen“, die Anlage und der Ausbau eines Schutzdammes gegen die zerstörende Wirkung der Zeit, das war freilich nicht Freytags Sache. Gerade das aber hätte m. E. in hervorragendem Maße die Aufgabe der deutschen Schule sein sollen. Wohl finden wir fast in jeder Schülerbibliothek, gewiß aber doch in jeder Lehrerbibliothek die „*Bilder aus der deutschen Vergangenheit*“ vor; einzelne Abschnitte daraus sind auch in Lesebücher übergegangen, aber das „in jedem Satze dem Laien kaum bemerkbare, auf tiefe Forschung gegründete Wissen“ wird gar selten zu einer unser Wissen vom Leben gestaltenden Macht: meiner Überzeugung nach hauptsächlich darum, weil es an der erforderlichen Übersicht fehlt, die eine handliche Benutzung des Wertes ermöglichte, m. a. W. an einem ausführlichen Namen- und Sachregister über das gesamte Gebiet. — Das mag vor 1866 noch nicht so nötig gewesen sein, heutzutage aber, wo die massenhaft auf uns einströmenden Gedanken der Gegenwart der Vertiefung ins Einzelne im Wege stehen, wo man selbst dem kleinsten Bändchen unserer Schulausgaben alphabetische Register anzufügen pflegt, um die Einprägung zu erleichtern<sup>2)</sup>, heute sind die fünf starken Bände der „*Bilder*“ für die bei weitem größte Zahl der Schüler eine rudis indigestaque moles, zu deren Angriff und Bewältigung auch der berühmte Name des Verfassers nicht mehr anzutreiben vermag. — Und als sodann Freytag in den siebziger Jahren seine „*Ähnen*“ erscheinen ließ, die so recht eigentlich dazu geschaffen waren, die „*Bilder*“, die noch nicht plastisch genug erschienen, um sich dem deutschen Geiste „einzubilden“, durch episch-dramatische Gestaltung zu verkörpern und so recht lebenswarm auf seine Zeitgenossen wirken zu lassen, da war es nicht die hohe Warte, auf die sich W. Scherer gestellt hatte, um sie uns in rechter Beleuchtung

1) Jahresberichte 1894 (1892): I 4: 17 (G. Steinhausen). Inwieweit die unter 18, 19 angeführten Werke von Alb. Richter und D. Förster der Freytag'schen „*Schule*“ angehören, entzieht sich unserer Beurteilung.

2) Als gerade zur Hand liegende Beispiele führe ich an: „*Deutsche Schulausgaben* von F. Schiller und B. Valentin, 1 u. 2; Sammlung Götschen, 31 u. 32.

vor die Augen zu führen, sondern die mehr oder weniger geistreiche Tagespresse, die das Urteil über sie bestimmte und schließlich die Legende von „der alternden Kraft des Dichters“ selbst in die Bitteraturgeschichte der Neuzeit Eingang finden ließ.<sup>1)</sup>

Die nachfolgenden Blätter wollen, indem sie einen Beitrag zur Würdigung der „Wilder“ und „Ahnen“ für die Zwecke der Schule zu geben versuchen, da einsehen, wo B. Scherer auf eine nähere Darlegung des zweiten Bandes der „Ahnen“ verzichtet hat: „wie das Kloster geschildert wird, und wie uns die Kirchenfürsten der Zeit in anschaulichen Typen entgentreten“,<sup>2)</sup> um sodann die sich daran anschließenden Gedanken durch den dritten Band (die vierte Erzählung) hindurch zu verfolgen und daraus die Gestaltung der neuen Zeit, wie sie in den vier letzten Erzählungen geschildert wird, in steter Vergleichung mit den betreffenden Abschnitten der „Wilder“ als Ergebnis der den beiden Werken zugrunde liegenden geschichtlichen Forschung abzuleiten. Und wenn dabei das Können des Schreibers dieser Zeilen weit hinter dem des ersten Berichterstatters zurückbleibt, so glaubt er doch in seiner Verehrung für den Schöpfer beider Werke jenem durchaus nicht nachzustehen.

## II.

„Wie das Kloster geschildert wird, und wie uns die Kirchenfürsten der Zeit in anschaulichen Typen entgentreten“, das ist der hauptsächlichste Inhalt der dritten Erzählung: „Das Nest der Baunkönige“.<sup>3)</sup> — Wir betreten das von dem Erzbischof Sullus, dem Nachfolger des h. Bonifacius, gegründete, nun aber, nach mehr als zweihundert Jahren, zu einer festen Stadt gewordene Kloster Heroldsfeld (Hersfeld) an der Fulda in Hessen. Wir betreten es in Begleitung des Bruders Reinhard, der aus dem Kloster Altaba als Lehrer der Schule, zugleich aber auch mit verschiedenen anderen Aufträgen hierher gesandt worden ist. Wir sehen ihn zunächst in der Klausur, wo er, Stab und Reisehut hinter sich gelegt, ein langes Gebet verrichtet und sodann mit gesenktem Haupt vor den Dekan Tutilo tritt, um ihm die Worte ins Ohr zu raunen, „an denen die Priester und Würdenträger von der Regel Benedikts einander erkannten“ (S. 6). Wir begleiten die beiden, denen noch mehrere andere

1) Hellmuth Mielle, der deutsche Roman des 19. Jahrh., Braunschweig, 1890.

2) Preuß. Jahrb., Bd. 85, S. 87.

3) Die „Ahnen“ sowohl wie die „Wilder“ werden nach den gesammelten Werken (1887), Bd. 8—13 und Bd. 17—21 citiert, letztere aber in der besonderen Einteilung, die ihnen Freytag innerhalb derselben gegeben hat, also: I (17), II, 1 (18), II, 2 (19), III (20), IV (21). — Für unsere Erzählung vgl. im allgemeinen: I, 349—430.

Brüder folgen, ins Refektorium mit dem von schönen Bechern und Trinkkannen gezierten Kredenztiſch; in den Gang, von dem aus ſie durch die offenen Thüren der Zellen große, mit ſeidenen Kiſſen belegte Stühle erblicken; durch den Hof der Abtei, die aber der Fuß des Abtes nur ſelten betritt, in die äußere Schule, die einſt dreißig Scholaſtiker zählte, ſeit dem Tode des Vorgängers aber kleiner geworden iſt; in die Bibliothek und in die Stube der Schreiber, wo Vater Gozbert, ein Künſtler in der Schrift, ſeit vierzig Jahren, „jeden Tag im Sommer und im Winter“, fünfzig Bücher geſchrieben hat, die das Kloſter bewahrt, während der Schreiber manche Nacht in Ängſten verbringt, ob er nicht etwas ſchreibe, was ſeiner Seele ſchaden könnte (S. 12); zuletzt noch durch die Höfe, in denen Arbeiter des Kloſters unter Aufſicht der Mönche für Handwerk und Landbau thätig waren. Wir lauſchen dem Geſpräche, das inzwiſchen der junge Mönch, der den fremden Bruder geleitet hat, mit dem Helben der Erzählung auf dem Glockenturme des Erzengels Michael führt: ſie beide in früher Jugend „dem Heiligen auf den Altar gelegt“, dem der eine in Demut zu dienen gewillt iſt, während der andere ſich als Fledermaus fühlt und von dem Geſchlechte träumt, „welches bei Sonnenschein ſich über die Flur ſchwingt“, dabei aber auch in allem Ernſte auf eine „*Ecbasis cuiusdam captivi*“ ſinnt, wie ſie etwa ein halbes Jahrhundert zuvor ein beſefener Mönch im Kloſter St. Evre gedichtet hatte.<sup>1)</sup> Einen Vorgeſchmack der erſehnten Freiheit gewinnt er alſobald in dem Arzneigarten (S. 24 ſg.), in dem ihm der alte Sintram das ſchöne Gleichniß von der Roſe und Bruder Bertram die vier Lehren der Weiſheit mit auf den Weg giebt, die ihm in der nächſten Zeit zum Heil oder zum Unheil reichen ſollten;<sup>2)</sup> ſodann auf dem Ritt ins Heu, der ihm indessen eine andere Gefangenſchaft einträgt, aus der er zwar ſchon am nächſten Morgen wieder entlaſſen wird, die aber für ſein ganzes ſpäteres Leben entſcheidend werden ſoll. Das holbe Schülergeſpräch, das mit dem „*Cave ne iram angeas*“ (S. 49) beginnt, um ſodann (S. 145) mit den Worten des heiligen Liebes „*Audi, benigne Conditor*“ wieder aufgenommen zu werden und zuletzt durch die Worte der Mutter: „auch die liebe Hausfrau gewannſt du dir unter den Mönchen durch die Kloſterschule“ ſeine höhere Weihe zu empfangen: es iſt eine der ſchönſten Epiſoden unſerer Dichtung, zugleich aber auch eine Ehrenrettung der weiblichen Erziehung in den Frauenklöſtern des Mittel-

1) ed. Voigt, Qu. u. Forſch., 8.

2) Über Baltram und Sintram, dieſe mythiſchen Geſtalten der Helbenſage, die dem Dichter offenbar vorſchwebten, vgl. *Zeitchr. f. d. Alt.* 6, 167; 12, 329. Über die Roſe in Klöſtern: I, 361; über den Verlauf von Weiſheitslehren: I, 412 ſg. und Knoblied. — Bertram und Sintram begegnen noch S. 68, 319.

alters, eine Ehrenrettung, für die freilich eine Reihe wenig erhebender Vorfälle aus späterer Zeit als Korrektur zugestanden werden muß.<sup>1)</sup> — In unserem Kloster entbrennt der Widerstreit zwischen geistlichen und weltlichen Bestrebungen, der bereits mit dem Eintritt des zugereisten Bruders angedeutet ist, alsbald in hellen Flammen: schon in der Unterredung, die der Dekan (Präpositus) Tutilo und der Abt Bernheri auf St. Peter in Gegenwart des Bruders Reinhard führen (S. 32—40), mehr aber noch in dem Konvent, der im Chor der Kirche abgehalten wird (S. 62—70). Der Abt, der auf der Seite des Königs (Kaiser Heinrich II.) steht, weil ihm dieser den Banwald von St. Peter, der bis dahin Königsgut gewesen war, durch eine Urkunde zugesichert hat,<sup>2)</sup> und der Dekan, der von dem Babenberger eine Förderung seiner ehrgeizigen Pläne erhofft, vermögen ihre gegenseitige Erbitterung selbst im Angesichte des Heiligums nicht im Zaume zu halten. Dicht vor den h. Reliquien kommt es zur allgemeinen Empörung, die Immo, der mit den übrigen Schülern die Thüre der Kirche erbrochen hat, über den Rücken zweier Mönche, die er als Böcke gebraucht, für den Augenblick dadurch zum Schweigen bringt, daß er den Dekan, den er bereits als Verräter gegen den König erkannt hat, mit einem schweren Schläge zu Boden streckt. Die darauf folgenden Scenen in der BÜßerkirche der Abtei und in dem kleinen Zimmer, in dem Reinhard eine Sinnesänderung Immo's zu Gunsten des Klosters herbeizuführen gedenkt, bis dieser durch die Worte „Und ich will nicht, und ich will nicht“ jeden weiteren Versuch vergeblich erscheinen läßt, sodasß endlich der Abt selbst den unbußfertigen BÜßer heimlich mit seinen Aufträgen entsendet, ihm sogar seinen Segen und die Mittel zur Flucht mit auf den Weg giebt, finden ihren Abschluß — ganz in Freytagscher Schalkhaftigkeit — mit den Worten: „In großen Säßen sprang Immo ins Freie, während aus dem Kloster feierlich das Ambrosianum erklang“ (S. 89). — Neben der psychologischen Feinmalerei dieser so bewegten Scenen sind als besonders wichtige kulturhistorische Züge hervorzuheben, daß Tutilo dem Abte vorwerfen kann, er habe die edlen Steine aus einem dem h. Wigbert gestifteten Kästchen in Becher schlagen lassen, die er für sich selbst

1) Vgl. I, 373 fig.

2) Freytag mag an dieser Stelle an „Ecbasis“ B. 1006 fig. gedacht haben:

Est specus in silvis celsi sub culmine montis,  
Hanc mihi poso dari, facti munimine scripti.

Weitere Anklänge an die Tierjage sind, von dem Titel der Erzählung und den darauf bezüglichen Stellen (S. 55, 273 fig., 294, 306 fig., 314) abgesehen: S. 50 fig., 145, 306, 56, 307. — Die Sage des Geschlechtes (vgl. „Ingo“ S. 37 fig., „Ingram“ S. 368) wird weitergeführt: S. 117 (Lintwurm).

gebrauche, und daß Bernheri diesen Vorwurf nicht so leicht von sich abzuwenden vermag wie den andern, daß er dem Koch verboten habe, an Fasttagen den Brüdern Lebtuchen zu baden (S. 65 flg.); vor allem aber die Sprache des Abtes, ein Gemisch aus biblischen Vergleichen und derbem Volkswitz, das in glücklicher Nachahmung der gleichzeitigen Litteratur abgelauscht ist, sowie die schweren Selbstanflagen, die er (S. 87 flg.), ohne des noch anwesenden „Scholasticus Saliarius“, des „Heupferdes“, zu gedenken, gegen sich richtet.<sup>1)</sup>

Tritt von hier ab das Kloster selbst in den Hintergrund der Handlung, so ist doch der klösterliche Einfluß auf das gesamte Leben der Zeit bis zum Ende der Erzählung zu erkennen: vor allem bei dem Könige, der, selbst ein Bögling des Klosters, dem ihm durch den Abt Bernheri empfohlenen Immo von vornherein wohlgesinnt ist, ihn aber den „Königsgruß“ sparen heißt, bis er den König Heinrich in seiner Würde sähe (S. 151 flg.), den im ersten Kampfe erprobten dagegen mit dem „Schülergruß“ anredet, „woran die lateinischen Schüler im Lande einander erkannten“ (S. 170),<sup>2)</sup> auch nach dem abgeschlagenen Angriff des Markgrafen dem abermals bewährten Kämpfer seine Anerkennung mit dem Virgilischen „quadrupedante putrem sonita“ zu erkennen giebt (S. 185): eine Ehrung, die er nach der Einnahme der Festung mit einem andern Citate wiederholt (S. 203). Nicht so friedlich freilich bleibt die Stimmung des Königs gegen den tapferen „scolaris“, wie sich dies sogleich nach der zuletzt angeführten Stelle ergibt. Die Beziehungen Immos zu dem Grafen Gerhard, dem Vater der unter der Sommerlinde zur Braut gewordenen Hildegard, hatten nicht vermocht, ihn die zweite Lehre des alten Bertram vergessen zu lassen und „die Sünden“ des Grafen heimlich an des Königs Altar zu tragen. Wohl aber hatte er das Pergament dem Könige selbst überreicht, und dieser, der die Selbstlosigkeit des jungen Mannes nicht fassen konnte, wird ihm fortan gram, versagt ihm bei der Heerschau das so sehr verdiente Ehrengeschenk und verfolgt den durch den Erzbischof Willigis von Mainz als Herrn von Erfurt wegen Raubes der Jungfrau Angeklagten mit unerbittlichem Gericht.

1) Als drastisches Beispiel, wie er „metaphorice“ (S. 39) und „tropice“ (S. 73) redet, vgl. „Sie sollen vertilgt werden wie Spreu“ und gleich darauf: „Auch der Floh springt nur so lange, bis er gekniet wird“ (S. 73). — Andere sprichwörtliche Redensarten aus dem Naturleben sind: S. 64, 114, 146, 157, 182, 260, 279, 170, 177, 178, 280, 289 u.

2) Über den „Schülergruß“ „Es tu scolaris?“ vgl. „Erinnerungen“ S. 246. — Als weitere Beispiele formelhafter Reden und Handlungen vgl. S. 92, 99, 107—111, 112, 126, 134, 150, 152, 208, 223, 225, 231, 299, 309, 312.

Damit tritt der höchste Kirchenfürst der Zeit — wir stehen noch drei Vierteljahrhunderte vor Gregor VII. — in den Rahmen unserer Darstellung ein. Als Immo in das Lager des Königs gekommen war, hatte ihm dieser in vertrauter Unterhaltung seine Gedanken über die deutschen Bischöfe mitgeteilt: „Dem Könige sind die Bischöfe, die er einsetzt, die treuesten Diener; sie sind die Gehilfen seiner Herrschaft, denn wenn sie auch Söhne haben, so folgen ihnen diese nicht auf dem Bischofsstuhl, und der König hat nicht nötig, die harten Nacken eines Geschlechtes zu beugen, welches seine Herrschaft widerwillig trägt“ (S. 153). Und daß der erste unter ihnen im Lager des Königs weilte und bei der Heerschau das Gebet spricht und aus dem großen Pergament die Strafen und Belohnungen verliest, die der König verliehen hat, das stimmt ganz zu dem hier ausgesprochenen Königsgedanken. Nun, da der verwundete Immo durch den Verrat Tutilos in die Hände des Königs gefallen ist (S. 272 flg.), reitet der Erzbischof, mit ihm der Mönch Reinhard, auf die Burg der Mutter. „Ich komme nicht als Bote des Himmelsgottes“, antwortete Willigis, „sondern als Diener eines strengen Richters. Eile hinauf, gebot er mir, zertwief das Nest unholder Vögel und bringe mir die Brut herab unter meine Hand.“ Und als Edith in der Kapelle des h. Winfried von dem Geheimnis der Mutter spricht, das kein Priester zu begreifen vermöge, und der Erzbischof auf den Himmelsheer hinweist, den die Söhne beraubt hätten, worauf die Mutter erklärt, lieber ihren sieben Knaben ihre Weiber und Schüßlein in der finstern Hölle reichen zu wollen, als fern von ihren Kindern in der strahlenden Burg des Himmels: da „dachte er daran, daß sie von den wilden Sachsen herstammte, wie er selbst auch, und ob schon ihm graute, so kam ihm doch vor, als ob er wohl auch so reden könnte“ (S. 276 flg.).<sup>1)</sup> — Anders freilich beim Gericht des Königs, wo er unter den Bischöfen und Edeln vor dem mit dem weißen Stab auf dem Richterstuhle sitzenden höchsten Gerichtsherrn den Vortrag hält (S. 292 flg.); und wieder anders bei der ganz unerwarteten Wendung, die das Gericht, zuerst durch Immos ehrliche Antworten und sodann durch die Zeugenaussagen des jungen Gottfried, genommen hat (S. 303 flg.). Und es ist eine für das Verhältnis der weltlichen und geistlichen Gewalt jener Zeit so charakteristische Antwort, die der König zugleich dem Erzbischof und dem an Tutilos Stelle zum Präpositus des Klosters Heroldsfeld erhobenen Bruder Reinhard giebt,

1) Der Volksglaube, der hier durch den Hinweis auf die „wilden Sachsen“ angedeutet ist, tritt auch sonst in unserer Erzählung auf; so S. 89, 182, 183 flg. 177, 179, 185, 291, wie auch S. 181 durch den Herzog Bernhard „die alte Treue zwischen den Thürigen und Sachsen“ besonders erwähnt wird.

daß wir uns nicht verfahren können, sie hier ganz herauszuschreiben. Sie lautet (S. 309): „Darum mögen mir heilige Männer meines Landes nicht übel deuten, wenn ich ihren frommen Wunsch für die Kirche diesmal nicht gewähre. Oft habe ich gewährt, da sie oft bitten. Hier aber geht, wie ihr alle merkt, der Handel um Königsgut zwischen zwei Königen; der eine bin ich, und der andere ist hier der kleine König aus den Waldheiden, und darum will ich einem Herrn meinesgleichen nicht zuwider sein, wenn sein Krönlein auch nur klein ist.“

Wohl bliebe für eine ausführliche Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat zu Anfang des 11. Jahrhunderts noch manche Einzelheit aus unserer Erzählung zurück, wie z. B. der Kampf der beiden Glaubensboten Winfried und Wigbert um die Heringstonnen der Nordsee und um die Gewebe derselben Friesen, deren Vorfahren sie einst bekehrt hatten (S. 222)<sup>1</sup>) oder die Sage von den neuen Wundern, die der aus „Ingraban“ bekannte Glaubensheld Meginhard (Memmo) in der Balle zu Ordorf thun sollte (S. 35 und 227); oder die sehr lehrreiche Unterredung zwischen dem König und dem Goldschmied Heriman über die Macht des Erzbischofs in der Stadt Erfurt (S. 285—289). Wir beschränken uns auf die Andeutung der Stellen, in welchen die Seite des Klosterlebens zu Tage tritt, die auch in der deutschen Heldensage von Hildebrand und Walther und Heime einen berechneten Ausdruck gefunden hat: das Kloster als letzte Zufluchtsstätte für lebensmüde Kämpfer. — Als Immo nach der Flucht aus dem Kloster von seinem ersten Ausritte mit den Brüdern in den Saal ihrer Burg zurückgekehrt war, da war es ein Schwert der Ahnen, das den gegen den „Pfaffen“ gehegten Groll der Brüder zum Ausbruch kommen ließ (S. 120 fig.). Die Geschichte dieses Schwertes erfahren wir vor derselben Kapelle des heiligen Winfried, in welche auch Willigis zur Zwiesprache mit Edith geführt worden war, und in welche nun Gundomar, der Bruder Irmfrieds und Oheim der sieben Brüder, mit geheimem Grauen eintritt, um von der Geliebten seiner Jugend die Übergabe der Mühlsburg an den König zu fordern (S. 281—285). Nach dem ersten milden Spruche über Immo wird ein ausgebrochener Mauerstein dieser Burg vor dem Richterstuhle des Königs niedergelegt, „damit das Volk erkenne, daß der König Herr ist“. Die Versammlung ruft ihm Heil; aber Edith sieht bekümmert nach dem Helben Gundomar, „der bei den Worten des Königs zuckte wie von einer Ratter

1) Über die Bedeutung des Hering für die politische Geschichte der Ostsee vgl. II, 1: 243 fig. — Die heitere Scene, wie Graf Gerhard in den Heringstonnen einen Goldschatz sucht, wird nur hierdurch verständlich.



gestochen" (S. 308)<sup>1)</sup>. Nach der Rückkehr Heinrichs aus Italien, wo die Brüder wie der Oheim gewaltige Thaten für ihn gethan<sup>2)</sup>, wird die Vermählung Immos und Hildegards auf der Mühlburg in Anwesenheit des Königs und des Erzbischofs gefeiert. Als am Abend des festlichen Tages der König in seinen nahen Hof zurückkehrte, folgte ihm Gundomar, der dem Feste ferngeblieben, in das Gemach. Und die Unterredung zwischen den beiden (S. 316—318) schließt mit den Worten Gundomars: „ich aber wende als müder Mann meine Schritte dem Kloster des h. Wigbert zu“.

Schon in der dritten Erzählung ist wiederholt angedeutet, daß die alte Klosterherrlichkeit, da die Äbte jagen und die Brüder ins Heiden fahren, auf dem Heimwege aber unter Absingen eines lateinischen Trilliedes mit unsichern Tritten neben dem mit leeren Fässern beladenen Wagen einherschreiten, nun bald zu Ende geht. In der vierten: „Die Brüder vom deutschen Hause“<sup>3)</sup> finden wir neben einem an der Klostermauer von Reinhardtsbrunn aufgerichteten roten Kreuze einen Bettelmönch in brauner Kutte, „der mit heftigen Armbewegungen eine neue Kreuzfahrt ausschrie und jedem hohen Lohn verkündete, der mit seinen Waffen zur Befreiung des heiligen Landes ausziehen werde, völlige Vergebung aller Sünden und dreijährigen Frieden und Schutz für Habe und Eigen, Weib und Kind in der Heimat“ (S. 131 flg.). Oben am Altar steht Meister Konrad von Marburg, auf der andern Seite der Altarstufen ein fremder Mann in der Rittertracht der Marienbrüder, mit einem goldenen Kreuz am Halse. Es ist Hermann von Salza, der Meister der Marienbrüder, der, nachdem der Held unserer Erzählung, der edle Ivo von Ingersleben<sup>4)</sup>, sich der ersten Aufforderung zum Kreuzzuge verweigert hat, ihn in seiner Burg aufsucht und ihm in langer, warmer Rede beweist, daß er sich der Schar anschließen müsse, „um den Namen der Deutschen zu Ehren zu bringen“ (S. 137). — In den

1) Über das historische Motiv zu dieser Scene vgl. Scherer a. a. D. 86.

2) Über die Verbreitung gleichzeitiger Heldenthaten durch den Mund der Spielleute vgl. S. 21, 146, 148, 165, 174 flg., 194 flg., 214—219, 227 flg. (im letzten Beispiel der Spielmann als „Finder wilder Märe“) und Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 2. Jahrg., S. 318—316.

3) Vgl. im allgemeinen I, 461—551, II, 1: 5—109.

4) Über Ingersleben (= Ingramsleben, Erbgut des Ingram) vgl. „Erinnerungen“, S. 245, und Förstemann, Die deutschen Ortsnamen, S. 17, 283—285, wo auch die südl. Grenze für das Vorkommen der Ortsnamen auf -leben (Nordabhäng des Thüringer Waldes, „in den Landschaften, wo der Thüringer Name seine Wiege zu haben scheint“) bestimmt ist.

beiden historischen Namen, die wir hier hervorheben, ist der große Gegensatz bezeichnet, der die Zeit, in welcher sich unsere Erzählung bewegt (1226—1232), aufs schärfste charakterisiert: dort der furchtbare Kezerrichter, von dem im „Schluß“ der Erzählung, der noch einige Jahre über jenen Zeitraum hinausreicht, berichtet wird, daß mit ihm „die Brandfackel Deutschlands in Blut ausgelöscht“ sei, und hier der Mann aus Thüringen, der bestimmt ist, im Bunde mit demselben Papste, der jene Kezergerichte begünstigte, den Samen einer neuen Kultur nach dem deutschen Osten zu tragen, dem einen der beiden Kernpunkte des preussischen Staates. — Aber noch ein anderer Gegensatz ist damit bereits angedeutet. Nicht mehr der Erzbischof von Mainz ist tatsächlicher Kirchenfürst in Deutschland, sondern der Papst, seit 1227 der Papst, der mit seiner rücksichtslosen Kirchenpolitik die alte Idee der römischen Weltmonarchie, die sein Gegner, der Hohenstaufe Friedrich II., mit der Besitzergreifung der Krone von Jerusalem für sein Haus gerettet zu haben glaubt, durch die gleichzeitige Erhebung in seinem Kirchenstaate und sodann durch die Bestimmungen des Friedens von San Germano (1230) zu schanden macht, ihn selbst aber (1236) dazu vermochte, den Sarg der heiligen Elisabeth, des unglücklichen Weichbildes Konrads von Marburg, mit seinen Schultern zu tragen, — „um seine Gläubigkeit zu erweisen“, wie unser Dichter den Meister Hermann im „Schluß“ der Erzählung berichten läßt.<sup>1)</sup>

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Schönheiten der Dichtung im einzelnen darzulegen. Nur die Andeutung der kulturgeschichtlichen Elemente, die sich im Anschluß an die schon bei der dritten Erzählung herausgehobenen Gedanken ergeben, kann Gegenstand der weiteren Betrachtung sein. — Da ist zunächst der fahrende Schüler, das weltliche Widerspiel des geistlichen Lehrers der Klosterschule, bei dem der Ahn Ivo vor mehr als zweihundert Jahren nicht nur gelernt hat, in der Halle des Grafen Gerhard lateinisch zu reden, sondern auch, wie er in der Zelle des Abtes Bernheri beweist, die „Kunst der schwarzen Buchstaben“ zu üben, mit denen er aus der Ferne an den Bruder Eggo Pergamente „in dem gebührliehen Duktus“ schreiben soll.<sup>2)</sup> Der fahrende Schüler unserer Erzählung ist der Lehrer seines Herrn Ivo, der ihn im Schnee aufgelesen hat. Er versteht auch sein Latein, denn er saß zu Würzburg in der lateinischen Schule, und mit manchem,

1) Auf den Gegensatz der beiden Kaiser im „Nest“ und in den „Ordnern“ hat bereits Scherer a. a. O. 86 aufmerksam gemacht, besonders auf die Handhabung des Gerichtes durch Heinrich II. und die Vergebung des Gerichtsrechtes durch Friedrich II.

2) „Das Nest der Jauntönige“, S. 84.

der jetzt als stolzer Bischof durch die Länder fährt, hat er zusammen gelernt. Er war auch zwei Jahre in Paris bei weisen Meistern, und einige Lieder, die er erdacht hat, fingen die Schüler noch heut an den lateinischen Bänken (S. 115), wie er denn auch seinem Herrn Ivo nach der Raifahrt einen lateinischen Spottvers zusingt und diesen dann frei übersezt (S. 98). Ebenso weiß er auch in vielen anderen Sprachen zu reden, denn wenige Länder der Erde giebt es, die er nicht kennt, und keine Kunst der Weisen, in der er nicht ein wenig unterrichtet ist (S. 11 flg.). Was er aber am Hofe Ivos am meisten zu thun hat, das thut er in deutscher Sprache. Er schreibt die Lieder auf, die sein Herr erfindet und in eigner Weise, dem „Ton des Herrn Ivo“, singt. Und dabei hilft er ihm auch, wie er sich der „Magd Friderun“ gegenüber rühmt, wenn ihm eine Silbe fehlt oder ein Reim nicht säuberlich klingt, und dünkt sich deshalb nicht geringer als er (S. 113 flg.). Er liest auch dem Minnefänger die Briefe vor, die die „Herrin“ diesem, ihrem „Käuzlein“, in einen hohlen Baum legt (S. 54 flg.).<sup>1)</sup> Er schreibt die Briefe in die Landschaft aus, in denen sein Herr zum Speerstechen auf dem Raifelde läßt (S. 57); und nach dem Raifitt darf er diesem sagen, daß er sich um fünfzehn Lappen Zindel und Perlant fünfzehn Todfeinde gemacht habe (S. 98), wie er ihm auch auf die Frage über die Nütlichkeit einer Kreuzfahrt ganz unverblümt seines Herzens Meinung sagt (S. 132 flg.). Dem Marschall Henner erweist er sich gefällig durch die Kunst, einen Würzwein zu brauen, wie es ihn eine Herzogin in Ungarland gelehrt hat (S. 9); aber als Friderun ihn nach seinen übermütigen Äußerungen über Ivo mit den gar nicht unfreundlich gesprochenen Worten „Euer Handwerk verlangt, daß ihr vielen zu gefallen sucht“, zurechtgewiesen hat, da blickt er ihr trübseelig nach und summt leise: „Die Schwalbe baut aus Lehm ihr Häuselchen, ich aber habe keins. Wirt und Wirtin fliegen aus und ein, ich aber schweife durch die Welt in Lieb' und in Leide allein, allein“ (S. 114): eine Weise, die ebenso wohl einem Volksliede der Zeit angehören könnte, wie die Strophe, die sein Herr am Hofe des Landgrafen singt, und an der Nikolaus<sup>2)</sup> wohl auch ein wenig gefeilt haben mag, als echtes Minnelied bezeichnet werden dürfte. Die schwerste Arbeit freilich

1) Ein schönes Beispiel für die Verührung des Minnefangs mit dem Volksliede bieten die Verse: Der Brief muß liegen auf grünem Ast, ob ihn ein günstiger Wind erfaßt, ob ihn die Pfote des Raters packt, oder ob ihn der Specht zerhackt.

2) Den Namen wählte wohl Freytag in Erinnerung an jenen Nikolaus aus dem Röhniſchen, der i. J. 1212 einen Kinderkreuzzug veranlaßte; vgl. I, 480. — Über den lateinischen Schüler vgl. auch Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, a. a. D. 816—819.

wird ihm unmittelbar nach dieser Scene zugemutet: er soll den Richter des Dorfes, den Vater der Friderun, die Kunst des Lesens lehren. „Es ist jahrelange Mühe für einen Jüngling“, meint er, „und einem älteren Mann wird die Mühe nur selten geheißen“. Und erst, nachdem er eine viel schlimmere am Hoflager des jungen Königs in Augsburg bestanden hat (S. 186 flg.), findet er die Ruhe, deren er bedarf, um seinem alten Schüler, nun freilich mit innerem Grauen beim Gedanken an die Gefahr, der er ihn entgegenführt, „die Kunst der schwarzen Buchstaben“ zu eröffnen. — Wir werden ihm noch einmal begegnen, wenden uns aber vorher einer andern Kulturarbeit zu, die sein ablicher Schüler inzwischen im heiligen Lande erlernt hat.

Es ist ein nach unserer Kenntnis noch nicht genügend gewürdigtes und dennoch gerade für unsere Zeit hoch bedeutames Bild, das Freitag im Anschluß an die Person Ivo's von der Thätigkeit des deutschen Ordens in Palästina entwirft. Der Nachkomme des ehemaligen Klosterschülers Inmo hat wie dieser den Stolz, daß sein Geschlecht von der Sonne stammt und darum niemand über sich anzuerkennen braucht.<sup>1)</sup> Aber ihm ist noch dazu das gefährliche Geschenk in den Schoß gelegt, das die Muse des Gefanges ihren Lieblingen zu verleihen pflegt. Und obendrein besigt er die Gunst des Kaisers, dem er durch seine „Herrin“ empfohlen ist. Und es liegt eine bedeutungsvolle Vorahnung in dem Zwiegespräche, das der Meister des deutschen Ordens im Hafen von Otranto mit seinem Neffen, dem Bruder Arnfried von Raumburg, über ihn führt und das mit der Frage und Antwort schließt: „Ihr wißt, daß die Spielleute in der Heimat ihn den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?“ — „An einem andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag schwerlich zu bestehen im Kampfe gegen die wilde Welt“ (S. 161). — Nun stehen wir im Frühlinge des Jahres 1228. Ivo hat bereits von seinem Marschall Henner erfahren müssen, daß sie die Fische, die sie zu Ostern vorsetzen, unter Gefahr des Lebens aus der Bucht holen. Er hat die schwere Goldkette, den einzigen Schmuck, den er trug, vom Halse genommen, um damit dem einen der drei Ritter, die er mit sich geführt, die ersohnte Heimkehr zu ermöglichen; er läßt die Hälfte der Pferde, die sie mitgebracht, an die Templer verlaufen (176 flg.). Da sieht er, wie der Herzog von Limburg einen langen Zug unter dem

1) Wir verweisen an dieser Stelle auf die den „Ahnen“ überhaupt zugrunde liegende Idee der Abstammung des Geschlechtes von dem altgermanischen Himmels-gott (vgl. Pauls Grundriß I, 1064 flg.), den die drei großen Volksstämme der Ingvaeonen, Istvaeonen und Herminonen als Stammvater verehren; vgl. I, 35—37 und für die Ingvaeonen Pauls Grundriß II 1, 532.

wallenden Banner der Marienbrüder vorüber führt. Sie tragen Schanzzeug und Baugerät und ziehen eine Meile landeinwärts, um dort am Fuße eines ansehnlichen Hügelns ein Kastell zum Schutze für Alton und zur Behauptung der Landschaft zu errichten. Und nun folgt (S. 179—185) die Erzählung von der Umwandlung des Minnesängers in einen Schanzarbeiter unter Leitung des Bruders Sibold aus Bremen, der ihm weiter noch verschiedene Andeutungen giebt über ein Geheimniß, das nur sie, die Nordfahrer, und zum Teil auch Jvos Nachbarn, die Magdeburger, ergründet haben, wenn sie mit ihren Meerschiffen den Strand der Heiden im kalten Osten anliefen oder unter den Fremden handelten. Zum Schlusse einer längeren Unterredung aber, in der er seinem Jüdling auch andere, friedliche Lehren erteilt, weist er auf den Einen hin, der für sie alle denkt: den Meister der Bruderschaft, der oben auf dem Berge stand.<sup>1)</sup> — Wir müssen in einem Zuge die auf diese Scene folgenden Nachrichten aus der Heimat lesen, um uns wieder an einem Beispiele der Kunst bewußt zu werden, mit welcher Freytag durch die Kraft des Gegensatzes in der Darlegung der Ereignisse zu wirken versteht. Statt dessen überspringen wir, unserer Aufgabe eingedenk, zwei volle Jahre, um demselben Bruder Sibold in der Stadt Anagni zu begegnen, wo er seinem Meister die Urkunde überbringt, durch welche der Polenherzog Konrad dem Orden seine Grenzen öffnen will, damit dieser einen Kreuzzug in das Preußenland geleite. Allerdings ist die Urkunde, die Hermann alsbald dem Papste vorlegt, nach dessen Worten liebedlich und thöricht abgefaßt und sogar die Hauptsache darin verschwiegen, daß der Orden das eroberte Preußen unter päpstlicher Oberhoheit besitzen soll; aber der Papst wird durch seine Kanzlei eine neue ausstellen lassen, die der Herzog nur zu unterzeichnen habe. Zugleich wird dem Ordensmeister eröffnet, daß Magister Konrad in Hessen den Auftrag erhalten habe, das Kreuz zu errichten und eine Preußenfahrt zu verkünden (S. 268—270). Diese Kreuzfahrt ist es, deren Spuren Jvo im Jahre nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande begegnet, in dem Augenblicke begegnet, da er in Gefahr steht, der unheimlichen Macht jener „Herrin“ zu verfallen, deren Befehl er als Minnesänger ersehnt hatte (S. 300—323).<sup>2)</sup> Und es ist ein von Scherer in der oben erwähnten Recension nicht genügend betonter

1) Über die Stiftung und die erste Zeit des Ordens St. Mariens vom deutschen Hause vgl. II, 1: 182—194; über Hermann von Salza und die Besiedelung Preußens durch den Orden S. 198—208.

2) Über die historischen Motive zu Humbert und Hedwig von Meran und die Verwandtschaft Hedwigs mit dem thüringischen Hofe vgl. Scherer a. a. D. 87. — Das Bild der letzteren setzt sich zusammen aus S. 32—53, 54 flg., 58 flg., 101—109, 188 flg., 152 flg., 250—254, 272—277, 285 flg., 297 flg., 303—310, 328.

Gedanke, daß gerade jene Friderun, die (S. 123 flg.) zu Weihnachten als Himmelskönigin durch das Dorf geschritten war und die Kinder beschenkt hatte, nun, selbst der Rettung bedürftig, die Ketterin wird für den Geliebten, der den Sinn eines Königs hatte, ohne die Macht eines solchen zu besitzen. — Der „Schluß“ der Erzählung entrollt in kurzen Zügen ein Bild der neuen Strömung deutscher Volkskraft vom Westen nach dem Osten, zugleich mit einigen Nachrichten, die wir bereits vorausgenommen haben. Unter den „Fahrenden nach Osten“ erscheint auch Nikolaus mit seiner Laute, einmal nur zu Besuch, doch einige Jahre später zu dauerndem Aufenthalt, „und seitdem er das ansehnliche Amt des Stadtschreibers in einem neuen Burgsitz gewann, wurde er wohlhändig und überwand seinen geheimen Gram; nur machte er noch zuweilen lateinische Verse, in denen die Anfangsbuchstaben, ohne daß es jemand merkte, zu dem Namen Friderun zusammenstimmten“. Von Ivo aber sagen die letzten Worte der Erzählung, die auch hier nicht fehlen sollen: „und immer, wenn er das mutige und hochgefinnte Weib im Arme hielt, welches sich ihm in der Todesnot verlobt hatte, freute er sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden war und aus einem thüringischen Edeln der Ivo, den sie den König nannten, ein Burgmann von Thorn.“

### III.

Dem Verfasser dieser Zeilen ergeht es ähnlich wie dem Berichtserstatter, den er sich zum Vorbilde genommen hat: die Fülle des Stoffes drängt zu immer kürzerer Zusammenfassung. Und so möge beim Eintritt in die neue Zeit ein doppelter Wegweiser aufgestellt werden, auf dessen einem Arme die Entwidlung des geistigen Lebens seit der Reformation, und auf dessen anderem das Emporkommen des preussischen Staates als Aufschrift stehen soll. Für die fünfte Erzählung: „*Markus König*“ verdichtet sich der erste Gedanke typisch in dem Namen des Magisters Fabricius,<sup>1)</sup> der andere in dem Hochmeister des deutschen Ordens, späteren Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als historischer Person. — In der Stadt Thorn, dem vor nahezu dreihundert Jahren vom Bruder Sibold und seinem Lehrling und Kampfgenossen Ivo am Ufer der Weichsel abgesteckten und nach einem Berge bei Alton benannten Standlager Toron, „welches zu einer Stadt werden

1) Gegen den schon zur Zeit des Erscheinens dieses Bandes erhobenen Einwurf, warum nicht Luther selbst an die Spitze gestellt sei, diene der Hinweis auf II, 2: „Aus dem Jahrhundert der Reformation“, besonders Kap. 4, neben dem das ausgeführte Bild des Reformators in den „Ahnen“ nur eine Abschwächung bedeuten würde. — Zum Bilde des Magisters vgl. II, 2: 1—34.

sollte und zu einer Grenzburg der Deutschen“,<sup>1)</sup> was es im Laufe der Jahrhunderte wirklich geworden war, erscheint im Jahre 1519 am Kirchhof von St. Johannes, an dem der Buchführer Hannus seinen Laden aufgeschlagen hat, ein Fremder, der „an seiner Tracht und der Neugier, mit welcher er sich umsah, leicht als ausländisch erkannt wurde“. Mit den hier citierten Worten führt der Dichter den Mann ein, der in unserer Erzählung das Bild eines durch den Humanismus zur neuen Lehre hindurchbringenden Gelehrten und Lehrers in jener Zeit zu verkörpern bestimmt ist (S. 12). Von dem „bonum matatinum, domine“, womit ihn der Buchführer begrüßt, und dem „salve domine bibliopola“, mit dem er den Gruß erwidert, bis zu dem „fringilla, im Latein Femininum, obwohl der Fink ein tacker und tapferer Vogel ist“, wie er seinen achtjährigen Enkel „Romulus“ in dem Augenblicke belehrt, da er auf der Feste Koburg das Erscheinen Doktor Martin Luthers erwartet (S. 335), haben wir in dem Magister Fabricius eine Schöpfung Freytags vor uns, die mit aller Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdient. Wie ihm der Buchführer nach jener Begrüßung und einem prüfenden Blick „das Neueste von Erasmus Rotterdamus“ vorlegt, er auch begierig darnach greift, obwohl „die Lust zu kaufen vielleicht größer ist als das Vermögen“, ein Bedenken, das der Buchführer bald zu heben versteht; wie ihm dieser weiter „etwas von Wittenberg“ anbietet, das er zuerst als „Mönchsgezänt“ zurückweist, dann aber über die Brillengläser bedeutam ansieht, worauf er die beiden Flugschriften „Sermon von Ablass und Gnade“ und „Ohne Ablass von Rom kann man wohl selig werden“ schnell in die Tasche gleiten läßt: das ist bei allem Ernste des Inhalts so heiter erzählt wie die Korrektur des „habet“ in „habeat“, die er (S. 18) dem „höllischen Abcschützen“, seinem späteren Schwiegersohne Georg König, zu teil werden läßt, und das „Furor diabolicus“, mit dem er seinem entseßten Kinde Anna den Zwischenfall charakterisiert. Sehr bald aber (S. 42 flg.) zeigt sich der berufene Rektor der lateinischen Schule den hochmögenden Artusbrüdern gegenüber in der vollen Würde des Gelehrten, und seine Forderungen sind so bestimmt, daß sie wohl auch heute noch manchem Kollegen zum Muster dienen könnten. Und der dem Eintritt der wilden Gefellen in die neue Wohnung mit trüben Vorahnungen entgegensehenden Tochter stellt er Jupiter, Phoebus Apollo und die herzerhebende Minerva als die waltenden Götter dar, unter deren Schutze er die banausischen Bogen schützen mit dem Accusativus cum Infinitivo zu ängstigen gedenke.

1) Vgl. II, 1: 180—232. Man erinnere sich der dazwischen liegenden Ereignisse: Schlacht bei Lannenberg 1410, Friede von Thorn 1466.

Freilich reicht die Macht jener Götter nicht in den Bereich des alten Burggemäuers, aus dem in der Stille der Nacht das Trio einer Laute, einer Pfeife und eines Bassettels in die Wohnung des Magisters hinüber-tönt; aber auch hier vermag er sich zu rühmen, daß er „durch den Vers eines lateinischen Dichters, in welchem die stygischen Schatten aufgefordert werden, sich in den Orkus zurückzuziehen“, dem Unfug ein Ende gemacht habe. Und so kann er bald seine Zufriedenheit mit den Schülern in einer gemüthlichen Ansprache zu erkennen geben, in der er sich als Konsul Fabricius bezeichnet, bei dem die künftigen Oratores vor dem polnischen Senat ihre Worte wohl zu stellen besorgt sein möchten; ebenso bei der „Kollation“, die Georg der Gesellschaft auf seines Vaters Landgut giebt, und bei der er im Anschluß an die Begegnung, die sie mit dem „Buschflepper“ Henner gehabt<sup>1)</sup>, sich über den Unterschied zwischen deutschen Rittermäßigen und römischen Rittern ergeht (S. 81), wie er auch später die Gesellschaft von den Pfauenjungten seiner Römer unterhält, und daß einer von diesen die Fische mit Sklaven gefüttert habe. — Inzwischen aber vollzieht sich ganz leise eine mächtige Umwandlung in dem neuen Magister. „Zuerst hatte er vornehm auf den Streit der Mönche herabgesehen, dann hatte er dem Kampf eine wohlwollende Teilnahme geschenkt, jetzt aber umfing auch ihn die Macht des gewaltigen Geistes, welcher unablässig als Lehrer der Deutschen verkündete und mahnte“ (S. 120). Den letzten Anstoß gab ein scharfes Mandat, das die Stadt auf Vertreiben des Königs Sigismund von Polen „gegen die deutschen Ketzereien“ hatte ergehen lassen. Und als der Pole Pietrowski in Begleitung des Bruders Gregorius den gesamten Vorrat des Buchführers aufgegriffen hatte, darunter auch das fliegende Blatt, auf welchem der Magister zu Weihnachten die Kapitel von der Geburt des Herrn zusammengesüßt und in gemeines Deutsch übertragen, da wollte er zwar anfangs beweisen, „daß einem Deutschen, der durch die lateinische Schule aus der heimischen Noheit herausgehoben sei, nichts so sehr gezieme, als ruhige Verachtung der Auguren“ (S. 138); aber bei dem brennenden Holzstoß auf dem Friedhof von St. Johannes vermag er sich nicht mehr zu halten; und sein Ruf: „ich protestiere gegen die Kränkung, welche hier einem würdigen Lehrer des deutschen Volkes zugesüßt wird,“ entseffelt „wie der Windstoß, welcher ein Hagelwetter entladet“, die zur Wut aufgeregte Menge, und die Teilnahme seiner Schüler, Georg König voran, wird für den Magister wie für diesen

1) Zu dem neben dem Geschlechte der „Könige“ hergehenden Geschlechte derer von Jagersleben vgl. „Die Brüder v. d. Hause“ S. 81—84 und weiter unten zu „Aus einer kleinen Stadt“; aus den „Bildern“ besonders II, 1: 5—76.



eine Quelle unsäglichen Leides, das indessen durch die Charakterstärke der beiden zuletzt zu einem glücklichen Ende hinführt. Für den Magister sind die nächsten Leidensstationen nach der Ausweisung aus Thorn und der Freude, seinen „Regulus“ zum Reisegefährten zu erhalten (S. 171): der Überfall durch die Landsknechte und die Trennung von Anna und Georg, die von dem im Solde des Hochmeisters stehenden Haufen abgeführt werden, während er selbst auf polnischer Seite dem Pan Stibor zugeteilt wird, der ihn „beim Lesen und Koncipieren der lateinischen Briefe verwendet“, ihm auch Hoffnung giebt, daß er nach einiger Zeit seine Freilassung erlange (S. 210 flg.)<sup>1</sup>); sodann der Besuch bei den Kindern im Turme, wo er sich und sie damit tröstet, daß dies ein Jahr der Gefangenschaft sei, da „auch ein Größerer, der unser aller Hoffnung war, der Menschheit entzogen in Haft sitzt“ (Luther auf der Wartburg: 1521/22); und von wo er sehr bald wieder scheidet, weil es ihn „veziert, daß sein Kind nicht mehr ihm gehört“ (S. 239 flg.); als schwerste aber die Unterredung mit Markus König in Thorn (S. 254—259), die er mit einem kräftigen „Pfui!“ beschließt, worauf er seinen ehemaligen Schüler Lips Erste ermächtigt, seine Liberei zu verkaufen und das Geld dafür dem „reichen Manne“ zu bringen, während er selbst fortan — wir würden heute sagen: zu seiner Ehre — mit gemeinem deutschem Namen Schmieder heißen will, auch etwas von Virginius spricht, was er indessen vor dem erschrockenen Lips ganz rasch zurücknimmt: „Still, wir sind Christen, und es war nur ein Beispiel.“ — Von hier ab ist die Wiederherstellung der Ehre seiner Tochter der einzige Gedanke, der den Magister bewegt. Und wenn er auch mit tiefem Schmerz auf den Handschuh der Holzhand des „Scaevola“ starrt, auf den ihn Anna hinweist, so kennt er doch keinen andern Weg aus der Unehre als den, daß er seinen Schwiegersohn, der es nicht in Ehren sein soll, „im zweiten Monat von heut, an demselben Tag, zu dieser Stunde, an die Klosterpforte der Augustiner zu Wittenberg“ ladet, in dem Turme aber, wo die Unterredung stattfindet, ihm nur so lange Zeit giebt, „als ein Wanderer braucht, um auszuruhen, nicht länger“ (S. 302 flg.) — Die Kapitel „Bei den Augustinern“ und „Schluß“ (S. 315—342) müssen im Zusammenhang gelesen werden, da ihr Inhalt sich unmöglich in einzelnen Andeutungen zusammenfassen läßt.

Auch der Hochmeister des deutschen Ordens hat seinen Leidensweg zu wandeln. Den Zustand des Ordens zu Ende des 15. Jahrhunderts schildert Markus König aus den Erinnerungen der Familie, die selbst einen Hochmeister gestellt hat (S. 26 flg.). Kapitel 4

1) Hauptabschnitt über die „frommen Landsknechte“: II, 1: 414—448; daneben II, 2: 4—6.

(S. 90—111) ist ganz dem gegenwärtigen Hochmeister Albrecht von Brandenburg (seit 1511) gewidmet, der, von dem polnischen König Sigismund zur Ableistung des Lehnseides auf den Reichstag zu Thorn berufen, dort nicht erscheint, also daß der Krieg gegen ihn erklärt wird, in dem er, im folgenden Sommer, als Sieger in die feindliche Stadt einzieht. Die Unterredung zwischen ihm und Markus König (S. 104—111) gehört zu den Stellen des Buches, in denen „die Dichtung wahrhafter ist als die Wahrheit selbst“. Der vierjährige Waffenstillstand, der im folgenden Jahr geschlossen wird, endet bekanntlich im Jahre 1525 mit der Säkularisation des deutschen Ordens, dessen Hochmeister unter der Oberlehns-hoheit Polens Herzog von Brandenburg wird. Die bis zu diesem Zeitpunkt in unsere Erzählung verwebten Zustände und Ereignisse sind, teils in Andeutungen, teils in weiterer Ausführung S. 189—192, 207, 253, 269—275, 276—282, 294—297 dargestellt. Ihr Endergebnis ist auf der zuletzt genannten Seite in des Hochmeisters Worten zusammengefaßt: „Der Orden in Preußen vergeht an seiner eigenen Schwäche, die starke Stimme von Wittenberg hat dringend geraten, mit dem Zwitterwesen ein Ende zu machen, und seit das Büchlein an die Herren des deutschen Ordens im Druck ausgegangen ist, verändern die Brüder in Preußen ihren Stand, und schon mehr als einer hat sich ein Ehe-weib genommen. Darum bin ich jetzt dabei, mich in das Unvermeidliche zu fügen und mich mit meinem Oheim in Polen zu vertragen.“ Und unmittelbar darauf erfolgt die Meldung des vertrauten Rates Dietrich von Schönberg: „Hier ist das Schreiben des Königs von Polen für eure fürstliche Gnade; die Entscheidung ist gefallen, wir reisen nach Krakau“ (Tag der Belehnung: 8. April 1525). Die Wirkung der Nachricht auf die Bevölkerung aber, insbesondere auf den Titelhelden der Erzählung,<sup>1)</sup> ist S. 304—314 erzählt. Und wenn Julian Schmidt (Preuß. Jahrb., Bd. 39, S. 206) die Frage aufwirft, ob es vielleicht Freytags Absicht gewesen sei, den welt-historischen Prozeß, der in diesem Roman sich abspinnt, als etwas Unfertiges zu zeigen und uns mit dem Gefühl mangelnder Befriedigung zu entlassen, so wird doch darauf zu antworten sein, daß eine jede Erzählung der „Athen“ nur aus der Zeit beurteilt werden darf, in der sie spielt, und daß erst aus dem abgeschlossenen Werke das Gesamturteil abzuleiten ist, das Schmidt in seiner umfangreichen Besprechung vom Jahre 1881 (Bd. 47, S. 65—98) zu gewinnen hätte suchen sollen, anstatt unter

1) Über die Wahl dieses Titels vgl. „Erinnerungen“ S. 249. Auf die Wahl des Namens Georg für den eigentlichen Helden mag die St. Georgensahne („Bilder“ II, 1: 222) nicht ohne Einfluß gewesen sein.

dem „Doppelsinn der Überschrift“ einen Nachweis zu führen, der allerdings in großen Zügen recht geistreich genannt werden darf, im Grunde aber den „Ahnen“ selbst kaum ein Zehntel des dem Namen zugemessenen Raumes widmet.

Einige kulturhistorische Einzelheiten, die sich auf das geistige Leben des Volkes beziehen, wie z. B. die Fortdauer und stete Neuzugung des Volksliedes und der Volks Sage, die Anwendung formelhafter Gebräuche, Äußerungen des Aberglaubens etc., können hier leider nur mit Hinweis auf die betreffenden Seitenzahlen angeführt werden. So: S. 4,<sup>1)</sup> 17, 31 flg., 55, 57 flg., 82 flg., 85, 124, 129, 157,<sup>2)</sup> 159—161, 194, 223, 264, 275, 280, 293 flg., 331, 338 u. m. a. Stellen.

In der ersten der beiden Erzählungen, die unter dem gemeinsamen Titel „Die Geschwister“ zusammengefaßt sind, ist auf den ersten Blick keine Spur von dem zu finden, was wir als den einen der beiden Gesichtspunkte unserer Betrachtung für die vier letzten Geschichten bezeichnet haben: das Emporkommen des preussischen Staates. Und dennoch scheint es, als ob dem Dichter das viel citierte Wort des erst gegen Ausgang des großen Krieges zur Regierung gelangenden großen Kurfürsten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist“, auf jeder Seite vor der Seele gestanden habe.<sup>3)</sup> Der Held aber, in dem sich der Gedanke verkörpert, ist in der Zeit der tiefsten Erschöpfung alles politischen Lebens nicht eine historische Persönlichkeit, sondern ein Typus aus dem Geschlechte der Ahnen: Bernhard König. Den andern Gedanken aber vertritt seine Schwester Regine, allerdings nicht als das Urbild einer kraftvollen Fördererin geistigen Lebens in jener Zeit, wohl aber als die stille Bewahrerin des wertvollsten Besitzes, der aus der allgemeinen Zerrüttung gerettet wurde: des deutschen Gemütes in dem Leben einer deutschen Frau. — Wir stehen im vorletzten Jahre des 30 jährigen Krieges. Nahe der Heerstraße, welche von der Tauber zum Main führt, lagert Kriegsvolk, „ausgewetterte Soldaten, narbige, gefurchte Gesichter mit trotzigen

1) Das Zeichen des Geschlechtes (s. die Anm. zu S. 725), das in den „Brüdern“ (vgl. S. 30 und den Wahrspruch S. 240, 244) der „arge Wurm in roter Flamme“ ist, erscheint hier als Salamander zwischen Flammen auf dem roten Banner des Artushofes.

2) Der Burgwald von Kessau erinnert an die freien Bauern vom Kessbach in den früheren Erzählungen; vgl. „Silber“ II, 1: 204, wo auch der Eichbaum unserer Erzählung erwähnt ist.

3) Über die Zeit des 30 jähr. Krieges im allgem. vgl. III, 1—241; über das tatsächliche Eingreifen des jungen Kurfürsten von Brandenburg: Winter, Gesch. des 30 jähr. Krieges (Bd. III, 3, 2 den Dindenschen Geschichtswerkes) S. 553, 590.

Augen, viele mit grauem Haare, in ihren Bewegungen sicher und bedächtig, untereinander schweigsam und von stolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt“ (S. 4). Es ist der Stamm der Regimenter, die einst unter dem Herzog Bernhard von Weimar<sup>1)</sup> im Elsaß gekämpft hatten, dann aber, als sie vom Marschall Turenne in fremde Länder geschleppt werden sollten, unter Generallieutenant Rosen bei Straßburg über den Rhein zurückgeführt worden waren, nun Reuterer und Empörer nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland genannt, sie selbst aber getragen von dem Bewußtsein, daß sie genau auf ihrem verbrieften Rechte stehen, das ihnen gestattet, sich nur in deutschen Landen gebrauchen zu lassen und nur für die Sache des Evangeliums. Nach einem Überfall, der ihnen von Turenne bereitet worden war, den sie aber mit gewohnter Bravour abschlugen, halten sie Kriegsrat in der zerstörten Kirche eines verlassenem Dorfes (S. 27—33). Und hier ist es die Rede des Rittmeisters Bernhard König, die zu einem Beschlusse führt, dessen Vollziehung ihm selber übertragen wird. „Den nächsten Morgen . . . führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main.“ Die Schilderung dieses Zuges (S. 33—35) ist eine der klassischen Stellen, in denen der Dichter Freytag zeigt, wo die Grenzen der Malerei und der Dichtkunst liegen. — Der Auftrag, den Rittmeister König übernommen hat, führt ihn zu Herzog Ernst, dem Bruder Bernhards von Weimar, mit dem Beinamen der Fromme benannt.<sup>2)</sup> Und die Unterredung zwischen den beiden läßt uns die ganze Bersahenheit und den ganzen Jammer der deutschen Zustände jener Zeit in einem Bilde im engsten Rahmen erblicken (S. 64—76). „Die deutschen Fürsten konjungieren!“ rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraison nicht, die jedem verbietet dem andern zu trauen.“ Dies eine Wort möge daraus hervorgehoben werden; außerdem der Hinweis auf die Waffen, die er selber führt, um sich in dieser schweren Zeit zu behaupten: das Wort Gottes in geistlichen Dingen, in weltlichen aber die Bogen Papier, auf denen er täglich seine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und für jeden Ort durch das Land sendet, und die Handlaren, an denen eine Reihe Arbeiter vor seinem Schlosse an täglichem Fleiß und den Dienst für ihren Landesheerrn gewöhnt wird. — Sein Auftrag führt den Rittmeister weiter in das Quartier des Grafen Königsmark (S. 114—121), in dem er weniger von Gottesfurcht und täglichem Fleiß wahrnimmt, desto mehr von Prunk und

1) Das Ableben Bernhards von Weimar (18. Juli 1689) ist mit künstlerischer Freiheit dem Beginn unserer Erzählung (Frühommer 1647) näher gerückt.

2) Bergl. III, 111, 118, 142 fgg., 221, 230.

prediger, der früher im Regiment Markgraf stand.“ „Wissen Sie, wo wir beide ihn zuerst gesehen haben? — Es war bei dem seligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn.“<sup>1)</sup> — Es ist der schönste Schluß, der einer in der Form so anspruchslosen Erzählung gegeben werden konnte.

Aus der bereits ange deuteten reichen Ausbeute kulturgeschichtlicher Elemente vergleiche man besonders die Stellen über das religiöse Leben der Zeit: S. 180 flg. über die Orthodoxen und die Stillen im Lande (ähnlich S. 321), S. 183 über die Erbauungsstunden, S. 185 flg. über die frommen Bitten, „die in merkwürdiger Weise Erhöhung fanden“, S. 193 über die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht, S. 205 über die Verweisung auf die Wunderwerke der Schöpfung, S. 264 über die Bekehrungsversuche der Jesuiten, S. 279 flg. über „Prädestination“ u.; sodann über das öffentliche und gesellschaftliche Leben: S. 181 die Bucht kostbarer Tulpen und Narzissen, die aus Holland bezogen wurden, S. 199 flg. das Schatzgraben, S. 223 die wöchentlich einmal durch die Straßen der Stadt gehende Post, S. 293 die neue Erfindung der bunten Porzellanfiguren, S. 187 flg. die Gesellschaftsspiele, S. 192 die Tabagie, S. 202 das prophetische Glücksrädchen, S. 203 flg. das Schmieden von Heiratsplänen,<sup>2)</sup> S. 297 des Französischredens am sächsischen Hofe, S. 302 das Trisettenspiel mit Einsetzen eines Pfandes u. dgl.; auch einiges über die litterarischen Zustände der Zeit, wie das sorgfältig ausgeführte Bild des Pasquillanten, der (S. 194 flg.) „finstere Schatten“ über die Familie König wirft, später (S. 285—292) „besondere Vorliebe für kriegerisches Wesen“ zeigt und sich endlich als Oheim der Demoiselle Friederike entpuppt, zu deren Gunsten er den Freikorporal adoptiert und, wie die Mutter zuletzt (S. 330) zugesteht, „sich in seinem Alter sehr gebessert haben soll.“ Auch die in die Geschichte Augusts eingreifenden französischen Lehrstunden des Monsieur Roncourt und die Erwähnung der damals „neuen Leipziger Büchermesse“ (S. 324) gehören zum Bilde der Zeit, an dem die weisen Kritiker unserer Zeit historische Größe vermissen, die freilich in dem die Nippfachsensendung begleitenden Sprüchlein: „Du hast dich, wo es not, zu geben bald beflissen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hindernissen“ (S. 293) auch nicht liegen sollte.

Alle Strahlen geistigen und politischen Lebens, die seit dem Anbruche der neuen Zeit nach Befreiung strebten, immer aber wieder

1) Dieses späte Auftreten Friedrich des Großen ist ähnlich wie das Luthers im Schluß von „Markus König“ zu erklären. Auch hier konnten die „Wilder“ nicht durch die Dichtung überboten werden.

2) Vgl. hierzu besonders IV, 148—172.

durch eine stärkere Kraft gebunden wurden, vereinigen sich in der achten Erzählung: „Aus einer kleinen Stadt“ zu einem ebenso lebenswarmen als historisch treuen Gemälde der tiefsten Schmach und höchsten Erhebung Deutschlands in den Jahren 1805—1814.<sup>1)</sup> Aber es sind nicht mehr die beiden Strömungen, die wir bis daher getrennt zu betrachten hatten, weil sie sehr häufig in feindlichem Sinne, öfters auch mit kalter Teilnahme einander gegenübertraten. Das gesamte Leben steht nunmehr unter dem kategorischen Imperativ: dem einen, der mit allen Mitteln äußerer Gewalt die deutsche Volkskraft zu vernichten droht, und dem andern, der von dem alten Herrensitze des deutschen Ordens, von Königsberg aus das neue Jahrhundert auf neuen Grundlagen aufzubauen sucht und Kirche und Staat, häusliches und öffentliches Leben bewußt oder unbewußt unter seine Macht beugt.<sup>2)</sup> — Es wäre eine Aufgabe für sich, den die „Ahnen“ abschließenden Band von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die innige Verflechtung des Einzelschicksals in der Person des Selben mit der Geschichte und Gesamtstimmung der Zeit in kurzen Strichen zu kennzeichnen.<sup>3)</sup>

Ernst König, der Enkel jener „hohen Säule der Kirche“, hat in Halle studiert, von wo aus er „fleißig nach Lauchstädt ging, wo die Gesellschaft von Weimar spielte“ (S. 30).<sup>4)</sup> Nachdem er das Studium der Medizin beendet, lebt er einige Jahre als Begleiter eines kranken Prinzen auf Reisen, zuletzt in Paris, und ist soden in der „kleinen Stadt“ angekommen, wo er sich nach dem Wunsche seines verstorbenen Vaters als Arzt niederlassen will. Sein „erster Fall“ am Orte ist ein Opfer der Gutsherrlichkeit, und seine offene Teilnahme für den Unglücklichen erwirbt ihm die Hochachtung des bürgerlichen Teils der Gesellschaft, der auch der Stadtdirektor und der gerade anwesende Kammerherr nicht zu widersprechen wagen, während der junge Reiterlieutenant am ersten Tische halbblaut ein „Sansculotte!“ himurmelt, er selbst aber in der Stille des Abends mit den Worten: „Ich will meine Pflicht thun gegen die andern und danach ringen, daß ich dies täglich vermag“, mit sich und der Öffentlichkeit Abrechnung hält. Nach diesem ersten Tage in der kleinen Stadt begegnen wir ihm im nächsten

1) Vgl. im allgemeinen IV, 310—441, für den „Schluß der Ahnen“ auch das letzte Kapitel der „Wilder“ (442—498).

2) Über Kant und sein Verhältnis zu Friedrich II. vgl. IV, 267, 283.

3) Über Preußen vor 1806 vgl. besonders IV, 369—375 und als Einzelbild die Erzählung aus den Jahren 1806/7 von Christoph Wilhelm Heinrich Sethe — S. 390.

4) Vgl. IV, 290.

Frühling auf einem Krankenbesuche in dem Hause eines Landgeistlichen, wo ein „heller Strahl“ in sein junges Leben fällt (S. 25), der ihm bis zum Schlusse der Erzählung und über diese hinaus die Bewahrung des Gelöbnisses treuer Pflichterfüllung zu erleichtern bestimmt ist. Im Herbst desselben Jahres beginnt der Krieg, der durch die Schlacht bei Jena und Auerstädt den preussischen Staat in seinen Grundfesten erschüttert, im Frieden von Tilsit (S. 117), der nur ein Waffenstillstand zu nennen ist, zur Restituelung dieses Staates führt, im Jahre 1809 abermals auszubrechen droht (S. 160 fig.), im dritten Jahre darauf aber dem Tyrannen den Weg weist, „auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein Leben gewesen war“ (S. 176): den Weg, auf dem er gegen Ende dieses Jahres auf einem Schlitten durch die kleine Stadt zurückfährt (S. 181 fig.), um im nächsten Jahre in der Riesenschlacht bei Leipzig (S. 235) mit einem Volke zusammenzutreffen, das durch sechsjährige Selbstzucht die Kraft jenes andern Imperativs an sich erprobt, und dem ein halbes Jahr zuvor sein König das Vertrauen zurückgegeben hatte, dessen es zur vollen Entfaltung dieser Kraft bedurfte. — Auf diesen Stationen finden wir unsern Doktor S. 93—118 (Kap. 6) in der im Süden des Staates allein noch Widerstand leistenden Festung Olaz bei dem Grafen Gözen, dem er Arzt und Vertrauter ist; S. 160—162 abermals daselbst, nun aber „leider in persönlichen Angelegenheiten“, da Napoleon Befehl erteilt hat, ihn durch die französische Besatzung in Glogau aufheben zu lassen; dann bei dem kleinen Heer des Herzogs von Braunschweig an der sächsischen Grenze, beim Einzug in Dresden und von dort aus als vertrauten Agenten seines Freundes in Prag, „wo sich eine große Zahl preussischer Patrioten gesammelt hatte“ (S. 165), nach dem Abschluß des Wiener Friedens wieder in der Heimat (S. 167), nach dem Aufruf „An mein Volk“ aber in der Dorfkirche, wo er an der Seite der Geliebten seinen Namen als Freiwilliger nennt, und auf dem Wege aus der Kirche, wo er seinem persönlichen Feinde auf dessen Herausforderung antwortet, wie Pflicht und Ehre es fordern (S. 207—209). — Was Henriette in den Jahren seit Beginn des Krieges gelitten und gethan, ist S. 61—67, 125—141, 150—159, 162—165, 167 fig., 170—175 und endlich im 10. Kapitel erzählt, und es ist schwer zu sagen, wo die stärkere Probe weiblichen Heldentums liegt: in der nächtlichen Wanderung, durch die sie dem Geliebten das Leben rettet, oder in der Kraft der Geduld, mit der sie während der sich durch Wochen hinziehenden Genesung des Kapitän's Dessalle die Stütze des Hauses ist und das Gewissen des schwachen Vaters scharft und ihn vor Unehre in seiner Gemeinde schützt. Aber auch Dessalle hat, so sehr er

sich in die Denkweise seines Kaisers hineingelebt, ein gut Teil von dem Erbe der Väter bewahrt — erst die letzten Enthüllungen im „Schluß der Ahnen“ verraten dem hochbetagten Paare das Geheimnis seiner Verwandtschaft mit dem Geschlechte der Könige —; und so kann die Friedensfeier, die das neu vermählte Paar am Morgen in der Dorfkirche begangen hat, bei seinem Erscheinen in der „kleinen Stadt“ in einer durchaus reinen Stimmung ausklingen, der der Dichter, gleichsam als Chorführer im großen Drama der Befreiungskriege, in einer Ansprache an die versammelten Festgenossen den entsprechenden Ausdruck verleiht (S. 244).

Auch die übrigen, hier nicht genannten Personen unserer Erzählung sind vortrefflich gezeichnet: so der Einnehmer Köhler, der Verehrer Jean Pauls und des Doktors, bei dem er nur etwas mehr Poesie vermißt, wie auch Minchen Bustow längere Zeit hindurch „leider keine Poesie“ und am Ende „doch Poesie“ hat und „Frau Einnehmerin“ wird<sup>1)</sup>; so der Friseur Blasche, den der Einnehmer zwingt, ihm den Pops abzuschneiden, weil er ausgeplaudert hat (S. 89—91), und der Schuster Schilling, für den „eine neue Konjunktion gekommen ist“ (S. 120, 178, 243); so der eine Stelle zur Aufbewahrung seines Geldes suchende „Herr Huzel“ (S. 46, 120) und der in der Belastung seines Gemütes ein falsches Stück blasende Turmwächter Steinmeß (S. 51 flg.); so der alte Schäfer Christian, dem das Weib, das sich in der Schwedenzeit in den Brunnen gestürzt hat, „wieder umgeht“ (S. 40 flg.), wie er auch im Jahre 1812 in den Krähen und Raben, die nach dem Osten ziehen, die Begleiter des Schwedenvolkes erkennt, das auf dem Kirchhof aus der Erde gestiegen ist und nach derselben Richtung fährt (S. 177); vor allem aber die namentlich aufgeführte „Kriegsmacht“: die im Felde stehende sowohl, wie der „Rittmeister Helwig von den Husaren“, als welchen er sich dem Doktor vorstellt, nachdem er vorher Kaufmann Heller aus Löwenberg gewesen war (S. 85 flg.), und der Pole Witowski, der uns (S. 105—108, 223—229) die Sünden vergessen läßt, die sein Landsmann Pietrowski vor dreihundert Jahren an Georg König und dem Manne von Wittenberg begangen hat, als auch die „reducierte“, wie der pensionierte Major von Henner, der dem Doktor seinen Unmut über den „Räuber Moor“ in den Glazer Bergen zu erkennen giebt

1) Es ist erfreulich, neben dem Doktor, diesem „geradlinigen und ernsthaften Kind einer engen Zeit“ („Erinnerungen“, S. 260), das Bild des Einnehmers und späteren Geheimrats im Ministerium durch unsere Erzählung und den „Schluß der Ahnen“ zu begleiten. Die einzelnen Bände setzen sich zusammen aus S. 7—14, 19—21, 59—61, 78—82, 89—92, 121—126, 145—149, 169—171, 180—182, 216—219, 284 flg., 289—244, 252 flg., 274—277.



(S. 72 flg.), in der Zeit des Waffenstillstandes aber nicht umhin kann, dem in der Landwehr vorbeimarschierenden Assessor „Gewehr anziehen!“ zuzuraunen, dann auch selbst mit auf den Exerzierplatz zu ziehen, wo der Unteroffizier, stolz auf solche Hilfe, ein „Wivat den Herrn Offizieren!“ ausbringt (S. 147),<sup>1)</sup> ihm und dem auf Halbsold gesetzten Hauptmann von Buskow, der schon daran gedacht hatte, mit Schwester Minchen und mit Geige und Flöte auf Reisen zu gehen und kleine Konzerte zu geben, was den Einnehmer veranlaßt hatte, durch Vermittlung der Frau Beblow seinen Schrank mit feiner Wäsche zu füllen (S. 123—125); zuletzt auch, aber nicht als der geringste, der alte Wachtmeister des Kapitäns, nun Obersten Dessalle, der den Beweis liefert, daß die Redlichkeit nicht allein unter den deutschen Soldaten zu finden ist (S. 227—232).

Wenn wir hiermit die „kleine Stadt“ verlassen müssen, weil der gestattete Raum zum Schlusse mahnt, so können wir noch viel weniger in die Hauptstadt eintreten, wo das Jahr 1848 über das Schicksal des letzten unserer Ahnenreihe, des Professors der Philologie und späteren Journalisten Viktor König, entscheidet. Man hat G. Freytag vorgehalten — und sein Kollege von den „Grenzboten“ hat nicht am wenigsten zu dieser Auffassung beigetragen —, er habe in den „Ahnen“ sich selbst eine Vorgeschichte erdichten wollen. Der Dichter hat sich in seinen „Erinnerungen“ (Bd. 1, S. 239, 251 flg.) mit genügender Deutlichkeit über das Verkehrte einer solchen Annahme ausgesprochen, und der Schlußsatz dieser Betrachtung: „Den Verfasser der Ahnen aber wird freuen, wenn der Leser das Werk wie eine Symphonie betrachtet, in deren acht Teilen ein melodischer Satz so gewandelt, fortgeführt und mit anderen verflochten ist, daß sämtliche Teile zusammen ein Ganzes bilden,“ er mag den einzig richtigen Fingerzeig zur Beurteilung des Werkes geben, für dessen Besitz wir ihm zu unbergänglichem Dank verpflichtet sind. — Von dem Dichter selbst aber scheiden wir mit den Worten, die er im vorhergehenden Kapitel an den Schluß seiner i. J. 1887 geschriebenen „Erinnerungen aus meinem Leben“ stellt: „Zuletzt aber darf ich, ein

1) Es ist von kulturhistorischer Bedeutung, neben dem Geschlechte, das „von der Sonne stammt“, das andere zu verfolgen, dessen Vorfahren nach den Worten der erzürnten Friderun („Brüder“ S. 88) „als Kuhdiebe durch die Nacht reiten“, aus dem dann einer in „Markus König“ den Bürgersohn als „Bandstiege“ und „Buschklepper“ umschwärmt (S. 74 flg.), schließlich aber (S. 274) „als ein deutscher Edelmann“ die Todeswunde für ihn empfängt, und das wir nun hier in dem Major von Henner erblicken und später (S. 265—275, 280, 301—312) in Richard Henner „aus dem Hause Jüngerleben“, erst „Hauptling der Thüringer“, dann Referendar und endlich Mitredakteur und Schwager Viktor Königs, der selbst „sein liebes Weib aus der Kutsche der Wellertwige“ gehoben hat.

bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zuteilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugeteilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsteht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unseren guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn."

## IV.

Wie der erste Abschnitt unserer „Erinnerung“ eine Einleitung zu deren Hauptinhalt darstellt, so möge auch noch ein knappes Schlusswort gestattet sein. Es berührt die Frage: Was bedeuten Gustav Freytags „Bilder“ und „Ahnen“ für die deutsche Schule? — Der Verfasser hat bereits in der Einleitung den Punkt angedeutet, der nach seiner Meinung einer ausgiebigen Nutzbarmachung des in den „Bildern“ gebotenen Stoffes entgegensteht.<sup>1)</sup> Es bleibt ihm noch übrig, den Weg zu zeigen, auf welchem er in mehrjähriger Unterrichtspraxis diese sowohl wie die „Ahnen“ für die Schule zu verwerten suchte. Es geschah dies vorzugsweise durch wohl vorbereitete mündliche Vorträge der Schüler, aus denen bisweilen auch schriftliche Ausarbeitungen (Aufsätze) erwuchsen. Er ließ sich dabei nicht durch die ihm ab und zu zu Gehör kommenden Bemerkungen über diesen „höheren Anschauungsunterricht in Unterprima“ beirren, indem er der Behandlung des Gegenstandes Lehmanns „Kulturhistorische Bilder“ und Lohmeyers „Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht“ zugrunde legte.<sup>2)</sup> Ein Beispiel möge die Art der Behandlung darlegen. Aus der Lehmannschen Sammlung wählte ich in einem Jahrgang die zwei Bilder „Im Klosterhofe“ und „Belagerung einer Stadt“. In den für den mündlichen Vortrag bestimmten Stunden (alle 14 Tage eine) wurden diese Bilder nach dem der Sammlung beigegebenen Texte und nach den dem Vortragenden gleichfalls zum Zwecke der Vorbereitung in die Hände gegebenen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ — für das erste Bd. I, Kap. 7, für das zweite ausgewählte Stellen aus Bd. II, 1 — erklärt, worauf ich selbst, gleichsam als anerkennende Zugabe, zur Erklärung des ersten Bildes aus dem „Nest der Baunkönige“ Kap. 1

1) Eine Anfrage bei der Verlagsabhandlung, ob etwa ein von ihm zu eigenem Gebrauche angelegtes Namen- und Sachregister nach gründlicher Ausarbeitung von ihr zum Druck angenommen zu werden Aussicht hätte, wurde von dieser in ablehnendem Sinne beantwortet.

2) Die Lehmannschen Bilder finden, wie Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, auch bei unsern Theatern vielfach Verwertung, indem sie für Scenerie- und Kostümfstudien herangezogen zu werden pflegen.

(„Im Jahre 1003“), zu der des zweiten Kap. 7 („Vor der Festung“) derselben Erzählung vorlas. Daß durch diese Vorlesung, die jedesmal etwa die Hälfte der Schulstunde ausfüllte, und die damit notwendig verbundene weitere Ausführung der Erzählung, die oft auf dem Weg der Privatunterhaltung erfolgte, bei den Schülern das lebhafteste Verlangen erregt wurde, den Roman im Zusammenhang zu lesen, war mir von vornherein nicht zweifelhaft, und ich glaube, daß nur wenige der zwischen 20 und 30 zählenden Schüler der Klasse sich mit dem einfachen Referate begnügten.<sup>1)</sup> — Einige Wochen später — früh genug, um die Erinnerung nicht verwischen zu lassen, und spät genug, um dem Überdruß zu begegnen — gab ich den ersten der beiden behandelten Stoffe („Im Klosterhofe“) als Aufsatz. Die meisten Schüler versetzten sich dabei mit Immo auf die Höhe des Klosterturmes und ließen von dort ihre Blicke ins Kloster schweifen und — darüber hinaus: ins Heu und nach den Bergen der Heimat des Helben. Die am liebsten a tempo marschierenden hielten sich mehr an das im Vortrag beigebrachte Material; aber auch von diesen wußten einige der Phantasie einen weiteren Spielraum zu gestatten, als ich es sonst von ihnen gewohnt war. Im allgemeinen kann ich sagen, daß die im Anschluß an jene Bilder gehaltenen Vorträge stets eine Erfrischung für die Klasse waren, und daß, was nicht weniger sagen will, die danach gefertigten Aufsätze die besten waren, die ich in dem betreffenden Jahreskurse zu korrigieren hatte.

So viel über meine „Probelektion“. Müßen auch andere mit ähnlichen Erfahrungen hervortreten, oder auch, wofür ich ganz besonders dankbar sein würde, sich durch diese „Erinnerung an Gustav Freytag“ bestimmen lassen, den Weg einzuschlagen, den ich, wie ich glaube, zum Besten der mir anvertrauten Schulklassen betreten habe.

## Gibt es eine allgemein-verbindliche Art der Gedichtbehandlung?

Von August Rühlhausen in Hamburg.

Ich fürchte kaum, des Irrtums geziehen zu werden, wenn ich annehme, daß die deutschen Stunden, in denen wir Gedichte zu behandeln haben, uns allen die liebsten sind; daß sie uns ein Gefühl der Befriedigung

1) Sollte wohl der Vorschlag zur Anschaffung einer „Gustav Freytag-Galerie“ für die oberen Klassen der deutschen Schule als dauernder „Erinnerung“ an den deutschen Dichter ausichtslos sein?

gewähren, wie wir es in dem Umfange nicht gar zu oft haben. Unter einer Voraussetzung freilich nur: daß wir mit unsern Schülern allein sind. Kommt aber zum Zuhören eine uns sonst nicht gerade vertraute Person, der wir aber doch aus irgend einem Grunde eine überlegene Lehrgeschicklichkeit zutrauen müssen, so werden wir uns gleich nicht mehr ganz so wohl fühlen, weil nicht mehr ganz so sicher. Woran liegt das? Zunächst gewiß an der bekannten und edlen Befangenheit, ich meine der Befangenheit aus Bescheidenheit; aus der Bescheidenheit, die da weiß, daß Wollen noch lange kein Vollbringen ist. Aber auch allein an ihr? Oder zuckt nicht durch unsre Seele die bange Frage: ist das, was du da thust, thun willst, zu thun dir vorgenommen, auch wirklich das Richtige? Ob Erz auch wohl ebenso machen würde? Erinnern wir uns nicht vielleicht, daß ein anderer Kollege ganz anders verfährt, und doch auch meint, er thue das Rechte? Da hält der eine, dem ein wohl-tönendes Organ und vielleicht gar noch zufällig eine Schauspieler-Anleitung geworden, es so sehr mit dem Vortrage, daß ihm Ostermann-Wegeners Wunsch: der Lehrer wende großen Fleiß auf die Ausbildung seiner Stimme und seines Vortrags, nicht mehr genügt, sondern daß er mit Otto Byon die Forderung stellt: kein Lehrer sollte mit dem deutschen Unterricht betraut werden, der in der Kunst des Vortrages nicht wirklich Gutes, wenn möglich Vollendetes zu bieten vermag. Ein anderer wieder sieht im Erläutern und in Disponierübungen die ihm eigentümliche Stärke, und ein dritter, ein straffer, arbeitsfreudiger Mann, sucht Gelegenheit zu geben, daß die Schüler das Selbsterarbeiten lernen sollen. Und die Geschichte der Pädagogik, diese aufgespeicherte Erfahrung eines Jahrhunderts, sagt sie ihm nicht ungefähr dasselbe? Ist nicht, wer eine Gedichtstunde beurteilen soll, in der verzweiflungsvollen Lage, in der Lessing war als Dramaturg des hamburgischen Theaters? Gelobt, klagt er, wird sich der Schauspieler nie genug, getabelt aber allezeit viel zu viel glauben. Und gilt auch nicht für unsern Fall der allgemeine Satz, mit dem Lessing sich zu trösten sucht: Überhaupt hat man die Bemerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Ausübenden in eben dem Verhältnis steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit der Grundsätze ihrer Künste abnimmt.

Welches sind nun, ist unsre Frage, die festen, deutlichen Grundsätze, nach denen eine Gedichtstunde zu beurteilen ist? Giebt es, mit andern Worten, wirklich eine kanonische Art der Gedichtbehandlung?

Wagen wir es einmal, ganz frei von Autoritäten, uns diese Frage für uns selbst, nicht für andre! — und darin liegt Entschuldigung wie Berechtigung unsers Unterfangens — zu beantworten. Irren wir, gut, so werden wir doch das davon haben, was jede Stunde des Besinnens

bringt, daß nämlich die eine oder die andere unsrer Vorstellungen in eine neue Verbindung tritt: und das ist immer ein Gewinn. Bedanken wir doch das ruhige, milde Licht der elektrischen Glühlampe dem Umstande, daß eben Edison die auch sonst schon bekannte Thatsache, daß Glühen nicht Verbrennen ist, in die neue Verbindung mit dem Glühen durch elektrischen Strom brachte.

Erheben wir uns also erst einmal aus der Geschäftigkeit des Werkeltages, wo man nur gar zu gern glaubt, eifrig etwas thun sei schon recht thun, zu der Sabbatrube der Besinnung und fragen wir uns: Wozu das Ganze? Was wollen wir, was bezwecken wir mit unsern Gedichten? So verschieden die Antwort lauten wird auf diese Zielfrage, so verschieden wird doch wohl auch der Weg sein müssen.

Behandeln wir Gedichte in der Schule, weil es nun einmal so vom Leben gefordert wird, daß man gewisse Stücke der Litteratur kenne, und fügen wir uns darin ebenso, wie eine andre Schule Maschinenzeichnen, noch eine andre Stenographie, eine vierte etwas Spanisch und eine fünfte und sechste Sparen und Handfertigkeit für nötig hält; oder haben wir ein festes Ziel vor Augen, unverrückbar, weil nicht aus den zufälligen Zeitwünschen der wechselnden Tagesmeinung, sondern aus den Ewigkeitsforderungen der uns anvertrauten Seelen erwachsen, sodas jeder Einzelgegenstand nur in seinem Verhältnis zu dieser Gesamtforderung zur Geltung kommen kann? Ich für meine Person, ich gestehe, daß ich dem Ziel Goethe-Hebart'scher Menschenbildung zustrebe, daß für mich also Gedichte nur insoweit in Betracht kommen, als sie ebensowohl das ästhetische Interesse erregen und nähren wie auch solche Vorstellungen übermitteln, die dem Schüler Kraftquellen werden können beim Aufstieg zu edlem d. i. erhöhtem Menschentum.

Um nun zu erfahren, was notwendig ist bei der Gedichtbehandlung in der Schule, ist es vielleicht ratsam, erst einmal darauf sich zu besinnen, wie denn eine Gedichtaufnahme sonst im Leben, bei Erwachsenen, also gleichsam in Freiheit, sich abspielt: hat doch unser Schulbetrieb nicht bloß beim Turnen etwas Surrogat-Artiges.

Wann greift man nach einem Gedicht? Doch nur, wenn man dazu aufgelegt ist, wenn man in Stimmung ist. Man wird nicht einen Rasenden auffordern, ein Gedicht zu lesen, wohl aber einen Weinenden, aber auch einen, dem der Frohsinn aus den Augen schaut; nur wird man dem ersten kein Lied an die Freude reichen und dem andern keine Elegie auf den Tod eines Jünglings; sondern man wird einen jeden nach seiner Stimmung bedienen. Und wiederum: wir werden einem ländlichen Naturburschen nicht Heinesche Salonlyrik (Salon in beiderlei

Bedeutung) oder Schillers Götter Griechenlands reichen, so wenig wie einem Salonhelden den Wandsbeker Voten. Wir werden jedem reichen, wessen wir ihn uns können möglicherweise gewärtig denken: wir werden ihn nach seiner Erwartung bedienen. Und wieder — als erfahrene Leute — werden wir einem alten Herrn nicht gut ein Stück in neuer Orthographie bieten dürfen, ja Bismarck nicht einmal in sog. lateinischen Lettern, die stören ihn so wie einen Schwachsichtigen verfließender Matulaturabbrud oder zu kleine Lettern: sie können beide nicht recht zu ungetrübter Aufnahme kommen: wir werden uns um die passendste Darbietung bemühen müssen. Sie alle aber werden, wenn wir ihnen nur die Zeit dazu gönnen, sich kürzer oder länger darauf befinnen wollen, was sie denn eigentlich gelesen; sie werden die eine Vorstellung sich etwa durch Wiederholung auffrischen wollen, eine andre hingegen, als irgendwie unbequem, ungeeignet, unpassend zu ihrem sonstigen Vorstellen zurückstoßen wollen: sie haben das Bedürfnis nach Befinnung.

Daß so in Wahrheit der psychische Verlauf ist, zeigt uns noch mannigfach die tägliche Erfahrung. Überall, wo viel Leute zu einem Kunstgenuß sich versammeln, also auch solche, welche nur Mitläufer sind, sucht der Künstler selber für die nötige Stimmung zu sorgen: er weiß, daß sonst sein Bestes nicht zur rechten Geltung kommt. Gehen wir ins Theater: bei der Oper sorgt der Komponist selber für unsere Stimmung durch die Ouvertüre; der Schauspieldirektor durch Vor- und Zwischenaktsmusik. Diese hat man ja schon bei klassischen Stücken aus dem Theater verbannen wollen: sie beeinträchtigten den Dichter, nur dieser müsse im Schauspielhause zu Worte kommen; kein Geringerer aber als der menschen- und bühnenkundige Heinrich Laube hat sich für sie erklärt: er wußte eben zu genau, was es bedeutet, ohne Stimmung ein Kunstwerk bieten. Und was leistet denn die Orgel anderes in der Kirche, und die Umflorung der Lampen bei einer Leichenfeier? Und die kräftige, sättigende Eingangsspeise bei einem großen Mittagsmahl? Der Kunstoch weiß, daß er keinen ärgeren Feind hat als den Hunger; gegen den kann er nicht zur Geltung kommen; wenn der Magen nach Speise verlangt, so erlaubt er dem Gaumen und der Zunge nicht, sie erst lange prüfend aufzuhalten. Und wiederum: der Husar in Sturms Wie schön leuchtet der Morgenstern, er bedarf der Stimmung-wedenden Prä- ludiums nicht; er ist so schon ganz Stimmung; und darum verbietet ers dem Küster. Zudem widerspricht es auch seiner Erwartung. Er hat sich schon auf die Töne des Liebes gefaßt gemacht; und da stört ihn jeder andere Ton, er sei so schön er wolle. Denn kaum giebt es in der That Beinvolleres, als eine Vorstellung aufnehmen müssen,

die der erwarteten widerstrebt. Wie peinlich berührt es doch, selbst einen leeren Leichenwagen rasch fahren zu sehen, und wie schieben wir gleichsam mit, wenn ein Eisenbahnzug schleppend langsam daherkommt. Und welche Wonne, eine erwartete Vorstellung durch sinnliche Wahrnehmung erst ganz völlig zu bekommen. Daher die Freude am Knospen, Blühen und Wachsen; daher die Freude am Weidwerk, die Freude am Kartenspiel, die Freude am Leben! Und ohne diesen Wechsel von Erwartung und Erfüllung, wie schleppend, wie qualvoll, wie öde das Leben. Das ist so wahr, daß auch die Kunst uns diese Freude der erfüllten Erwartung so gern gewährt. Oder .... was ist anders, psychisch betrachtet, der Reiz des Reimes; verstärkt dadurch, daß wir eine ganze Reihe von möglichen Erwartungen hegen dürfen, und doch weit genug entfernt vom ganz Unbestimmten. Und dann der Refrain! Man muß es mit erlebt haben, wie ein naives Publikum jubelnd einfällt, wenn der Ablauf des Rhythmus ihm gestattet, durch den Refrain gleichsam aus sich selber heraus die Pointe einer dem andern entgegenzubringen. Daß dies Beispiel aus dem Vulgär-Leben entlehnt ist, nimmt ihm nichts von seiner Beweiskraft; denn das, wovon wir hier reden, betrifft das eigentlich Ästhetische, die sinnliche Form; und insofern kann der gemeinste Gassenhauer der erhabensten Ode an eigentlich ästhetischem Wert gleich sein; was uns sie doch so verschieden werten läßt, ist ihr Gehalt in Bezug auf erhöhtes oder erniedertes Menschentum.

Und solches Anregen, ja solches Aufregen der Erwartung haben doch auch zum Zweck .... die Überschriften, die Titel. Wieviel ein guter, d. h. Erwartung weckender Titel wert ist, das hat auch Schiller erfahren, als er auf Ifflands Rat den nichts sagenden Titel Luise Millerin in Rabale und Liebe veränderte. Wenn unsre Litteraturkundigen darüber die Nase rümpfen, so sind sie im Unrecht; uns, die wir das Stück genau kennen, uns kann Luise Millerin genügen; der Titel ist aber für die, die erst die Bekanntschaft machen wollen; es ist sozusagen eine Einladung. Und für neue Ankäufe von unbekanntem Verfassern richten wir doch alle uns nach solcher Einladung. Da sind zwei Broschüren erschienen; der Titel der einen lautet: Das Tabaksmopol; der andern: Kein Tabaksmopol! oder: Der Antisemitismus; und: Die Schmach des neunzehnten Jahrhunderts. Wie verschieden ist ihre werbende Kraft auf die Käufer. Es war darum so übel nicht, daß in alter Zeit ein Herold erschien, der das verehrliche Publikum in Erwartung setzte der Dinge, die da kommen sollten.

Und nun die Darbietung. Es ist etwas anderes, ob man den Fuchs oder den Kranich zu Gaste hat: man muß sich eben nach Schnauz

und Schnabel richten; nicht nur auf das Was des Gebotenen kommt es an, sondern auch auf das Wie. Es erleichtert die Aufnahme eines Gedichtes ganz ungemein, wenn man die Zeitlänge des Verses durch die Raumlänge der Zeile anzeigt. In Gemäldehallen sorgt man für angemessene Lichtverstärkung oder Lichtdämpfung: so sucht man in der Münchner Pinakothek den Rottmannschen Griechen-Landschaften die uns mangelnde Sonne Griechenlands für den Beschauer dadurch zu verleihen, daß man alles Seitenlicht ausschließt und so durch vermehrte Reizempfindlichkeit des Auges die Landschaft in helleres Licht taucht.

Und endlich die Besinnung. Hat man ein Stück im Theater gesehen, hat man dann nicht geradezu das Bedürfnis, mit Freunden darüber sich auszusprechen? Und unsere ganze Theater-, Konzert- und sonstige Kunstkritik, hat sie im wesentlichen einen andern Ursprung als den, etwa mangelnde Aussprache zu ersetzen? Wie gierig die Leute, die das Stück gesehen, nach dieser Kritik sind, kann man daraus ersehen, daß ein mir bekannter Referent einst den Kontrakt eingegangen ist, gleich in der Nacht auf der Redaktion sein Referat zu schreiben, damit gleich am nächsten Morgen beim Kaffee die Abonnenten erfuhren, was sie eigentlich schon am Abend hätten gedacht haben müssen.

Aber um Eins noch ist mir zu thun: um die deutliche Unterscheidung von Stimmung und Erwartung. Gewiß, sie ist nur graduell. Ich denke so: die Stimmung begehrt: sie treibt nach außen; sie will sich bethätigen. Die Erwartung ist nur bereit, sie erwartet; aber sie kann auch abwarten: sie bleibt innen. Die Stimmung muß man äußern, oder man vergeht. Der Bornige entläßt seine Wut und wenn er auch den Unschuldigen trifft: Gretchens Bruder möchte die Gesellen zusammenschmeißen, obwohl sie doch die Wahrheit reden, weil er den Schuldigen nicht hat. Der durch Liebe Beglückte möchte die ganze Welt umarmen, und der freude-durchglühnte Schiller ruft es hinaus: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. Und den Lappen auf seinem Rentierschlitten in der eisigen Ode läßt die Wonne, wenn er einmal einen Baum erblickt, in die Einsamkeit hineinsingen: Ich hab einen Baum gesehen. Und in des gemüthlichen Stöbers elsässischer Geschichte von dem Zwist der gelben und der weißen Schürze singt das durch seine Freude zum Friedensengel erhöhte Gerberkind in die Gasse hinaus: Heut geh ich zum Herrn Paten, heut geh ich zum Herrn Paten! Und unser Walthar von der Vogelweide, nachdem er so lange vom Schicksal umgetrieben, auch large Gabe nicht hat verschmähen dürfen, ruft, nachdem ihm endlich, endlich Dach und Fach beschieden: Ich hab ein Lehen! alle Welt, ich hab ein Lehen! Wie dies aus einer Stimmung heraus gedichtet ist, so wird den Dichter auch nur ganz erfassen, der in des



Dichters Stimmung hinein kommen kann. Und alle echten Kunstwerke sind aus einer Stimmung geflossen: der Künstler mußte dichten, mußte malen, mußte komponieren, um seine Stimmung zu entladen: ihm gab ein Gott zu sagen was er fühle, und schön zu sagen. Und so steckt die Stimmung wiederum in dem Gedichteten, in dem Gemalten, in dem Komponierten. Da diese Stimmung nun selbstverständlich an Vorstellungen haftet, so wäre Stimmung im Sinne dieser Betrachtung etwa so viel wie die herrschende, die beherrschende Vorstellung: die königliche Vorstellung; die Erwartungs- oder Apperceptionsvorstellungen wären dagegen die dienenden. Und so ist es auch. Die Stimmungsvorstellung ist es, die jedem Kunstwerk erst das rechte Leben giebt. Oder was drückt uns so bei der Milonischen Venus anderes, als daß wir so gar nicht wissen, wie wir sie auffassen sollen. Du hast keine Arme, seufzt Heine mit Recht, du kannst mir nicht helfen. Und ist nicht der geheime Pulsschlag der Nibelungen, wie wir ihn schon im ersten Gesange von Priemhildens Traum erfüllen können, das was zum Schluß die Worte künden

als ie diu liebe leide zaller jungeste gft.

Ohne Kenntnis der Stimmungsvorstellung ist doch auch das aller-schönste Gedicht nur eine Milonische Venus; und mit der Kenntnis der Stimmungsvorstellung erscheint auch das schwächste dichterische Erzeugnis noch immer als . . . . entschuldbar, möchte ich sagen; es hat da so etwas Naturnotwendiges: daher die Wirkung sogenannter Gelegenheitsgedichte für alle die, die in der Gelegenheit drin stehen. Zwei Proben zur Bestätigung: das poetisch ganz ungemein schwache Maßmannsche Ich hab mich ergeben und Heines Grenadiere.

Das Maßmannsche Lied erschien zuerst 1819 in Follens Freyen Stimmen. Freie Stimmen, weil seit 1817 die Reaktion hereinbrach, d. h. der Versuch von oben, die unbequeme Forderung, daß die Freiheitskriege auch Kriege um die innere Freiheit sollten gewesen sein, zum Schweigen zu bringen. Aber die begeisterungsfähige Jugend, die ein Deutschland in Waffen gesehn, wollte nicht wieder ein Bückeburg oder Reuß-Schleiz als Vaterland gelten lassen, das ganze Deutschland sollt es sein. Ganz Deutschland hatten sie die tolle Idee, wie ihr Ankläger, der Geheime Rat Schmalz, ihnen vortwirft, unter Eine Regierung in einem Repräsentativstaat zu vereinigen; dazu hatten sie die Recht, Mängel in der bestehenden Regierung finden zu wollen, und behaupteten gar, die Begeisterung habe in den Befreiungskriegen so Großes geleistet. Das sei aber erfunden, meint der Geheime Rat. Von Begeisterung sei 1813, bei den Preußen wenigstens, keine Spur gewesen; das preussische Volk habe alles, was es in dieser Zeit geleistet, nur auf allerhöchsten könig-

lichen Befehl, in stummem Gehorsam, in dem demüthigen Gefühle der Bürgerpflicht gethan und in dieser unterthänigen Dienstwilligkeit liege eben das Große und Erhabene. Wer aber in Krieg und Sieg ein freier Mann gewesen, der wollte, trotz Herrn Schmalz, sich nicht wieder zurückbannen lassen in die Schranken einer väterlich vorsorgenden Polizei. So gab es denn allerhand Spannungen, die sich entluden im Lieb und in der Turnerei.

Im Lieb. So singt z. B. Karl Follen selber:

Brause, du Freiheitsfang,  
brause, wie Wogenbraug,  
aus Felsenbrust!

Feig bebt der Knechte Schwarm,  
uns schlägt das Herz so warm,  
uns zuckt der Jünglingsarm  
Boll Thatenlust.

Stolz, keusch und heilig sei,  
gläubig und deutsch und frei  
Hermanns Geschlecht.

Zwingherrschaft, Zwingherrnwiß  
tilgt Gottes Racheblitz;  
euch sei der Herrscheriß  
Freiheit und Recht.

Und in der Turnerei. Nur war das Turnen damals noch nicht eine erweiterte Zimmer- oder Heilgymnastik, sondern ein Vaterlandsdienst; es sollte sein ein Stück Volkstum: eine Verbrüderung aller Volksschichten: der Student wie der Handwerksgefelle, sie sollten gemeinsam auch leben: daher alles so äußerst schlicht, daß der Wohlhabende nicht drücken konnte; daher die starken Märsche bei Wasser und Brot: Kuchenbäder war ein gefürchteter Neckname. Der eifrigste in dieser Richtung war Maßmann, der bedeutendste Jünger Jahns. Und da ihnen, den freiwilligen Jägern, die begeisterungslose Gegenwart nicht behagte, so spielten sie gegen die flache Unbedeutendheit ihrer Tage — Männer wie Stein, Gneisenau, Schön und Humboldt mußten feiern unter dem neuen absolutistischen Kurs — gern die große Vergangenheit aus: es erneuerte sich der Klopstock'sche Hermannskultus, und Luther feierten sie auf dem vielberufenen Wartburgfeste als den größten Deutschen. Ihr Ziel war: Durch Reinheit zur Einheit. Ihr deutsches Tum, wie sie es nannten, war ihr Hochgedanke. Wie ernst es aber die jungen Leute nahmen mit ihrem Turnvaterlandsdienst, zeigt uns auch z. B. Maßmann, wie er bei 20° Grad Kälte eine Fußreise unternimmt durch den Thüringerwalb. Und so mächtig bewegt wird seine Seele von seinen Idealen, daß er's hinaus-tönen muß in die winterliche Ode, und so im Angesicht der Wartburg schallt es von seinem Munde:

Ich hab mich ergeben  
mit Herz und mit Hand  
Dir, Land voll Lieb und Leben,  
mein Deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen,  
Dir treu zugewandt,  
Dir Land der Freien, Frommen,  
Dir herrlich Hermannsland.

Du Land, reich an Ruhme,  
wo Luther erstand,  
für Deines Volkes Lume  
weih ich mein Herz und Hand.

Daß Kraft mich erwerben  
in Herz und in Hand,  
zu leben und zu sterben  
fürs heilige Vaterland.

Und nun zu Heines Grenadiere, die nur zwei Jahre später erschienen; noch mitten also in der deutschen Zeit. Über zwei Jahre war auch der Autor jünger als Maßmann. Er hatte als Düsseldorfser seine Knabenjahre unter dem Schatten des ersten Napoleon verlebt; er war nicht Mitkämpfer gewesen in den Befreiungskriegen; und er war Jude; damals hatte er auch noch nicht den behufs Zulassung zur Advokatur notwendigen Religionswechsel vollzogen. Und die Juden fürchteten schon damals, und mit Recht, daß eine national-patriotische Bewegung, die mehr den passiven Vorzug der Abstammung als den aktiven der Erfüllung der Staatspflichten betonen würde, und die es schon fertig gebracht hatte, das christliche Bewußtsein bis zum Wahngebilde eines germanischen Christentums zu verdunkeln, die Lessingschen Toleranzideen beiseite drängen und ihnen den eben errungenen Aufstieg, wie ihn z. B. die Mendelssohn und Beer in Berlin genommen, versperren würde. Dazu der tyrannische Druck des Metternichschen Systems, das durch das Ungeschick der philistropfsten Beamten verzehnfacht wurde; Polizei und wieder Polizei; eine Censur, unter der Claudens Schlüpfrigkeiten blühten und Schillers Tell verboten wurde. So kam es, daß der Tyrann Napoleon, dessen Andenken gerade durch seinen Tod am 5. Mai 1821 wieder besonders lebendig geworden war, den Mitlebenden und Mitduldbenden weniger schrecklich erschien als ihre neununddreißig; hatte der als der Testamentsvollstrecker der Revolution doch auch manche neue Freiheit gebracht. Und die durch den Kalischer Aufruf verheißenen freien Verfassungen ließen in den größeren Bundesstaaten noch immer auf sich warten.

So war es die platte Erbärmlichkeit der deutschen Zustände, die dem Korfen einen neuen Nimbus verlieh, und nicht bloß in den Augen Heines. Und aus dieser Stimmung heraus verstehen wir's doch, wem der zweiundzwanzigjährige, wie er nun einmal war, seine Teilnahme zuwenden mußte; aus dieser Stimmung heraus verstehen wir, was es eigentlich bedeuten will, wenn die beiden Grenadiere nicht schon in Rußland, sondern gerade erst in Deutschland die Köpfe hängen lassen, verstehen wir, wie beziehungsweise bitter der Ton geklungen haben muß, in dem man die zwei Reilen sprach:

und als sie kamen ins deutsche Quartier,  
sie ließen die Köpfe hängen.

Gerade in dem Umstande, daß die herrschende Vorstellung eines Gedichts auch die uns beherrschende, also die in uns Stimmung verursachende ist, in dem Umstande liegt die Wirkung solcher Zeitgedichte, wie z. B. der poetischen Leitartikel des Kladderadatsch und der Geibel'schen Juniuslieder, in dem Umstande liegt es, daß die Wacht am Rhein uns nicht das mehr ist, was sie uns 1870 war, daß Deutsch-

land Deutschland über alles wieder seinen alten Platz als Nationalhymne einnimmt.

Kennen wir aber weder die Stimmungs- noch die Apperceptionsvorstellungen des Dichters, so bleibt uns sein Gedicht . . . einfach unverständlich; d. h. als Ganzes natürlich. Daß uns gar noch die Hauptapperceptionsvorstellung fehle, wird allerdings selten vorkommen; aber es kommt doch vor, und das bei einem berühmten Dichter: es ist Klopstocks Heinrich der Vogler, das ich im Sinne habe. Wir mögen uns noch so gern für Heinrich interessieren, wir mögen eben erst von einer Lektüre seiner Zeit herkommen, wir werden uns doch immer fremd fühlen in dem Gedicht: wir sollen Vorstellungen nebeneinander stellen, die wir nicht können. So wird der kranke Heinrich in die Schlacht getragen, und doch glüht sein Antlitz vor Ehrbegier und herrscht den Sieg herbei; das Schwert in des Kaisers Hand soll Strahlen um sich werfen, daß alles tödliche Geschos den Weg vorübergeh; ein Bräutigam preißt ungestüm die Kämpfer, die er Kriegesgötter nennt, weil sie für ihn und seine Braut mitgekämpft. Das stimmt doch wahrlich nicht in die Zeit des sächsischen Heerbanns, das stimmt doch etwa . . . zum Kantonnierungssystem; für die Zeit Friedrich des Großen etwa. Und so ist es denn auch wirklich. Das Gedicht ist eben aus der Stimmung heraus entstanden, in der Klopstock Vater über Friedrich schrieb: Ich liebe den König sehr, der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken. Und erinnern müssen wir uns, daß man selbst in der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main sich in Freisich und Kaiserlich trennte. Die in weitesten Kreisen herrschende Stimmung war damals: Gott sei Dank! da haben wir Deutsche endlich einmal wieder einen Helden, dessen Ruhm die Welt durchfliegt und um den selbst seine ärgsten Feinde uns beneiden. Und aus dieser Stimmung heraus und in der Absicht, dadurch Mitstreiter zu sein, dichtete nun Klopstock dies sein Kriegslied, wie es ursprünglich heißt. Und mit dieser Stimmung und mit all den Apperceptionen, die uns heutzutage wieder Friedrichs Name in der Seele aufsteigen läßt, haben wir nun plötzlich darin eins der besten Klopstockschen Gedichte jedenfalls und überhaupt ein gutes, daß auch unsere Schüler ansprechen wird, besonders nach einer Geschichtsstunde, wenn sie vernehmen werden:

Der Feind ist da! Die Schlacht beginnt!

Wohlauf, zum Sieg herbei!

Es führet uns der beste Mann  
im ganzen Vaterland.

Es braust das königliche Ross  
und trägt ihn hoch daher.

Heil, Friedrich, Heil dir, Held und Mann  
im eisernen Gefild.

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier  
und herrscht den Sieg herbei,  
Schon ist an seiner Königsbrust  
der Stern mit Blut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,  
Stern an des Königs Brust,  
daß alles tödliche Geschloß  
den Weg vorübergeh.

Der du im Himmel donnernd gehst,  
der Schlachten Gott und Herr!  
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt  
die Scharen vor sich hin.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!  
Wenn unser sinkend Haupt  
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir  
mit Ruhm fürs Vaterland.

Ich meine, nur in dieser ältesten Form sollte man das Gedicht, das doch in der späteren Form weder Fisch noch Fleisch ist, weiter führen, zum Besten der Schule und zum Besten doch auch Klopstocks.

Gilt nun das, was wir als zutreffend gefunden haben, oder glauben gefunden zu haben, bei dem Erwachsenen, in seiner Freiheit, auch bei dem Schüler, in seiner Gebundenheit? Brauchen wir also Veranlassung zu treffen, um den Schüler in die nötige Stimmung zu versetzen? Ich denke, wenn wir ihm durch unser Gedicht einen Genuß des Schönen bereiten wollen, doch gewiß. Und umsomehr, da er noch nicht, wie der wirklich gebildete Erwachsene, in einer gewissen harmonischen Normalstimmung sich befinden wird, wo einem der Übergang leichter ist, sondern viel eher in einem Ultra entweder des himmelhoch jauchzend des Spielplatzes — wo er wirklich noch ein Spielplatz ist — oder des zum Tode betrübt eines eben erst erhaltenen Verweises. Ihn in die nötige Stimmung zu versetzen, wird nun die Erweckung der passenden Vorstellungen das psychologisch wertvollste, weil nachhaltigste Mittel sein; aber neben diesem haben wir auch ein sehr wirksames Augenblicksmittel, das im Augenblick, aber auch nur für den Augenblick wirkt: unsere Geberden und — vor allem — unsere Stimme. Zwischen Stimme und Stimmung ist ein solch festes Wechselverhältnis, daß eins das andere hervorrufft; sie müssen beide zusammenstimmen, und thun es auch. Man mache nur einmal den Versuch und spreche eine Aßernheit in dem gedekten Tone feierlichen Ernstes: die Wirkung unsrer Stimme ist eine weit schnellere als die der Vorstellungen, die in unsern Worten beschlossen sind: hier kommt die Wirkung des Lichtes später als die des Schalles.

Daß wir aber auch in Bezug auf Apperceptionsvorstellungen bei den Schülern weniger voraussetzen können als bei Erwachsenen, versteht sich wohl von selbst, d. h. als bei gebildeten Erwachsenen. Und wie äußerst verschieden urtheilen auch sie noch über ein Gedicht je nach ihren besondern Apperceptionsvorstellungen. Da ist z. B. die erste der römischen Elegien:

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter  
auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.

Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner  
Wertstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.

Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;  
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;

trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leicht-  
wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.

Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere  
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.

Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheint zu fragen:

Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

Für Scherer sind diese Verse so lebensvoll, daß er sie geradezu als das Höchste der Kunst rühmt. In vier Distichen, ruft er begeistert aus, stellt Goethe sieben Götter und Göttinnen dar mit einer Sicherheit und charakteristischen Wahrheit, mit so rein poetischen Mitteln, durch Vorstellungen der Thätigkeit so seelisch und zugleich so physiognomisch bestimmt, so fürs Auge lebendig! Und doch werden nur die wenigsten Leser in dies So fürs Auge lebendig! einstimmen können. Denn Scherer irrt sich doch, nicht die Goetheschen Verse an sich geben die Vorstellung von diesen Göttern, wie er sie im Sinn hat, sondern der Umstand, daß sie ihn allerdings an die Skulpturen erinnern, die auch Goethe geschaut hat. Und nur annäherungsweise haben die verschiedenen Leser die ähnliche Empfindung, und verschiedenstufig, jenachdem sie diese Götterbilder kennen etwa nach dem dürftigen Holzschnitt eines Handbuchs der Plastik, oder nach guten Photographien, oder nach sorgfamen, unverpupften Abgüssen oder endlich nach trefflichen Marmorkopien. Ganz einstimmen kann nur, wer die gleiche plastische Erfahrung hat wie Goethe. In einer Litteraturstunde also, die dieser Elegie gewidmet wäre, würde der Lehrende mit allem Drum- und Dranreden doch nichts erreichen, wenn er nicht zuvor für gute Abbilder dieser Originale gesorgt hätte. Und ähnlich steht's in allen Gedichtstunden, zumal gerade der unteren Klassen: was unsere Schüler an Apperceptionen nicht haben, das muß man ihnen geben; wie schon Vater Pestalozzi sagt: Aus einem Nest, in dem keine Eier sind, kann man auch keine herausnehmen. Wieviel man zu geben hat, das wird immer abhängig sein von der Schulgattung, der Klassenstufe und manchem andern. Müßte man soviel Neues bieten an Apperceptions-

hülfsen, daß schon diese Aufnahme die Schüler im geringsten belästigte, so wäre ein solches Gedicht schon eben um deswillen ungeeignet für die betreffenden Schüler; denn sie würden, unmittelbar nach dieser Anspannung, der notwendigen Frische entbehren.

Käme nun die Darbietung. Nach unserm Grundsatz, daß es sich einfach und lediglich darum handeln kann, mit Ausschluß jeder andern Rücksicht, die wirksamste, die ästhetisch-wirksamste zu wählen, kann da nur der Vortrag durch den Lehrer in Betracht kommen. Er allein hält die schon vorbereitete Stimmung fest, und sicher fest. Er allein weckt mühelos und sicher das Verständnis für die sinnlichen Schönheiten des Gedichts: er zeigt die Angemessenheit des Rhythmus, die Harmonie der Wortlänge; denn wollen wir doch nicht vergessen, daß das Wort dem Dichter ein Klang fürs Ohr und nicht ein Gebilde fürs Auge ist. Daß wir da ganz nebenbei, ganz ohne daß wir's beabsichtigen, den schönen Gewinn haben, unsere Schüler vor dem Tintendeutsch der Orthographiestunde wieder zum Klangdeutsch der lebendigen Rede zurückzuführen, darf doch erwähnt werden. Aber, wie gesagt, das ist hier nicht unser Absehen.

Und schließlich die Besinnung. Wie spielt sich die in der Schule ab? Zum Besinnen gehört Zeit. Also gönnen wir dem Schüler erst ein paar Minuten stiller Pause, daß er sich auf sich besinnen kann. Denn wenn er wirklich ganz Sache war, so hat er thatsächlich so lange seine Persönlichkeit nicht empfunden. Merkwürdig, wir erzählen unsern Schülern gern solche Musterbeispiele von Vertiefungen wie in der Geschichtsstunde von Archimedes, der sich seine Kreise nicht stören lassen will, oder von Newton in der englischen Stunde, der die Uhr kocht und das Ei in der Hand hält. Wenn aber mal wirklich so ein junges Menschenkind vor lauter Vertiefung nicht sofort in die gestellte Frage sich finden kann nach einem Gedicht oder packenden Prosastück, so fahren wir ihn gleich an als unaufmerksam. Aber gewiß, bei der Pause soll's nicht bleiben; sie giebt erst das Negative; sie giebt erst den Raum, die Möglichkeit; sie ist noch nicht Wirklichkeit. Der junge Geist reagiert noch gar zu schnell auf jeden äußern Reiz: die Fliege an der Wand kann ihn ablenken. Die nötige Pause ist vorbei, sobald die Gesichter den eigentlich persönlichen, gewohnten Ausdruck annehmen, sobald das Auge wieder nach außen sieht: man kann das ganz genau wahrnehmen; denn so lange die Seele die Bilder des Gedichtes sah, waren die Augensterne weiter auseinander; die Augenachsen waren parallel; sie fangen sofort an zu konvergieren, sobald sie wieder Gegenstände der Klasse fixieren. Nun komme erst der Lehrer mit seinen Fragen, und zwar mit solchen, die den Schüler zu

wirklicher Aussprache ermuntern; man wird da immer noch Gelegenheit finden, so manches an den richtigen Platz stellen zu müssen. So ist es z. B. den Kindern nicht weniger natürlich als den Erwachsenen, Stellung zu nehmen zu dem Inhalt des Gedichtes; es einen Baustein sein zu lassen zu dem Ganzen seiner Persönlichkeit: es will, mit einem Wort, auch Werturteile fällen. Und darin ist es in seinem Recht, und Sache des Lehrers ist es, ihm dabei behülflich zu sein, es auf einen möglichst hohen, freien Standpunkt zu führen, von dem aus uns die Harmonie der Welt erscheinen kann.

Prüfen wir nun, ob und welchen Wert unsere Erwägungen für die Praxis der Schularbeit haben können: wie sie Auswahl und Behandlung der Gedichte beeinflussen werden.

Was die Auswahl betrifft, so müßten ausgeschlossen sein zunächst alle Gedichte, die entweder keine Stimmung haben, oder in deren Stimmung wir unsere Schüler nicht verstehen können. Es sind also die Gedichte nicht zu berücksichtigen, die nicht aus einem dichterischen Muß, sondern aus einem schriftstellerischen Kann, Kann-auch geflossen sind; also alle die langatmigen Gedichte beschreibend-erzählenden Inhalts, bare Prosa in Reimen, wie die Kaiserchroniken des Mittelalters waren. Und in die wir unsere Schülern nicht, noch nicht verstehen können; also z. B. in die Stimmung völliger Resignation. So war ich einmal Zeuge, wie ein Kollege in der Sexta Lenau's Drei Zigeuner fand ich einmal sogar auswendig lernen ließ, wo der Schluß bekanntlich lautet:

Dreifach haben sie mir gezeigt  
wenn das Leben uns nachtet,  
wie man's verschläft, verachtet, vergeigt,  
und es dreimal verachtet.

Aber auch ein Gedicht wie Chamisso's Der Bettler und sein Hund halte ich in seiner Stimmung schon für nicht geeignet für gar so junge Menschenkinder: es kann noch so eben gar nichts von der gräßlichen Bitterkeit einen Widerhall finden; und ohne diesen wirken die starken Worte nur als Rohheit — und das sollten sie doch nicht —; für die starken Worte als bloße Kraftleistung sind nun Ruaben wohl empfänglich, wie die Erfahrung lehrt; diese Stimmung ist aber doch nicht die des Gedicht's. Da Mädchen für diesen Reiz doch nicht so recht empfänglich zu sein pflegen, so weiß ich nicht, wie gar Lehrerinnen dazu kommen können, dies Gedicht auch noch auswendig lernen zu lassen. Vielleicht nur, weil's doch von dem Dichter von Frauen Liebe und Leben und der Waschfrau ist.

Ausgeschlossen müssen auch diejenigen sein, wo wir die Apperception nicht recht vermitteln können. So habe ich leider auf meinem päda-



Schillerbiographen. Abgesehen von der tiefen Bildung, die gewiß Allesste eignete, und die ihm eine Überlegenheit der eigentlich geistigen Mittel gab, würde ich auch sonst Allesste Art vorziehen: Türschmann konnte den Schauspieler, der er gewesen, nicht genug vergessen. In seiner heftigen Art der Gesten hätte auch das Kostüm, hätte, vor allen, die starke sinnliche Gegenwirkung von gegenwärtigen Mitspielern gehört. Da eine Person hier alles allein giebt, so muß auch eine gewisse Einheit gewahrt bleiben; und das ist nur in der gedämpften Art möglich.

Haben wir, nach dem Vortrage, durch eine kleine Pause den negativen Teil unsrer

Forderung 4, der Besinnung, gegeben, so folgt nun der positive Teil so, daß wir zunächst Fragen stellen werden, wie sie gerade bei diesem Gedicht geboten sind, die uns Gewißheit verschaffen, daß der Schüler sich den Gang des Gedichtes nach unsrer Auffassung in allen Teilen, nach allen Beziehungen möglichst klar vorgestellt hat. Hier ist auch der Ort, sprachliche Erläuterungen zu geben, aber nur so weit, als sie das Verständnis des Gedichtes erheischt, keine abführenden etymologischen oder grammatischen Exkursionen; hier können wir auch das Rhythmische besprechen, den Refrain und dergleichen, aber wiederum nur, soweit die ästhetische Auffassung gerade dieses Gedichtes davon unmittelbare Förderung hat. Das Mehr oder Weniger in diesem Betracht wird immer veränderlich sein nach dem ganzen Stand der jedesmaligen Klasse. Alles das, ich wiederhole es, gehört zu den läßlichen Dingen. Unerläßlich aber ist in der Schule, soweit sie Erziehungs-Anstalt ist, die Wertung des Kerns des Gedichtes: es handelt sich da um unsere Stellung zu dieser Scheu vor dem Heiligen, und zu dieser Verknüpfung von Frevel und Strafe. Ist hier eine solche Verknüpfung überhaupt? könnte man fragen. Eine ausgesprochene nun wohl freilich nicht; aber was man in der Grammatik als *Asyndeton* bezeichnet, ein unverbunden Verbundenes, das haben wir hier im Poetischen: der Dichter läßt sofort auf den Frevel ein Uebel für den Thäter folgen. Und unsre Schüler, darauf dürfen wir uns verlassen, empfinden es als Strafe für den Frevel. Ist es doch einfach ein Grundgesetz unsrer Seele, auf eine Aktion eine zugehörige Reaktion folgen zu sehen: im Sittlichen kann man's ja mit Herbart gern die Idee der Vergeltung nennen. Und diese Forderung ist es, die das Märchen erfüllt, wenn es das schulblose Aschenputtel zur Königin werden läßt, und wenn die böse Stiefmutter in glühenden Eisenschuhen sich auf der Hochzeit zu Tode tanzen muß. Was für die Kinder und die Kleinen im Volk das Märchen erfüllt, das sagt doch auch dem eisengeschienten Ritter das gewaltige Lied von den Nibelungen: wie die Schulb uner-

bittlich ihre Sühne fordert und findet; das sagt uns Schiller in den Schlußzeilen der Braut von Messina, und das sagt uns Goethe in dem Liebe des Harners: alle Schuld rächt sich auf Erden. Freilich: über die naive Verknüpfung in Märchen und Volksdichtung sind wir hinaus: so können wir nicht mehr denken. Aber über die Verknüpfung wie sie Sophokles und Shakspeare so besonders durchsichtig zeigen, über die psychologische sind doch auch wir noch nicht hinausgekommen.

Aber die Katastrophe im Glück von Edenhall bricht wie übernatürlich herein; sie macht auf die Schüler zunächst den Eindruck wie eine magische Wirkung, das Wort magisch verstanden, wie man's heute noch in der Theologie braucht, z. B. zur Bezeichnung einer gewissen Auffassung des Abendmahls in seiner Wirkung. Und das soll sie auch; zu Anfang; gewiß; aber . . . nicht zu Ende, nicht schließlich. So gewiß im Anfang der Völkergeschichte heilig und magisch oft daselbe ist, so gewiß ist aber doch die Idee des Magischen eine Vorstellung, die auf den Menschen drückt, die Vorstellung eines Menschen, der noch gebunden ist. Und wir sollen doch freie — im edlen Sinne freie — Menschen bilden. Also mit dieser Zauber-Vorstellung dürfen wir unsre Schüler nicht Abschied nehmen lassen von dem Gedicht und etwa Zeit und Zufall überlassen, seine Vorstellung zu klären, denn die thun's beide vielleicht, vielleicht auch nicht; und wir ziehen Kunden des Schöpfers von Radbruch. Und wir thun auch nicht etwa dem Gedicht Zwang an. Besinnen wir uns doch: die Magie hat gar nicht der Dichter, sondern der Hörer hineingetragen, weil sie eben in ihm steht; weil er so einen Vorgang sich zunächst so deutet; die Verbindung hat er gemacht; aber er darf auch eine vernünftige finden; eine psychologisch-natürliche; ja er muß es. Und dem Gedicht raubt er nichts von seiner sinnlichen Schönheit, und sich selbst erschließt er seine Seele. Und diesen psychologisch-natürlichen Hergang, wie er doch auch ganz zweifelsohne vor Uhlands Seele stand, sich zu erfassen, wird dem Schüler einen kleinen Schmaß dichterischer Schaffensfreude bieten und ihm das Gedicht aus einem Uhlandschen — in einem bescheidenen Umfange — zu seinem Gedicht machen: gewiß das höchste der Aneignung, das wir erzielen können.

So haben auch diese Andeutungen einer praktischen Probe erkennen lassen, denke ich, daß in der That diese Art der Gedichtbehandlung eine allgemeine verbindliche genannt werden darf, daß die aufgestellten vier Forderungen in Wahrheit unerläßliche sind; nämlich: Erweckung der Stimmung; Richtung der Erwartung; eindrucksvolle Darbietung; reiche Besinnung.

Wärdten diese Zeilen die Kraft haben, dem Leser Mut zu machen, einmal nach diesen Forderungen, in ihrer Gesamtheit, in der Klasse zu verfahren.

## Welche und Welches in Tieds Don Quijote-Übersetzung.

Von Franz Brantl in Wien.

In dem Aufsätzchen über Welche und Welches (Ztschr. f. d. d. Unterr. VIII, 115) wollte ich nichts Abschließendes bieten, keine Vorschrift geben, wie man schreiben müsse und wie nicht. Der Zweck, den ich im Auge hatte, war einzig und allein der, die Freunde und Liebhaber der deutschen Sprache aufmerksam zu machen, wie häufig das pronomens relativum im Sinne von einer geringen unbestimmten Menge gebraucht wird, und daß es doch nicht gut angehe, alle derartigen Fügungen, die der reiche Litteraturschatz unserer Sprache aufweist, in das Bereich des Verwerflichen zu verweisen. Was ich beabsichtigte, trat am 5. 9. 1896 a. a. D. ein. Der geschätzte Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Herr Gebler aus Ragenburg, legte an mehrere der Beispiele die kritische Sonde und versprach noch die angezogene Redeweise mit Exempeln aus den Klassikern näher zu beleuchten. Vielleicht wirkt er bei dieser Gelegenheit auch einen Blick auf den Einfluß der fremden Sprachen, denn es ist mehr als auffallend, daß gerade bei Ludwig Tied in seiner Don Quijote-Übersetzung dieser Sprachgebrauch verhältnismäßig oft wiederkehrt. Aus dem mehr als 1000 Seiten umfassenden Werke setze ich die einzelnen Fälle, mit Ausnahme derjenigen, auf die ich schon a. a. D. aufmerksam gemacht habe, zur Prüfung und Beurteilung hierher:

1. Bevor ich aber zu jenem Ziele gelange, ist es von nöten, durch die Welt zu ziehen, gleichsam zur Beglaubigung, um Abenteuer aufzusuchen, damit wenn ich etwelche beendige, mich der Ruhm bekränze. 1. Bd. 3. Buch, Kap. 7.
2. ... so wie ich ihn auch dadurch beleidigt habe, daß ich nicht vorsichtig genug der Gelegenheit auswich, wenn ich dir je welche gegeben habe, deine bösen Gedanken zu begünstigen. 2. Bd. 5. Buch, Kap. 3.
3. Er sagte mir daher, daß ich noch außer den Ausgelösten welche suchen möchte, die mit uns gingen. 2. Bd. 5. Buch, Kap. 10.
4. Sennor, die Wahrheit zu sagen, so haben wir keine Betten; wenn ihr Gnaden, der Herr Auditor aber welche mit sich bringt ... 2. Bd. 6. Buch, Kap. 1.
5. Wenn einem Cenfor ... aufgetragen würde, die Ritterbücher zu untersuchen, die jetzt neu geschrieben werden, so würden gewiß welche mit den Vorzügen erscheinen, mit denen Ihr sie geschülbert habt. 2. Bd. 6. Buch, Kap. 7.

6. ... in der Nähe hätte. 2. Bd. 6. Buch, Kap. 8.
7. Wie wir in ihren Historien (der irrenden es welche darunter gegeben ... 3. Bd. 7.
8. ... daß es welche gab (nämlich irren: 9. Buch, Kap. 1.
9. ... die tugendhaften und verständigen & welche, die ihnen folgen, ... so wie d haben, die ihnen schmeicheln und sie begleiten Kap. 4.
10. ... erzieht Eure Kinder, wenn Ihr we 9. Buch, Kap. 14.
11. ... um mir Nachricht zu geben, ob noch n ob welche darüber sind (von den Streichen, soll). 4. Bd. 10. Buch, Kap. 2.
12. ... um meinem Glücke völlig den Garauß ich noch welches hatte. 4. Bd. 10. Buch,
13. ... denn der Herr Statthalter Sancho sagt welche (nämlich Sprichwörter). 4. Bd. 1
14. Mache nicht viele Gesetze, und wenn du Sorge dafür, daß sie gut sind. 4. Bd. 10.
15. Schide mir etliche Schnüre Perlen, wenn es Insel giebt. 4. Bd. 10. Buch, Kap. 19.
16. Hier ist eine Compagnie Soldaten durchm unterwegs drei Mädchen aus unserm D ich will es Dir sagen, wer sie sind, vi wieder und es finden sich wohl welche, nehmen mit ihren guten und mit ihren böß 10. Buch, Kap. 19.

Diese Beispiele bietet Lief. In dieser Form f unserem reichen Vitteraturschätze.

Vielleicht ist es gestattet, auch aus einer andern solchen Beleg beizubringen. Dr. Ralph, der im hundert Voltaires Candide ins Deutsche übertrug, i Kunst des Übersetzens anlangt, bei weitem kein 2 Stelle des ersten Kapitels: *Remarque bien que les pour porter des lunettes, aussi avons-nous des lun in folgender Fassung: Betrachtet zum Beispiel Eure I gemacht, um Brillen zu tragen, und man trägt auch choisies de Voltaire. III. Bd. Wien MDCCCX bei Da könnte es auch ganz gut heißen: und man trä*

aber der Übersetzer bei dem Bestrümpfen und Beschuh'n der Beine, bei dem Bersägen und Behauen der Bausteine, bei der Wohnung des gnädigen und größten Herrn Barons und bei dem Genuße des Schweinefleisches und der Schinken immer diese Nebenweise nötig hat, und weil er im Deutschen, ohne schwerfällig zu werden, die betreffenden Wörter: Brillen, Beine, Wohnung, Schweinefleisch und Schinken nicht wie der Franzose wiederholen kann, so nimmt er Zuflucht einmal zu „welche“, zweimal zu „sie“, und ein drittes Mal greift ihm die rhetorische Frage dienstbereit unter die Arme, um die reizend-satirische Schilderung Voltaires von der besten der Welten kurz und bündig, mit Leben und Bewegung zum Ausdruck zu bringen.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich diese Nebenweise sogar bei dem kühnen Sänger aus Mügen, wo ich sie am allerwenigsten erwartet hätte, angetroffen habe. Der schreibt auch: „Der Protestantismus hat aus zwei drei großen Rissen und Spalten viele kleine Risse und Spalten geworfen, er wird immer welche werfen.“ E. M. Arnolds Schriften für und an seine lieben Deutschen, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1845, 3. Bd. S. 597.

### Sprechzimmer.

#### 1.

#### Eine Sage von Karl dem Großen.

Durch einen Verwandten erfuhr ich eine Karlsage, die sich an der unteren Elbe im Volksmund erhalten hat. Da sie meines Wissens noch nicht veröffentlicht ist, dies aber sehr wohl verdient als ein schöner Beweis von dem mächtigen Eindruck, den die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen auf das Sachsenvolk und seine Nachkommen gemacht hat (die Sage wurde meinem Schwager auf einer Fußwanderung von einer Bäuerin erzählt), so glaube ich daraus ein Recht hernehmen zu dürfen, sie den Lesern der Btschr. f. d. d. U. mitzuteilen. Sie lautet folgendermaßen:

Bei Harburg dehnt sich auf dem linken Elbufer ein großer Wald aus, dessen süblichster Teil der Rosengarten heißt. Hier erheben sich viele Hügel. Auf einem von ihnen ruht ein gewaltiger Felsblock, der oben in der Mitte einen tiefen Spalt hat. Unten an jeder der beiden Seiten ist eine kleinere rundliche Vertiefung in dem Stein zu sehen, gleich als ob ein Pferd seine Hufeisen hineingebrückt hätte. Die Leute erzählen sich davon folgende Sage. Karl der Große war mit seinem Heere ins Land gekommen, um die Sachsen zu bekriegen. Tag und Nacht schweifte er nimmer rastend umher, ohne die Feinde, die in der

nungen Lüneburger Letzte münchener Besen hunden, lich erfaßte den Kaiser so schwere Müdigkeit, daß e zu gönnen. Ehe er sich aber bei dem Felsen in Schläfe niederlegte, verbot er bei Todesstrafe, ihn sehen, was da wolle. Als er in tiefen Schlaf g die Sachsen mit ihrem Heerbanne heran und be Franken ein Lager, das sie mit Wällen verschanzte Diener des Kaisers in großer Verlegenheit, was sie standen sie ratlos um ihren schlafenden Herrn; endl von den Sachsen angegriffen zu werden, immer größ einer von ihnen Mut und warf des Kaisers Lieb ihn, so daß er davon aufwachte. Hestig ergrimmt, f tötete das Hündchen; dann aber, als er hörte, daß gezogen seien, that er den Schwur: „So wahr ich über diesen Fels sehe und den Stein mit meinem S ich die Sachsen besiegen.“ Kaum hatte er dies ausg sein Roß, drückte ihm die Sporen in die Weichen, Sprunge über den Felsblock hinüber und wieder im Schwunge mit furchtbarem Hieb den Stein. froh, riefen die Franken ihrem Herrscher ein lautes griff Karl die Sachsen an und eroberte ihr Lager, u waren, wurden erschlagen. Noch heute soll man die und soll die Erde von dem Blute der Gefallenen Fels im Rosengarten aber heißt seitdem der Karlste Kassel.

## 2.

### Sinnspruch.

Auf einem Ellenmaß vom Jahre 1751, das sie vererbt hat, ist folgender Sinnspruch eingeschrieben, der verzeichnet fand: Zior All Dein Thun Mit Retli Zum End Den Letzten Bescheit. In dem Ausst scheid“ sehe ich eine Anspielung auf das jüngste Ger Sinne von „schlichtende Erkenntnis in einer Rechtsj da gebraucht wird.

Kortheim.

## 3.

### Beiten — borgen.

Zu beiten (einem mit gen.) bemerkt Hildebrand spiegel II, 48, 11: „ziemlich gleich kreditieren, wie ich und noch im 15. Jh. Schmeller I, 215 (2. Ausg. I,

stößt die Dünzgersche Annahme von einem Preußenliebe auf geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Er selbst nimmt Anstoß S. 380 an „alle“, das auf Fürst und Volk gehen soll; er nimmt ferner Anstoß an der Anrede: „wie du dich nun“... und meint, man könne sie nur deuten wie die homerische Anrede an das eigne Herz; er glaubt nicht, daß „hier an das sonst hervorgehobene Zusammenwirken mit andern deutschen und fremden Völkern gegen den gemeinsamen Feind, sondern nur an das Zusammenwirken aller Preußen zum gemeinen Besten gedacht werde.“ Das letztere ist recht vorsichtig gesagt, denn streng genommen und ganz sachlich erklärt, immer unter der Voraussetzung, daß die Siegenden, wie Dünzger will, nur Preußen sind, besagt die Strophe in den ersten Zeilen, daß der preußische Fürst und das preußische Volk, jetzt einmütig (das ist deutlich aus der Doppelsezung: Fürst und Volk — Volk und Fürst), neugeboren nach Kampf und Sieg, im Innern reich und stark, auch nach außen (und euch ist Niemand gleich, d. h. doch kein Feind, die Franzosen) ihren Wert zusammenhalten mögen. Hat denn aber die preußische Geschichte Goethe zu solcher Ermahnung irgend eine Veranlassung gegeben, daß er das preußische Volk zum Zusammenhalten mit seinem Fürsten oder umgekehrt ermahnen mußte? Wann sind Preußen unter sich oder mit ihrem Fürsten, vor 1814, uneinig gewesen?

Ist aber das Lied ein preußisches, sind unter „Fürst und Volk“ eben nur der preußische und das preußische zu verstehen, so ergibt sich folgerichtig die Ungeheuerlichkeit, daß Goethe von der Bühne des königlichen Opernhauses herab dem einen Teil, dem preußischen Volke, im Sinne des famosen Schulenburgschen Anschlages nach der Schlacht von Jena: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ — eine kleine Admonition hätte erteilen wollen. — Das ist die richtige Konsequenz von Dünzgers Annahme eines Preußenliebes, freilich er hütet sich, dieselbe zu ziehen, er wendet die Ermahnung ins Allgemeine, Moralische; nachdem er der 6/7 Zeile den Sinn sogar der stoischen, horazischen Weltweisheit — „reich, weil er wenig Bedürfnisse hat“ — untergelegt, kommt er zu der Ansicht, Goethe hätte die Preußen zum „Zusammenhalten ihres Ernstes, ihrer Kraft, ihrer Ausdauer“ ermuntert! Welche flache, wässrige Ermahnung wäre das gewesen, die nach den harten Jahren seit 1806 gar nichts bedeutete.

Wie klar wird aber alles, mit Ausnahme vielleicht der kühnen Wendung: wenn du dich..., wenn man, der einfachsten Deutung der 3. Zeile der 1. Strophe folgend: Nun sind wir Deutsche wiederum..., eben Deutsche die Sängere sein läßt. „Fürst und Volk“ stehen ohne Artikel, also nicht ein bestimmtes Volk, das preußische etwa, und ein bestimmter Fürst, der preußische König; auch folgt ja nicht: sind beide

frisch und neu, sondern: sind alle frisch und neu! Eben weil unter „Fürst und Volk und Volk und Fürst“ mehrere, verschiedene Völker zu verstehen sind, so heißt es auch: alle — alle deutschen Völker und Fürsten. Und nun paßt auch das letzte, was für die Preußen gar nicht passen wollte: „Zusammen haltet euren Wert (ihr deutschen Fürsten und Völker). Und euch ist niemand gleich.“ Den Deutschen kam solche Erinnerung nach der napoleonischen Zeit mit vollem Recht zu. Dünker selbst im Widerspruch mit seiner obigen verflachenden, nur auf Preußen gemünzten sittlichen Ermahnung, bei der er übrigens immer erklärt, als ob: „Behaltet“ dasteht, nicht „Zusammenhaltet“, führt Goethes Spruch an: „Von nun an sollte kein Deutscher (!) etwas auf eigne Faust unternehmen.“ Er hätte noch hinzufügen können: Zahme Kenien:

„Nun sind ihnen (den Deutschen) auch die größten Thaten  
Zum ersten Mal im ganzen geraten.  
Ein jeder spreche Amen daren,  
Daß es nicht möge das letzte Mal sein.“

v. Voepel setzt treffend hinzu: „Der Wunsch des Schlußverses — nicht das letzte Mal — erfüllte sich 1870 und 1871 und citiert Bismarcks Worte 8. März 1871 zu Frankfurt a. M.: „Wenn wir zusammenhalten, dann faßt uns keiner wieder an.“ Später Goethe etwas tadelnd für seine Deutschen: „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so sein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.“ (Sprüche, Ethisches III.)

Die folgende dritte Strophe, welche, zuletzt für den endlich festgesetzten Tag der Aufführung, den 30. März 1815, nachträglich gedichtet, am 12. März 1815 nach Berlin an den Intendanten, Grafen Brühl abging, später anders als ursprünglich gefaßt wurde, bietet fast gar keine Schwierigkeiten der Auslegung; der Vollständigkeit wegen stehe sie hier:

Gedenkt unendlicher Gefahr,  
Des wohlvergoffnen Bluts,  
Und freuet euch von Jahr' zu Jahr,  
Des unschätzbaren Guts.  
Die große Stadt, am großen Tag,  
Die unsre sollte sein!  
Nach ungeheurem Doppelschlag  
Zum zweitenmal hinein!

Es klinge hier recht anmaßend, wäre auch geschichtlich zu un wahr, wenn die Preußen allein sich mit ihrem König meinten: die unsre sollte sein! Hatten sich doch schon im November 1813 mehrere deutsche Staaten als Verbündete angeschlossen! —



Blume (Goethes Gedichte. Wien 1892. S. 237), jüngst auch Rich. M. Meyer in seiner Goethe-Biographie (Berlin 1895) S. 442 dieser Ansicht Beifall gezollt.

Indessen auch viel wichtigere Gründe allgemeiner Natur weisen eine Bezugnahme auf Friedrich Wilhelm III. kategorisch zurück. Soweit ich sehe, ist die 4. Strophe auch bei den Aufführungen zu Weimar, deren erste am 7. Februar 1816 stattfand, gesungen worden; nach dem kritischen Apparat von Fielitz S. 532 ist der erste Berliner Druck bei Dunder und Humblot 1815 daselbst als Textbuch verkauft worden. Auf wen sollten nun die Zuschauer in Weimar: „der Herr ist da“ beziehen? Auf den preussischen König doch gewiß nicht, also auf ihren Herrn, Karl August? Indessen wie war das letztere möglich? Der Herzog war 1814 im September sehnsüchtig in Weimar erwartet worden, aber nicht gekommen; Goethes Vorbereitungen waren vergeblich gewesen. Der Erwartete ging ins Aachener Bad (Dünker, Goethes Leben 1885. S. 596), war dann in Wien auf dem Kongress und lehrte, nachdem er an dem zweiten Feldzuge, welcher zur Schlacht bei Waterloo führte, gar nicht teilgenommen, 13. Juni 1815 endgiltig nach Weimar zurück, von wo er im Hochsommer noch eine Reise zur Kur nach Baden-Baden unternahm (vergl. Dünker, Goethe und Karl August. 1888. S. 700 ff.). Zur Feier seiner Rückkehr im Juni 1815 hatte Goethe das Finale aus „Johann von Paris“ bekanntlich umgeändert und erweitert, in dessen Schlussvers er übrigens auch ein Tebeum erklingen läßt:

Gotte, der uns gnädig erhört,  
Preis in Ewigkeit.

So war der Herzog, als „Epimenides“ dann 7. Februar 1816 in Weimar gegeben wurde, längst zu Haus, eigentlich schon 1½ Jahre, seit September 1814 konnte man ihn als heimgekehrt betrachten. Und da — Februar 1816 — sollten die Zuschauer, wenn der Chor sang: „der Herr ist da,“ an ihren Fürsten denken, ebenso bei „gestritten und gewacht,“ während jener seit Sommer 1814 überhaupt nicht mehr im Felde gestanden! Nein, in Weimar ist diese Schlussstrophe nur denkbar, wenn sie ähnlich wie die ersten Zeilen jener aus dem obigen Finale ein Tebeum ist. Man hat sie gewiß hier ebenso wie in Berlin für ein solches gehalten.

Für Weimar 1816 hat Goethe manche Abänderungen in seinem Festspiel vornehmen müssen; diese Änderungen und Umdeutungen geben im allgemeinen zu denken und Fingerzeige, ob man von einer letzten Änderung auf den Sinn früherer, ursprünglicher Worte einen Schluß machen darf. In Weimar ließ er den „Glauben“ sprechen: „Schneidend eiße Lüfte blasen, Ströme schwellen, Schlund auf Schlund Und der

Elemente Rasen, Alles kräftigte den Bund“ und damit sollte, nur ganz bildlich, auf die gefährvolle Lage des Landes nach Jena 1806 hingewiesen werden, worauf dann im folgenden das mutige Verhalten der Großherzogin Luise seinen Preis fand. Und doch ca. 2 Jahre vorher in Berlin deuteten dieselben Verse die Niederlage Napoleons auf den Eis- und Schneefelbern Rußlands an. — Wenn ebenda von „Blut und Mord und Rauben“ die Rede ist und in Weimar 1816 jeder Zuschauer an die Plünderung Weimars dabei dachte, wie richtig ist der Schluß, in Berlin 30. März 1814 hätten die Worte: „und dem Morden und dem Rauben kühn beharrlich abgewehrt!“ dasselbe sagen wollen! Nein, wir wissen es ja, 1814 bezogen sie sich auf den Brand Moskaus und die Verwüstung des russischen Landes! — Es ist aus solchen Beispielen ersichtlich, wie falsch jene Grundsätze einer Auslegung sind, welche bei einem Festspiel, dessen Bestimmung eine nur augenblickliche, leicht veränderliche ist, von dem Sinn einer späteren, schnellen, gezwungenen Änderung auf irgend welche Bedeutung der früheren Worte, die zuerst dastanden, einen Rückschluß gewinnen will. Selbst wenn das berüchtigte „Und tönet bald“ handschriftlich ganz gut beglaubigt wäre, wir dürften nicht wagen, von seiner Bedeutung aus die der originalen Worte: „Nun töne laut“ irgendwie festzustellen.

Diese scheinbar sicherste Stütze für die Deutung des Chores als eines Preußenliedes ist denn, wenn ich nicht irre, vernichtet. Überhaupt Goethe und ein Preußenlied! Goethe, der besonders seit der Campagne 1792 von dem preussischen Staat nie etwas hat wissen wollen, der bald nach der ersten Niederschrift im Mai 1814 wegen der preussischen Annexionsgellüste auf das frühere Kursachsen dem preussischen König und den Seinen das Schlechteste wünschte:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rat...  
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Mäh',  
Ihm und den Seinen schlecht!“

der soll bald darauf den Schlußchor, den er zurückbehielt, nach Hinzudichtung der 3. Strophe, als eine Huldigung für die Preußen und ihren König nach Berlin gesandt haben! Wie matt, wie allgemein sind, wenn man die für Kaiser Alexander und Franz I. bestimmten Strophen (23. Auftritt) daneben hält, die Worte, welche die Hoffnung an Friedrich Wilhelm III. richtet! Und diese sind vor dem Wiener Kongreß geschrieben.

Nein, der Schlußchor ist ein Deutschlied, wie Goethe selbst von seinem Festspiel als ganzem sagt:

Ich habe der Deutschen Juni gesungen,  
Das hält nicht bis in Oktober.

Doch Preußenlied hin, Preußenlied her! Wer hindert uns denn, falls der Schlußchor auch wirklich ein solches sein sollte, denselben deswegen zu einer Nationalhymne für geeignet zu erachten? Was ist denn die preussische Nationalhymne früher gewesen? Dünzer sagt S. 355: „ich hätte den jetzigen Nationalhymnen den ungerechten Vorwurf gemacht, entweder ihre Worte oder ihre Melodien gehörten uns nicht“, und fährt fort: „So schlimm steht es glücklicherweise doch nicht.“ Nun, eigentlich steht es noch schlimmer, darüber noch ein Wortchen!

Daß unsere Königshymne, die 1793 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, ein für den geisteschwachen König Christian VII.<sup>1)</sup> von Dänemark gedichtetes Lied des Theologen Harries ist, weiß jeder; auch daß die Melodie von dem Engländer Carey, nicht von Händel herrührt, ist nach Chrysanders<sup>2)</sup> grundlegender Arbeit bekannt genug. Aber Text wie Melodie sind im Grunde nicht englisch, sondern französisch, der Text, wenigstens die erste Form desselben, ist von Madame de Brinon, Oberin des von der Maintenon gegründeten Fräuleinstiftes von St. Cyr, für Ludwig XIV. gedichtet, die Melodie ist wohl von Lully, dem berühmten Musiker jener Zeit. Diese Thatsache hätte man schon längst beachten sollen, schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, als 1835 die 2. Auflage jener Memoiren erschien,<sup>3)</sup> welche die Quelle für jene Behauptung sind. Indessen erst jüngst scheint man bei Gelegenheit des Jubiläums der Hymne dies wieder gewürdigt zu haben. Für Renner bietet daher das Folgende nicht allzu viel Neues, ich habe mich nur bemüht, den Gegenstand aus den Akten selbst klar zu legen, was bis jetzt, soweit meine Umschau reicht,<sup>4)</sup> noch nicht geschehen.

Die Marquise de Cr squey, welche, nach ihren eigenen Angaben entweder 1699 oder 1701 geboren, fast hundertj hrig in Paris starb,

1) Vergl. auch H. C. Kellner, Leipziger Zeitung, wissenschaftliche Beilage Nr. 125. 1894.

2) Chrysander, Jahrbücher für Musikwissenschaft, 1863, bes. S. 371.

3) Schon Dchmanns Schrift („Heil dir im Siegertranz“, Berlin 1878) weiß zwar davon durch die „Blätter der B rsenhalle“ 1834, Nr. 947; vergl. Dchmann, S. 9, Anmerk. 13. — Auch hier aber sind die „Denkwürdigkeiten der Frau Cr squey“ nur genannt, ohne Angabe des Bandes, der Seite, wie in allen andern Schriften, werden sie citirt. Auch dieser Autor hat sie selbst gar nicht eingesehen.

4) Vergl. Blätter für Hymnologie 1894, Nr. 1 und Nr. 10, 11. Neue Preussische (Kreuz) Zeitung 1894, Nr. 300, 302. Verfasser: Generalmajor z. D. Schröder. — Von demselben Verfasser ist gerade, als dieser Aufsatz geschrieben und dann der Redaktion im Juli eingereicht wurde, im Juni- und Juli-Heft der „Allg. konservativen Monatschrift“ 1895 eine Reihe von Artikeln erschienen, welche in etwas breiterer Weise als in der Kreuzzeitung u. a. auch auf die Frage nach dem französischen Ursprunge unserer Hymne eingehen. Mitgeteilt wird hier aber nur

ſchreibt in ihren Souvenirs,<sup>1)</sup> Tome 1, S. 146/147 gelegentlich eines Beſuches von St. Cyr im Jahre 1713 oder 1715: Une de mes impressions les plus ineffaçables est celle de toutes ces belles voix de jeunes filles, qui partirent avec un éclat imprévu pour moi, lorsque le Roi parut dans sa tribune et qui chantèrent à l'unisson une sorte de motet ou plutôt de cantique national et religieux, donc les paroles étaient de M<sup>me</sup> de Brinon et la musique du fameux Lully. En voici les paroles, que je me suis procurées longtemps après.

Grand Dieu, sauvez le Roi,  
 Grand Dieu, vengez le Roi,  
 Vive le Roi!  
 Qu'à jamais glorieux  
 Louis victorieux  
 Voie ses ennemies  
 Toujours soumis.  
 Grand Dieu, sauvez le Roi,  
 Grand Dieu, vengez le Roi,  
 Vive le Roi.

Und als Beglaubigung lesen wir Bd. 7, S. 308 flg. dieser souvenirs unter den „pièces iustificatives“ als Nr. II: declaration de trois dames de Saint-Cyr, relativement à l'origine de la musique et des paroles du „God save the king.“ Drei ehemalige Schülerinnen des Fräuleinstiftes von St. Cyr, Anne Thibault de la Noraye, B. de Monstier, Julienne de Belagrey bestätigen, daß dies Lied aus dieser Erziehungsanstalt stammt, und zwar aus der Zeit Ludwig XIV, daß eine von ihnen es zuletzt selbst 1779 habe singen hören, wie Ludwig XVI. dort war; als Verfasserin des Liedes nennen sie auch Madame Brinon, als Komponisten Lully. Zum Überflus ist diese Aussage amtlich beglaubigt durch den Maire von Versailles.<sup>2)</sup>

Es könnte uns ja nicht unwillkommen sein, wenn jemand die Glaubwürdigkeit dieser Souvenirs im allgemeinen und der Stelle im

die Stelle aus den Memoiren der Frau von Créquy nebst der Anmerkung über diejenigen der Herzogin von Berth (beide in deutscher Übersetzung). Eigentlich nur aus dem einen Grunde, daß Frau von Créquy ihre Denkwürdigkeiten erst spät, ca. 1760, niederschrieb, schließt der Verf., daß der Louis-Salut von St. Cyr das sehr getreu kopierte Original von dem Careyschen God save the king gewesen ist. Wie man dies daraus schließen und dieser Schluß neben dem Zeugnis anderer Stellen sich halten kann, ist nicht ersichtlich. Immerhin vielleicht: adhuc sub iudice lis est!

1) Souvenirs de la marquise de Créquy. Paris 1834. 7 Bde.

2) Nous soussigné, maire de Versailles, etc., certifions que les trois signatures ci-dessus sont celles de Madame Thibault de Noraye etc., anciennes religieuses et dignitaires du convent royal de Saint-Cyr, et que

in der déclaration, wie où elle s'étoit conservée de tradition, über que la dite musique avoit été composée, nous a-t-on dit dès notre jeunesse, par le fameux Baptiste Lully. Aber es giebt noch eine andere, davon unabhängige Überlieferung, deren Wortlaut ich einer Anmerkung des Herausgebers jener souvenirs entnehme; freilich auch dieser fußt auf der Notiz der Zeitung „La Mode“<sup>1)</sup> vom 23. Juli 1831. Hier liest man über die Memoires der Herzogin von Perth, die damals verkauft wurden: On y trouve une foule de détails intéressans sur la cour de Louis XIV, ainsi que sur celle du roi Jacques pendant le séjour de L. L. M. M. au chateau de St. Germain-en-Laye. En rendant compte de l'établissement de Saint-Cyr, elle y témoigne d'un fait, qui n'était pas inconnu en France, mais dont la révélation n'était appuyée que sur le temoignage des anciennes religieuses de cette maison, et c'est à savoir, que l'air et les paroles du God save the king sont d'origine française. „Lorsque le roi très-chretien entroit dans la chapelle, tout le choeur des dites demoiselles nobles y chantoist à chaque fois les paroles suyvantes et sur un très bel ayr du sieur de Lully: Grand Dieu, sauvez etc.“ — Offenbar sind dies die Worte der Memoiren der Herzogin von Perth selbst<sup>2)</sup>, welche also wahrscheinlich unter Jakob II. (gestorben 1701 zu St. Germain-en-Laye) geschrieben, die älteste Quelle dieser Überlieferung darbieten. Der Zeit nach würde die Nachricht in den Souvenirs folgen, nach denen 1715 das Lied gesungen wurde, und dann die déclaration, nach welcher 1779 die Hymne in St. Cyr noch gehört wurde.

foi doit y être ajoutée. Versailles, le 22 septembre 1819. Le marquis de Lalonde (et scellé). — Übrigens weicht der Text in dieser Urkunde insofern vom dem obigen üblichen ab, als die ersten Zeilen lauten:

Grand Dieu, sauvez le Roi,  
Grand Dieu, sauvez le Roi,  
Vengez le Roi!  
Que toujours glorieux etc.

1) Ein Exemplar dieser Zeitung einzusehen, ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen.

2) Daß solche Papiere existierten, beweist die Herausgabe von *Lettres from James Earl of Perth . . . to his sister, the countess of Errol and other members of his family*, welche William Ferban, London 1845 veröffentlichte; offenbar sind dies Teile jener Familiendokumente der Earls of Perth. — Aus der introduction geht hervor, daß Jacob IV Earl of Perth, geb. 1648, lange auf Reisen, in hoher Gunst und Würde bei Jacob II., von diesem in St. Germain zum Duke of Perth ernannt wurde und 1716 starb. Die Verfasserin jener oben erwähnten Memoiren ist wohl seine 3. Frau gewesen, Mary Gordon, „second daughter of Lewis third Marquess of Huntly;“ sie teilte das Exil ihres Mannes und starb in St. Germain 1726. Ob ihre Aufzeichnungen jemals gedruckt, erscheint zweifelhaft.

Endlich muß der Vollständigkeit halber eine vierte Quelle genannt werden, welche jedoch anekdotenhaft ist und daher in Bezug auf Glaubwürdigkeit zuletzt kommt. In einer Anmerkung des Wertes vom duc de Noailles, Histoire du Mad. de Maintenon (Paris 1875) Bd. 3 S. 55 liest man: Lulli mourut le 12 mars 1687. Son fils lui succéda comme un surintendant de la musique du roi M. Castil-Blaze,<sup>1)</sup> autorité en érudition musicale, raconte que, visitant à Saint-Germain la salle du roi Jacques, il s'y installa pour dîner. „Je voulais, dit-il, que ces murs fissent retentir encore des chants de leur époque, et j'exécutai quelques airs de Lulli. Je chantai le God save the king air français, que ce maître composa pour Madame de Maintenon et que Hændel prit au choristes de Saint-Cyr, dans une visite qu'il fit, en 1721, pour l'offrir au roi d'Angleterre.“ Insofern freilich ist diese Notiz wichtig, als man daraus sieht, daß God save the king ist nicht nur in St. Cyr gesungen, sondern damals schon in den Gemächern des verbannten Königs Jacob II. zu St. Germain.

Was nämlich die genaue Zeit des Ursprungs anbelangt, so scheint sicher zu sein, daß das Lied zum ersten Mal erklang, als Ludwig XIV. bald nach der Gründung des Instituts dasselbe besuchte, nämlich 1685. Darüber berichtet u. a. dieselbe Histoire de Madame de Maintenon par M. le duc de Noailles. Paris 1857, Bd. 3, S. 54 fig.: Quand le Tedeum fut achevé, on chanta le Domine salvum, puis les demoiselles, conduites par leur maîtresse, défilèrent devant lui, en lui faisant une profonde révérence. La communauté observa la même cérémonie. Enfin, quand il entra dans les jardins, trois cents jeunes voix entonnèrent une cantate à sa louange, dont les paroles étaient de madame de Brinon, sur ce bel air composé par Lulli et qui depuis selon la tradition de Saint-Cyr a passé en Angleterre, et est devenu l'air national anglais sur les paroles du God save the king.<sup>2)</sup> — Ferner erfährt man hieraus, daß diese Hymne jedesmal, wenn der französische König nach der Maison de Saint-Cyr kam, ertönte, daß aber, weil die Besuche seltener wurden und seine Nachfolger nur ausnahmsweise dorthin gelangten, dieselbe in Vergessenheit geriet, bis die Revolution und die Umwandlung des Fräuleinstiftes in eine Militärschule (durch Defret vom 13. Brumaire des Jahres 2) sie ganz und gar aus der Welt verschwinden ließen. Die feierliche, amtliche Beglaubigung zu Versailles 1819,

1) Castil-Blaze, Musiker und Musikschriststeller in Paris, geboren 1784, starb 1857.

2) Ebenso, fast mit denselben Worten Théophile Lavallé, Histoire de la maison royale de Saint-Cyr, Paris 1853, S. 54 und Histoire de l'école spéciale militaire de Saint-Cyr par un ancien Saint-Cyrien, Paris 1886, S. 12.

innigen Dank aus, die seinen Vater noch übers Grab hinaus in so erhebender Weise ehrten, und gab das Versprechen ab, daß die Familie dieses Zeichen der Treue und Liebe allezeit wert halten und pflegen werde. Die weishevolle Feier wurde durch Gesang der Thomaner beschlossen. Jedem Teilnehmer wird dieser ergreifende Akt, in dem das Bild des Verkürten auf eine andächtige Gemeinde von Schülern und Freunden zum ersten Male herabschaute, unvergeßlich bleiben. Allen aber, die das Werk anregten, förderten und zum Gelingen brachten, sei innigster Dank dargebracht.

— n.

## Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung.

Von Rudolf Wustmann in Leipzig.

### 1.

Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung! —

Bist du nicht der erste, vergnügter Maria Wuz, der auf diesen Zaubertruf in die Geisterwelt der Dichtung vor unserm Auge steht? Deinen lustigen Namen wenigstens kennen, so kümmerlich Jean Paul heute gelesen wird, doch noch viele und wenn es das einzige wäre, was in ihrer Erinnerung neben den Worten „Jean Paul“ empor schnellte. Als Sonderling muß sich ja freilich schon mißtrauisch beugen lassen, wer dein ganzes schönes Idyll durchgekostet hat, und wie viele Halbsonderlinge werden es denn sein, die es über sich gewonnen haben, wenigstens davon zu nippen, etwa mit dem guten Vorsatz, Jean Paul „doch von einer Seite“ kennen zu lernen? Als ob sich ein Mensch wie er, dem es erstes Gesetz war, immer als ganzes thätig zu sein, je wie ein Schauspieler heute mit einem tragischen und morgen mit einem faunischen Gesicht hätte zeigen, das eine Mal dem Leser nur eine naive-humoristische, das andre Mal nur eine satirische, das dritte Mal nur eine philosophische Schüssel hätte vorsetzen können! So mannigfaltig der Porso seiner Gebäude ist, überall zeigt sich dieser Baumeister doch in seiner Ganzheit, hoch — oder tief, es ist wie oft körperlich auch hier geistig daselbe — und heiter zugleich wie der blaue Himmel; überall hat er aus dem Quell seines Naturells geschöpft, wenn er auch hierhin ein Gartenhaus, dorthin eine Sakristei und dahin ein Dachstübchen gesetzt hat.

Und blickt da nicht als zweiter dem guten Wuz der selige Quintus Fizelein über die Schulter, mit seinem Vordermann an unserm litterarischen Nachthimmel der ständige Trabant des fernen Sternes Jean Paul? Ach und hinter beiden dringt die Schar der Fibel, Pelz, Stiefel, Poppelidzel, Fälbel, Seemaus und wie die langbestrumpften, kurzbezopften Männlein

alle heißen, heran, auf ihr Amt pochend und die Babel durcheinander schwingend! Hand in Hand folgt ihnen mit ernstern Mienen die wackere Pentade der Erzieher Albanos, — ja, seh ich recht, so taucht da hinten im Nebel auch das griesgrämige Gesicht des Kunstrats Fraischdörfer aus Haarhaar auf; macht er etwa als pedantische Nörgelseele auf den Titel Schulmeister Anspruch?

Eine artige Mosaik gäbe es vielleicht, ihrer aller Schattenriffe aneinander zu setzen, aber kein Gemälde. Rahmen und Hintergrund, Licht und Luft, Kolorit und Stimmung empfängt der ganze Zug erst durch einen Größeren. Jean Paul selbst ist der größte Schulmeister, der in Jean Pauls Dichtungen — anfangs kaum merklich, schließlich ein Riese — vor uns Gestalt gewinnt, ein Meister in der Schule des Lebens, ein Bildner der Jugend wie kein zweiter.

Die Anfänge der Kunst ruhen in den höheren Lebensformen und der tieferen, besseren Lebensstimmung, in der der Mensch im ersten Kultus voll Ehrfurcht der gefürchteten oder geliebten Gottheit gegenüber trat, die er, als psychophysisches Wesen, hinter der ihn umgebenden Physis ahnen mußte. Das religiöse Gefühl, das sich am unmittelbarsten wie noch heute in Dank oder Bitte äußerte, kleidete diese Äußerung unwillkürlich, dem tieferen Eindruck, dem höheren Leben des Augenblicks entsprechend, in bedeutendere Formen: die Sprache hob sich zum Gesang, die begleitenden Körperbewegungen fügten sich von selbst dem regelmäßigen Wechsel eines feierlichen Rhythmus (beides ergab sich zugleich aus der Notwendigkeit, einer größern Anzahl den gleichzeitigen Ausdruck ihrer Gefühle zu ermöglichen). Die Kunst war aufs engste verschwistert mit Sittlichkeit und Religion und Weisheit, wahrer, besser, schöner, mit einem Worte heiliger oder seliger zu machen war ihr Zweck.

Und das ist er heute noch. Dem Ziele einer zwecklosen, reinen Kunst, der Kunst an sich, nachzuringen, wäre schließlich ebenso verhängnisvoll wie die blinde Trennung von religiösem Dogma, absoluter Ethik und absoluter Wissenschaft Wahnwitz ist; zu welchem theoretischen Wahn und zu was für unglücklichen Kunstwerken der Glaube an die „reine“ Kunst führen kann, zeigen ihre beiden jüngsten Verfechter Hegel und Ringer. Jean Paul war sich der engen Verwandtschaft der Religion und der Kunst und der übrigen erhöhten Lebensarten bewußt. An Jacobi hat er einmal geschrieben: „Ich bleibe dabei, daß es, wie ein letztes, so vier erste Dinge gebe: Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Seligkeit, und daß die Synthese davon nicht nur notwendig, sondern auch schon gegeben sei.“ Er war sich daher auch darüber klar, daß die Kunst als solche nicht Selbstzweck, sondern der selige Mensch ihr Zweck



sei, daß sie an der Erhöhung oder Erziehung des Menschen mitzuarbeiten habe. Und in diesem hohen Sinne, freilich nicht in dem gemeinen Tages-sinne, ist seine ganze Kunst tendenziös, d. h. seine Dichtung von Anfang bis zu Ende erziehend. Er war der Überzeugung: „Große Dichter sollen öfter den Himmel aufsperrn als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben“ und so mahnte er auch: „der Dichter erheitere nicht nur wie Goethe, sondern erhebe auch wie Klopstock, er male nicht nur das nahe Grün der Erde wie jener, sondern auch das tiefe Blau des Himmels wie dieser, das am Ende doch noch länger Farbe hält.“

Viel schärfer hat sich Jean Paul gegen Schiller ausgesprochen<sup>1)</sup>, den er ganz in Kants Banne währte und für einen beschränkteren Formalisten als Goethe hielt, zumal nachdem Schiller dem künstlerischen Prinzip die hervorragendste erzieherische Bedeutung in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen zugewiesen hatte. Aber „bei Schiller erweitert sich im Fortgang seiner ästhetischen Begriffe mit jedem Schritt mehr das ästhetische Vermögen, es bemächtigt sich immer mehr des ganzen Menschen, der ästhetische Mensch erscheint als Inbegriff alles Menschlichen.“ So urteilt Kuno Fischer, und Schiller selbst bekennt seine Überzeugung von der schließlichen Einheit des Wahren, Guten und Schönen in einem Briefe an Körner (25. Dezbr. 1788): Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam als Zugabe mit erreicht haben, da im Gegenteil der, der zwischen Schönheit und Moralität unstät flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.“ Genau dasselbe sagen ja auch die Verse in den „Künstlern“:

Der Freiheit freie Söhne  
Erhebet euch zur höchsten Schöne  
Um andere Kronen buhlet nicht!  
Die Schwestern, die euch hier verschwunden,  
Holt ihr im Schoß der Mutter ein,  
Was schöne Seelen schön empfunden,  
Muß trefflich und vollkommen sein!

Ist hier nicht der Inhalt, der moralische Gedanke verbürgt (die Empfindung schöner Seelen)? Ist es nicht ein bloßer Streit um Worte, wenn man hier Schiller eines einseitigen Kultus der Ästhetik bezichtigt, anstatt ihm, dem Künstler von Haus aus, die Verechtigung zuzugeben, das Gute als das Schöne (im Gebiete der Moral) zu bezeichnen? Schillers

1) Blindlings folgt ihm darin neuerdings Josef Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, bef. S. 346 ff.

Begriff Schönheit ist eben nicht bloß formell, sondern zugleich inhaltlich gemeint: es ist nicht zu verkennen, daß Schiller in diesen Äußerungen den rein künstlerischen Standpunkt verlassen hat und auf dem synthetischen steht.<sup>1)</sup> Einen hohen Griff in diese Dinge hat er auch mit den Versen gethan:

Was wir als Schönheit hier empfanden,  
Wird dort als Wahrheit uns entgegengehn.<sup>2)</sup>

Während sich Schiller und Jean Paul also schließlich wohl näher standen, als beide vielleicht geahnt haben, scheint Jean Paul, seinen Äußerungen über Goethe nach zu urteilen, die Größe der Kunst, die ihn von diesem schied, unterschätzt zu haben. Sehr bezeichnend für den tiefen Riß zwischen den Lebensauffassungen beider ist folgendes. Goethes pädagogischer Grundgedanke, den er ja auch bei der Erziehung von Fritz vom Stein fortwährend im Auge hatte, war der: objektiv zu machen. Ganz natürlicherweise galt ihm daher die Malerei als die ethischste Kunst, zwingt das Zeichnen doch zur beobachtenden Aufmerksamkeit und zur Zurückhaltung im Urteilen. Der umgekehrte Schluß auf die pädagogische Unzweckmäßigkeit der bildenden Kunst ergibt sich für Jean Paul; er meint, es gebe kein besseres Mittel, sich für eine Scene zu verhärteten, als sie vom rein künstlerischen Standpunkt zu betrachten, gleichwie wissenschaftlicher Forschungsseifer den Anatomen unempfindlich gegen die Qualen des vivisezierten Tieres mache.

Sich selbst treu, ist Jean Paul in seinen Dichtungen — zum Nachteil der Form — nirgends reiner Künstler, aber immer edler, seinen Mitmenschen hilfreicher, guter Mensch — zum Vorteil der Idee. In allen seinen Dichtungen haben wir also den Erzieher zu suchen. Ist es ein Wunder, wenn eine Reihe von ihnen geradezu pädagogische Ideen zum Mittelpunkt haben? So wird im Titan die Entwicklung eines edeln Fürstent Kindes geschildert, die unsichtbare Loge kann geradezu ein pädagogischer Roman genannt werden, und in den Flegeljahren wird die Erziehungsidee dargestellt: der idealistische Träumer soll erst durch die Schule des praktischen Lebens und seiner bestimmten reellen Aufgaben

1) Vgl. dazu die Worte F. Schnebermanns: „Wer Schillers Gedanken tiefer auf sich wirken läßt, der wird nicht zugeben wollen, daß es für seinen stets auf Ganze gehenden, ja so gewaltig gerade auf das Sittliche gerichteten Sinn genügend gewesen sei, bloß ästhetische Probleme zu behandeln. Vielmehr auch das Ästhetische stellte sich ihm unter den Gesichtspunkt des Sittlichen“ (in dem Aufsatz „Biblische Anklänge bei Schiller“ in der von D. Lyon herausgegebenen Festschrift zum siebenzigsten Geburtstag Rudolf Hilbrands S. 190 ff.).

2) Und dazu bemerkt Müller: „Also schließliche Entbehrlichkeit der Kunst! Auch gegen die Wissenschaft werden hier die Grenzen verwischt.“ Unbegreifliche Worte in einem sonst guten Buche.

Übungen der Denkkraft. Die notwendige Reflexion über die Sprache, die Anwendung der Logik auf die Grammatik, lernt sich leichter an einer fremden Grammatik. Wiederholt hat er das betont: „Die lateinische Sprache übt durch ihre Kürze und durch ihre scharfe Gegenform der deutschen dem kindlichen Geiste Logik und also eine philosophische Vor- schule ein. Sprachkürze giebt Denkweite.“

Höher als Sprechen erzieht Schreiben; es ist „ein noch engerer Isolator und Lichtsammler der Ideen“ als das Sprechen. „Schreiben erhellt, vom Schreiben an, das der Schreibemeister lehrt, bis zu jenem, das an den Autor grenzt.“ Darum übe sich der Knabe früh darin, eigne Gedanken aufzuschreiben. „Ein Blatt schreiben regt den Bildungs- trieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.“ „Corneille sprach schlecht und lahm, ließ aber seine Helden desto besser reden. Haltet daher jeden Examinandus für einen stummen, stammelnden Corneille; und gebt ihm ein Zimmer, und eine Stunde, und Feder: so wird er schon reden durch diese, und so zu sagen, sich selber ganz gut examinieren. Gefegnet sei, wer die Schrift erfand.“

Schwer anzuerziehen und doch unendlich wichtig für den geistigen Bildungstrieb ist die Aufmerksamkeit des Bögling's. Jean Paul warnt davor, sie zu oft zu zwingen<sup>1)</sup>, und zeigt, wie natürlich, ja berechtigt oft „Unaufmerksamkeit“ ist, d. h. Aufmerksamkeit auf etwas andres, als der Lehrer gerade vor das Auge des Schülers hinstellt.

Was sich nicht erschaffen läßt, das ist Aufmerksamkeit des Genies; sie kann nur erkannt und dann geschont und gepflegt werden. „Hab' nur Aufmerksamkeit für die kindliche, ihr Erzieher, damit ihr nicht, alle Zukunft verwirrend, dem Genie, das euch mit Kräften und Blüten über- rascht, die entgegengesetzte abfordert, einem Haydn ein Maler-Auge, einem Aristoteles ein Gedicht.“ Dagegen ist eine allgemeine Aufmerksamkeit wohl lehrbar, wenigstens wechbar, und zwar wird sie durch nichts so entschieden gebildet, wie durch die Übung, das Altbekannte als etwas Neues, das Gewohnte wie etwas Fremdes zu betrachten. Zu welchen Entdeckungen ist jeder innerhalb seiner vier Wände fähig! Wer hier Aufmerksamkeit gelernt hat, wird draußen in dem großen Kreis des bunten vielbewegten Lebens nicht müde werden, aufzumerken. Da ist dann freilich wieder eine gedrängte, konzentrierte Aufmerksamkeit anzu- erziehen, damit die Fähigkeit alles zu beobachten, nicht in Zerstreung ausarte. Diese konzentrierte Aufmerksamkeit wird durch die energische Heraushebung eines Gegenstandes aus der Menge gewonnen, indem man

1) Vgl. „Ein Kapitel für sich“ von A. Matthias in Lyons Festschrift für Rudolf Hilbrand S. 133 fig.

ihn „zum Rätsel und dadurch reizend macht.“ „Man frage ewig die Kinder: warum? Das Fragen der Lehrer findet offnere Ohren als ihre Antworten.“

Die Anfänge des geistigen Schaffens, seine Formen, kann man sagen, lernt die Jugend am besten an der Mathematik. Jean Paul stimmt mit Pestalozzi darin überein, daß sie eine Vorstufe für philosophisches Denken sei, das selbst ja dem Knaben noch nicht zugemutet werden dürfe. Er rühmt sie einmal als „die Metaphysik des Auges — die Grenzwissenschaft zwischen Erfahrung und Abstraktion — jene ruhige, kalte Maß-Rechnung, welche sich noch nicht nach den drei Niesen und Herrschern des Wissens, nach Gott, Welt und Ich erkundigt; welche jede Säe-Minute mit einer sichtbaren Ernte belohnt; welche keine Begierde und Wünsche aufreizt oder niederschlägt, und doch auf jeder Erdenstelle, wie in einem Exempelbuch, ihre Beispiele und Fortübungen antrifft — und welche ungleich der Dicht- und der Dichtkunst von keiner Verschiedenheit der Herzen und Geister Verschiedenheit der Resultate zu besorgen hat — und für welche kein Kind zu jung ist, da sie, wie dasselbe, vom Kleinsten aufwächst —“ ein andres mal als „Vermittlerin zwischen sinnlicher und intellektueller Anschauung, sie regt und bauet eine von der Philosophie abgelegene, aber nicht genug erwogene Kraft für das sinnliche Universum an, welche durch die Scheidekunst des Raums von außen, und der Zeit von innen, in der Zahlenlehre das letzte in die Denkgewalt bringt.“ Sie stärkt wie nichts andres die Vorbildungskraft, „jene Kraft, welche sowohl von der Einbildungskraft, die nur stückweise auffaßt, als von der Phantasie, die erzeugt, verschieden ist, und welche dem Philosophen in seinen Ketten Schlüssen, dem Mathematiker in seinen Kettenrechnungen, und jedem Erfinder in seinen Plänen beisteht, indem sie ihnen lange Reihen in täglich wachsenden Massen von Ideen, Zahlen, Linien, Bildern nebeneinander schwebend vorhält und anzuschauen giebt.“ —

„Warum haben wir so wenige Erfinder, und dafür so viele Gelehrte, in deren Kopfe lauter unbewegliche Güter liegen, worin die Begriffe jeder Wissenschaft Klubweise auseinander gesperrt in Karthausen wohnen, so daß, wenn der Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der andern weiß?“ So fragt Jean Paul einmal in seinem pädagogischen Roman, der unsichtbaren Loge. „Warum? Darum bloß, weil man die Kinder mehr Ideen, als die Handhabung der Ideen lehrt<sup>1)</sup>, und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixiert sein sollen als ihr Steiß.“

1) Vgl. Lichtenbergs Worte: „Wenn man die Menschen lehrt, wie sie denken sollen, und nicht ewig hin, was sie denken sollen, so wird auch dem Mißverständnis vorgebeugt.“ (E. meint: dem Mißverständnis von Lesen und Studieren, der Verwechslung und verkehrten Gleichsetzung dieser beiden.)

Die Ideen zu handhaben, zu paaren und neue aus dieser Paarung zu erzeugen ist Sache des Witzes; sein Funke ist der ursprünglichste geistige Schöpfer. Einfälle aber, d. h. Produkte des Witzes, gelten nicht bloß im launischen Getändel, sondern sind auch in ernstester Gedankenarbeit etwas wert. „Jede Erfindung ist anfangs ein Einfall; aus diesem hüpfenden Punkte (pointe) entwickelt sich eine schreitende Lebensgestalt.“

Aber wie den Witz bilden? „Niemeyer schlägt dazu Charaden und Anagrammen vor — die aber nur zur Reflexion über die Sprache dienen — und Rätsel — die, obwohl besser, doch mehr sinnliche Definitionen sind — und Gesellschaftspiele, von welchen, außer dem Ähnlichkeitspiel, die meisten mehr den besonnenen Geschäftgeist, als dem Witz entfalten. Gibt es denn aber keine Sinngedichte? keine Witzgeschichten und keine Wortspiele zum Vortragen? — Und ist es nicht ein leichtes, Kinder anfangs im Physischen moralische Ähnlichkeiten auffuchen zu lassen, bis ihnen die Schwingen so gewachsen sind, daß sie vom Geistigen zur körperlichen Ähnlichkeit gelangen?“

Von diesen Waffenübungen des Witzes Gefahr für die Wahrheitsliebe zu befürchten, lehnt Jean Paul ruhig ab, ja er geht zum Angriff gegen solche bedenkliche Angreifer mit der Frage vor: „Aus welchem Grunde schiebt man denn den witzigen Gleichungen geradezu Ungleichsein mit der Wahrheit unter, als ob sie diese nicht auch, obwohl nur auf andere Weise, darstellten?“ ein Gedanke, den unter vielen andern schönen über Art und Wert des Witzes das neunte Programm der Vorschule der Ästhetik wiederbringt.

Reflexion, das Nachdenken über Gott, die Welt und das Ich, die Blüte des geistigen Bildungstriebes im Menschen, behandelt Jean Paul in der Levana nur ganz kurz, nicht ohne auch hier seine kräftigen Spottstrahlen auf das Wahndeal des Subjektivismus, der modernen Philosophie seiner Tage, zu entsenden. „Der Philosoph und der Tolle zeigen unaufhörlich mit dem linken Zeigefinger auf den rechten und rufen Ob-Subjekt!“ Er mahnt, bei philosophisch- und bei poetisch-genialen Naturen die reflektierende Einkehr in sich bis in die glühende Zeit der Leidenschaften hinauszuschieben, damit das Kind ein frisches, festes, dichtes Leben einernte und aufbewahre; praktischeren Naturen werde sie ruhig früher zugemutet. „Die Innenwelt ist das Heilmittel oder Gegengift des Geschäftsmannes; wie die Außenwelt das des Philosophen. Die Dichtkunst ist als eine Verschmelzung beider Welten für beide das höhere Heilmittel; so wie durch sie jene gesündere Reflexion und Abstraktion gewonnen wird, welche den Menschen über Not und Zeit auf die höhere Ansicht des Lebens erhebt.“

Als letztes wichtiges Glied in der Kette der geistigen Bildungskräfte behandelt Jean Paul die Ausbildung der Erinnerung. (Nicht des Gedächtnisses; unter diesem versteht er eine bloß aufnehmende Kraft, unter jener die Fähigkeit, einen augenblicklich entschwundenen inneren Zusammenhang zu rekonstruieren; dieses antwortet auf die Frage: was war, jene auf die Frage: wie kam es?!) Dieses ist wie keine andere geistige Erscheinung wieder körperlichen Bedingungen unterthan, jene wächst allein mit der Ausbildung des Geistes). „Um die Verbindkraft der Erinnerung zu üben, so laßt euern Knaben schon von frühesten Jahren an Geschichten, z. B. die seines Tages, oder eine fremde, oder ein Märchen, wiederholen; daher früher der Verflechtungen wegen die weitläufigste erzählte Geschichte die beste ist.“ Es ist klar, daß man sich einer einzigen Sache schwerer erinnert, als vieler verknüpfter auf einmal. Darum schaffe der Lehrer vor allen Dingen Zusammenhang im Lehrstoff. Ja es würde nach Jean Pauls Ansicht gute Frucht bringen, auch im Unterricht dem Beispiele Lessings zu folgen, der immer eine Zeit lang sich ausschließlich einem und demselben Wissenszweige ergab und damit Lodes Bemerkung bewährte, „daß der Kunstgriff der Gelehrsamkeit sei, nur einerlei auf einmal lange zu treiben. Der Grund liegt im systematischen Geist der Erinnerung, da in ihrem Boden natürlich dieselbe Wissenschaft sich mit ihren Wurzeln fester verflücht. Daher entkräftet nichts so sehr die Erinnerung, als die Sprünge von einem gelehrten Zweige zum andern; so wie Männer durch Verwaltung mehrerer fremdartiger Ämter vergeßlich werden. Eine und dieselbe Wissenschaft Einen Monat lang mit dem Kinde unausgesetzt getrieben: — welcher wahrscheinliche Wachstum von zwölf Wissenschaften in einem Jahre. Wenigstens sollten die Anfangsgründe in jeder Wissenschaft unvermischt mit den Anfängen einer anderen eine Zeit lang gelehrt und festgelegt — erst dann eine neue begründet, und jene zum Wechsel nur wiederholt, und so fortgefahren werden, bis man endlich durch Fortbauen von Gerüsten sich zu Gebäuden höbe, welche als Menge erst zu Einer Gasse zusammenstoßen dürfen; denn nicht dem früheren Alter, das nur einzelnes faßt, sondern dem späteren, das vergleichen kann, gebührt und taugt die gleichzeitige Mehrheit der Wissenschaften.“ Es sind nicht die schlechtesten Pädagogen unseres Jahrhunderts gewesen, die diese Gedanken aufgenommen haben.

„Die Kunst ist zwar nicht das Brot, aber der Wein des Lebens.“  
An die ethische und die geistige reihe sich darum die ästhetische Erziehung,

1) Anders J. Müller (a. a. D. S. 309: Das Gedächtnis ist die Fähigkeit, Ideen aufzubewahren; Erinnerung, sie schnell und klar im gegebenen Fall zu finden (Reproduktionsvermögen), der aber schwerlich Jean Pauls Meinung trifft.

die Ausbildung des Schönheitsfinnes. Nicht des ästhetischen Bildungs- triebes (dessen Entwicklung und Stärkung gehört in die Kunstschule), aber des Sinnes für Kunstschönheit, der gerade, weil er sich nicht von selber erzieht, der Schulung bedarf.

Voran stehe hier die Erziehung des Auges<sup>1)</sup>, mit ihr beginne die Einführung in die Künste der äußern Sinne: die Malerei, die Musik, die Baukunst. „Fangt an mit Rafael und Gluck, allein nicht mit Sophokles.“ Der Erzieher öffne nicht nur, sondern hüte auch das Auge: alle Herrbilder der Natur wie die Kunst seien bedeckt für den jungen Sinn, aber die strahlende Schönheit der Natur fließe ihm in Fülle zu. Das Ohr bedarf weniger der bewußten Pflege; „zum Glücke ist ein einfacher Geschmack schwerer der Hörerwelt zu rauben und zu verleiden, als der Seh- und Leswelt; unter dem überreizten Ohr bleibt immer ein Herz den einfachsten Melodien offen; und nur Virtuosen sind ihre Selb- giftingmischer.“

Zur Einführung in die Dichtkunst — sie werde nicht zu früh ange- seht! — diene deutsche Dichtung. „Die schnellste Auffassung und Überschauung aller Halbfarben eines Dichterwerkes, die lebendigste Em- pfindung für dessen Stoffe, das weiteste Ahnen, das freieste Spieltreiben — dies ist doch nur dem An- und Zuschauer seines eignen Landsmanns, nicht irgend eines ausländischen Wunderwesens, möglich; und wenn die vaterländische Wirklichkeit dem Dichter kolorieren hilft, so hilft sie ja dem Leser sehen. Sollen wir im Norden denn alle Schönheiten, wie Hoffnungen, gleich Vasen in Urnen aus Gräbern holen?“

Was Jean Paul in diesem Zusammenhang über den Wert der klassischen Bildung sagt, muß mit seinen Bemerkungen über diese in der unsichtbaren Loge (Extrablatt: Warum ich meinem Gustav Wiz und ver- dorbne Autoren zulasse und klassische verbiete, ich meine griechische und römische?) und im vierten Programm seiner Vorschule zur Ästhetik zu- sammengehalten werden. Die drei Stellen ergänzen sich mehr als sie sich widersprechen; als schließliche Antwort Jean Pauls auf die ganze Frage darf wohl folgendes angesehen werden.

Dreierlei macht den erzieherischen Wert der Antike aus: Die alten Sprachen, besonders die lateinische, die alte Geschichte und die künstlerische Art der Griechen. Den Wert der lateinischen Sprache als eines geistigen Bildungsmittels hat Jean Paul stets hoch angeschlagen. Wenn wir auch aus den philologischen Jahrhunderten heraus sind, „wo nichts als die

1) Die auch heute noch sehr im argen liegt. Was heute eine „künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ zu leisten hätte und was sie leistet, zeigt be- schämend das einbringliche Buch von Konrad Lange.

lateinische Sprache an Altären, auf Kanzeln, auf dem Papier und im Kopfe war und wo sie alle gelehrten Schlafröcke und Schlafmützen von Island bis Sizilien in einen Bund zusammenknüpfte, wo sie die Staatssprache und oft die Gesellschaftssprache der Großen ausmachte," so bleibt doch auch für uns noch bestehen, daß formale geistige Schulung ausgezeichnet an der lateinischen Sprache gedeiht.<sup>1)</sup> Sie kann auch nicht leicht zu früh angefangen werden. Außer den Übungsbüchern haben ihr die unter den alten Schriftstellern zu dienen, die dem kindlichen Sinne nahe stehen. Im Griechischen darf die Odyssee, soll Plutarch zeitig einfliegen. Zu gut und zu hoch sind schon horazische Oden, geschweige die Satiren — wenn ein junger Geist den Wert einer Dichtung als solcher und als eines Ganzen zu fassen versuchen soll, darf ihm die Sprache gar nichts mehr zu schaffen machen.

Der Wert der alten Geschichte beruht darauf, was nach Goethe das Beste an aller Geschichte ist: auf dem Enthusiasmus, den sie erregt. Sie giebt dem Erzieher Heldenbilder, Charaktervorbilder, die der Jugend vorzuenthalten Frevel wäre. „Die Geschichte der Alten kann nur der Mann aus ihnen selber schöpfen; aus diesem Manne aber schöpfe wieder der Knabe, und nur ein Alter ist auszunehmen, Plutarch, aus dessen Hand die Jugend selber den Begeisterung=Palmenwein der hohen Vergangenheit empfangt.“ So verlangt die Levana, und im Titan werden die Namen Sokrates, Kato, Epaminondas als Pyramiden der Willenskraft bezeichnet.

Endlich der Geist des antiken Lebens und der antiken Kunst. Jean Paul hat seine Größe so tief empfunden wie nur einer: im vierten Programm der Vorschule zur Ästhetik ermißt er bewundernd die griechische Plastik oder Objektivität, die griechische Schönheit oder Idealität, die heitere Ruhe, die sittliche Grazie der Poesie der Griechen, in Briefen an Freunde bekennt er sich als ihren Schüler, und der sechzehnte Paragraph seiner Vorschule der Ästhetik ist ein Dithyrambus auf das Griechentum. Aber: ein absolutes geistiges Maximum erkennt er ihm nicht zu; das Maximum der Plastik ist noch kein Maximum der Poesie, man denke doch an Shakespeare! Und ein zweites Aber ergibt sich aus der Frage: welchem Alter liegt das Verständnis der griechischen Schönheit? Genießen unsre Tertianer, Sekundaner, Primaner wirklich diese Schönheit rein? Wird sie nicht unter ihren Händen mehr zerrieben, als von ihrem Geiste gesogen? Ein verständnisvolles Genießen der griechischen Dichtungen traut Jean Paul nur dem gereifteren Alter zu: wie dieses die Reinheit

1) Schopenhauer leitete einen guten Teil der Sprachverlotterung unserer Zeit aus der zunehmenden Unkenntnis des Lateinischen ab.



der Kinder empfinde, während das Kind sie durchlebe<sup>1)</sup>, so könnten die Reinheit der Alten mit voller Überzeugung erst Männer preisen. Und so hält er es für kein Unglück, wenn erst die hohen Schulen in den Geist der Alten, dieser hohen Lehrer, einzuführen unternähmen.

## 4.

Daß ein Mann, der so über den Inhalt der Erziehung nachgedacht und diesen ganzen Inhalt selbst einer Reihe von Böglingen mehrere Jahre lang dargereicht hat, auch über Außerlichkeiten der Erziehung gute Winke zu geben weiß, wen will das wunder nehmen? Was Jean Paul zur Form der Erziehung lehrt, trägt freilich durchaus den Charakter des Zufälligen; aber es sind Brosamen, die von eines Reichen Tische gefallen sind.

Voran stehe die Warnung: Nicht zu viel erziehen! „Die feinste Politik, sagt man, sei pas trop gouverner; es gilt auch für die Erziehung.“ Eltern und Lehrer, bedenkt, daß aus einem Acker, der in einem fort mit Samen auf Samen voll gesät wird, wohl ein toter Kornspeicher, aber nie ein lebendes Erntefeld werden kann. Hütet euch auch, alles Gute und Beste zu oft zu predigen! „Ach! man sollte alles Beste, zumal des Gefühls, nur einmal aussprechen!“ Das gilt auch für den Erzieher, der die schönsten Wahrheiten durch häufigen Abklatsch zu Trivialitäten herabwürdigen kann. Lieber ein Rätsel in die Brust des Bögling's senken, durch einmalige Andeutung, als eine glatte Wahrheit, die dem empfangenden Sinn nichts mehr zu schaffen übrig läßt. Darum keine unnützen Beweise von oben herab! Nichts dem Knaben zu leicht gemacht; was er nur irgend kann, soll er wo möglich selber finden. Der Sebezauß über Erziehung heißt: „Alles der kräftigen Jugend recht leicht machen, heißt darauf sinnen, recht leichte Anker zu schmieden. Hingegen dem ermatteten Alter werde alles so leicht wie die Schwimmsfeder einer Angel gemacht.“ Freilich: „Man kann in einem Falle dem Kinde nicht weitläufig genug sein, in einem andern nicht kurz genug. Die lange Breite sei bei Erzählungen, bei Abkühlungen der Leidenschaft, zuweilen als rednerisches Signal kommender Wichtigkeit. Die schmalste Kürze sei bei Gegeneinanderstellung der Vernunftsätze zur Übung — ferner bei Verbot — ferner in der unerläßlichen Strafe, hinter welcher nach dem Regen der Bogen gut die Nebseligkeit wieder beginnt.“

Das führt auf das sechste Kapitel im ersten Buche der Levana, wo vom Gebieten, Verbieten und Bestrafen die Rede ist. Vor allem

1) Vgl. Schillers Meisterwort: Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche.

folgerecht und darum unaufhaltbar; dann erschaut  
wendigkeit als die stockblinde. Einzelne wichtige  
(„man verzeihe hier die wilde Anordnung der bloße  
Habt keine Freude am Ge- und Verbieten, so  
Freihandeln. Zu häufiges Befehlen ist mehr auf die  
als auf die kindlichen bedacht.

An euer Wort sei das Kind unzerreißlich gebun-  
selber; ihr braucht keine *odiata perpetua* zu geben.

Verbietet seltener durch That als durch Worte  
das Messer nicht weg, sondern laffet es selber auf Wa-  
ersten Falle folgt es dem Drucke fremder Kraft, im  
eigner.

Das Kind erlerne und erfahre an sich selber  
von andern einfordert. Folglich werde ihm die Macht  
entschieden und ohne Schonung angemutet.

Karge Sprache bereichert und spannt wie mit  
lebende Kind.

Verbietet mit leiser Stimme, damit eine gan-  
Verstärkung freistehe — und nur einmal.

Die Mütter rufen zum Ge- und Verbot, das  
Zerstreumethode zu Hülfe, welche dem Kinde auf  
das Befehl-Ziel verbirgt. Aber durch dieses schmeid  
lernt das Kind keine Zucht und keine Regel kennen, s  
und Feste verwandelt sich vor seinem kurzfristigen  
Zufall-Spiel, das an nichts gewöhnt und nichts hört

Die Kinder, immer nur die Kostgänger der elte  
so gerne einmal die Wirte ihrer Wirte, und thun s  
der Liebe als der Not, so wie die Eltern lieber besch  
Mit dem sanftesten Stimmtone werde denn also (s  
die Gefälligkeit begehrt, und mit der Freudigkeit s  
belohnt; doch aber ihr Versagen nicht bestraft.

Strafe falle nur auf das schuldige Bewußtse-  
haben anfangs, wie Tiere, nur ein unschuldiges.

Große Belohnungen, sagt Montesquieu, bezeich-  
Staatsgebäude; dasselbe gilt von großen Bestrafung  
ja von Staaten selber. Nicht große, aber unausble-  
mächtig und allmächtig.

Nach der Gewitterstunde (der Strafe) findet s  
aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der (s  
gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind n

## Schlimmes Citieren.

Von Aug. Rühlhansen in Hamburg.

Zur Zeit des letzten Wahlkampfes besuchte ich wieder einmal eine sogenannte Volksversammlung, diesmal war's eine von den Antisemiten einberufene. Mit dem vollen Brustton der Überzeugung schloß soeben eine germanische Prachtgestalt mit einem Schillerschen Wort von der Gleichheit aller Menschen als Brüder. Da kam er aber schlecht weg, denn sofort bestieg ein schwächtiges Männchen die Tribüne und siffelte seinem Vorredner triumphierend entgegen: Hat auch Schiller wirklich sich einmal so ausgesprochen, so hat der nämliche Schiller aber auch erklärt: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Es war mir denn doch wohl und auch weh dabei. Gewiß, auch wohl. Denn es ist doch kein Kleines, sondern ein recht Großes, daß eben unser Schiller in solchen Versammlungen überhaupt kann angeführt werden. Der englische Staatsmann und Schriftsteller Disraeli, Earl of Beaconsfield, läßt in seinem Eudymion eine aristokratisch gesinnte Person den, wie sie meint, Verfall des englischen Parlaments auch darin erkennen, daß in der guten alten Zeit die Redner die Gewohnheit gehabt, ihre Ausführungen mit griechischen Citaten zu zieren, später wäre man zu lateinischen herabgekommen, und nun, in unsern plebejischen Tagen, bekäme man auch diese kaum noch zu hören. Davon aber, daß man nun zu den nationalen Geistesriesen sich gewendet, davon sagt er nichts. Man sieht, dort, in gewissem Sinn: bloßer Verlust. Auf unsrer Seite: edelster Gewinn. Denn so ist es heute doch in der That: kommt unsre Seele in Schwung, bedarf sie im Ausdruck der vollendeten Form; auch in ihren edelsten Momenten genügt ihr da nicht bloß die nationale Poesie, nein, die nicht-nationale kann ihr dazu gar nicht dienen, eben weil sie nicht auf der höchsten Höhe des modernen Menschen steht. Aber wehe ist mir allerdings auch geworden, recht wehe; daß nämlich mit solchem Schatz solch ein Unfug getrieben wird. Denn es ist doch reiner Unfug, wenn man als Herzenserguß des ganzen Menschen Schiller einen Satz anführt, den in irgend einer eng bestimmten Situation eine bestimmte Person und oft dazu noch eine solche ausspricht, die man am ehesten als Widerpart des Dichters bezeichnen könnte, wenn der echte dramatische Dichter, auf seiner Höhe, überhaupt einen Widerpart haben könnte. Wie wird aber ein solcher Unfug, und er ist so allgemein, daß der Umstand unsre Aufmerksamkeit verdient, wie wird ein solcher Unfug möglich? Ich denke, er hat zum Teil seine Ursache darin, daß wir leider gewöhnt sind, so überaus vieles nur als Bruchstück kennen zu lernen und daß die wenigsten gelernt haben, gehörig zusammenzufassen und überall möglichst ein Ganzes zu

hundertlangen sonderbaren Gebrauch eines an sich üb-  
dicken Buches, das überall im Hause ist, das aber  
kaum Einer ganz gelesen hat, und wenn schon  
Ganzes, im Zusammenhange; ist doch zudem auch  
der Art gedruckt, daß es gleich äußerlich dem Leser  
als Ganzes, Zusammenhängendes zu nehmen; mein  
unseres Volkes nicht anders, als daß es nur eine  
von lauter sogenannten Versen sei, wie sie ja le  
Katechetenunterricht gleich so als Beweise gebraucht  
die Fertigkeit im schnellen Finden solcher Stellen a  
deren Ausbildung bekanntlich die Volksschulen bis i  
eigene Unterrichtsstunden angelegt hatten. Da ist  
nicht zum Verwundern, daß solche Leute, die gewöh  
Büchersammlung wie die Bibel, Schriften also aus d  
und den verschiedensten Kulturen so zu betrachten,  
diese verschiedenen Bestandteile als ganze, sondern  
einzelnen Sätze unter sich gleichartig wären, so sehr  
aufs Geratewohl wie aus einem Erbsensack sich die Si  
herausgreifen kann; daß solche Leute auch andere  
durch die gleiche Aufschrift wie z. B. Goethes A  
gehörig bezeichnet werden, eben so ansehen wie ihre  
den sie gerade brauchen wollen, ist ihnen goethisch im  
die sie von ihm borgen wollen. Was man solchen  
nur einzelne Sätze sehen, nie aber den feineren G  
alles bieten darf, das zeigt in besonders hellem  
dichtsammlung aus dem Jahre 1836 mit dem T  
Gefänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der All  
Sie ist zusammengestellt von Jean Baptiste Rousseau  
bation von zehn hohen Würdenträgern der Kirche v  
Johann Leonard von Fulda nennt sie sogar Gesän  
fromme Kinderwelt die Mutter des Heils bescher  
hat der Herr Bischof die Gedichte doch nicht alle felt  
doch nicht annehmen sollte, oder aber er war mit  
Litteratur nicht recht vertraut, was man wenigstens  
sein vermuten darf, oder beides, oder ... noch  
rechnet zu den „frommen Kindern“ auch einen Die  
besten Freunde nicht dazu zählen werden: Henric  
bringt die Sammlung die Weihe (Einsam in d  
Gruß des Engels (Im Rheine, dem heiligen St  
frostig-rhetorischen Almanfor die Erwiderung der

einen großen Teil seiner Gedichte zuerst im Cottaschen Morgenblatte veröffentlicht. Daß dieses lange Jahre hindurch vornehmste und berühmteste litterarische Blatt Deutschlands von ihm auch gelesen wurde, ist eigentlich selbstverständlich. Nun findet sich im Jahrgang 1827 in Nr. 216 des Morgenblattes (vom 8. September) ein kurzer prosaischer Aufsatz, betitelt: „Ein Abend unter Arabern“, der ganz entschieden den jungen Dichter zu den „Ammonium“ überschriebenen Strophen angeregt hat; die Ähnlichkeit der Lage ist überraschend, vor allem ist jene romantische, glühende Färbung darüber gegossen, wie sie Freiligraths Phantasie so zusagte. Eine Vergleichung der Verse mit der Prosaschilderung ist auch insofern lehrreich, als die große Kunst des Dichters daraus erhellt, der es verstanden hat, gerade die poetischsten Züge auszuwählen und soweit auszuschnüden, als ihm für seinen dichterischen Zweck dienlich erschien. Der Aufsatz des Morgenblattes ist ein Auszug aus Pachos Reise nach Cyrenaila. „Der Reisende“, heißt es, „kommt am ersten Tage nach seiner Abreise von Alexandrien an die Hügelreihe, welche sich durch die Wüste vom Strande bis zur Nase des Jupiter Ammon hinzieht; er lagert abends bei einem vom Regen gebildeten Bache und beschreibt hier folgende lebendige Scene:

„Die beiden Ufer des Baches waren mit den Lagern der Araber bedeckt; die dunkle Farbe ihrer Zelte stach gegen das matte Grün des aufsprießenden Rasens ab. Die Natur begann gerade sich aus der Erschlaffung aufzuraffen, in der sie hier neun Monate lang geschlummert, und der Regen drang in die Spalten des von den glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne verhärteten Bodens. Man hatte dieses Regens mit Ungebuld gewartet, und sein Eintreten wurde mit freudigem Entzücken von den Arabern gefeiert, die auf einem Landstriche herumstreichten, wo kein Strom fließt, wo keine Quelle sprudelt. Sämtliche über den Landstrich zwischen Alexandrien und dem Meerbusen von Bomba zerstreuten Familien setzten sich in Bewegung; man fragte sich nach dem Orte, auf den die Vorsehung zuerst ihren Segen ausgegossen, man eilt hinzu, Kamele und Stuten werden untereinander an den Pflug gespannt; bald ist die Erde mit Furchen durchzogen und nimmt das Korn auf, das nächst der Milch die Hauptnahrung dieser gastfreundlichen, einfachen Völker ausmacht. Der vom Regen gebildete Bach hatte die große Menge Araber, die wir an seinen Ufern fanden, hergelockt. Ihre Freude war so groß, daß sie selbst in ihren Arbeiten sichtbar wurde; hier rüstete man das Ackergeräthe, dort maß man das Korn zur Ausfaat, und alles dies mit einer Lebendigkeit, Lustigkeit, die man bei diesen von Natur ernstern, schweigsamen Menschen selten findet. Besonders schien auch in die Herden ein ganz neues Leben gekommen zu sein; man sah das kleine

Vieh um den Bach hüpfen, sich um die Gesträuche drängen, während das geduldige Kamel, im Gefühle der Erfrischung seiner Masse und seiner Gewohnheit vergeffend, in der Ebene schwerfällige Sprünge machte. Und diese Zufriedenheit der Menschen, dieses Wohlsein der Tiere rührte von einem Anblick her, der bei uns so gewöhnlich ist, von ein wenig spritzendem Grün, von einem Wasserspiegel im dürren Landel. Meine Eigenschaft als Christ machte keinen schlimmen Eindruck; ich sagte, wir gingen in Handelsgeschäften nach Derne, und sie schienen es zu glauben. Ja, der Scheik des Lagers feierte unsere Ankunft durch ein glänzendes Mahl; nach dem alten, von diesen Nomaden stets beobachteten Brauche, ließ er ein Schaf schlachten, das den Gästen ganz vorgesetzt wurde. Ibrahim, so hieß der Scheik, behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und einem Freimuth, an die mich die Araber noch nicht ganz gewöhnt hatten. Die Pläne Muhamed Alis und besonders seine Truppen nach europäischer Art waren der Gegenstand der Unterhaltung, als plötzlich anziehendere Gegenstände meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: Während die älteren Frauen die Zurüstungen zum gastlichen Mahle machten und Teppiche im Zelte ausbreiteten, zerstreuten sich die Mädchen, nachdem sie ihre wallenden Gewänder aufgeschürzt, in der Umgegend, um trockenes Gras und Gesträuch, das einzige Brennmaterial, wo es keine Bäume giebt, zu sammeln. Ich verfolgte die raschen Bewegungen der schlanken Gestalten, wie sie linstisch und doch so anmutig hin und her gingen oder vielmehr liefen; ich lauschte mit Lust ihren Gesängen, deren starke Töne zu den jungfräulichen Stimmen nicht paßten. Wie es bei ihnen Sitte ist, sagte eine das Lied ganz her, die andern wiederholten bloß den Refrain. Während jene nach einer einfachen, wenig wechselnden Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers für Fatme besang, die schönste Blume der Wüste, die aber einem feindlichen Stamme angehörte; während sie den Liebenden schilderte, wie er, einsam in seinem Zelte, unempfindlich geworden ist für die Rache, untreu dem Gesetze des Bluts, seine Stute ungepflegt irren läßt im Thale, unterbrachen sie die anderen von Zeit zu Zeit mit dem Rufe: Hia alem! hia alem! o Liebel o Liebel — Der Gesang war zu Ende, das lachende Gemälde, das vor meinen Augen ausgebreitet lag, verschwamm in der Nacht; noch nie hatte die Einfachheit, ja ich möchte sagen die Glückseligkeit der arabischen Lebensart so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich saß in Gedanken versunken, als mich Ibrahims Stimme aufrüttelte und das Bismillah, das erste Wort des Tischgebetes, uns zum Mahle rief. Sämtliche Vornehme des Lagers wohnten dem Feste bei, und während beim Scheine des Feuers der Scheik würdevoll den Vortritt führte, reichten uns die jungen Mädchen das große Milchgefäß, aus dem wir alle der Reihe nach tranken.“

## Sprechzimmer.

## 1.

Noch einmal zur papiernen Sprache.

Die Bemerkungen von E. Wasserzieher in dem siebenten Hefte dieser Zeitschrift fordern zu einigen Widersprüchen heraus.

Zunächst erscheint es mir gar nicht so zweifelhaft, was papierner Stil ist und was nicht, besonders nach den trefflichen Ausführungen Schröders über den Sprachgebrauch Goethes. Was der natürlichen Ausdrucksweise eines gebildeten Deutschen widerspricht, das ist papiernen. Damit ist aber auch zugleich der Standpunkt gewonnen gegenüber den Worten Doktor, Professor, Pastor. Wasserzieher fragt: Wer sagt Doktor, Professor, Pastor? und hält die Antwort „Kein Mensch“ für selbstverständlich. Ich würde auf die Frage antworten: Jeder gebildete Deutsche.

Ich glaube mit der Beobachtung nicht allein zu stehen, daß gerade solche Worte richtig mit vollem o zu sprechen eines der stillen Merkmale ist, wodurch sich der Gebildete von dem halb oder Ungebildeten unterscheidet. Da ich jedoch nicht beanspruchen kann, daß Herr W. dieser Beobachtung, die ich in den meisten Gauen Deutschlands machen konnte, ohne weiteres Glauben schenkt, will ich aus unsrer jüngsten Litteratur Belege dafür anführen. Ich greife einige Dramen von G. Hauptmann heraus. Mag man über sein Schaffen denken, wie man will, eines wird man ihm nicht abstreiten können, die verbältnißreiche Sicherheit und Genauigkeit, womit er alles beobachtet hat. „Vor Sonnenaufgang“ zeigt die reich gewordene Bauernfamilie. Das verkommene, aufgeblonnete Weib, Frau Krause, schwingt sich bei der Vorstellung ein einziges Mal auf zu der hochdeutschen Anrede: Nein, aber auch, Herr Doktor! Dann läßt sie sich gehen und fällt sofort in ihre Bauernsprache; da heißt es denn immer nur Herr Doktor. Ebenso spricht auch der Arbeitsmann Leibst, während die Tochter Helene, bei den Herrnhutern erzogen, immer nur die Form gebraucht Herr Doktor. In den Webern Hauptmanns sprechen der Rutscher Johann, der Webergeselle und Reservist Jäger nur Paster, ebenso die Fabrikantenfrau Dreißiger, die der Dichter sehr treffend durch die Bemerkung kennzeichnet: Ein gewisses Mißverhältnis zwischen ihrer Art zu reden oder sich zu bewegen und ihrer vornehm-reichen Toilette ist auffällig. Im Wiberpelz ruft die Wäscherin Wolff: „Guten Morgen, Herr Doktor“, und der hehlerische Schiffer Wulkow erwähnt „det Dokter-jelb“. Kollege Crampton wird von dem Faktotum Köfler gewöhnlich Professor ge-

nannt. Erst in der niederen Aneipe (4. Akt) kommt bald Professor, bald Professor aus seinem Munde. Ich meine, hier bricht die Unbildung durch die aufgetragene Angewöhnung. Ebenso geschieht es bei dem Stubenmaler Seifert in derselben Scene. Das fällt meiner Meinung nach unter denselben Gesichtspunkt, wie der Doktor und Doktor der Frau Krause. Der Ungebildete hascht nach dem Scheine der Bildung; sowie er die Herrschaft über sich verliert, verläßt ihn auch dieser. Im Gegensatz zu diesen Personen läßt Hauptmann alle gebildeten Menschen, selbst halbgebildete, wie z. B. den ländlichen Polizeiverwalter und den Reisenden in den Webern, den Aneipwirt in Kollege Grampton nur in den vollen Endungen sprechen. Wenn der Fabrikant Dreißiger in diesem Stück immer Doktor und Pastor gesprochen hat und dann plötzlich zu Pastor übergeht, so erklärt sich das vielleicht aus der Erregung nach dem stürmischen Auftritte in seinem Hause und ergängt in seiner Weise den Charakter des Mannes.

Doch genug der Beispiele. All den „Modernen“ wird wohl auch ihr Feind nicht nachsagen können, daß ihre Leute papiernes Deutsch sprechen. Wenn ihr Vorkämpfer Hauptmann, zugleich der schärfste Beobachter der ganzen Schule, diesen Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und Ungebildeten macht, so könnte das in der That wohl beweisen, daß dieser Unterschied besteht. Für papiere im Sinne von Herrn W. halte ich es dagegen, wenn z. B. Wildenbruch in der Haubenlerche den Ale Schmalenbach wiederholt vom Arzt reden läßt. So spricht der gewöhnliche Mann nicht. Ähnlich wie mit Pastor, Doktor und Professor steht es auch mit Apotheke, aber nicht ganz so. Im Plattdeutschen ist das o -ausgefallen, und im Hochdeutschen sprechen viele Ungebildete Apothek. Vielsach wird aber auch in diesen Kreisen das o noch voll gehört, und es entspricht wieder durchaus der Wirklichkeit, wenn derselbe Schiffer Bullow Doktor- und Apothekerrechnung erwähnt.

Unbedingte Zustimmung wird Herr W. auch nicht finden zu dem, was er über die Schreibung von Ortsnamen sagt. Diese Forderung durchgeführt, hieße doch weiter nichts als dem Dialekte, und häufig einem recht schlechten, die Herrschaft über das Hochdeutsch der Gebildeten in Wort und Schrift zuerkennen. Ich muß auch hier wieder darauf zurückkommen, daß der gebildete Deutsche sich von den andern durch die Sorgfalt und Deutlichkeit unterscheidet, womit er die Worte seiner Muttersprache ausspricht. Albing, Verne, Reultsch, Stuckert wird dort nur von den gewöhnlichen Leuten gesprochen, der Gebildete vermeidet diese Formen oder gebraucht sie nur dann, wenn er sich bewußt oder unbewußt gehen läßt.

Danzig.

Karl Prahl.



## 2.

## Zum Sprachgebrauch Lenaus.

In Prof. Karl Kinzels vortrefflicher Auswahl von Gedichten des 19. Jahrhunderts. Halle a. S. Waisenhausbuchhandlung 1894 ist S. 81 fig. auch Lenaus Gedicht „Die Heibesente“ abgedruckt, und zwar Str. 8 in folgender Form:

Sie flogen hin, woher mit Macht  
Das Wetter kam gebrungen;  
Verschwanden — ob die Wolkennacht  
Mit einmal sie verschlungen?

Da aus dem Zusammenhange hervorgeht, daß hier ein Fragesatz nicht am Platze ist, so schlug ich die Cottasche Originalausgabe der Gedichte vom Jahre 1869 auf, und fand dort auf S. 56 die Verse mit folgender Interpunktion:

Sie flogen hin, woher mit Macht  
Das Wetter kam gebrungen;  
Verschwanden — ob die Wolkennacht  
Mit einmal sie verschlungen.

Ich erinnerte mich nun sofort an die bekannte Strophe aus dem Postillon (Lieblich war die Maiennacht):

Und des Hornes heller Ton  
Klang vom Berge wieder  
Ob der todte Postillon  
Stimmt' in seine Lieber.

In beiden Stellen haben wir es offenbar mit einer eigentümlichen Verwendung von ob in der Bedeutung von „als ob, wie wenn“ zu thun, die sich auch schon im Mittelhochdeutschen findet, z. B. in Konrad von Regensbergs Buch der Natur, herausgegeben von Franz Pfeiffer S. 169, 15: Anas haizt ain änt. daz ist ain bekanter vogel. des kindel habent die art, daz si zehant swimment, wenne si auz der scholn aliefent, und nernt sich selber, ob (wie wenn) si der muoter niht hieten. Andere Stellen in Lagers Hdbuch. II, 128. In Lenaus Gedichten fand ich für diesen Gebrauch noch folgende Belege: Die Seejungfrauen (S. 100) Str. 2:

Fried' und Liebe, hold verbunden,  
Schweben auf der Tiefe,  
Ob der Tod mit seinen Wunden  
Run auf immer schlief.

Ferner: Meeresstille (S. 101) Str. 2:

Ob die Wolle ihn belübe,  
Mugtrübe, allguschwer,  
Leget sich der Himmel milde,  
Nieder auf das weiche Meer.

Hierher gehören auch die Verse aus „Heloise“ (S. 158):

Oft, wenn ich Wort und Kisse mit ihm tauschte,  
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte.

Schwieriger ist Str. 3 des Gedichtes „Auf eine holländische Landschaft“:

Lenz und Sommer sind verflogen;  
Dort das Hüttlein, ob es truge,  
Blickt nicht aus, die Strohlapuze  
Tief ins Aug' herabgezogen.

Aber auch hier wird, sobald man die eigentümliche Bedeutung des ob erkannt hat, der Vergleich des Hüttchens mit einem trozigen Kinde, das sich die Mütze ins Auge gedrückt hat, um nichts von der Umgebung zu sehen, sofort klar. Nun hat aber Lenau dieses eigentümliche ob, das ihm wohl aus der heimatlischen Mundart geläufig war,<sup>1)</sup> nicht etwa überall verwandt, sondern ebenso häufig finden wir bei ihm das schriftdeutsche als ob (z. B. in den drei Rigeunern: Froh, als ob er vom Erdenrund Nichts zum Glücke mehr brauche). Einmal stehen sogar beide nebeneinander in derselben Strophe des Gedichtes „Der ewige Jude“ (II. Buch Nr. 1, S. 155):

Und als ich starrt' außs mondbestrahlte Bildniß,  
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,  
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,  
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Der Dichter scheint danach mit beiden Formen gewechselt zu haben, je nachdem es ihm für das Metrum bequem war.

Northheim.

R. Sprenger.

### 3.

#### Schillers sicilianische Dichtungen.

Unter dieser Überschrift bestätigt August Schneegans in seinem Werke „Sicilien“<sup>2)</sup> ausführlich die Bemerkung, welche Rob. Petersen (S. 545, Jahrgang 1894) über Schillers Taucher bringt. Doch nicht allein in dieser Dichtung, sondern auch in der Bürgschaft und in der Braut von Messina tritt Schillers Sehergabe für jeden Kenner Siciliens glänzend hervor, wie uns dies Schneegans wiederholt bezeugt.

So heißt es S. 81: „Wie es Schiller in Wilhelm Tell mit der Schweiz, so ist es ihm auch in der Bürgschaft, in dem Taucher und ganz besonders in der Braut von Messina mit Sicilien, mit der süditalienischen Natur, mit dem sicilischen Volkscharakter gelungen, und

1) Bei anderen österreichischen Dichtern wie Grillparzer, A. Grün, Bedßig habe ich es nicht gefunden.

2) Leipzig, F. A. Brodhaus, 1887.

wenn dies bis jetzt meines Wissens noch nicht näher besprochen, noch nicht bewundernder hervorgehoben wurde, so liegt wohl der Grund darin, daß Sicilien bis noch vor wenigen Jahren für uns Nordländer fast ein verschlossenes Land war, das überhaupt sehr selten bereist wurde, ja daß es bis auf den heutigen Tag noch so gut wie unbekannt ist."

§. 82 und 83. „Hätte Schiller in Sicilien gelebt, er hätte nicht anders schreiben, seinen Personen keine andern Umrisse, seinen Schilderungen kein anderes Kolorit geben können, als uns dies in der Braut von Messina, im Taucher und in der Bürgschaft so anschaulich entgegentritt."

§. 90. „Ganz besonders und in prägnantester Weise offenbart sich aber Schillers dichterische Sehergabe in der Braut von Messina... Hätten die Kritiker das Drama hier in Sicilien gelesen, hätten sie sich, bevor sie schrieben, von dem süditalienischen, halb griechisch-, halb christlich-katholischen und mit allerlei muselmanischen Aberglauben durchsetzten Geiste anwehen lassen, so würden wohl ihre tadelnden Bemerkungen unterblieben sein. Freilich genügt dazu nicht eine touristenartig im Sturmschritt ausgeführte Rundreise mit einer Stangenschen Reisegesellschaft, sondern man muß dieses sicilische Leben mitgelebt, diese Gefühle mitgeföhlt und dem Atem dieser seltsamen Kultur seine Brust geöffnet haben."

§. 103. „Wie der Dichter in der Bürgschaft und im Taucher die süditalienische physische Natur, dank seiner poetischen Sehergabe, in getreuem Abbilde wiedergegeben, so und in noch bedeutenderm Maße hat er in der Braut von Messina einen richtigen Griff in die innerste Seelennatur des süditalienischen Volks gethan, ja man darf das Trauerspiel in dieser Hinsicht dem Wilhelm Tell zur Seite stellen,..."

Im übrigen verweise ich auf das Werk selbst, indem ich noch an den 5. Abschnitt erinnere: Goethe in Messina, S. 65—80.

Lüneburg.

G. Kofrs.

4.

Zannen (Zeitschr. 7, 628 u. 8, 199).

Das von Koch aus der Eislebener Gegend als „ein nur noch selten gebrauchtes Wort“ erwähnte zannen lebt nicht nur noch in Bayern, worauf R. Sprenger hinweist, sondern ist auch im Oberelsaß häufig zu hören. Es lautet hier zanne oder zanna und bedeutet: zornig das Gesicht verziehen (und dabei undeutliche Zornesworte murmeln), in manchen Gegenden des Sundgau (bei Altkirch) auch: aus Zorn mit verzogenem Gesichte weinen. Daß es ursprünglich das Zeigen der Zähne bezeichnet, ist wohl ebenso sicher, als daß unser schriftdeutsches blecken bedeutet: die

Zähne bliden lassen. Auch das von H. Sprenger aus Walthert von Rheinau angeführte an zannen ist im Oberelsaß gebräuchlich, z. B. in Colmar: ähzanne — einen zornig und mit fragenhaftem Gesichte anbliden. Ebenso giebt es, z. B. bei Sierenz (Kreis Mülhausen), noch eine andere Zusammensetzung mit zanne, nämlich äszanne — durch Grimassen ausspotten. Das ebenso häufig gebrauchte Synonymon ist äsbleghe — ausblecken. Auch Ableitungen von zanne bestehen im Oberelsässischen. Einer, der zannt, wird in Rufach Zanner oder Zanni, eine weibliche Person in Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) Zannere oder Zanndeifel genannt. Ein zornig verzogenes Gesicht ist in Reichenweier a Zann, in Rufach a zannigh Gesicht. — Es sei mir erlaubt, noch ein Wortspiel anzuführen, das ich schon mehrmals vernommen habe und das beweist, wie geläufig das Wort zanne bei uns ist. Vor einiger Zeit hörte ich einer Unterhaltung zu, die ein Mann aus Sennheim (Städtchen im Kreise Thann) mit einigen Rufachern führte. Er erzählte ihnen von Sanno (Sennheim) und äußerte während des Gesprächs lachend: Ich käh z'Rufach sih (sein) un zanne (oder: z'Sanne). Das Zeitwort zanne wird nämlich genau so ausgesprochen wie die Ortsbestimmung z'Sanne — zu Sennheim. (Nur im Satton ist ein kleiner Unterschied.) Und auf diese letzte Auffassung war der Satz wohl zunächst berechnet. Der Mann wollte die Zuhörer verblüffen, weil er ja nicht zugleich zu Rufach und zu Sennheim sein kann. Doch sie erkannten das Wortspiel sofort, und einer antwortete: Däs kah-n-i o, zanne käh me iwweräh! — das kann ich auch, zennen kann man überall.

Rufach i. Oberelsaß.

Heinrich Reuges.

Hilbebrand-Heft. Bearbeitet von Rudolf Dietrich in Zürich. (Neue Bahnen. Monatschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung u. s. w. Herausgegeben von Johannes Meyer. 6. Jahrgang, 10. Heft. Wiesbaden, 1895.) Preis 1 Mk.

Im Oktoberheft der angeführten Zeitschrift hat es ein Mitarbeiter auch der Bfchr. f. d. d. U. unternommen, die Stellung Rudolf Hilbebrands in der Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens, sowie seine künftige Bedeutung in der deutschen Schule zu erörtern. Warme, ja begeisterte Verehrung hat ihm dabei die Feder geführt, und für manche seiner Mitteilungen, besonders die im 4. Abschnitte („Wirkungen“) gebotenen bibliographischen Nachweise werden ihm auch die dankbar sein, welche eine Anleitung zum Verständnisse Hilbebrands entbehren können. Leider wird die Freude an der verdienstlichen Schrift für viele durch den Versuch des Verfassers gemindert werden, den von ihm gefeierten

Sinne gewesen sein — für eine (seine?) politische zu nehmen; er versteigt sich geradezu zu dem Satze deutsche Pädagogik ist eine, ist die demokratische Pädagogik für diese in der That „ungeheuerliche“ Behauptung erbracht. Gegen den Versuch, seine Entdeckung z. B. des Unterzeichneten zu stützen, vor allem gegen die dies geschieht, muß nachdrücklich Einspruch erhoben. Dietrich aus dem in dem Jahrbuch für Philologie Heft 12 gedruckten Aufsätze („Rudolf Hildebrand, unter anderen die Worte über Hildebrand an: „Eins für den Dünkel und die Thorheit derjenigen, Fürsten Bismarck — die Volksschule weniger gilt höheren Schulen“<sup>1)</sup> u. s. w.; hieran knüpft er seine politische Partei wird nun der Mann, der so behauptet? Ohne Zweifel der demokratischen u. s. f. geführten Aufsatz nicht zur Hand hat, wird die in den Worten unbedenklich dem Verfasser jenes Aufsatzes, zur Last legen, der sie als sein Eigentum beuteln müssen. Nur wer im Banne der Partei steht, kann diese Behauptung wagen, die Verehrung, die H. für die Volksschule gehegt hat, sei ein „Widerspruch“ in dessen Wesen, die sie nicht in das Bild paßt, das Herr D. sich von Hildebrand konstruiert hat. Da Herr D. sonst meine vertrauenswürdig hält, mag er mir auch diese ehrliche Wahrheit sagen, daß Rudolf Hildebrand es sich mit Enttäuschung nicht leisten kann, wenn man seinem Buche oder gar seiner Person hätte, die ein ohne Zweifel so aufrichtiger Verehrer der Volksschule zugebracht hat. Hildebrands wohlgegründete Abneigung gegen die Volksschule ist doch auch Herrn D. nicht unbekannt. Woher er sich so gänzlich im Ausdruck? Leider betrifft die Sache das Wesen der Person und der Sache. Verstand er um die edelsten Sinne vollstündliche Gesinnung des durch

1) Es sei uns gestattet, im Anschlusse hieran zugleich die oben angeführte Behauptung zu widerlegen, die auch sonst in der That Bismarck die Volksschule gering achtete. Wie sehr die Volksschule in der That ins Gesicht schlägt, davon kann sich Herr D. überzeugen, wenn er die der hohen Bedeutung und Weltstellung der Volksschule vollkommen gerecht werdende Ansprache des Fürsten Bismarck in den Ansprachen des Fürsten Bismarck S. 290 flg. nachliest, die im Jahre 1893 in Kissingen an die Mitglieder des bayerischen Volks-

Mannes, der die französische Vornehmheit unserer „besseren Gesellschaft“ ebenso wie die klassische Vornehmheit vieler Gebildeten scharf verurteilte, so würde man nur über den unglücklichen Ausdruck mit ihm rechten können. Denn die landläufige Bedeutung jenes Wortes ist dies nun einmal nicht, und die von H. vertretene Sache, die so klar und rein ist, wird durch solch ein schillerndes Parteiwort in eine ganz zweideutige Beleuchtung gerückt. Für die politischen Parteien aber, das sei zum Schlusse noch bemerkt, die für die vollstümliche Größe eines Bismard ohne Verständnis sind, und die demokratische zumal, hatte Rudolf Hildebrand nur Worte des Bedauerns, Unwillens, Zornes. Das weiß jeder, der ihn aus persönlichem oder brieflichem Verkehre näher hat kennen lernen.

Leipzig.

Georg Berlit.

J. D. Manzer, w. kaiserl. Rath, I. I. Prof. a. d. Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz und em. I. I. Bezirkschulinspektor, und Robert Manzer, Direktor der Knaben- und Mädchenbürgerschule zu Tetschen. Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Leipzig 1890. 167 S.

Vorliegendes für die Hand der Schüler bestimmtes Buch empfiehlt sich durch einfache Ausdrucks- und Darstellungsweise; doch bedarf letztere der wissenschaftlichen Vertiefung durch den Lehrer. Die Verfasser fußen auf Herbart. Nach einer kurzen Einleitung (7 S.) über Begriff, Möglichkeit, Notwendigkeit, Schranken, Kunde, Hilfswissenschaften und Einteilung der Erziehung wird dargestellt: 1. das Subjekt der Erziehung, der Zögling nach Leib und Seele (89 S.), 2. Zweck und Grundsätze der Erziehung, sowie fehlerhafte Erziehungsweisen (8 S.), 3. Regierung, Zucht und Unterricht (14 S.), 4. die Formen der Erziehung (16 S.). Anhangsweise wird über das Jugendspiel und den Handfertigkeitsunterricht gehandelt (32 S.). Das ganze Buch durchweht ein echt christlicher, doch keineswegs einseitig katholischer Geist. Nur an einigen Stellen merkt man, daß die Verfasser Katholiken sind, so an den öfter erwähnten „religiösen Übungen“ und bei der Aufzählung der fehlerhaften Erziehungsweisen. Hierzu wird mit Recht die „pietistische Erziehung“ (S. 103) gerechnet, sowie auch (S. 104) „die asketische Erziehung, welche den Zögling besonders an eine außerordentliche Frömmigkeit und Entfagung zu gewöhnen sucht“, und „die technische (hofmeisternde)“, welche „den Zögling nie sich selbst überlassen, sondern ununterbrochen an ihm regeln und richten“ will; doch während bei Erwähnung ersterer der Herrnhuter und Herm. Franckes rügend gedacht wird, werden bei der beider letzten Erziehungsarten die Jesuiten ganz übergangen. Sollte der Verfasser wirklich deren Erziehungsweise nicht unter die fehlerhaften mit

rechnen, und ist es billig, evangelische Setten und Schulen tabelnd mit Namen aufzuführen, bei den katholischen dies aber zu unterlassen?

Unumwundenes Lob verdienen folgende Äußerungen (S. 2): „so muß die Selbsterziehung durchs ganze Leben des Menschen sich fortsetzen.“ — (S. 3) „Der Erzieher muß die vorhandenen Anlagen des Kindes kennen, wenn er es naturgemäß erziehen will.“ — (S. 53) „In der Anordnung und Frageweise muß die Wiederholung dem Stoffe eine gewisse neue Seite zu geben suchen.“ — (S. 61) „Die logische Einteilung der Begriffe ist ein wichtiges Mittel zur Verstandesbildung.“ — (S. 75) „daß die Herzen der Kinder mehr und mehr von dem Inhalte der religiösen Wahrheiten erwärmt . . . werden.“ — (S. 92) „Für Erziehung muß als Grundsatz gelten, daß sie sich bei dem allmählichen Fortschreiten des Alters an den natürlichen Entwicklungsgang des Böglingß zu halten habe.“ — (S. 101) „Die Erziehungsmittel besonders die stärkeren, dürfen nicht zu oft in Anwendung kommen.“ — (S. 107) „Gebot und Verbot müssen vernünftig und unwiderruflich sein.“ — (S. 108) aus Kellners Aphorismen: „Zu den Ausgeburten einer übel verstandenen Philanthropie gehört die Meinung, zur Frendigkeit des Gehorsams bedürfe es jedesmal der Einsicht in die Gründe des Befehles und unbedingter Gehorsam widerstreite der Menschenwürde.“ — (S. 110) „Jede vernünftige Strafe schließt sich der Art und dem Grade des Fehlers möglichst genau an.“ — (S. 120) Die Familienerziehung kann zwar durch eine andere Erziehung ergänzt, nie aber durch eine andere vollständig ersetzt werden.“

Wie ein roter Faden durchzieht die Empfehlung des Jugendspiels und des Handfertigkeitunterrichts das ganze Buch. Im Anhang wird die Forderung ausgesprochen und zu begründen versucht, daß Jugendspiel und Handfertigkeitunterricht regelmäßige, von seminaristisch gebildeten Lehrern zu lehrende Fächer werden sollen. Ich pflichte den Verfassern darin bei, daß die Schule die Pflicht hat, für die körperliche Entwicklung der Schüler zu sorgen. Höher als die Gesundheit aber schlage ich die Gesundheit der Schüler an. Die Gesundheit fördert die Schule am besten dadurch, daß sie den Schülern Zeit giebt, sich möglichst viel in frischer Wald- und Wiesenluft (die verräucherte Schulgartenluft ist keine frische Luft) nach eigenem Ermessen herumzutummeln. Dies kann sie dadurch erreichen, daß sie für den Sommer einen ganz anderen Unterrichtsplan einführt als für das Winterhalbjahr und so möglichst alle Sommernachmittage unterrichtsfrei macht, am allerwenigsten dadurch, daß sie zwei neue Unterrichtsfächer aufnimmt. Wenn unsere Jugend wieder Zeit zum Spielen hat, wird sie von selbst ohne Schulmeisterei wieder spielen lernen. Wegen gelegentliche Wanderungen

und Spiele unter Leitung des Lehrers bin ich nicht; doch sind dieselben nicht, wie die Verfasser wollen, nach sondern während der Schulzeit vorzunehmen; sonst sind sie für den abgetriebenen Lehrer und die abgetriebene Klasse mehr eine Last als eine Lust. Für die Aufnahme des Handfertigkeitsunterrichts bin ich insofern, als er sich mit anderen bereits eingeführten Unterrichtsfächern verbinden läßt, wie mit Geometrie und Naturwissenschaften. Mathematische Figuren und Körper mögen die Schüler unter Anweisung der Lehrer anfertigen, vielleicht auch ihre Hefte. Zu meiner Freude habe ich in Plauen öfter während des Sommers unter Leitung des Lehrers Realschüler im Freien praktische Feldmessungen vornehmen und andere Schüler die Pflanzen in Feld und Wald betrachten sehen.

Borna.

Carl Franke.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Sechste Abteilung, für Unter-Sekunda, von Prof. Dr. Chr. Muff, Direktor des Königl. Wilhelms-Gymnasiums in Kassel. Berlin, Grote, 1894. 384 S geb. Mark 2,40.

Der Prosateil zeichnet sich aus durch eine erfreuliche Fülle von Lesebüchern, die dem Standpunkt der Unter-Sekunda und dem dieser Klasse zufallenden Lehrstoffe entsprechen, als Stilmuster dienen können und durch wissenschaftlichen und anziehenden Inhalt die Schüler zugleich belehren und unterhalten. Sie entnehmen ihren Stoff verschiedenen Gebieten, so der Geschichte, der Kulturgeschichte, der Naturkunde, der Erdkunde und, was besonders hervorzuheben ist, auch der Sprachkunde (Nr. 42—45). Der geschichtliche Teil (Nr. 1—12) schließt sich eng an die Bestimmungen der neuen Lehrpläne über den Geschichtsunterricht in der Unter-Sekunda an und beschränkt sich demgemäß auf Darstellungen aus der neueren, namentlich der preussischen Geschichte seit Friedrich dem Großen. Mit Rücksicht auf die Apperzeption des Inhalts und auf die Konzentration des Unterrichts ist ja darin gewiß ein Vorzug zu sehen. Aber allzuängstlichen Anschluß der Lesebücher an den geschichtlichen Unterricht halte ich doch für unnötig. Die Praxis lehrt, daß es nichts schade, wenn ein deutsches Lesebuch auch andere Abschnitte der Geschichte berücksichtigt als die gerade in den Geschichtsstunden behandelten. Und wenn den Schülern im deutschen Unterrichte derselbe Stoff geboten wird wie im geschichtlichen, so führt das leicht zur Ermüdung und schwächt das Interesse, statt es zu steigern; der Gegenstand müßte denn, wie es allerdings in dem russischen Lesebuche zum Teil der Fall ist, unter anderem Gesichtspunkte betrachtet werden als in der Geschichtsstunde.



berücksichtigung. Daß nur zwei Abschnitte auf die nämlich Nr. 14 und 37, ist um so mehr zu bedauern. Sekunda leider kein besonderer Prosateil vorgeführt und bildende Kunst sind ganz ausgeschlossen, obgleich die Forstners Betrachtung des Kölner Doms oder epische, lyrische und dramatische Kunst sich wohl geeignet scheint mir Fried's Rede über die Aufgabe des Dichters für diese Stufe zu hoch, Muffs Rede über Wilhelm (Nr. 39) trotz ihres Wertes überflüssig, weil Nr. 11 und 12 vorkommt. Auch die Aufsätze namentlich die Ehre unter Nr. 35, da ich es nicht halte, Aufsätze nach dem Chrienmuster von den lassen.

Trotz dieser Ausstellungen stehe ich jedoch als sehr geeignetes Bildungsmittel für den Unter-Sekunda zu bezeichnen.

Der poetische Teil steht aber nicht auf der bearbeiteten Tertiateile des Paulsiet-Muffschen pläne von 1892 sind auch hier maßgebend gewesen hier sehr reichlich bemessen, zumal wenn man Sekunda außerdem Dramen zu lesen sind; auch Gutes. Aber im ganzen ist bei der Auswahl, punkte der Schüler nicht genug Rechnung getraut auf den Geschichtsunterricht der Unter-Sekunda. Poesie betont wird, ist durchaus in der Ordnung. der zum Teil recht langen Stücke von Scherer (51, 52 und 54), deren poetischer Wert nicht Kriegspoesie doch etwas einseitig in den Vorbezug das ein kleinerer Schade, als daß sonst gerade und kräftigen Tönen auffällt. Alle aufgenommen eines Schuljahres in der Klasse zu lesen, ist ja auch unnötig. Aber es sollten in dem Lesebuch von denen man sich überhaupt nicht recht vorstellen Unter-Sekunda behandelt werden könnten, so mögen, z. B. das oberbayerische Lied an die Lene schauliche Idylle „Ruhe“ von Merdel (Nr. 58) reifen, männlichen Geschmacks recht gewürdigt sind für den Sekundaner zu kindlich, so das auch die Künstler berufen werden“ von Reinick (97) dem Felde“ von Spitta (101), „Na 'n Buten!“

selbst „De Tigerjagd“ von Reuter (92). In vielen herrscht weiche, andächtig-fromme, wehmütige Stimmung, so in Nr. 164 bis 166, 95, 104, 139, 149, 150, 159. Manche passen mehr für empfindsame Mädchenherzen als für die Natur heranwachsender Jungen, so 98 und 154; dahin gehören auch „Der Blumen Rache“ von Freiligrath (83), „Die Mählerin“ von Uhland (88), „Das Fischermädchen von Burano“ von Platen (90) und selbst „Die alte Waschfrau“ von Chamisso (89).

Die Anforderungen, die an die Denkhätigkeit der Schüler gestellt werden, sind im ganzen nicht sehr hoch. Warum sind z. B. nicht aufgenommen: Das eleusische Fest, die vier Weltalter, Cassandra, das Siegesfest von Schiller? Auch Bürgers Lenore fehlt in der ganzen Sammlung.

Eine willkommene Zugabe des Lesebuches besteht darin, daß der grammatische Anhang und der Kanon aller in den früheren Klassen zum Auswendiglernen vorgeschlagenen Gedichte wieder abgedruckt sind.

Ich fasse zusammen: Das Ruffschs Lesebuch hat große Vorzüge und kann abgesehen von den angeführten Mängeln des poetischen Teiles empfohlen werden. Wird bei einer neuen Auflage die Auswahl der Gedichte einer erneuten Prüfung in der angeedeuteten Hinsicht unterzogen, so wird das Buch als Schulbuch sehr gewinnen.

Wesel.

Heinrich Giesl.

D. König, Rektor der höheren Mädchenschule zu Bunzlau. Geschichte der deutschen Litteratur in zusammenhängender Darstellung für höhere Mädchenschulen und die weibliche Jugend, sowie für jeden, der sich in die geschichtliche Entwicklung der poetischen Litteratur der Deutschen einführen will. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1892. 146 S.

Bei der im Verhältnis zum Stoffe so knappen Zeit, die der deutschen Litteraturgeschichte nicht bloß an höheren Töchter Schulen, sondern überhaupt an den höheren Schulen eingeräumt ist, gebietet sich die größte Sparsamkeit mit derselben von selbst. Sie ist auch im vorliegenden Buche in der Auswahl der Dichter und Gedichte meist auf das trefflichste angewandt worden, so enthält es von den althoch- und altniederdeutschen Dichtungen nur das Hildebrandlied, den Heliand und den Krift. Überhaupt sind der gesamten Zeit vor Klopstock nur 63 Seiten, der seit Klopstock dagegen 83 Seiten eingeräumt; ein entschieden zu billigenes Verhältnis; denn wohl sind für die Universität die Entwicklungsperioden, für die Schule jedoch die Blütezeiten die wichtigeren. Daß aber Haller und Hagedorn gar nicht erwähnt werden, ist in der Beschränkung zu weit gegangen. Dagegen ist es zu billigen, daß in dieser Auflage G. Brentano und J. P. Hebel besonders berücksichtigt sind.

Doch in einer anderen Beziehung vermisse ich diese löbliche Sparsamkeit: da die Schule mit der Zeit so geizen muß, hat sie m. E. mehr die Dichtungen als die Dichter zu behandeln und alles lebensgeschichtliche Beiwerk möglichst zu beschränken. Dies hat der Verfasser öfter nicht gethan, so bei Otfrib, Roswitha (wo es in diesem für Mädchen bestimmten Buche begreiflich ist), Luther, von dem die Schülerinnen doch bereits das Notwendigste wissen müssen, P. Gerhardt u. a. So macht das Reinbiographische bei Klopstock die reichliche, bei Herder die genaue Hälfte, bei Chamisso sogar vier Fünftel aus. Es erklärt sich dies in der auf dem Titelblatte und in der Einleitung (S. III) ausgesprochenen Nebenabsicht. Nun es schadet nichts, wenn die Schülerinnen zu Hause ausführlichere Lebensbeschreibungen der Dichter lesen; nur darf sich der Lehrer nicht durch dieses Buch verleiten lassen, jene zu eingehend im Unterrichte zu behandeln.

Zur Hauslektüre eignet sich diese Litteraturgeschichte auch wegen ihrer einfachen, leicht faßlichen und doch schönen Darstellung und Schreibweise. In dieser Beziehung sind folgende Abschnitte lobend hervorzuheben: Volkspoesie während der Völkerverwanderung, das Silberbrandlied, das Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide sowie der allgemeine Abschnitt über die Romantiker.

Als Wiederholungsbuch ist sie besonders wegen der übersichtlichen und verhältnismäßig ausführlichen Inhaltsangaben verwendbar, wodurch sie manches umfangreichere Buch übertrifft. Von neueren Dichtern sind Wieland, Goethe und Schiller musterhaft gezeichnet.

Hinsichtlich der Einteilung und Gruppierung bin ich mit manchem nicht einverstanden. Daß „man in der Regel sechs Perioden unterscheidet,“ ist zu viel behauptet; die Regel ist doch wohl die mit der Sprachentwicklung ziemlich parallele Einteilung in drei oder vier Hauptperioden, welche wegen dieses Parallelismus gerade für die Schule am praktischsten und übersichtlichsten ist. Der wesentlichste Unterschied dieser von der ersten Auflage besteht nach dem Verfasser darin, daß „an die Spitze der Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit — Luthers Bibelübersetzung gestellt worden ist“. Ich bin der letzte, der die hohe Bedeutung Luthers für unsere Sprache und Litteratur verkennt; aber ich halte es für zu weit gegangen, ihn, dessen litterarische Thätigkeit erst 1516 beginnt und dessen Hauptwerk, die Bibelübersetzung, erst 1522 zu erscheinen anfängt, vor Sebastian Brant zu stellen, dessen Narrenschiff schon 1494 „sofort ungewöhnliches Aufsehen erregte“. Daß Hans Sachs, der „bereits 1513 sein erstes Lied dichtete“, Luthern vorangeht, table ich nicht, wohl aber, daß er in Folge seiner Überweisung aus der Reformationszeit in die „Periode des Nachlebens der ersten Blütezeit“ gleichfalls vor S. Brant steht.

Ungenauer Ausdruck liegt entschieden S. 1 vor in: „Rücksichtlich der Entwicklung und Gestaltung der deutschen Sprache können wir vier Perioden unterscheiden: 1. die gotische“ —; denn noch auf derselben Seite nennt der Verfasser die gotische eine der Deutschen nahe verwandte Sprache. Durch erstere Äußerung leistet er aber der Verwechslung von germanisch und deutsch Vorschub, besonders da er die gotische Bibelübersetzung mit in den ersten Abschnitt seiner deutschen Litteratur hineingenommen hat; sie gehört in die Einleitung oder auch in eine vorarlolingische Periode, in welcher auch der nordischen und angelsächsischen Dichtung, sowie dessen, was Tacitus von germanischer Poesie berichtet, kurz gedacht werden könnte.

Der Verfasser bemüht sich ernstlich, alle streitigen Punkte von seinem Schulbuche fernzuhalten, so übergeht er verständigerweise die Lachmannsche Nibelungenliedhypothese gänzlich. Trotzdem stellt er einige sehr bestrittene Behauptungen auf, so, daß die Nibelungenklage von Rudolf von Ems sei, daß Goethes Sängler, Schillers Handschuh, Kampf mit dem Drachen und Graf von Habsburg Balladen seien (S. 108).

Ein weit verbreiteter, doch schon berichtigter Irrtum<sup>1)</sup> ist, daß Körner „am Morgen des 26. August“ (S. 127) also an seinem Todestage das Schwertlied gedichtet habe. Dagegen sprechen des Lützowers Keuth Worte (Hempel, Körner I, S. 96): „Körner schrieb dies Gedicht am 24. August morgens in Kirch-Jesar, wozu ich ihm den Bleistift lieh“ — und die des Lützower Benker (ebenda S. 95 u. 96), laut derer Körner bereits abend den 25. August „das Schwertlied: Du Schwert an meiner Linken vortrug und es in seiner Briestafche verwahrte, in welcher es am nächsten Tage gefunden wurde“.

Trotz einiger Mängel ist vorliegendes Werkchen als Schülerbuch nicht bloß höheren Töchterschulen, sondern auch anderen höheren Schulen, an denen möglichste Stoffbeschränkung rätlich ist, zu empfehlen.

Borna.

Carl Franke.

### Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Nr. 10: Oktober: Herman Firt, Der indogermanische Accent, besprochen von Friedrich Kluge. — Hermann Wunderlich, Unsere Umgangssprache, in der Eigenart ihrer Saffügungen dargestellt, besprochen von D. Behaghel (mit Wunderlichs Auffassung der einzelnen Erscheinungen kann man, bei mannigfachem Widerspruch im einzelnen, im ganzen wohl einverstanden sein.) — Ed. Adamek, Die Rätsel unserer deutschen Schülernamen, bespr. von Adolf

1) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1891 Nr. 71 Theodor Körner S. 284.

Socin. — Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, 12. Bd. u. 9. Bd., besprochen von H. Wunderlich (wenn schon in jede kritische Ausgabe eines Schriftstellers Gegensätze der Interessen und der Standpunkte hineinspielen, die eine reine Lösung der Aufgaben erschweren oder ganz ausschließen, so kommt für die Lutherausgabe das besondere Hemmnis hinzu, daß sie mit denselben Leistungen vor dem Forum der Theologie und zugleich auch vor dem der deutschen Philologie bestehen soll. Die beiden vorliegenden Bände bedeuten nun eine entschlossene Wendung nach der philologischen Seite, eine Wendung, die der Berufung des Germanisten Paul Pietsch zum Sekretär der Kommission (1890) zu danken ist... Eine wesentliche Neuerung liegt im Variantenverzeichnis, wo nunmehr auch die Nachdrücke Berücksichtigung finden... Namentlich hat Pietsch auch den Nutzen, den uns die Handschriften für grammatikalische Untersuchungen gewähren, kräftig herausgearbeitet).

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft IX (ausgegeben am 1. Oktober 1895): Die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache, Festvortrag, gehalten auf der 8. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Graz (21. Juli 1895) von Hermann Dunger in Dresden. — Die Stellung des Zeitwortes nach und. Von Professor Albert Heinze in Stolp (spricht sich gegen die Umstellung nach und aus und verurteilt sie unbedingt). — Bemerkungen dazu von Johannes Böschel.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, Nr. 11: Th. Uhle in Görlitz, Die Entwicklung der deutschen Sprache bis auf Luther in den Grundzügen. Ein Abriss für Laien. — J. E. Wälzing, Biergasse, Biergasse.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhäusen. Neue Folge: III. Inhalt des 1. und 2. Heftes: Georg Steinhäusen, Gustav Freytags Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. — Heinrich Heidenheimer, Ein Mainzer Humanist über den Carneval (1495). — Conrad Thuemmel, Das Einlager der altdeutschen Rechtsgeschichte. — Willi Bargeß, Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Bernigerode im Mittelalter. I. — Miscellen. John Meier, Zu der Aufzählung von Spielen in Bd. II, S. 416. Joh. Moser, Ein Himmelsbrief. — Mitteilungen und Notizen. Indogermanische Altertumskunde. — Die Kulturgeschichte in den Mittelschulen und verwandten Unterrichtsanstalten. — Professoren der Kulturgeschichte. — Buchdruckerkunst bei den Römern.

### Neu erschienene Bücher.

Otto Webbigen, Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden, Heinrich Rüpenkirch 1895. VI, 248 S. Preis M. 5, geb. M. 6.

J. Wyßgram, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. 18.—16. Lieferung (Schluß). S. 385—539. (Preis der Lieferung 60 Pf.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1895.

- Gäntner A. Saalfeld, Katechismus der deutschen Rechtschreibung. VI, 353 S. Preis M. 2,50. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. (Webers illustrierte Katechismen Nr. 21.)**
- Kemény Ferencz, Johann Peter Hebel, Das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Ausgabe für ungarische Schulen. Budapest, Franklin-Verlag 1895. 96 S. Preis 40 Kreuzer.**
- Karl Strobel, Ausführlicher Entwurf zu einem Lehrplan für den deutschen Unterricht in einer siebenklassigen Volksschule. Berlin, J. Neutel 1895. 40 S.**
- Karl Strobel, Deutsche Sprachübungen. Ein Aufgabenbuch für mehrklassige Schulen. 2. und 3. Heft. Preis des Heftes 10 Pf., geb. 20 Pf. Berlin, J. Neutel 1895.**
- Freitag's Schulausgaben (Leipzig, G. Freitag): Dichter der Freiheitskriege. Auswahl aus Körner, Schenkenberg, Arnst, Müllert. Von R. Bindel. Euripides, Iphigenie auf Tauris. Von F. Mertens. Goethe, Egmont. Von G. Burg-hausser. Geb. 60 Pf. Goethe, Faust. Von A. Sauer und F. Wäspurger. Goethe, Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bachmann. Goethe, Götze von Ber-linchen. Von A. Sauer. Geb. 90 Pf. Goethe, Hermann und Dorothea. Von A. Hauffen. Geb. 50 Pf. Goethe, Iphigenie auf Tauris. Von R. Jander. Goethe, Torquato Tasso. Von L. Chevalier. Geb. 60 Pf. Goethe, Dichtung und Wahrheit. Von R. Hachez. 2 Bände. Geb. à 80 Pf. Hainbund, Aus-wahl aus Höltz, Stollberg, Boff, Bürger, M. Claudius. Von R. Bindel. Hans Sachs und das deutsche Volkslied. Von E. Stehle. Herder, Eid. Von R. Reichel. Geb. 80 Pf. Homers Odyssee. Von E. Stehle. Geb. 70 Pf. Kleist, Die Hermannschlacht. Von F. Rynall. Geb. 60 Pf. Kleist, Prinz von Homburg. Von A. Benedict. Geb. 50 Pf. Klopstock, Auswahl von Oden. Von R. Bindel. Körner, Friny. Von E. Kamprath. Lessing, Abhandlungen über die Fabel. Von H. Lambel. Geb. 70 Pf. Lessing, Emilia Galotti. Von D. Langer. Geb. 70 Pf. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Von R. Manlik. Geb. 90 Pf. Lessing, Laokoon. Von R. Manlik. Geb. 60 Pf. Lessing, Minna von Barnhelm. Von E. Alschler. Geb. 70 Pf. Lessing, Miß Sara Sampson. Von R. Manlik. Geb. 60 Pf. Lessing, Nathan der Weise. Von D. Retoliczka. Geb. 80 Pf. Schiller, Die Braut von Messina. Von L. Lumitz. Geb. 80 Pf. Schiller, Don Carlos. Von D. Stollaska. Geb. 90 Pf. Schiller, Fiesko. Von D. Langer. Schiller, Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bachmann. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Von F. Wäspurger. Geb. 60 Pf. Schiller, Rabale und Liebe. Von R. Hachez. Schiller, Maria Stuart. Von E. Alschler. Geb. 80 Pf. Schiller, Die Räuber. Von R. Scheich. Geb. 80 Pf. Schiller, Wilhelm Tell. Von P. Strzemcha. Geb. 60 Pf. Schiller, Wallen-stein, von E. Keller. Shakespeare, Julius Cäsar. Von A. Gruschla. Geb. 60 Pf. Shakespeare, Coriolan. Von B. Swoboda. Geb. 70 Pf. Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Von J. Seifert. Geb. 50 Pf. Sophokles' König Odi-pus. Von F. Mertens. Geb. 60 Pf. Uhland, Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bach-mann. Geb. 70 Pf. Uhland, Herzog Ernst von Schwaben. Von R. Eichhoff. Geb. 60 Pf. Boff, Luise und 70. Geburtstag. Von L. Jörn. Geb. 60 Pf.**
- D. Hellinghaus, Homers Odyssee übersetzt von J. H. Boff. Münster, Wich-en-dorffsche Buchhandlung. (Meisterwerke unserer Dichter 41 — 43.) Preis 60 Pf.**

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher u. d. d. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II









Princeton University Library



32101 066161926



